MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

HERAUSGEGEBEN

von

PROF. DR. RUDOLF MUCH, HOFRAT DR. RICHARD LASCH,
PROF. DR. OSWALD MENGHIN, PROF. DR. ROBERT STIGLER.

SCHRIFTLEITER: MINISTERIALRAT D. LEO BOUCHAL.

LIII. BAND.

MIT 72 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER GESELLSCHAFT.
1923.

Seite
Fuhrmann Ernst, Afrika, Sakralkulte *(V. Christian)* 239
— — Neu-Guinea *(L. Bouchal)* 321
Gamio Manuel, Poblaciones regionales de la Republica Mexicana *(F. Röck)* 305
Girke Georg, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit *(A. Mahr)* . . . 325
Grohmann Adolf, Südarabien als Wirtschaftsgebiet *(V. Christian)* 300
Grosse Ernst, Die ostasiatische Plastik *(M. Stiassny)* 231
Hertel Johannes, 92 Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien *(R. Bleichsteiner)* . . . 95
Illustrierte Völkerkunde, herausgegeben von **Dr. Georg Buschan,** I *(V. Christian)* 91
Jennes D. and **Ballantyne A.,** The Northern D'Entrecasteaux *(L. Bouchal)* 111
Juynboll H. H., Catalogus van's Rijks Ethnographisch Museum, XVI. Celebes, I *(L. Bouchal)* . . 239
Kirfel W., Die Kosmographie der Inder *(F. Röck)* 93
Koch-Grünberg Theodor, Vom Roroima zum Orinoco, V *(L. Bouchal)* 244
Kremer J., Atjeh *(L. Bouchal)* 303
Kühnel Ernst, Miniaturmalerei im islamischen Orient *(E. Diez)* 237
Kümmel Otto, Das Kunstgewerbe in Japan *(M. Stiassny)* 233
Laufer Berthold, Milaraspa. Tibetische Texte *(R. Bleichsteiner)* 238
Lehmann Dr., Walter, Altmexikanische Kunstgeschichte *(F. Röck)* 105
Levy-Bruhl L., La mentalité primitive *(R. Lasch)* 299
Lindblom Gerhard, Negerhistorier kring lägerelden *(L. Franz)* 98
Luschan Felix v., Völker, Rassen, Sprachen *(V. Christian)* 90
Marzell Dr. Heinrich, Unsere Heilpflanzen, ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde *(O. Hovorka)* 93
Mörner Birger, Aráfis tropiska år *(L. Bouchal)* 249
Nordenskiöld Erland, Indianer und Weiße in Nordbolivien *(L. Bouchal)* 108
— — The copper and bronze ages in South America *(F. Heger)* 311
— — Deductions suggested by the geographical distribution of some post-columbian words used by the Indians of South America *(F. Heger)* 314
Oberhummer E., Kypros *(V. Christian)* 300
Pfeiffer Dr. L., Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen *(A. Mahr)* 323
Plischke Dr. Hans, Der Fischdrachen *(L. Bouchal)* 109
Praschniker C., Kretische Kunst *(M.)* 299
Preuß Konrad Theodor, Religion und Mythologie der Uitoto *(F. Röck)* 317
Rasmussen Knud, In der Heimat des Polarmenschen *(R. Bleichsteiner)* 319
— — Grönlandsagen *(R. Bleichsteiner)* 320
Read Carveth, The Origin of Man and of his superstitions *(R. Lasch)* 226
Rivers W. H. R., Essays on the depopulation of Melanesia *(L. Bouchal)* 110
Roscoe J., The Northern Bantu *(M. Schmidl)* 240
Rücker-Embden Dr. Oskar, Chinesische Frühkeramik *(M. Stiassny)* 302
Saare Friedrich, Die Kunst des alten Persien *(E. Diez)* 237
Sarasin Fritz, Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyaltyinsulaner *(V. Lebzelter)* 296
Saville Marshall H., Turquois mosaic art in ancient Mexico *(F. Heger)* 309
Scheidt Walter, Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde *(V. Lebzelter)* 294
Schmidt Dr. Max, Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre *(R. Lasch)* 227
Stefánsson Vilhjalmur, Länder der Zukunft. Fünf Jahre Reisen im höchsten Norden *(R. Lasch)* . 318
Studien zur Kunst des Ostens, Josef Strzygowski zum 60. Geburtstage *(M. Stiassny)* 229
Tillema H. F., Kromoblanda, V *(L. Bouchal)* 97
Uhle Dr. Max, Las ruinas de Tomebamba *(F. Röck)* 315
Ungnad Arthur, Die Religion der Babylonier und Assyrer *(V. Christian)* 111
Verslag van de militaire exploratie van Nederlandsch-Nieuw-Guinee 1907—1915 *(L. Bouchal)* . . . 322
Wirz Dr. P., Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea *(L. Bouchal)* 110
With Karl, Buddhistische Plastik in Japan *(M. Stiassny)* 233
Erwiderung: *R. Berliner, E. Diez* 326

Sitzungsberichte. Jahrgang 1922/23 . . . . . [1]
Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Druckfehlerberichtigungen 112

Beiträge zur physischen Anthropologie der Balkanhalbinsel.

I. Teil: Zur physischen Anthropologie der Südslawen.

Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien am 8. Februar 1922.

Von **Dr. Viktor Lebzelter**, Wien.

I. Einleitung.

Während eines Aufenthaltes in Krakau im Jahre 1916 hatte ich Gelegenheit, an russischen und serbischen Kriegsgefangenen anthropologische Untersuchungen anzustellen. Insgesamt konnten 440 Individuen untersucht werden, von denen 300 auf Vertreter von Balkanvölkern entfielen. Über diese Untersuchungen hat R. Pöch[1]) bereits kurz berichtet. Die Albaneraufnahmen fanden bereits in der Arbeit von A. Haberlandt und mir Verwertung.[2]) Die Untersuchungen an serbischen Zigeunern wurden ebenfalls schon früher publiziert.[3])

Die vorliegende Untersuchung basiert auf einer Reihe von 196 Serben, teils Kriegsgefangenen der Drina-, Donau-, Morawa- und Schumadjadivision, teils Zivilinternierten aus den damals von Österreich-Ungarn verwalteten Gebieten Nordwestserbiens. Der größere Teil der Untersuchten stammt aus Nordwestserbien und dem Morawatale, doch sind auch die östlichen und südlichen Bezirke, wenn auch schwach, vertreten. (Siehe Tabelle S. 31.)

Bei der Durchführung der Untersuchungen wurde ich von meinen damaligen Kameraden Herrn Postverwalter Joh. Friedl aus Bregenz und Herrn J. Jerosolimski aus Warschau in der selbstlosesten Weise unterstützt. Ohne die Hilfe dieser beiden Männer hätte ich die Arbeit überhaupt nicht ausführen können. Herr Jerosolimski führte die Aufnahmslisten und fungierte als Dolmetsch. Von Herrn Friedl stammt der größte Teil der photographischen Aufnahmen.

Das ehemalige Festungskommando Krakau und das Lagerkommando Dąbie gestatteten mir in zuvorkommender Weise die Vornahme der Untersuchungen. Leider konnte ich selbst nur an dienstfreien Sonntagen die gerade nicht auf Arbeit befindlichen Kriegsgefangenen untersuchen. Es wurde kein Zwang ausgeübt und so sei an dieser Stelle auch allen Männern gedankt, die sich in ihren Ruhestunden für eine wissenschaftliche Untersuchung freiwillig zur Verfügung stellten.

Besonderen Dank schulde ich meinem leider allzu früh dahingeschiedenen Lehrer R. Pöch für vielfachen Rat und Unterstützung.

---

[1]) R. Pöch, III. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 47, 1917.

[2]) A. Haberlandt und V. Lebzelter, Zur physischen Anthropologie der Albaner. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. 17, 1919.

[3]) V. Lebzelter, Zur physischen Anthropologie der serbischen Zigeuner. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, N. F., Bd. 52, 1922.

II. Technische Bemerkungen.

Die Aufnahmen wurden mit den R. Martinschen Instrumenten genau nach den von R. Martin gegebenen Vorschriften (Lehrbuch der Anthropologie, 1914) vorgenommen. Ich würde jedes Abweichen davon als einen schweren Kunstfehler betrachten. Auf der Einheitlichkeit der Untersuchungsmethoden ruht die Entwicklungsmöglichkeit unserer Wissenschaft. Die folgenden Bemerkungen treffen einige Neuerungen und Ergänzungen, aber keine der mit Unrecht beliebten „Verbesserungen" eingelebten und bewährten Methoden.

1. Augenfarbe.

Wässerige und gesättigte Irisfarben. Die dunklen Irisfarben (schwarzbraun bis hellbraun) sind „Körperfarben"; die grauen und blauen Töne dagegen sind „Farben trüber Medien". Diese entstehen, wenn Licht in ein sonst gut durchsichtiges Medium einfällt, in dem sehr viele und sehr feine undurchsichtige Teilchen verstreut sind. Die Farben trüber Medien sind meist ziemlich unbestimmt; dasselbe gilt auch von den hellen Irisfarben. Diese sind unzweifelhaft auch bis zu einem gewissen Grade von der Art der Beleuchtung abhängig. Dies gilt besonders für die sogenannten „wasserblauen" Augen, wie wir sie häufig bei der nordischen Rasse und wohl auch bei der „Weichselrasse" J. Denikers finden. Bei diesem Typus finden wir alle Abstufungen vom hellsten Blau und Blaugrau bis zum tiefsten Blau; bei blauem Himmel und warmer Beleuchtung erscheinen solche Augen dunkelblau und dunkelgrau, bei gelbem fahlen Licht dagegen heller; hellgraue und hellblaue Augen erscheinen dann oft blaßgrün. Einen anderen Typus stellen jene hellgrauen bis dunkelblaugrauen Augen dar, bei denen die Irisfarbe wie mit Deckfarbe aufgetragen erscheint; betrachtet man die Iris genauer, so scheint es, als ob die Farbe auf einem „gekörnten" Grund aufgetragen wäre. Diese „kompakteren" Irisfarben sind weit weniger von der augenblicklichen Belichtung abhängig wie die „wässerigen"; wir finden sie besonders häufig bei der Ostrasse. Da es sich um einen wichtigen Rassenunterschied zu handeln scheint, schlage ich vor, die hellen Irisfarben noch durch Hinzufügen eines zweiten Buchstaben als „gesättigt"[1]) (g) oder „wässerig" (w) zu charakterisieren.

So verschieden also die Farben heller Augen bei verschiedener Beleuchtung erscheinen können, so weisen doch bei derselben Beleuchtung keineswegs alle hellen Augen die gleiche Farbe auf. Wir finden auch dann alle Farben von hellgrau bis dunkelblau, können also die individuellen Unterschiede bestimmen — freilich gilt die Einschränkung, daß diese Bestimmung jeweils bei gleicher Beleuchtung erfolgen sollte. Auf die braunen Irisfarben hat die Beleuchtungsart keinen ersichtlichen Einfluß.

Grüne und grünliche Augen. Helle Augen können unter bestimmter Beleuchtung blaßgrün erscheinen. Es gibt aber auch Augen, die bei gewöhnlichem diffusen Licht hellgrün oder grasgrün erscheinen. Ich fand sie öfter in Verbindung mit rotem Haar bei Juden. Sonst sind sie sehr selten.

v. Erkert[2]) erwähnt bei Kaukasusvölkern öfters „hellgrüne" und „gelbgrüne" Augen. Diese hellgrünen Augenfarben dürfen nicht mit den als „grünlich" (R. Martin, e) bezeichneten zusammengeworfen werden. Wenn auf grauem Grunde braune oder gelbliche Pigmentflecken fein verteilt sind, entsteht unter Umständen der Eindruck einer unbestimmten „grünlichen" Farbe. Sind die Farbflecken klein und schlägt der graue Farbton durch, dann sind die Augen „graugrün" (ef), ist hingegen der braune Farbton vorherrschend, dann nennen wir diese Augen „grünlichbraun" (de); als graubraun (df) sind hingegen solche Augen zu bezeichnen, wo sich auf der Iris auf grauem Grunde größere braune oder gelbliche Pigmentflecken distinkt abheben. Über die Art, die Irisfarbe zu bestimmen, sagt R. Martin (l. c. S. 192): „Diese (die Iris) ist in der Nachbarschaft der Pupille (Aureole) selten einheitlich gefärbt, da hier meist mannigfache Farbflecke eingestreut sind. Erst aus einiger Entfernung betrachtet, verschwinden diese mehr und mehr und man ist imstande, den Grundton des Auges, der gewöhnlich in der Peripherie am reinsten auftritt, zu beurteilen." Ich habe in

[1]) Dieser Terminus stammt von Dr. J. Weninger.

[2]) R. v. Erkert, Kopfmessungen an kaukasischen Völkern. Archiv f. Anthrop., Bd. 18, 19.

Befolgung dieser Vorschrift viele Augen mit grauer Peripherie und grünlicher Aureole noch als „grau" bezeichnet, während z. B. A. Haberlandt solche Augen schon als „grünlich" vermerkt hat. Ich glaube, daß durch die obligate Einschiebung von (ef) und (de) das subjektive Moment mehr eingeschränkt werden könnte. Unter Hinzufügung einer besonderen Bezeichnung für „hellgrüne" Augen möchte ich das R. Martinsche Schema folgendermaßen erweitern: (a) schwarzbraun, (b) dunkelbraun, (c) braun, (d) hellbraun, (de) grünlichbraun [kleine distinkte braune Pigmentflecken oder braune Aureole], (e) grünlich, (ef) graugrün, (df) graubraun [große braune Pigmentflecke], (f) dunkelgrau, (g) hellgrau, (h) dunkelblau, (i) blau, (k) hellblau, (l) hellgrün, (m) albinotisch. Übrigens kommen auch gelbe Pigmentflecken nicht selten in der Iris vor. Bertillon[1]) hat sie auch besonders berücksichtigt. Wirklich gelbe Iris kommt wohl nur ganz vereinzelt vor.

Die vielfache Anwendung der R. Martinschen Augenfarbentafel läßt es erwünscht erscheinen, die Nummern dieser Tafel mit den von R. Martin gegebenen Beziehungen in Einklang zu bringen. Herr Prof. Martin hatte die Liebenswürdigkeit mir diesbezüglich mitzuteilen: „Ein Vergleich der Termini mit den Nummern der Farbentafeln läßt sich nur annähernd durchführen. Mir scheint der folgende am besten zu entsprechen":

Nr. der Augenfarbentafel	Terminus
1	schwarzbraun (a)
2, 3	dunkelbraun (b)
4	braun (c)
5, 6	hellbraun (d)
7, 8	grünlich (e)
9, 10	dunkelgrau (f)
11, 12, 13	hellgrau (g)
14, 15	blau (h + i)
16	hellblau (k)

2. Haarfarbe.

Die Nummern der E. Fischerschen Haarproben können nach R. Martins Mitteilung den R. Martinschen Terminis folgendermaßen gleichgesetzt werden:

Nr. der Haarprobe	Terminus
27	reinschwarz (a)
4	braunschwarz (b)
5	dunkelbraun (c)
6	rötlichbraun (d)
7	hellbraun (e)
8	dunkelblond (f)
9 — 20	hellblond (g)
22 — 26	aschblond (h)
1 — 3	rot (i)

Die Anordnung der E. Fischerschen[2]) Haarproben ist so gewählt, daß die gelbbraune und die grauschwarze Reihe mit ihren hellsten Tönen zusammenstoßen. Die gelbbraune Reihe enthält eine Rotkomponente, die grauschwarze nicht. Das Vorhandensein der Rotkomponente, ist auch bei sehr dunklen Haaren im durchfallenden Licht unschwer festzustellen; sie sollte immer als „ρ" vermerkt werden.[3])

Ohne die Benützung von Haarproben ist es nach meinem Dafürhalten unmöglich, in dem Übergangsgebiete zwischen Braun und Dunkelblond von verschiedenen Bearbeitern gleichartige Resultate zu erhalten. Ich möchte daher zumindest die Benützung einer Haarlocke, die die Grenze zwischen Braun und Blond angibt (etwa der Ammonschen), (R. Martin, l. c. S. 108), für unerläßlich halten.

[1]) Bertillon A., Das anthropometrische Signalement. Von v. Sury. Leipzig 1895. — Bertillon A., Tableau des nuances de l'iris humain. Bull. Soc. Anthrop., Sér. IV, T. 3. Paris 1892.

[2]) Fischer E., Die Bestimmung der menschlichen Haarfarben. Korr.-Bl. d. D. Anthrop. Ges., Bd. 38, 1907, S. 141.

[3]) Lebzelter V., Anleitung zu konstitutionsanthropologischen Untersuchungen. Mitt. d. Volksgesundheitsamtes im B.-M. f. s. V., 1920, Nr. 11, Wien.

3. Hautfarbe.

Die Nummern der v. Luschanschen Hautfarbentafel können nach R. Martins Mitteilung den R. Martinschen Terminis folgendermaßen gleichgesetzt werden:

Nr. der Hautfarbentafel	Terminus
35	grauschwarz (a)
34 bis 33	schwarzbraun (b)
31	dunkelbraun (c)
32	rötlichbraun (d)
29 bis 26	reinbraun (e)
25 bis 22 und 6	hellbräunlich (f)
5 bis 4	gelblich (g)
1 bis 2	gelblichweiß (h)
9 bis 11 und 3	karminweiß (i)
7 und 8	fahlweiß (k)

Ohne Benützung von Hautfarbentafeln ist es nach meinen Erfahrungen unmöglich, vergleichbare Resultate zu erhalten. Das Differenzierungsvermögen ist in der weißgelbbraunen Farbenreihe überhaupt individuell ziemlich verschieden. Für die Iris- und Haarfarben hat der europäische Forscher die ganze Farbskala in der Erinnerung vor sich; bei der Hautfarbe bezeichnet derjenige, der wirklich dunkle Völker noch nicht gesehen hat, aller Wahrscheinlichkeit nach die dunkleren Nuancen fälschlich z. B. als „hellbräunlich", weil ihm der Vergleich mit wirklich hellbraunen Individuen fehlt usw.

Hingegen läßt sich die Art der Reaktion der Haut auf Sonnenbestrahlung wohl eindeutig nachweisen.[1]) Hier handelt es sich nicht nur um ein sehr wichtiges Konstitutions-, sondern auch um ein vielleicht grundlegendes Rassenmerkmal. E. Fischer[2]) hat neuestens die folgenden Unterschiede hervorgehoben: Nordische Rasse: „Die Haut ist hell, in der Sonne sich kaum bräunend, vielmehr empfindlich gegen Sonnenwirkung." „Mediterrane" Rasse: „Die Haut hat einen deutlich bräunlicheren Ton, der sich unter Sonnenwirkung zu gleichmäßig lichtem Braun verstärkt." „Alpine" Rasse: „Hautfarbe nicht so hell wie bei der nordischen Rasse, aber heller wie bei der mediterranen, unter Sonnenwirkung sich gleichmäßig bräunend." E. Fischer ist in dieser für weitere Kreise bestimmten Arbeit auf dieses Problem nicht weiter eingegangen. Ich schlage vor, die folgenden Reaktionstypen der Haut auf die Einwirkung der Sonnenstrahlen bei Europäern zu unterscheiden:

Typ I: Sehr helle Haut, unter E. d. S. starke Rötung, oft Schädigung der Haut, hernach leichte Bräunung.
Typ II: Sehr helle Haut, unter E. d. S. „Sommersprossen"-Bildung (Epheliden).
Typ III: Mäßig pigmentierte Haut, unter E. d. S. starke Rötung, meist ohne Schädigung der Haut, hernach rötlichbräunliche Färbung.
Typ IV: Mäßig pigmentierte Haut, unter E. d. S. ohne bedeutende Rötung allmähliche Entstehung gelblich-bräunlicher Farben.
Typ IVa: Relativ stark pigmentierte Haut, unter E. d. S. Vertiefung der Farbe, eventuell sehr weitgehend ohne nennenswerte sonstige Reaktion der Haut.

4. Kopflänge, Kopfbreite und Längenbreitenindex.

Die sogenannte „nichtmathematische" Statistik (Žižek)[3]) führt seit alters Seriationen der zu untersuchenden Zahlenreihen durch. Während wir aber für viele Indices und die Körperlänge anerkannte Klasseneinteilungen besitzen, ist dies für die Kopf- und Gesichtsmaße noch nicht der Fall. Eine allgemein gültige Einteilung der absoluten Maße auf Grund der Seriation sehr großer Reihen der verschiedensten Rassen ist ein dringendes Postulat. Ein so umfassendes Material steht mir nicht

[1]) Ammon O., Über die Einwirkung des Sonnenbades auf die Hautfarbe des Menschen. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop., Bd. 9, 1905.

[2]) Fischer E., In „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" von E. Bauer, E. Fischer, F. Lenz, Bd. I, S. 127, 1921.

[3]) Žižek R., Die Mittelwerte, 1908.

zur Verfügung. Die Einteilung, die ich gebe, ist eine vorläufige — möge die Kritik, selbst auf breitester Basis arbeitend, an ihre Stelle etwas Besseres setzen

Im Prinzip den Darlegungen J. Szombathys[1]) folgend, teile ich die Klassengruppen für Länge und Breite des Kopfes in je drei Serien zu acht Klassen (Intervall 1 *mm*), woran sich nach oben und unten je eine Serie mit unbestimmter Klassenzahl anschließt. Ich unterscheide:

Kopfbreite			Kopflänge		
sehr breit	164— x *mm*	(B)	sehr lang	194— x *mm*	(L)
breit	156—163 „	(b)	lang	186—193 „	(l)
mittelbreit	148—155 „	(mb)	mittellang	178—185 „	(ml)
schmal	140—147 „	(s)	kurz	170—177 „	(k)
sehr schmal	x—139 „	(S)	sehr kurz	x—169 „	(K)

Gegen die Verwertung der Indices ohne jede Berücksichtigung der ihnen zugrunde liegenden absoluten Werte haben Johannsen[2]), Iwanowski und vor allem v. Török Stellung genommen. Ich halte es daher für zweckmäßig, neben den Index immer die Abbreviaturen der Klassenserien für L. und B. zu setzen; z. B.: „L.-B.-Index 86·52 (ml B)" wäre die Charakterisierung eines hyperbrachykephalen Kopfes von mittlerer Länge und sehr großer Breite.

Die Verwertung solcher Abbreviaturen würde auch die Anwendung der B. Auerbachschen[3]) Klassifikation der Kopfformen erleichtern (s. a. R. Martin, l. c. S. 680). Eine analoge Einteilung der absoluten Höhenmaße des Kopfes wäre eine unentbehrliche Ergänzung des von mir vorgeschlagenen Verfahrens. Man könnte dann mit ein oder zwei Indices und weniger Buchstaben eine Schädelform ausreichend charakterisieren.

5. Schädelkapazität.

Ich habe in verschiedenen Reihen Schädelkapazität und Hirngewicht nach mehreren Methoden berechnet. Obwohl in der vorliegenden Arbeit auf diese Dinge nicht näher eingegangen wird, möchte ich die methodischen Resultate kurz wiedergeben. Die Werte, die wir gewinnen, können nur sehr annähernd der Wirklichkeit entsprechen. Daher verdient jenes Verfahren den Vorzug, das bei geringstem Zeitaufwand annähernd richtige Zahlen ergibt. Die Lee-Pearsonschen Formeln (Männer: 0·0337 [Länge — 11] × [Breite — 11] × [Ohrhöhe — 11] + 406·01), die R. Martin (l. c. S. 176) noch am ehesten empfehlen möchte, ergeben nach Wacker[4]) etwas zu niedrige Werte. Ich habe in Anlehnung an Welcker und Lee-Pearson von der größten Kopflänge und Kopfbreite je 11 *mm* abgezogen, zur Ohrhöhe jedoch 6 *mm* (Welcker 4—8 *mm*) addiert, dann nach Welcker[5]) den Modulus berechnet und die Kapazitätsziffer aus der Welckerschen Tafel abgelesen. Für Schädel unter 1200 cm^3 ergibt das Pearsonsche Verfahren höhere Werte; bei Schädel mit einer Kapazität von 1200—1350 cm^3 ergibt das von mir modifizierte Welckersche Verfahren etwas höhere Werte; für Schädel höherer Kapazität erhalten wir nach Welcker höhere Werte. In den Mittelwerten ergibt sich jedoch kein nennenswerter Unterschied, ob man nun das eine oder andere Verfahren anwendet.

[1]) J. Szombathy, Über relative Schädelmaße und ihre Anwendung. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 48, 1918.

[2]) W. Johannsen, Über Dolichokephalie und Brachykephalie. Archiv f. Rassenbiologie, Bd. 4, 1905. A. v. Török, Grundzüge einer systematischen Kraniometrie, 1890. Neue Untersuchungen über Dolichokephalie, 1906. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop., Bd. 8, 1905. Versuch einer systematischen Charakteristik des Kephalindex. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. 4. — S. a. O. Reche, Längenbreitenindex und Schädellänge. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. 10, 1911.

[3]) B. Auerbach, Zur Plastizität des Schädels mit Bemerkungen über den Schädelindex. Archiv f. Rassenbiologie, 1912, Bd. 9.

[4]) R. Wacker, Zur Anthropologie der Walser des großen Walsertales in Vorarlberg. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 44, 1912.

[5]) H. Welcker, Die Kapazität und die drei Hauptdurchmesser der Schädelkapsel bei den verschiedenen Nationen. Archiv f. Anthrop., Bd. 16, 1886.

6. Gehirngewicht.[1])

Die Anwendung der R. Gladstoneschen[2]) Formel ($\frac{L \times B \times H}{2{\cdot}806}$ für Männer von 20—46 Jahren) ergibt scheinbar ganz befriedigende Resultate. Wenn man aber die nach Welcker gewonnenen Kapazitätswerte mit R. Weinberg[3]) mit 0·954 multipliziert, erhält man ziemlich übereinstimmende Ergebnisse. Berücksichtigt man, daß nach Wacker durch die Schädeldicke, die beim Lebenden nicht festgestellt werden kann, Differenzen von mehr als 100 cm^3 entstehen können und daß nach Bolk[4]) das Verhältnis zwischen Hirngewicht und Schädelkapazität zwischen 73·7 und 94·0% schwanken kann, daß also wirklich verläßliche Resultate nicht erreichbar sind, so glaube ich, wird man die einfacheren Verfahren nach Welcker und Weinberg den komplizierteren anderer Autoren vorziehen dürfen.

7. Jochbogenbreite, morphologische Gesichtshöhe und morphologischer Gesichtsindex.

Analog wie bei Breite und Länge des Kopfes möchte ich auch für die absoluten Werte von Jochbogenbreite und morphologischer Gesichtshöhe eine vorläufige Einteilung vorschlagen, und zwar:

Jochbogenbreite			morph. Gesichtshöhe		
sehr breit .	152— x *mm*	(B)	sehr hoch .	130— x *mm*	(H)
breit . . .	144—151 „	(br)	hoch . . .	124—129 „	(h)
mittelbreit .	136—143 „	(mbr)	mittelhoch .	118—123 „	(mh)
schmal . .	128—135 „	(s)	niedrig . .	112—117 „	(n)
sehr schmal	x—127 „	(S)	sehr niedrig	x—111 „	(N)

In ähnlicher Weise wie der Längenbreitenindex kann auch der morphologische Gesichtsindex durch Beifügen der Abbreviaturen charakterisiert werden.

8. Breite der Jochbogen über den Kondylen des Unterkiefers („Kondylenbreite").

Wir betrachten die größte Breite zwischen den Jochbogen als ein Maß für die größte Breite des Gesichtsschädels. Nun haben aber die Jochbogen selbst eine ziemlich selbständige Variabilität — individuell und rassenhaft. Der Augenschein lehrt ja auch, daß es schmale Gesichter mit wenig ausladenden Jochbogen, breite Gesichter mit breit ausladenden Jochbogen, aber auch Gesichter gibt, die an und für sich nicht sehr breit gebaut sind, bei denen aber die Jochbogen sehr breit ausladen. Um diese Tatsache irgendwie zahlenmäßig am Lebenden zu fixieren, habe ich die Breite der Jochbogen über den Kondylen auf folgende Weise gemessen: Beim Öffnen des Mundes gleitet der Unterkiefer zunächst nach vor- und dann erst nach abwärts. Dabei gelangt der Gelenkkopf des Unterkiefers an den vorderen Rand der Fossa glenoidalis. Beim Auf- und Abwärtsbewegen des Unterkiefers kann man die schmale Furche zwischen dem Rande der Fossa glenoidalis und dem Kondylus palpieren. Unmittelbar über dieser Furche messe ich die Breite zwischen den Jochbogen. Man findet die Stelle am besten so, daß man mit dem Zeigefinger beiderseits in die seichte Höhlung, die beim Vorgleiten des Kondylus unterhalb des Jochbogen-

[1]) Th. Ziehen, Das Gehirn, Maßverhältnisse. Bardelebens Handbuch der Anatomie des Menschen Bd. IV, 1899.

[2]) R. Gladstone, A Study of the Relations of the Brain to the Size of the Head. Biometrica IV, 1905—1906. — R. Pearl, Variation and Correlation in Brain-Weight (Biometrical Studies). Ebenda. — J. Blakeman, A Study of the Biometric Constants of English Brain-Weights and their Relationship to the external physical Measurements. Ebenda

[3]) R. Weinberg, Die Gehirnform der Polen. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop., Bd. 8, 1905.

[4]) L. Bolk, Beziehungen zwischen Hirnvolum und Schädelkapazität. nebst Bemerkungen über das Hirngewicht der Holländer. Petrus Camper, D. 2, 1904.

fortsatzes entsteht, eingeht und dem Kondylus mit den Fingern folgt. Läßt man das zu messende Individuum den Unterkiefer etwas auf- und abbewegen, so findet man leicht die gesuchte Stelle (Tasterzirkel).

Die Differenz größte Jochbogenbreite -Breite über den Kondylen ist ein Maß für das Ausladen des Jochbogens. Ich habe die folgende Einteilung versucht:

nicht ausladende Jochbogen	Differenz	0— 4 *mm*	(I)
mäßig ausladende Jochbogen. . . .	„	5 — 9 „	(II)
stark ausladende Jochbogen	„	10 —14 „	(III)
sehr stark ausladende Jochbogen . . .	„	15—20 „	(IV)

Den „Kondylenbreiten"-Index berechne ich nach der Formel:

$$\frac{\text{morph. Gesichtshöhe} \times 100}{\text{Breite über den Kondylen.}}$$

9. Asthöhe.

Die Asthöhe des Unterkiefers habe ich nach der seinerzeit von A. Weisbach[1]) geübten Methode genommen. R. Martin führt dieses Maß, das nicht sehr exakt zu nehmen ist, nicht an.

10. Gesichtslängenindex.

Um die Höhenentwicklung der einzelnen Teile des Gesichtsschädels in ihrem Verhältnis zueinander zu charakterisieren, habe ich den folgenden Index berechnet:

$$\frac{\text{Untergesichtshöhe} \times 100}{\text{Obergesichtshöhe.}}$$

III. Methodologische Bemerkungen.

Während wir in R. Martins Lehrbuch einheitliche Richtlinien für die Methodik der Untersuchungen selbst finden, nach denen sich wohl alle neuen deutschen Untersucher richten, fehlt es an allgemein angenommenen Grundsätzen für den modus procedendi bei der Bearbeitung der durch Messen und Zählen gefundenen Resultate. A. Quetelet[2]), der Begründer der neueren Statistik (1838), war auch der erste, der größere anthropometrische Reihen nach statistischen Gesichtspunkten bearbeitete. Die Gedankengänge A. Quetelets beherrschten in den folgenden Jahrzehnten die Statistik — an sie schloß sich auch die Anthropologie an, wo immer sie ihre Resultate statistisch verwertete. In der Berechnung der Mittelwerte und einiger Indices erschöpfte sich die Bearbeitung anthropometrischer Reihen. Der „mittlere Mensch" A. Quetelets erstand als „mittlerer" Bayer, Japaner[3]) usw. in der Anthropologie und führt in ihr vielfach noch heute ein anerkanntes Dasein, obwohl die wissenschaftliche Statistik schon längst mit dem „homme moyen" gebrochen hat.[4]) Die Polemik, die der unermüdliche A. v. Török[5]) gegen diese Methoden gerichtet hat, sind, obwohl A. v. Török

[1]) A. Weisbach, Die Zigeuner. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 19, 1889.

[2]) A. Quetelet, Über den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten oder Versuch einer Physik der Gesellschaft, deutsche Ausgabe, Riecke, Stuttgart 1838. — Knapp, Quetelet als Theoretiker. Jahrb. f. Nationalökonomie und St., N. F., Bd. 18. — A. Quetelet, Physique sociale. 2. Aufl. 1869

[3]) Die Beispiele sind fiktiv; es soll damit nicht auf bestimmte Arbeiten Bezug genommen werden.

[4]) Siehe die bezüglichen Ausführungen bei: F. Žižek. Die statistischen Mittelwerte. Leipzig 1908. — K. Kaufmann. Theorie und Methoden der Statistik. 1913 — A. Westergaard, Die Grundzüge der Theorie der Statistik, S. 276. 1890. — J. Bertillon, Cours élémentaire de Statistique administrative, S. 117, 1896. — A. de Foville, Homo medius. Bull. de l'Institut International de Statistique, Bd. XVII, 1907.

[5]) A. v. Török, Über den Yezoer Ainoschädel. Archiv f. Anthrop., Bd. 19, 23, 24 und 26. — Grundzüge einer systematischen Kraniometrie, 1896. — Neue Untersuchungen über Dolichokephalie. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop., Bd. 8, 1905. — Versuch einer systematischen Charakteristik des Kephalindex. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. 4. 1906.

vieles richtig gesehen hat, ohne Erfolg geblieben, nicht zuletzt deshalb, weil er keinen Kontakt mit den Ergebnissen der allgemein statistischen Forschung nahm, die damals unter dem Einflusse der höheren Mathematik (Wahrscheinlichkeitsrechnung) neue Bahnen einschlug. Diese neuen Methoden, hauptsächlich in England (K. Pearson) ausgebildet, wurden in der deutschen Biologie erfolgreich von J. Johannsen[1]) propagiert. Ihre Vorkämpfer auf anthropologischem Gebiete waren zunächst L. Stieda[2]) und K. E. Ranke.[3]) Durch die Arbeiten der Schüler R. Martins, besonders J. Czekanowskis[4]), St. Poniatowskis[5]) und Th. Mollisons[6]) wurden sie weiter ausgebaut und dem Verständnisse nicht mathematisch geschulter Forscher nahe gebracht. Viele der grundlegenden Publikationen der Martinschen Schule sind nach diesen Methoden ausgearbeitet und die Darstellung der statistischen Methoden, die J. Czekanowski und St. Poniatowski für das R. Martinsche Lehrbuch gegeben haben, gipfelt in dem Schlußsatze, daß in jedem Falle der Mittelwert oder das arithmetische Mittel, die stetige Abweichung, der Variationskoeffizient sowie die wahrscheinlichen Fehler dieser drei Parameter zu berechnen seien (l. c. S. 103).

Demgegenüber hat F. v. Luschan[7]) an Hand seiner in Kleinasien gewonnenen Ergebnisse an der Verwendung der Mittelwerte schon vor einem Menschenalter schärfste Kritik geübt. Er und seine Schule halten an diesem ablehnenden Standpunkte im allgemeinen fest (Dromtschilow u. a.).

Bei diesem Stande der Dinge — in anderen Ländern liegen, mutatis mutandis, die Verhältnisse ähnlich wie in der deutschen Anthropologie — macht sich vielfach ein Tasten und Suchen nach anderen Wegen bemerkbar. R. Pöch[8]) hat die Probleme in einem lichtvollen Aufsatz, „Neue anthropologische Fragestellungen", dargestellt.

Die Resultate der oft langwierigen statistischen Untersuchungen haben vielfach enttäuscht, in erster Linie wohl deshalb, weil man von ihnen mehr und anderes erwartete, als sie ihrer Natur nach bieten können; und weil man den Begriff des „Durchschnittstypus", also einen kollektiven Begriff, zur morphologischen Analyse des Materials heranzog, als ob er ein genereller Begriff wäre. Das Wort „Typus" wird für eine ganze Reihe verschiedener Begriffe gebraucht; daraus sind viele Mißverständnisse entstanden. Wenn man in der Biologie statistische Methoden verwendet, sollte man immer der Worte W. Johannsens[9]) eingedenk sein, der sagt: „Immer und immer sehen wir ein, daß eine biologische Analyse der statistischen

[1]) J. Johannsen, Elemente der exakten Erblichkeitslehre. 2. Aufl. 1913.

[2]) L. Stieda, Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der anthropologischen Statistik. 2. Aufl. 1892. — S. a. Archiv f. Anthrop., Bd. 18, 1883.

[3]) K. E. Ranke, Anthropologische Beobachtungen aus Zentralbrasilien. Abhandl. der königl. bayr. Akad. d. Wissensch., 2. Klasse, 1. Abt., Bd. 24, 1906. — K. E. Ranke und Greiner, Das Fehlergesetz und seine Verallgemeinerung durch Fechner und Pearson in ihrer Tragweite für die Anthropologie. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. 2, 1904. — Die Theorie der Korrelation. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. 4, 1906.

[4]) J. Czekanowski, Untersuchung über das Verhältnis der Kopfmaße zu den Schädelmaßen. Archiv f. Anthrop., Bd. 34. 1907. — Zur Differentialdiagnose der Neandertalgruppe. Korr.-Bl. d. D. Anthrop. Ges., Bd. 40, 1909.

[5]) St. Poniatowski, Über den Wert der Indexklassifikation. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. 10, 1911. — Über den Einfluß der Beobachtungsfehler auf die anthropologischen Indices. Ebenda.

[6]) Th. Mollison, Beitrag zur Kraniologie und Osteologie der Maori. Zeitschr. f. Morph. und Anthrop., Bd. 11, 1908.

[7]) F. v. Luschan, Die Tachtadschy. Archiv f. Anthrop., Bd. XVI.

[8]) R. Pöch, Neue anthropologische Fragestellungen. Mitt. d. Geogr. Gesellsch. in Wien, Bd. 62, 1919.

[9]) W. Johannsen, Elemente der exakten Erblichkeitslehre. 2 Aufl. 1913.

Behandlung vorausgehen muß. Sonst könnte man nur allzu leicht der in Amerika populären Unwahrheitsgradation bestimmen: „Lüge, verdammte Lüge — und Statistik", eine Gradation, die wegen der Gefährlichkeit der „formellen Richtigkeit" vieler rein statistischer Behauptungen nicht immer unberechtigt gewesen ist" (S. 364).

Wir stehen leider erst in den Anfängen der biologischen Analysis menschlicher Populationen. Das Werk E. Fischers[1]) war der erste große Schritt auf diesem Wege und Johannsens Unterscheidung in Phänotypen und Genotypen schuf hier die Grundlagen einer klaren Terminologie. Man hat auch bereits versucht, die biologische Analyse in Kenntnis der Vererbungsregeln durch statistische Methoden zu unterstützen — nicht ohne Erfolg.

Die folgenden Darlegungen bezwecken zwar in erster Linie, das von mir bei der Analyse des Materials eingeschlagene Verfahren zu begründen; ich glaube, ihnen jedoch auch einige prinzipielle Bemerkungen anschließen zu sollen, zumal als eine schärfere Präzisierung der Typusbegriffe notwendig erscheint und auch die Ergebnisse der theoretischen Statistik, sofern sie nicht angewandte Wahrscheinlichkeitsrechnung ist, in der anthropologischen Literatur der letzten Jahrzehnte keine Berücksichtigung gefunden haben.

1. Erhebungsmethoden.

Die Erhebungsmethoden, nach denen das Urmaterial für die statistische Aufbereitung eines Gegenstandes gewonnen wird, sind entweder erschöpfende oder nicht erschöpfende. Wir unterscheiden demnach:

1. Die erschöpfende Erhebungsmethode. Nach dieser werden sämtliche in der zu untersuchenden Masse befindlichen Einzelindividuen untersucht. Nach G. v. Mayr[2]) ist diese Methode die einzige, die wirklich wertvolle Resultate liefert. Bei anthropologischen Untersuchungen ist sie aus technischen Gründen nur in den seltensten Fällen anwendbar.

2. Die partiellen Erhebungsmethoden.

a) Einfache partielle Erhebungsmethode. Diese ist wohl nur bei der Unmöglichkeit, eine andere Methode zu wählen, zu verantworten. Es wird einfach der zur Verfügung stehende Teil der zu untersuchenden Population aufgenommen. Die allermeisten anthropologischen Erhebungen sind auf diese Art zustande gekommen. Es fehlt dann a priori jede Berechtigung, die durch die rein statistische Bearbeitung gewonnenen Resultate auf die Gesamtpopulation zu übertragen.

b) Repräsentative Methode. Bei ihr werden die statistischen Erhebungen an vielen, ganz willkürlich ausgewählten Teilen der Masse, deren Verhältnis zu dieser Masse bekannt ist, vorgenommen und weiterhin die Zustände dieser Teile als Zustände der ganzen Masse hingestellt. (F. Juraschek)[3]) und A. N. Kiär[4]), einer ihrer Begründer, meint sogar, „theoretisch gesprochen, sollte ein vollständig genaues Miniaturbild dem ganzen Bilde in allen Teilen genau entsprechen. Das Ideal einer Repräsentation im verkleinerten Maßstabe des Ganzen, z. B. $^1/_{10}$ oder $^1/_{20}$, ist das mittels Division der vollständigen Ziffern durch die genannten Nenner hervor-

[1]) E. Fischer, Die Rehoboter Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen, 1913.
[2]) G. v. Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre, Bd. I—III.
[3]) F. Juraschek, Die IX. Session des internationalen Statistischen Instituts in Berlin. Statistische Monatsschrift, N. F., Bd. IX, 1904.
[4]) A. N. Kiär: Die repräsentative Untersuchungsmethode. Allg. statist. Archiv, Bd V, 1899.

tretenden Miniaturbild". Das Kriterium der Brauchbarkeit eines repräsentativen Materials liegt einmal in der Zahl der untersuchten Fälle im Verhältnis zur Gesamtzahl der Fälle. Bowley[1]) findet dieses Kriterium in dem Gaußschen Fehlergesetze, kraft dessen „der wahrscheinliche Fehler eines Mittelwertes mit dem Anwachsen der Zahl der in Betracht gezogenen Fälle im umgekehrten Verhältnis zur Quadratwurzel dieser Zahl abnimmt". Diese repräsentative Methode wird auch als „Stichprobenmethode" bezeichnet (s. u. a. E. Altschul.[2]) Kaufmann[3]) hebt jedoch hervor, daß die bisherige mathematische Kritik der Repräsentativerhebungen nur eine Seite der Frage, nämlich die Zahl berücksichtigt und die andere, nämlich die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des bei der Auslese gebrauchten Verfahrens völlig unberücksichtigt lasse (l. c. S. 368). Die Auslese ist in der Tat ein Faktor von ausschlaggebender Bedeutung. Wie erfolgt sie nun meist bei anthropologischen Reihen? Entweder sie wird notgedrungen dem Zufall überlassen oder der Beobachter wählt nach subjektivem Empfinden die ihm „typisch" erscheinenden Individuen aus...

Als repräsentative Reihen können, vorausgesetzt, daß die relative Zahl der Fälle eine entsprechend große ist, angesehen werden:

1. Reihen, in denen die einzelnen territorialen Bezirke (Stadt, Land, Alter, Geschlechter getrennt!) durch einen Prozentsatz von Fällen vertreten sind, der dem Anteile dieses Bezirkes an der Gesamtzahl der zu untersuchenden Bevölkerung entspricht, vorausgesetzt, daß bei der Auswahl nur das geographische Moment maßgebend war (Verfahren von R. Pöch[4]) bei den Kriegsgefangenenuntersuchungen).

2. Reihen, die zusammengesetzt sind aus erschöpfenden Erhebungen einzelner „repräsentativer" Bezirke. (Dieser Vorgang stellt ein Mittelding dar zwischen der „monographischen" und der „repräsentativen" Methode.)

3. Reihen, in denen die Angehörigen einer oder einiger bestimmter Altersklassen (eines Geschlechtes!) erschöpfend zur Untersuchung herangezogen sind (z. B. Stellungspflichtige). Freilich bedürfen die auf diese Weise gewonnenen Resultate gewisser Korrekturen, um auf die Gesamtbevölkerung (des gleichen Geschlechtes), Anwendung finden zu können.

Außer der „typologischen" Auslese (s. u.), die der Beobachter nach seinem subjektiven Empfinden trifft, gibt es noch eine ganze Reihe von Auslesemethoden, deren Charakterisierung wir, soweit die Familienforschung in Frage kommt, Weinberg[5]) verdanken. Wieweit diese Terminologie auf rassenanthropologisches Untersuchungsmaterial anzuwenden ist, muß die Zukunft lehren; wir kennen sowohl beschränkt repräsentative Reihen, wie Reihen, die durch einseitige Individualauslese zustande gekommen sind; zu letzteren gehören z. B. alle aus tauglich befundenen Rekruten resp. aus aktiven Soldaten zusammengesetzten Reihen.

c) Die „typische" (besser typologische) Erhebungsmethode. Sie beruht darauf, daß an einem für eine Masse typischen Einzel- oder Kollektivwesen

[1]) M. A. Bowley, Elements of Statistics. London 1901.

[2]) E. Altschul, Studie über die Methode der Stichprobenerhebung. Archiv f. Rassenbiologie, Bd. X, 1913.

[3]) A. Kaufmann, Theorie und Methoden der Statistik. Tübingen 1913.

[4]) R. Pöch, I. Bericht über die von der Anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Studien in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 45, 1915.

[5]) W. Weinberg, Auslesewirkungen bei biologisch-statistischen Problemen. Archiv f. R. u. G. Biol., Bd. X, 1913; Bd. XI, 1914/15. — G. Just, Der Nachweis der Mendelzahlen bei Formen mit niedriger Nachkommenzahl. Archiv f. mikrosk. Anatomie, Bd. 94, 1920. Dort Literatur.

statistische Erhebungen vorgenommen und hierüber Aussagen abgegeben werden, welche das Wesen der ganzen Masse zu charakterisieren haben. Von ihr sagt F. Juraschek[1]): „Die Schwierigkeit liegt hier in der Auffindung des Typus, der charakteristisch für die Masse, aber ein Durchschnittsbild der Masse sein soll. Was aber charakteristisch für die Masse ist, erkannt man erst aus der Durchforschung der Masse, die durch das Studium des Typus charakterisiert werden soll. So bewegt man sich bei dieser Methode in einem fehlerhaften Zirkel, aus dem man nur durch oft recht willkürliche Annahmen herauskommt." Diese restlose Verurteilung der typologischen Methode mag für die Behandlung sozialstatistischer Probleme gelten, für biostatistische also auch anthropologische Probleme gilt sie nur insoweit, als man sich darauf beschränkt, mit den auf errechneten Mittelwerten basierenden „Durchschnittstypen" zu operieren. Die „typologische" Methode ist im Wesen identisch mit der monographischen. Diese besteht nach G. v. Mayr in „einer auf Erzielung eingehender monographischer Darstellung des Falles abzielenden Beobachtung ausgelesener vereinzelter Elemente, welche seitens des Beobachters nach dessen gewissenhafter Überzeugung als Typen der konkreten Elemente anzusehen sind" (s. a. Kaufmann, l. c. S. 379, Cheysson et Toqué[2]).

Bei partiellen Erhebungen — sie sind, wie gesagt, in der anthropologischen Forschung die Regel, halte ich es für unerläßlich, daß außer dem Zahlenmoment auch eine restlose Charakterisierung der Auslese — sei sie nun gewollt oder ungewollt — der untersuchten Fälle gegeben wird. Davon hängen Wert und Vergleichbarkeit der Resultate nicht minder ab wie von der Zahl der Fälle.

Die von mir an serbischen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten gemachten Untersuchungen beruhen auf einer partiellen, nicht repräsentativen Erhebung bei 196 Individuen männlichen Geschlechtes hauptsächlich der Altersklassen 20–39 Jahre und umfaßt rund 0·02% der gesamten männlichen Bevölkerung dieser Altersklassen (rund 790.000 Ind.[3])

Die Auslese blieb dem Zufall überlassen.

Die in dieser Reihe gefundenen statistischen Werte können daher nicht ohne weiteres für die gesamte männliche Bevölkerung Serbiens verallgemeinert werden. Die Art der Erhebung würde hiezu nicht berechtigen. Dies könnte erst der Fall sein, wenn Untersuchungen paralleler Reihen[4]), welche in der gleichen Weise der gleichen Population entnommen wurden, eine deutliche Parallelität der einzelnen Merkmalsreihen in bezug auf ihre innere Zusammensetzung und ihre Parameter ergeben würde. Die Ursache der Parallelität läge dann darin, daß die parallelen Reihen aus den gleichen Elementen in den gleichen Prozentsätzen zusammengesetzt sind, was den Schluß rechtfertigen würde, daß wir bei der Masse, der die Reihen entnommen sind, dieselbe Zusammensetzung annehmen dürfen. Der Gesamtheit der parallelen Reihen wie jeder einzelnen dieser Reihen ist dann — freilich a posteriori — repräsentativer Charakter zuzubilligen.

[1]) F. Juraschek, l. c., Statistische Monatsschrift, N. F., Bd. IX, 1904, S. 163.

[2]) Chesson et Toqué, Les budgets comparés de 100 monographies de famille. Bull. de l'Institut International de Stat., Bd. V.

[3]) 1910.

[4]) Ein sich in parallelen Reihe offenbarender, genügend deutlicher Parallelismus bzw. Antagonismus darf als Beweis angesehen werden, daß zwischen den betreffenden Erscheinungen irgend ein Kausalzusammenhang besteht; dieser kann in Erscheinungen liegen, die in den Reihen selbst dargestellt sind, aber auch außerhalb derselben zu finden sein (s. Kaufmann, l. c. S. 125).

Zwischen meiner Serbenreihe und den Reihen Pittards und Wiazemskys besteht nur teilweise Parallelität in manchen Belangen sogar teilweise Antagonismus.

Reihen, wie die von mir aufgenommene, ermöglichen zunächst nur *a)* einen Vergleich mit parallelen Reihen auf Grund der Parameter, *b)* eine Analyse auf Grund des Studiums der Kombination vieler Merkmale bei den Einzelindividuen, ein Vorgang, der jedoch seinem Wesen nach nicht statistischer, sondern vergleichend deskriptiver Natur ist.

2. Kollektivistische und individualistische Betrachtungsweise in der Anthropologie.

„Die Anthropologie ist die Naturgeschichte der Hominiden . . . Damit ist festgelegt, daß die Anthropologie eine Gruppenwissenschaft ist und daß daher menschliche Anatomie, Physiologie usw. als Individualwissenschaften aus ihrem Rahmen ausgeschlossen sind . . .“ (Martin, l. c. S. 1, s. a. E. Fischer.[1])

Insofern die Anthropologie die einzelnen Populationen, Unterrassen, Rassen, ja die ganze Menschheit als Kollektivgegenstände betrachtet, bedarf sie zu ihrem Betriebe der statistischen Methoden. Die Anwendbarkeit der statistischen Methoden wird nicht durch die Eigenart des Untersuchungsobjektes, sondern durch den Charakter unseres Interesses an demselben, durch die Art der Fragestellung bestimmt. Nun lassen sich in der Statistik selbst deutlich, wenn auch nicht scharf, zwei Richtungen, beziehungsweise Betrachtungsweisen, unterscheiden, die K. Pribram[2]) als die kollektivistische und individualistische bezeichnet.

„Die kollektivistische Richtung faßt die Verbände, die sich im Leben des Menschen erkennen lassen, als Sonderpersönlichkeiten (Kollektivgegenstände, Anm. d. V.) auf und ist geneigt, überall dort neue Kollektiveinheiten anzunehmen, wo sich Gruppen von Individuen unter gemeinsamen Merkmalen zusammenfassen lassen. Als Forschungsobjekt gilt dieser Richtung die Gruppe selbst. Die statistischen Regelmäßigkeiten, die sie ermittelt, bezieht sie auf die soziale Masse als solche, nicht auf die Individuen.“

Die individualistische Richtung kennt im Grunde nur Individuen, die ihr als einzig berechtigtes Objekt ihrer Forschung erscheinen. Alle Gruppen, die sie bildet, sind ihr bloß Kombinationen der durch gleiche Merkmale charakterisierten Individuen; diese Kombinationen sind lediglich Hilfsmittel der Forschung, dazu bestimmt, die Individuen mit gleichen Merkmalen von den übrigen zu isolieren.

So wenig wie in der Statistik, läßt sich auch in der Anthropologie eine scharfe Grenze zwischen kollektivistischer und individualistischer Anschauungsweise finden. Immerhin läßt sich folgendes hervorheben:

Die kollektivistische Betrachtungsweise geht von der Untersuchungsreihe als einem Kollektivgegenstand aus, den sie nach statistischen Methoden durch die Parameter der Reihe und durch die Verteilung der einzelnen Merkmale innerhalb der Reihe mit besonderer Hervorhebung der „typischen“ Mittelwerte charakterisiert.

Die individualistische Betrachtungsweise sieht in der Untersuchungsreihe ein Aggregat von Individuen. Sie studiert die Merkmalkombination bei den Einzelindividuen und vereinigt Individuen mit

[1]) E. Fischer, „Anthropologie“ in Handwörterbuch der Naturwissenschaften, Bd. I.

[2]) K. Pribram, Die Statistik als Wissenschaft in Österreich im 19. Jahrhundert. Statistische Monatsschrift, 1913, N. F., Bd. XVIII, S. 698. – F. Žižek, Individualistische und kollektivistische Statistik. Statistische Monatsschrift, Bd. XIX, 1914.

gleichen Merkmalkomplexen[1]) zu Gruppen gleicher Kombination (Kombinationstypen[2]), die erblich relativ „konstanten Merkmalkomplexen", also „Rassentypen" entsprechen können, aber nicht müssen.

Bei dem heutigen Stande unserer Methodik sollte jede Reihe sowohl von kollektivistischen wie von individualistischen Gesichtspunkten beurteilt werden.

3. Die Mittelwerte und der Durchschnittstypus.

Bei der statistischen Analyse einer Reihe können wir die Berechnung von Mittelwerten wohl nicht unterlassen. „Statistics may nightly be called the science of averages" (Bowley).[3]) Ich habe für die von mir untersuchte Individuenreihe den Zentralwert (Z), den dichtesten Wert (D) und das arithmetische Mittel (M), die Standardabweichung (σ) und den Variationskoeffizienten (V) berechnet.[4])

Das arithmetische Mittel wird in der Anthropologie derzeit fast als einziger Mittelwert verwendet, wohl, weil es nach der Theorie den wahrscheinlichsten Wert der typischen Größe darstellt. Es sei aber darauf hingewiesen, daß H. Rautmann[5]) den Standpunkt vertritt, daß dem dichtesten Wert in der Biostatistik der Vorzug zu geben sei, „da er allein einen natürlichen Ausgangswert bei asymmetrischer (schiefer) Verteilung — um die es sich in der Biologie und klinischen Medizin jedenfalls stets handelt — darstellt". Er zieht auch das von Fechner aufgestellte zweiseitige Gaußsche Gesetz dem ursprünglichen Gaußschen Gesetz für biostatistische Arbeiten vor. „Typische Größen sind solche, die sich in der Wirklichkeit, wenn auch nicht in völliger Gleichheit, so doch nur mit zufälligen Abweichungen von einem Normalwerte wiederholen" (Lexis[6]). Als typische Reihen im Sinne der „mathematischen" Statistik (Žižek) werden solche angesehen, die dem Gaußschen Fehlergesetze folgen. Deren Mittelwerte sind „typische" Mittelwerte, „typische" Größen. Die elementare Statistik

[1]) Zur Erkenntnis der Merkmalkomplexe kann man bei größeren Reihen allerdings auch durch Berechnung der Korrelationskoeffizienten auf statistischem Wege gelangen.

[2]) A Haberlandt und Lebzelter, Zur physischen Anthropologie der Albanesen. Archiv f. Anthrop. N. F., Bd. XIX, 1919.

[3]) Bowley, Elements of Statistics, 1902.

[4]) Für die Bedeutung von Zentralwert und Mittelwert siehe F. Žižek, Die statistischen Mittelwerte. Das arithmetische Mittel wurde nach den bei R. Martin (l. c. S. 70) gegebenen abgekürzten Verfahren berechnet. Der Mittelwert wird durch die willkürliche Festsetzung der Klassengrenzen wenig, aber doch beeinflußt. J. Czekanowski gibt folgendes Beispiel für den L.-B.-Index: durch direkte Addition 83·627; bei verschiedenen Klasseneinteilungen 83·615, 83·671, 83·560 (Archiv f. Anthr., N. F., Bd. 6, 1907, S. 55). Es sollte grundsätzlich als Klassenintervall immer 1 genommen werden. Für die Berechnung der übrigen Werte gelten folgende Formeln (nach R. Martin): $\sigma = \sqrt{\frac{\Sigma (V - V_0)^2}{n} - (M - V_0)^2 - \frac{1}{12}\lambda^2}$;

$V = \frac{100\,\sigma}{M}$; $E(M) = \pm 0{\cdot}67449 \frac{\sigma}{\sqrt{n}}$; $E(\sigma) = \pm 0{\cdot}67449 \frac{\sigma}{\sqrt{2n}}$; $E(V) = \pm 0{\cdot}67449 \frac{V}{\sqrt{2n}}$.

Für größere Reihen wäre wohl auch die Berechnung der Schiefheitsziffer $\left(\frac{\Sigma p a^3}{n} - 3b\frac{\Sigma p a^2}{n} + 2b^3\right)$ und der Exzeßziffer $\left[\left(\frac{\Sigma p a^4}{n} : \sigma^4\right) - 3\right]$ notwendig; diese beiden Werte haben in der Anthropologie bisher keine Berücksichtigung gefunden (W. Johannsen, Elemente. S. 259 und S. 229).

[5]) H. Rautmann, Untersuchungen über die Norm, ihre Bedeutung und ihre Bestimmung, 1921. Hiezu J. Kaup. Untersuchungen über die Norm. Münchener medizinische Wochenschrift, 1922, Nr. 6.

[6]) W. Lexis, Artikel „Anthropologie" in Lexis, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. I. — Lexis, Abhandlungen zur Theorie der Bevölkerungs- und Moralstatistik VIII. Über die Theorie der Stabilität statistischer Reihen.

versteht unter einem „typischen" Mittelwert einen solchen, „welcher einer erheblichen Anzahl von Einzelwerten entspricht und um welchen sich die ganze Reihe möglichst symmetrisch und ohne allzu große Abweichungen gruppiert" (Žižek, l. c. S. 222). Aus dieser Vorstellung vom „typischen" Mittelwert ist der Typusbegriff der Statistik erwachsen. Typus ist nach A. Quetelet dasjenige Maß, dessen Abweichung den Wert Null hat. Auch R. Virchow faßte den Typusbegriff im Queteletschen Sinne, gab ihm jedoch die konkretere Fassung: „Für mich ist typisch, was die Regel ist." A. v. Török (l. c. S. 99) sieht nur jene Schädelformen als typisch an, „die bei der betreffenden Menschengruppe in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle vertreten sind". Den „Typus" im Queteletschen Sinne „den statistisch beziehungsweise rein deskriptiv hervortretenden" Typus nennt Johannsen „Phaenotypus".[1]) Er sagt weiter: „Solche Phaenotypen sind an und für sich meßbare Realitäten, eben was als typisch beobachtet werden kann; also bei Variationsreihen die Zentren, um welche die Varianten sich gruppieren." Johannsen unterscheidet Einfach(phaeno)typen, Komplex(phaeno)typen und den Gesamtphaenotypus. „Indem für alle Einzeleigenschaften der betreffenden Individuenserie je ein Einfachtypus gefunden wird, hat man für die Totalität sämtlicher Eigenschaften einen „Gesamtphaenotypus" der betreffenden Individuenserie (l. c. S. 383). Da wir aber nicht alle Einzelphaenotypen zur Bearbeitung heranziehen können, erhalten wir immer nur einen aus einer Reihe von Einzelphaenotypen gewonnenen Komplexphaenotypus.

Alle durch die rein statistische Bearbeitung des Materials gewonnenen anthropologischen „Typen" sind Komplexphaenotypen. Diese aus Mittelwerten konstruierten „Typen" sind Abstraktionen; platonische Ideen, wenn man will, wenn anders — „Zahlengespenster". Die Aufstellung des Komplexphaenotypus jeder Reihe halte ich für unerläßlich zu ihrer statistischen Charakterisierung. Biologische Bedeutung hat dieser „Typus" nur bei nachgewiesen reinen Rassen. „Denn selbst die schönste binomiale Verteilung beweist gar nichts in bezug auf die Einheitlichkeit des derart in Erscheinung tretenden statistischen Typus." „Gerade bei Populationen gemengter Natur sind die Variationsreihen häufig am besten in Übereinstimmung mit der binomialen Verteilung" (W. Johannsen).

Der Phaenotypusbegriff ist ein Kollektivbegriff.

4. Die biologischen Typen.

Der Typusbegriff, wie ihn die Biologie kennt, ist auch der Statistik nicht fremd. Die älteren Statistiker verstanden unter „typischen" Erscheinungen solche, die durch ein bestimmtes Naturgesetz beherrscht werden. Die in einem Falle konstatierte Gesetzmäßigkeit gilt ausnahmslos für alle analogen Fälle (Žižek, l. c. S. 226). Derartige „typische" Erscheinungen gibt es freilich in reinster Form nur auf dem physikalisch-chemischen Gebiete. Bei den biologischen Erscheinungen kommt das im Sinne des Naturgesetzlichen „Typische" infolge der Koinzidenz vieler verschiedener Faktoren selten rein zum Ausdruck und so ist eigentlich in der Biologie der Typusbegriff mit dem Begriff der Norm mehr weniger gleichbedeutend geworden. Für das Genus Homo ist eine Summe von Merkmalen charakteristisch. In ihrer normalen Ausbildung

[1]) H. W. Siemens hat (Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1917; Einführung in die allgemeine Konstitutions- und Vererbungspathologie, 1921; Münchner med. Wochenschr. 1922, Nr. 8) als „Kondition, reiner Phaenotypus, Konstellation" die „Gesamtheit der durch Außeneinflüsse bedingten Merkmale" und als „Soma, Phaenotypus" die „Gesamtheit der realisierten (idiotypischen und paratypischen) Merkmale" berechnet.

charakterisieren sie den Typus „Mensch". „Typus" nennt im Anschluß an Broca P. Topinard die Gesamtheit der unterscheidbaren Merkmale.[1]) Rassen sind nach ihm erbliche Typen. „Ces types héréditaires sont d'ordre physique, physiologique ou pathologique . . . obeissant les uns et les autres aux mêmes lois générales d'hérédité." Dieser Definition stimmt E. Fischer[2]) bei. Damit ist aber wohl gesagt, daß dem Merkmalkomplex, der als „Typus" bezeichnet wird, zunächst der Charakter der Erblichkeit nicht zukommt.

Merkmalkomplexe (Merkmalkombinationen), die wir innerhalb einer Untersuchungsreihe oder einer Population bei einer erheblichen Anzahl von Individuen vorfinden, können wir im Sinne der Topinardschen Definition als „Typen" bezeichnen; ich habe sie zum Unterschied von anderen Begriffen, für die man ebenfalls das Wort „Typus" gebraucht, „Kombinationstypen" genannt. Ich halte es aber für besser, in Hinkunft in Anlehnung an B. Struck[3]) statt „Kombinationstypus" bloß „Merkmalkombination" zu sagen.

Ist eine Merkmalkombination erblich, dann charakterisiert sie im Sinne P. Topinards eine Rasse.[4])

J. Czekanowski und Poniatowski fassen den Typusbegriff ähnlich wie Topinard. Sie sagen (Martin, l. c. S. 98) bei Besprechung des Korrelationskoeffizienten: „Die vorhandenen Gipfel und Korrelationen weisen deutlich darauf hin, daß es zwei Kombinationen von Merkmalen gibt, die sich relativ häufiger als andere zu realisieren pflegen. Diese Merkmalkomplexe kann man als anthropologische Elemente (Typen) auffassen." R. Martin aber führt den Typusbegriff in die anthropologische Systematik ein: „Neben diesen Hauptvarietäten oder als Unterabteilungen derselben finden sich aber auch Individuengruppen mit weniger deutlich unterscheidbaren oder weniger stark ausgeprägten Merkmalen — die wir im zoologischen Sinne wohl eher als wohlcharakterisierte „geographische Lokalformen" oder „Typen" aufzufassen haben (S. 8). Wenn man in der Anthropologie also von relativ „reinen" Typen oder Formen spricht, so darf dies nur in dem Sinne verstanden werden, daß man darunter „konstante Merkmalkomplexe" begreift." Hier bezeichnet „Typus" eine Kategorie des Systems. Wir charakterisieren in der Biologie systematische Einheiten durch erbliche Merkmalkomplexe.

In diesem Sinne bezeichnet das Wort „Typus" einen generellen Begriff

R. Pöch[5]) bringt in klarer Weise diese „Typen" mit den Einheiten höherer Kategorie, den „Rassen", in Beziehung: „Diese Typen, in welchen sich die ursprünglichen Elemente wiederspiegeln, aus denen sich die jetzt einheitlich erscheinenden

[1]) P. Topinard, L'Anthropologie, 1876: „Par type humain il faut en somme entendre la moyenne des caractères que présente une race humaine supposée pure. Dans les races homogènes, s'il en existe, il se constate à la simple inspection des sujets dans la généralité des cas il faut le dégager; c'est alors un idéal physique, dont se rapprochent plus ou moins la plupart des individues du groupe, mais qui est mieux exprimé dans certains. Souvent, dans une série, il s'associera à quelque autre type . . . Il va sans dire, que la communauté de type implique une paranté. Il y a des types généraux, dans ceux-ci des types, sous-types, et dans chacun de ces derniers d'autres distinctions. Une fois fixés par la science, ils formeront en effet les degrés mêmes de la classification." S 471.

[2]) E. Fischer, „Rassenmorphologie" in Handwörterbuch der Naturwissenschaften, Bd. VIII.

[3]) B. Struck, Somatische Typen und Sprachgruppen in Kordofan. Zeitschr. f. Ethn., Bd. 52, 1920 21.

[4]) E. Fischer spricht auch neuestens von den sog. „Rassen" als von „Rassentypen". (Bauer-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre, Bd. I, S. 127.)

[5]) R. Pöch, III. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 47, 1917, S 78.

Bevölkerungsgruppen zusammengesetzt haben, können aber durchaus nicht mehr mit jenen Rassenelementen, aus denen sie einst hervorgegangen sind, identifiziert werden, denn diese ursprünglichen Rassen werden sich durch alle Mischungen hindurch nicht mehr rein erhalten haben, sie können auch nicht einmal mehr in dem einen oder anderen Individuum in reiner Ausprägung wieder erscheinen, die heutigen Typen sind nur Annäherungen an die ursprünglichen!" In ähnlicher Weise fassen unter anderen E. Tschepourkofski[1]) und neuerdings Fleure[2]) den Typusbegriff auf. Diese Fassung des Typusbegriffes stimmt nun aber einigermaßen mit dem überein, was Johannsen als Biotypus bezeichnet. „Biotypus" ist ein Wort für „isogene Organismen, d. h. Organismen mit identischer, genotypischer Konstitution" (l. c. S. 207). „Genotypus" ist der Inbegriff aller Gene, also die „grundlegende Konstitution des Organismus" (l. c. S. 146). Auf die Verwertung der Termini Johannsens in der anthropologischen Rasseforschung hat auch R. Pöch hingewiesen. Ganz neuerdings hat B. Struck diese beiden Termini, aber, wie mir scheint, einer von Johannsen teilweise abweichenden Weise verwertet. Nach ihm treten bei unvermischten Populationen die Genotypen noch als Biotypen in Erscheinung, doch kann in einem Typengemisch auch durch Vermischung verschiedener Genotypen ein neuer Biotypus entstehen (l. c. S. 168). „Genotypus" ist nach ihm also bloß der konstante Merkmalkomplex der „reinen" „Typen" oder „Rassen".

Wenn ich im vorhergehenden die verschiedenen Begriffe, die man mit dem Worte „Typus" verbindet, etwas näher besprochen habe, so geschah dies in der Hoffnung, damit einiges zur Klärung dieser wichtigen terminologischen Frage beitragen zu können. Ich schlage nun die folgenden Bezeichnungen vor:

Phaenotypus. Dieser bezeichnet den statistischen Begriff des durchschnittlichen Typus, ist also ein Kollektivbegriff.

Biotypus. Als Biotypen innerhalb einer Population sind die Gesamtheiten jener Individuen zu bezeichnen, die durch einen Komplex gemeinsamer Merkmale charakterisiert sind, von welchen Merkmalen wir annehmen dürfen, daß sie eine identische, genotypische Konstitution dieser Individuen zum Ausdruck bringen. Biotypen werden entweder nach dem unmittelbaren Eindruck („physiognomische Typen") auf statistischem Wege unter Benützung der Korrelationskoeffizienten (Korrelationstypen) oder endlich dadurch gefunden, daß man die durch Individualuntersuchung oder durch Anlage von Korrelationstabellen („Kombinationstafeln", B. Struck) festgestellten, bei einer erheblichen Zahl von Individuen verkommenden Merkmalkombinationen als „typische" Kombinationen („Kombinationstypen") auffaßt.

Typus. Das Wort „Typus" selbst möchte ich nur als Bezeichnung der niedersten systematischen Kategorie im Sinne R. Martins auffassen. Es bezeichnet dann eine systematische Einheit, den „Genotypus" B. Strucks, den relativ konstanten erblichen Merkmalkomplex, der „Varietäten zweiter Ordnung" (Unterrassen). Das Wort bezeichnet damit einen durch Induktion gewonnenen generellen Begriff.

[1]) E. Tschepourkofski, Anthropologische Studien. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. X, 1911.

[2]) Fleure H. J. and James T. C., Geographical Distribution of Anthropological Types in Wales. Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Bd. 46, 1916.

4. Über Typenanalyse.

Der „Phaenotypus" einer Reihe ist durch die Berechnung der Parameter charakterisierbar. Um aber die „Biotypen" einer Reihe zu erkennen, dazu bedarf es verschiedener Methoden. Ich unterscheide, je nachdem in einer Population oder Reihe ein, zwei oder mehrere Biotypen vertreten sind, monotypische, duotypische und polytypische Populationen bzw. Reihen.

Bei monotypischen Reihen entspricht der Phaenotypus dem Biotypus und ist seine beste Charakterisierung.

Duotypische Reihen werden am besten — sofern die Individuenzahl einigermaßen ausreicht — durch Berechnung der Korrelationskoeffizienten analysiert.

Polytypische Reihen können auch als „Typengemenge" (Haberlandt und Lebzelter, Struck) bezeichnet werden. Ihre Analyse ist ein noch nicht ganz gelöstes Problem. Die Analyse der „physiognomischen Typen" ist der eine Weg, der der „Merkmalskombinationen" der andere.

α) „Physiognomische Typen." Die Konstitution (biologisch im Sinne J. Tandlers verstanden!)[1]) eines Individuums äußert sich nicht nur in den wenigen Merkmalen, die wir bisher zur anthropologischen Untersuchung heranziehen, sondern auch in vielen morphologischen und physiologischen Details, die sich teils nicht messen, teils aber auch nicht in Worten beschreiben lassen. Am schärfsten prägen sich diese im Gesicht aus, vielleicht auch deshalb, weil wir in der Beobachtung des Gesichtes von Kindheit auf geübt sind. Im Gesamteindruck, den wir von einem Individuum gewinnen, beobachten wir die Summe aller dieser Details. Die Summe der Einzelmerkmale des Gesichtes bezeichnen wir als „Physiognomie". Die Gesamtheit der Individuen mit ähnlicher Physiognomie wird als „physiognomischer Typus" bezeichnet. Es ist klar, daß jedem „physiognomischen Typus" ein „Biotypus" entsprechen soll — was natürlich nicht ausschließt, daß einige dominante Merkmale einer ganzen polytypischen Population, oder wenigstens deren erdrückenden Mehrheit, einige gemeinsame physiognomische Merkmale aufprägen[2]). Am besten wird der „physiognomische Typus" wohl von ganz unvoreingenommenen Beobachtern bestimmt, denen diese Typen neu entgegentreten. In diesem Sinne sollten die Beschreibungen nicht anthropologisch geschulter Reisender nicht vernachlässigt, sondern — mit entsprechender Kritik — verwertet werden. Wie der Anthropologe vorzugehen hat, das schildert am besten R. Pöch[3]): „Neben einem Gefühl für die Zusammengehörigkeit für den in sich geschlossenen Typus wird die häufige Wiederholung eines bestimmten Bildes die endgültige Fixierung des Typus ermöglichen. Wenn das abschließende Urteil über die Zusammensetzung der Bevölkerungsgruppe gewiß erst an den Schluß der Untersuchungen gehört, so empfiehlt es sich doch, mit einer wenigstens provisorischen Typenaufstellung gleich zu beginnen, denn die Haupttypen eines Volkes kommen dem Beobachter im Anfange besser zur Abhebung. Je länger man sich mit einer Menschheitsgruppe beschäftigt, desto mehr wird der Blick für ihre einzelnen Merkmale geschärft; darunter leidet aber auch die unbefangene Erfassung des Wichtigen! Es empfiehlt sich daher, mit der Feststellung der Haupttypen gleich in den ersten Tagen zu beginnen."

[1]) V. Lebzelter, Konstitution und Kondition in der allgemeinen Biologie. Zeitschr. f. d. ges. Anatomie, Bd. VIII, 1922.

[2]) A. Haberlandt und V. Lebzelter, l. c. S. 132.

[3]) R. Pöch, III. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranstalteten Studien. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 47, 1917, S. 79.

3) Merkmalskombinationen (Kombinationstypen); diese werden entweder von der Gesamtreihe ausgehend mit Hilfe von Kombinationstafeln (Korrelationstafeln) und deren Vergleich ermittelt (Verfahren bei größeren Reihen) oder durch Beschreibung der Merkmalkomplexe bei den Einzelindividuen (Verfahren bei kleinen Reihen) gefunden. Die Übereinstimmung der physiognomischen Typen und der Kombinationstypen ist ein Beweis für die Richtigkeit des Verfahrens.[1]) Die Prüfung auf diese Übereinstimmung sollte in jedem Falle vorgenommen werden. Es ist möglich, daß bei geringer Individuenzahl und starker Polytypie das Kombinationsverfahren keine absolut sicheren Ergebnisse liefert — die einmal gefundenen physiognomischen Typen bleiben deswegen doch Realitäten. Man wird sie dann eben durch die Analyse der individuellen Merkmalkomplexe im Material wieder finden.

Inwieweit die gefundenen „Biotypen" (Merkmalkombinationen) ursprünglichen „Typen" (Rassentypen) entsprechen, kann nur auf dem Wege des Vergleiches mit anderen Reihen gefunden werden, die Populationen entstammen, die mit der Population, der die untersuchte Reihe entnommen wurde, in Zusammenhang gebracht werden können[2]).

IV. Der Komplexphaenotypus der Serbenreihe und Vergleich mit anderen Reihen aus dem jugoslawischen Gebiete.[3])

I. Körpermaße und Proportionen.

1. Körperlänge (1)[4]); Zentralwert (Z): 167 *cm*; dichtester Wert (D): 166, 168; Spannung: 149—185 *cm*; Mittelwert (M): 1670·42 ± 0·33; σ = 6·74 + 0·23; v = 4·04 + 0·14.

Einen weiteren Einblick in den Aufbau der Reihe gewährt die Seriation in vier Gruppen:

I. Viertel der Reihe (149—162 *cm*) 48 Ind. M = 158 *cm*
II. Viertel der Reihe (163—167 *cm*) 49 Ind. M = 165·6 *cm*
III. Viertel der Reihe (167—172 *cm*) 49 Ind. M = 169 *cm*
IV. Viertel der Reihe (172—185 *cm*) 48 Ind. M = 175 *cm*

Der Größenstufe nach sind nach

	R. Martin (allgemeine Einteilung)		E. Schmidt[5]) (mittlere Größe 167 *cm*)	
sehr klein	(130·0—149·9)	1 = 0·5 %	(—151)	2 = 1·2 %
klein	(150·0—159·9)	30 = 15·4 %	(152—161)	39 = **20·1** %
untermittelgroß	(160·0—163·9)	21 = 10·5 %	(162—165)	29 = 14·9 %
mittelgroß	(164·0—166·9)	34 = 17·4 %	(166—168)	47 = **24·2** %
übermittelgroß	(167·0—169·9)	41 = 21·0 %	(169—171)	27 = 13·8 %
groß	(170·0—179·9)	61 = 31·3 %	(172—181)	45 = **23·2** %
sehr groß	(180·0—199·9)	7 = 3·6 %	(182—)	5 = 2·5 %

[1]) A. Haberlandt und V. Lebzelter, l. c. S. 136.
[2]) Haberlandt und V. Lebzelter, l. c. S. 137.
[3]) S. hiezu: V. Lebzelter, Unsere Kenntnisse von der physischen Beschaffenheit der Völker. Österreichs Zeitschr. f. österr. Volkskunde, Bd. 20, 1914. — V. Goehlert, Über Anthropometrie im allgemeinen und insbesondere über die Körperlänge nach der ethnographischen Verschiedenheit der Völker der österr.-ung. Monarchie. Mitt. d. k.k. geogr. Ges., Wien, Bd. 24, 1881. — J. Deniker, Les Races de l'Europe II. La Taille en Europe, 1907. — J. Deniker: Les Races de l'Europe I. L'indice cephalique en Europe. Eine vollständige Übersicht der bisherigen Untersuchungen auf jugoslawischem Gebiete soll später gegeben werden.
[4]) Die in Klammer angeführte Ziffer bedeutet die Nummer des Maßes im R. Martinschen Lehrbuch (1914).
[5]) E. Schmidt. Nach R. Martin, l. c. S. 209.

Würde man diese Verhältnisse graphisch darstellen, so ergäbe sich eine dreigipfelige Kurve[1]).

E. Pittard[2]) fand bei 60 Serben (aus der Umgebung von Pirot) 169·9 *cm* (143—187).

Lazarević[3]) gibt 1720 *mm* an (Soldaten!). Ausführliche Daten über die Körperlänge der Bosnier, Dalmatiner, Kroaten und Slowenen geben die Arbeiten A. Weisbachs[4]).

2. Die Höhe des oberen Brustbeinrandes über dem Boden (4) beträgt absolut bei einer Spannung von 124—153 *cm* im Mittel 137 *cm* (63 Ind.) und relativ bei einer Spannung von 79·8—86·2% im Mittel 81·3%.

3. Die Höhe des rechten Akromion über dem Boden (8) beträgt absolut bei einer Spannung von 122—155 *cm* im Mittel 137 *cm* (63 Ind.) und relativ bei einer Spannung von 78·8—85·6% im Mittel 81·6%.

4. Die Beziehungen zwischen Akromion und Sternale gestalten sich bei meinem Materiale folgendermaßen:

	A. höher als St.				A. tiefer als St.		
	+3	+2	+1	0	−1	−2	−3
n	3	7	14	18	10	9	2

In Prozenten der Körperlänge	78	79	80	81	82	83	84	85	86
Höhe des oberen Brustbeinrandes ü. d. B.	—	1	12	25	20	3	1	—	1
Höhe des r. Akromion ü. d. B.	1	—	12	23	20	4	2	1	—

Diesen Beziehungen kommt wohl vom rassenanthropologischen Standpunkt nur eine geringe Bedeutung zu, anders vom konstitutionsanthropologischen. Der Hypotoniker trägt die Schultern gewöhnlich hoch, der asthenische Hypotoniker läßt sie hängen. Hier wären größere Reihenuntersuchungen sehr erwünscht.

5. Die Höhe des oberen Symphysenrandes über dem Boden (6) beträgt absolut bei einer Spannung von 75—100 *cm* im Mittel 87 *cm* (63 Ind.), relativ bei einer Spannung von 49·9—55·2% im Mittel 51·8% [Engländer 49·9, Polen 50·7, Kosaken 51·4, Franzosen 52·2 (Martin, l. c. S. 256)].

6. Die Höhe der rechten Mittelfingerspitze über dem Boden (11) beträgt absolut bei einer Spannung von 54—72 *cm* im Mittel 62 *cm* (63 Ind.), relativ bei einer Spannung von 32·6—39·7% im Mittel 36·5%.

7. Die ganze Armlänge rechts (45) beträgt bei einer Spannung von 60—83 *cm* im Mittel 74 *cm*, relativ bei einer Spannung von 41·7—48·0% im Mittel 44·2% [Herzegowiner 44·1[5]), Franzosen 44·8, Armenier 45·8, Magyaren 46·7, Litauer 47·1 (Martin, l. c. S. 293)].

8. Die Länge der vorderen Rumpfwand (27) beträgt bei einer Spannung von 43—57 *cm* im Mittel 49 *cm* (63 Ind.), relativ bei einer Spannung von 27·0—31·5%

[1]) Die wenigen nicht ausgewachsenen Individuen können die große Zahl Kleinwüchsiger nicht erklären.

[2]) E. Pittard, Les Serbes du Royaume de Serbie. Revue mens. d'Ecole d'Anthrop., Bd. 20, 1910.

[3]) R. Lazarević, Conditions hygiéniques de notre armée.. en 1884. Archives serbes de médecine. 2e sect. Bd. 24, 1890 (serbisch), cit. nach J. Deniker.

[4]) A. Weisbach, Die Bosnier. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 25, 1895. — A. Weisbach, Die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 35, 1905. — A. Weisbach, Die Serbokroaten der österreichischen Küstenländer. Zeitschr. f. Ethn., Bd. 16, 1884, Supplement. — A. Weisbach, Die Slowenen. Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 33, 1903.

[5]) H. Himmel, Das Rekrutenmaterial der Herzegowina. Suppl. zu den Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 16, 1886.

im Mittel 29·8%. Der dichteste Wert ist 30% [Schweizer 29·3, Badener 30·3, Engländer 31·8, Kleinrussen 33·3 (Martin, l. c. S. 262)].

9. Die ganze Beinlänge rechts (53) beträgt bei einer Spannung von 78—104 *cm* im Mittel 91 *cm* (63 Ind.), relativ bei einer Spannung von 52·1—57·4% im Mittel 54%; Z:53·7%; D:53% [Litauer 50·7, Großrussen 51·1, Schaffhauser 53·3% (Martin, l.c. S. 311)]. Der Mittelwert meiner Reihe ist also vergleichsweise sehr hoch. Leider sind die Berechnungsmethoden sehr verschieden. Ich habe die ganze Beinlänge nach R. Pöch[1]) bestimmt.

Kopfmaße und Indices.

1. Die Kopflänge beträgt bei einer Variationsbreite von 163—201 *mm* im Mittel 182 *mm*. Bei der Seriation des Materials in vier Gruppen ergeben sich folgende Mittelwerte: I. (163—178):172 *mm*; II. (178—182):180 *mm*; III. (182—187):185 *mm*; IV. (187—201):191 *mm*. Sehr kurz (x—169 *mm*) ist der Kopf bei 45%, kurz (170—177) bei 19·4%, mittellang (178—185) bei 47%, lang (186—193) bei 23·4%, sehr lang (194—x) bei 5·6%.

2. Die Kopfbreite beträgt bei einer Variationsbreite von 140—168 *mm* im Mittel 154 *mm*. Sehr schmale (x—139 *mm*) Köpfe finden wir in unserer Reihe überhaupt nicht, schmal (140—147) ist der Kopf bei 11·2%, mittelbreit (148—155) bei 43·3%, breit (156—163) bei 41·3% und sehr breit (164—x) bei 3·6%. Ich möchte gleich hier auf den großen Unterschied hinweisen, der in dieser Hinsicht zwischen der Serbenreihe und der Albanerreihe A. Haberlandts besteht. Von 140 Albanern haben 0·7% sehr schmale, 5·7% schmale, 27·1% mittelbreite, 50·7% breite und 15·7% sehr breite Köpfe.

Die absoluten Kopfmaße in anderen jugoslawischen Gebieten.

	Bosnien insgesamt	Mostar	Travnik	Sarajevo	Bihać	Banjaluka	Tuzla	Kroatien-Slawonien	Slowenien
Kopflänge .	182	187	184	183	183	182	179	183	185
Kopfbreite .	156	160	157	155	157	156	154	157	156
Körperlänge		1733	1732	1742	1738	1726	1708	1695	1683

Die größte Länge des Kopfes schwankt bei Bosniern von 156—213, bei Serbokroaten aus Kroatien-Slawonien von 160—210, bei Slowenen von 160—210 *mm*. Die Kopfbreite schwankt bei Bosniern von 137—180, bei Serbokroaten aus Kroatien-Slawonien von 128—176, bei Slowenen von 132—179.

3. Kopflänge und Kopfbreite in ihrem Verhältnis zueinander.

196 Serben.

	x-169	170-177	178-185	186-193	194-x	n
x-139	—	—	—	—	—	—
140-147	2	5	7	6	2	22
148-155	3	19	**45**	18	1	86
156-163	4	13	37	20	7	81
164-x	—	1	3	2	1	7
n	9	38	**92**	46	11	196

140 Albaner.

	x-169	170-177	178-185	186-193	194-x	n
x-139		—	—	—	1	1
140-147	—	1	4	3	—	8
148-155	1	7	17	10	3	38
156-163	1	17	**28**	19	6	**71**
164-x	—	2	11	6	3	22
n	2	27	**60**	38	13	140

[1]) R. Pöch, II. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. 46, 1916.

Anmerkung. Bei 23 Individuen wurden alle Körpermaße des R. Martinschen Meßblattes genommen. Aus dieser kleinen Reihe lassen sich keine Schlüsse ziehen. Das Material steht Interessenten zur Verfügung.

4. Der Längenbreitenindex des Kopfes beträgt bei einer Variationsbreite von 71·79—95·78 im Mittel 84·6. E. Pittard fand bei 60 Serben aus dem Raume von Pirot einen mittleren L.-B.-Index von 78·1 bei einer Spannung von 70·59—86·34. A. Weisbach fand bei Bosniern im Mittel 85·7 (72—100). Doch bestehen kleine regionale Unterschiede: Sarajevo 84·6, Bihać 85·2, Travnik 85·3, Mostar 85·5, Banjaluka 85·7, Tuzla 86; „freilich sind die Unterschiede gering und das ganze Land sozusagen gleichmäßig brachykephal" (A. Weisbach). Bei den Serbokroaten Kroatien-Slawoniens fand A. Weisbach einen L.-B.-Index von 85·7 (70—100). Die Slowenen haben bei einer Variationsbreite von 69·2 101·2 einen mittleren Index von 84·3. Von den von mir untersuchten Individuen sind 3 dolichokephal (x 75·9), mesokephal 30 (76·0—80·9) brachykephal 68 (81·0—85·4), hyperbrachykephal (85·5—x) 95. In der folgenden Tabelle ist die Grenze zwischen Brachykephalie und Hyperbrachykephalie mit 86·0 angesetzt, weil in A. Weisbachs Angaben die Dezimalen der Indexzahlen nicht angegeben sind.

	x-75·9	76·0-80·9	81·0-85·9	86·0-x
Serben aus Serbien	1·5%	15·3%	34·6%	48·5%
Bosnier	0·7%	9·5%	42·7%	47·1%
Kroaten aus Kroatien-Slawonien .	0·9%	9·2%	45·2%	44·7%
Serben aus Kroatien-Slawonien .	0·1%	6·4%	42·9%	50·6%
Slowenen	1·5%	17·8%	47·0%	33·7%
Albaner	2·8%	12·1%	34·9%	49·9%

A. Weisbach ordnete in seinen Reihen die L.-B.-Indices in drei Gruppen und bezeichnete als „dolichoide" Individuen solche mit L.-B.-Indices bis 79, als „Mesokephali" bis 81, als „Brachykephali" die übrigen. Nach dieser Einteilung wären 13·2% meiner Reihe „dolichoid", 7·6% „mesokephal" und 79·2% „brachykephal".

Die „Dolichoiden" sind im slowenischen Sprachgebiete seltener wie in den deutschen Alpenländern, immer aber noch häufiger als im südlich anschließenden serbokroatischen Gebiete. In Steiermark (Slow.) finden wir 14·7%, in Kärnten (Slow.) 19·7% Dolichoide, in Krain nur 6·9%, im Küstenlande hingegen wieder 12·9%. In Kroatien-Slawonien fand A. Weisbach nur 5·2% Dolichoide. In Bosnien-Herzegowina weisen die westlichen Kreise Bihać (4·56%), Mostar (5·48%) und Travnik (5·34%) die wenigsten „Dolichoiden", die östlichen an Serbien angrenzenden Gebiete die meisten „Dolichoiden" auf (Sarajevo 7·51%, Tuzla 7·70%). Banjaluka steht mit 6·25% Dolichoider in der Mitte. Die Verbreitung der „Mesokephali" entspricht im ganzen der der „Dolichoiden".

Aus den gegebenen Daten geht hervor, daß sich die wenigsten Dolichoiden im Südwesten des jugoslawischen Gebietes finden und daß deren Zahl in der Richtung nach Osten und Nordwesten zunimmt. Damit stimmen auch die Angaben E. Pittards[1]) überein; er fand unter 60 Serben aus der Gegend von Pirot 4 Hyperdolichokephale, 7 Dolichokephale, 10 Subdolichokephale, 23 Mesokephale, 10 Subbrachykephale, 5 Brachykephale und 1 Hyperbrachykephale.

[1]) Pittard, Les Serbes du Royaume de Serbie. Revue mens. d'Ecole d'Anthrop., 20, 1920.

Zum Schlusse gebe ich noch die absoluten Frequenzzahlen für die einzelnen L.-B.-Indices der Serbenserie:

71—1	77—8	83—22	89—12
72—0	78—10	84—14	90—10
73—0	79—5	85—17	91—5
74—1	80—7	86—23	92—3
75—1	81—8	87—14	93—6
76—0	82—18	88—9	94—0
			95—2

5. Die Ohrhöhe konnte ich mit den mir zur Verfügung stehenden Instrumenten nicht hinlänglich exakt messen. Sie liegt aber im Mittel, jedenfalls über 127 *mm*, woraus hervorgeht, daß die Köpfe in der Mehrzahl hypsikephal und stark hypsikephal sind.

6. Die kleinste Stirnbreite beträgt im Mittel 109 *mm*. Die Verteilung der Einzelwerte zeigt die folgende Tabelle.

mm	98-99	100-101	102-103	104-105	106-107	108-109	110-111	112-113	114-115	116-117	118-119	120-121
Ind.	1	6	8	19	20	18	44	18	6	6	2	4

7. Der transversale Frontoparietalindex beträgt im Mittel 70·7. Der Index sagt nicht viel, da er von der Kopfbreite in hohem Maße abhängig ist und zwischen kleinster Stirnbreite und größter Kopfbreite eine starke positive Korrelation besteht.

8. Der Jochbogenbreitenkopfbreitenindex $\frac{(6)\times 100}{(3)}$ beträgt bei einer Variationsbreite von 82·78—101·36 im Mittel 91·13. Die Jochbogenbreite ist sohin um etwa 10% kleiner wie die größte Kopfbreite. Dieser bisher wenig gebrauchte Index würde es wohl verdienen, daß seine Brauchbarkeit an einem größeren heterogenen Material überprüft würde.

* * *

Gesichtsmaße und Indices.

1. Die Jochbogenbreite beträgt bei einer Spannung von 120—150 *mm* im Mittel 141 *mm*. Bei der Seriation des Materials in vier Gruppen ergeben sich folgende Mittelwerte: I (120—137): 132 *mm*, II (137—141): 140 *mm*, III (141—145): 143 *mm*, IV (145—155): 149 *mm*. Von den von mir untersuchten Serben haben 3 eine sehr schmale (Jochbogen-) Gesichtsbreite, 28 eine schmale, 100 eine mittelbreite, 58 eine breite und 7 eine sehr breite Gesichtsbreite.

2. Die Breite über den Kondylen beträgt bei einer Variationsbreite von 115—149 *mm* im Mittel 134 *mm*.

Die Differenz zwischen Jochbogenbreite und Kondylenbreite schwankt bei 152 Individuen von 0—18 *mm* und beträgt im Mittel 6·7 *mm*. Bei 41 Individuen sind die Joch-

bogen nicht ausladend, bei 78 mäßig ausladend, bei 27 Individuen stark ausladend und bei 6 sehr stark ausladend.

3. Die physiognomische Gesichtshöhe konnte nur bei 98 Individuen vermerkt werden. Sie beträgt bei einer Spannung von 162 196 *mm* im Mittel 180 *mm*. Der physiognomische Gesichtsindex schwankt von 69·3—89·1 und beträgt im Mittel 78·52.

4. Die morphologische Gesichtshöhe schwankt zwischen 98 und 139 *mm*; sie beträgt im Mittel 121 *mm*. Bei 12 Individuen (6·1%) ist das Gesicht sehr niedrig, bei 44 (22·4%) niedrig, bei 65 (33·1%) mittellang, bei 55 (28·1%) lang und bei 20 (10·2%) sehr lang.

5. Die morphologische Obergesichtshöhe schwankt von 58— 80 *mm* und beträgt im Mittel 67 *mm*. Die Untergesichtshöhe schwankt von 43—69 *mm* und beträgt im Mittel 54 *mm*. Die Asthöhe des Unterkiefers (links) schwankt bei 152 Individuen von 45—79 *mm* und beträgt im Mittel 62 *mm*. Zwischen Asthöhe und morphologischer Gesichtshöhe besteht eine starke positive Korrelation. Dagegen läßt sich eine Korrelation zwischen Asthöhe und Untergesichtshöhe nicht deutlich nachweisen.

6. Der Gesichtslängenindex $\left(\frac{\text{Untergesichtshöhe} \times 100}{\text{morph. Obergesichtshöhe}}\right)$ schwankt zwischen 55·07 und 112·96 und beträgt im Mittel 80·5. Unter allen Gesichtsmaßen hat dieser den höchsten Variationskoeffizienten beim Mittelwert. Das Verhältnis zwischen Ober- und Untergesichtslänge ist wohl neben den so verschiedenen Nasenformen eine der Hauptursachen für die großen individuellen Verschiedenheiten in der Physiognomie; die Verteilung der Einzelwerte zeigt die folgende Tabelle:

	50–59	60–64	65–69	70–74	75–79	80–84	85–89	90–94	95–99	100–104	105–109	110–114
Serben	1	6	20	24	48	42	19	13	10	9	3	1

7. Der morphologische Gesichtsindex schwankt von 73—100 und beträgt im Mittel 86·38; die Serben meines Materials sind also „durchschnittlich mesoprosop". Die Wertlosigkeit dieser Bezeichnung zeigt die folgende Übersicht. Es sind:

hypereuryprosop	(73·0—78·9)	16	8·2%	34·2%
euryprosop	(79·0—83·9)	51	26·0%	
mesoprosop	(84·0 87·9)	50	25·5%	
leptoprosop	(88·0—92·9)	63	32·1%	40·3%
hyperleptoprosop	(93·0— x)	16	8·2%	

Relativ am häufigsten sind also die Leptoprosopen. Die Verteilung der Einzelwerte gestaltet sich folgendermaßen:

73 –3	77—3	81—10	85— 9	89—15	93—7	97—1
74—2	78—6	82—16	86—17	90—15	94—3	98—0
75—1	79—6	83—12	87—15	91—13	95—1	99—0
76—1	80—7	84— 9	88—12	92— 8	96—0	100—1

8. Der morphologische Obergesichtsindex schwankt von 35·81—56·93 und beträgt im Mittel 47·84. Es sind:

hypereuryēn	(x —42·9)	24
euryēn	(43·0—47·9)	75
mesen	(48·0—52·9)	75
leptēn	(53·0 56·9)	20
hyperleptēn	(57·0— x)	0

Die Verteilung der Einzelwerte gestaltet sich folgendermaßen:

38—1	42— 7	46—17	50—23	54—9
35—1	39—2	43— 9	47—28	51—12	55—3
36—0	40—7	44—12	48—17	52— 8	56—1
37—0	41—6	45— 9	49—15	53— 7	

9. Der Kondylenbreitenindex $\left\{\frac{\text{morphol. Gesichtshöhe} \times 100}{\text{Breite über den Kondylen}}\right\}$ schwankt zwischen 75 und 103 und beträgt im Mittel 90·67.

10. Die Unterkieferwinkelbreite schwankt von 91—129 *mm* und beträgt im Mittel 108 *mm*.

11. Der Frontomandibularindex beträgt im Mittel 99·74 bei einer Spannung von 83·33—117·37.

12. Der Jugofrontalindex schwankt von 69—85 und beträgt im Mittel 77·14.

13. Der Jugomandibularindex schwankt von 65—90 und beträgt im Mittel 76·85.

Maße und Indices der Nasenregion.

1. Die größte Breite der Nase schwankt zwischen 20 und 40 *mm* und beträgt im Mittel 32 *mm*.

2. Die Höhe der Nase schwankt zwischen 39 und 65 *mm* und beträgt im Mittel 51 *mm*.

3. Die Länge des Nasenbodens schwankt zwischen 15 und 29 *mm* und beträgt im Mittel 21 *mm*.

4. Die Breite zwischen den inneren Augenwinkeln schwankt bei 154 Individuen von 21—35 und beträgt im Mittel 27 *mm*.

5. Der Nasenindex schwankt zwischen 40·0 und 95·24 und beträgt im Mittel 63·79. Hyperleptorrhin (x—54·9) sind 31 (15·9%), leptorrhin (55·0—69·9) 124 (63·7%), mesorrhin (70·0—84·9) 37 (19·0%) und chamärrhin (85·0 99·9) 3 (1·5%).

Im einzelnen verteilen sich die Werte folgendermaßen:

(40—41)—1	(54—55)—12	(68—69)—14	(82—83)—1
(42—43)—0	(56—57)—16	(70—71)—11	(84—85)—1
(44—45)—2	(58—59)—11	(72—73)—11	(86—87)—1
(46—47)—2	(60—61)—28	(74—75)— 6	(88—89)—0
(48—49)—5	(62—63)—22	(76—77)— 4	(90—91)—1
(50—51)—6	(64—65)—14	(78—79)— 5	(92—93)—0
(52—53)—9	(66—67)—13	(80—81)— 0	(94—95)—1

6. Der Nasenbodenindex schwankt bei 146 Individuen zwischen 43 und 107 und beträgt im Mittel 66·51.

7. Der Index $\left\{\frac{\text{Breite zwischen den Augenwinkeln} \times 100}{\text{Nasenbreite}}\right\}$ schwankt zwischen 62 und 125 und beträgt im Mittel 87·42.

Nr. nach Martin	Art des Maßes	n	Spannung	M ± E(M)	Zentralwert	Dichtester Wert	σ ± E(σ)	v ± E(v)
1	Größte Länge des Kopfes	196	163—201	181·91 ± 0·35	182	180	7·33 ± 0·26	4·03 ± 0·14
3	Größte Breite des Kopfes	196	140—168	154·43 ± 0·30	155	160	5·68 ± 0·20	3·68 ± 0·13
—	Längenbreitenindex	196	71—95	84·58 ± 0·20	85	86	4·21 ± 0·15	4·98 ± 0·18
4	Kleinste Stirnbreite	152	98—121	109·02 ± 0·24	110	110	4·31 ± 0·17	3·96 ± 0·15
—	Transversaler Frontoparietalindex	152	64—78	70·72 ± 0·16	70	70	2·94 ± 0·11	4·15 ± 0·16
—	Jochbogenkopfbreitenindex (6) × 100 / (3)	196	82—101	91·13 ± 0·17	91	91	3·61 ± 0·13	3·96 ± 0·14
6	Größte Jochbogenbreite	196	120—155	140·93 ± 0·28	140	140	5·81 ± 0·20	4·12 ± 0·20
	Breite über den Kondylen	152	115—149	133·95 ± 0·42	134	130	7·79 ± 0·30	5·12 ± 0·21
8	Unterkieferwinkelbreite	196	91—129	108·00 ± 0·35	108	105	7·26 ± 0·25	6·72 ± 0·45
17	Physiogn. Gesichtshöhe	98	162—196	179·83 ± 0·53	180	—	7·80 ± 0·38	4·39 ± 0·14
18	Morph. Gesichtshöhe	196	98—139	121·52 ± 0·34	121	119, 120	7·04 ± 0·25	5·80 ± 0·20
20	Morph. Obergesichtshöhe	196	58—80	67·45 ± 0·45	67	65	5·09 ± 0·18	7·55 ± 0·26
—	Untergesichtshöhe	196	38—69	54·39 ± 0·20	54	53, 54	5·19 ± 0·18	9·56 ± 0·33
—	Asthöhe	152	45—79	61·62 ± 0·37	60	60	6·81 ± 0·26	11·05 ± 0·50
—	Physiogn. Gesichtsindex	98	69—89	78·52 ± 0·29	78	—	4·30 ± 0·21	4·38 ± 0·21
—	Morph. Gesichtsindex	196	73—100	86·38 ± 0·25	86	86	5·14 ± 0·18	5·95 ± 0·21
—	Morph. Obergesichtsindex	196	35—56	47·85 ± 0·21	47	47	4·29 ± 0·15	7·54 ± 0·26
—	Kondylenbreitenindex	152	75—103	90·67 ± 0·31	91	92	5·70 ± 0·22	3·59 ± 0·21
—	Gesichtslängenindex	196	55—112	80·44 ± 0·50	79·71	—	10·29 ± 0·36	12·79 ± 0·44
	Jugofrontalindex	152	69—84	77·06 ± 0·25	78	78	3·00 ± 0·26	3·89 ± 0·27
—	Jugomandibularindex	196	65—90	76·85 ± 0·22	76	78	4·60 ± 0·16	6·00 ± 0·31
—	Frontomandibularindex	152	83—117	99·74 ± 0·36	99·06		6·60 ± 0·25	6·61 ± 0·25
13	Größte Breite der Nase	195	20—40	31·90 ± 0·20	31	31	3·38 ± 0·12	10·58 ± 0·37
21	Höhe der Nase	195	39—65	50·80 ± 0·20	51	49, 55	4·09 ± 0·14	8·05 ± 0·28
22	Länge des Nasenbodens	146	15—29	20·91 ± 0·17	21	21	2·99 ± 0·12	1·43 ± 0·06
9	Breite zwischen den Augenwinkeln	154	21—35	27·21 ± 0·15	20	20	3·18 ± 0·12	8·65 ± 0·49
—	Nasenindex	195	41—95	63·79 ± 0·90		61	8·52 ± 0·30	13·36 ± 0·44

V. Deskriptive Merkmale.

1. Irisfarbe.[1])

Blaue Augen finden wir im jugoslawischen Gebiet in einer nördlichen und einer südlichen Zone. Die nördliche Zone umfaßt Kärnten (slow.), Steiermark (slow.), Krain, das Küstenland mit Triest, Istrien, das kroatische Küstenland und Kroatien mit etwa $^1/_3$ Blauäugiger; daran schließen sich einerseits die nördlichen dalmatinischen Inseln mit 24·69% und wahrscheinlich auch Serbien (Lebzelter) 21·5%. Die südliche Zone umfaßt das Gebiet von Ragusa, die süddalmatinischen Inseln, den Kreis Sarajevo und setzt sich wahrscheinlich in das Gebirgsland von Učiče fort (22—24% Blauäugige).

Graue Augen sind am häufigsten im Kreise Tuzla (26·53%) und wahrscheinlich im angrenzenden Serbien (27·0%); auch in Kärnten (slow.), Steiermark (slow.) und Krain sind mehr als $^1/_5$ grauäugig, ebenso im Kreise Mostar. Noch weniger wie

[1]) Bezügl. Pigmentierung s. a.: G. A. Schimmer, Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern Österreichs. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Supplement I, 1884.

bei den Grauäugigen läßt sich bei der Verbreitung der grünlichen Augen eine Zonenbildung nachweisen. Faßt man graue und blaue Augen als „helle" Augen zusammen und stellt sie den dunklen Augen gegenüber, so ergibt sich folgendes:

Nördliche helle Zone			Zentrale dunkle Zone		Südliche helle Zone		
	hell in Prozenten	dunkel		dunkel in Prozenten		hell in Prozenten	dunkel
Kärnten	58·2	29·8	Bihać	55·65	Sarajevo.	41·9	41·3
Steiermark	53·3	30·6	Banjaluka	52·67	Südliche		
Krain	52·1	31·2	Dalmatien		Inseln.	35·92	—
Küstenland	51·8	38·4	(Fest-		Ragusa .	32·38	—
Kroatien-Küstenland	44·7	49·0	land) . .	63·0			
Kroatien	49·2	31·1	Mostar . .	55·0			
Serbien	48·5	47·9					

Innerhalb meiner Reihe habe ich schwarzbraune Iris (a) niemals gefunden. v. Luschan betont auch, daß diese intensive Pigmentierung der Iris wohl nur bei farbigen Rassen vorkommt. Dunkelbraune Iris fand ich in 23 Fällen (11·7%), braune (c) in 66 Fällen (33·6%). Ausgesprochen dunkle Augen hatten sohin 89 Individuen oder 45·3%. „Hellgrüne" Augen habe ich nie gefunden. „Gelbe" Augen beschreibt A. Weisbach ein einzigesmal bei einem Kroaten. Dunkelgraue Augen habe ich 38mal (19·3%) und hellgraue 15mal (7·7%); graue Augen also in 53 Fällen (27%) gefunden. Das ist der höchste Prozentsatz an grauen Augen, der bisher bei einem jugoslawischen Material zur Beobachtung kam. Hiebei muß jedoch berücksichtigt werden, daß ich entsprechend der R. Martinschen Vorschrift in erster Linie die Färbung der Peripherie berücksichtigte (s. o. S. 2). Die Zahl der Grauäugigen nimmt in der Richtung nach Osten scheinbar zu. Dunkelblaue Augen fand ich 2mal (1·1%), blaue Augen 39mal (19·8%) und hellblaue Augen einmal (0·6%); blaue Augen also insgesamt in 42 Fällen (21·5%).

Es stehen also 45·3% dunkler Augen 48·5% heller Augen gegenüber.

Hellbraune Iris habe ich 5mal gefunden; rechnet man die hellbraunen Augen noch zu den dunklen Augen, so würde deren Prozentsatz auf 47·9% steigen, wäre also dem der hellen Augen gleich.

„Grünliche" Augen fand ich 7mal.

Es sei darauf verwiesen, daß A. Weisbach wohl viele Augen als „graugelb" und „graubraun" bezeichnet, die man auch „grünlich" nennen könnte. Er selbst gibt dies zu.

2. Haarfarbe (Kopfhaar). Reinschwarzes Haar habe ich 15mal (7·7%), braunschwarzes Haar 75mal (38·3%), dunkelbraunes (braunes) Haar (c) in 34 Fällen festgestellt (17·3%), dunkles, braunes Haar also insgesamt bei 109 Individuen (56·6%), hellbraunes und rötlichbraunes Haar habe ich in 12 Fällen (6·2%) konstatiert. Dunkelblondes Haar fand ich in 47 Fällen (23·9%), hellblondes in 13 Fällen (6·6%), blondes Haar überhaupt in 30·5%, also fast einem Drittel der Fälle.

Eine Rotkomponente habe ich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle gefunden.

Wiazemsky hat bei serbischen Knaben in 25% schwarzes, in 34% dunkelbraunes und in 7% braunes, insgesamt in 66% dunkles Haar gefunden. Die entsprechenden Zahlen für Mädchen sind: schwarz 17%, dunkelbraun 29%, braun (15%). Blondes Haar fand er bei Knaben in 15% (hellbraun + blond 33%), bei Mädchen in 18% (hellbraun + blond 39%). Bei meinem Material: Dunkelblonde + Hellbraune 30·1%, Blonde + Hellbraune 36·7%.

Wiazemsky konstatierte auch ein deutliches Nachdunkeln der Haare bei der serbischen Jugend.

Unter Zugrundelegung der A. Weisbachschen Daten lassen sich wie bei der Verbreitung der hellen Augen auch bei der Verbreitung der hellen Haare eine nördliche und eine südliche Zone mit großer Deutlichkeit unterscheiden. Die nördliche Zone umfaßt Slowenien, das kroatische Istrien, das kroatische Küstenland, die nördlichen dalmatinischen Inseln, Kroatien, Slawonien, Nord- und Ostserbien.[2]) Die südliche Zone umfaßt die bosnischen Kreise Travnik und Sarajevo und setzt sich wahrscheinlich in das Bergland Südwestserbiens fort. Freilich haben die Blonden auch in diesen Gebieten niemals die Mehrheit, sie erreichen nirgends 40%. Die verschiedenen dunklen Haarfarben sind keineswegs gleichmäßig verteilt. Die meisten reinschwarzen + dunkelbraunen Haare finden wir in Cattaro, Ragusa und auf den südlichen dalmatinischen Inseln. Dann aber auch in Gebieten, die ansehnliche blonde Minderheiten enthalten (Serbien, kroatisches Küstenland, nördliche dalmatinische Inseln, Kreis Travnik). A. Weisbach macht auf interessante Unterschiede in der geographischen Verteilung aufmerksam. Das Festland Dalmatien und die dalmatinischen Inseln sind der Hauptsitz der Braunen, von wo aus ihre Dichtigkeit nach Norden weniger wie nach Süden abnimmt. Dunkelbraune Haare finden wir am dichtesten im Süden, dann in den nördlichen Küstenländern. Auch die Schwarzhaarigen sind im Süden und in Istrien relativ häufiger wie auf den Inseln und in Dalmatien.

3. Haarfarbe (Barthaarfarbe). Das Barthaar ist oder scheint im Durchschnitt heller als das Kopfhaar. Von 190 Individuen, bei denen die Barthaarfarbe

Irisfarbe und Haarfarbe der Serbenreihe.

Irisfarbe	Haarfarbe	rein schwarz a	braunschwarz b	dunkelbraun c	rötlich und hellbraun (d)e	dunkelblond f	hellblond g	aschblond h	rot i	Summe	Prozent
Schwarzbraun	a	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Dunkelbraun	b	7	15			1	—	—	—	23	11·7
Braun	c	4	**42**	16	3	1	—	—	—	66	33·6
Hellbraun	d	—	1	1	—	3	—			5	2·6
Grünlich	e	—	3	1	—	2	1	—	—	7	3·6
Dunkelgrau	f	3	13	9	1	11	1	—	—	38	19·3
Hellgrau	g	—	—	3	1	4	7	—	—	15	7·7
Dunkelblau	h	—	1	—	—	—	1	—	—	2	1·1
Blau	i	1	—	4	6	**25**	3		—	39	19·8
Hellblau	k	—	—		1	—	—	—	—	1	0·6
Summe		15	75	34	12	47	13	—	—	196	100
Prozent		7·7	38·3	17·3	6·2	23·9	6·6	—	—	100	

[2]) Parallelismus zwischen den Reihen Wiazemskys, Pittards und meiner Reihe (s. o. S. 11).

bestimmt werden konnte, hatte sie bei 94 (49·5%) die gleiche Farbe wie das Kopfhaar, bei 8 war der Bart dunkler (4·2%), bei 83 (43·7%) dagegen heller; roten oder fast roten Bart hatten 5 Leute, bei hellblonder (1), dunkelblonder (3) und hellbrauner (1) Kopfhaarfarbe. Die übrigen Kombinationen verteilen sich folgendermaßen: (Kopfhaar-Barthaar) b—c (30), f—g (14), a—b (1), b—d, de (3), b—f (3), c—f (7), f—h (2). In Prozenten verteilen sich die einzelnen Farben von Kopf- und Barthaar bei 190 Individuen auf folgende Weise:

	a	b	c	d+e	f	g	h	i
Barthaar	5·3	21·5	23·7	12·6	19·5	13·6	1·1	2·6
Kopfhaar	7·9	38·4	17·4	5·8	23·7	6·8		

4. Die physiognomische Gesichtsform wurde nach von R. Pöch und J. Weninger 1916 gegebenen Schema bestimmt. Das Gesicht war 42 mal elliptisch (E), 44 mal oval (O), 2 mal verkehrt oval (VO), 1 mal trapezförmig (T), 42 mal rechteckig (R), 8 mal rhombisch (RH), 18 mal quadratisch (Q), 20 mal rund (U), 15 mal verkehrt trapezförmig (VT), 2 mal eckig (X).

5. Die physiognomische Nasenform. Das Rückenprofil ist in 20 Fällen konkav, in 113 Fällen geradlinig und in 40 Fällen konvex. Der Rücken ist nur 1 mal kurz, 91 mal mittellang und 81 mal lang. Die Wurzel ist 1 mal tief, 107 mal mäßig hoch, 18 mal hoch und 47 mal sehr hoch. Die Spitze ist 124 mal nach vorwärts, 42 mal nach abwärts und 7 mal nach aufwärts gerichtet. Die Basis ist in 84 Fällen horizontal, in 57 Fällen leicht nach vorn oben, in 15 Fällen nach vorn oben und in 17 Fällen nach hinten oben gerichtet. Die Aufnahmen wurden unter Zuhilfenahme des von R. Martin (l. c. S. 456) gegebenen Schemas gemacht. Bezeichnet man die dort gegebenen Nasenformen mit den Ziffern I–XV, so finden wir die einzelnen Formen annähernd in folgender Weise vertreten:

IV. Rückenprofil konkav, Rücken: mittellang, Wurzel mäßig hoch, Spitze nach vorwärts, Basis nach vorn oben . 8
V. Rückenprofil konkav, Rücken: mittellang, Wurzel hoch, Spitze nach vorwärts, Basis horizontal 12
VII. Rückenprofil geradlinig, Rücken: mittellang, Wurzel hoch, Spitze nach aufwärts, Basis nach vorn oben 6
VIII. Rückenprofil geradlinig, Rücken: mittellang, Wurzel mäßig hoch, Spitze nach vorwärts, Basis leicht nach vorn oben 52
IX. Rückenprofil geradlinig, Rücken: lang, Wurzel sehr hoch, Spitze nach vorwärts, Basis leicht horizontal 47
X. Rückenprofil geradlinig, Rücken: mittellang, Wurzel mäßig hoch, Spitze nach abwärts, Basis nach hinten oben . 8
XI. Rückenprofil konvex, Rücken: kurz, Wurzel tief, Spitze nach aufwärts Basis nach vorn oben 1
XII. Rückenprofil konvex, Rücken: mittellang, Wurzel mäßig hoch, Spitze nach vorwärts, Basis leicht nach vorn oben 5
XIII. Rückenprofil konvex, Rücken: lang, Wurzel mäßig hoch, Spitze nach abwärts, Basis nach hinten oben . . . 9
XIV. Rückenprofil konvex, Rücken: lang, Wurzel mäßig hoch, Spitze nach abwärts, Basis horizontal 25

Es kommen sowohl Adler- wie Geiernasen unter den Nasen mit konvexem Rückenprovil vor.

6. Die Augenlidform wurde ebenfalls nach dem von R. Pöch gegebenen Schema bestimmt. Detaildaten sind aus den Kombinationstafeln zu ersehen. In 61 Fällen fehlt die Randfalte oder ist rudimentär.

VI. Die individualistische Analyse der Serbenreihe.

K. Dromtschilow hat die von Oetteking u. a. in der Kraniologie angewendete „Punktiermethode" ausgebaut und auf die Analyse anthropometrischer Reihen angewendet. Die Betrachtungsweise ist auch bei ihm eine kollektivistische. Bei sehr großen Reihen, in denen eine genügende Anzahl „entmischter" Individuen vorhanden ist, wird dieses Verfahren auch nicht enttäuschen. Es ist auf diesem Wege — der freilich sehr mühsam ist — möglich, die „typischen" Kombinationen herauszufinden. K. Dromtschilow hat dann die von ihm gefundenen Kombinationen mit anderwärts aufgestellten „Rassentypen" in Beziehung gesetzt. Die „physiognomischen" Typen hat er überhaupt nicht berücksichtigt. Auf ihre Bedeutung hat, wie oben bemerkt, R. Pöch bereits 1917 hingewiesen.

Ich habe 1918 bei einer kleinen Reihe — 140 Albaner — die „Punktiermethode" zur Analyse herangezogen. Ich faßte die — wie ich heute sage — „polytypische" Reihe als ein „Typengemenge" auf und habe damals die auf analytischem Wege gewonnenen „Kombinationstypen" den „Rassentypen" gegenübergestellt. Da in der kleinen Reihe zu wenig „entmischte" Individuen waren, um aus ihrer Analyse allein schon die Komponenten, aus denen die Reihe zusammengestellt ist, zu erfassen, habe ich die von anderen festgestellten „physiognomischen" Typen in den Vordergrund gestellt und versucht, mit Hilfe verschiedener analytischer Methoden die Vertreter dieser „physiognomischen" Typen wiederzufinden.

Während wir — A. Haberlandt und ich — der Lösung des Problems der Analyse kleiner Reihen durch Heranziehung der „physiognomischen Typen" näherzukommen suchten, haben neuerdings B. Struck und E. v. Eickstädt durch Modifikationen der graphisch-heuristischen Methoden (wohin auch K. Dromtschilows „Punktiermethode" gehört) dieses Ziel zu erreichen getrachtet. Speziell B. Struck scheidet die gefundenen „Kombinationen" von den angenommenen Rassen und faßt ebenso wie wir die Reihe als ein Typengemenge auf. Er verwies (l. c. S. 150) sehr richtig auf die Notwendigkeit auch der „individuellen Analyse", deren Berechtigung in der biometrischen Statistik noch kaum zur Geltung gekommen sei. Das wesentlich Neue seiner Methode besteht darin, daß er das „Variationsfeld" für jeden der (Sprach-) Typen als Ellipse — „zunächst nach den visuellen Eindruck" in die „Kombinationstafel" (gewöhnlich: Korrelationstabelle) — einzeichnete. B. Strucks Versuch kann als durchaus gelungen angesehen werden, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß B. Struck bei seiner Analyse von linguistisch und geographisch wohl charakterisierten Einheiten (Sprachtypen) ausgehen konnte — Kriterien, welche bei der Analyse europäischer Mischpopulationen meist nicht in dieser Weise zur Verfügung stehen. Solche standen übrigens auch E. v. Eickstädt[1]) bei Einzeichnung seiner Ellipsen nicht zur Verfügung, dessen Ausführungen hauptsächlich durch die Daten über die geographische Verteilung der Merkmale gestützt werden können.

Langwierige Versuche haben mich zur Erkenntnis geführt, daß die kollektivistische Betrachtungsweise bei der Analyse polytypischer kleinerer Reihen in der Regel zu keinen

[1]) E. v. Eickstädt, Zur Anthropologie der Shik. Zeitschr. f. Ethnologie, 1920.

zwingenden Ergebnissen führt. Ich habe daher in Fortführung meiner früheren Überlegungen diese Betrachtungsweise verlassen. Mein Gesichtspunkt bei der Analyse des vorliegenden Materials ist ein durchaus individualistischer. Die Kombination möglichst vieler Merkmale an einem Individuum wird studiert, Individuen mit gleicher oder ähnlicher Kombination der Merkmale wurden zu Kombinationsklassen zusammengestellt. Ich unterscheide für europäische Reihen zehn Kombinationsklassen zu je drei Gruppen, also insgesamt 30 Kombinationen. Die zehn Kombinationsklassen sind:

I. Dunkles Haar, dunkle Augen, Körperlänge bis 1659 *mm.*
II. Dunkles Haar, dunkle Augen, Körperlänge 1660—1689 *mm.*
III. Dunkles Haar, dunkle Augen, Körperlänge über 1690 *mm.*
IV. Helles Haar, helle Augen, Körperlänge bis 1659 *mm.*
V. Helles Haar, helle Augen, Körperlänge 1660—1689 *mm.*
VI. Helles Haar, helle Augen, Körperlänge über 1690 *mm.*
VII. Dunkles Haar, helle Augen, Körperlänge bis 1659 *mm.*
VIII. Dunkles Haar, helle Augen, Körperlänge 1660—1689 *mm*
IX. Dunkles Haar, helle Augen, Körperlänge über 1690 *mm.*
X. Helles Haar, dunkle Augen, alle Körperlängen.

Jede Kombinationsklasse zerfällt nun wieder in drei Gruppen: Hyperbrachykephale, Brachykephale, Dolichoide.

Als dunkle Haare gelten schwarz bis hellbraun, als helle Augen grünliche bis hellblaue. Mittelklassen für die Mittelgrößen mußten gewählt werden, weil sonst die Extremfälle zu wenig zur Geltung kommen. Innerhalb jeder Klasse werden die dahin gehörigen Individuen nach sinkendem Längenbreitenindex geordnet. Dieses Verfahren hat den Vorteil, daß es gar nichts präjudiziert, weder in bezug auf die Bewertung der Merkmale an und für sich, noch in bezug auf die anzunehmenden Typen. Welche Kombinationen (Komplexion, Körperlänge, Kopfindex) in dieser Reihe nun als „typische" Kombinationen auftreten, zeigt ein Blick auf die zahlenmäßige Verteilung der Individuen in den einzelnen Kombinationsgruppen. Individuen gleicher „typischer" Kombination werden nun untereinander auch bezüglich der Verteilung anderer Merkmalkombinationen (Gesichts- und Nasenmaße und Indices, deskriptive Merkmale des Gesichtes und der Nasenaugenregion) miteinander verglichen. Finden wir z. B., daß eine Kombination bestimmte Gesichts- und Nasenmerkmale, die wir häufig bei der Gruppe I (hyp.) finden, in Gruppe II (hyp.) und VII (hyp.) wiederkehrt, so läßt sich schon sagen, daß da ein typischer Merkmalkomplex, ein Kombinationstypus vorliegt, dessen Vertreter wir rein in Gruppe I (hyp.) und in einigem modifiziert in Gruppe II (hyp.) und VII (hyp.) finden. Die Kombinationsklassen sind lediglich ein schematischer Rahmen für die Bearbeitung. Kombinationstypen können mit Kombinationsgruppen dieses Systems zusammenfallen, sind aber miteinander weder sachlich noch begrifflich identisch.

Bei kleineren Reihen kann es freilich vorkommen, daß man aus der Reihe allein die typischen Kombinationen nicht mit Sicherheit bestimmen kann. Dann sind einerseits die nach dem Augenschein erkannten „physiognomischen" Typen, anderseits die in benachbarten Gebieten oder in anderen Reihen aus demselben Gebiete sichergestellten „typischen" Kombinationen zur Analyse heranzuziehen. Den letzteren Weg habe ich zunächst eingeschlagen. Deniker hat seine „Rassen" durch das geographische Zusammenvorkommen bestimmter Merkmale bestimmt. Seine „dinarische" Rasse z. B. ist ausgezeichnet durch Hochwuchs, Brachykephalie und dunkle Komplexion. Die „entmischten" Vertreter dieser Rasse müssen sich in den Kombinationsgruppen III

(hyp.) und III (brach.) wiederfinden. Desgleichen müssen reine Vertreter der nordischen Rasse in der Kombinationsgruppe VI (dol.) aufscheinen. Anderseits braucht ein Individuum, das in die Gruppe VI (dol.) gehört, noch lange nicht ein „entmischter" Vertreter der nordischen Rasse zu sein. Unter III (hyp.) kann auch ein Alpiner fallen, dessen Körperlänge durch konditionelle Einflüsse über dem Durchschnitt der „alpinen Rasse" liegt. Er wird aber durch die geringere Schädelhöhe allein schon als nicht „typisch" dinarisch auffallen. Es genügt absolut nicht, die Individuen lediglich nach ihrer Zugehörigkeit zu irgendeiner Kombinationsgruppe zu klassifizieren. Die bereits durch vier wichtige gemeinsame Merkmale verbundenen Individuen sind weiter bezüglich der Maße und Proportionen des Gesichtes, der Nasenregion, des Rumpfes und der Extremitäten usw. miteinander zu vergleichen. Da zeigt sich dann bald, daß gewisse dieser Maße und Proportionen in der einen oder anderen Kombinationsgruppe häufiger sind als in den übrigen. Haben wir aber eine auch nur kleine Gruppe von Individuen, bei denen sagen wir 12 wichtige Merkmale in der gleichen Kombination vorkommen, und macht überdies diese Kombination den harmonischen Eindruck eines „entmischten" Typus (Beschreibung physiognomischer Typen, Photographien), dann haben wir einen „Rassentypus" („Typus") vor uns; sind diese Kriterien nicht beizubringen, dann fassen wir diese von Individuum zu Individuum festgestellte Kombination vorläufig bloß als „Kombinationstypus" auf.

Reihen von Individuen mit gleicher „typischer" Kombination können als monotypische Reihen aufgefaßt werden, zu deren Charakterisierung der Komplexphaenotypus dieser Reihe bestimmt werden kann. Auf diesem Wege wird es möglich sein, Durchschnittswerte und Variationsbreiten für jeden Typus auch zahlenmäßig festzulegen.

Geographische Verteilung nach Kombinationsklassen.

Okrug	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	Summe
Beograd	3	—	5	1	1	2	4	1	2	—	19
Smederevo	—	2	2	2	2	2	2	1	2	1	16
Kragujevac	1	—	1	1	1	2	1	1	1	1	10
Rudnik	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	2
Valjevo	—	5	2	—	1	3	—	—	3	—	14
Podrin	3	8	3	2	2	1	1		1	1	22
Učiče	—	1	3	1	2	8	—	1	1	—	17
Čačak	2	—	2	—	—	1	—	—	—	—	5
Kruševac	2	—	—	—	—	1	—	—	1		4
Aleksinac	—		—	—	—	—	—	—	—		—
Knjaševac		—		—		—	—	—	—		
Pirot	—	1	1	—	—	—		—	—	1	3
Niš	2	2	—	2	—	1	—	—	—	1	8
Vranje	2	3	2	1	—	1	—	2	—	—	11
Krajna	4	—	—	4	1	—	1	1	—	—	11
Pošarevac	5	2	5	3	5	5	4	1	2	1	33
Timok	2	1	—	1	—	—	1	—	—	—	5
Cuprija	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Toplica		1	—	—		2	—	—	—	—	3
Morava	—	—	1	1	—	—	3	—	—	—	5
Kosovo	—	—	1	1	—	—	—	—			2
Skoplje	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	3
Prizren			1	—	—	—	—	—	—	—	1
Prijepolje		—	—	—	—	1	—	—	—	—	1

Nr	Alter	Selo	Srez	Okrug	Kopflänge	Kopfbreite	Kleinste Stirnbreite	Transversaler Frontoparietalindex	Kopfbreiten-, Jochbogenbreitenindex	Jochbogenbreite	Kondylenbreite	Unterkieferwinkelbreite
									I. Kombination: Dunkles Haar,			
1	24	Aleksinac	Aleksinac	Niš	172	159	103	64·78	84·28	134	130	108
2	45	Sremcica	Posavina	Beograd	174	160	111	69·38	87·50	140	124	100
3	30	Beozi	Studenica	Čačak	179	160	113	70·63	90·63	145	135	102
4	28	Dobropolje	Vlassotince	Vranje	179	160	110	68·75	87·50	140	130	98
5	23	Oblacina	Trstenik	Kruševac	177	156	110	70·51	92·31	144	135	111
6	28	Cernabara		Podrinje	179	160	110	68·75	83·75	134	130	110
7	26	Cernabara	—	Podrinje	183	163		–	88·96	145		105
8	34	Atenica	Dragacevo	Čačak	173	154	-	–	87·66	135	--	99
9	22	Sip	Kluč	Krajna	180	160	111	69·38	86·88	139	131	95
10	50	Sarbanovac	Bulevac	Zajezar	170	150	110	73·33	90·—	135	130	106
11	52	Vlk. Plana	Jasenica	Kragujevac	185	160	111	69·38	86·88	139	135	114
12	25	Poboski	Skoplje	Skoplje	180	155	110	70·97	93·16	149	137	104
13	33	Beograd	Beograd	Beograd	176	151	106	70·20	82·78	125	122	105
14	28	Dobropolje	Vlassotince	Vranje	187	160	110	68·75	85·—	136	130	99
15	27	Vlk. Selo	Stig	Pošarevac	183	156	111	71·15	90·38	141	135	100
16	19	Klicevac	Ram	Pošarevac	183	153	106	69·28	90·85	139	133	105
17	55	Trnovce	Mlawa	Pošarevac	187	156	116	74·36	89·74	140	131	110
18	26	Stalač	Rača	Kruševac	185	154	110	71·43	92·21	142	130	105
19	19	Brezani	Pomoravlje	Pošarevac	183	151	105	69·54	86·75	131	125	102
20	36	Venčani	Kolubara	Beograd	185	152	105	69·08	84·21	128	121	106
21	41	Sumrakovac	Bulevac	Zajezar	179	144	98	68·06	87·50	126	124	95
22	36	Bucor		Podrinje	185	148	—	-	97·30	144	—	110
23	30	Negotin	Negotin	Krajna	186	148	115	77·70	94·59	140	130	100
24	25	Sikola	—	Krajna	190	150	110	73·33	97·33	146	140	114
25	32	Luka	Negotin	Krajna	185	144	108	75·—	95·83	138	134	103
26	52	Petrovac	Mlawa	Pošarevac	192	148	110	74·32	95·95	142	137	110
27	34	Gnilanj	Pirot	Niš	195	147	109	74·15	88·44	130	128	104
28	22	Teo	Veles	Skoplje	187	140	109	77·86	95·—	133	133	106
									II. Kombination: Dunkles Haar,			
1	22	—	Jadrinje	Podrinje	168	156	105	67·31	87·82	137	134	103
2	29	Sacha	Jasenica	Smederevo	173	157	108	68·79	89·81	141	137	106
3	50	Blace	Prokuplje	Toplica	180	163	108	66·26	90·18	147	140	118
4	27	Šabac	Šabac	Podrinje	176	157		-	87·26	137	-	113
5	28	Tarbanovac	—	Podrinje	184	164		—	91·46	150	—	112
6	24	Boljari	Vlassotince	Vranje	170	150	102	68·—	89·33	134	130	100
7	24	Robaj	Kolubara	Valjevo	180	155	111	71·61	90·32	140	133	107
8	26	Izvor	Svrljig	Niš	187	160	113	70·63	91·88	147	140	106
9	22	Sarbanovac	Bulevac	Zajezar	174	144	107	74·31	95·14	137	126	104
10	31	Sulkovac	Pozera	Podrinje	181	153	102	66·67	92·16	141	137	105
11	29	Owladina	—	Valjevo	179	150	110	73·33	92·67	139	130	110
12	26	Rača	Rača	Učiče	182	152	—		92·11	140	-	115
13	36	Vukičevica	Posavina	Valjevo	175	146		-	90·41	132	--	105
14	36	Nocaj	Macwa	Podrinje	187	156	106	67·95	89·74	140	132	110
15	25	Voluc	Zvišd	Pošarevac	185	154	110	71·43	88·31	136	136	105
16	39	Šabac	Šabac	Podrinje	190	158		–	84·81	134		97
17	30	Music	Kolubara	Valjevo	184	153	—	—	89·54	137	--	105
18	35	Zabrez	Posavina	Valjevo	179	148	107	72·30	94·58	140	133	120
19	25	Novo Selo	Vlassotince	Vranje	187	154	120	77·92	93·51	144	138	116
20	39	Jaworskibar	Nischawa	Pirot	180	148	112	75·98	94·59	140	133	111
21	36	Plusina	Svrljig	Niš	190	153	113	73·86	94·77	145	136	120
22	30	Banopolo	Macwa	Podrinje	186	148	105	70·95	90·54	134	134	107
23	31	Malo Krsna	Podunava	Smederevo	195	154	112	72·73	93·41	144	140	124

Stirnbreite – Unterkiefer-winkelbreite	Physiogn. Gesichtshöhe	Morphol. Gesichtshöhe	Morphol. Obergesichts-höhe	Untergesichts-höhe	Asthöhe	Breite der Nase	Länge der Nase	Länge des Nasenbodens	Breite zwischen den Augenwinkeln	Lidform	(9) 100 (13)	Gesichts-längenindex	Fronto-mandibular-index	Jugofrontal-index	Jugo-mandibular-index
dunkle Augen, Körperlänge bis 1659 mm.															
— 5	—	98	55	43	66	32	39	18	28	a_1	87·50	78·18	104·85	76·87	80·60
+11	176	108	59	49	56	32	50	25	30	a_2	93·75	83·05	90·09	79·29	71·43
+11	176	121	66	55	63	32	46	18	35	a_1	109·38	83·33	90·27	77·93	70·34
+12	—	131	77	54	60	37	53	21	29	a_1	78·37	70·13	89·09	78·57	70·—
1	179	117	64	53	62	35	50	20	31	a_2	88·57	82·81	100·91	76·39	77·08
0	171	115	64	51	55	28	50	19	24	a_2	85·71	79·69	100·—	82·09	82·09
—	—	114	68	46	—	30	52	—	—	a_2	—	67·65	—	—	72·41
—	—	117	66	51	—	29	48	—	—	a_2	—	77·27	—	—	73·33
+16	—	120	59	61	54	35	47	20	26	$a_{1\ 2}$	74·29	103·39	85·59	79·86	68·35
+ 6	—	112	64	48	59	31	48	23	24	a_{2-3}	77·42	75·—	96·36	81·48	78·52
— 3	189	127	69	58	71	32	49	20	32	a_2	100·—	84·06	102·70	79·86	82·01
+ 6	174	124	69	55	62	30	52	19	23	a_2	76·67	79·71	94·55	73·83	69·80
+ 1	176	114	68	46	60	24	54	22	28	$a_{2\ 3}$	116·67	67·65	99·06	84·80	84·—
+11	—	115	64	51	53	26	45	21	26	a_1	100·—	79·69	90·—	80·88	72·79
+11	177	110	61	49	55	24	46	20	26	$a_{3\ 2}$	108·33	80·33	90·09	78·72	70·92
+ 1	—	117	66	51	65	36	50	22	31	a_1	86·11	77·27	99·06	76·26	75·54
+ 6	181	117	65	52	60	39	50	24	25	a_2	64·10	80·—	94·83	82·62	78·57
+ 5	179	124	70	54	61	35	50	—	28	a_2	80·—	77·14	95·45	77·46	73·94
+ 3	185	118	64	54	64	29	49	22	28	$a_{1\ 2}$	96·55	84·38	97·14	80·15	77·86
— 1	182	117	67	50	56	35	48	21	21	a_1	80·—	74·63	100·95	82·03	82·81
+ 3	—	115	65	50	58	37	51	20	23	a_3	62·16	76·92	96·94	77·78	76·—
—	—	111	60	51	—	32	53	—	—	a_2	—	85·—	—	—	76·39
+15	—	116	63	53	71	30	49	17	30	a_{2-3}	100·—	84·13	86·96	82·14	71·43
— 4	190	130	76	66	62	37	56	20	34	a_2	91 89	86·84	100·—	75·34	78·08
+ 5	—	112	64	48	65	33	45	21	28	a_1	84·85	75·—	95·37	78·26	74·64
0	192	129	67	62	66	32	51	21	27	a_2	84·38	92·54	100·—	77·46	77·46
+ 5	—	130	66	64	65	35	46	17	23	a_1	65·71	96·97	95·41	83·85	80·—
+ 3	—	126	74	52	62	32	48	23	28	a_{1-2}	87 50	70·27	97·25	81·95	79·70
dunkle Augen, Körperlänge 1660—1689 mm.															
+ 2	171	116	65	51	53	20	50	—	25	a_2	125·—	78·46	98·10	76·64	75·18
+ 2	187	134	67	67	57	30	52	16	29	a_2	96·67	100·—	98·15	76·60	75·18
—10	171	117	64	53	64	34	48	19	28	$a_{2\ 3}$	82·85	82·81	109·26	73·47	80·27
—	—	122	66	56	—	31	47	—	—	a_2	—	84·85	—	—	82·48
—	—	123	67	56	—	36	52	—	—	a_2	—	83·58	—	—	74·67
+ 2		120	62	58	53	27	49	19	23	a_{2-3}	85·19	93·55	98·04	76·12	74·63
+ 5	193	127	71	56	69	31	41	25	29	$a_{2\ 1}$	93·55	85·51	93·81	76·87	72·11
+ 7	177	128	69	59	67	35	48	19	35	a_2	100·—	90·77	97·20	78·10	75·91
+ 3	187	124	65	59	65	31	51	26	26	a_1	83·87	62·82	102·94	72·34	74·47
— 3	—	127	78	49	60	27	57	20	26	a_3	96·30	69·74	100·—	79·14	79·14
0	189	129	76	53	61	30	56	25	27	a_3	90·—	77 46	—	—	82·14
—	—	126	71	55	—	31	53	—	—	a_2	—	71·07	—	—	79·55
—	—	118	69	49	—	32	55	—	—	$a_{2\ 1}$	—	81·82	103·77	75·71	78·57
— 4	—	120	66	54	55	33	56	24	21	a_3	63·64	78·38	95·45	80·88	77·21
+ 5	—	132	74	58	57	31	52	—	35	a_1	112·90	83·82	—	—	72·39
—	—	125	68	57	—	33	54	—	—	a_2	—	100·—	—	—	76·64
—		120	60	60	—	33	49	—		$a_{2\ 3}$	—	75·—	112·15	76·43	85·71
—13	—	119	68	51	65	31	50	20	27	$a_{1\ 2}$	87·10	75·38	96·67	83·33	80·56
+ 4	—	114	65	49	57	39	45	29	28	a_2	71·79	84·06	99·11	80·—	79·29
+ 1	—	127	69	58	61	31	49	21	27	a_3	87·10	76·12	106·19	77·93	82·76
— 7	—	118	67	51	67	32	48	19	35	a_3	109·38	78·81	101·90	78·36	79·85
— 2	195	122	69	53	63	29	46	21	27	$a_{2\ 3}$	93·10	80·—	110·71	77·78	86·11
—12	—	126	70	56	62	35	50	20	25	a_2	71·43	94·92	101·85	80·—	81·48

Nr.	Alter	Selo	Srez	Okrug	Kopflänge	Kopfbreite	Kleinste Stirnbreite	Transversaler Frontoparietalindex	Kopfbreiten-Jochbogenbreitenindex	Jochbogenbreite	Kondylenbreite	Unterkieferwinkelbreite
24	23	Komiric	Radjevo	Podrinje	189	148	108	72·97	91·22	135	128	110
25	48	Pošarevac	Pošarevac	Pošarevac	190	148	116	78·38	101·35	150	141	105
26	32	Sejanica	Vlassotince	Vranje	192	148	109	73·65	97·97	145	134	102
									III. Kombination: Dunkle Haare,			
1	23	Mionica	Crnagora	Učiče	166	159	112	70·44	84·91	135	124	105
2	45	Smrdlijkovac	Kolubara	Beograd	177	166	110	66·27	87·95	146	139	109
3	39	Drenovac	Macwa	Podrinje	180	168	110	65·48	84·52	142	133	110
4	39	Usce	Studenica	Čačak	174	160	110	68·75	88·13	141	130	112
5	38	Šabac	—	Valjevo	181	164	120	73·17	91·46	150	137	115
6	40	Barajevo	Posavina	Beograd	180	159	107	67·30	84·91	135	132	110
7	33	Čumič	Lepenica	Kragujevac	180	159	115	72·33	91·19	145	140	116
8	50	Prugirovac	Kolubara	Beograd	186	163	112	68·71	90·80	148	140	117
9	22	Trnovce	Vlk. Orasje	Smederevo	165	144	105	72·92	90·28	130	119	110
10	28	Tabanovac	—	Podrinje	180	157	—	—	91·72	144	—	110
11	21	Baljevac	Posavina	Beograd	178	155	—	—	89·68	139	—	109
12	30	Togocevac	Jablanica	Vranje	176	153	100	65·36	93·46	143	133	99
13	29	Kalanjeviči	Kaca	Rudnik	180	156	106	67·95	91·03	142	137	120
14	52	Dučalovice	Dragacevo	Čačak	180	156	112	71·79	92·31	144	137	106
15	28	Prizrend	Prizrend	Prizrend	182	157	101	64·33	87·26	137	132	116
16	22	Popovac	Paračin	Morawa	188	161	113	70·19	88·20	142	135	105
17	37	Swiniarevo	Pomoravlje	Pošarevac	187	160	113	70·63	96·88	155	142	115
18	42	Radjevac	Posavina	Beograd	180	152	—	—	94·08	143	—	101
19	—	—	–		190	160	-		91·57	152	—	117
20	32	Bajnabasta	Razeka??	Skoplje	190	160	110	68·75	87·50	140	132	115
21	21	Murgaš	Valjevo	Valjevo	190	160	-	—	91·25	146	—	110
22	34	Makci	Ram	Pošarevac	185	155	-	—	93·59	146	—	115
23	23	Dobro	Golubač	Pošarevac	178	149	—	—	91·95	137	—	102
24	50	Jagnjilo	Jasenica	Smederevo	183	151	111	73·51	96·03	145	135	104
25	26	Kobilje	Mlawa	Pošarevac	191	157	110	70·06	96·18	151	142	113
26	55	Porodin bei Svilajnac	Mlawa	Pošarevac	190	156	112	71·79	91·03	142	135	110
27	30	Kmietovce	Gilanj	Kossovo	190	155	108	69·68	92·90	144	140	108
28	40	Tau	—	Učiče	200	163	—	—	87·73	143	—	117
29	26	Jasenica	Pozega	Učiče	186	150	103	69·33	93·33	140	129	107
30	46	Soderce	Jablanica	Vranje	195	157	115	73·25	96·82	152	142	112
31	30	Drenovač	—	Podrinje	188	147		—	93·20	137	—	99
32	23	Mirkovac	Nischawa	Pirot	186	145	104	71·72	93·79	136	120	105
									IV. Kombination: Helle Haare,			
1	25	Swesdan	Timok	Zajezar	172	160	106	66·25	85 —	136	133	105
2	34	Shar	Jadrinje	Podrinje	167	151	102	67·55	91·39	138	131	108
3	42	Alexandrowo	Morawa	Pošarevac	179	160	110	68·75	—	137	132	105
4	50	Drugovac	Podunavlje	Smederevo	182	161	110	68·32	86·96	140	123	104
5	23	Svrlijg	Svrlijg	Niš	173	152	103	67·76	86·18	131	125	96
6	22	Amoje	Radjevo	Podrinje	180	158	107	67·72	91·77	145	137	108
7	29	Gilanj	Gilanj	Kossovo	178	154	114	74·03	93·51	144	135	95
8	27	Kusice	Ram	Pošarevac	180	155	105	67·74	91·61	142	139	113
9	36	Dobroëvac	Alexinac	Niš	180	155	110	70·97	92·96	144	137	100
10	36	Smederevo	Smederevo	Smederevo	182	156	109	69·87	89·74	140	136	111
11	50	Karagjorgjevac	Leskovac	Krajna	175	148	107	72·30	90·54	134	124	100
12	44	Čibutkovica	Kolubara	Beograd	180	152	—	—	92·76	141	—	105
13	30	Učiče	Učiče	Učiče	190	160	108	67·08	93·75	150	142	110
14	42	Despotovac	Resava	Morawa	184	145	114	78·62	96·55	140	128	100

Stirnbreite – Unterkieferwinkelbreite	Physiogn. Gesichtshöhe	Morphol. Gesichtshöhe	Morphol. Obergesichtshöhe	Untergesichtshöhe	Asthöhe	Breite der Nase	Länge der Nase	Länge des Nasenbodens	Breite zwischen den Augenwinkeln	Lidform	(9) × 100 (13)	Gesichtslängenindex	Fronto-mandibular-index	Jugofrontal-index	Jugo-mandibular-index
– 2	179	121	73	48	72	33	55	24	28	a_2	84·85	76·06	90·52	77·33	70·—
+11	184	125	71	54	66	32	50	20	30	$a_{2\ 3}$	93·75	71·79	93·58	75·17	70·34
+ 7	—	134	78	56	61	33	56	24	33	$a_{2\ 3}$	100·—	78·87	96·40	79·29	76·43
dunkle Augen, Körperlänge über 1690 mm.															
+ 7	189	125	70	55	61	23	52	24	25	a_2	108·70	78·57	93·75	82·96	77·78
+ 1	191	130	66	64	55	31	51	26	30	a_1	96·77	96·97	99·09	75·35	74·66
0	185	123	74	49	66	33	53	—	28	$a_{2\ 3}$	84·85	66·22	100·—	77·46	77·46
– 2	170	115	54	61	65	—	—	20	34	a_1	—	112·96	101·82	78·01	79·43
+ 5	183	120	73	47	60	36	53	24	28	a_1	77·78	64·38	95·83	80·—	76·67
– 3	181	131	72	59	65	37	54	23	27	a_1	72·97	81·94	102·88	79·26	81·88
– 1	187	126	73	53	60	26	53	28	25	a_3	96·15	72·60	100·87	79·31	80·—
– 5	—	128	75	53	67	37	62	22	35	$a_{2\ 3}$	94·59	70·67	104·46	75·68	79·05
– 5	178	116	67	49	62	29	48	23	28	$a_{2\ 3}$	96·55	73·13	95·24	80·77	76·92
—	—	121	64	57	—	32	54	—		a_2	—	89·06	—	—	76·39
—	—	115	63	52	—	37	49	—	—	a_2	—	82·54	—	—	75·34
+ 1		116	62	54	60	33	45	17	30	$a_{1\ 2}$	90·91	85·48	99·—	69·93	69·23
–14	184	119	68	51	59	36	46	21	28	$a_{2\ 3}$	77·78	75·—	113·20	74·65	84·51
+ 6	168	125	69	56	54	33	50	21	25	$a_{2\ 3}$	75·76	81·16	94·64	77·78	73·61
–15	189	129	74	55	73	34	56	20	27	a_2	79·41	74·32	114·85	73·72	84·67
+ 8	—	134	69	65	60	30	62	20	32	a_2	106·67	94·20	92·92	79·58	73·94
– 2	185	123	73	50	65	31	54	21	29	$a_{2\ 3}$	93·55	68·49	101·77	72·90	74·19
—	—	115	63	52	—	37	49	—	—	a_2	—	82·54	—	—	70·63
	—	126	64	62	—	36	46	22	35	—	97·22	96·88	—	—	76·97
– 5	185	124	66	58	58	31	49	19	29	a_2	93·55	87·88	104·55	78·57	82·14
—	—	128	71	57	—	30	56	—	—	a_{3-2}	—	80·28	—	—	75·34
—	—	116	60	56	—	37	47	—	—	$a_{1\ 2}$	—	93·33	—	—	78·77
—	—	125	70	55	—	30	55	—	—	$a_{3\ 2}$		73·33	—	—	74·45
+ 7	178	123	70	53	56	30	57	26	27	a_2	90·—	75·71	93·69	76·55	71·72
– 3	180	123	64	59	66	31	55	23	27	a_2	87·10	92·19	102·73	72·85	74·83
+ 2	194	139	73	66	72	29	48	23	29	a_3	100·—	90·41	98·21	78·87	77·46
0	—	120	65	55	65	26	49	24	25	a_2	96·15	84·62	100·—	75·—	75·—
—	—	139	74	65	—	37	57	—	—	a_2	—	87·84	—		81·82
– 4	186	132	65	67	65	28	54	27	27	$a_{2\ 3}$	96·43	103·08	102·88	74·29	76·43
– 3	—	124	66	58	75	34	47	25	29	a_3	85·29	87·88	97·39	75·66	73·68
—		119	68	51	—	38	50	—	—	a_2	—	75·—	—		72·26
– 1	172	121	69	52	65	32	52	23	27	a_1	100·83	75·36	100·96	76·47	77·21
helle Augen, Körperlänge bis 1659 mm.															
+ 1	169	118	65	51	53	48	30	—	27	a_3	88·72	81·54	99·06	77·94	77·21
– 6	182	123	72	51	57	51	29	19	22	a_1	93·89	70·83	105·88	73·91	78·26
+ 5	172	128	74	54	65	52	33	22	30	a_2	—	72·97	95·45	80·29	76·64
+ 6	179	122	75	47	60	57	36	20	27	$a_{1\ 2}$	99·19	62·67	94·55	78·57	74·29
+ 6	166	107	56	51	64	48	27	17	24	a_2	85·60	91·07	93·20	78·63	73·28
– 1	—	121	65	56	61	43	34	16	28	a_2	88·32	86·15	100·93	73·79	74·48
+19	178	119	64	55	67	45	31	19	30	$a_{2\ 3}$	88·15	85·94	83·33	79·17	65·97
– 8	177	126	72	54	57	52	31	20	26	a_1	90·65	75·—	107·62	73·94	79·58
+10	—	119	68	51	56	53	31	18	25	a_2	86·86	75·—	90·91	76·39	69·44
– 2	—	106	57	49	61	42	33	15	26	a_3	77·94	85·96	101·83	77·86	79·22
+ 7	—	119	67	52	59	55	30	28	26	a_1	86·67	77·61	93·46	79·85	74·63
—	—	124	60	64	—	52	32	—	—	a_2	—	106·67	—	—	74·47
– 2	192	129	70	59	70	54	34	19	24	a_2	70·59	84·29	101·85	72·—	73·33
+14	173	115	62	53	64	50	34	19	30	a_2	88·24	85·48	87·72	81·43	71·43

Nr.	Alter	Selo	Srez	Okrug	Kopflänge	Kopfbreite	Kleinste Stirnbreite	Transversaler Frontoparietalindex	Kopfbreiten-Jochbogenbreitenindex	Jochbogenbreite	Kondylenbreite	Unterkieferwinkelbreite
15	—	—	-	—	178	140	—	--	95·71	134	—	91
16	24	Konopnica	Vlassotince	Vranje	183	144	105	72·92	100·—	144	131	109
17	46	Vince	Golubac	Pošarevac	185	145	106	73·10	99·31	144	126	118
18	37	Toponica	Negotin	Krajna	192	149	110	73·83	95·97	143	137	129
19	23	Karagjorgjevac	Leskovac	—	187	145	109	75·17	96·55	140	132	107
20	27	Jasenica	Negotin	Krajna	183	141	104	73·76	92·91	131	128	105
									V. Kombination: Helle Haare,			
1	25	Pricinovac	-	Podrinje	173	161	—	—	90·68	146	—	98
2	26	Belosevac	Kolubara	Valjevo	172	157	108	68·79	87·90	138	122	108
3	52	Vlk. Mostanica	Posavina	Beograd	172	155	104	67·10	91·61	142	136	107
4	22	Toponica	Pomoravlje	Pošarevac	180	162	105	64·81	87·65	142	139	109
5	54	Gorobilij	Jasenica	Učiče	178	159	-	—	91·82	146	—	106
6	40	Kostolac	Branicevo	Pošarevac	182	160	112	70·—	90·63	145	139	114
7	25	Bucor	Mlawa	Pošarevac	167	146	105	71·92	97·95	143	137	108
8	25	Monasterica	Kluč	Krajna	180	156	107	68·59	94·23	147	142	115
9	39	Batovac	Pomoravlje	Pošarevac	180	154	102	66·23	88·96	137	135	95
10	30	Črnabara	Macwa	Podrinje	182	155	104	67·10	92·90	144	140	115
11	26	Šapina	Stig	Pošarevac	174	147	105	71·43	95·24	140	137	98
12	40	Bainabašta		Učiče	188	156	—	—	89·74	140	—	110
13	25	Arangjelovac	Jasenica	Kragujevac	193	157	119	75·80	95·54	150	141	117
									VI. Kombination: Helle Haare,			
1	18	Kostolač	Braničevo	Pošarevac	170	156	110	70·51	83·33	130	130	104
2	20	Kasidol	Stig	Pošarevac	168	153	100	65·36	88·89	136	125	105
3	19	Usada	Jasenica	Smederevo	173	157	112	71·39	89·81	141	137	110
4	45	Drenovac		Učiče	181	163		—	88·34	144	—	124
5	26	Vlaška	Kosmaj	Beograd	180	160	116	72·50	88·13	141	136	111
6	28	Lozovik	Vlk. Orasje	Smederevo	179	159	110	69·18	88·68	141	134	111
7	21	Kamenica	Pozega	Učiče	171	149	103	69·13	87·25	130	120	110
8	36	Bačevac	Crnagora	Valjevo	185	161	--	—	87·58	141	—	109
9	30	Drašan bei Umcari	Kosmaj?	Beograd	177	154	—	—	94·81	146	—	110
10	50	Dobrosiča	Zlatibor	Učiče	190	165	119	72·12	93·94	155	138	112
11	26	Tarbanovac	—	Podrinje	180	156		—	89·74	140	—	110
12	42	Desina	Ram	Pošarevac	176	152	107	70·39	92·11	140	132	105
13	25	Merovac	Prokuplje	Toplica	172	147	105	71·43	89·80	132	125	96
14	52	Sechareka??	—	Učiče	183	156	—	—	93·59	146	—	115
15	23	Kalmovac	Posavina	Valjevo	183	156	—	-	92·31	144	—	111
16	32	Mionica	Kolubara	Valjevo	189	161	116	72·05	95·65	154	145	124
17	35	Černagovič	Priboj	Prijepolje	183	155	110	70·97	96·77	150	145	102
18	29	Bozevac	Stig	Pošarevac	184	155	110	70·97	90·32	140	130	107
19	21	Ribare	Trstenik	Kruševac	195	163	108	66·26	92·02	150	145	112
20	30	Maskar	Jasenica	Kragujevac	189	157	107	68·15	90·45	142	138	107
21	38	Krema	Zlatibor	Učiče	183	152	110	72·37	92·76	141	140	109
22	45	Učiče	Učiče	Učiče	188	155	—	—	91·61	142	—	103
23	21	Kraljevo	Kraljevo	Učiče	185	152	106	69·74	88·82	135	130	103
24	40	Beoze	Studenica	Čačak	195	160	106	66·25	87·55	140	132	114
25	32	Nova Bozurija	Dobrič	Toplica	189	155	110	70·97	90·32	140	137	108
26	42	Rupeljevo	?	Učiče	185	150	-	-	93·33	140	—	115
27	37	Orasje	Vlassotince	Vranje	195	157	107	68·15	89·81	141	140	105
28	33	Ardec	Brashan	Kragujevac	201	160	113	70·63	96·88	155	148	122
29	27	Majilovac	Ram	Pošarevac	187	147	111	75·51	98·64	145	139	124
30	46	Polska	Pirot	Niš	195	140	101	72·14	85·71	120	115	107

Stirnbreite – Unterkieferbreite	Physiogn. Gesichtshöhe	Morphol. Gesichtshöhe	Morphol. Obergesichtshöhe	Untergesichtshöhe	Asthöhe	Breite der Nase	Länge der Nase	Länge des Nasenbodens	Breite zwischen den Augenwinkeln	Lidform	(9) (10) (13)	Gesichtslängenindex	Frontomandibularindex	Jugofrontalindex	Jugomandibularindex
—	—	107	59	48	-	48	33	25	26	a_1	78·79	81·36	—	—	67·91
— 4	—	115	59	56	54	45	35	19	26	a_2 1	74·29	94·92	103·81	72·92	75·69
—12	175	129	71	58	52	49	31	24	29	a_1	93·55	81·69	111·32	73·61	81·94
—19	182	120	67	53	67	49	30	21	26	a_2	86·67	79·10	117·37	76·92	90·21
+ 2	191	127	65	62	60	55	27	24	25	a_1 2	—	95·38	98·17	77·86	76·43
— 1	—	117	63	54	58	45	34	18	30	a_1	82·48	85·71	100·96	79·39	80·15

helle Augen, Körperlänge 1660—1689 mm.

—	—	121	64	57	—	31	50	—	-	a_2	—	89·06	—	—	67·12
0	182	126	75	51	74	38	54	19	26	a_2	68·42	68·—	100·—	78·26	78·26
— 3	182	127	63	64	56	34	51	15	25	a_2	73·53	101·59	102·88	73·24	75·35
— 4	192	129	77	52	61	31	55	—	30	a_2	96·77	67·53	103·81	73·94	76·76
—	-	119	65	54	—	29	53	-	—	a_2 3	—	83·08	—	—	72·60
— 2	—	127	77	50	67	39	56	20	25	a_2	88·57	64·94	101·79	77·24	78·62
— 3	167	119	69	50	59	29	49	17	25	a_2 1	86·21	71·43	102·86	73·43	75·52
— 8	-	129	75	54	64	31	56	21	22	a_2	70·79	72· -	107·48	72·79	78·23
+ 7	179	117	69	48	69	28	55	26	28	a_2	100·—	69·57	93·14	74·45	69·39
—11	195	127	68	59	57	30	50	19	25	a_1	83·33	86·76	110·58	72·22	79·86
+ 7	162	117	69	48	65	33	46	20	30	a_3	90·91	55·07	93·33	75·—	70·—
—	—	121	66	55	—	34	51	—	—	a_2	—	83·33	—	—	78·57
+ 2	188	125	71	54	57	34	56	18	34	a_2	100·—	76·06	98·32	79·33	78·—

helle Augen, Körperlänge über 1690 mm.

+ 6	—	120	65	55	60	32	52	28	29	a_2 3	90·63	77·61	98·21	79·43	78·01
— 5	—	120	68	52	60	29	55	20	25	a_2 3	86·26	76·47	105·—	73·53	77·21
+ 2	174	119	67	52	62	28	55	21	23	a_1	82·14	84·62	94·55	84·62	80·—
—	—	119	68	51	—	34	56	—	—	a_2	-	75·—	—	-	86·11
+ 5	180	126	70	56	56	37	54	25	27	a_2 -3	72·97	80·—	95·69	82·27	78·72
— 1	—	121	71	50	63	31	55	25	27	a_2	87·10	70·42	100·91	78·01	78·72
— 7	—	117	64	53	64	32	49	27	26	a_1	81·25	82·81	106·80	79·23	84·62
—	—	124	72	52		29	55	—	—	a_2	—	72·20	—	—	77·30
—	—	119	72	47	—	35	55	—	—	a_2	—	65·28	—		75·30
+ 7	174	130	77	53	77	32	47	21	30	a_2 3	93·75	68·83	94·12	76·77	72·26
—	—	116	69	47	—	33	47		—	a_1	—	68·12	—	—	78·57
+ 2	192	124	70	54	60	26	51	19	24	a_3	92·31	77·14	98·13	76·43	75·—
+ 9	-	115	63	52	60	30	49	18	22	a_1	73·33	82·54	91·43	79·55	72·73
—	—	124	67	57	—	33	53	—	—	a_2	—	85·07	—	—	78·77
—	—	124	63	61	—	31	51	-		a_2	—	96·83	—	-	77·08
— 8	—	131	74	57	57	32	53	15	29	a_2 3	90·63	77·03	106·90	75·32	80·52
+ 8	—	121	70	51	70	28	59	20	22	a_1 2	78·57	72·86	92·73	73·33	68·—
+ 3	177	129	74	55	—	31	55	19	26	a_2	83·87	74·32	97·27	78·57	76·43
— 4	—	133	71	62	71	30	62	21	28	a_2	93·33	87·32	103·70	72·—	74·67
0	196	129	80	49	62	28	55	15	33	a_1	117·86	61·25	100·—	75·35	75·35
+ 1	183	129	71	58	66	31	53	24	23	a_3	74·19	81·69	99·09	78·01	77·30
—	—	126	62	64	—	36	49	-	—	a_1	—	103·23	—	—	72·54
+ 3	175	123	68	55	53	32	49	19	25	a_2	78·13	80·88	97·17	78·52	76·30
— 8	170	125	65	60	58	33	50	24	25	a_1	75·76	92·31	107·55	75·71	81·43
+ 2	—	122	71	51	69	32	52	23	28	a_2 3	87·50	71·83	98·18	78·57	77·14
—	—	123	63	60	—	29	52	—	—	a_3	-	95·24	—	—	82·14
+ 2	—	119	66	53	57	32	49	18	23	a_2 3	71·88	80·30	98·13	75·89	74·47
— 9	181	115	65	50	65	39	46	21	27	a_2	69·23	76·92	107·96	72·90	78·71
—13	186	136	69	67	70	33	55	25	30	a_1	90·91	97·10	111·71	76·55	85·52
— 6	170	120	64	48	55	29	51	18	25	a_2 -3	86·21	75·—	105·94	84·17	89·17

Nr	Alter	Selo	Srez	Okrug	Kopflänge	Kopfbreite	Kleinste Stirnbreite	Transversaler Frontoparietalindex	Kopfbreiten-Jochbogenbreitenindex	Jochbogenbreite	Kondylenbreite	Unterkieferwinkelbreite
									VII. Kombination: Dunkles Haar,			
1	52	Dvořište	Golubač	Pošarevac	163	156	108	69·23	88·46	138	134	105
2	23	Gloriči	–	Podrinje	166	153	—	—	89·54	137	—	100
3	24	Cirikovac	Pomoravlje	Pošarevac	179	160	108	67·08	93·75	150	145	101
4	27	Guberevci	Kosmaj	Beograd	184	160	117	73·13	88·75	142	136	103
5	31	Bosuta	Kacer	Rudnik	184	160	116	72·50	87·50	140	130	105
6	22	Trnović	Vlk. Orasje	Smederevo	181	157	103	65·61	84·08	132	130	99
7	35	Vrčin	Vrača	Beograd	179	155	—	—	91·61	142	—	102
8	50	Rudovei	Kolubara	Beograd	175	151	109	72·19	91·39	138	129	110
9	29	Svilajnac	Resava	Morawa	178	153	108	70·59	88·89	136	125	110
10	38	Smoljinac	Stig	Pošarevac	176	148	—	—	91·28	136	—	108
11	28	Malinovik	Beograd	Beograd	180	151	105	69·54	90·73	137	133	100
12	42	Desma	Ram	Pošarevac	179	160	—	—	92·50	148	—	116
13	53	Dragosevac	Belica	Morawa	185	154	112	72·73	92·21	142	136	110
14	50	Šume	Lepenica	Kragujevac	185	153	107	69·93	89·54	137	131	105
15	27	Jagodina	Belica	Morawa	184	152	110	72·37	95·39	145	140	98
16	56	Sarbanovac	Bulevac	Zajezar	190	154	111	72·08	94·81	146	140	104
17	37	Vučak	Podunava	Smederevo	192	152	110	72·37	92·76	141	137	110
18	27	Negotin	Negotin	Krajna	190	150	111	74·—	95·33	143	135	105
									VIII. Kombination: Dunkles Haar,			
1	30	Prigorica	Domova	–	178	155	—	—	87·74	136	130	100
2	44	Dobro	Goluhać	Pošarevac	175	152	—	—	90·79	138	—	115
3	62	Jasenica	Negotin	Krajna	175	150	100	66·67	91·33	137	135	115
4	60	Vlk. Krasna	Jasenica	Smederevo	178	150	110	73·33	90·67	136	131	110
5	53	Učiče	Učiče	Učiče	184	153	108	70·59	92·81	142	140	120
6	40	Venčani	Kolubara	Beograd	183	152	—	—	91·45	139	—	104
7	31	Junkovac	Lepenica	Kragujevac	189	156	110	70·51	86·54	135	130	106
8	32	Šejanica bei Tuvalovac	Vlassotince	Vranje	195	160	106	66·25	90·63	145	137	102
9	31	Šejanica	Vlassotince	Vranje	175	141	101	71·63	97·87	138	130	108
									IX. Kombination: Dunkles Haar,			
1	45	Jagusice	Jasenica	Kragujevac	175	163	—	—	92·64	151	—	102
2	36	Lazarevac	Kolubara	Beograd	187	167	121	72·46	91·62	153	149	112
3	24	Kalinovac	Posavina	Valjevo	170	149	–	—	91·28	136	—	118
4	52	Bošdarevac	Posavina	Beograd	175	152	—	—	90·13	137	—	108
5	38	Lusei	Macwa	Podrinje	185	160	114	71·25	93·75	150	137	121
6	29	Drenova	Temnić	Kruševac	183	158	112	70·89	94·94	150	140	105
7	26	Zabrega	Stig	Pošarevac	177	152	105	69·08	92·11	140	130	122
8	35	Berkovac	Kolubara	Valjevo	182	152	—	—	94·08	143	—	111
9	22	Wrane bei Arilje	—	Učiče	200	166	120	72·28	87·35	145	139	108
10	35	Stepanje	Tamnava	Valjevo	183	151	–	—	91·39	138	—	115
11	42	Skobalj a. d. Ralja	Podunavlje	Smederevo	185	151	111	73·51	93·38	141	139	111
12	29	Sirakovo	Ram	Pošarevac	187	152	113	74·34	96·71	147	140	115
13	32	Dubona	Podunavlje	Smederevo	185	150	106	70·67	87·33	131	128	104
									X. Kombination: Helles			
1	22	Majlovac	Ram	Pošarevac	166	156	111	71·15	95·51	149	145	115
2	27	Nocaj	Macwa	Podrinje	176	160	105	65·63	87·50	140	138	105
3	20	Lapovo	Lepenica	Kragujevac	180	162	113	69·75	89·51	145	140	113
4	32	Glibovac	Jasenica	Smederevo	175	150	110	73·33	86·67	130	125	100
5	43	Mokliste	Bela Palatska	Pirot	187	156	111	71·15	92·95	145	140	113
6	22	Bojmir bei Zitkovac	Alexinac	Nisch	192	152	110	72·37	92·96	141	137	110
7	49	Koserica	Učiče	Učiče	182	160	-	—	85·63	137	—	110

Stirnbreite	Unterkieferbreite	Physiogn. Gesichtshöhe	Morphol. Gesichtshöhe	Morphol. Obergesichtshöhe	Untergesichtshöhe	Asthöhe	Breite der Nase	Länge der Nase	Länge des Nasenbodens	Breite zwischen den Augenwinkeln	Lidform	(9) 100 (13)	Gesichtslängenindex	Fronto-mandibularindex	Jugofrontalindex	Jugo-mandibularindex
helle Augen, Körperlänge bis 1659 mm.																
+ 3	176	109	56	53	56	31	42	17	29		a_1	93·55	94·64	97·22	78·26	76·09
—	—	118	64	54	—	29	51	-	-		a_2	—	84·38	—	—	72·99
+ 7	181	120	66	54	62	31	46	17	34		a_3	93·75	81·82	93·52	72·—	67·33
+14	173	115	58	57	69	26	47	17	26		a_2	100·—	98·28	88·03	82·39	72·54
+11	180	123	68	55	58	33	52	17	24		a_2	68·57	80·88	90·52	82·86	75·—
+ 4	176	119	65	54	49	29	47	21	23		a_1	79·31	83·08	96·12	78·03	75·—
-	—	118	64	54	--	31	47	-	—		a_2	—	84·38	—	—	71·83
— 1	170	112	65	47	45	33	51	18	28		a_3	84·85	72·31	100·92	78·99	79·71
— 2	—	120	67	67	60	32	47	19	26		a_3	—	100·—	101·85	79·40	80·88
—	-	122	67	55	—	28	52	-	—		a_3	—	82·09	—	—	79·41
+ 5	191	126	75	51	63	31	55	21	29		a_2	93·55	68·—	95·24	76·64	72·99
—	—	109	53	56	—	40	42		-		a_2	—	105·66	-	—	78·38
+ 2	169	118	71	47	57	37	49	16	26		a_1	70·27	66·20	96·21	78·87	77·46
+ 2	173	120	67	53	70	31	47	23	29		a_2	93·55	79·10	98·13	78·10	76·64
+12	174	114	67	47	68	33	51	21	28		a_1	84·85	70·15	89·09	75·86	67·59
+ 7	170	115	58	57	58	32	45	21	32		a_2	100·—	98·28	93·69	76·03	71·23
0	—	116	69	47	61	33	52	20	24		a_2	72·73	68·12	100·—	78·01	78·01
+ 6	—	123	70	53	67	34	49	21	28		a_2	82·35	75·71	94·59	77·62	73·43
helle Augen, Körperlänge 1660—1689 mm.																
—	—	106	60	46	60	31	52	-	—		a_1	—	76·67	—	--	73·53
--	—	120	68	52	—	32	46	-	—		a_2	—	76·47	—		83·33
— 5	165	121	66	55	50	33	55	18	26		a_2	78·79	83·33	115·—	72·99	83·94
0	185	126	67	59	71	27	51	17	22		a_2	81·48	88·06	100·—	80·88	80·88
—12	172	121	72	49	61	29	55	28	23		a_1	102·81	68·06	111·11	76·06	84·51
—	—	120	58	62		34	47	—	—		a_2	—	106·90	—	—	74·81
+ 4	188	123	75	48	65	28	58	21	26		a_2	92·86	64·—	96·36	81·48	78·52
+ 4	—	135	77	58	60	36	65	20	27		a_2	75·—	75·32	96·23	73·10	70·34
— 7	—	114	65	49	47	28	51	23	23		a_2	82·14	75·38	106·93	73.19	78·26
helle Augen, Körperlänge über 1690 mm.																
—	—	116	66	45	—	33	51				a_1		68·18		-	67·55
+ 9	—	123	69	54	59	37	41	21	28		a_1	75·68	78·26	92·56	79·08	73·20
—	-	124	69	55	—	33	48	--	—		a_2	—	79·71	—	—	86·76
—	—	117	68	49	-	30	53	—	—		a_2	—	72·06	—	—	78·83
— 7	186	127	71	56	58	28	55	22	29		a_3	103·57	78·87	106·14	76·—	80·67
+ 7	190	133	75	58	64	35	56	18	29		a_2	82·86	77·33	93·75	74·67	70·—
—17	—	130	71	69	65	33	54	24	24		a_2	72·73	97·18	116·19	75·—	87·14
-	—	126	65	61	—	31	51	--	--		a_2	—	93·85	—	—	77·62
+12	—	131	69	62	78	33	50		33		a_1	100·—	89·86	90·—	82·76	74·48
—	—	126	73	53	-	33	52	—	—		a_2	—	72·60	—	—	83·33
0	186	129	76	53	79	30	47	21	28		a_1	93·33	69·74	100·—	78·72	78·72
— 2	175	118	59	59	67	34	49	25	31		a_2	96·15	100·—	101·77	76·87	78·23
+ 2	168	119	65	54	56	31	50	19	29		a_1	93·55	83·08	98·11	80·92	79·39
Haar, dunkle Augen.																
— 4	—	111	65	46	55	29	47	22	27		a_2	93·10	70·77	103·60	74·50	77·18
0	—	125	75	50	51	30	55	19	25		a_2	83·33	66·67	100·—	75·—	75·
0	180	122	68	54		35	47	18	30		a_2	85·71	79·41	100·—	77·93	77·93
+10	166	117	61	56	59	31	46	19	26		a_1	83·87	85·96	90·91	84·62	76·92
— 2	181	114	57	57	54	30	47	19	25		a_2	83·33	100·—	101·80	76·55	77·93
0	—	116	69	47	61	33	52	20	24		a_2	72·73	68·12	100·—	78·01	78·01
—	—	118	70	48	-	37	51	—	—		a_1		75·71	—	—	80·29

Nr.	Kopfhaar	Iris	Körperlänge	Längenbreiten-index	Morphologischer Gesichtsindex	Jochbogen	Jochbreite Kondylenbreite	Physiognomische Gesichtsform	Kondylen-index	Physiogn. Gesichtsindex	Morph. Obergesichtsindex	Physiognomische Nasenform	Nasenindex	Nasenboden-index
I. Kombination: Dunkles Haar, dunkle Augen, Körperlänge bis 1659 mm.														
1	c	c	1530	92·44 (k b)	73·13 (s N)	I	4	Q	75·38	—	41·04	IV	82·05	56·25
2	b	b	1580	91·43 (k b)	77·14 (mb N)	IV	16	VT	87·10	79·55	42·14	VII	64·—	78·13
3	b	c	1550	89·40 (mb b)	82·76 (b mh)	III	10	VT	89·63	82·39	45·52	IV	69·57	56·28
4	b	b	1650	89·40 (ml b)	93·57 (mb H)	III	10	O	100·77	—	55·00	IX	69·81	56·76
5	b	c	1602	89·40 (ml b)	85·82 (S n)	I	4	E	88·46	78·36	47·76	IX	56·—	67·86
6	c	c	1587	89·07 (ml b)	78·62 (b n)	—	—	R	—	—	46·90	IX	57·69	—
7	b	c	1595	89·02 (k ml)	86·67 (S n)	—	—	E	—	—	48·89	IX	60·42	—
8	b	c	1570	88·89 (ml b)	86·33 (mb mh)	II	8	U	91·60	—	42·45	VIII	74·47	57·14
9	c	c	1594	88·24 (k mb)	82·96 (s n)	II	5	Q	86·15	—	47·41	VIII	64·58	74·19
10	b	c	1620	88·14 (k b)	81·25 (b n)	II	9	U	86·67	80·45	44·45	VIII	70·—	—
11	b	c	1659	86·49 (ml b)	92·09 (mb h)	I	4	R	94·81	73·54	49·64	VII	65·31	62·50
12	b	c	1650	86·11 (ml mb)	83·22 (b h)	IV	12	U	90·51	85·63	46·31	VIII	57·69	63·33
13	b	c	1502	85·80 (k mb)	91·20 (S n)	I	3	RH O	93·44	71·02	54·40	VIII	44·44	91·67
14	a	c	1635	85·56 (l b)	84·56 (mb n)	II	6	U	88·46	—	47·06	VIII	57·78	80·77
15	b	b	1570	85·25 (ml b)	78·01 (mb N)	II	6	U	81·48	79·66	43·26	VIII	52·17	83·33
16	c	c	1581	83·61 (ml mb)	84·17 (mb n)	II	6	U	87·97	—	47·48	IX	72·—	61·11
17	b	b	1587	83·42 (l b)	83·57 (mb n)	II	9	R	89·31	77·35	46·43	X	78·—	61·54
18	a	b	1625	83·24 (ml mb)	87·32 (mb h)	IV	12	RH	95·38	79·33	49·29	IX	70·—	—
19	b	c	1642	82·51 (ml mb)	90·08 (s mh)	II	6	O	94·40	70·81	48·85	IX	59·18	75·86
20	a	b	1597	82·16 (ml mb)	91·41 (s n)	II	7	E	96·69	70·33	52·34	VIII	72·92	60·—
21	b	b	1602	80·45 (ml s)	91·27 (S n)	I	2	O	92·74	—	51·59	VIII	72·55	54·10
22	b	c	1588	80·— (ml mb)	77·08 (b N)	—	—	U	—	—	41·67	IX	60·—	—
23	b	b	1582	79·57 (l mb)	82·86 (mb n)	III	10	E	89·23	—	45·—	—	61·22	56·67
24	b	c	1654	78·95 (l mb)	89·04 (b H)	II	6	Q	92·86	76·84	52·05	IX	66·07	54·05
25	b	b	1567	77·84 (ml s)	81·16 (mb n)	I	4	U	83·58	—	46·38	—	73·33	67·74
26	b	c	1604	77·08 (l mb)	90·85 (mb h)	II	5	R	94·16	73·96	47·19	XIV	62·75	65·63
27	b	c	1581	75·38 (L s)	100·— (s H)	I	2	O	101·56	—	50·77	VII	76·09	48·57
28	ab	b	1630	74·87 (l s)	94·74 (s h)	I	0	O	94·74	—	55·64	IX	66·67	71·88
II. Kombination: Dunkles Haar, dunkle Augen, Körperlänge 1660—1689 mm.														
1	c	c	1677	92·86 (K b)	84·67 (mb n)	I	3	O	86·57	80·22	47·45	IX	40·—	—
2	c	c	1670	90·75 (k b)	95·04 (mb H)	I	4	O	97·81	75·40	47·52	VIII	57·69	53·33
3	b	b	1689	90·56 (kl b)	79·59 (b n)	II	7	R	83·57	85·96	43·54	IX	70·83	55·88
4	b	c	1687	89·20 (k b)	89·05 (mb mh)	—	—	T	—	—	48·18	VIII	65·96	—
5	b	b	1667	89·13 (ml B)	82·— (b mh)	—	—	E	—	—	44·67	XIV	69·23	—
6	b	c	1666	88·24 (k mb)	89·55 (s mh)	I	4	O	92·31	—	46·27	IX	55·10	70·37
7	b	b	1670	86·11 (ml mb)	90·71 (mb h)	II	7	O	95·49	72·54	50·72	VIII	75·61	80·65
8	b	c	1670	85·56 (l b)	87·07 (b h)	II	7	O	91·43	83·05	46·94	XIV	72·92	54·29
9	b	c	1667	84·71 (k s)	90·51 (mb h)	III	11	O	98·41	73·26	47·45	VIII	60·78	83·87
10	b	c	1670	84·53 (ml mb)	90·07 (mb h)	I	4	X	92·70	—	56·93	VIII	47·37	74·07
11	c	c	1676	83·80 (ml mb)	92·81 (mb h)	II	9	R	99·23	73·54	54·68	VIII	53·57	83·33
12	b	c	1676	83·52 (ml mb)	90·— (mb h)		—	E	—	—	50·71	XIII	55·36	—
13	b	c	1667	83·43 (k s)	89·39 (s mh)	—	—	E	—	—	52·27	XIII	60·38	—
14	b	c	1680	83·42 (l b)	85·71 (mb mh)	II	8	E	90·91	—	47·14	XIV	60·—	72·73
15	c	c	1682	83·24 (ml mb)	97·06 (mb H)	I	0	O	97·06	—	54·81	XII	59·62	—
16	c	c	1666	83·16 (l b)	93·28 (s h)	—	—	R	—		50·78	IX	61·11	—
17	b	c	1681	83·15 (ml mb)	87·59 (mb mh)		—	VT	—	—	43·80	IV	67·35	—
18	b	b	1665	82·68 (ml mb)	85·— (mb mh)	II	7	E	89·47		48·57	VII	62·—	64·52
19	b	c	1682	82·35 (l mb)	79·17 (b n)	II	6	U	82·61	—	45·14	IV	86·67	74·36
20	b	c	1670	82·22 (ml mb)	90·71 (mb h)	II	7	VT	95·49	—	49·29	VIII	63·27	67·74
21	b	c	1675	80·53 (l mb)	81·38 (b mh)	II	9	U	86·79	—	46·21	VIII	66·67	59·38
22	c	d	1681	79·57 (l mb)	91·04 (s mh)	I	—	E	91·04	—	51·49	VIII	63·04	72·41
23	b	b	1665	78·97 (L mb)	87·50 (b h)	I	4	VT	90·—	—	48·61	IX	70·—	57·14

Nr	Haarfarbe	Irisfarbe	Körperlänge	Längenbreiten-index	Morphol. Gesichtsindex	Jochbogen	Jochbogenbreite/Kondylenbreite	Gesichtsform	Kondylen-breitenindex	Physiogn. Gesichtsindex	Morph. Ober-gesichtsindex	Nasenform	Nasenindex	Nasenboden-index
24	a	b	1683	78·31 (l mb)	89·63 (s mh)	II	7	O	94·53	75·42	54·07	IX	60· –	72·73
25	a	b	1670	77·89 (l mb)	83·33 (b h)	II	9	U	88·65	81·52	47·33	IX	64·	62·50
26	b	c	1686	77·08 (l mb)	92·41 (b H)	III	11	O	100·	-	53·78	VIII		–
III. Kombination: Dunkle Haare, dunkle Augen, Körperlänge übr 1690 mm.														
1	b	b	1701	95·78 (K b)	92·59 (s h)	III	11	E	100·81	71·43	51·85	VII	44·23	104·35
2	b	c	1794	93·79 (k B)	89·04 (b H)	II	7	R	93·53	76·44	45·20	—	60·78	83·87
3	b	c	1710	93·33 (ml B)	86·62 (mb mh)	II	9	O	92·48	76·76	52·11		62·26	—
4	b	c	1769	91·59 (k b)	81·56 (mb n)	II	9	R	88·46	82·94	38·30	–		—
5	b	c	1821	90·61 (ml B)	80·00 (b mh)	III	13	VT	87·59	81·97	48·67	VIII	67·92	66·67
6	b	b	1724	88·33 (ml b)	97·04 (s H)	I	3	O	99·24	74·59	53·33		68·52	62·16
7	a	b	1759	88·33 (ml b)	86·90 (b h)	II	5	R	90·—	77·54	50·35	VII	49·06	107·69
8	b	c	1754	87·63 (l b)	86·49 (b h)	II	8	R	91·43	—	50·68	XII	59·68	59·46
9	b	c	1732	87·27 (K s)	89·23 (s n)	III	11	O	97·48	73·03	51·54	VIII	59·18	79·31
10	b	c	1720	87·22 (ml b)	84·03 (b mh)	—	–	R	—	–	44·44	IX	59·26	—
11	a	b	1773	87·08 (ml mb)	82·73 (mb n)	—	—	R	–	–	43·17	VIII	72·34	–
12	b	c	1766	86·93 (k mb)	81·12 (mb n)	III	10	O	87·22		43·36	VIII	73·33	51·52
13	c	c	1701	86·67 (ml b)	83·80 (mb mh)	II	5	R	86·86	77·17	47·89	–	76·11	53·33
14	b	c	1690	86·67 (ml b)	86·81 (b h)	II	7	O	91·24	85·71	47·92	XIV	66·—	63·64
15	c	c	1700	86·26 (ml b)	94·16 (mb h)	II	5	O	97·73	72·49	54·01	—	60·71	—
16	b	d	1740	85·64 (l b)	94·37 (mb H)	II	7	O	99·26	—	48·59	IX	48·39	66·67
17	a	c	1722	85·56 (l b)	79·39 (B mh)	III	13	U	86·62	83·78	47·09	IX	57·41	66·74
18	b	c	1842	84·44 (ml mb)	80·42 (mb n)	—	—	E		—	44·06	–	75·51	—
19	c	c	1720	84·21 (l b)	82·89 (B h)	—	—	O	—	—	42·11	XIII	78·26	61·11
20	b	c	1711	84·21 (l b)	88·57 (mb h)	II	8	O	93·94	75·68	47·15	—	63·27	61·29
21	c	c	1851	84·21 (l b)	87·07 (b h)	—	—	E	–	—	48·63	IX	53·57	—
22	b	c	1696	83·78 (ml mb)	79·45 (b n)	-	—	Q	–	–	41·10	XIV	78·72	
23	c	c	1717	83·71 (ml mb)	91·24 (mb h)	—	—	E	—	—	51·10	XIII	54·15	—
24	a	c	1710	82·51 (ml mb)	84·83 (b mh)	III	10	RH	91·11	81·46	48·27	XIII	70·—	86·67
25	b	c	1740	82·20 (l b)	81·46 (b mh)	II	9	U	86·62	83·89	42·39	IX	56·36	74·19
26	b	c	1720	82·11 (l b)	97·89 (mb H)	II	7	E	102·96	73·20	51·41	IX	60·42	79·31
27	c	c	1716	81·58 (l mb)	83·33 (b mh)	I	4	R	85·71	—	45·14	VIII	53·06	92·31
28	b	c	1735	81·50 (L b)	97·90 (mb H)	—	—	E	—	—	51·75	XIII	64·91	
29	a	c	1698	80·65 (l mb)	93·62 (mb H)	III	11	O	102·33	75·27	50·35	VIII	51·58	96·43
30	a	b	1690	80·51 (L b)	81·58 (B h)	III	10	R	87·32	–	43·42	VIII	72·34	73·53
31	b	c	1715	78·19 (l s)	86·86 (mb mh)	—	—	RH	—	—	49·64	IX	76·—	–
32	c	c	1772	77·96 (l s)	88·97 (mb mh)	IV	16	O	100·83	79·07	50·74	IX	61·54	71·88
IV. Kombination: Helles Haar, helle Augen, Körperlänge bis 1659 mm.														
1	f	i	1588	93·02 (k b)	86·76 (mb n)	I	3	Q	88·72	80·47	47·80	—	62·50	
2	f	i	1641	90·42 (K mb)	89·13 (mb mh)	II	7	U	93·89	75·82	52·18	XIII	56·68	65·52
3	e	i	1581	89·39 (ml b)	93·43 (mb h)	II	5	—	96·97	79·65	54·02	IX	63·46	66·67
4	f	f	1534	88·46 (ml b)	87·14 (mb mh)	II	7	E	99·19	78·21	53·37	VIII	63·16	55·56
5	f	g	1555	87·86 (k mb)	81·68 (s N)	II	6	Q	85·60	78·92	42·75	V	56·25	62·96
6	g	g	1631	87·78 (ml b)	83·45 (b mh)	II	8	O	88·32	—	44·83	IV	79·04	47·06
7	f	g	1588	86·52 (k mb)	82·64 (b n)	II	9	E	88·15	80·90	44·45	V	68·89	61·29
8	f	g	1657	86·11 (ml mb)	88·73 (mb h)	I	3	Q	90·65	80·23	50·71		59·62	64·52
9	f	i	1654	86·11 (ml mb)	82·64 (b mh)	II	7	O	86·86	—	47·22	XII	58·49	58·06
10	f	i	1492	85·71 (ml b)	75·71 (mb N)	I	4	U	77·94	—	40·72	IV	78·57	45·45
11	f	f	1577	84·57 (k mb)	88·81 (s mh)	III	10	RH	95·97	—	50·—	XIV	54·55	93·33
12	f	ef	1622	84·44 (ml mb)	87·94 (mb h)	—	—	E	—		42·55	X	61·54	—
13	g	f	1653	84·21 (l b)	86·00 (b h)	II	8	VT	90·85	78·13	46·67	IX	62·96	55·88
14	f	f	1561	78·80 (ml s)	82·14 (mb n)	III	12	E	89·40	80·92	44·28	V	68·—	55·88
15	f	i	1566	78·65 (ml s)	79·85 (s N)	—	—	R	—	—	44·03	V	68·75	75·76

Nr.	Haarfarbe	Irisfarbe	Körperlänge	Längenbreiten-index	Morphol. Gesichtsindex	Jochbogen	Jochbogenbreite – Kondylenbreite	Gesichtsform	Kondylen-breitenindex	Physiogn. Gesichtsindex	Morph. Ober-gesichtsindex	Nasenform	Nasenindex	Naseubodenindex
16	f	i	1659-60	78·69 (ml s)	79·86 (b n)	III	13	XO	87·79	—	40·97	XIII-XIV	77·78	54·29
17	f	g	1550	78·38 (ml s)	89·59 (b h)	IV	18	VT	102·33	82·29	49·31	IV	63·27	77·42
18	e	i	1644	77·60 (l mb)	83·92 (mb mh)	II	6	VO	87·59	78·57	46·85	VIII	61·22	70·—
19	f	i	1649	77·54 (l s)	90·71 (mb h)	II	8	E	96·21	73·30	46·43	VIII	49·09	72·73
20	g	g	1640	77·05 (ml s)	89·31 (s n)	I	3	R	91·41	–	48·09	V	75·56	52·94
V. Kombination: Helle Haare, helle Augen, Körperlänge 1660—1689 mm.														
1	f	ef	1672	93·06 (k b)	82·88 (b mh)	—	—	VT	—	—	43·84	–	62·—	—
2	g	i	1660	91·28 (k b)	91·30 (mb h)	IV	16	VT	103·28	75·82	54·35	X	70·37	50·—
3	f	i	1667	90·12 (k mb)	89·44 (mb h)	II	6	R	93·38	78·02	44·37	XIV	66·67	44·12
4	f	i	1681	90·00 (ml b)	90·85 (mb h)	I	3	E	92·81	73·96	54·22	VIII	56·36	—
5	f	f	1665	89·33 (ml b)	81·51 (b mh)	–	–	Q	–	–	44·52	IX	54·72	—
6	e	k	1670	87·91 (ml b)	87·59 (b h)	II	6	O	91·34	—	53·10	XII	69·64	51·28
7	f	i	1682	87·43 (K s)	83·22 (mb mh)	II	6	RH	86·86	85·63	48·25	VIII	59·18	58·62
8	f	i	1688	86·67 (ml b)	87·76 (b h)	II	5	O	90·85	–	51·02	IX	55·36	67·74
9	f	i	1670	85·56 (ml mb)	85·40 (mb n)	I	2	VT	86·67	76·54	50·37	IX	50·91	92·86
10	g	g	1665	85·16 (ml mb)	88·19 (b h)	I	4	–	90·71	73·85	47·22	VIII	54·55	63·33
11	g	i	1671	84·48 (k s)	76·43 (mb n)	I	3	–	78·10	86·42	49·29	—	71·74	60·61
12	f	i	1674	82·98 (l b)	86·43 (mb mh)	–	–	R	–	–	47·15	X	66·67	—
13	f	f	1685	81·35 (l b)	83·33 (b h)	II	9	E	88·65	79·79	47·33	IX	60·71	52·94
VI. Kombination: Helles Haar, helle Augen, Körperlänge über 1690 mm.														
1	g	g	1690	90·75 (k b)	84·40 (mb mh)	I	4	Q	88·15	81·03	47·52	VIII	50·91	75·—
2	g	g	1696	91·07 (K mb)	88·24 (mb mh)	II	9	R	96·—		50·—	IX	52·73	68·97
3	f	f	1705	91·23 (k mb)	92·31 (s mh)	I	0	E	92·31	—	50·—	IX	61·54	87·50
4	f	g	1720	90·06 (ml b)	82·64 (b mh)	–	–	Q	–	–	47·08	–	60·71	—
5	f	f	1735	88·89 (ml b)	89·36 (mb h)	II	5	E	92·65	78·33	49·65	VIII	66·52	67·57
6	f	braun-grün	1704	88·83 (ml b)	85·82 (mb mh)	II	7	E	90·30	—	50·36	VIII	56·36	80·65
7	f	f	1716	87·13 (k mb)	90·— (s n)	III	10	O	97·50	—	50·—	VIII	65·31	84·38
8	f	i	1770	87·03 (ml b)	87·94 (mb h)	–	–	VT	–	–	51·06	X	52·73	—
9	f	i	1734	87·01 (k mb)	82·19 (b mh)	–	–	E	–	–	49·32	XIII	63·64	—
10	f	f	1736	86·84 (l B)	83·87 (B H)	IV	17	XO	94·20	89·08	49·67	IX	68·09	65·63
11	e	i	1700	86·67 (ml b)	82·86 (mb n)	—	–	R	—	—	42·14	VIII	70·21	–
12	f	i	1705	86·36 (k mb)	88·57 (mb h)	II	8	O	93·94	72·92	50·—	XIV	50·98	73·08
13	f	i	1705	85·47 (k s)	87·12 (s n)	II	8	R	92·—		47·73	–	61·22	60·—
14	f	i	1693	85·25 (ml b)	85·62 (b h)	—	–	Q		—	45·89	XIV	62·26	–
15	f	i	1822	85·25 (ml b)	86·81 (b h)	—	–	R	—	–	43·75	XIV	60·78	—
16	f	i	1822	85·19 (l b)	85·06 (BH)	II	9	R	90·34	—	48·05	XIV	60·38	46·88
17	e	i	1756	84·70 (ml mb)	80·67 (b mh)	II	5	R	83·45	–	46·67	XII	47·46	71·43
18	g	h	1727	84·24 (ml mb)	92·14 (mb h)	III	10	E	99·23	–	52·68	IX	56·36	61·29
19	g	g	1785	83·59 (L b)	88·67 (b H)	II	5	O	91·72	–	47·33	–	48·39	70·—
20	f	i	1720	83·07 (l b)	90·85 (mb h)	I	4	R	93·48	72·45	51·43	IX	50·91	53·57
21	f	i	1736	83·06 (ml mb)	91·49 (mb h)	I	1	R	92·14	77·05	50·35	IX	58·49	77·42
22	e	i	1696	82·55 (l mb)	88·73 (mb h)	–	–	E	–	–	43·80	VIII	73·47	–
23	f	i	1701	82·16 (ml mb)	91·11 (s mh)	II	5	R	94·62	77·14	50·37	IX	65·31	59·38
24	f	i	1786	82·05 (L b)	89·29 (mb h)	II	8	R	94·70	82·35	46·43	V	72·73	75·76
25	g	g	1762	82·01 (l mb)	87·14 (mb mh)	I	3	O	89·05	—	50·72	X	61·54	71·88
26	f	ef	1785	81·08 (ml mb)	87·86 (mb mh)	—	–	R	—	–	45·—	XIV	55·77	—
27	e	f	1751	80·51 (L b)	84·04 (mb mh)	I	1	R	85·—	—	40·43	—	65·31	56·25
28	f	i	1814	79·60 (L b)	74·19 (B n)	II	7	Q	77·70	85·64	41·93	IX	84·78	53·58
29	g	i	1801	78·61 (l s)	93·79 (b H)	II	6	U	97·14	77·96	47·59	VIII	60·—	75·76
30	e	i	1720	71·79 (L s)	93·33 (S mh)	II	5	E	97·39	79·50	53·33	VIII	56·86	62·07

Nr.	Haarfarbe	Irisfarbe	Körperlänge	Längenbreiten-index	Morphol. Gesichtsindex	Jochbogen	Jochbogenbreite/Kondylenbreite	Gesichtsform	Kondylenbreitenindex	Physiogn. Gesichtsindex	Morph. Obergesichtsindex	Nasenform	Nasenindex	Nasenboden-index
VII. Kombination: Dunkles Haar, helle Augen, Körperlänge bis 1659 mm.														
1	b	f	1631	95·71 (K b)	78·99 (mb N)	II	8	VT	83·85	78·41	40·58	VIII	73·81	54·84
2	c	de	1553	92·17 (K mb)	86·13 (mb n)	—		R	—	—	46·72	XIV	56·89	-
3	c	i	1609	89·39 (ml b)	80·— (b mh)	II	5	U	82·76	82·87	44·—	VIII	67·39	54·84
4	b	h	1618	86·96 (ml b)	80·99 (mb n)	II	6	E	84·56	82·08	40·85	XI	55·32	65·38
5	b	braun grau	1617	86·96 (ml b)	87·86 (mb mh)	III	10	E	94·62	77·78	48·57	XIV	63·46	51·52
6	c	f	1650	86·74 (ml b)	90·15 (s mh)	I	2	O	91·54	75·—	49·24	VIII	61·70	72·41
7	a	i	1616	86·59 (ml mb)	83·10 (mb mh)	—	—	Q	—	—	45·07	XIV	65·96	—
8	c	f	1658	86·29 (k mb)	81·16 (mb n)	II	9	E	86·82	81·18	47·10	XIV	64·71	54·55
9	c	f	1602	85·96 (ml mb)	88·24 (mb mh)	III	11	Q	96·—	—	49·27	VIII	68·09	59·38
10	c	f	1619	84·66 (k mb)	89·71 (mb mh)	—	-	E	—	-	49·27	XIV	53·85	—
11	b	f	1628	83·89 (ml mb)	91·97 (mb h)	I	4	OX	94·74	71·73	54·75	VIII	56·36	67·74
12	b	e	1653	83·24 (ml mb)	83·10 (mb mh)	II	6	U	86·76	84·02	-	VIII	75·51	43·24
13	c	i	1622	89·39 (l mb)	73·65 (b N)	—	—	Q		—	35·84	—	95·24	—
14	c	i	1550	82·70 (ml mb)	87·50 (mb mh)	II	6	R	92·31	79·19	48·91	IX	65·96	74·19
15	c	i	1566	82·61 (ml mb)	78·62 (b n)	II	5	O	81·43	83·33	46·21	V	64·71	63·64
16	b	f	1652	81·05 (l mb)	78·77 (b n)	II	6	VT	82·14	85·88	39·37	V	71·11	65·63
17	c	g	1640	79·17 (l mb)	82·27 (mb n)	I	4	U	84·67	-	48·94	V	63·46	60·61
18	c	g	1573	78·95 (l mb)	86·01 (mb mh)	II	8	Q	91·11	—	48·96	V	69·39	61·76
VIII. Kombination: Dunkle Haare, helle Augen, Körperlänge 1660—1689 mm.														
1	b	f	1662	87·08 (k mb)	77·94 (mb N)	II	6	Q	81·54	—	44·12	IX	59·62	—
2	b	ce	—	86·86 (k mb)	86·96 (mb mh)	—	—	R	—	—	41·10	XIV	69·57	—
3	c	f	1669	85·71 (k mb)	88·32 (mb mh)	I	2	R	89·63	83·03	48·18	IX	60·—	54·55
4	b	f	1681	84·27 (ml mb)	92·65 (mb h)	II	5	RH	96·18	73·51	49·27	IX	52·94	62·96
5	b	f	1684	83·15 (ml mb)	85·21 (mb mh)	I	2	VO	86·43	82·56	51·43	XIV	52·73	96·55
6	a	f	1686	83·06 (ml s)	86·33 (mb mh)		—	R	- -	—	41·75	X	72·34	—
7	b	f	1660	82·54 (l b)	91·11 (s mh)	II	5	O	94·62	71·81	55·56	VIII	75·—	92·86
8	c	f	1667	82·05 (L b)	93·10 (b H)	II	8	EO	98·54	—	40·—	XIV	55·38	55·56
9	c	f	1686	80·57 (k s)	82·61 (mb n)	II	8	E	87·69	—	47·10	XIV	54·90	82·14
IX. Kombination: Dunkles Haar, helle Augen, Körperlänge über 1690 mm.														
1	b	f	1720	93·14 (k b)	73·51 (b N)	—	—	X	—	—	43·47	X	64·71	—
2	b	f	1723	89·30 (l B)	80·39 (B mh)	I	4	R	82·55	—	45·10	V	90·24	56·76
3	b	f	1721	87·65 (k mb)	91·08 (mb h)			E	—		50·74	VIII	68·75	—
4	b	f	1725	86·86 (k mb)	85·40 (mb n)	—	—	R	—	—	49·64	IX	56·60	—
5	b	f	1765	86·49 (ml b)	84·67 (b h)	III	13	R	92·70	80·65	47·33	VIII	50·91	78·57
6	c	g	1696	86·34 (ml b)	86·34 (b H)	III	10	E	95·—	78·95	50·—	XIV	62·51	51·43
7	c	f	1722	85·88 (k mb)	92·86 (mb H)	III	10	O	100·—	—	50·72	VIII	61·11	72·73
8	b	ef	1778	83·52 (ml mb)	88·11 (mb h)		—	R	—	—	52·27	XIII	60·78	—
9	c	f	1741	83·— (L B)	90·34 (b H)	II	6	R	94·24		47·59	—	66·—	—
10	c	e	1790	82·51 (ml mb)	91·30 (mb h)	—		O	—	—	52·90	IX	63·46	—
11	b	f	1741	81·62 (ml mb)	91·49 (mb h)	I	2	E	92·81	75·81	53·90	XIV	63·83	70·—
12	a	f	1692	81·28 (l mb)	80·27 (b mh)	II	7	R	84·29	84·—	40·14	IX	69·39	73·53
13	a	f	1726	81·08 (ml mb)	90·84 (s mh)	I	3	O	92·97	77·98	49·62	VIII	62·—	61·29
X. Kombination: Helle Haare, dunkle Augen.														
1	e	c	1566	93·98 (K b)	74·50 (b N)	I	4	U	76·55		43·62	IX	61·70	75·86
2	e	c	1601	90·91 (k b)	89·29 (mb h)	I	2	E	90·58		53·57	—	54·55	63·33
3	f	d	1767	90·— (ml b)	84·14 (b mh)	II	5	R	87·14	80·56	46·90	V	74·47	51·43
4	f	c	1624	85·71 (k mb)	90·— (s n)	II	5	E	93·60	78·31	46·92	IV	67·39	61·29
5	f	d	1710	83·42 (l b)	78·62 (b n)	II	5	Q	81·43	80·11	39·31	VIII	63·83	63·33
6	f	b	1640	79·17 (l mb)	82·27 (mb n)	I	4	—	84·67	—	48·94		63·46	60·61
7	f	d	1620	87·91 (ml b)	86·13 (mb n)	—	—	E		—	51·10	—	72·55	—

Kombinations-

		Kopflänge			Kopfbreite			Morpholog. Gesichtsindex			Gesichtsbreite			Gesichtshöhe		
		kurz	mittellang	lang	schmal	mittelbreit	breit	euryprosop	mesoprosop	leptoprosop	schmal	mittelbreit	breit	niedrig	mittelhoch	hoch
Dunkle Haare, dunkle Augen, Körperlänge: x—1659 *mm*.	h	14	6	7	1	—	4	10	7	4	3	5	5	4	9	2	3
	b	628	— 6	5 15	1 7	— 4	4 12	2 12	2 12	2 6	2 10	2 10	4 12	— 6	4 17	1 3	1 8
I.	d	8	—	3	5	4	4	—	3	—	5	3	3	2	4	—	4
Dunkle Haare, dunkle Augen, Körperlänge: 1660—1689 *mm*.	h	8	4	3	1	—	2	6	2	2	4	1	3	3	2	3	3
	b	12 26	2 6	7 10	3 10	2 2	8 16	2 8	1 5	3 6	8 15	2 5	9 12	1 8	1 3	4 10	7 13
II.	d	6	—	—	6	—	6	—	2	1	3	2	—	4	—	3	3
Dunkle Haare, dunkle Augen, Körperlänge: 1690 *mm* — x.	h	17	5	9	3	1	2	14	6	5	6	3	7	7	4	5	8
	b	11 32	— 5	7 16	4 11	— 3	5 8	6 21	5 12	2 8	4 12	— 3	5 15	6 14	1 5	4 11	6 16
III.	d	4	—	—	4	2	1	1	1	1	2	—	3	1	—	2	2
Helle Haare, helle Augen, Körperlänge: x — 1659 *m*.	h	10	4	6	—	—	5	5	4	2	4	3	6	1	4	4	2
	b	3 20	1 5	1 12	1 3	— 6	2 8	1 6	— 8	2 4	1 8	1 6	1 10	1 4	— 8	1 6	2 6
IV.	d	7	—	5	2	6	1	—	4	—	3	2	3	2	4	1	2
Helle Haare, helle Augen, Körperlänge: 1660—1689 *mm*	h	9	4	5	—	1	2	6	3	3	3	—	5	4	1	3	5
	b	4 13	1 5	1 6	2 2	1 2	1 3	2 8	2 5	1 4	1 4	— 0	2 7	2 6	1 2	1 4	2 7
V.	d	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Helle Haare, helle Augen, Körperlänge: 1690—x *mm*.	h	12	6	5	1	—	5	7	4	3	5	2	7	3	2	6	4
	b	14 30	1 7	7 12	6 11	1 3	6 11	6 15	1 6	6 10	7 14	2 5	7 15	5 10	1 4	5 13	8 13
VI.	d	4	—	—	4	2	—	2	1	1	2	1	1	2	1	2	1
Dunkle Haare, helle Augen, Körperlänge: x—1659 *mm*.	h	9	3	6	—	—	4	5	5	2	2	1	7	1	4	5	—
	b	7 18	1 4	4 10	2 4	— 0	7 13	— 5	4 10	1 4	2 4	— 1	4 13	3 4	3 8	3 9	1 1
VII.	d	2	—	—	2	—	2	—	1	1	—	—	2	—	1	1	—
Dunkle Haare, helle Augen, Körperlänge: 1660—1689 *mm*.	h	3	3	—	—	—	3	—	1	1	1	—	3	—	1	2	—
	b	5 9	— 4	3 3	2 2	1 2	2 5	2 2	— 2	2 3	3 4	1 1	3 7	1 1	— 2	3 5	2 2
VIII.	d	1	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	1	—	1	—	—
Dunkle Haare, helle Augen, Körperlänge: 1690—x *mm*.	h	7	4	2	1	—	3	4	2	3	2		3	4	2	1	4
	b	6 13	— 4	4 6	2 3	— 0	5 8	1 5	— 2	1 4	5 7	1 1	3 6	2 6	— 2	2 3	4 8
IX.	d	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Helle Haare, dunkle Augen Körperlänge: x—1659 *mm*.	h	5	3	2	—	—	1	4	1	2	2	1	2	2	3	1	1
	b	1 7	— 3	— 2	1 2	— 0	— 2	1 5	1 3	— 2	— 2	— 1	— 3	1 3	1 5	— 1	— 1
X.	d	1			1	—	1	—	1	—	—		1	—	1	—	—

tafel.

Morphologischer Obergesichtsindex																		Jochbogen			Untergesicht						Nasenindex				Nasenrücken		
euryen		mesen		lepten		elliptisch	oval	verkehrt oval	trapezförmig	rechteckig	rhombisch	quadratisch	rund	verkehrt trapezförmig	eckig	nicht oder mäßig vorstehend	stark oder sehr stark vorstehend	schmal +8	mittelbreit 0 — +7	breit 0 — —x	a_1	a_2	a_3, a_2—3	hyper-leptorrhin	leptorrhin	mesorrhin	chamaerrhin	konkav	gerade	konvex
10		2		2		2	2	—	—	2	—	2	4	2	—	5		4	4	3	5	7	2	1	10	3	-	2	12	-
3	17	3	8	—	3	1	1	—	—	1	1	—	2	—	-	5	16	1	6	1	4	1	3	2	1	1	1	4	—	—	6	—
4		3		1		1	3	—	—	1	—	1	2	—	—	6		1	5	1	3	3	2	—	5	3	—	—	4	2
6		2		—		1	5	—	1	1	—	—	—	—	-	6		—	5	1	—	5	3	1	4	3	—	-	5	2
4	12	5	9	3	5	4	2	—	—	2	—	—	1	2	1	7	18	1	2	—	4	2	3	5	5	2	9	1	2	6	4
2		2		2		1	2	—	—	—	—	—	2	1	—	5		1	1	4	—	2	4	—	4	1	—	—	6	—
8		7		2		1	7	—	—	7	—	—	1	1	—	10		5	1	6	8	5	5	7	3	10	3	—	-	9	2
6	15	5	15	—	2	5	2	—	—	1	1	1	1	—	—	4	14	1	9	—	2	2	—	7	3	3	3	4	—	—	4	4
1		3		—		—	2	—	—	1	1	—	—	—	—	—		3	—	—	3	1	1	2	1	1	2	—		4	1
6		2		2		2	2	—	—	—	—	3	2	1	—	10		—	2	4	4	3	4	3	—	8	2	—	4	2	2
2	13	1	5	—	2	1	-	—	—	—	1	—	—	1	—	1	14	1	4	—	1	1	1	2	—	—	3	—	—	2	1
5		2		—		2	1	1	—	—	2	—	—	1	—	3		3		1	1	3	4	3	—	1	4	2	4	2	1
3		3		3		1	2	—	—	1	1	1	—	3	—	6		1		—	2	5	—	8	1	2	6	1	-	6	2
—	3	3	6	1	4	1	1	-	—	1	—	—	—	—	—	3	9	—	1	-	2	1	—	3	1	1	2	1	-	3	—
—		—		—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—		—		—	—	—	—	—	—	—	—	—		—	—
3		9		—		4	3	—	—	2	—	2	—	1	—	5		2		—	5	3	3	4	5	4	7	1	—	—	9	2
8	14	6	15	—	1	2	2	—	—	9	—	1	-	—	—	9	18	1	3	1	5	4	4	5	3	3	9	2	—	1	6	5
3		—		1		1	—	—	—	1	—	1	1	—	—	4		—		—	1	3	1	1	3	—	3	1	—	—	3	—
6		3		—		3	1	—	—	1	—	2	1	1	—	5		2		2	3	2	2	5	2	—	8	1	—	—	4	5
3	9	2	7	1	1	1	2	—	—	1	—	2	2	1	—	5	12	—	2	1	4	—	1	2	4	1	3	2	1	2	3	1
—		2		—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2		—		—	2	—	—	—	2	—	2	—		2	—	—
2		1		—		—	—	—	—	2	—	1	—	—		2		—		—	—	1	1	1	1	—	3	—	—	—	2	1
2	5	2	3	1	1	1	1	1	—	1	1	—	—	—	—	4	7	—	—	—	3	1	1	3	1	2	1	2	—	—	3	2
1		—		—		1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1		—		—	—	1	—	1	—	1	—	—	—	—	—	1
3		4		—		2	1	—	—	3	—	—	—	1		1		3		1	1	2	1	4	2	1	5	—	1	1	5	1
2	5	3	7	1	1	1	2	—	—	3	—	—	—	—		4	5	—	3	1	2	1	2	2	3	—	6	—	—	—	3	2
—		—		—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—		—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3		1		1		3	—	—	—	1	—	—	1	—	—	4		—		1	2	1	1	4	—	1	2	2	—	2	1	—
1	4	1	2	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	6	—	—	—	—	1	—	1	—	—	1	—	—	—	1	—
—		—		—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1		—		—	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—

Es soll nun versucht werden, einige Kombinationstypen aus der Reihe an Hand der obigen Einteilung zu isolieren und soweit möglich in eine vorläufige Parallele zu den auf der Balkanhalbinsel bereits festgestellten typischen Kombinationen zu bringen. Nicht alle Maße und nicht alle deskriptiven Daten konnte ich zu dieser Untersuchung heranziehen. Bei vielen Merkmalen ist die individuelle Variabilität zu groß, als daß man bei dieser relativ kleinen Reihe schon erkennen könnte, was „typisch" ist. Solche Merkmale werden dann einen — wenn ich so sagen darf — klassifikatorischen Wert bekommen, wenn wir über größere Serien von Untersuchungen verfügen werden, als dies bisher der Fall ist.

Den im folgenden gegebenen Ergebnissen kommt kein größerer Wert zu, als man ihnen eben bei einer auf 196 Individuen basierten Untersuchung zubilligen darf. Ich habe unterschieden:

I. Kleiner dunkler brachykephaler Kombinationstypus.

In Kombinationsklasse I fallen 20 Individuen, die diesen Merkmalkomplex aufweisen. Der morphologische Gesichtsindex läßt nichts Charakteristisches erkennen. Hingegen ist bei 13 Individuen das Gesicht niedrig. Der Obergesichtsindex ist bei 13 Individuen euryen und bei 5 mesen. Auch physiognomisch macht das Gesicht bei 10 Individuen (relativ haufiger als bei anderen Kombinationsgruppen) einen niedrigen Eindruck. Der Jochbogen ist speziell bei den Hyperbrachykephalen öfter ausladend. Die Differenz zwischen Jochbogenbreite und Kondylenbreite beträgt im Mittel fast 9 *mm* (12 Ind.). Dagegen ist das Untergesicht bei 5 Individuen schmal, bei 8 mittelbreit und nur bei 4 breit (ein Verhältnis, das sich sonst bei keiner Gruppe wiederfindet). Bei 17 Individuen ist die Deckfalte des oberen Augenlides gut entwickelt (a, a_2). Der Nasenrücken ist in 18 Fällen gerade (zweimal konkav) und lang oder mittellang, die Wurzel hoch oder mäßig hoch, die Spitze nach vorwärts oder leicht nach aufwärts gerichtet. Die Nasenbreite ist entsprechend der breiten Entwicklung des Mittelgesichtes öfter bedeutend. Neben 13 Leptorrhinen finden wir daher 7 Mesorrhine.

Der von mir gefundene Kombinationstypus I erinnert in seinen Gesichts- und Nasenmerkmalen sehr an den (physiognomischen) Kthelatypus P. Trägers und ist mit dem Kombinationstypus B unserer Albanerreihe identisch. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Kombinationstypus auch ein Rassentypus ist. Sicherheit könnte uns vielleicht eine Untersuchung rumänischer Reihen, wo kleine dunkle Brachykephale scheinbar in großer Zahl vorkommen, gewähren. Die anthropologische Erforschung der Rumänen ist eine der dringendsten Aufgaben der europäischen Rassenforschung.

Aus der Kombinationsklasse VII dürften in allen herangezogenen Merkmalen mit alleiniger Ausnahme der Irisfärbung[1]) die folgenden Individuen diesem Typus angehören: VII (1), VII (3), VII (9), VII (12), VII (13) ?; aus der Kombinationsklasse VIII: VIII (1), ferner X (1) und X (5).

II. Kleiner dunkler dolichoider Kombinationstypus (typische Kombination der mediterranen Rasse).

In die Kombinationsgruppe I (dol) gehören 8 Individuen, von denen 3 aus der Krajna, 1 aus Zajezar, 1 aus Niš, 1 aus Podrinje, 1 aus Pošarevac und 1 aus Skoplje stammen. Davon sind I (28) aus Skoplje und I (27) aus Niš wohl die reinsten Vertreter des mediterranen Typus. Wir finden den Einfluß der mediterranen Rasse hauptsächlich im Süden.

III. Großer dunkler brachykephaler Kombinationstypus (typische Kombination der dinarischen Rasse).

[1]) bzw. bei X der Kopfhaarfarbe.

In die Kombinationsklasse III fallen 28 Individuen, die diesen Merkmalkomplex aufweisen. Der Kopf ist bei 20 Individuen und das Gesicht bei 13 Individuen ausgesprochen breit; das Gesicht ist 11 mal euryprosop und 7 mal mesoprosop; in 10 Fällen leptoprosop; mittelhoch und hoch ist das Gesicht in 25 Fällen; das Obergesicht ist in 26 Fällen euryen und mesen. Das Gesicht macht auch physiognomisch 24 mal einen länglichen Eindruck (15 elliptisch-oval, 8 rechteckig). Der Jochbogen ist 9 mal stark und 14 mal nicht oder mäßig ausladend. Das Untergesicht ist 10 mal breit und nur 1 mal schmal, 12 mal fehlt die Deckfalte oder ist nur schwach entwickelt. Der Nasenrücken ist 17 mal gerade, 7 mal finden wir Geier- oder Adlernasen. 21 sind leptorrhin. Wir wissen heute noch nicht, wie die für die dinarische Rasse charakteristischen Merkmale des Gesichtes aussehen. E. Fischer[1]) hält die konvexen Adler- und Geiernasen für charakteristisch. Jedenfalls kommen auch in der Südherzegowina sowohl gerade Nasen wie Geier- und Adlernasen vor. Die Deckfalte des oberen Augenlides ist bei dunklen Individuen relativ öfter minderentwickelt oder fehlt überhaupt. I. Weninger[2]) sieht darin ein Merkmal der vorderasiatischen Rasse.

Auch der größere Teil der Brachykephalen und Hyperbrachykephalen der Kombinationsklasse II dürfte im wesentlichen dem dinarischen Typus zuzuzählen sein.

Inwieweit freilich die kleinasiatische (armenische) Variante der vorderasiatischen Rasse sowie die alpine Rasse in der Reihe etwa vertreten sind, läßt sich nicht feststellen.

IV. Großer dunkler dolichoider Kombinationstypus (typische Kombination der atlantomediterranen Rasse, Kurgantypus).

Dieser Typus ist aller Wahrscheinlichkeit nach im Südosten und Süden des Landes am Aufbau der Bevölkerung beteiligt. Hieher wären vielleicht zu zählen: II (26) Vranje, III (32) Pirot, III (30) Vranje, III (31) Podrinje?

V. Kleiner heller subbrachykephaler Kombinationstypus (typische Kombination der Weichselrasse (?), kleiner heller südslawischer Typus A. Weisbachs).

In der Kombinationsklasse IV finden wir 7 Dolichoide und 13 Brachykephale. 6mal ist der Kopf schmal, 6mal breit. Unter den 7 Dolichoiden sind 4 euryprosop und 3 leptoprosop. 8mal macht das Gesicht auch physiognomisch einen niederen Eindruck. Am auffallendsten ist die Nasenbildung. Der Nasenrücken ist 8mal konkav 6mal gerade und 4mal konvex. 4 Individuen mit konkavem Nasenrücken finden wir auch bei VII(b) und VII(dol.). Die Mehrzahl der diesem Kombinationstypus zuzuzählenden Individuen stammt aus dem Morawatale und Ostserbien.

VI. Großer heller dolichokephaler Kombinationstypus (typische Kombination der nordischen Rasse).

Als gute Vertreter dieses Typus können ein einziges Individuum (VI, 30) aus Niš und vielleicht auch noch VI (29) gelten.

VII. Großer heller brachykephaler Kombinationstypus.

In der Kombinationsklasse VI finden wir 25 Individuen, die diesen Merkmalkomplex aufweisen. Auch aus den Kombinationsklassen V, VIII und IX dürfte eine erhebliche Anzahl von Individuen hieherzuzählen sein. Bezüglich der Maße und deskriptiven Daten des Gesichtes und der Nasenregion läßt sich in der Verteilung gegenüber dem Kombinationstypus III nicht nur kein charakteristischer Unterschied, sondern eine weitgehende Übereinstimmung erweisen. Daraus ist zu schließen, daß

[1]) E. Fischer, s. o. in Bauer, Fischer, Lenz.

[2]) I. Weninger, Die physisch-anthropologischen Merkmale der vorderasiatischen Rasse. Mitt. d. Geogr. Ges., Wien, 1920.

ein großer heller Typus mit dem dinarischen Typus schon seit sehr langer Zeit in inniger Vermischung steht. Ob dieser helle Typus nun der Ostrasse, der nordischen Rasse oder einem noch nicht näher bekannten Rassenelement, das vielleicht bei den Thrakern eine Rolle spielte, zuzuzählen ist, müssen weitere Forschungen erweisen. Jedenfalls stellen die großen hellen Brachykephalen auch einen wohlcharakterisierten physiognomischen Typus dar, der sich von der Ostrasse durch die Rotkomponente seiner Kopfhaarfarbe, von der nordischen Rasse durch die Kurzköpfigkeit unterscheidet.

Ein näherer Vergleich meiner Serie mit anderen bisher aus Südosteuropa untersuchten Serien soll im zweiten Teile dieser Arbeit gegeben werden. Dort soll auch auf die Frage nach der Herkunft der das heutige Typengemenge zusammensetzenden Elemente eingegangen werden.

Wien, am 1. März 1922.

Zur vorgeschichtlichen Brunnenkunde.

Von Dr. **Johannes Richter** in Leipzig.

(Mit 18 Abbildungen im Text.)

Zwischen Breslau und dem Zobtengebirge, an der Bahnlinie Breslau-Nimptsch liegt im Breslauer Landkreise das ansehnliche Dorf Domslau in einem fruchtbaren Gelände an dem Loheflusse, der alten, an die germanischen Silinger erinnernden Slenza. Obstalleen beschatten die wohlgepflegten Landstraßen und weithin dehnen sich ertragreiche Rüben- und Weizenfelder, für das Auge angenehm unterbrochen durch buschgekrönte Hügel, kleine Wäldchen, weiden- und erlenumsäumte Bachufer und die roten Ziegeldächer naher und ferner Nachbarortschaften. Besonders anziehend ist der Rundblick von dem Mühlberg, an dessen Nordostfuß, in etwa 2 *km* Entfernung vom Dorfe, die Breslau mit Klein-Tinz verbindende Chaussee vorüberzieht. Hier begrenzen die weite Rundsicht im Süden die blauen Gipfel des Zobtengaues, im Norden die türmereiche Silhouette der Stadt Breslau.

Dieser landschaftlich schöne Punkt ist zugleich von archäologischer Bedeutung. Seit Jahren wurden die diluvialen Kiese, aus denen der Mühlberg besteht, von der Eigentümerin der Herrschaft Domslau, der Firma vom Rath, Schoeller und Skene, ausgebeutet und zu zahlreichen Bauten auf den umliegenden, gleichfalls dieser Firma gehörenden Dominien benützt. Die Kiesentnahme wurde allmählich so intensiv, daß eine Feldbahn nach dem Berge geführt werden mußte. Der Gang der Erdarbeiten war derart, daß der Mutterboden längs der Oberkante der Schachtgrube abgehoben und nach Entnahme des darunter anstehenden Kiesmaterials auf den bereits abgeschachteten Stellen wieder aufgefahren wurde. Hiebei kamen zahlreiche prähistorische Funde zutage. In der Hauptsache waren es Skelettgräber der frühen Metallzeit und zwischen diesen eine ausgedehnte Niederlassung aus dem jüngeren Abschnitt des Bronzealters. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Firma vom Rath, Schoeller und Skene und die stets hilfsbereite Unterstützung des Domslauer Gutsinspektors Herrn Thederan war es dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau möglich, im Verlaufe der fortschreitenden Kiesgewinnung alles prähistorisch Wichtige zu bergen, genaue Fundberichte und eine detaillierte Vermessung aufzunehmen. Die Ergebnisse dieser jahrelangen Tätigkeit werden später im Zusammenhange veröffentlicht werden.

Hier soll nur ein Fund besprochen sein, der durch seine Eigenart und seine Zeitstellung aus dem Rahmen der übrigen herausfällt. Vom 5. bis 11. Juni 1912 ließ die Herrschaft Domslau wieder Kies abfahren. Während dieser Tage wurde ein weiterer Teil der oben erwähnten bronzezeitlichen Siedlung und zwischen dieser abermals ein frühbronzezeitliches Grab mit den Skelettresten eines Kindes und mehrerer Erwachsener aufgedeckt. Außer mir war noch Herr Rentier Gustav Ullrich aus Steinau an der Oder nach Domslau gekommen, um, wie so oft schon, seine geschickte Hand dem Museum liebenswürdig zur Verfügung zu stellen.

Die zur Ansiedlung gehörenden Gruben und Löcher sowie die Skelettbestattungen markierten sich in der Regel unter dem Humus in dem gelblichen Kies als mehr oder minder dunkler Fleck.

Die zuletzt während dieser Ausgrabungskampagne in Angriff genommene Fundstelle Nr. 218 bestand zunächst auch aus einem rundlichen, schwarzen Fleck unter dem abgehobenen Humus und verhieß nichts anderes als eine Grube wie die zahlreich vorher gefundenen. Nach Entfernung der 0·65 *m* starken Schicht Ackererde wurde wie stets der Inhalt der Grube in Schichten von 10 *cm* vorsichtig ausgehoben. Die schwarze Färbung der Oberschicht wurde in Spatenstichtiefe heller und blieb hellbrauner, lehmiger Boden bis 0·60 plus 0·65 *m*[1]) Tiefe, wo sich eine Beimischung von bläulicher Lette zeigte, welche nach unten hin zunahm und von 0·75 plus 0·65 *m* an die ausschließliche Füllung bis auf die Sohle bildete. Genau 1 *m* unter der Oberkante

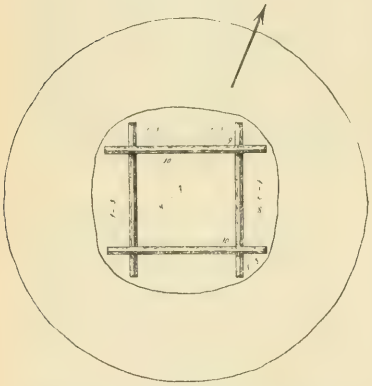


Abb. 1. Domslau.
Schnittebene ist der Brunnengrund. Der äußere Kreis ist die Projektion der einstigen Öffnung.

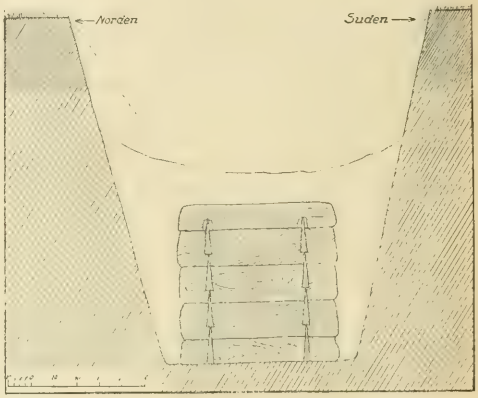


Abb. 2. Domslau.
Grenze der blauen Lette bei der Ausgrabung. ehemaliger Verlauf dieser Letteverkleidung der Brunnenwand.

der Grube mithin 1·0 plus 0·65 *m* unter dem Ackerniveau stieß der Spaten auf Holz, von dem sich bisher weder ein Rest noch eine Spur im oberen Teile der Grube gezeigt hatte. Mit größter Vorsicht wurde die nächste Bodenschicht ausgehoben und ein viereckiger Holzrahmen freigelegt, wie die fortschreitende Arbeit zeigte, die Oberkante eines viereckigen Kastens ohne Boden, der mitten in der Grube stand. Der gesamte Innenraum der Holzkonstruktion sowie die Zwischenräume zwischen dieser und den Wänden der Grube waren mit blaugrauer, toniger Lette dicht ausgefüllt. Diese Füllung war mit Wasser gesättigt und bildete einen zähen Kleister wie flüssiges Pech, der sich schwer stach und so fest haftete, daß jeder Stich vom Spateneisen abgekratzt werden mußte. In 2·40 plus 0·65 *m* Tiefe war die Sohle des Holzbaues erreicht. Er stand hier auf dem geebneten gewachsenen Grund, einer stark wasserführenden sandigen Schicht. Zu den in Abb. 1 und 2 beigegebenen Horizontal- und Vertikalschnitten sei folgendes hinzugefügt.

[1]) Die zweite Ziffer der Maßangaben gibt jedesmal die Stärke der abgehobenen Schicht Mutterboden an.

Der Holzbau war derart nach der Windrose orientiert, daß die Verbindungslinie der Mitten seiner beiden obersten Bretter von NNW nach SSO lief. Die NNW- und SSO-Wände bestanden aus je 5, die beiden anderen aus je vier Bohlen. Alle Wände hatten ursprünglich wohl überall gut schließende Fugen, wenn auch bei der Auffindung die Kanten der Bretter stellenweise vermorscht und abgefault waren, so daß sie nicht mehr dicht aufeinanderlagen und eine Bohle sogar eine Handbreit nach innen nachgegeben hatte. Die Höhe der Nordwand betrug 1·40 *m*, die der gegenüberliegenden Südwand war nicht mehr genau zu messen, scheint aber um 2 bis 3 *cm* höher gewesen zu sein. Der obere Rand der Westseite war nicht erhalten, so daß über ihre Höhe nur gesagt werden kann, daß sie bei der Auffindung 1·30 *m* nicht überschritt. Auch die Ostseite war stark vermorscht; sie mag etwa 1·37 *m* hoch gewesen sein. Die Wände standen senkrecht. Diese Stellung war jedenfalls beabsichtigt und kleine Unregelmäßigkeiten dabei sind nur Mängel der Technik. Stellenweise, wie z. B. bei dem zweituntersten Brett der Ostwand, hatte auch der Erddruck auf das vermorschende Holz das Gefüge gelockert. Die lichte Weite des Kastens betrug in der Nordsüdlinie 0·80 in der Ostwestlinie 0·85 *m*. Die Nord- und Südwand bestanden aus je 5 Bohlen, von denen die unterste jeder Wand beiderseits je einen Einschnitt an der oberen Kante, die drei mittleren beiderseits je einen solchen auf der oberen und der unteren, die obersten nur beiderseitig je einen in der Unterkante hatten. Die je 4 Bohlen der West- und Ostseite waren beiderseits oben und unten mit Einschnitten versehen. Die einzelnen Bohlen waren 1·37 bis 1·40 *m* lang, 0·22 bis 0·35 *m* breit aus Eichenholz[1]) und ohne Säge, nur mit Axt und Meißel bearbeitet.

Anscheinend waren sie aus Rundholz gespalten, denn jedes Stück hatte eine schmale, etwa 1 *cm* starke Kante, von der aus die Dicke gleichmäßig nach der anderen Kante hin bis zu 6 bis 7 *cm* Durchmesser anwuchs. Die Einschnitte waren wohl mit Meißel und Schlägel ausgestemmt. Dort, wo sie zu erkennen waren, erschienen die Schläge scharf und glatt, wie sie Eisenwerkzeuge zu hinterlassen pflegen. Die Verzahnung dieser mittleren Bohle war noch so widerstandsfähig, daß sie erhalten werden konnte. Sie wird im Museum Breslau aufbewahrt. Der obere Durchmesser der Brunnengrube betrug, auf die heutige Feldoberfläche berechnet, etwa 3·20 *m*, die gesamte Tiefe der Anlage 3·05 *m*, der basale Durchmesser 1·60 *m*. Alle übrigen Proportionen sind aus den abgebildeten maßstäblichen Schnitten ersichtlich.

Das Bauwerk ist ohne Zweifel der Überrest eines Brunnens. Der Holzrahmen stand, wie schon oben erwähnt, auf Sandschichten, aus denen das Grundwasser während des Ausgrabens der untersten Schicht hervorquoll und die Schachtsohle bald handhoch füllte, dann aber während einiger Stunden nicht mehr wesentlich stieg. Der heutige tiefe Wasserstand ist aber erst eine Folge der modernen Schachtarbeiten am Mühlberg. Daß man vor Jahren bei den ersten Grabungen des Museums auf diesem Gelände im Gegensatz zu heute schon nach wenigen Stichen auf Wasser stieß, bestätigen mir eigene höchst unliebsame und deshalb fest haftende Erinnerungen Die Füllung der Brunnengrube mit Lette ist auch zwanglos zu erklären. Das Anstehende, in welchem der Bauschacht für den Brunnenkasten niedergebracht wurde, ist fluvioglacialer Kies von wechselnder Korngröße, mit braunen Letteschichten geringer Mächtigkeit durchsetzt. Es mochten die alten Brunnenbauer mit Recht fürchten, daß im Laufe der Zeit erdige Bestandteile durch die Fugen der Bohlen und die Verzahnung der Ecken des Holzrahmens hindurchfallen könnten. Daher versetzten

[1]) Heute sind Eichen in Domslau selten. Daß sie früher häufig waren, sagt die von dem polnischen dąb (Eiche) abgeleitete Ortsbezeichnung.

sie den Zwischenraum zwischen dem eingebauten Holzwerk und der gewachsenen Grubenwand mit festem, zähen Lehm, einem Material, das ich auf dem Berge und in der näheren Umgebung nirgends beobachtet habe und das auch den Ortsinsassen gegendfremd erschien. Wahrscheinlich wurde es irgendwo in der benachbarten Niederung geholt. Die Oberkante des Holzbaues bezeichnet wahrscheinlich ungefähr die Höhe des einstigen Wasserstandes. Daß der Rahmen früher höher gewesen sei, ist nicht anzunehmen. Das zeigt schon die Bearbeitung der beiden obersten Planken, an denen die Ausschnitte für etwaige weitere Aufsatzbretter fehlen. Um nun das Hineinfallen von abbröckelnder Materie aus den Grubenwänden oberhalb des Rahmens zu verhindern, hat man augenscheinlich die Böschung mit Lette ausgeschlagen. In welcher Weise man einst den äußeren Brunnenrand geschützt hat — etwa durch eine Steinsetzung oder ein Balkenwerk —, war nicht festzustellen. An eine Steinsetzung ist wohl kaum zu denken, denn sonst hätte sich sicher von einer solchen ein Rest nachweisen lassen, der beim Zusammenbruch der Anlage in die Tiefe geraten sein müßte. Eine Balkenbekrönung erscheint mir wahrscheinlicher. Diese konnte oberirdisch vermodern, ohne daß erkennbare Spuren davon erhalten blieben. Sie wären um so weniger zu erkennen gewesen, da bei Beginn der Untersuchung der Mutterboden bereits abgeschachtet war. Unter der Brunnenbekrönung ist allmählich die Grube eingestürzt. Der Lettebelag der Wand fiel dann zuerst in die Öffnung des Brunnens und bildete die kompakte Masse, welche bis 0·75 plus 0·65 *m* unter der Erdoberfläche das Loch ausfüllte. Später fielen dann auch Teile der gewachsenen Wand nach, so daß weiter nach oben hin sich die blaue Lette mehr und mehr mit helleren Substanzen gemischt zeigen mußte. Als oberste Schichten trafen wir endlich eine humusreiche Füllung, welche durch Wind und Regen im Verein mit der Feldbestellung den letzten Rest der Brunnengrube eingeebnet haben.

Welcher Zeit gehört nun der Brunnen an? Die sehr ursprüngliche Konstruktion kann uns hier eine bündige Antwort kaum geben, wenn man nicht die Wahrscheinlichkeit, daß die Bohlen mit eisernen Instrumenten bearbeitet wurden, als terminus post quem gelten lassen kann. Holzkonstruktionen im Prinzip des Blockverbandes sind ja aus den verschiedensten, auch ältereu Perioden der Vorgeschichte bekannt. Wir begegnen ihnen, um nur einiges zu nennen, in den Terramaren, z. B. in Castione dei Marchesi[1]), in Ripac[2]), in Donja Dolina[3]), und kennen sie ja auch aus unserer heimischen bronzezeitlichen Bauweise, wie es besonders der bekannte Grundriß 94b von Buch[4]) deutlich werden läßt.

Einen etwas besseren Anhalt geben die Funde:

1. Etwa 40 Scherben, wie sie zahlreich in den benachbarten Wohngruben der jüngeren Bronzezeit gefunden wurden. Auf einigen dieser sieht man mit den Fingern eingestrichene seichte Furchen, mit welchen die Oberfläche der Gefäße absichtlich gerauht ist. Auf zwei anderen finden sich die bekannten Fingernageleindrücke der Urnenfeldergefäße.

2. Die aus sechs Stücken zusammengesetzte Hälfte eines 11·5 *cm* hohen, graubraunen Napfes von etwa 16 *cm* oberem Durchmesser mit Randlappen gehört der gleichen

[1]) Pigorini, Terram. d'età d. bronzo i. Cast. d. Marchesi (Mem. d. Acc. d. Lincei, Bd. VIII, 1879, Tafel II und IV). Montelius, L. civil. prim. e. Ital., Taf. XII, 2—3.

[2]) Radimsky, i. Glasnik Zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini, Bd. VII, 1895, S. 309.

[3]) Truhelka, Der vorgeschichtliche Pfahlbau im Savebette bei Donja Dolina. (Wiss. Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Bd. IX, S. 3 ff.)

[4]) Kiekebusch, Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg. (Landeskunde der Provinz Brandenburg. 3. Bd, S. 401.)

Periode an, ebenso der Henkelscherben eines groben Gefäßes mit stark verwitterter Oberfläche.

3. Die Reste eines ca. 9 *cm* hohen, schwarzen, vasenförmigen Gefäßes mit leicht abgesetztem eingezogenen Rand und einer kleinen schwarzen Schale von etwa 6 bis 7 *cm* Durchmesser mit rundlichem Boden würden unter dem Inventar eines Urnenfeldgrabes der Form nach nicht auffallen, scheinen aber dem Ton nach zu der im folgenden beschriebenen Gruppe zu gehören.

4. Ein Scherben eines dunkelgrauen, innen helleren Gefäßes mittlerer Größe mit senkrechter Kannelierung auf dem Bauchteile.

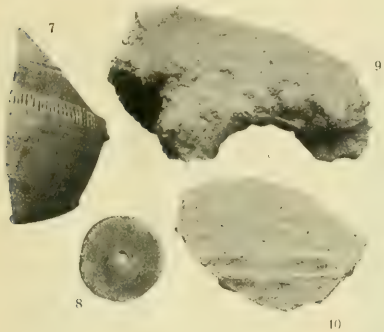


Abb. 7—10. Domslau (1/3 n. Gr.).

Abb. 3—4. Domslau (1/3 n. Gr.).

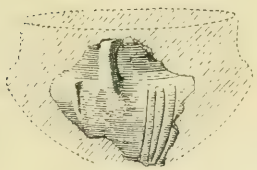


Abb. 5. Domslau (1/4 n. Gr.).

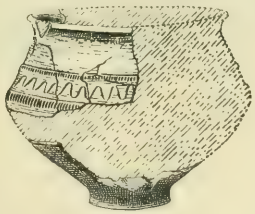


Abb. 6. Domslau (1/5 n. Gr.)

5. Fragmente einer schwarzen Tasse mit knieförmigem Henkel (Abb. 3), seitwärts dessen unteren Ansatz eine umgekehrt nasenförmige plastische Rippe, im übrigen Gruppen senkrechter Parallelstriche auf dem Unterteile. Rekonstruktion Abb. 5.

6. Scherben eines scharf profilierten, 10—11 *cm* hohen Napfes. Oberhalb des Umbruches umzieht seine Wandung eine durch dichtstehende senkrechte Eindrücke gerauhte Leiste. (Abb. 7.) Drehscheibenarbeit.

7. Mehrere Scherben (Abb. 4) der in Abb. 6 rekonstruierten Terrine von 11·5 *cm* Höhe mit ausladendem Rand und Standfläche; oberhalb des gerundeten Umbruches zwei senkrecht gestrichelte Leisten, zwischen diesen eine Wellenlinie. Drehscheibenarbeit.

8. Kleiner Scherben vom Bodenrand eines ähnlichen Gefäßes. Unregelmäßig runde, graue Tonscheibe von 4·5 bis 5 *cm* Durchmesser und 1 *cm* Dicke mit zentraler Durchlochung. Auf dem Rand ein Ornament aus senkrechten Strichen abwechselnd mit Reihen von Punkten. (Abb. 8.) Die Funde 4—7 stammen aus dem Innern der Holzkonstruktion. Die Nummern 1—3, 8, 9 lagen zwischen dieser und der Grubenwand.

10. Tierknochen, Fragmente eines Femur und einer Hüftgelenkpfanne. Beides von Wiederkäuern, Rind oder Hirsch. Teil der Vorderextremität eines kleineren Tieres (Hund?). Einige geringe unbestimmbare Bruchteile.

11. Zwei kleine Feldsteine von rund 7 *cm* Durchmesser.

12. Zwei geringe Fragmente von Holz.

13. Zwischen den Scherben Nr. 1 lagen auch einige Stücke Wandbewurf (Abb. 9). Fünf davon sind rundliche Knollen, ein weiterer hat dagegen eine geglättete Oberfläche mit einem heute schmutzigweißen, dünnen Auftrag von Ton ohne Kalkgehalt. (Abb. 10.)

Die Fundstücke 4—9 bilden eine von 1—2 zeitlich zu scheidende Gruppe. Kniehenkelschalen mit Strichgruppenverzierung und plastischem Dekor, wie wir sie z. B. aus Parchim in Mecklenburg kennen,[1]) gehören der jüngeren Kaiserzeit an. Für dieselbe Periode sind Drehscheibenarbeiten typisch, wie Abb. 4 und 6, deren Wellenlinienornament z. B. in Sakrau, Kreis Öls, auf einem Gefäß ganz ähnlicher Profilierung wiederkehrt.[2]) Es findet sich ebenfalls häufig auf dem böhmischen Gräberfeld von Dobrichov-Trebicha.[3]) Dort begegnen uns auch die umgekehrt nasenförmigen, aufgesetzten Verzierungen von Nr. 5.[4]) Ferner finden sich ebendort die gestrichelten Leisten von Nr. 7[5]) und endlich ein Gefäß mit kanneliertem Unterteil wie unser Scherben Nr. 4.[6])

Durchbohrte Scheiben gehören zu den gewöhnlichen Funden auf Kulturstätten der jüngeren Urnenfelderperiode. In mehreren Exemplaren liegen sie im Breslauer Museum z. B. aus den etwa gleichzeitigen Schichten der Befestigungsanlage auf dem Breiten Berg bei Striegau (Schlesien) vor. Von solchen bronzehallstattzeitlichen Stücken weicht das vorliegende schon durch die Mache ab. Es scheint härter gebrannt und unterscheidet sich durch sein dunkelgraues Material von dem meist lehmbraunen der Urnenfelderkeramik. Seine Randverzierung aus Strichen abwechselnd mit Punktreihen, Elemente, die z. B. im Mäandermuster zu den Dekorationsmitteln kaiserzeitlicher Töpfereien gehören, spricht nicht dagegen, das Stück zeitlich den Funden Nr. 4—8 anzureihen. Ganz ähnliche Scheiben aus Ton wie aus Stein sind ja unter kaiserzeitlichen Funden nicht selten.[7]) Die Funde von Nr. 10—12 bedürfen keiner weiteren Erwähnung.

Das Vorkommen von Wandbeworf ist unter den vorliegenden Umständen nicht verwunderlich. Von besonderem Interesse ist nur das kleine Stück mit dem weißen Überzug. Vielleicht ist es ein Rest vom Verputz eines kaiserzeitlichen Germanen-

[1]) Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer von Mecklenburg-Schwerin, Tafel 67, Fig. 54.
[2]) Grempler, Der Fund von Sakrau, Tafel 2, Figur 2.
[3]) Pić, Die Urnengräber Böhmens, Tafel XCIII, 12; XCIV, 9.
[4]) Pić, op. cit. Tafel XCIII, 9.
[5]) Pić, Die Urnengräber Böhmens, Tafel XCIV, 5.
[6]) Pić, Ebendort. XCI, 5.
[7]) Horstmann, Urnenfriedhof bei Darzau, Tafel XI, 19—20. — Hollak und Paiser, Das Gräberfeld von Moythienen. Tafel I, 2b.

hauses und erinnert an die Tacitusstelle: quaedam loca diligentius inlinunt terra ita pura ac splendente ut picturam ac liniamenta colorum imitetur.[1])

Die Funde Nr. 1—3, 8—9, 11—13 lagen in der Füllmasse zwischen der Grabenwand und der Holzkonstruktion, 4—7 und 10 in dieser selbst, und zwar 1·75 bis 2·75 *m* unter dem Ackerniveau. Am tiefsten, etwa handhoch über dem gewachsenen Grund fand sich der obere Teil des Gefäßes Nr. 7 mit dem Wellenornament. Die Tiefenlage des zur Rekonstruktion benützten Unterteils steht nicht fest. Da die Scherben mit dem Wellenornament gerade an sehr tiefer Stelle, fast auf dem Grunde des Brunnens lagen und jüngere Funde dort nicht zum Vorschein kamen, ist wohl die Annahme erlaubt, daß der Bau aus annähernd gleicher Zeit stammt, d. h. der Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert n. Chr. Bei einem solchen Schluß ex Silentio kann natürlich eingewendet werden, daß bei einem sagen wir mittelalterlichen Bau die kaiserzeitlichen Scherben ebensogut in die Tiefe geraten sein könnten, wie die bronzezeitlichen in den Grund der römerzeitlichen Anlage gekommen sind. Die bronzezeitlichen Scherben lagen aber ausschließlich außerhalb des Holzrahmens, die kaiserzeitlichen fast alle in diesem. Bei einem slawischen oder mittelalterlichen Brunnen wäre eine solche beinahe reinliche Scheidung ein sonderbarer Zufall. Diese kaiserzeitlichen Gefäßreste sind bisher die einzigen Zeugen dieser Zeit von dem gesamten ausgedehnten Fundfeld. Das scheint befremdlich; denn wo ein Brunnen steht, müssen auch Siedlungsspuren vorhanden sein. Da der Brunnen aber gerade an der Grenze des bisher durchforschten Geländes gefunden wurde, ist vielleicht anzunehmen, daß weitere Überbleibsel germanischer Kultur noch unangeschnitten benachbart im Boden ruhen.

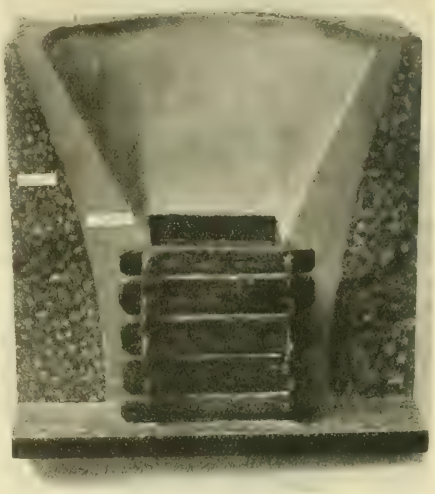


Abb. 11. Brunnen von Domslau. Rekonstruktion im Völkermuseum Leipzig, prähistorische Abteilung

Eine Rekonstruktion des Domslauer Brunnens ist in der vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums in Leipzig aufgestellt (Abb. 11), eine ähnliche befindet sich im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau.

Die Kenntnis des Brunnenbaues im Blockverband ist in Europa recht alt und am besten bekannt geworden durch Heierlis Publikationen der Quellfassung von St. Moritz im Engadin.[2])

Bei einer Neufassung der Heilquelle wurde 1907 der oft abgebildete Brunnen entdeckt. Zwei Holzröhren, in welchen das Wasser aufstieg, waren von einer doppelten

[1]) Tacitus, Germania, Kap. 16.

[2]) Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. Neue Folge, 9. Band, 1907. Heft 4. — Balneologische Zeitung, 18. Jahrgang, Nr. 25 u. a. m. Zuletzt Mannus, Band X, 1919, S. 207. — Gute Abbildung bei F. M. Feldhaus, Die Technik der Vorzeit. Leipzig 1914. Fig. 573.

viereckigen Fassung umschlossen, deren innere Wand aus behauenen, ineinander verzapften Planken bestand, während die äußere Schutzwand aus Rundhölzern hergestellt war, die mittels Einschnitten verbunden waren. Sie zeigen also dasselbe Konstruktionsprinzip wie der Kasten des Domslauer Brunnens. Votivfunde im Grunde der Anlage verweisen auf die jüngere Bronzezeit. In St. Moritz war der Raum zwischen den Holzröhren und dem Rahmen mit Lehm ausgefüllt und Lehmverkleidung trugen auch die Wände oberhalb der Holzbauten bis an den Rand der Schachtgrube hinauf Also ganz so, wie ich es für Domslau annehme. Daß in den Rahmen noch besondere Ausflußrohre standen, erklärt sich daraus, daß man hier nicht nur einen Brunnen gebaut, sondern eine Quelle gefaßt hatte; eine Parallele dazu gibt die von Pigorini beschriebene, ebenfalls bronzezeitliche Fassung der Quelle von Panighina[1]) bei Bertinora in der italienischen Provinz Forli. Sie sprudelte aus einem Holzrohr, welches durch Horizontalhölzer gestützt wurde, die gleich den Speichen eines Rades an diesem Rohr befestigt waren und selbst wieder von einer kreisförmigen Reihe senkrechter Pfähle Halt empfingen.

Ganz abweichender Art sind die holzgefaßten Wasserstellen der späten La-Tène-Zeit, welche die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein[2]) aufgedeckt haben. Sie weichen in der Bauart von den Anlagen, wie wir sie aus St. Moritz und Domslau kennen, bedeutend ab. Der erste vorläufige Bericht gibt einen Grundriß von Wasserbecken Nr. 1 mit folgender Beschreibung: In 1·75 *m* Tiefe wurde ein viereckiges Bassin bloßgelegt, dessen Seiten mit Holz verkleidet und dessen Sohle mit Eichenbohlen ausgelegt waren. Die Bodenfläche ist ein nicht ganz regelmäßiges Rechteck von durchschnittlich 5·10 *m* zu 3·50 *m* Durchmesser. Die Seitenwände aus Brettern hatten sich noch in Höhe von 45 *cm* erhalten und werden durch starke Pfähle gestützt. Außer den vier Eckpfosten weisen die Schmalseiten einen Mittelpfosten, die Längsseiten zwei solcher Pfosten auf. Der nordwestliche Eckpfosten hatte doppelte Nuten, in welche die 2 3 *cm* starken Bretter eingeschoben waren. Technisch beachtenswert war die Sohle. Zwischen den beiden Mittelpfosten der Schmalseite war ein Balken eingeklemmt, um den Pfosten größere Standfestigkeit zu geben. Die so entstandenen beiden Halbflächen waren mit je vier Bohlen ausgelegt, die eine Dicke von 4 *cm* und eine Breite von 33 *cm* hatten. Die Lücken zwischen diesen Bohlen, die sich nicht hart aneinanderschlossen, schienen mit Steinen ausgeglichen zu sein. Diese künstliche Sohle war aber nicht erst nachträglich auf den Grund des fertiggestellten Holzkastens gelegt. Die Bohlen faßten unter den Seitenwänden durch. Die Anlage mußte demnach so erfolgt sein, daß nach Aushebung des Loches die Pfosten und Zwischenpfosten eingesetzt und verankert wurden. Darauf fand die Auslegung der Sohle statt und dann erst wurden die Seitenwände aufgesetzt.

Der Spielraum zwischen diesen und den dahinter anstehenden festen Erdwänden, der natürlich mit Masse ausgefüllt wurde, ist gering. Aus der senkrechten Höhe der gefundenen Pfostenlöcher, die beinahe bis an die heutige Oberfläche zu erkennen sind, geht weiter hervor, daß die Pfähle aus dem Boden hervorgeragt haben. Da zwischen der späteren Füllung der Grube Bretter und Balken lagen, so kann wohl daraus geschlossen werden, daß das Bassin einst durch ein Dach geschützt war.

Spätere Untersuchungen an Becken 2 haben diese Vermutung bestätigt und rechtfertigen die Annahme, daß über diesen Anlagen einst ein auf Pfosten ruhendes

[1]) L. Pigorini, Uso delle aque salutari nell' età del bronzo. (Bull. d. paletnologia italiana, XXXIV, Nr. 9—12, 1908).

[2]) Zeitschr. d. Vereines d. hessischen Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, Bd. 33. Mitt. d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landeskunde, Jahrg. 1910 11.

viereckiges Dach vorhanden war, welches die Bassins vor Verunreinigungen und vielleicht auch vor Verdunstung des Wassers durch die Sonneneinwirkung schützen sollten.

Abb. 12 gibt Details der Brunnenausführung. Die Hölzer sind zum Teil in Vertiefungen der Eckpfosten eingeschoben, zum Teil verzahnt. Es kommt auch vor, daß mehrere Bretter übereinander in einen Schlitz des Haltepfostens eingelegt sind. Nicht ganz geklärt ist der Zweck eines Doppelbassins.

Eduard Schrader[1]) sieht in diesen germanischen Anlagen Nachahmungen römischer Vorbilder, und hat damit vielleicht Recht, da die Gepflogenheit der Römer, solche oder ähnliche Wasserbecken anzulegen, verschiedentlich in der antiken Literatur bezeugt ist.[2]) An gleicher Stelle erklärt Schrader, daß die germanischen Stämme ein eigenes Wort für einen gegrabenen Brunnen im Gegensatz zur natürlich vorhandenen Quelle nicht besäßen und zur Bezeichnung einer solchen Anlage sich des Lehnwortes puteus bedient hätten, welches dann später als Pfütze eine geänderte Bedeutung bekommen hat.

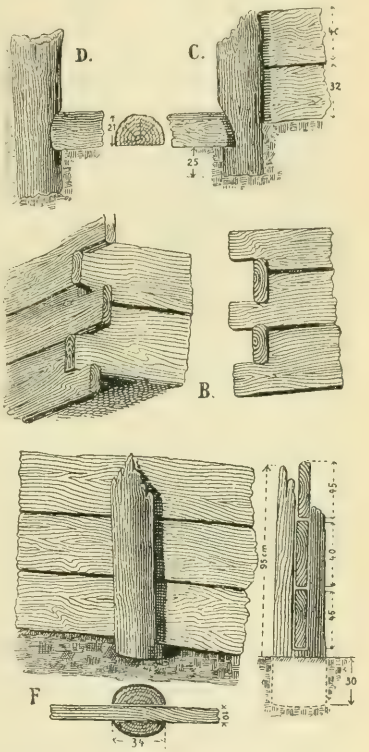


Abb. 12. Altenburg.

Daß es Germanen waren, die den Domslauer Brunnen gebaut haben, wird wohl nicht zu bezweifeln sein. Daß hier eine Imitation klassischer Brunnentechnik vorliegt, wird man mit Sicherheit nicht behaupten wollen, dafür macht die ganze Konstruktion einen zu ursprünglichen, altersüberkommenen Eindruck. Sie ist wohl hauptsächlich vom Hausbau übernommen. Die entsprechenden Anlagen der Römer, wie sie uns die Saalburg in etwa 15 Exemplaren hinterlassen hat, schildert Jakobi[3]) wie folgt: Dem viereckigen Schacht, der oben einen Querschnitt von 1·70 *m* und an der Sohle einen solchen von 1·0 *m* hat, folgt eine kesselartige Aushöhlung in dem festen wasserführenden Schiefer. Die Wände sind mit gespaltenen eichenen Bohlen ausgeschlagen, welche durch ausgeklinkte Zapfen fest zusammengezimmert waren. Die Breite der Bohlen schwankt zwischen 20 und 40 *cm*, die Dicke zwischen 5 und 9 *cm*. Nach der Tiefe zu vermitteln breite Fugen den seitlichen Wasserzufluß aus den stellenweise vorkommenden Quarzspalten. In den Ecken waren an den gegenüberstehenden Bohlen Löcher ausgeschnitten, in denen sich Querhölzer von 6 bis 7 *cm* Stärke in Entfernungen von etwa 40 *cm* befanden, so daß dadurch eine Art Leiter entstand, die vermutlich in den meisten Schachtbrunnen vorhanden war.

[1]) Hoops, Op. cit. S. 337.
[2]) Plinius, Hist. nat. XXXIII, 24, 9. — Livius, Libri ab urbe condita, 39, 44.
[3]) Jakobi, Das Römerkastell Saalburg, 1897, S. 154, mit Abb.

Die Holzverschalung, die vielleicht bis über den Erdboden hinaufreichte und den Brunnenkranz bildete, war bis zu dem jetzigen 4 *m* hohen Wasserstand verfault; dagegen von da ab bis zur Sohle des Brunnens gut erhalten. (Abb. 13.)

Dieser Römerbrunnen ist zwar dem germanischen von Domslau im allgemeinen ähnlich, weist aber doch nicht unerhebliche Unterschiede auf. Die Einsteigevorrichtung und der Umstand, daß die Verbindung des Rahmenwerkes mit ausgeklinkten Zapfen gegenüber der weit primitiveren Methode an dem Domslauer erfolgt, erscheint mir dabei geringwertiger als die Beobachtung, daß sich römische Brunnen mit Holzeinbau ähnlich wie der beschriebene bei einer Tiefe von etwa 9·30 *m* um 0·70 *m* verjüngen. Ich möchte mir das damit erklären, daß man die Holzeinlage zunächst in dem oberen Teile fertiggestellt hat. Dann ist man in dem bereits verzimmerten und dadurch gegen Einsturz gesicherten Schacht weiter in die Tiefe gegangen und hat die unteren Bohlenquadrate von oben her eingesetzt. Zur Wahl einer solchen Konstruktion mag auch noch ein anderer Gesichtspunkt mit bestimmend gewesen sein. Durch eine derartige Verjüngung der lichten Weite bei gleichbleibender Wandstärke wurde der Erddruck sehr gemindert, da er an den zu seiner Richtung schrägen Flächen des Holzgefüges gleichsam abgleitet und gemildert wird. Um in dem engen Schacht das während der Arbeit des Zimmermannes und des Steinmetzen allseitig eintretende Grundwasser zu entfernen, standen dem römischen Baumeister allerlei Hilfsmittel zur Verfügung. Wir wissen, daß zur Entwässerung neben Paternosterwerken,[1]) die schon sehr früh in Ägypten in Anwendung waren, und der sogenannten Archimedesschlange, deren Reste sich in römischen Bergwerken Spaniens erhalten haben,[2]) auch schon Saugpumpen benützt wurden, von denen Originale in den Museen von Metz und St. Germain zu sehen sind.

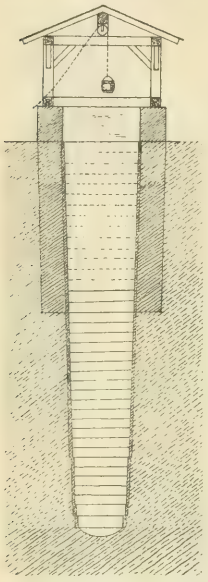


Abb. 13. Saalburg-Brunnen.

Hier sei eingeschaltet, daß nicht alle römischen Brunnen eine derartige Holzkonstruktion aufweisen. Einen abweichenden Typus vertritt die Anlage im Westkastell von Öhringen, die durch das Landeskonservatorium Württemberg freigelegt und dauernd erhalten worden ist.[3])

Anscheinend innerhalb des Prätoriums auf einem freien Platze, der ein Heiligtum der Nymphen trug, lag der Brunnen, dessen Mündung ursprünglich 3·70 *m* breit und 4·50 *m* tief war. Er verjüngt sich im Aushub aus dem Boden nach unten, ist aber senkrecht gemauert. Der äußere Leerraum zwischen Brunnenmauer und anstehender Schachtwand ist mit Erde und Steinen hinterfüllt, den vielen in ihm gefundenen Dachziegeln nach war er mit Falzziegeln gedeckt. Er enthielt noch die Henkel von 2 Paaren Schöpfeimern. Im eigentlichen Wassersammelbecken fanden sich, teilweise an ihrer Stelle, vier kräftige, der Wandung angepaßte Faßreifen mit Holzspuren innen. Diese Reifen sind wohl Reste eines Wasserfasses, welches das über und neben ihm hereinsickernde Wasser sauber erhalten sollte. Eine schild-

[1]) Merkel, Die Ingenieurtechnik im Altertum, S. 53.
[2]) Neuburger, Die Technik des Altertums, S. 211.
[3]) Fundberichte aus Schwaben, XIX. Jahrgang, S. 57.

artig gewölbte, 1 *m* Durchmesser und 4 *mm* Dicke haltende Bronzeplatte, die sich in diesem Brunnen fand, kann als ehemalige Verschlußplatte aufgefaßt werden.

Die Konstruktion und Schichtenfolge sind: Die Gesamttiefe beträgt 16·40 *m*. Zuerst ist die 12 *m* mächtige Lehmschicht durchgegraben und der Brunnenrand mit einer 0·31 bis 0·42 *m* dicken, behauenen Trockenmauer kreisrund aufgeführt, so daß der Durchschnitt 1·40 bis 1·46 *m* beträgt. Es folgt eine 1·70 *m* mächtige Kalksteinschicht und darin 0·80 *m* unter der Mauerung die Sickerstelle und 2 Einflußöffnungen. Zur Herstellung des Sammelbeckens wurde noch in dem darunter gelagerten Mergelkies eine Tiefe von 2·60 *m* ausgehoben (Durchmesser 1·45 bis 1·50 *m*).

Holzfässer als konstruktive Teile römischer Brunnen sind besonders schön in dem Legionslager von Oberaden, Kreis Hamm in Westfalen, beobachtet worden. In zwei tiefen Schächten saßen 8 *m* unter der Erdoberfläche mehrere über 2 *m* hohe Holzfässer übereinander und bildeten die Verzimmerung der Brunnenwand. Die Spundlöcher und der auf einem Deckelstück eingebrannte Name lassen in ihnen ausgediente Weinfässer vermuten. Der Schachtinhalt barg ferner Teile einer Brunnenwinde und zwei Holzeimer. Oberaden ist ein Römerlager aus den ersten Kriegsjahren des Drusus.[1])

Holzeinbauten enthalten endlich auch solche römische Wasserversorgungsanlagen, die nur als Zisternen dienten. Ein besonders gutes Beispiel bieten hier die Ausgrabungsergebnisse im Legionskastell zu Mainz während des Jahres 1910[2]). Sie deckten 7 Brunnen auf.

Brunnen 1 war gemauert. Der Querschnitt des Brunnens ist rund. Die 0·30 *m* starke Mauer stand auf dem gewachsenen Boden auf. Ihre lichte Weite ist oben 2·25 *m*, bei 2 *m* Tiefe 2·05 *m*, bei 4 *m* Tiefe 1·85 *m*; auf der 5·15 *m* unter der heutigen Oberfläche eingetieften Sohle 1·75 *m*. Er enthielt unter anderem ein Mittelerz Konstantins des Großen.

Brunnen 2 von runder Form. Hatte 2 Etagen; bis zu einer Tiefe von 1·35 *m* betrug der Durchmesser 2·20 *m*, von da ab bis zur 2·50 *m* tief liegenden Sohle nur noch 1·40 *m*.

Der Brunnen war natürlich mit Holz verschalt, von dem sich aber anscheinend nichts erhalten hat, was auf die ehemalige Konstruktion dieser Verzimmerung Schlüsse erlaubt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich um zwei ineinanderliegende Anlagen verschiedener Zeiten handelt, zumal die Funde daraus nicht einheitlich sind.

Brunnen 3 ist sehr tief. In einer Tiefe von 7·60 *m* ließ sich eine Eisenstange noch 0·50 *m* weiter ohne Schwierigkeit in den Grund treiben. Ein vollständiges Ausheben des Brunnens verbot die drohende Einsturzgefahr der Wände. Der eigentliche Schacht war viereckig. Doch mußte er zur Herstellung einer so tiefen Grube oben trichterförmig erweitert werden, so daß der Durchmesser des oberen unregelmäßigen Randes etwa 4 *m* beträgt. Erst bei einer Tiefe von 3·80 *m* ließ sich erkennen, daß der Schacht viereckig war, und zwar 2·10 : 2·25 *m*. In 6·50 *m* Tiefe endlich hob sich der holzverschalte Schacht scharf von den hinter der Verschalung eingefüllten Erdmassen ab. An seinen Wänden klebten noch größere Stücke von Eichenholz. Der eigentliche Brunnen hatte in dieser Tiefe eine Größe von 1·0 : 1·35 *m*. Hier unten fand sich Keramik des 2. Jahrhunderts.

[1]) Prähistorische Zeitschrift II, 1910, S. 95, und III, 1911, S. 366.
[2]) Mainzer Zeitschrift, VI, 1911, S. 53 ff.

Brunnen 4 ist zweifelsohne nichts weiter als ein eingegrabenes Wasserfaß. Seine geringe Tiefe von 2·05 *m* und Breite von 1,10 *m* zeigen es deutlich. In ihm lagen Sigillaten vom Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.

Die Brunnen 5, 6 und 7 bilden eine interessante Wasseranlage von 10 *m* Straßenfront. Alle drei Brunnen sind viereckig mit Verschalung von Eichenholzbrettern, die deutliche Spuren hinterlassen haben.

Brunnen 5 ist fast quadratisch. Die Seitenlänge schwankt oben zwischen 1·60 *m* und 1·80 *m*. Dieser Querschnitt ist bis zu einer Tiefe von 3·50 *m* beibehalten. Von da an runden sich die Ecken allmählich ab bis zu der Sohle, die in einer Tiefe von 5·50 *m* liegt. Hier beträgt der Durchmesser noch 1 *m*.

Brunnen 6 ist 5 *m* tief und hat unten runden Querschnitt mit 1·30 *m* Durchmesser. Bis zur Tiefe von 3 *m* ist er viereckig, und zwar infolge ungeschickten Ausschachtens recht unregelmäßig. In einer Tiefe von 2 *m* ist der Querschnitt 1·60 : 1·40 *m*, bei 3 *m* aber 1·60 : 1·85 *m* infolge eines Erdrutsches an der einen Wand. Unten im Brunnen lag ein Großerz Trajans und als merkwürdiger Fund ein wohlerhaltenes Hühnerei.

Brunnen 7 ist etwas tiefer (6·60 *m*) und einfacher als die beiden vorher genannten. Bis zu einer Tiefe von 4·30 *m* mißt er 1·80 : 2·20 *m*, auf der Sohle 1·40 : 2·10 *m*.

Außer diesen drei Zisternen zeigt die Anlage am Nordostende eine flache quadratische Wanne mit senkrechten Wänden, die zweifellos mit Holzbohlen verschalt war. Von ihr führt ein breiter Kanal nach Brunnen 5. Dieser steht mit Brunnen 6 in Verbindung durch einen 0·40 *m* breiten, 2 mal rechtwinklig umbiegenden Kanal, der fast ganz mit Mauerschutt gefüllt war. An der Südecke von Brunnen 6 war ein rechteckiger Einschnitt in dem gewachsenen Boden, wohl zur Aufnahme eines kräftigen Eckpfeilers. Soweit zeigt der Grundriß der ganzen Anlage ein rechtwinkliges Schema. Die Nordseite bilden zwei rundliche Wannen mit senkrechten Wänden von 1·90 bzw. 1·60 *m* Durchmesser. Ihre Tiefe beträgt 1·40 *m* unter dem jetzigen Niveau, d. h. etwa 2 *m* unter dem römischen. Man wird also der Ansicht zuneigen, es hätten Wasserfässer darin gestanden. Das ist möglich. Man verlangt aber dann eine Erklärung dafür, daß in derselben Anlage Wasserfässer und ausgeschalte quadratische Zisternen vereinigt sind. Bei der Ausgrabung wurde die Beobachtung gemacht, daß die Einebnungsschichten sich sowohl über die quadratischen Brunnen als über die Wasserfässer hinziehen. Man wird daraus schließen dürfen, daß die Außergebrauchsetzung der beiden heterogenen Anlagen gleichzeitig erfolgte. Im Innern der Anlage, zwischen Brunnen 5 und 6, liegt eine formlose Mulde, deren Zeit und Zweck unaufgeklärt ist. Von dem gesamten Oberbau, der wohl nur aus Holz bestand, war nichts mehr festzustellen. Über Brunnen 6 zog sich eine kleine, 0·30 bis 0·40 *m* dicke Mauer aus späterer Zeit. Die Funde des Einfüllmaterials stimmen zeitlich ziemlich überein mit dem aus Brunnen 5, 6 und 7 Gehobenen.

Überblicken wir nochmals die verschiedenen Brunnen dieses Kastells, so sehen wir einen gewissen Wandel des Typus im Laufe der Zeit. Die ältesten, etwa Mitte des 2. Jahrhunderts sind viereckig und mit Eichenbohlen ausgeschalt. Aus dem 3. Jahrhundert haben wir die rundliche Form festgestellt, wahrscheinlich bloß eingegrabene Wasserfässer. Die letzte bis zu Konstantin dem Großen reichende Bauart ist die rundgemauerte Zisterne.

Alle die oben erwähnten Typen römischer Brunnen sind natürlich nicht die einzigen Wege der Wasserversorgung dieses bäderliebenden Kulturvolkes in Germanien. Auf die übrigen, z. B. die Wasserleitungen, einzugehen, von denen die aus

der Eifel bis Köln geführte die ansehnliche Länge von rund 10 Meilen erreicht, muß hier verzichtet werden. Dagegen sei erwähnt, auf welche Weise die Römer im Gelände für Brunnenbauten geeignete wasserführende Stellen zu erkennen versuchen. Vitruv[1]) gibt in seiner architectura dazu folgende Anleitungen: Man lege sich vor Sonnenaufgang auf den Erdboden, stütze das Kinn fest auf die Erde und sehe über die Fläche hin, auf der man Wasser vermutet. An der Stelle, an der sich Dünste kräuselnd in die Luft erheben, schlage man den Schacht ein, denn an einem trockenen Orte können sich diese Anzeichen nicht finden. Ein weiteres Kennzeichen feuchter Böden sind die Vorkommen von Binsen, Weiden, Erlen, Schilf, Efeu und ähnlichen wasserliebenden Pflanzen. Man darf sich hier aber nicht durch Geländestellen irreführen lassen, die tiefer liegen als das umliegende Feld und infolge ihrer muldenförmigen Bildung das Regenwasser sammeln und lange halten. Sind diese Methoden nicht von Erfolg, so grabe man ein Loch von 5 Fuß im Kubus und setze um Sonnenuntergang ein bronzenes oder bleiernes Gefäß umgestürzt hinein, nachdem man es vorher mit Öl bestrichen hat. Dann bedecke man die Oberfläche der Grube mit Schilfrohr und schütte dies mit Erde zu. Man kann auf Wasser hoffen, wenn am nächsten Tage das Gefäß angelaufen ist und Tropfen enthält. Ganz ebenso kann man den Versuch mit einem noch ungebrannten Tongeschirr machen. Enthält der Ort Wasser, so wird der Topf feucht oder sogar zerfallen sein. Man kann auch einen Bausch Wolle in derselben Weise vergraben. Vorhandenes Wasser macht diese dann so feucht, daß man es auspressen kann. Man kann den Versuch auch mit einer Lampe machen. Hat man diese gehörig zugerichtet, mit Öl gefüllt, angezündet, an jenen Ort gestellt und bedeckt und ist sie am folgenden Tage, wenngleich sie noch Öl und Docht übrig hat, erloschen und wird selbst feucht gefunden, so wird sie anzeigen, daß jener Ort Wasser enthalte, und zwar deshalb, weil alle Wärme die Feuchtigkeit an sich zieht. Wenn man ferner an jener Stelle Feuer anmacht und die erwärmte und angebrannte Erde einen nebelartigen Dunst von sich gibt, so wird jene Stelle Wasser enthalten.

Der Brunnen von Domslau ist nicht der erste Fund dieser Art. Er hat in vielem eine Parallele in einer Anlage, welche das Provinzialmuseum Hannover bei Goya untersucht hat.[2]) In einer trichterförmigen Grube stand ein viereckiger Holzbau aus Erlenbohlen, deren Enden durch eine regelrechte Verkämmung zusammengehalten wurden. Zwischen dem Holzbau und den Trichterwänden lag eine Aufschüttung aus Sand und schlickvermischtem Ton. Insofern gleicht der Bau durchaus dem Domslauer. In den folgenden Momenten weicht der Brunnen von Goya von dem Domslauer etwas ab. Es scheint nämlich eine seichte Mulde an den Rand des sich nach oben hin leicht verjüngenden Holzbrunnens hinabgeführt zu haben bis auf eine Bohlenlage, die als Tritt für den Benützer aufgefaßt werden kann. Es ist möglich, daß die Anlage mit einem hölzernen Deckel verschlossen war. In und neben dem Brunnen gefundene Kulturreste lassen es wahrscheinlich sein, daß der Bau der Völkerwanderungszeit angehört. In der Nähe dieses Brunnens wurden noch drei weitere Vorrichtungen aufgedeckt, die wohl dem gleichen Zwecke dienten. Am deutlichsten ließ sich die Bauart von B erkennen. In einer bis auf den Sand hinabreichenden Grube stand eine Röhre aus einem ausgehöhlten Eichenstamm von 1·25 *m* lichter Weite, in der ein radähnlicher Rahmen eingesetzt gewesen zu sein

[1]) Vitruv, De architectura, VIII, 1. Deutsch bei Neuburger, Die Technik des Altertums. Leipzig 1919. S. 421.

[2]) Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover, 1909, S. 68 ff.

schien, der aber auch zu einem Deckel gehört haben kann. Außerhalb standen noch einige Pfähle, an die sich eine wandartige Brettersetzung anfügte, von der aus andere Pfähle radial nach außen hin zu großen Bohlen liefen, welche das Ganze etwa im Viereck umgaben. Diese Pfähle waren mit einzelnen der Bohlen verkämmt. Wenn auch die Anlage B nicht mehr ganz erhalten war, so erinnert doch der beschriebene Torso in vielem lebhaft an die oben erwähnte Quellfassung von Panighina,[1]) bei welcher das zentrale Ausflußrohr durch radiale Horizontalstreben, die sich auf eine Holzkonstruktion stützten, gehalten wurde.

In welchen Beziehungen die Brunnen von Goya zu den sogenannten Kreisgruben der Watten stehen, ist, wie Hans Hahne schon zum Ausdruck bringt, noch nicht sicher zu sagen.[2])

In der Gesamterscheinung unserem Domslauer Brunnen sehr ähnlich ist ein solcher von Gamla Uppsala, den Martin Olsson beschrieben hat,[3]) und den er für identisch hält mit einem heiligen Brunnen, den Adam von Bremen als zu dem dortigen Tempelbezirk gehörig schildert.[4]) Da wohl sicher ist, daß diese reich ausgestattete und anscheinend hochverehrte Kultstätte schon damals durch die Tradition geheiligter Boden war, kann die Erbauung des Brunnens schon um Jahrhunderte vor Adam von Bremens Besuch zurückliegen. (Abb. 14.)

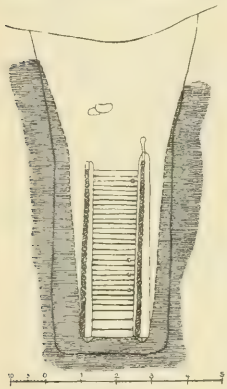


Abb. 14. Gamla-Uppsala.

Nach Adam von Bremen stand einst dort ein goldgeschmückter Tempel mit den Bildern der drei Götter Thor, Odin und Froh. Zu festlichen Zeiten wurden in ihm unter Absingung unanständiger Lieder zahlreiche Tiere geopfert und den Göttern zu Ehren auch Menschen getötet. Beider Leiber wurden dann in den Ästen heiliger Bäume aufgehängt. Nach alter Überlieferung soll in der Nähe des Tempels ein Quell gewesen sein, in den man lebende Menschen warf, um die Zukunft und den Willen der Götter zu erforschen. Wenn die Körper der Ertränkten unter dem Wasserspiegel verschwanden, glaubte man, daß die Wünsche der Opfernden in Erfüllung gehen würden. An diesem Ort einstiger heidnischer Götterverehrung wurde später in christlicher Zeit die Kirche von Gamla-Uppsala gebaut.

Die beigegebene Abb. 14 zeigt, daß man in dem gewachsenen Boden zunächst eine Grube mit ziemlich steilen Böschungen ausgehoben und alsdann die Holzkonstruktion hineingesetzt hat. Zunächst wurden die 4 Eckpfähle in dem Boden der Grube eingerammt und dann erst der Brunnen bis zu der gewünschten Tiefe fertig geschachtet. In Nuten dieser Eckpfeiler wurden wagrechte Hölzer eingeschoben, deren Querschnitt im oberen Teile der Anlage meist rundlich ist, während man die untersten Lagen nach der Innenseite zu glatt behauen hatte. Die lichte Weite der Konstruktion betrug 1·10 bis 1·20 *m*. Die Sohle lag 8·50 *m* unter der Erdoberfläche.

Der Wikingerbrunnen von Uppsala zeigt gegenüber dem Domslauer gewisse technische Fortschritte Während der Domslauer Baumeister eine Grube auszuschachten

[1]) Siehe Seite 56.

[2]) Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1905, S. 50 ff.

[3]) Martin Olsson, En forntida brunn vid Gamla Uppsala (Upplands Forminnesförenings Tidskrift, XXVIII, 1912.)

[4]) Deutsch bei Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 321.

hatte, welche bis auf die Sohle hin einen erheblich größeren Durchmesser als die lichte Weite des nutzbaren Brunnenraumes hatte, ist hier dadurch Arbeit gespart, daß man in das unterste Stück der beabsichtigten Tiefe die vier Pfosten einrammte und dann nur den Raum zwischen diesen auszuheben hatte. Wenn die übereinandergreifenden Wände des Domslauer Brunnens die Maße der herzustellenden Grube unnütz vergrößerten, ist bei der hier gewählten Pfostenkonstruktion dieser Mißstand vermieden. Zudem ließen sich die einzelnen Planken in die Führungsrillen der Eckpfeiler leicht einführen und sicherlich dichter verfugen, als es bei der schwerfälligen Rahmenkonstruktion von Domslau anging. Von einer besonderen Lehmdichtung ist denn auch bei dem Uppsalabrunnen abgesehen worden. Einen Fortschritt bedeutet schließlich auch der Einbau von Steigsprossen, eine Einrichtung, die wir bereits in den römischen Brunnen der Saalburg angetroffen haben.

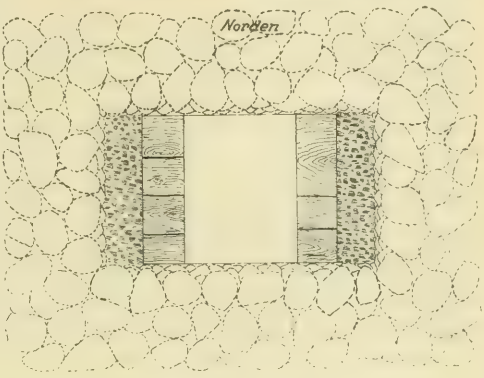


Abb. 15. Siedlemin.

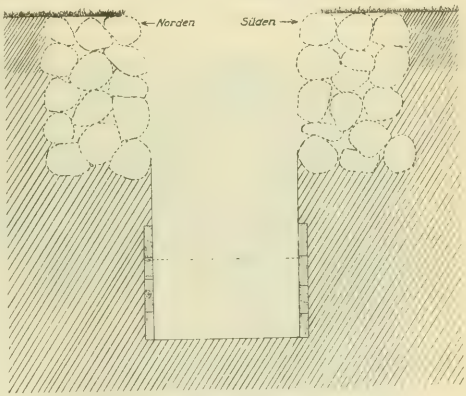


Abb. 16. Siedlemin.

Den im vorigen in chronologischer Folge erwähnten hölzernen Brunnenkonstruktionen kann ich eine weitere aus der slawischen Periode anfügen, die ich am 18. April 1913 in Siedlemin, Kreis Jarotschin, bei einer amtlichen Untersuchung des einstigen Kaiser-Friedrich-Museums der Provinz Posen aufgenommen habe. (Abb. 15—17.) Die Entdeckung dieses Brunnens verdankt das Posener Museum einem eifrigen Förderer seiner Bestrebungen, dem Siedleminer Ortsgeistlichen Herrn Probst Gibasiewicz.

Auf einem Gelände seines Pfarrlandes, 250 *m* nordöstlich des Dorfausganges und rund 50 *m* nördlich des Fahrweges von Siedlemin nach Jagen 19 des Jarotschiner Forstes hat er schon früher ein germanisches Steinkistengrab, eine slawische Herdstelle, eine mit Steinen ausgelegte muldenförmige Grube unbestimmten Alters und eine weitere Herdstelle mit Feuersteinsplittern aufgedeckt. Als der Pflug im Jahre 1912 auf Steine stieß, war er dieser Spur nachgegangen und hatte eine mauerartige viereckige Steinsetzung freigelegt und zum großen Teile schon abgehoben, als er auf eine darunter befindliche Anlage traf, die er als Brunnen erkannte und unberührt liegen ließ, bis ich auf seine Meldung an das Posener Museum hin zur Stelle

war. Unter der 0·4 *m* starken Humusschicht lag ein 0·75 *m* hoher und nach den erhaltenen Resten wohl ebenso starker viereckiger Steinwall aus größeren und kleineren Feldlesesteinen, die einstige mauerartige Brunnenkrone. Erhalten war von ihr bei meiner Ankunft nur die Ostseite. Wenn man einen symmetrischen Bau voraussetzt, betrug ihr OW-Durchmesser 1·90 *m*. Der NS-Durchmesser, welcher, wie das Folgende lehrt, etwas geringer anzusetzen ist, mag 1·50 bis 1·60 *m* betragen haben. Genaueres ließ sich nicht feststellen. Unterhalb dieser Steinsetzung lag die gewachsene Wand auf der Ostseite in der Tiefe von 0·75 bis 1·29 *m* ungeschützt. In diesem Niveau von 1·29 *m* begann auf der Ost- und Westseite die Holzkonstruktion. Sie bestand auf der Westseite aus vier Bohlen mit einer Gesamtbreite von 1·10 *m*, auf der Ostseite aus

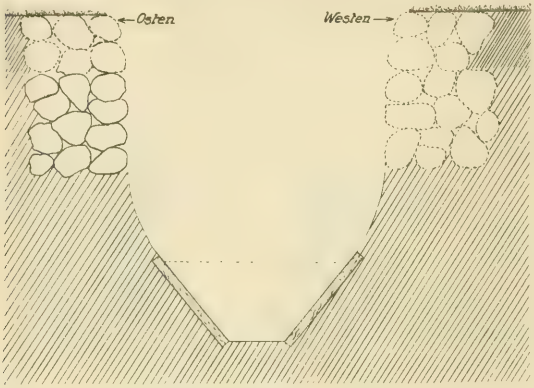


Abb. 17. Siedlemin.

Abb. 18. Siedlemin.

drei Bohlen mit einer Gesamtbreite von 1·05 *m*. Sämtliche Bohlen lagen vertikal. Beide Wände waren mit parallelen Ober- und Unterkanten symmetrisch derart zueinander gelegt, daß ihr Abstand oben 1·40 *m*, auf der Sohle 0·40 *m* betrug. In dem Raum zwischen ihren unteren Kanten lag der gewachsene Sand frei. Auf der Nord-

und Südseite begann der Holzbau in 1·10 *m* Tiefe unter dem Geländeniveau. Während die Ost- und die Westwand der Wasserkammer schräg standen und aus vertikalen Bohlen gebildet wurden, waren Nord- und Südwand aus hochkantig übereinander gestellten horizontalen Planken aufgeführt. Beide Wände waren 0·80 *m* hoch, so daß ihre Oberkanten um 0·19 *m* höher lagen als die Oberkanten der Ost- und Westseite. Die senkrechten Wände waren je 1·60 *m* lang und so gestellt, daß sie die beiden anderen schrägen Wände fest zwischen sich hielten. Dadurch glich der Brunnenraum etwa einer vierseitigen, auf die kleinere Grundfläche gestellten Pyramide. Die einzelnen Bretter bestanden aus Eichenholz und waren 0·15 bis 0·54 *m* breit bei einer wechselnden Dicke von 3 bis 4 *cm*. Sägespuren ließen sich in dem allerdings an der Oberfläche stark vermorschten Holz nicht erkennen. Es ist anzunehmen, daß es mit der Axt zugearbeitet worden ist. Da die Untersuchung alle wichtigen Momente der Konstruktion geklärt hat und die Funde aus den Brunnen eine genügende Datierung ermöglichen, wurde das Bohlenwerk nicht herausgenommen. Bei dem stark angegriffenen Zustande mehrerer Teile wäre ein Ausbau der Anlage gleichbedeutend mit ihrer Zerstörung gewesen. So wurde die ganze Ausgrabung wieder zugeschüttet, so daß der Brunnen eventuell später auftauchende Fragen immer noch selbst beantworten kann. Seine tiefe Lage schützt ihn ja vor zufälliger Vernichtung durch Pflugeisen oder Drainagespaten. Bei natürlichem Grundwasserstand füllt das Wasser den gezimmerten Teil fast gänzlich aus, da es bis 0·23 *m* unter der Oberkante der Ost- und Westseite steht. Auf der von der NO-Ecke her photographierten Abb. 18 ist der Brunnen ausgeschöpft. Seine Sohle für die Aufnahme genügend lange wasserfrei zu bekommen, war nicht möglich, da der Zufluß ziemlich energisch ist.

In dem Aushub des Brunnens fanden sich zunächst größere und kleinere Steine, die wohl als Trümmer der zerstörten obersten Fassung anzusehen sind. Ferner fanden sich einige stark vermorschte Reste von etwa armdicken Holzprügeln, die man vielleicht als Überbleibsel einer Schöpfvorrichtung oder einer einstigen Bedeckung des Brunnens ansehen kann, und endlich einer Anzahl von Scherben einer typischen Keramik, wie man sie auf allen Kulturplätzen der Slawen oft scheffelweise auflesen kann, so daß ich mich auf die Abbildung einiger Proben beschränken kann.

Der henkellose konische Topf[1]) mit umgelegtem Rand und nachlässig eingeritzter Rillenverzierung wurde in mehrere Stücke zerbrochen aufgefunden. Er ist also wahrscheinlich noch völlig oder zum größten Teil unversehrt gewesen, als der Brunnen noch offen stand. Vielleicht ist er beim Wasserholen in Verlust geraten. Die beiden anderen Proben stammen von eiförmigen Gefäßen der bekannten Form und sind mit Wellenlinien verziert.[2])

Bei der Unsicherheit jeder genaueren Datierung slawischer Funde muß ich mich darauf beschränken, als mutmaßliche Entstehungszeit des Brunnens das letzte Viertel des ersten Jahrtausends n. Chr. anzugeben. Da Scherben mit der scharf eingerissenen, flächenbedeckenden Horizontalriefelung, welche das Ende der slawischen Periode charakterisieren, sich nicht gefunden haben, scheint als engere Zeitgrenze der Beginn der angegebenen Zeitspanne annehmbar.

In welcher Weise sich der Brunnen in die einstige slawische Siedlung bei Siedlemin einfügt, läßt sich noch nicht sagen. Daß Reste slawischer Wohnstätten in unmittelbarer Nähe des Brunnens bereits von Pfarrer Gibasiewicz gefunden worden sind, wurde schon oben erwähnt. Eine weitere fast völlig zerstörte Herdgrube derselben

[1]) Kaiser-Friedrich-Museum in Posen, Inventar 1913, 332.

[2]) Kaiser-Friedrich-Museum in Posen, Inventar 1913, 333.

Zeit in nur 7 *m* Entfernung von dem Brunnen habe ich im Anschluß an die eben besprochene Untersuchung aufgedeckt. Von dem Grundriß einer etwa dazugehörigen Hütte waren Spuren nicht nachzuweisen. Zu umfangreicheren Grabungen, wie sie Wohnstätten in der Regel erfordern, war zunächst nicht Zeit, wenn nicht andere und dazu gefährdete Fundstellen hätten vernachlässigt werden sollen. Kurze Zeit darauf brach der Krieg aus und nahm mir den Spaten aus der Hand. Die Bauart dieses Slawenbrunnens ist höchst einfach und zweckmäßig. Die schräggestellten Wände bilden ohne alle weitere Verbindung den Halt der senkrechten und leiten zugleich den seitlichen Erddruck nach unten ab. Daß dieser Erddruck auch bei der nur geringen Tiefe der Anlage nicht unwirksam geblieben ist, beweisen die wenn auch nur wenige Zentimeter (3—4) betragenden Ausbauchungen der senkrechten Wände.

Von den germanischen Brunnen in Domslau und Uppsala sowie von den römischen des Saalburgtypus weicht die Konstruktion völlig ab und kann auch schlecht mit diesen in Vergleich gesetzt werden, da es sich in Siedlemin um einen ziemlich seichten Brunnen in hohem Grundwasserstand handelt. Bei tiefen Schächten ist eine derartige Konstruktion nicht verwendbar.

Wie die Slawen im Posener Gebiet in solchen Fällen verfuhren, mögen spätere Funde lehren.

Es könnte vielleicht der Einwand erhoben werden, daß die Siedleminer Anlage einer späteren Zeit angehört und etwa ein sogenannter Feldbrunnen ist, wie er in historischer Zeit auf abgelegenen Weideplätzen für das Vieh errichtet wurde. Dazu geben aber die Funde keinen Anlaß und schon die nur 250 *m* betragende Entfernung vom Dorf macht eine solche Annahme nicht sehr wahrscheinlich. Wenn auch dieser Brunnen der slawischen Zeit sich chronologisch nicht genau festlegen läßt, wie oben bereits ausgeführt, so findet sich vielleicht auch noch einmal ein so sicher datierter Brunnen, wie der aus dem Moor bei Neustettin mit der Jahreszahl 1060 und astronomischen Geheimzeichen.[1])

Zu den beiden neu aufgefundenen Brunnen von Domslau und Siedlemin sind im vorhergehenden nur einige solche Brunnen in Parallele gesetzt worden, welche eine erhaltene Holzkonstruktion haben. Damit ist das Kapitel der vor- und frühgeschichtlichen Brunnen im weiteren Sinne nicht erschöpft. Zunächst könnte man hier an Quellen erinnern, die, wie z. B. die berühmten Duxer, nachweislich schon in vorgeschichtlicher Zeit bekannt und benützt wurden. Uralte Brunnenanlagen bewahrten ferner die Ruinen der orientalischen alten Kulturzentren, wie z. B. Ninive und das Troja der mykenischen Zeit, in dem Nordostturm der Burg.

Mit Steinen mörtellos ausgesetzte Brunnen[2]) aus der frühen Eisenzeit haben sich z. B. in Servirola bei San Polo d'Enze[3]) und in Marzabotto[4]) erhalten. Der frühen Bronzezeit teilt Dr. O. Menghin einen mit Steinen mörtellos ausgesetzten Brunnenschacht in den Tiroler Ringwällen am Kobachbühel in Völlau zu.[5])

Zu den Brunnenfunden ist endlich auch der Fund eines neolithischen Tragtopfes in einem 5 m tiefen wasserhaltigen Lehmloch bei Bernitt nahe Bützow in

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, 1887 (520).

[2]) Zeitschrift für Ethnologie, 1887 (53): Reste vorgeschichtlicher Brunnen, die mit Feldsteinen ausgesetzt waren, auf dem Wenddorfsberg bei Wusterhausen an der Dosse.

[3]) Forrer, Reallexikon, S. 125. Literatur und weitere Beispiele bei Graf von Klinkowström: Beiträge zur Geschichte der Wassererschließung in der Zeitschrift des Vereines der Gas- und Wasserfachmänner in Österreich-Ungarn, 1913, Heft 12 ff.

[4]) G. Gossadini, D. u. antica necrop. a Marzabotto. n. Bolognese, Montelius, L. civil. pr. en Italie, Tafel 108, Fig. 1—2.

[5]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 40. Band, 1910, 5. bis 6. Heft, S. 172.

Mecklenburg zu rechnen.[1]) Diesem steinzeitlichen Brunnen tritt als Parallele zur Seite ein jüngst bei Herrnprotsch, Kreis Breslau, gefundener, aus welchem das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau zwei Gefäße vom Typus der Kugelamphoren besitzt.[2])

Die Festigung des Brunnenschachtes mit Ton, wie wir es bei Domslau fanden, kommt schon in dem Hallstattgehöft von Neuhäusel im Westerwald vor. Dort führte von der Tordurchfahrt ein gepflasterter Weg zu einer mit Ton ausgeschlagenen Zisterne an der Nordwand des Wohnraumes.[3])

Hallstattzeitliche Brunnen ohne Lehmschutz der Wände haben wir wahrscheinlich in den 19 Schächten vor uns, die sich in dem großen Ringwall über der „steilen Wand" bei Lossow südlich Frankfurt a. O. gefunden haben.[4]) Sie liegen an der tiefsten Stelle der Burg unregelmäßig in mehreren Reihen. Alle haben gleiche Form, das heißt runden Querschnitt mit 1·20 *m* oberer und gegen 0·80 *m* unterer Weite. Ihre Tiefe schwankt zwischen 5 und 6 *m*. Bei zweien waren Stufen in der Wand stehen gelassen, auf denen man bis zur Sohle hinuntersteigen kann. Die von ihnen durchsenkte Erdart ist oben gelber Lehm, unten graublauer Geschiebemergel, der einige Wasseradern enthält. Daher waren die meisten Löcher in ihrem unteren Teile sehr naß und ihr Scherben- und Knocheninhalt in dünnen Schlamm eingebettet. Da diese Brunnen in Lehm und Mergel, also ziemlich standfestes Material eingetieft waren, erübrigt sich ein besonderer Lehmschutz der Wände, welcher bei Sandboden nötig ist, um ein Zusammenbrechen des Schachtes zu verhüten. Der Kulturinhalt der Gruben bestand in Scherben Lausitzer Keramik; slawische Gefäßreste fehlten völlig. Dagegen fanden sich zahlreiche Tierknochen und menschliche Gebeine darin. So lagen in einer Grube vier Skelette. Diese Skelettfunde machen die Bestimmung der Gruben als Brunnen etwas unsicher. Man könnte aber an Opfer denken und sich dabei an die weiter oben erwähnten Menschenopfer in dem Brunnen von Uppsala erinnern.

In die La Tène-Periode gehört nach dem darin gefundenen Scherbenmaterial ein brunnenartiges, zylindrisches Loch, das sich auf der Siedelstätte Hohensalza[5]) in der ehemaligen Provinz Posen befand. Dieses Loch war 1·40 *m* tief, enthielt oben Humus, dann bis 0·75 *m* Tiefe große Stücke gelbroten Wandbewurfes und von da an bis zur Sohle eine grünlich-schmutzige, mit Erde vermischte Sandfüllung. Den Boden des Schachtes bedeckte Grundwasser. Da das Jahr der Ausgrabung 1911 besonders trocken war, ist für normale Niederschlagsverhältnisse ein höherer Wasserstand anzunehmen. Reste einer Sicherung der Wände wurden nicht beobachtet. Da nun ein solcher zylindrischer tiefer Schacht im Sandboden bald einstürzen und seine Benützung als Wasserstelle unmöglich werden würde, setzte der Ausgrabungsbericht als Halt eine heute vergangene Holzverschalung voraus.

Von urkundlichen Notizen über alte Brunnenbauten will ich nur erwähnen, daß Solon im Jahre 594 v. Chr. allein demjenigen Einwohner von Athen ein Mitbenützungsrecht am Brunnen seines Nachbarn zugesteht, der nachweislich auf seinem eigenen Grund und Boden 10 Klafter tief gegraben hat, ohne Wasser zu finden.[6])

[1]) Mannus, Bd. 2, S. 210—211.

[2]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, N. F., VII, 1916, S. 96.

[3]) Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das Römisch-germanische Zentralmuseum, Mainz, Nr. 2, Behn: Das Haus in vorrömischer Zeit, S. 23.

[4]) Zeitschr. für Ethnologie, 1919, IV—VI, S. 280.

[5]) Prähistorische Zeitschrift, 1914, 6. Band, Heft 1—2. S. 94.

[6]) Klinkowström, op. cit. S. 338.

Endlich enthält auch die heilige Schrift Hinweise auf das Graben von Brunnen. Im 1. Buch Moses, Kap. 26, Vers 17—19, läßt Isaak die Brunnen aus der Zeit seines Vaters Abraham wieder aufgraben. Weitere Belege bietet Buch Hiob, Kap. 28, Vers 9—10.

Es sei schließlich noch einiger Brunnen auf historischem Boden Erwähnung getan, welche mit den vorgeschichtlichen Anlagen von Domslau, Uppsala und Siedlemin ungefähr gleichaltrig sind. Ein ostgotischer Brunnen aus der Zeit Theoderichs des Großen ist uns in einer Mosaik von S. Apollinare Nuovo zu Ravenna erhalten.[1]) Wir haben ferner die Darstellung eines fränkischen Brunnens in der Wessobrunner Handschrift, eine solche von einem karolingischen[2]) und im Egbertkodex[3]) endlich die Abbildung eines sächsischen Brunnens. Reste eines sächsischen Brunnens sind sogar bis heute auf der Alten Burg bei Schieder erhalten.[4]) Im Innern der Befestigungen, und zwar in dem südöstlichen Winkel, liegt ein noch jetzt ziemlich hoch wasserhaltender Schacht, der ursprünglich wohl mit Steinen ausgesetzt war. Diese Wasserstelle hat eine gewisse historische Bedeutung, weil sie vielleicht einst Kaiser Karl dem Großen und seinem Hof gedient hat. Die fränkischen Annalen berichten nämlich vom Jahre 784, daß der Kaiser Karl das Weihnachtsfest gefeiert habe „an der Emme im Gau Huettagoe neben dem castrum Saxonum Skidroburg in der Villa Liudihi", jetzt Lügde, Kreis Höxter, Reg.-Bezirk Minden in Westfalen.

[1]) Stephan, Das älteste deutsche Wohnhaus, I, S. 200.
[2]) Essewein, Kulturhistorischer Bilderatlas, Tafel XVI, 8.
[3]) Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei.
[4]) v. Oppermann, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen, Blatt 53.

Ein altes Mustertüchlein aus Turfan (Zentralasien).

Von Dr. **Arthur Haberlandt,** Wien.

(Mit 8 Abbildungen im Texte.)

Unter den von der Expedition Grünwedel und A. v. Le Coq in Chinesisch-Turkestan geborgenen Textilfunden ist das interessanteste Stück wohl ein kleines Tüchlein, dessen vielseitige Bedeutsamkeit Gegenstand der folgenden Untersuchung sein soll. (Abb. 2.)

Es handelt sich um einen rechteckigen Stoffrest von 30:25 *cm* Seitenlänge. Eine Ecke desselben ist, der einfachen Leinwandbindung folgend, rechteckig weggerissen worden, doch ist das Stück, wie die Umkehr der Schußfäden am oberen und unteren Rande lehrt, in seiner ganzen Breite erhalten. Schwieriger zu beantworten ist die Frage der ursprünglichen Länge (links reicht das Original nur um ein weniges über den Bildrand hinaus), doch gibt uns die Musterung, auf die wir im einzelnen noch zurückkommen werden, auch dafür Anhaltspunkte. Gleichwie nämlich mit den Seitenkanten (oben und unten) kleine Musterstreifen parallel laufen, ist das entlang der rechten Kante auf dem Bilde der Fall; eine den Seitenkanten entsprechende Verwitterung der Fadenenden in der rechten unteren Ecke des Tüchleins scheint mir anzudeuten, daß hier sogar der ursprüngliche, d. h. bei der „Einlagerung" vorhandene Rand erkennbar ist. Für den linken Rand fehlt ein solcher Anhaltspunkt, doch läßt die gleich zu besprechende Verwendung des Tüchleins den Schluß zu, daß auch er in seiner heutigen Erhaltung die ursprüngliche Form andeutet. Seiner Struktur nach würden wir das Gewebe in Europa etwa als Kaliko oder groben Batist ansprechen. Ähnliche Stoffreste sind unter den spätantiken Funden erhalten. Das verwendete Material ist Baumwolle.

An diesem Stoffstück sind eine Anzahl Zierelemente erkennbar, die durchwegs in Seidenstickerei ausgeführt sind. An Farben findet sich Blau und wenig Rot vor; die weißen Stellen bezeichnen jene Muster, wo der Stickfaden ausgefallen ist.

Ich verweise ferner darauf, daß in dem Bandstreifenmuster rechts oben ein Wechsel von Rot zu Blau mitten im Muster vorkommt, und schließe daraus, daß in Entsprechung zu den europäischen Volksstickereien auch hier neben witterungsbeständigen, dem Verschießen unterliegende Farben in Anwendung gelangten, daß aber die ursprünglich durchgängig verwendete Farbe hier Rot gewesen sei. Mit einer einzigen Ausnahme (rechts unten) ist die verwendete Sticktechnik der einfache Parallel- bzw. Wirkstich, außerdem ist rechts oben ein durch bandförmiges Zusammendrängen der Kettenfäden mit der Nadel hergestellter doppelreihiger Lochsaum erkennbar.

Besehen wir diese Zierelemente näher, so gleicht kein Stück dem anderen, zum Teil sind es Füllmuster, zum Teil angefangene Borten und Bandmuster und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier mit einem Mustertüchlein zu tun haben, und zwar soweit mir wenigstens bekannt ist, dem frühesten in seiner Art. Das in einer Tempelanlage von Bäzäklik am Murtuq (Oase von Turfan) gefundene Stück dürfte vermutlich aus der Zeit der Tang-Dynastie 600—900 n. Ch. stammen;

v. Le Coq möchte es etwa in die Zeit um 850 versetzen. Aus Europa sind Mustertüchlein und Musterbücher erst aus dem 16. und 17. Jahrhundert bekannt geworden, so daß wir dem zentralasiatischen Stück einen weiten Vorsprung vor dieser Zeit zubilligen müssen.[1]) Der Zweck dieser Tüchlein ist allüberall derselbe und hängt innig mit der Erzeugnisart der Textilien und im besonderen der weiblichen Handarbeiten zusammen. Sie hatten in der Regel den zeitgenössischen Stickmustervorrat für die Zwecke der sie selbst anfertigenden Hausfrau bereit, waren gleichsam ihre Meisterprobe. Schon die Kinder werden dazu angeleitet, solche Tüchlein herzustellen, die leicht ein Kopieren und Nacharbeiten von Haus zu Haus gestatten, so daß auf diesem Wege rasche und weite Verbreitung modischer Muster stattfindet. Nirgends in Europa sind volkstümliche Erzeugnisse dieser Art bekannt geworden; es handelt sich einerseits um Vorlagen für Handwerker, anderseits um bürgerliche, das heißt städtische Arbeiten, die hier oft bis ins 19. Jahrhundert fortgeführt wurden.

Auch in Osteuropa mit seinem ungeheuren Schatz an Textilarbeiten lehrt die Erfahrung, die neuerdings besonders in den Interniertenlagern mit Flüchtlingen aus der Ukraine und den Karpathenländern hundertfältig überprüft werden konnte, daß nirgends das Volk selbst solche Stickmustervorlagen benötigt, weil jedes Mädchen in diesen Dingen sozusagen aufwächst und die Muster frei ohne Vorlage entwirft. Bemerkenswert ist, daß die ruthenischen und rumänischen Weiber und Mädchen aus den Karpathen, die man ganz selbständig arbeiten ließ, unbekümmert um das Format der zugewiesenen Leinenstücke und den Zweck der Übung in der Regel Musterteile anfertigten, die beiderseits scharf abgepaßt waren, wie mit der Schere zugeschnitten, und zwar genau in der Breite, wie sie als Achsel- oder Ärmeleinsätze benötigt werden. Wir werden darauf noch zurückkommen.[2]) Immerhin haben gedruckte Modelbücher auch in der Volkskunst Mitteleuropas seit dem 16. Jahrhundert Heimatrecht erworben; dem volkstümlichen Weberhandwerk entstammt ein Tüchlein mit Webe- und Wirkmustern im Museum für Volkskunde in Wien,[3]) das zum Teil ganz ähnliche, nämlich „technische" Muster bringt wie der zentralasiatische Fund. Dieser selbst dürfte aber nach dem Vorhergesagten kaum als volkstümliche Arbeit angesehen werden können, sondern städtische bzw. „Damenkunst" verkörpern, entsprechend den Leistungen der byzantinischen Gynecäen und türkischen Harems, in denen eine solche Weitergabe modischer Muster von Stadt zu Stadt sehr wohl denkbar erscheint.[4]) Die Muster, die manchen als Wirkarbeit erscheinen könnten, sind, wie erwähnt, mit der Sticknadel eingearbeitet, indessen sind sie ihrem Typus nach mit wenigen Ausnahmen tatsächlich typische geometrische Wirkmuster, freilich nicht alle technisch möglichen Varianten, sondern eine spezifische Auswahl, über die wir uns zunächst Klarheit verschaffen wollen, wobei für die Orientierung sowohl die Skizze 2a wie auch die Vergrößerungen Abb. 1 herausgezogen werden mögen. Nr. 5 des Tüchleins zeigt eine Mittelraute, deren zinkenförmige Außenumrandung zu herzförmigen Teilen ausgebildet worden ist, Dinge, die ähnlich in der zentralasiatischen Teppichmusterung wie auch an alten osteuropäischen Stickereien begegnen.[5]) Wir werden darauf noch zurückkommen.

[1]) Dr. H. Stegmann: Katalog der Gewebesammlung des Germ. National-Museums, II. Teil. Nürnberg 1901. S. 38 ff. u. Nr. 2641—2685.

[2]) Stickmusterproben aus Klein-Rußland des Museums für Volkskunde in Wien.

[3]) Inv.-Nr. 33614 im Museum für Volkskunde in Wien.

[4]) A. Haberlandt: Volkskunst der Balkanländer. Wien 1918. S. 51 ff.

[5]) M. Haberlandt: Österreichische Volkskunst. Wien 1911. Text-Band S. 48 und Abb. 13 und 14.

Wir sehen ferner einfache und kompliziertere Rautenbänder (Nr. 1, 11, 12), (2, 13). Nr. 1 könnte man auch als Rautenband mit eingepaßten Doppelkreuzen bezeichnen.

Nr. 16 ist ein gleichfalls Zinkenbildungen usw. zeigendes Randmuster. Wesentlich komplizierter als dieses Band ist ein „Mäandergeflechtmuster" Nr. 3 gebaut. Die Vergrößerung (vgl. Abb. 1) zeigt, daß die Verflechtung der Bänder nicht ganz folgerichtig und rein durchgeführt ist. Es liegt dies offenbar an der angewendeten Technik. Beim Wirken wird die Fadenführung rein mechanisch besorgt, dagegen ist für die stickende Hand die exakte Einhaltung der Zeichnung in so kleinem Maßstabe viel schwerer. Die dabei entstehenden Unregelmäßigkeiten sind auch an dem schiefen Ausladen der Zinken bei den Rhombenmustern 6, 7 zu beobachten.

Die Muster 8 und 11 wollen wir als Stäbchenraute, 6 und 7 Zinkenrauten, 4, 10 und 14 als Mattengeflechtviereck bezeichnen.

Es handelt sich somit um Proben fortlaufender Bandmuster wie auch um Füllmuster von formal gleichem Charakter. Über den technischen Ursprung dieser Dinge kann kein Zweifel bestehen,[1]) ebenso klar ist dem vergleichenden Ethnologen aber auch, daß hier ein Ausschnitt aus irgendeinem historischen Ornamentkreise gegeben sein muß, und es gilt klarzustellen, wo hier eine Anknüpfung möglich ist.

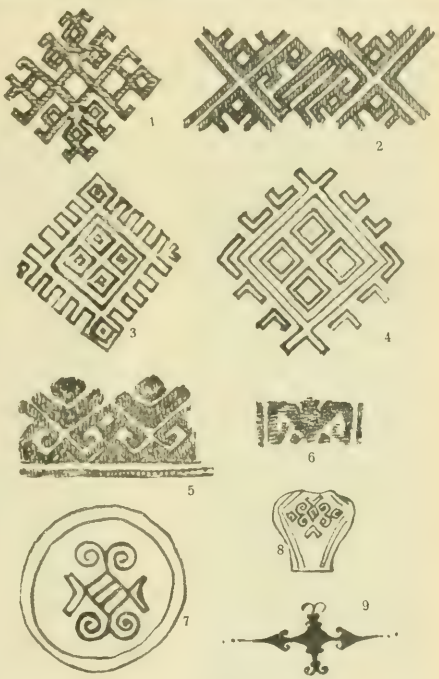


Abb. 1. 1—6 Vergrößerungen der Muster 6 (auch 7), 3, 10, 14, 16, 17 aus Abb. 2. 1 Mäanderraute. 2 Geflechtband. 3—4 Geflechtvierecke. 5 Randmuster. 6 Paarige Wedel. 7—8 Gefäßteil und Henkelstück, weiß inkrustiert, Pannonische Keramik. Werschetz, Ungarn. (Nach M. Hoernes.) 9 Gefäßmalerei mit Schnörkelmotiv, La-Tène-zeitlich. (Nach J. Déchelette.)

Eine kleine Gruppe eines zarten Streumusters zeigt Bildungen, wie sie in mancherlei Abwandlungen der volkstümlichen Weberei und Wirkerei namentlich in Rußland recht geläufig sind, ohne daß man auf den ersten Blick haarscharfe Entsprechungen nachweisen könnte. Mehr in seiner Eigenart hervorzuheben ist das nach außen hin weich geschwungene Rautenmuster Nr. 5.

Solche Abweichungen von den harten geometrischen Grundformen stellen sich überall dort ein, wo die gerundeten Formen pflanzlichen Charakters der Mittelmeerkunst auf geometrische Kunstformen des Nordens stoßen. Belege solcher Geometrisierung scheinen mir schon in der Bronzezeit vorzuliegen, sie begegnen später immer

[1]) A. Riegl: Altorientalische Teppiche. S. später. — M. Schmidt: Abteilung südamerikanischer Geflechtmuster aus der Technik des Flechtens. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1904. S. 490 ff. — Derselbe: Über altperuanische Ornamentik. Arch. f. Anthr., 1909.

häufiger und bilden einen gewohnheitsmäßig verwendeten Musterschatz namentlich der osteuropäischen Volkskunst vorwiegend seit der Zeit der Spätantike (Abb. 1; 7—9).

Eine besondere Bewandtnis hat es ferner anscheinend noch mit den beiden Mustern links unten (Abb. 2; 17, 18), in Webart aus dem farbig gehaltenen Grund ausgespart. Es ist ganz interessant, wie in diesem Falle die allerdings recht einfache und bescheidene Mustergebung dem Stile damals wohl modischen Kunstübung in Westasien entspricht. Nr. 17 (vgl. Abb. 1; 6) läßt wohl ein paar Palmwedel erkennen, in derselben volkstümlich einfachen Art der Zeichnung, wie sie — jedoch mit nach innen gekehrter Krümmung — auf arabischen Grabsteinen in Ägypten im 9. bis 11. Jahrhundert auftreten. Dieser Musterkreis ist aber, wie J. Strzygowski gezeigt hat, ein ungeheuer weit gedehnter und diese Vergleichung ist daher nur als eine ganz beispielsweise aufzufassen.[1]) Erfreulich ist dabei nur, daß die von Le Coq aus ganz anderen Gesichtspunkten aufgestellte Datierung des Tüchleins so gut zu der Verbreitung dieses Musterkreises in Vorderasien paßt.

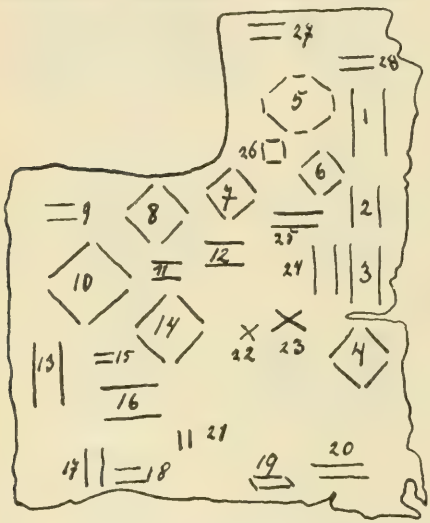


Abb. 2a. Erläuterungen zum Mustertuch Abb. 2. 1 Rautenband mit Doppelkreuzen. 2 Zweisträhniges Geflechtband. 3 „Mäandergeflecht" band. 4 u. 10 „Mattengeflecht" viereck. 5 Füllmuster. 6—7 Geflechtrauten. 8 Stäbchenraute. 9 Kleines Rautengitter. 11 „Rauten" band (etwas abgewandelt) 12 Rautenband. 13 Zweisträhniges Geflechtband (?) 14 Mattengeflechtviereck. 15 (?) 16 Randmuster mit Zinkenteilen. 17 Paarige Wedel. 18 (?) 19 Schiefes Flechtband. 20 Zweifarbiges Rautenband mit schiefen Stichen (nach Art der Zettelweberei). 21 Kleine Schnörkelraute. 22 23 Kreuzfüllmuster. 24 Parallelstreifenmuster. 25 Gereihte Füllkreuze. 26 Füllgrund mit Hakenquadraten. 27. Kreuzband. 28. Durchbruch.

Über den Lochsaum Nr. 25 läßt sich kulturgeschichtlich vorläufig kaum Besonderes sagen.

Wie steht es aber nun mit den technisch-geometrischen Mustern? Sind sie, als örtlich entstanden, etwa als das Ergebnis einer originalen, im Lande befindlichen Wirktechnik aufzufassen?

Sicherlich lassen sie sich nicht in den Kreis der Kunstformen der Spätantike hellenistischer Bildung eingliedern, die an den Funden in Turfan ja so häufig erkennbar sind. All die feineren Gewebereste und Architekturteile u. dgl. zeigen etwa Palmettenmotive, Traubenranken hellenistischer Bildung, ähnlich auch die Druckmodel und nur eine Reihe einfacher Holzstempel volkstümlicher Art weist so wie heute noch in Chinesisch-Turkestan und Tibet ähnliche geometrische Bildungen, den dreieckigen Mäander und ähnliches, auf. An der Eingelebtheit dieser Muster kann kein Zweifel bestehen; wir haben nunmehr aber erst ihren geographischen Umkreis in Vergangenheit und Gegenwart abzustecken und auch die Frage der Übertragung solcher Muster in die Sticktechnik an so feinen Stoffen zu erörtern.

Da ist es nun eine kulturgeschichtlich gewiß bedeutungsvolle Tatsache, an diesem Mustertüchlein im wesentlichen eine in Stickarbeit durchgeführte Mustergruppe beisammen zu sehen, die haarklein nach Technik und Zeichnung ihre Entsprechungen

[1]) J. Strzygowski: Altai-Iran und Völkerwanderung. Wien 1919. S. 29 ff., 83 ff., Abb. 31, 32, 34.

in den gegenwärtigen Hemdstickereien der Mordwinen in Rußland besitzt. Man vergleiche hiefür die ungemein umfassenden Zusammenstellungen, die A. O. Heikel davon gibt.[1])

Der Reichtum der Farben bei den Mordwinen ist ein größerer, Rot überwiegt auch hier, die Technik ist hier wie dort der einfache Parallelstich. Sowohl Band- wie Füllmuster dienen, zu verschiedenen Gruppen vereint, vor allem den Weiber-

Abb. 2. Mustertüchlein aus der Oase von Turfan. Tempelanlage Bäzäklik am Murtuq. Baumwolle mit Wirkstickerei in roten und meist blauen Seiden. 30×25. Vermutlich Tangdynastie (zirka 850 n. Chr.). Sammlung Le Coq, Mus. f. Völkerkunde, Berlin. (Siehe auch Abb. 2a.)

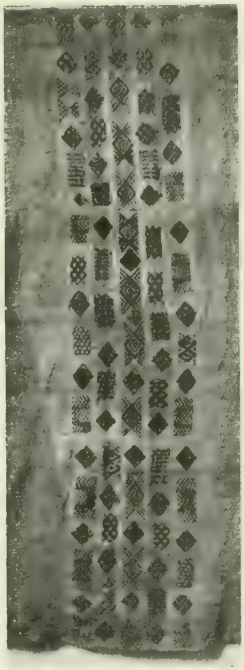


Abb. 3. Frauenrock (Kaktü) der Singpho, Hinterindien. Weißer Baumwollstoff mit hell- und dunkelroten sowie blauen Wirkmustern verziert. Modern. Höhe 90 cm. (Mus. f. Völkerkunde, Berlin.)

hemden an Hals, Brust, Ärmeln und Saum zur Auszier. Daneben kommen solche Muster aber auch an Arbeiten in groben Stoffen, namentlich den Gürtelbändern vor. Leider reichen die bei den Mordwinen möglichen Feststellungen kaum über das 18. Jahrhundert zurück, doch hat uns die vergleichende Volkskunde längst gelehrt, daß diese geometrische Musterschicht in der Kleiderzier die älteste uns bekannte überhaupt ist. In Osteuropa reicht sie, wie eine anderwärts gebotene Übersicht lehrt, sicher bis in vorgeschichtliche Zeit zurück. Ihre Anwendung fast in der heutigen Gestalt der

[1]) A. O. Heikel: Trachten und Muster der Mordwinen, Helsingfors 1899, und zwar für die Kreuzbandmuster usw. Taf. 35, 46, 51, Zinkenrauten Taf. 39, 40, Geflechtrauten, Mattenvierecke usw. Taf. 33, 54, Mäandergeflecht 53—57.

mazedonischen Hemdstickereien ist an Denkmälern allerdings erst durch die Zierformen etwa der Mosaiken von Ravenna festgelegt.[1])

Aus den mordwinischen Mustersammlungen geht aber noch eines hervor. Sie zeigen eine außerordentliche Variabilität der Formen in Einzelheiten, in jeder denkbaren Art. So ist das auf unserem Mustertüchlein Gebotene sicher auch nur eine Auswahl aus einem viel größeren Schatz gewesen, der unter der stickenden Hand wohl immer wieder von neuem innerhalb des gewohnten „Systems" entstand. Das heißt, wir können nicht damit rechnen, im gesamten Verbreitungsgebiete dieses Systems immer dieselbe Musterauswahl lebendig zu sehen und bewegen uns doch noch im gleichen Kunstkreise. Tatsächlich sind solche Stickmuster trotz einer heute schon ziemlich weitreichenden Kenntnis osteuropäischer Textilien nirgends so schlagend ähnlich bekannt geworden. Immerhin wertet die Wirkstickerei der Achselborten an karpathenländischen Frauenhemden, auch die Hemdstickerei der Südslawen im Adriagebiet eine ganz übereinstimmende Überlieferung aus. So zeigen beispielsweise die Brustlätze der Frauenhemden des Canaletales bei Ragusa als Zierelement typisch wieder die Zinkenraute und das Mattengeflechtviereck, aber in durchaus anderer Ausführung und in fortlaufender Reihung verwendet. Schon in der Umgebung dieser kleinen Enklave begegnen andere Muster. So läßt sich das Bandmuster Nr. 16 beispielsweise mit symmetrisch entgegengesetzter Fadenführung als typisches Muster an Brustlätzen in der Gegend von Knin (Norddalmatien) nachweisen.

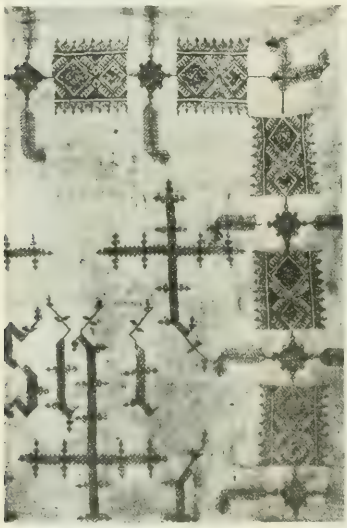


Abb. 4. Stickerei in roter Seide und Gold, auf Musselin, in Webstich ausgeführt. Italien, zirka 15. Jahrhundert. (Aus Textil-Sammlung Iklé, St. Gallen. Katalog 1908, Nr 112.)

Nun ist aber auch noch die Frage nach etwaigen östlichen Beziehungen des Mustertüchleins von Turfan klarzustellen. Ich muß gestehen, daß ich in der chinesischen Ornamentik, in deren Ursprüngen, gewiß die Geflechtornamentik ihren Platz hat, in den überlieferten historischen Stilen nichts gefunden habe, was mit den Mustern des Tüchleins die gleiche Verwandtschaft besitzt wie die europäische Textilornamentik.

Dagegen verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn von der südostasiatischen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde die Möglichkeit, einige Wirkarbeiten der Singpho und Schan abbilden zu können, deren Ähnlichkeit mit dem zentralasiatischen Mustertuch in mehr als einer Hinsicht eine auffällige ist.

Das gilt vor allem von einem Frauenkleid, „kaktü" (Koll. Ehlers) (Abb. 3), 90 : 40 *cm* messend, aus weißem Baumwollstoff mit hell- und dunkelroter sowie blauer Wirkstickarbeit. Das Muster besteht aus einzelnen streifigen Proben von Rauten- und Zickzackmustern sowie ineinandergeschobenen Rauten usw. Wer das Stück neben den Mustern des Turfantüchleins sieht, der kann sich wohl des Eindruckes nicht er-

[1]) A. Haberlandt: a. a. O. S. 42 ff.

wehren, daß hier bei den Singpho solche Musterproben als fertige Kunstformen aufgefaßt und so als Zierelement von den Frauen auf ihre Tücher übertragen wurden. Insgesamt machen diese Proben, abgesehen von den Mittelstreifen, vielleicht nicht den Eindruck besonderer Altartigkeit, doch lassen sie gewisse südostasiatische Eigenarten auf der anderen Seite nicht vermissen; die enge Führung der farbigen Streifchen in den Zickzackmustern der Außenzonen wie der Rautenmuster der Mittelstreifen sind für Hinterindien recht charakteristisch.

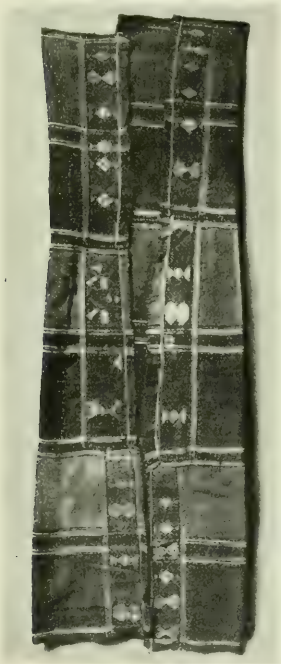


Abb. 5. Frauenrock (Pukan, Pukang) der Singpho. Aus drei horizontal liegenden Bahnen (rötlichen und blauen Baumwollstoffen) zusammengenäht, die Säume bunt durchwirkt. Zirka 32 × 90 cm. (Mus. f. Völkerkunde, Berlin.)

Abb. 6. Schmucktuch der Singpho. Baumwolle, mit buntem Wirksticheinschlag verziert. 17 × 130 cm. (Mus. f. Völkerkunde, Berlin.)

Was lehrt uns dieses Stück? Daß die hinterindischen Frauen über Wesen und Bedeutung solcher Musterproben vollkommen klar waren, daß sie vielleicht die Erfinderinnen solcher probeweiser Anbringung gewesen sind? Ich glaube, eher das Gegenteil annehmen zu sollen: daß sie darin gänzlich unerfahren waren, daß sie aber, das heißt vielleicht auch frühere Geschlechter, solche Dinge bei handwerksmäßigen Betrieben irgendwie und irgendwann gesehen haben und mit recht naivem Kunstgeschmack daraus eine Trachtenzier, eine eigenartige Kunstform, wenn man will, gemacht haben.

Ein sehr interessantes naives Gegenstück dazu bildet meines Erachtens eine in der bekannten Textilsammlung Iklé in St. Gallen (Schweiz) befindliche „italienische"

Stickerei des 15. Jahrhunderts, die in Gold und roter Seide ausgeführt ist. (Abb. 4.) Die Rahmenstickerei dieses den Namen Jesu tragenden Tüchleins wird aus aneinandergereihten und nur lose miteinander verbundenen Einsätzen bestritten, die beiderseits ganz unvermittelt gerade gerandet sind, als wären sie mit der Schere abgeschnitten. Die Mustergebung dieser Einsatzteile stimmt, wenn wir von der figuralen Ausgestaltung der Mittelraute absehen, durchaus mit Ärmelborten für mazedonische oder auch

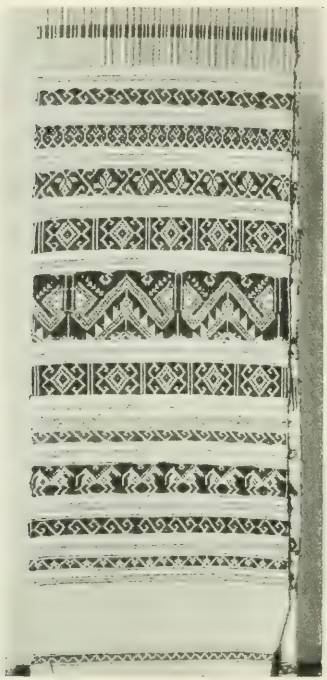


Abb. 7. Schmucktuch der Schan; Webearbeit mit rotbraunem, schwarzem und blauem Muster. Modern. 24 × 134 cm. (Mus. f. Völkerkunde, Berlin.)

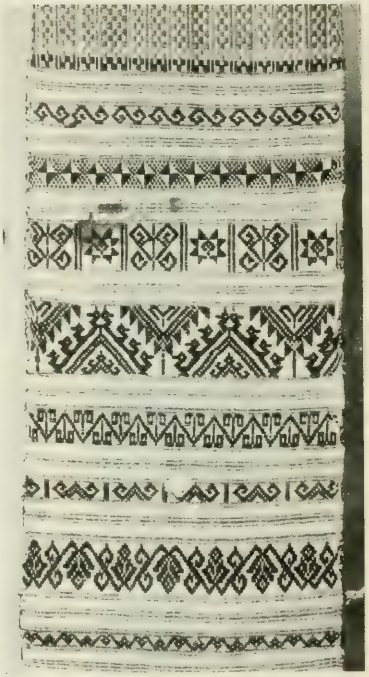


Abb. 8. Schmucktuch der Schan. Webearbeit mit vorwiegend braunrotem Muster. Modern. 25 × 135 cm. (Mus. f. Völkerkunde, Berlin.)

Achselborten für karpathenländische Frauenhemden überein. In Italien steht diese Mustergebung, wie jeder Kunsthistoriker weiß und auch die Volkskunst lehrt, durchaus vereinzelt da.[1])

Solche Dinge treten nur im Süden auf. Manchmal ist ihr Ursprung klar.

So tragen die Frauen der Basilicata Kopfputz und Hemden, deren Stickerei vollkommen mit den streng geometrisch stilisierten und abgepaßten Mustern der dalmatinischen Küstengebiete übereinstimmen.[2])

Der Zusammenhang ist hier durchaus klar. M. Rešetar hat die historisch statistischen Daten über die südslawischen Kolonien in Unteritalien zusammengestellt,

[1]) M. Haberlandt: a. a. O. Fig. 17.

[2]) Peasant art in Italy (Studio-Sondernummer 1913), Frauentrachten Nr. 212, 215 aus Pescocostanzo, Abruzzen.

die dartun, daß seit dem 14. Jahrhundert sich in Unteritalien eine Unzahl Balkanflüchtlinge angesiedelt haben, vor allem Südslawen, aber auch Albaner und Griechen,[1]) und statt bloß nur die Araber und Sarazenen für die blühenden Nadelkünste Unteritaliens verantwortlich zu machen, wird man annehmen müssen, daß die durch die Gynecäen und halb klösterlichen, halb profanen Stickschulen und Frauengemeinschaften Ostroms geübten Frauen der Südslawen usw. in Unteritalien einen guten Teil der dortigen künstlerischen Textilarbeit geleistet haben. Da mag nun genau so, wie dies bei den Stickereien der Rutheninnen jetzt im Weltkriege hundertfältig festzustellen war, auch manchmal eine solche naive Übertragung typisch eingelernter und nur geringfügig abgewandelter Motive auf Arbeiten vorgekommen sein, die eigentlich ganz andere ornamentale Forderungen in sich tragen. Es würde sich also im Osten wie im Westen um letzte Ausläufer eines großen Kunstkreises und bei dem Frauenhemd der Singpho und unserem Kelchtuch um eine Art Konvergenzerscheinung handeln.

In beiden Fällen haben wir jedenfalls auf eine gewisse Beliebtheit und Volkstümlichkeit dieser Wirkstickereien zu schließen, was sich übrigens auch aus einem anderen Stück des Berliner Museums, einem farbigen Frauenrock („Pukang") der Singpho (Abb. 5) ersehen läßt. Das Stück ist aus querlaufenden, im Grunde ziemlich dunkel rötlich und blau gefärbten Tuchbahnen zusammengenäht. Diese Bahnen sind ohnehin mit farbigen Streifen gemustert. Nicht genug an dem, hat man sie recht unorganisch an den Enden noch mit einem Broschierungsmuster versehen, das durch den Untergrund halb um seine Geltung gebracht wird.

Es ist die ungeschulte und unbedingte Lust an einer als besonders ziervoll angesehenen Technik, die aus dem spricht.

Wir haben uns nun zu entscheiden, an welchen Kunstkreis, den östlichen oder den westlichen, wir die Musterbildungen des Tüchleins von Turfan anzuschließen haben. Nach dem Vorstehenden kann darüber eigentlich kaum mehr ein Zweifel bestehen. Die Muster hängen aufs engste mit der in Osteuropa uralt volkstümlichen Textilarbeit zusammen; wir können hier sogar noch ihren technischen Entwicklungsgang bis zur Ausführung in feiner Wirkstickarbeit verfolgen. Schon A. Riegl hat dafür grundlegende Betrachtungen angestellt, ohne jedoch in die feinere Gliederung des Stoffes einzugehen. Es lassen sich hiefür etwa die folgenden Gesichtspunkte aufstellen.[2]) Die allereinfachsten Muster gleichlaufend mit völlig urtümlicher Technik zeigen die handgewirkten karpathenländischen Kilims, denen sich in gewissem Abstand die bosnischen und bulgarischen Wirkteppiche anreihen. Die Musterung wird durch regelmäßige Anordnung von Drei- und Viereckstufen und Abwandlungen des Rauten- und Schachbrettmusters bestritten, ganz ähnlich wie in der außereuropäischen primitiven Flechtornamentik. Anderen Charakter besitzen die durch Broschierung und Fadendurchzug im farbig gewebten Grund hergestellten Muster, namentlich auf Teppichen, Taschen und Schürzen in Südosteuropa und auch im Kaukasus. Wir begegnen hier typisch den Stäbchenrauten, dem Mattengeflechtviereck, auch Mäandergeflechtbändern. Noch reicher sind die aus bunter Schafwolle gewebten, im Grunde gemusterten Schürzen und Bänder gestaltet, wobei mehrfach gezinkte Rauten vielfache Mäandergeflechte u. dgl. überwiegen. Die eckige Stufung der Umrißlinien tritt hiebei zurück, vielmehr werden die Muster klar aus dem Grunde herausgehoben, manchmal auch im

[1]) M. Rešetar: Die serbokroatischen Kolonien Süditaliens. Akademie der Wissenschaften. Wien 1911. Schriften d. Balkankommission, IX, S. 22 ff. bis 50 ff.

[2]) A. Riegl II: Orientalische Teppiche. Leipzig 1891. S. 8 ff., 38 ff. — A. Haberlandt: a. a. O. S. 37 (m. Abb.), u. Taf. IX, 2, 3, 7 u. f. — M. Haberlandt: a. a. O. Taf. 28, 31—33, 35.

Umriß runder und weicher gezeichnet. Es ist wohl vor allem die fortschreitende Mechanisierung der Fachbildung, die solch freieres Ornamentspiel ermöglicht hat, das sich zunächst aber immer noch in der Vervielfältigung der Einzelzüge, der Rautenbildungen, der Ausgestaltung der Mäanderbänder usw., nicht in Neuerfindung ergeht. Namentlich die Bandweberei im kleinen mit dem Webegatter oder Bandwebstuhl, neigt zu solch reicherer Gestaltung der Grundmotive, wie dies in ganz Nordost- und Südosteuropa an Hut-, Gürtel- und anderen Bändern beobachtet werden kann.[1]) Wie an anderem Orte gezeigt, wurden solche Bänder als Bestandteil der Tracht auf leinenen Kleidungsstücken erst lose hängend getragen, wie das heute noch im Pamirgebiete nach mündlicher Mitteilung von Prof. Ficker der Brauch ist, dann auch in der Wirkstickerei an ihnen nachgeahmt. Auch der antike Limus (flächiger Einsatz) und Clavus (hängender Streifen) läßt diesen Ursprung deutlich erkennen. So zeigt ein in Wien im „Österreichischen Museum für Kunst und Industrie" befindliches spätantikes Hemd einen solchen eingewirkten Streifen, an dem sogar das quastenförmige Ende in der Wirkstickerei nachgeahmt wurde und noch heute fehlt, wie erwähnt, an keinem karpathenländischen Weiberhemd ein besonders eingefügter Achselfleck, der die alte geometrische Wirkmusterung aufweist. Diesen Übergang von der Broschierung in groben Stoffen zur feinen Wirkstickerei auf weißem Grunde, können wir in seiner zeitlichen Tiefe vorläufig nicht über die spätantiken Funde zurückverfolgen, doch dürfte sie wohl gleichlaufend mit der Ausgestaltung der Leinen- und Baumwolltracht kaum erst in der Antike, sondern wohl schon früher im Umkreise des alten Orients erfolgt sein. Ihr Musterschatz ist ein ungeheuer zählebiger, wie die Übereinstimmung von Musterstreifen auf baumwollenen Kopftüchern in Südost- und Osteuropa mit den koptischen Funden des Altertums beweist.[2])

Vom Grenzgebiete zwischen Asien und Europa aus, wo diese Formen bis auf den heutigen Tag herrschen, dürften sie sich, getragen von den Kulturströmen der Spätantike, nach Zentralasien verbreitet haben. Welches ist nun aber die Stellung dieser Kunstübung vermutungsweise gegenüber dem Osten gewesen?

Es darf gewiß nicht übersehen werden, daß es auch in Hinterindien Wirkarbeiten gibt, welche solche Musterbildungen sozusagen quellenmäßig begründen. Bild 6 zeigt eine Schärpe — wir würden in Europa ein Hand- oder Schmucktuch sagen —, das in der streifigen Anlage und der zeichnerischen Durchführung der Muster durchaus auch in Europa entstanden sein könnte.

Dies steht nicht vereinzelt da. Aus Schermanns Forschungen und dem Bestande der Museen an hinterindischen Textilien wissen wir, daß es sich um einen großen Kreis von Arbeiten, Frauenröcken, Schürzen, Tragtaschen usw. speziell der Katschin handelt, im wesentlichen um denselben wie in Osteuropa.

Zwar müssen die formalen Übereinstimmungen der Muster gewiß vielfach als von der Technik begünstigt angesehen werden, allein die individuellen Züge, die streifenförmige Anbringung auf genau gleichgebauten Objekten, wie Handtüchern, Tragtaschen, Schürzen der östlichen Katschin, die durchaus nicht in allen nachbarlichen Kulturgebieten dieser Länder — weder in Vorderindien noch in Ostasien — vorkommen, lassen hier den Schluß auch auf besondere kulturgeschichtliche Beziehungen zu.

So sind die erwähnten Tragtaschen der Katschin aus zwei Stoffstücken hergestellt, an deren Seitenkanten das Tragband in der Art angesetzt ist, daß es, in die

[1]) M. Collin: Gammalskanska Band, Zeitschrift „Fataburen", Stockholm 1915. S. 219f. — E. Thorman: Väfnad och Bandväfnad i Leksand. „Fataburen" 1914, S. 117 ff.

[2]) Hampe: a. a. O. S. 12.

Hälfte geklappt, die Seitenkanten bis zum unteren Rande umfaßt, genau so wie in den Karpathenländern. Die Burschen tragen daran oft ganze Bündel von besonders reich und feingewebten fransenbesetzten Schärpen, Liebeszeichen von zarter Hand, genau so wie die Geschenktüchlein Osteuropas. Die Katschinfrauen tragen ferner Schürzen, ein in Südostasien sonst kaum anzutreffendes Trachtenstück; die Wirkstickereien werden an den Hemden als Schulterborten angebracht, man verziert die Frauenröcke mit rotem Flanell, Litzen u. dgl., alles Dinge, die in den Karpathenländern und Südosteuropa typisch sich vorfinden. Schon L. Schermann[1]) ist ferner die Übereinstimmung der Namengebung mancher Muster („Froschbeine") hier im Osten und bei den Finnen aufgefallen, worauf ich zunächst kein besonderes Gewicht legen möchte. Gegenüber der Annahme Schermanns, daß die Katschin diese Muster von ihren Nachbarn, den Schan, entlehnt hätten, wo sie, allerdings nur eingestreut, in einem vorwiegend pflanzlichen Dekor gleichfalls vorkommen, möchte ich allerdings glauben, daß wir eher daran zu denken haben, daß diese Arbeiten und Muster der Katschin einen alten geschlossenen Besitzstand darstellen, den sie aus ihrer Stammesheimat im östlichen Tibet und westlichen Ssetschuan (nach O. Hanson) mitbrachten, womit die Beziehung zu Osteuropa, dem Kaukasus und Russisch-Turkestan viel eher erklärbar erscheint. Läßt sich doch auf dem Gebiete des alten Volksbrauches eine überraschende Fülle von Übereinstimmungen zwischen Europa und Tibet nachweisen. Der erwähnte geometrische Musterschatz hat sich, wie aus der Darstellung Schermanns hervorgeht, vor allem in jenen Gebieten erhalten, in denen der horizontale, nur durch Greifen bediente Webstuhl gebraucht wird, wogegen im Bereiche des Trittwebstuhles meist glatte oder wieder ganz reich gemusterte Stoffe hergestellt werden, ein schlagender Beweis für den Zusammenhang der Mustergruppe mit einer bestimmten Stufe der Technik. Zu ihrer Herstellung wird, wie Schermann schreibt, jeder Kettenfaden mit der linken Hand gehoben und mit den Fingern der rechten der ganz kurzfarbige Faden durchgezogen, d. h. es herrscht eine ganz ähnliche Art der Wirktechnik wie in Osteuropa, nur daß man hier den Faden bereits mit einer Nadel einführt. Jedenfalls haben diese Sachen und Muster eine lange, vermutlich gemeinsame Geschichte hinter sich. Auf wieviel und wie verschiedenerlei Dinge sich die Übereinstimmung zwischen Ost und West erstreckt, zeigen recht gut auch ein paar andere gemusterte Webtücher der Schan, die in Abb. 7—8 gegeben sind. Wir finden hier Elemente der verschiedensten Art beisammen; auf Abb. 7 neben Spiralen und Schnörkelrauten auch pflanzliche Rankenmuster, das Pferd — eine nach Tibet hinweisende Darstellung, wo solche Pferdebilder auch besondere apotropäische Bedeutung besitzen — und bei Abb. 8 als breite Mittelstreifen besonders hervorgehobene Ziermuster, von denen ein Teil durch den Besatz der Halbrauten mit Vogelköpfen auffällt.

Darin hat das Muster starke Ähnlichkeit mit dem in Osteuropa fortlebenden Motiv der Vogelkopfendigungen an Schmuckstücken ähnlich wie in der Hallstattzeit, vor allem aber ist solcher Vogelkopfbesatz typisch an Stickereien (Gesichtsschleiern) des Pamirgebietes zu finden. Die Längsstreifung und Schachbrettmusterung des Grundes gegen die Mitte der Tücher hat seine Entsprechung schließlich völlig in den farbigen Leinenwebereien Schwedens. Insgesamt ist der Charakter dieser Tücher durchaus ähnlich dem der abendländischen Handtücher. Anbetracht der vielfältigen Übereinstimmungen, besonders mit nord- und osteuropäischen Stücken, ist aber wohl kaum an eine Übertragung durch den Islam im Seeverkehr zu denken, sondern auch die

[1]) L. Schermann: Webmuster der birmanischen Kachin, ihre Namen und ihre Stilgrundlagen. — E. Kuhn-Festschrift, Leipzig 1916.

Schan werden diesen Besitz dem stets lebendig gebliebenen Kulturaustausch über Zentralasien hinweg verdanken.

In gewissem Sinne können wir uns bei der Umschreibung dieser Muster auch auf die Musterung der zentralasiatischen Knüpfteppiche stützen, deren Zugehörigkeit zu diesem Kreise ja schon längst erkannt ist. Schon früh wurde durch A. Riegl darauf hingewiesen, daß die Knüpfarbeit das Ergebnis einer längeren Entwicklung ist.[1]) Merkwürdigerweise spricht A. Riegl dabei immer nur vom Einknüpfen einzelner Fadenbüschel, während tatsächlich das Vließ viel häufiger durch Noppung, d. h. durch Einwirken längerer, zu herabhängenden Schleifen gelegter Fäden hergestellt wird, die nachträglich aufgeschnitten werden. Das läßt nun deutlich eine Herleitung aus Wirkarbeit zu. Das Alter der Vließarbeit dürfte, nach vorgeschichtlichen Funden zu urteilen, ein sehr hohes sein, ihr Ursprung der Wunsch, ein tierisches Vließ nachzuahmen, vielleicht der Wolle spendenden Ziegenvließe oder Schafpelze, wie Riegl meint (vgl. Anmerkung 2, S. 77), selber. Wir können dies heute auch schon durch Funde belegen. Schon in den seit 1854 von F. Keller herausgegebenen Pfahlbauberichten findet sich unter den aus Flachs gefertigten Textilien ein locker geflochtener Stoff aus den Pfahlbauten von Robenhausen und Wangen angeführt, in den „auf der einen Seite Stränge von rohem Flachs in regelmäßigen Reihen eingeflochten" waren, „die nachher aufgeschnitten wurden und so einen künstlichen Pelz darstellten". (Bericht IV mit Tafel IV, Nr. 9.) Auch sonst wurden Geflechte aus Baststreifen mit Strängen aus rohem Flachs zusammengesetzt gefunden (vgl. Bericht III, Tafel VI, 18, 19). Mag diesen steinzeitlichen Funden zunächst auch nur engere Bedeutung zukommen, so weisen sie uns doch deutlich auf den Ursprung der vließartig geknüpften Stoffe hin. Unter den bronzezeitlichen Eichensargfunden Norddeutschlands, jetzt im Nationalmuseum in Kopenhagen, befinden sich Mützen von krimmerartiger Beschaffenheit; die ganze Außenseite des aus zwei Stofflagen bestehenden Körpers war mit feinen Fäden, die mit einem oder zwei Knoten am Ende abschlossen, dicht bekleidet.

Ein Gegenstück hat dieser Kopfschutz in den in Tirol bis in die Gegenwart getragenen „Fozzlhauben", die auch Goethe gelegentlich seiner italienischen Reise in der Gegend des Brenner auffielen. Hier ist der Körper der Haube gestrickt. Es besteht gleichfalls aus zwei Lagen, wobei in die innere beim Stricken mit nach innen stehenden, die äußere mit feinfädigeren nach außen stehenden, dichten, vließartigen Noppenreihen versehen wird und so einen pelzartigen Charakter bekommt. Zur bronzezeitlichen Männertracht lieferten die erwähnten Eichensargfunde ferner einen Mantel, der auf der Außenseite eine rauhe Bekleidung mit herabhängenden Fäden besaß, so daß er an ein haariges Tierfell erinnert.

Genau dieselbe Bekleidung weisen die im westlichen Adriagebiet, Montenegro usw., noch heute getragenen Kapuzenmäntel der Hirten aus grober, brauner Ziegenwolle auf. Bei einem im Museum für Volkskunde in Wien befindlichen Stück besteht das „Vließ" aus den losen Enden kurzer als Schuß eingewebter Fäden. Aus diesen sicher uralten Techniken mag die Anregung zu gleichartigem Einwirken auch verschiedenfarbiger Fäden bei teppichgemäßer Verwendung solcher Decken hervorgewachsen sein.[2]) Die an der Wirkarbeit erlernten Muster wurden dabei naturgemäß

[1]) A. Riegl I.: Katalog der Ausstellung orientalischer Teppiche. Wien 1891. S. 77, 92, 100, 152, 188 ff. (Technische Erläuterungen von Costamavica.) S. 24 ff.

[2]) Riegl II, S. 39. — R. Berliner: Probleme der orientalischen Teppichgeschichte. Kunst und Kunsthandwerk. Wien 1921. S. 16. — Th. Hampe: Katalog d. Gewebesammlung d. Germ. Nat.-Museums I. Nürnberg 1896. S. 30. Nationalmuseum Kopenhagen, Führer: Vorgeschichtliche Zeit Nr. III—120. Neuzeitliches Material im Museum für Volkskunde in Wien.

zunächst beibehalten. Wo diese Überleitung in die Teppicherzeugung ihren Ursprung nahm, ist heute noch eine durchaus offene Frage, doch lassen die oben angeführten vorgeschichtlichen Funde im Zusammenhalt mit der Tatsache, daß es in Schweden durchaus volkstümliche Knüpfteppiche gibt, die sich bis ins 17. Jahrhundert zurück verfolgen lassen, vermuten, daß der geographische Raum ursprünglich ein größerer war als bloß Zentralasien. Für die Herkunft der Muster aber, ob in der Teppichknüpferei, ob in Sticktechnik, kommt unter allen Umständen nur die Wirktechnik und Broschierarbeit in Frage.

Man könnte, streng objektiv genommen, natürlich auch auf einen letzten Standpunkt sich stellen und die von uns verfolgten Muster als „Erfindungen" nach irgend einem Naturvorbild betrachten, mindestens ihren Ursprung in einem anderen Material annehmen. Am nächsten läge die Mattenflechterei. Namentlich Muster wie das Mattengeflechtviereck Nr. 3 (Abb. 1), das ums Haar einem angefangenen Mattenstück mit vorstehenden Enden der Flechtstreifen gleicht, legen solche Gedanken nahe. Es haben sich solche Mattenvorbilder im geographischen Bereiche der hier betrachteten Wirkarbeiten meines Wissens aber bisher nicht gefunden; anbetracht des regen Interesses, dessen sich die orientalische Teppichornamentik seit jeher auch von seiten der Spezialisten erfreut hat, wäre man an solchen Vorbildern denn doch nicht gänzlich achtlos vorübergegangen. Im großen und ganzen scheinen die Flechtarbeiten eben mehr in südlichen Breiten zu gedeihen, wogegen die Wirkmusterung der aus tierischer Wolle hergestellten Textilien, nach den vorgeschichtlichen und geschichtlichen Ornamentkreisen zu urteilen, ihren Schwerpunkt stets in Norden gehabt hat. Vorläufig liegt nur ein einziger Beleg für geometrische Flechtarbeit in diesem Bereiche vor in Form eines Musterbüchleins eines Mönches im Kloster Altomünster (halbwegs Fehring und Augsburg) zur Anfertigung von Fächern liturgischen Gebrauches (fiabella) aus dem Jahre 1531. Die Muster gehen im angeführten Falle sämtlich vom sogenannten Geflechtviereck aus, ohne jedoch auch nur zu den Durchbildungen des Mäandermotivs fortgeschritten zu sein. Bei diesen Fächern handelt es sich offensichtlich um einen dem Ursprungslande des Mönchstums angehörigen, im Norden aber ganz vereinzelt dastehenden Typus. R. Berliner führt bei Besprechung des Buches an, daß die Anfertigung von Flechtarbeiten vielfach als Beschäftigung frommer Einsiedler erwähnt wird und ich glaube, daß sie diese Übung wohl zusamt ihrem Gehaben vom Orient her überliefert erhielten.[1])

Die südostasiatischen Mattengeflechte, Schachteln usw. hinwiederum halten sich von den einfachsten technischen Ornamenten, wie sie M. Schmidt a. a. O. beispielsweise an den Arbeiten südamerikanischer Indianer aufgezeigt hat, schon ziemlich weit entfernt; in der Regel wenden sie ziemlich fortgeschrittene Muster oft mit weichen Konturen an, wobei sich nun tatsächlich vielfache Beziehungen mit den asiatischen Teppich- und Wirkmustern ergeben. Im ganzen überwiegen dabei aber Formen, die nicht auf technische Ursprünge zurückgeführt werden können (Schnörkelkreuze u. dgl.), wogegen die technischen Muster spezifische Unterschiede aufweisen (rechtwinkelige Mäanderbildungen statt der schiefliegenden u. dgl. m.). Dies im Zusammenhalt damit, daß die Übereinstimmungen immer seltener werden, je weiter wir uns von der nachweisbaren Einflußsphäre der festländischen Kulturen entfernen, läßt meines Erachtens keinen Zweifel darüber bestehen, wer hier der gebende Teil war.

[1]) R. Berliner: Ein handschriftliches Modelbuch von 1531, Kunst und Kunsthandwerk. Wien 1920. S. 53 ff.

Zusammenfassend läßt sich etwa das Folgende sagen. Das Mustertüchlein von Turfan stellt das weitaus früheste Stück seiner Art, wohl die älteste bekannte Stickvorlage kunstgewerblicher Art bisher überhaupt dar. Feinheit des Gewebes wie der Muster selbst deuten darauf hin, daß es sich um eine „Damenarbeit" handelt, wie sie in Vorderasien schon seit sehr alter, mindestens oströmischer Kulturblüte gebraucht wurden. Das Volk trägt demgegenüber seine Muster oder mindestens das System derselben auswendig im Kopf. In der erinnerungsmäßigen Wiederholung gesehener Proben kommen oft gewisse naive Fehlgriffe in der Anwendung für die Ausstattung kunstgewerblicher Leistungen wie in Süditalien oder in primitiven Völkerkreisen wie bei den Singpho in Hinterindien vor.

Eine besondere Gruppe der Musterproben, die Geflechtmuster, sind heute in ganz übereinstimmender Art, wie dies für die Zeit des Mustertüchleins angenommen werden muß, in der Trachtenzier (Hemdstickerei der Mordwinen) in Verwendung; in mehr abgewandelter Art tauchen sie aber in der Wirkstickerei Osteuropas immer wieder auf. Letzten Endes stammen sie alle aus der sehr alten Wirk- und Broschiertechnik sowie der Bandweberei. Ihr Übergang auf die Arbeiten in feineren Stoffen ist gleichsinnig mit der Ausgestaltung der Kleidertrachten in den großen Kulturräumen des östlichen Mittelmeeres schon im Altertum zu denken. Spätestens mit dem Ausgang der Antike hat hier schon dieselbe volkstümliche Wirkstickerei bestanden, wie sie in den Wirk- und Schmucktüchern Südosteuropas fortlebt. Ich schließe dies besonders auch aus der Ausbesserung eines figural verzierten Gewandstückes im Kaiser Friedrichs-Museum in Berlin mit einem offenbar gerade bei der Hand befindlichen gewöhnlichen Tuchrest, der mit geometrischer Durchzugs- bzw. Wirkarbeit versehen ist, wie sie in fast Zug um Zug nachzuweisender Übereinstimmung an gleichen Tüchern in Kroatien oder Albanien heute begegnet.

Mit der Erweiterung der Einflußsphäre der Kultur des östlichen Mittelmeeres gegen Zentralasien hin dürften die Frauentechniken, denen das Tüchlein zugehört, dorthin verpflanzt worden sein, dabei hat man aus einem hier sehr alten Musterschatz den größten Teil der Stickproben, vor allem die geometrischen Muster geschöpft. Es ist das nur als ein kleines Zwischenspiel in dem zwischen Ost und West bestehenden Kulturverkehr zu betrachten. Die auffällige Übereinstimmung gewisser Textilarbeiten in Ost und West, Tragtaschen, Hemden, Schürzen usw., macht es wahrscheinlich — im Zusammenhalt mit der Musterung der Nomadenteppiche —, daß hier tatsächlich eine vielfältige, recht alte Bewegung vorliegt, über der später noch eine Unzahl gleichartiger Beziehungen neben selbständigen Entwicklungen aufgewachsen sind, die wir heute als eine in Rückzugsgebiete abgedrängte, anscheinend einheitliche Schicht vorfinden. In Osteuropa reicht sie, wie ich an anderem Orte angedeutet habe, vielleicht bis in die neolithische Zeit zurück. Sie hat dann mit dem Vordringen der Griechen in der ersten Eisenzeit in Griechenland einen Vorstoß gegen den Stil der Mittelmeerländer begleitet, späterhin, wenn auch schon in entwickelteren Formen, den der „arabisch-islamischen" Kunst. Die in Hinterindien (Somron Seng)[1]) gemachten Funde von prähistorischen Topfscherben aus neolithischen Stationen zeigen auch hier das Vorhandensein einer sehr alten Flecht- bzw. Wirkornamentik wie in Europa an, ebenso die Verwendung des Mäanders in der ältesten chinesischen Kunst. Freilich ist die zeitliche Stellung dieser Dinge noch durchaus ungeklärt.

[1]) H. Mansuy: Stations Prähistoriques de Somron Seng et le Long Prao. Hanoi, 1902, Tafel VI—VII. Vgl. A. Haberlandt, Archiv für Anthropologie, N. F., XII, 1912.

Ein sicherer Fall von prähistorischem Kannibalismus bei Hankenfeld, G.-B. Atzenbrugg, Niederösterreich.

Von **J. Bayer**, Wien.

In derselben Schottergrube westlich von Hankenfeld im Perschlingtale, in welcher ich 1921 das hier veröffentlichte neolithische Grab[1]) und in der ich im Laufe der letzten Jahre eine Reihe noch unpublizierter Funde aus der Bronzezeit, Hallstatt- und La Tène-Periode, römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit hob, kamen im Sommer 1922 Menschenknochen zum Vorschein, unter Fundumständen und in einem Zustande, daß sich hier einwandfrei ein Fall vorgeschichtlicher Menschenfresserei feststellen läßt.

Der Fund, dessen sachgemäße Behandlung der raschestens erfolgten Verständigung durch meinen Bruder Eduard Bayer in Hankenfeld zu verdanken ist, lag nicht wie die Gräber und Wohngruben auf den Schotterterrassen der Gegend in einer mehr weniger tief ausgehobenen Grube, sondern in einer ganz flachen Mulde direkt auf dem Schotter und bestand aus regellos beisammenliegenden und mit Tierknochen vermischten Skelettresten von mindestens drei menschlichen Individuen jugendlichen Alters, etlichen prähistorischen Gefäßbruchstücken, einem Mahlstein und zwei Feuersteinen.

Widersprechen schon die Lagerungsverhältnisse und die Mitfunde der Annahme eines Grabes, indem das Ganze einen ausgesprochenen Wohnplatzcharakter aufweist, so zerstreut die Beschaffenheit der Knochen die letzten Zweifel, daß hier die Reste einer vorgeschichtlichen Kannibalenmahlzeit vorliegen.

Fast alle größeren Knochen sind nämlich — und zwar Menschen- und Tierknochen in gleicher Weise — der Länge nach aufgespalten, was durch Hiebspuren, die an einigen Längssplittern deutlich sichtbar sind, bezeugt wird. Bei den Finger- und Zehenknochen ist stets ein Ende abgebrochen.

Weiters sind zahlreiche Knochen mehr weniger angebrannt, manche total verkohlt, und zwar besonders Schädelbruchstücke. Da die Brandflecken zusammenpassen, muß die Zertrümmerung der Schädel nach der Feuereinwirkung stattgefunden haben und es liegt die Annahme nahe, daß sie des Gehirnes halber geröstet und sodann aufgeschlagen wurden.

Von besonderem Interesse ist ein (jetzt aus mehreren altgebrochenen Fragmenten zusammengesetztes) Schädeldach mit einem Band aus feinen, aber sehr scharf ausgeprägten Schnitten, die genau in der Sagittallinie geführt wurden und von der Nasenwurzel über den Scheitel hinziehen, wie weit läßt sich nicht feststellen, da die rückwärtige Schädelpartie fehlt.

Diese Schnittlinien, die mit der mitgefundenen Silexklinge ausgeführt sein können, rühren augenscheinlich davon her, daß man die Kopfhaut in der angegebenen Richtung durchschnitt, um sie beiderseits herunterzustreifen. Dafür sprechen auch

[1]) Das erste neolithische Grab in Österreich südlich der Donau, 1921, S. 46/47.

sonstige feine Schab- und Ritzspuren auf der Schädeloberfläche. Diese Prozedur der Kopfhautentfernung scheint üblich gewesen zu sein, weil sie auch auf dem Bruchstück eines zweiten Schädels zu beobachten ist.

Das Alter des Fundes läßt sich auf Grund der Mitfunde, wenn auch nicht genau, so doch innerhalb gewisser Grenzen bestimmen, und zwar mit Hilfe der keramischen Reste, welche das Jungneolithikum wahrscheinlich machen, doch fehlt angesichts ihrer wenig charakteristischen Formen und mangels eines Ornamentes ein scharfes Alterskriterium. Mahlstein und Feuersteinabsplisse besagen ja auch nichts Bestimmtes, widersprechen aber jedenfalls dieser Altersbestimmung nicht. Immerhin könnte auch die Bronzezeit in Betracht gezogen werden.

Faßt man die Momente zusammen, welche hier Kannibalismus bezeugen, so sind es folgende:

1. Die Lagerung in einer ganz flüchtig hergestellten Vertiefung.
2. Das Zusammenvorkommen von Menschenknochen mit gleichbehandelten Tierknochen und mit einem Mahlstein, also der ausgesprochene Wohnplatzcharakter des Fundes.
3. Die Mehrzahl der Individuen, ihre Jugendlichkeit.
4. Das Fehlen des größten Teiles der Skelette.
5. Die Längsspaltung der Knochen gleicherweise bei Mensch und Tier.
6. Die Brandspuren.
7. Die Schnitt- und Schabspuren auf den Schädeln und auf mehreren Knochen.

Ein Hinweis auf verwandte Funde ist für die eingehende Veröffentlichung des Fundes in Aussicht genommen.[1]) Hier möchte ich nur auf H. Matiegkas Feststellung von Anthropophagie in einer prähistorischen Ansiedlung von Knovize in Böhmen aufmerksam machen, wo es sich anscheinend um einen gleichartigen Fall handelt, wenn auch die charakteristische Schädelbehandlung fehlt.[2]) An diese erinnert der von M. Forrer gemeldete Fund eines skalpierten Schädels in einer Wohngrube nächst Achenheim bei Straßburg.[3])

Ersterer Fund gehört wahrscheinlich der Bronzezeit, letzterer dem Jungneolithikum an, so daß es sich in beiden Fällen um die auch für unseren vorliegenden Fund in Betracht kommenden Kulturstufen handelt, für die sich vielleicht einmal auf Grund einer größeren Anzahl derartiger Funde eine menschenfressende Bevölkerungsschichte nachweisen lassen wird, die möglicherweise andersrassig war und rituelle Menschenschlachtungen vornahm, worauf die kunstgerechte Schädelbehandlung hinzuweisen scheint.

[1]) Die wichtigsten Stücke des Fundes gelangen im Gipsabguß zur Abgabe.

[2]) Mitt. d. Anthrop. Ges in Wien, XXVI, 1896, S. 129—140 und Taf. VI.

[3]) Crâne-trophée scalpé neolithique trouvé à Achenheim environs de Strasbourg, Revue anthrop. 1922, H. Nr. 7—8, S. 244,45.

Zur Frage des Alters von Taubach und Markkleeberg.

Von **J. Bayer** in Wien.

Wenige diluviale Fundkomplexe machen der zeitlichen Datierung und archäologischen Bestimmung solche Schwierigkeiten wie die Funde aus den Kalktuffen bei Weimar. Dabei liegt bekanntlich nicht eine ärmliche Kollektion, sondern sozusagen ein ganzes Museum von archäologischen und paläontologischen Funden vor und die Profile von Weimar-Taubach-Ehringsdorf sind so gut studiert, wie nur irgendwelche. Die Schwierigkeiten sind zweifacher Natur: archäologisch, weil sich im „klassischen" Gebiet des Diluviums in Westeuropa für die Ilmtalkultur kein Äquivalent findet, geologisch, weil keine Einigung darüber zustande kommen will, ob erstes oder zweites norddeutsches Interglazial vorliegt.

Besser steht es um Markkleeberg, welches wenigstens geologisch eindeutig als „rißglazial" interpretiert wird, wo aber keine Einigkeit in der archäologischen Deutung besteht, indem es die einen als Moustérien, die anderen als Acheuléen oder als noch älter ansehen.

Wie wichtig das Altersverhältnis der beiden Fundorte zueinander ist, ist oft genug betont worden. Mir lag daher daran, das Fundmaterial einmal unmittelbar nacheinander genauestens zu überprüfen und zu vergleichen, wozu ich Ende Jänner l. J. Gelegenheit hatte. Unter der freundlichen Führung des Herrn Kustos A. Möller konnte ich die Ilmtalfunde in Weimar abermals genauestens besehen, nachdem ich zuvor in Leipzig das Markkleeberger Paläolithikum dank des Entgegenkommens der Herren Direktor Dr. Weule und Dr. Richter Stück für Stück studieren durfte. Dabei ergab mir schon die typologische Analyse das höhere Alter der Ilmtalfunde. Da jedoch gegen diese Methode Mißtrauen besteht, möchte ich zur Klärung der Altersfrage ein gemischtes Verfahren einschlagen und folgende zwei Momente ins Treffen führen: Das Ergebnis meiner obigen Untersuchung bezüglich der Kultur von Markkleeberg, für sich betrachtet, ohne jegliche archäologische Bezugnahme auf das Ilmtalpaläolithikum und die Beleuchtung des geologischen Alters von Taubach usw. durch die Funde von Bilzingsleben.

Von diesen zwei so verschiedenen Seiten angepackt, löst sich das Problem in zwei Antworten auf, die lauten: Weimar ist älter als Markkleeberg, ungefähr gleich alt mit dem Acheuléen, gehört aber einem anderen Kulturkreise an, Markkleeberg dagegen ist älteres Moustérien von westeuropäischer Ausprägung.

Das Alter von Markkleeberg.

Die Markkleeberger Kultur macht einen gut altpaläolithischen Eindruck, und zwar den des Altmoustérien. Gegen ein höheres Alter spricht die schöne Handspitze, die große Zahl von Levalloisklingen usw.[1]) Die Fäustel dagegen könnte man ohne diese Begleitung ganz gut ins Chelléen setzen. Interessant ist, daß an etlichen Stücken noch die Acheulflachretusche vorkommt, was auch für die ältere Phase des Moustérien spricht. Auffallend ist die sehr ungleiche Patinierung, indem neben der großen Mehrzahl gut patinierter und meistens etwas gerollter Stücke einige scharfkantige Absplisse ohne jegliche Patina vorkommen.

[1]) K. H. Jacob und C. Gäbert: Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig. Veröffentlichung des städt. Museums für Völkerkunde zu Leipzig, H. 5, 1914.

Es ist also nach wie vor meine Ansicht, daß hier Moustérien und kein Acheuléen vorliegt.[1]) Dabei stimmt der Kulturcharakter mit Westeuropa aufs beste überein.

Das Alter der Ilmtalstationen.

Anders steht es mit den Weimarer Fundstätten. Ihre Kultur läßt sich, wenn sie auch Anklänge zeigt, nicht ohneweiters in die „klassische Reihe" einordnen. Es empfiehlt sich daher, hier dem Problem auf geologischem Wege an den Leib zu rücken. Für mich ist es längst keine Frage mehr, daß in diesen Kalktuffen eine Ablagerung aus dem ersten norddeutschen Interglazial vorliegt, was noch immer landesgeologischerseits bestritten wird.

Zu den von mir früher angeführten Gründen für diese Altersbestimmung ist nun in den Funden von Bilzingsleben ein neuer und so überzeugender erstanden, daß sich jeder, der sehen will und kann, davon überzeugen lassen muß. Dieser seit mehr als 100 Jahren in der Literatur als Fundplatz von Tierknochen bekannte Kalktuff soll auch menschliche Knochen enthalten haben, die verloren gegangen sind und deren Alter nicht mehr sicher festgestellt werden kann.[2])

Dagegen ist seine Fauna durch die Arbeiten E. Kaysers, H. Pohligs und E. Wüsts gut bekannt geworden. Sie entspricht ganz der aus den Ilmtaltravertinen, weshalb auch Wüst sie für gleichalterig hält. Als besonderes Argument dafür führt Wiegers an, daß die im Kalktuff gefundenen Pferdezähne nach Wüst zu Equus taubachensis Freudenberg gehören, „einer Art, die nicht nur in den Weimarer Travertinen am häufigsten ist, sondern der auch das sehr große Pferdematerial von La Micoque angehört".[3])

Die faunistische Übereinstimmung ist also derart, daß an der Gleichalterigkeit nicht gezweifelt werden kann, wozu noch die gleichartige geologische Bildung und die Nachbarschaft aller dieser Travertine kommt, weiters, daß im Bilzingslebener Tuff, zuerst von Wüst 1908, später, wie Wiegers mitteilt, vom Tischlermeister G. A. Spengler bearbeitete Feuersteine gefunden wurden, über deren Form allerdings noch nichts Bestimmtes gesagt werden kann, „da sie noch nicht aus dem harten Tuff herauspräpariert waren", die aber jedenfalls ein neues Analogon zu Weimar und ein neues für die Gleichalterigkeit aller dieser Tuffe sprechendes Moment repräsentieren. Man kann also als sicher annehmen, daß Bilzingsleben und Taubach altersgleich sind.

Nun enthält aber nicht nur die Wipperterrasse im Liegenden des Tuffes von Bilzingsleben, sondern auch dieser selbst nebst anderen Schneckenarten Neritina serratiliniformis Geyer, die nach Schmierer nach dem ersten norddeutschen Interglazial nicht mehr vorkommt.[4])

Hält man sich weiter vor Augen, daß W. Soergels[5]) eingehende Vergleichung der Elephas antiquus-Reste ergeben hat, daß die mit Artefakten des Chelléen gefundenen „französischen Molaren mit den Antiquusresten von Taubach ungefähr

[1]) Die Bedeutung der Moustérien-Station Markkleeberg bei Leipzig für die quartärchronologische Frage, Mannus VII, S. 315—325.

[2]) F. Wiegers, Neue und vermeintliche Funde paläolithischer Artefakte aus dem Diluvium Sachsens, Zeitschr. f. Ethnol., 54. Jahrg., 1922, S. 29—40, bes. S. 31—34.

[3]) A. a. O., S. 33.

[4]) Th. Schmierer, Beitrag zur Kenntnis des faunistischen und floristischen Inhaltes der Berliner Paludinenbank. Zeitschr. d. D. Geol. Ges., 1921.

[5]) Elephas trogontherii Pohl. und Elephas antiquus Falc., ihre Stammesgeschichte und ihre Bedeutung für die Gliederung des deutschen Diluviums, Palaeontographica. Beiträge zur Naturgeschichte der Vorzeit, 60 Bd., S. 1—114 (S. 81).

gleichalterig, vielleicht noch etwas jünger sind,“ [1]) daß die Industrie des Ilmtales trotz des Fehlens des Faustkeiles unverkennbar dem älteren Altpaläolithikum nahe steht, so ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß nicht nur Bilzingsleben, sondern auch Taubach dem ersten norddeutschen Interglazial angehören.

Diesem einzig möglichen Schluß, der das Ende seines Chronologiesystems zur Folge hat, sucht nun Wiegers [2]) dadurch auszuweichen, daß er die Wipperterrasse teilen möchte und es als möglich hinstellt, daß sich die unteren Schichten im ersten Interglazial, die oberen während der zweiten (Riß)-Eiszeit abgelagert hätten, so daß dann der Tuff ins zweite norddeutsche Interglazial käme.

Nun findet sich aber, wie erwähnt, die genannte Schnecke auch im Tuff selbst, so daß hier der einzige Fall ihres Heraufreichens ins jüngere Diluvium vorläge. Die Unwahrscheinlichkeit liegt auf der Hand.

Statt nun aus dem Vorkommen der Neritina serratiliniformis zu schließen, daß der Bilzingslebener Tuff und seine Steingeräte erstes norddeutsches Interglazial sind, entspricht nach Wiegers die Bilzingslebener Kultur der Weimarer Stufe nur dann, „wenn die Voraussetzung zutrifft, daß der Tuff in der letzten Zwischeneiszeit entstanden ist“.

Man sieht hier, wie eine vorgefaßte Ansicht den von allen Tatsachen geforderten Schluß erdrosselt.

Ist durch Bilzingsleben neuerlich Taubachs Stellung im ersten norddeutschen Interglazial und damit vor Markkleeberg und gleichzeitig mit dem warmen Altpaläolithikum Frankreichs bestätigt, so können aus diesem Befunde zwei wichtige archäologische Folgerungen abgeleitet werden.

Die erste aus der verschiedenen Ausprägung der Industrie in Mittel- und Westeuropa, denn obgleich höchstwahrscheinlich ein und dieselbe Rasse in beiden Gebieten gelebt hat, fehlen die schönen Faustkeile im Ilmtal, so daß wir bemüßigt sind, für die Zeit des Chelléen und Acheuléen in Europa zwei verschiedene Kulturbereiche anzunehmen, und zwar ein Altpaläolithikum mit Faustkeilen im Westen und eines ohne Faustkeile in Mitteleuropa. Beide sind aber gleichalterig und nicht durch eine Eiszeit getrennt, wie Penck, Wiegers, Werth u. a. glauben.

Die zweite Folgerung betrifft Markkleeberg. Es repräsentiert in seiner Industrie eine ausgesprochen westeuropäische Kultur, sieht also nicht wie die Fortsetzung des Ilmtalpaläolithikums aus,[3]) sondern wie eine Einwanderung aus dem Westen. Das gilt ja auch von den übrigen Acheul- und Moustierfunden Mitteleuropas, die sich alle typologisch ziemlich eng an den Westen anschließen.

Während also Mitteleuropa im Interglazial (erstes norddeutsches Interglazial) anscheinend bis zu einem gewissen Grade ein kulturelles Eigenleben geführt hat, stand es in der jungquartären Eiszeit durchaus unter dem Einflusse des westeuropäischen Kulturzentrums.

[1]) Nach Ansicht der norddeutschen Geologen ist bekanntlich Chelléen und Taubach durch die Riß-Eiszeit getrennt, es müßten sich sonach die Elephas-Reste von Taubach deutlich als jünger unterscheiden lassen und nicht umgekehrt.

[2]) A. a. O., S. 33.

[3]) Diese Kultur scheint beim Herannahen der jungquartären Eiszeit nach Süden gedrückt, eine randliche Verschmelzung mit der westeuropäischen eingegangen zu sein, wobei als Ergebnis das Spätacheuléen und Moustérien mit immer mehr zunehmender Klingentendenz herausgekommen sein dürfte. (Vgl. Spaniens Bedeutung für die Diluvial-Chronologie. Mitt. Anthrop. Ges., Wien, LI, 1921, S. 48—63.) Ob sie mit den Vorstufen der jungpaläolithischen Klingenkultur, mit der sie manche Ähnlichkeit besitzt, in Zusammenhang steht, läßt sich heute noch nicht sagen.

LITERATURBERICHTE.

1.

Baur, Fischer, Lenz: *Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre.* Band I. Menschliche Erblichkeitslehre, Band II. Menschliche Auslese und Rassenhygiene, 1. Aufl., Lehmann, München, 1921.

Das vorliegende Buch enthält eine ausführliche Begründung der Notwendigkeit der Rassenhygiene sowie (im II. Bande) die wichtigsten Forderungen der Rassenhygenie selbst. Es ist vielleicht die schönste Anerkennung der Verdienste des vielverkannten Woltmann, daß sich hier eine Reihe von Gelehrten vereinigt hat, um mit den neuesten Errungenschaften der biologischen und anthropologischen Forschung ein Gedankengebäude zu errichten, das in seinen wesentlichen Zügen ähnliche Ideen vertritt, wie sie Woltmann in seiner Politischen Anthropologie und in anderen Schriften entwickelt hat.

Der Grundgedanke ist der, daß sich in der Zusammensetzung jedes Volkes im Laufe der Zeit Änderungen vollziehen, die in seltenen Fällen zum Aufstieg, bei den Kulturvölkern meist zum Verfall, zur Entartung führen.

Dieser Verfall ist aber durchaus keine Alterserscheinung im Sinne des individuellen Lebens, sondern eine Folge von krankhaften Vorgängen, meist Ausleseerscheinungen, die die Beschaffenheit eines Volkes rasch verschlechtern.

Da sich solche Vorgänge auch im deutschen Volke zeigen, so müssen rassenhygienische Bestrebungen einsetzen, um das Unheil zu verhindern. In diesem Punkte ist die Gegenwart besser daran als die Vergangenheit, da sie die Ursachen der Erscheinungen kennt, während diese ihnen verständnis- und daher hilflos gegenüberstand.

Für alle rassenhygienischen (eugenischen) Bestrebungen ist also eine naturwissenschaftliche Grundlage notwendig. Diese für einen weiteren Kreis zu schaffen, ist der Zweck des Buches. Weil die Rassen, aus denen sich ein Volk zusammensetzt, verschiedene geistige Potenzen bedeuten, so ist eine Behandlung der Rassenverhältnisse unvermeidlich.

Da aber auch viele Krankheiten und Abweichungen von der Norm erblich sind und das Volksganze schädigen, so werden auch sie behandelt; ein besonderes Gewicht wird aber auf die Auslesevorgänge gelegt, die auf die Völker einwirken. So werden alle Tatsachen, von denen die Veranlagung des einzelnen Menschen abhängt, theoretisch zur Darstellung gebracht. Dies ist der Inhalt des I. Bandes. Der II. Band bringt die praktischen Folgerungen für unser soziales und persönliches Leben, die praktische Rassenhygiene.

Als Einleitung erscheint eine allgemeine Variations- und Erblichkeitslehre aus der Feder des bekannten Biologen Erwin Baur. Besonders wichtig für die richtige Deutung der Tatsachen scheint mir hier der Unterschied zwischen der erblichen Idiovariation und der nicht erblichen, bloß individuellen Paravariation, die in der Praxis häufig verwechselt werden. Bekannter ist die Erscheinung, daß bei Mixovariationen (Folgen von Rassenkreuzungen) keine neuen Rassen entstehen, sondern Mischungen der Merkmale der verschiedenen Rassen nach den Mendelschen Gesetzen eintreten. Anders verläuft der Vorgang allerdings beim Hinzutreten von Auslesevorgängen (z. B. klimatischer Art wie bei den arischen Indern).

Auch die von Baur ausgesprochene Ansicht, daß Idiovariationen, die wahrscheinlichen Ursachen der Rassenbildung, auch durch tiefgreifende, die Keimsubstanz erfassende Umwelteinwirkungen bedingt werden können, ist von großer Wichtigkeit.

Zu dem von Eugen Fischer behandelten Abschnitt über die Rassenunterschiede der Menschen möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Die Langköpfigkeit der Großen zeigt sich nur dort, wo ein großwüchsiges dolichokephales Element in die Mischung eintrat. In Nieder-, Oberösterreich und Salzburg z. B. übertreffen die Langköpfe die übrige Bevölkerung an Körpergröße, da diese hier

weniger durch den hochgewachsenen dinarischen als durch den alpinen Typus beeinflußt ist; in Steiermark und Kärnten dreht sich das Verhältnis aber um, da hier den großgewachsenen Germanen die noch größeren Dinarier gegenüberstehen. Übrigens lehrt uns ja die Anthropologie Italiens deutlich, daß je nach den Rassenverhältnissen die Langköpfigkeit mit hoher und niedriger Gestalt in Zusammenhang stehen kann (Unteritalien!).

Alle Mongoliden Europas als eine Rasse aufzufassen, halte ich für unmöglich, da wir es im Osten doch mit einer eigenen blonden Rasse von Mongoliden zu tun haben, deren Vorhandensein von Czekanowski (Archiv f. Antr., N. F. X) für Polen, von Arbo (Archiv f. Antr., N. F. III) für Norwegen, von verschiedenen Autoren für die Finnen und von Pöch für Finnen und Slawen nachgewiesen wurde. Sie wurde von diesem als Ostrasse bezeichnet.

Die Ableitung des Menschen von einer generalisierten Primatenform ist sehr ansprechend, der mögliche Vorgang der Menschwerdung klar entwickelt. Bemerkt sei, daß Fischer Monogenist ist, doch glaubt, daß sich die Rassenscheidung schon in der Epoche der Menschwerdung vollzog, wobei er, das sei besonders betont, nicht etwa an die Abstammung von einem Paare, sondern an gleichgerichtete, durch eine bestimmte Umwelt bedingte Idiovariationen ähnlicher Individuen, verbunden mit schärfster Anpassungsauslese, denkt.

Da aber der Mensch seit der Verwendung des Feuers eigentlich als domestiziert zu betrachten ist, hält er viele Rassenmerkmale auch für Domestikationserscheinungen. Hier möchte ich die Frage anschneiden, ob es sich bei der Entstehung der Blondfärbung nicht doch auch um durch Umweltfaktoren bedingte Idiovariation handeln kann.

Wie schon oft geschehen, weist Fischer auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen Rasse und Volk hin. Rasse ist nicht Volk, doch ist für das Wesen eines Volkes seine Rassezusammensetzung von größter Bedeutung. Die Rassenanlagen sind die wesentliche Grundlage für die Beschaffenheit eines Volkes, die Außenwelt, das historische Geschehen, die sozialen Prozesse wirken teils paratypisch, teils aber bewirken sie Auslesevorgänge, die langsam, aber sicher die Erbqualitäten des Volkes ändern. Werden in einem rassenhaft gemischten Volke die Träger bestimmter wertvoller Eigenschaften ausgemerzt, so ist das eine der Ursachen der Entartung. Das sogenannte Altern der Völker beruht im wesentlichen auf solcher Gegenauslese.

Die bisherige Rassengliederung ist ganz veraltet und größtenteils unbrauchbar. Fischer gibt nun kein neues Schema, denn das kann man jetzt noch nicht, sondern eine Reihe von gesicherten Erkenntnissen. Kleinigkeiten wären hier allerdings vielleicht noch abzuändern. Hieher gehört die ungebrochene Stirn-Nasenlinie, die nicht der mittelländischen, sondern der kaukasischen (vorderasiatischen) Rasse eigen ist. In der nordischen „Rasse" steckt wohl neben dem Cro-Magnon-Element auch noch ein australoides, allerdings hoch über dem heutigen Australier stehend (S. Klaatsch-Heilborn, Der Werdegang der Menschheit; A. H. Nilsen, Aarböger f. nord. Oldkynd., 1906, 1911; Schliz, Prähistor. Zeitschr., 1912).

Das erste Auftreten der mongoliden Alpinen schon in der Eiszeit ist doch nicht einwandfrei nachweisbar, die ältesten sicher datierten Reste derselben fallen ins Tardenoisien (Mugem, Ofnet). Der Nachweis, daß die Träger der Bandkeramik Rundköpfe waren, dürfte wohl schwer zu erbringen sein.

Kann man über Einzelheiten auch verschiedener Meinung sein, so ist es doch sehr zu begrüßen, daß hier einmal von einem kundigen Fachmann auch die seelische Seite der Rassenfrage gebührend behandelt wurde. Mögen endlich auch Geschichte und Kulturgeschichte aus diesen anthropologischen Erkenntnissen die Folgerungen ziehen!

Fritz Lenz behandelt die krankhaften Erbanlagen und die Gesetze, nach denen sie übertragen werden. Neuentstehung und ungehemmte Ausbreitung krankhafter Erbanlagen sind auch Entartung, ihre Bekämpfung ist eine Hauptaufgabe der Rassenhygiene.

Von demselben Autor stammt auch der Abschnitt über die Erblichkeit geistiger Begabung. Diese ist nicht nur individuell verschieden, sondern auch rassenhaft bedingt. Wäre dem nicht so, hätte die Beschäftigung mit den rein körperlichen Rassenunterschieden überhaupt keinen Sinn.

Der zweite Band, ganz aus der Feder Lenzens stammend, ist der Auslese und Rassenhygiene gewidmet. Der Verfasser behandelt hier die verschiedenen Arten der biologischen und sozialen Auslese und ihre Wirkung. Für ein besonderes Unglück unseres Kulturkreises hält Lenz die Verbindung einer positiven sozialen mit einer negativen biologischen Auslese. Durch jene steigen die wertvolleren Bestandteile der Bevölkerung in höhere soziale Schichten auf, werden aber hier infolge unterdurchschnittlicher Vermehrung ausgetilgt. Ist schon der Geburtenrückgang im allgemeinen erschreckend, so kann man bei Wohlhabenden (natürlich ist hier nicht an die Mehrzahl der „neuen Reichen" zu denken) und besonders bei Intelektuellen geradezu von einem Aussterben sprechen. Diese Doppelauslese pumpt die Begabungen (im weitesten Sinne) aus der Bevölkerung heraus und merzt sie dann aus, wodurch dem Volkstum ein dauernder Verlust erwächst.

Leider liegt die Einsicht in die biologische Bedingtheit jeder Kultur noch ganz außerhalb des Gesichtskreises der meisten Gebildeten und hier könnte das vorliegende Buch außerordentlichen Segen stiften, zumal es auch eine reiche Literatur zu weiterem Studium angibt. Es ist aber höchste Zeit, daß mit positiven Maßregeln eingegriffen wird, da sonst das Schicksal unserer Rasse und Kultur besiegelt ist. Lenz zeigt auch, wie der Staat die Erbwerte der nordischen Rasse fördern kann. Er warnt dabei vor einer Überschätzung äußerer Merkmale, die in einer gemischten Bevölkerung leicht trügen können, redet aber einer ausgiebigen Förderung der Familien nach ihrer Leistungsfähigkeit für das Volksganze das Wort.

In den folgenden Kapiteln gibt Lenz Vorschläge zur praktischen Gestaltung der Rassenhygiene und tritt dafür ein, daß jedes gesunde Paar mindestens drei Kinder aufziehen solle.

Lenz sieht es als das höchste Ziel des Faustischen, d. h. im wesentlichen nordisch veranlagten Menschen an, die faustische Rasse zu retten. Es wird wohl noch einer ungeheuren Arbeit zahlreicher begeisterter Apostel bedürfen, bis es gelingt, die individualistische Kultur der letzten Jahrhunderte zu überwinden und an ihre Stelle eine organische Weltanschauung zu setzen, die nicht im Wohle des Individuums, sondern im Gedeihen des Volkes und der Rasse das Ideal erblickt.

Dr. G. Kraitschek.

2.

Luschan, Felix v.: *Völker, Rassen, Sprachen.* Berlin (Weltverlag) 1922.

Verfasser versucht in diesem Buche eine populäre Darstellung und Erläuterung der Begriffe Volk, Rasse und Sprache sowie ihres Verhältnisses zueinander zu geben. Zu diesem Behufe wird die Menschheit der Erde der Reihe nach in leider recht ungleich geratenen Kapiteln behandelt. Den Ausgangspunkt der Erörterungen bildet Australien. Befremdend wirkt hiebei Luschans Angabe, die einheimischen Sprachen seien noch wenig studiert, wo doch seit mehr als Jahresfrist das grundlegende Werk von W. Schmidt „Die Gliederung der australischen Sprachen" vorliegt. Das zweite Kapitel behandelt Amerika. Luschan steht in der Frage der Besiedlung Amerikas auf dem Standpunkte, daß der Mensch erst gegen das Ende der paläolithischen Zeit nach Amerika gekommen sein dürfte, eine Annahme, die meines Erachtens nach dem bisherigen Stande der Forschung wohl auch das meiste für sich hat. An Kulturzusammenhängen werden besonders jene mit Asien und der Südsee hervorgehoben. Von Interesse ist ein Exkurs über die Negerfrage in Nordamerika, aus dem hervorgeht, daß die Farbigen einen nicht unwesentlichen Anteil an der Bevölkerung Nordamerikas bilden. Auf die von Luschan eingehender behandelte soziale Seite dieser Frage glaube ich hier nicht näher eingehen zu können. Kapitel 3 ist dem schwarzen Erdteile gewidmet. Wenn auch der anthropologische Aufbau Afrikas und die sprachliche Gliederung seiner Völker immer mehr und mehr an Klarheit zu gewinnen beginnt, so möchte ich mich derzeit noch einer Kritik der von Luschan gegebenen Einteilungsversuche enthalten; wir werden besser abwarten, bis die im Erscheinen begriffenen oder angekündigten Abhandlungen von Drexel und Struck vorliegen. Auch die prähistorische Forschung wird in diesen Fragen ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben. Den Abschnitt beschließen einige sehr beherzigenswerte Worte über die möglichen Auswirkungen des europäischen Krieges auf Afrika.

Ziemlich kursorisch behandelt Verf. den Norden und Süden Asiens in dem nur etwas mehr als zwei Seiten zählenden 4. Kapitel, um dann um so eingehender im 5. Kapitel sich mit Vorderasien zu beschäftigen. Hier schöpft Luschan aus der Fülle jahrzehntelanger eigener Erfahrungen und dieser Teil des Buches darf wohl unbedingt als der beste bezeichnet werden. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, glaube ich wirklich sagen zu können, daß es kaum einen besseren, auch in historische Tiefe gehenden Überblick über die Völker Vorderasiens gibt. Bezüglich des anthropologischen Aufbaues der wichtigsten vor- und frühgeschichtlichen Völker Mesopotamiens, Syriens und Kleinasiens stimme ich Luschan allerdings nicht durchwegs bei; ich werde auf diese Fragen eingehend noch in einer eigenen Abhandlung zurückkommen. Zu beachten ist Luschans Hypothese, daß das blonde und blauäugige Langkopfelement unter den Kurden das ursprüngliche darstelle und mit der Indogermanenwelle vielleicht zu verbinden sei, deren sprachlicher Überrest im Hettitischen (Kanisischen) vorliegt.

Eingehend behandelt Luschan die verschiedenen Sektierer des vorderen Orients, in denen er in der Hauptsache Reste der armenoiden Bevölkerung erblickt. Auch bezüglich der Kysylbasch versucht Luschan seinen Standpunkt gegenüber den Einwendungen Le Coqs aufrecht zu erhalten, der dargetan hat, daß diese Bevölkerungsgruppe als schi'itische Einwanderer aus Persien im 16. Jahrhundert zu betrachten sind. Dankenswert für diese Fragen ist vor allem der Hinweis auf Babinger (ZDMG Bd. 76, 216 ff.), nachdem auch die Seldschuken Schi'iten waren. Auf diesem Wege könnte sich in der Tat erklären, daß alteingesessene armenoide Bevölkerungsteile den Islam in schi'itischer Fassung annahmen

und so nach Eindringen der sunnitischen Osmanen die Grundlage für die der Schi'a nahestehenden vorderasiatischen Sekten gebildet wurde.

Nicht beistimmen kann ich Luschan bezüglich der anthropologischen Stellung der Drusen. Verf. erklärt sie für brachykephal und hält einen von ihm selbst gemessenen Langkopf mit hellen Augen für ein Individuum, dessen Zugehörigkeit zu den Drusen fraglich sei. Luschan übersieht dabei, daß uns andere Autoren (s Mülinen, Z. d. d. Pal.-Ver. 30, 149; Butler, H. C., Geogr. Rev. IX, 107) als einen wesentlichen Bestandteil der Drusen blonde und blauäugige Menschen von nordeuropäischen Typus schildern. Der Fall liegt eben wohl so, wie ihn Luschan für die Kurden annimmt, daß ein blondes Element sich mit einem dunklen, brachykephalen mischte und infolge der Umweltverhältnisse immer mehr und mehr zurückgeht. Eine genaue anthropologische und ethnologische Untersuchung der Drusen wäre meines Erachtens ein dankbares Unternehmen, da es mir nicht unmöglich erscheint, daß dieses Volk ebenso wie die blonden Berber Nordafrikas den Überrest einer aus Westeuropa abgefluteten homo nordicus-Welle darstellt.

In der Frage der mediterranen Elemente in Kleinasien verhält sich Luschan noch immer ablehnend und tritt für die Priorität der armenoiden Schichte ein. Aber gerade die aus den Boghazköi-Texten gewonnenen Erkenntnisse scheinen mir dafür zu sprechen, daß hier vor der armenoiden Bevölkerung Sprachen im Gebrauch waren, die mit Hamitensprachen manches gemein haben. Des näheren werde ich darauf an anderem Orte zurückkommen.

Überblicksweise werden im 6. Kapitel Hinterindien, Indonesien und Ozeanien behandelt, wogegen das 7. Kapitel wieder ausführlicher sich den anthropologischen Verhältnissen Europas widmet. Auffallend ist dabei, daß Luschan bei Besprechung der blonden Bevölkerung nicht die fahlblonden Formen der Ostrasse ausscheidet, die ja vermutlich ganz anderer Herkunft sind als die rötlichblonden Nordeuropäer. Beachtenswert ist Luschans Hypothese der Spaltung des Indogermanischen in die Kentum- und Satemgruppe, die er auf die Einflüsse östlicher Einwanderer zurückführt. Ein ziemlich breiter Raum ist schließlich der Judenfrage gewidmet. Verfasser überschreitet hier nach meinem Empfinden in seiner etwas zu temperamentvollen Art die Linie der Objektivität; ich unterlasse es daher, mich mit Luschans Äußerungen an diesem Orte auseinanderzusetzen, da eine wissenschaftliche Zeitschrift hiefür nicht der geeignete Platz ist.

Zusammenfassend möchte ich betonen, daß das Buch, obzwar es in erster Linie für einen Laienleserkreis geschrieben ist, auch für den Fachmann reichliche Anregung bietet, was bei dem Werke eines Gelehrten vom Range Luschans füglich auch erwartet werden darf.

V. Christian.

3.

Illustrierte Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Georg Buschan, Bd. I, 3. Aufl. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1922.

Mit der wesentlich erweiterten Neuauflage der Illustrierten Völkerkunde hat sich der Verlag ein bleibendes Verdienst um die Völkerkunde erworben. Dies möchte ich betonen, um nicht mißverstanden zu werden, wenn ich im folgenden auf Mängel hinweise, die zum großen Teil in der Art des Aufbaues eines derartigen Werkes begründet sind und sich bei einer Neuauflage leicht beseitigen lassen.

Die Einleitung bildet ein von L. Lasch, Wien, verfaßter Abschnitt „Einführung in die vergleichende Völkerkunde". Methodisch muß es bedauert werden, daß diese durchaus gewissenhafte Studie der kulturhistorischen Schule gegenüber sich auf ein kurzes Referat beschränkt, das gerade die Titel der Kulturkreise anführt, nicht aber die hervorstechendsten materiellen und geistigen Güter nennt, die die Vertreter der kulturhistorischen Methode den einzelnen Kulturkreisen zuweisen. Denn eine derartig ausführliche Behandlung dieses Themas wäre für den Leser als Voraussetzung für den Hauptteil des ersten Bandes sehr erwünscht, der Amerika behandelt und W. Krickeberg zum Verfasser hat. Krickeberg setzt sich auf Schritt und Tritt mit dieser neuen Richtung der Ethnologie, und zwar meist im zustimmenden Sinne, auseinander. Obzwar er an geeigneter Stelle eine allgemein gehaltene Erörterung des Inhaltes der in Frage kommenden Kulturkreise in seine Betrachtungen aufnimmt, wäre meines Erachtens dem Leser mit einer eingehenderen Behandlung des Problems im allgemeinen Teile sicher besser gedient.

Krickebergs Anteil bildet nicht nur äußerlich, sondern auch inhaltlich unstreitig den Mittelpunkt des vorliegenden Bandes. Wir können nur die umfassenden Kenntnisse des Verfasser, gepaart mit einer methodisch glänzenden Darstellung, bewundern. Eine gewisse Schwäche scheint mir nur im physisch-anthropologischen Teile zu liegen, doch geht dies nicht auf Rechnung des Verfassers, sondern ist dem Umstande zuzuschreiben, daß hier noch zu wenig umfassende Vorarbeiten der Fachwelt vorliegen.

Dies ist um so bedauerlicher, als gerade die physische Anthropologie mit ihren Ergebnissen unter Umständen wichtige Beiträge zu den Beziehungen Amerikas zur Alten Welt bieten könnte.

Den Schluß des Bandes bildet der von A. Haberlandt verfaßte Abschnitt über Afrika. Im Hinblick auf die Einheitlichkeit der Darstellung wirkt es störend, daß Verfasser hinsichtlich der Kulturkreise auf einem derartig ablehnenden Standpunkte steht. Alles wird erster Linie aus dem landschaftlichen Charakter, aus den geographischen Bedingungen des Wohngebietes erklärt. So wird etwa für die Pygmäen als Ursache ihrer Kleinheit das Leben im Walde als möglich vermutet, auch der Buschmann ist eine physisch und kulturell an seine Umgebung angepaßte Erscheinung. Diese Art der Einstellung verhindert daher auch den Verfasser, auf dem Gebiete der Rassen Afrikas zu brauchbaren Ergebnissen zu kommen. Denn von einer „Negerrasse" zu sprechen, die so heterogene Merkmale wie Groß- und Kleinwüchsigkeit, Kurz- und Langköpfigkeit in sich vereinigt (von anderen Unterschieden ganz zu schweigen), widerspricht doch allem, was als Variationsbreite innerhalb einer Rasse als möglich gelten kann. Und da für den Verfasser jede Kultur in erster Linie an ihre Umgebung gebunden ist, so entgeht ihm auch z. B. die auffallende Tatsache, daß das Gebiet, in dem die Neger zur Brachykephalie neigen, sich ungefähr mit dem Gebiete des westafrikanischen Kulturkreises deckt. Ohne auf einzelne Versehen näher einzugehen (ich stelle nur richtig, daß die Bedja eine hamitische Sprache sprechen, Schuli und Acholdi denselben Stamm bezeichnen), möchte ich vom Standpunkte des Lesers Einsprache erheben gegen die Art, wie das wirklich ausgezeichnete Bildermaterial zitiert wird. Der Hinweis auf das Bild wird gewöhnlich am Schlusse des Absatzes gegeben, auch wenn der Gegenstand, den es betrifft, zu Beginn des Absatzes behandelt wurde. Das macht dem Leser unnötige Schwierigkeiten, die sich noch erhöhen, wenn auch inhaltlich Unstimmigkeiten vorkommen, wie etwa, wenn vom runden Schilde des Osthornes die Rede ist, und dabei auf eine Tafel verwiesen wird, die überhaupt keinen derartigen Schild enthält. Bei einer Neuauflage des Werkes wird es sich verlohnen, auf diese kleineren, aber für den Leser doch recht störenden Versehen Rücksicht zu nehmen.

Es wäre unbillig, diese Besprechung zu schließen, ohne dem Verlage für die mustergültige Ausstattung des Werkes zu danken. Es ist beispielgebender wissenschaftlicher Opfermut, in diesen schweren Zeiten ein derartig äußerlich und innerlich gleich gediegenes Werk zu derartig niedrigem Preise der Fachwelt zugänglich zu machen. *V. Christian.*

4.

Alte Reisen und Abenteuer. Leipzig (F. A. Brockhaus) 1922.

1. Fernão de Magalhães: *Die erste Weltumseglung.* Nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von Dr. Hans Plischke. 159 S. 8°.
2. Ulrich Schmidel: *Abenteuer in Südamerika 1534 bis 1554.* Nach den Handschriften bearbeitet von Curt Cramer. 159 S. 8°.
3. James Cook: *Die Suche nach dem Südland.* Nach den Aufzeichnungen Georg Forsters bearbeitet von Dr. Hans Damm. 159 S. 8°.
4. Peter Kolb: *Reise zum Vorgebirge der Guten Hoffnung.* Bearbeitet von Dr. Paul German. 159 S. 8°.

Das erste Bändchen enthält nach einer Einleitung über die historischen und geographischen Grundlagen und die Folgen der ersten Weltumsegelung die Beschreibung der Fahrt Magalhães' von Pigafetta, dann einen Brief des Maximilianus Transsylvanus über die Entdeckung der Molukken, beides in deutscher Übersetzung, endlich eine Bearbeitung der Nachrichten über die Abenteuer des von der „Victoria" in Tidore zurückgelassenen „Trinidad".

Der zweite Band enthält den Reisebericht Ulrich Schmidels und eine Einleitung über den Verfasser und seine Zeit, der dritte die Beschreibung der zweiten Reise Cooks nach den Berichten seiner Begleiter Johann Reinhold Forster und seines Sohnes Georg, sowie eine Einleitung über die historischen und geographischen Grundlagen der Cookschen Reisen.

Das letzte der bisher erschienenen Bändchen bringt Peter Kolbs gründliche ethnographische Schilderung der Hottentotten mit einer Einleitung über sein Leben und seine Bedeutung für die Völkerkunde.

Alle Bändchen sind durch Reproduktionen von bildlichen Darstellungen aus zeitgenössischen oder überhaupt älteren Werken und Abbildungen ethnographischer Gegenstände und Volkstypen geziert und mit Erläuterungen über die vorkommenden geographischen und ethnographischen Namen und Bezeichnungen versehen.

Es ist jedenfalls ein zu begrüßender Gedanke, diese für immerwährende Zeiten ihren Wert behaltenden Berichte in billigen Ausgaben der Allgemeinheit zugänglich zu machen. *L. B.*

5.

Marzell, Dr. Heinrich: *Unsere Heilpflanzen, ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde.* Ethnobotanische Streifzüge; mit 38 Abbildungen. Freiburg im Breisgau (Theodor Fisher) 1922.

In dieser recht fleißig, wenn auch stellenweise sehr schleppend verfaßten Arbeit wird der immerhin lobenswerte Versuch gemacht, in das schier unentwirrbare Chaos der allgemeinen Volksmedizin hier speziell der Volksbotanik — durch Anwendung der wissenschaftlichen Systematik einige Ordnung zu bringen. Dieser Versuch ist zwar durchaus nicht neu, denn in meinem Buche „Geist der Medizin" aus dem Jahre 1915, welches M. nicht zu kennen scheint, hätte er im Kapitel Phytotherapie sozusagen das Spiegelbild seiner Monographie, wenn auch in einfacherer und vielleicht auch übersichtlicherer Form gefunden, wobei er sich sicherlich auch viel Zeit und Mühe erspart hätte. So wie dort, teilt er die Volkspflanzen in Kryptogamen und Phanerogamen, diese in Gymnospermen und Angiospermen, diese wieder in Monokotyledonen und Dikotyledonen und so weiter fort nach den botanisch festgelegten Gruppen von den Juglandazeen bis zu den Kompositen. In der Einleitung gibt es hier eine Übersicht der wichtigsten hiehergehörigen volksbotanischen Schriften, besonders des Altertums und des Mittelalters, wohin auch die lange Reihe der verschiedenen Kräuterbücher gehört. Nebst einem alphabetischen Register finden wir ein Literaturverzeichnis, bei welchem es recht unliebsam auffällt, daß manchen Quellen überflüssige Zusätze beigegeben sind (wie z. B. „unkritisch", „mangelhaft", „von großem Wert!", „tief eindringend", „sehr fleißig", „nicht immer zuverlässig" usw.), Bemerkungen, die mehr für einen Mittelschullehrer in eine Schularbeit passen, oder die sich ein Anfänger in seinem Handbuche mit dem Bleistifte notiert, zumindest jedoch ein ernster Forscher für sich behält.

O. Hovorka.

6.

Kirfel, W.: *Die Kosmographie der Inder, nach den Quellen dargestellt.* Mit 18 Tafeln, VIII, 401 S., 4°. Bonn und Leipzig 1920.

Der Verfasser, Bibliothekar und Privatdozent an der Universität Bonn, einer der namhaftesten Schüler des bekannten deutschen Indologen Hermann Jacobi, bringt seinem Lehrer diesen stattlichen Quartband als Festgabe zum 70. Geburtstage dar. Dem Autor wie auch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, welche die Drucklegung dieses monumentalen Werkes durch Unterstützung überhaupt erst ermöglichte, sind wir zu um so größerem Danke verpflichtet, als sie mit diesem Werke der umfassenden Gründlichkeit deutscher Wissenschaft ein bleibendes Denkmal gesetzt haben, dessen stolzer Bau ein dauerdes Ehrenzeichen in der Zeit größter Volksnot darstellt. In Würdigung der hohen Bedeutung, welche der Kenntnis der kosmologischen Vorstellungswelt für die Kulturgeschichte alter Völker zukommt, hat der Verfasser diesen Vorstellungen eine eingehende Untersuchung gewidmet und sie zum Gegenstande eines selbständigen Werkes bei demjenigen Volke gemacht, bei dem die Vorstellungen am großartigsten, wenn auch mit Aufbietung schrankenlosester Phantasie entwickelt wurden, nämlich bei den Indern.

Das Werk gliedert sich nach den drei Hauptreligionen Indiens: Brahmanentum, Buddhismus und Jainismus, in drei gesonderte Darstellungen, von denen freilich die Kosmographie der Buddhisten, weil bisher bloß in handschriftlichen Texten vorliegend, die noch nicht systematisch bearbeitet wurden, mit bloß 30 Seiten zu kurz abkommt, während auf die Kosmographie der Brahmanen mehr als das Sechsfache und auf jene der Jaina das Vierfache entfällt. Besonders erwünscht ist das über 60 Seiten starke Register aller im Buche vorkommenden indischen Eigennamen, der einzelnen Lesarten und Fachausdrücke. Bei der Schwierigkeit des Gegenstandes, der außer der Kenntnis der indischen Sprachen auch noch ein umfangreiches Wissen auf einer Reihe anderer Wissensgebiete beim Bearbeiter voraussetzt, da der kosmologische Vorstellungskreis nicht nur auf die Erd- und Länderkunde, die gesamte Himmelskunde, Chronologie und Kalenderkunde, auf Mythologie, Religion, Eschatologie übergreift, ist eine gleich umfassende Verarbeitung der vielen einschlägigen Teilfragen natürlich ausgeschlossen. Es ist schade, daß der ursprüngliche Plan, jedem indischen Worte die Bedeutung oder Erklärung gleich beizufügen, aus Gründen der Papierersparnis aufgegeben werden mußte. In hohem Grade anerkennenswert ist die Verwertung aller dem Verfasser zugänglichen indischen Quellen. Für verdienstlich halte ich es auch, daß der Verfasser die Titel der Quellen nicht in der sonst üblichen Weise durch unaussprechbare Abkürzungen angedeutet, sondern voll ausgeschrieben hat, was demjenigen, der nicht gerade engerer Fachmann ist, die Aufsuchung von Textstellen sehr erleichtert, während die Einführung stärkerer

Kürzungen oft auch den Wissenschafter wie eine unverständliche Geheimsprache anmutet, die er erst mühsam erlernen muß.

Den drei Sonderdarstellungen geht eine ausführliche Einleitung über das Verhältnis der drei indischen Systeme und ihre Beeinflussung durch Babylon voraus, die auch weitere wissenschaftliche Kreise angeht. Daß eine solche Beeinflussung tatsächlich stattgefunden hat, kann nunmehr als vollkommen gesichert gelten. Das System der sieben indischen Dvīpas ist, gleich dem iranischen Systeme der sieben Karšaware, offenbar auf eine Verbindung Indiens mit den Ländern im Westen zurückzuführen, wie seinerzeit schon Alb. Weber richtig vermutet hat. Wie in Iran das System der sieben Karšaware auf eine ältere Form, ein neunteiliges Himmels- und Weltbild zurückweist (vgl. G. Hüsing, Die neun Karšaware, und W. Schultz, Zu den neun Karšawaren in Mitra, Zeitschrift für vergleichende Mythenforschung, 1914, Sp. 254—259), so gab es auch in Indien anscheinend vor, zum Teil auch neben dem siebenteiligen ein solches neunteiliges Weltbild. Ein Beispiel ist das neunteilige Kosmogramm in quadratischer Form mit den Darstellungen der acht Welthüter und des achtstrahligen Windrosensternes in der Mitte, das ich in meiner Abhandlung „Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken" mit dem Kosmogramm der neun Himmel auf Bl. XIV des mex. Codex Borgia verglichen und dabei gezeigt habe, daß die Übereinstimmung zwischen dem indischen und dem mexikanischen Himmelsbilde sich nicht nur auf die Form und die Einteilung, sondern auch auf die Verteilung der einzelnen Gottheiten auf die neun Himmelsfelder erstreckt. Ein neunteiliges Kosmogramm in Blumenform, d. h. in Gestalt einer achtblätterigen Lotosblume, zusammen mit Göttern, Planeten und kosmischen Farben zeigt der im Journal of the Asiatic Society of Bengal, 1884, LIII/1, S. 38. abgebildete Weltlotos, der meine Voraussetzung eines achtblätterigen Blumenweltbildes als Vorbild für den von mir in Abb. 8 aus den Asiatic Researches VIII, London 1808, S. 376, wiedergegebenen zwölfteiligen indischen Weltlotos als richtig bestätigt. Ebendort habe ich zu dem kleinen neunteiligen Weltbilde, das sich in den neun Landschaften des indischen Erdteils Jambudvīpa (Vāmanapurāna 13, 2—7, Kirfel, S. 58) wiederspiegelt, außer dem chinesischen Bilde der neun Himmel und seinem irdischen Abbilde, dem „Reiche der Mitte", das von den mythischen acht Ländern umgeben ist, sowie dem mexikanischen Kosmogramm der neun Himmel auch auf das Palastbild des Assyrerkönigs Sarrukin des Jüngeren als Spiegelbild eines neunteiligen Himmelsbildes hingewiesen. Auch nach Westen scheint das neunteilige Weltbild von seinem Ursprungslande in Vorderasien übertragen worden zu sein, worauf unter anderem auch die neun Welten oder Heime der nordischen Edda hinweisen. Außer dem Palastbilde des Assyrerkönigs, dem irdischen Abbilde der Himmelseinteilung in neun Teile (vgl. „Die neun Pfade" der Inder und meine Ausführungen in MAGW, Bd. LII, S. 121, Fußnote 3), wäre auch auf die acht Gottheiten hinzuweisen, die am Schlusse eines assyrischen, aus der Regierungszeit Adad-nirâris III stammenden und vom Jahre 799 v. Chr. datierten Freibriefes angerufen werden und im Zusammenhange mit der Vorstellung von der Vergöttlichung der Könige die weitere Vorstellung enthält, daß der König als irdischer Vertreter der höchsten Gottheit von den acht göttlichen Welthütern umgeben ist. Genannt werden die Gottheiten Asur, Samaš, der assyrische Bel, die assyrische Ištar, Adad, Nergal(?), Ninurta und Sibiti. In demselben Sinne ist auch Sennacheribs Achtgötter-Gruppe (M. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens, I, S. 246) aufzufassen. Die „Viergötterstadt", die als Sitz der Ištar von Arbela seit dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert in assyrischen Keilschrifttexten erscheint (vgl. Jastrow, I, S. 215 ff.), hängt wohl ebenso mit dem Kulte der Welthüter zusammen, wie der Titel Šar Kibrat irbittim mit der Vorstellung des Weltherrschers (Šar Kiššati) und der vier göttlichen Welthüter. Nebenbei bemerkt sei, daß in der Ursprungssage der Inka von Peru vier Brüder und vier Schwestern erscheinen, die wohl mit den acht Welthütern zu vergleichen sind, und daß der Inka, der gleich orientalischen Herrschern als „Sohn der Sonne" bezeichnet wurde, mit dem Titel „Herr der vier Weltgegenden" ausgezeichnet wurde.

Kirfel zeigt im einzelnen, wie die Hauptvorstellungen des Weltbildes in Babylonien: die Vorstellung von der nach den vier Himmelsrichtungen orientierten, vom Weltmeere(apsû)um- und unterflossenen Erdscheibe mit ihrem äußeren Ringwalle, dem sogenannten „Damm des Himmels" (šupuk šamê); weiters die Vorstellung vom „großen Berg der Länder" (šad mātāti, šad Arali); die ursprüngliche Dreizahl der Himmelssphären und ihre spätere Erweiterung zur Siebenzahl, schließlich auch die Vorstellung von den vier als Welthütern gedachten Planetengöttern sowie die Reihe der sieben Planetenfarben der Mauern der Stadt Ekbatana des Herodotos sämtlich im indischen Kulturkreise ihre Entsprechungen aufweisen, daß auch der zwölfteilige Tierkreis und die Reihe der 28 Mondhäuser, der Naksatra in Indien, soweit es der Forschung bisher gelungen ist, mit aller Wahrscheinlichkeit nach babylonischer Herkunft sind.

Es wird manchem nicht unerwünscht sein, wenn wir hier den für babylonischen Einfluß in Betracht kommenden Vergleichsstoff in Gegenüberstellung anführen.

Babylon:	Indien:
1. Die Erde eine vom Weltmeere umflossene Scheibe.	1. Die Erde eine vom Ozean umflossene Scheibe
2. Der große Berg der Länder Harsag(gal)-Kurkura; šad mātāti; šad Aralī).	2. Der mythische Weltberg „Meru".
3. Ursprüngliche Dreizahl der Himmelssphären.	3. Drei himmlische Sphären.
4. Spätere Siebenzahl der Himmelssphären (die sieben tubukāti).	4. Die sieben Pātāla.
5. Die vier Planetengötter Marduk, Ninurta, Nabu und Nergal als Hüter der vier Weltgegenden Ost, Süd, West und Nord.	5. Die vier Lokapālas: Indra, Yama, Varuna und Soma (bzw. Kubera) als Welthüter des Ostens, Südens, Westens und Nordens.
6. Die Farben der sieben Planeten.	6. Die Farben der sieben Pātāla.
7. Der zwölfteilige Tierkreis.	7. Der zwölfteilige Tierkreis.
8. „Die Sterne, die in der Bahn des Mondes stehen", bzw. die dem Wetterstimmenkreise zugrunde liegende Sternbilderreihe (Mondhäuser).	8. Die indischen Mondhäuser (Naksatra).

Dazu kommt noch der von P. Fr. Xaver Kugler erbrachte Nachweis, daß die Dauer des längsten Tages in Indien und in China nicht auf diese Länder passen, sondern mit der geographischen Lage der Stadt Babel übereinstimmen und schließlich noch die vom Referenten aufgezeigte Tatsache, daß die schematischen Einteilungsbilder des Himmels, die sogenannten „kleinen Weltbilder" des babylonisch-assyrischen, des indischen, des ostasiatischen und des toltekischen Kulturkreises untereinander durchwegs übereinstimmen. (Vgl. MAGW, Bd. LII, S. 101—136.) Kirfel ist es leider entgangen, daß es neben geographisch deutbaren Weltbildern auch schematische Einteilungsbilder des Himmels und der Erde gab, die zugleich zur Ablesung der Tagesstunden dienten und als Sonnenuhren im Gebrauche standen, zugleich aber auch als Kalender und als astrologische Wahrsage-Instrumente verwendet wurden.

Der Verfasser zeigt auf Grund eines umfangreichen Quellenstoffes, den er in den drei Hauptabschnitten des Werkes vorführt, daß die kosmographischen Systeme der Brahmanen, der Buddhisten und der Jaina auf dieselben Grundlagen zurückgehen und sich nur durch Erweiterung und Veränderung durch einige abweichende Ideen zu scheinbar völlig verschiedenen Systemen entwickelten. Die eingehende Behandlung des ganzen Stoffes und die klare Darstellung des verschiedenen Entwicklungsganges im einzelnen durch den Verfasser kann geradezu vorbildlich und mustergültig genannt werden. Dem Bande ist eine Reihe von bisher meist unbekannten Abbildungen nach indischen Originalen aus öffentlichen und privaten Sammlungen auf nicht weniger als 18 Tafeln beigegeben.

Das Werk Kirfels ist wegen seines umfassenden Inhaltes und des reichhaltigen Namen- und Sachverzeichnisses, das besonders für Beamte von Museen und wissenschaftlichen Bibliotheken ein willkommenes und unentbehrliches Nachschlagewerk ist, eine um so höher einzuschätzende Leistung, als darin zum ersten Male der Versuch gemacht wird, das gesamte kosmographische Quellenmaterial eines einzigen Volkes nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu bearbeiten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Möchte bald auch das gesamte kosmographische Material der Buddhisten mit Einschluß der noch unveröffentlichten Handschriften von einem Fachmann auf ebenso gründliche Art wissenschaftlich bearbeitet werden, wie Kirfel das brahmanische und das jainistische Material gesammelt und bearbeitet hat. Wenn der ausgezeichnete Verlag Kurt Schroeder nach dem Vorbilde von Kirfels „Kosmographie der Inder" auch das umfangreiche kosmographische Material anderer alter Völker in ähnlicher Weise monographisch sammeln und bearbeiten ließe, könnte er sich durch jedes einzelne Werk ein ebenso unsterbliches Verdienst um die Wissenschaft erwerben, wie durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes von W. Kirfel. Allen Faktoren, welche das Zustandekommen dieses Standardwerkes ermöglicht haben, vor allem der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, gebührt unser Dank und unsere wärmste Anerkennung. *F. Röck.*

7.

Hertel, Johannes: *Zweiundneunzig Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien.* Aus dem Persischen übersetzt. (Indische Erzähler, Bd. IX), Leipzig (H. Haessel) 1922.

Der Herausgeber der Sammlung „Indische Erzähler" bringt im vorliegenden Bändchen eine Reihe kurzer schwankartiger Erzählungen und Anekdoten, die allerdings nicht rein indischen Ursprungs sind, sondern größtenteils zu dem im ganzen Orient bekannten und beliebten humoristischen Erzählungsgut gehören, dessen eigentliche Herkunft in den meisten Fällen kaum noch festzustellen ist. Die Geschichten

wurden, wie Sprache und Inhalt ergeben, von einem indischen Mohammedaner gesammelt und bearbeitet und zum erstenmal in Gladwins „Persian Moonshee (1801)", später von Georg Rosen nach einem persischen Manuskript aus dem Nachlasse seines Bruders Friedrich August Rosen in seinen Elementa Persica (1843) herausgegeben. Seither haben die Geschichtchen, die übrigens auch in Hindostani Quellen auftreten, so manchem angehenden Orientalisten zur ersten Einführung in die Sprache Hafiz' und Firdusis gedient, zumal eine Reihe von ihnen auch in anderen persischen Grammatiken wie in Claird-Tisdalls „Modern Persian Conversation Grammar" oder bei Salemann-Shukowski abgedruckt worden sind. Auch benützten sie namhafte Iranisten bei persischen Dialektstudien, indem sie sie von ihren einheimischen Gewährsmännern aus dem persischen Urtext in die betreffenden Mundarten übertragen ließen. Es ist sehr dankenswert, daß der Verfasser diese in Orientalistenkreisen so wohlbekannten Anekdoten nunmehr in mustergültiger Übersetzung einem größeren Publikum zugänglich macht. Trotz ihres leichten, spielenden Inhalts gewähren die Geschichtchen doch einen guten Einblick in Denkart und Seelenleben des Orients; manche von ihnen sind auch literarisch von Interesse, so eine orientalische Fassung der Erzählung von der Fleischwette des Shylock, vom Urteil des Salomo, äsopische Fabeln und anderes Erzählungsgut, das in verschiedenen Werken der persischen Literatur, in Tausend und einer Nacht, dem Papageienbuch und den Schwänken des Mollah Nasreddin seine Parallelen hat.

R. Bleichsteiner.

8.

Choix d'Objets d'Art d'Extrême Orient conservés dans les Pays Bas. Première Série. La Haye (Martinus Nijhoff) 1920.

In dankenswerter Weise hat die Gesellschaft der Freunde ostasiatischer Kunst im Haag mit einer Publikation von erlesenen Werken dieser Kunst aus dem Besitze der Staates und privater Sammlungen begonnen, welche der wissenschaftlichen Forschung interessantes Vergleichsmaterial erschließen wird. Die erste Lieferung liegt uns vor. Sie enthält auf 24 Tafeln ganz vortreffliche Abbildungen von Werken der Plastik und Malerei aus China, Japan und Hinterindien, die eine wertvolle Bereicherung mancher bekannter Typen darstellen.

Tafel I zeigt eine Maitreyafigur, deren Darstellungsformen sowohl durch das Sitzmotiv wie auch durch die formalen Gegebenheiten den Mischstil der späten T'angzeit repräsentieren, der, von Einflüssen des Gandharakreises durchsetzt, auf dreidimensionale Wirkung und realistische Behandlung der äußeren Erscheinung eingestellt ist.

Tafel VI bringt eine Tonstatuette, deren Zusammenhang mit der chinesischen Grabplastik der T'angperiode trotz mancher Eigenart unzweifelhaft ist. Bemerkenswert und in der Auffassung auf die Darstellung der Priesterbildnisse jener Zeit hinweisend sind die porträtmäßig gebildeten Gesichtszüge, die in auffallendem Widerspruch zu der naturfernen Behandlung des Körpers stehen. Dieser zeigt, in frontaler Stellung symmetrisch angeordnet, noch die einfachen Umrißlinien eines archaischen Stils. Die altertümliche Strenge stilisierter Körperformen, deren geometrischer Aufbau durch ein eng anliegendes fast faltenloses Gewand zur vollen Auswirkung gelangt, bringt hier die stille Größe frommer Versunkenheit als Inhaltsmotiv zum Ausdruck.[1])

Tafel IX gibt den Kopf eines Buddha Amitâbha, der die Stileigentümlichkeiten späteren Kunstwollens zeigt. In der Wiedergabe der äußeren Erscheinungsform erkennt man die fortschreitende Naturbeobachtung, der durch die Großzügigkeit der Formengebung und durch den tiefen Frieden des Gesichtsausdruckes das Gegengewicht gehalten wird; die Distanz des Göttlichen bleibt noch gewahrt.

Der Buddha der Shingonsekte Tafel XI hingegen ist schon ganz befreit von den strengen Prinzipien idealer Formdarstellung. Die Muskelpartien scheinen fast nach anatomischen Gesetzmäßigkeiten gebildet, alles ist auf die lebensvolle Natürlichkeit körperlicher Daseinserscheinung eingestellt, welche, unterstützt von der Asymmetrie der Gewandbehandlung, auch durch die Dhyâna-mudrâ und den gesenkten Blick der halbgeschlossenen Augen nicht beeinträchtigt wird. Wir würden aus diesem Grunde und auch vieler Konventionalismen wegen das Stück einer etwas späteren Entstehungszeit zuweisen.

Von den Werken der Malerei sei ein Arhat zu Pferde, Tafel VIII, besonders hervorgehoben, der, umringt von höllischen Geistern, die Ruhe und stille Heiterkeit seines heiligen Wesens bewahrt. Die ganze Komposition steht noch im Zeichen guter Traditionen; man möchte an die Schule Li-lung-miens denken, die durch den Japaner Mincho zu neuem Leben erweckt wurde.

Auch die Gottheit des Mondes, Tafel X, zeigt noch deutlich die Spuren einer großen künstlerischen Vergangenheit. Sie ist gelöster und reicher in Haltung, Bewegung und Gewandbehandlung als Candra-

[1]) Vgl. Karl With: Buddhistische Plastik in Japan.

Gwat-ten des Takuma Shoga[1]) und man glaubt in jener Rolle das Vorbild einer Seidenstickerei zu sehen, die im Auktionskatalog der Sammlung Hayashi, II. Teil, Tafel 1417, abgebildet ist, dort aber wohl mit Unrecht noch als „Takumaschule, 12. Jahrhundert" bezeichnet wird.

Zu den besten Stücken des vorliegenden Tafelwerkes gehört der Buddhakopf aus grauem Stein, Tafel XV. Das feine Korn des Steines, dessen samtartige Oberfläche in der vortrefflichen Reproduktion so schön zur Geltung kommt, verleiht dem Antlitz einen weichen Schimmer, der wie der Abglanz überirdischer Seligkeit das Gesicht des Buddha mit seinem weltentrückten Lächeln verklärt und im Beschauen die Vorstellung zeitloser Ewigkeit hervorruft. *M. Stiassny.*

9.

Tillema, H. F.: *„Kromoblanda". Over't vraagstuk van „het Wonen" in Kromo's groote Land.* Vijfde deel, 2 Stukken. 1922. (Nicht im Handel.) 960 S. 4^0.

Wir haben bereits im vorigen Bande dieser „Mitteilungen" (S. 145) auf die ersten vier Bände dieses mit seltener Begeisterung für die Sache und in aufopfernder Weise auf eigene Kosten herausgegebenen Werkes hingewiesen. Der Verfasser will die allgemeine Aufmerksamkeit auf die große Wichtigkeit lenken, die eine Verbesserung des Gesundheitszustandes der Bevölkerung Indonesiens für ihre Erhaltung und Weiterentwicklung hätte. Der vorliegende Doppelband befaßt sich nun mit der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, die nicht nur bei den Naturstämmen, sondern auch in den stärker europäisch beeinflußten und industrialisierten Gebieten sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Der Verf. stellt aus der gründlichst benützten Literatur alles über Hausbau und Siedlung, Hausrat und damit zusammenhängende Bräuche Bekannte zusammen; in der Darstellung wird das holländische Kolonialgebiet inselweise, größere Inseln in mehreren Abschnitten behandelt. Die Illustration ist reich und sehr gut; leider fehlt manchmal die genaue Lokalisierung der Bilder. Für alles auf Hausbau und Siedlungswesen Bezughabende ist das Werk eine wahre Fundgrube; ausführliche Register erleichtern das Nachschlagen.

Wir können dem Verfasser für die immense Arbeit nur unseren wärmsten Dank zollen und wollen hoffen, daß er im Interesse der Erhaltung der Völker Indonesiens das erreicht, was er sich als Lebensaufgabe gestellt hat. *L. Bouchal.*

10.

Frobenius, Leo: *Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas.* Bd. VI. Spielmannsgeschichten der Sahel. Herausgegeben von —. (Veröffentlichungen des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie.) Jena (Eugen Diederichs) 1921.

Mit der der arabischen Sprache entnommenen Benennung Sahel bezeichnet Frobenius die Grassteppe zwischen Sahara und Sudan, die nur kurze Zeit im Jahre von fließenden Wässern durchzogen wird. Kulturell drückt die Viehzucht mit ihrem Ringen um Weide- und Wasserstellen diesem Gebiet ihren Stempel auf. Wie die arabischen Beduinen, so weisen auch die Bewohner der Sahel keine besonders stark entwickelten religiösen Züge auf, neigen dagegen sehr zur Verherrlichung irdischen Heldentums. Diesen Bardendichtungen der Sahelbewohner ist nun der vorliegende Band gewidmet. In Faraka, zwischen Niger und Bani, wo Frobenius seine Spielmannslieder sammelte, soll dieser Heldengesang zu besonderer Blüte gelangt sein. Die darin besungenen Ereignisse reichen nach dem Verfasser zum Teil bis in vorchristliche Zeit hinauf.

Neben den von Frobenius für die Sahel so stark in den Vordergrund gestellten Viehzüchtern gibt es dort auch Ackerbauer, denen anscheinend die stark mutterrechtlichen Einflüsse in der Bevölkerung zu danken sind. Beachtenswert ist die Kastengliederung, wobei ich besonders auf die Gruppe der Schmiede hinweisen möchte, deren teils geachtete, teils gefürchtete Stellung sich am ehesten mit dem asiatischen Schamanentum vergleichen läßt. Das Kastenwesen ist in der Einleitung ziemlich ausführlich behandelt, zum Verständnis der Texte wäre aber auch eine geordnete Übersicht über die zahlreichen im weiteren Verlaufe genannten Stämme gewiß sehr von Vorteil gewesen.

Der Hauptteil des Buches befaßt sich mit den verschiedenen Dichtungen der Sahel. Aufgefallen ist mir hiebei besonders die Erzählung S. 60, welche von der Wiederentdeckung des Reiches Wagadu handelt. Zug um Zug spiegelt sich hier die Geschichte wieder, wie Jakob sich den Segen Isaaks erschleicht. Der alte blinde König, der seinen ältesten Sohn rufen läßt, und die Geheimnisse, die die Herrschaft be-

[1]) Masterpieces of Japanese Pictorial Art, Bd. I, Tafel XXX.

inhalten, unwissentlich dem unterschobenen Jüngsten anvertraut, der in den Kleidern des ältesten Bruders erscheint und zur Nachahmung der behaarten Arme des Bruders seine Arme mit dem Felle einer Ziege überzog, wodurch er den auf Tasten und Beriechen angewiesenen blinden Vater täuscht — alles entspricht Stück für Stück der biblischen Legende, von der unverstandene Reste wohl auch S. 282 in der Episode vorliegen, wo der jüngste Bruder durch Überbringung eines Wildpretes an den Vater sich die Würde des Ältesten erringt. Frobenius weist mit Recht darauf hin, daß gewisse Anhaltspunkte auf die Mittelmeerküste als den Ausgangspunkt des Heldengesanges hinweisen. Schon bei Besprechung des ersten und dritten Bandes von Atlantis (MAGW Bd. LI, 213 f) habe ich auf die Beziehungen hingewiesen, die das Erzählungsgut der Kabylen mit Südarabien verbinden. So möchte ich auch hier annehmen, daß die Kenntnis dieses biblischen Stoffes den arabischen Bevölkerungselementen zu danken ist, die in den Jahrhunderten nach der Hidschra Nordafrika überfluteten. Beachten wir weiter, daß von linguistischer Seite (Burdach, Sitz.-Ber. d. preuß. Ak. d. Wissensch., 1918, 845 ff.;[1]) 994 ff.) der europäische Minnesang mit arabisch-persischem Kulturgut in Beziehung gebracht wird, das über Nordafrika Südwesteuropa erreichte, so liegt es nahe, auch den Heldengesang der Sahel auf dieselbe Quelle zurückzuführen. Wenn in den Gesängen Ereignisse geschildert werden, die angeblich in die vorchristliche Zeit zurückreichen, so ist dies kein Grund gegen die hier vorgetragene Annahme. Denn entweder werden durch die später eingeführte Dichtungsart ältere bodenständige Ereignisse verherrlicht oder die Überlieferung selbst kann unrichtig sein. Jedenfalls dürfen wir an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß das von Frobenius vorgelegte Erzählungsgut in vielen Stücken an Geschichten erinnert, die uns aus Südarabien bekannt sind. Ich verweise z. B nur auf die Erzählung vom verachteten Schwiegersohn, der als unerkannter Held rettend eingreift und die geehrten Schwäger beschämt (s. S. 171); wozu als Parallele Jahn, Mehri-Sprache Nr. 7, bzw. Hein-Müller, Mehri- und Hadrami-Texte Nr. 54, verglichen werde.

Von anthropologischem Interesse scheinen besonders die Tommo (Habbe) zu sein, die das Bergland östlich von Faraka am Nigerboden bewohnen. Frobenius unterscheidet einen kuschitischen Typus mit langem Schädel, kleiner Statur, rötlicher Haut, wozu die mongolisch geschnittenen Augen gar nicht passen wollen, die Frobenius diesem Typus zuschreibt. Die zweite Gruppe zeigt ausgesprochen negroide Merkmale. Wenn, woran ich nicht zweifeln möchte, die Mongolenaugen wirklich richtig beobachtet sind, so wird wohl noch ein drittes Element in der Bevölkerung stecken, das herauszuarbeiten und in seinen Beziehungen zum Osten festzulegen, Sache zukünftiger Forschung sein wird. Vielleicht wird sich dann auch die Sitte, daß der Freier in der Regenzeit vor der Verehelichung mit seinen Gefährten dem zukünftigen Schwiegervater hilft, den Acker zu bestellen, als Ableger des in Asien so verbreiteten, „Dienens um die Frau" erweisen. *V. Christian.*

11.

Lindblom, Gerhard: *Negerhistorier kring lägerelden.* Uppsala (J. A. Lindblad) 1922. 228 S., 8^0, mit 59 Abbildungen.

Dieses Buch des bekannten schwedischen Afrikanisten enthält Erzählungen, die er vor dem Kriege auf seinen Reisen bei den Akamba, dem großen Bantustamme zwischen Kilimandjaro und Kenya, aufgezeichnet hat. Der größte Teil besteht aus Tierfabeln, eine kleinere Gruppe besteht aus Geschichten von Riesen und Menschenfressern, den Schluß bilden ein paar Erzählungen gemischten Inhalts. Die Erzählungen geben einen guten Einblick in das geistige Leben der Akamba; wissenschaftlich, z. B. für die vergleichende Mythenforschung, bieten sie freilich wenig. Das liegt aber zum Teil in der Auswahl: Lindblom wollte kein wissenschaftliches Werk schreiben, sondern, wie er selbst bemerkt, ein Buch, das der Unterhaltung dienen soll. Das Verständnis der Erzählungen fördern Anmerkungen über Leben und Treiben der Akamba und die fast jeder Geschichte beigegebenen Abbildungen, welche irgendeine in der betreffenden Erzählung erwähnte Verrichtung u. dgl. veranschaulichen. In einer lebhaft geschriebenen Einleitung berichtet Lindblom außerdem über die Rolle, die das Geschichtenerzählen bei den Negern spielt, und über die Art und Weise, wie sie sich damit unterhalten. Äußerst sorgfältig ist Lindblom nach seinem eigenen Berichte bei der Aufzeichnung der Erzählungen zu Werke gegangen. Er hat sie sich mehrmals vorsagen lassen und sie sofort nach Diktat, nicht etwa später erst aus dem Gedächtnisse, in der Originalsprache niedergeschrieben. *L. Franz.*

[1]) Als die wichtigsten Eigenschaften des deutschen Minnesanges werden S. 852 f. (nach Bodmer) aufgezählt: 1. der Minnesang eine „Profession"; 2. Gesellschaftspoesie der Höfe; 3. eine von den Troubadours abhängige „Gewohnheit"; 4. die Minnesänger im Lande herumziehend; 5. ihre Dichtungen in einer Gesellschaft von Hörern mündlich vorgetragen; 6 ihre Sprache „reich, nachdrücklich, anmutig". All dies sind aber auch charakteristische Züge des sahelischen Bardensanges!

12.

Danzel, Th. W.: *Mexiko I.* Textteil (59 S., 4°): Grundzüge der altmexikanischen Geisteskultur; Bildteil (56 Tafeln): Altmexikanische Bilderschriften. — *Mexiko II.* Textteil (32 S., 4°): Kultur und Leben im alten Mexiko; Bildteil (76 Tafeln): Mexikanische Plastik. (Schriftenreihe: Kulturen der Erde. Material zur Kultur und Kunstgeschichte aller Völker. Bd. XI und XII.) Hagen i. W. und Darmstadt (Folkwang-Verlag) 1922.

In den beiden Bänden entwirft der Verfasser ein abgerundetes anschauliches Bild von Kultur und Leben im Reiche der Azteken. Die schwierige Aufgabe ist selten mit so gründlicher Sachkenntnis und so großem Geschick in Angriff genommen und erfolgreich durchgeführt worden, wie in diesen beiden Bänden Th. W. Danzels, die zweifellos als das Gediegenste und Beste gelten dürfen, was im Folkwang-Verlage bisher erschienen ist. Der Verfasser, der sich besonders auf völkerpsychologischem Gebiete hervorgetan hat, versteht es, in ausgezeichneter Weise die Ergebnisse der Völkerpsychologie für eine sinnvolle Deutung und Erklärung mexikanischer Kulturverhältnisse fruchtbar zu machen. Dies muß dem Verfasser als ein um so höheres Verdienst angerechnet werden, als sonst vielfach die Ergebnisse völkerpsychologischer Betrachtungsweise vernachlässigt und ihr Wert für die Kultur- und Religionsforschung zu wenig beachtet werden. Der ebenso reiche als geistvolle Inhalt des Textes der beiden Bände beweist zur Genüge, daß die richtige Anwendung der völkerpsychologischen Methode vieles zur Vertiefung der Kulturforschung im allgemeinen und zur Deutung mexikanischer Kulturverhältnisse im besonderen beizutragen vermag. Während unsere heutige Lebensanschauung Subjektives und Objektives scharf von einander trennt, kannten nach Danzel die primitiven Menschen keine solche bewußte Scheidung der beiden. Die Bezeichnung „primitive Menschen" möchte ich, mit Rücksicht auf ihre Anfechtbarkeit vermeiden. Mythos wäre meines Erachtens nicht als die ursprüngliche besondere Anschauungsform des primitiven Menschen zu betrachten, sondern als die besondere Ausdrucksform von Menschen auf einer paideumatisch jungen Entwicklungsstufe des Geisteslebens. Die Verwobenheit subjektiver und objektiver Bewußtseinsgehalte dieser geistigen Entwicklungsstufe, auf der die reine Objektivität noch nicht selbständig in das Bewußtsein tritt, führt, wie Danzel zeigt, einerseits zu einer Vieldeutigkeit der mythischen Gestalten, anderseits aber zur Verteilung eines und desselben mythisch geschauten Objektes, zum Beispiel des Mondes, auf verschiedene mythische Gestalten. So erklärt der Verfasser die auffällige Tatsache, daß einzelne Gestalten der mexikanischen Götterwelt gleichzeitig lunare, solare oder terrestrische Züge aufweisen, wie zum Beispiel die Göttin Tlazol-teotl oder die Gestalt des Gottes Tezcatl-ipoca, daß ferner eine ganze Reihe mexikanischer Gottheiten echte Mondzüge tragen. Mit dieser eigentlich naheliegenden und dennoch von wenigen Mythologen gewonnenen Erkenntnis hat Danzel jenen Standpunkt der Hilflosigkeit, auf dem sich Sonnen- und Mondmythologen um das Wesen einer Gottheit zu streiten pflegten, in geschickter Weise überwunden. Danzel versucht der Lösung des Rätsels mit Hilfe der völkerpsychologischen Methode näher zu kommen. Daß die völkerpsychologische Methode allein noch nicht hinreicht, eine restlose Deutung der mexikanischen Mythen zu geben, gesteht der Verfasser selbst freimütig ein und nimmt daher in Fällen, wo diese Methode im Stiche läßt, die sogenannte psycho-analytische Methode der Mythenerklärung zu Hilfe, erklärt aber, daß er dieser Richtung in der Annahme infantiler Sexualitätsvorstellungen nicht zu folgen vermag. Dagegen glaubt der Verfasser zwei Motive, das der Riesensage und das Motiv des Urgötterpaares auf das Fortleben infantiler Vorstellungen im Mythos zurückführen zu können. Bei ersterem spiele das Erlebnis des Größenunterschiedes zwischen Kind und Erwachsenen mit herein, während sich in der Sage von einem uranfänglichen Götterpaare die Priorität der Eltern für das Kind bewahrt habe. In beiden Fällen wie auch in einem dritten Falle, wo in die mexikanische Weltzeitalterlehre ähnliche subjektive Momente hereinragen sollen wie bei infantilen „Urinträumen" oder bei der Erinnerung an die ersten Wärme- und Lichtreizerlebnisse des Kindes, was auf mythische Vorstellungen von der „Wassersonne" und der „Feuerregensonne" mit von Einfluß gewesen sei, vermögen wir freilich auch Danzel nicht beizupflichten. Als Grundlage der mexikanischen Weltzeitalterlehre glaube ich die mythische Mondanschauung erwiesen zu haben (vgl. MAGW LII, S. 109 ff.), welchen Nachweis Danzel allerdings offenbar noch nicht gekannt zu haben scheint. Die vier präkosmischen Sonnen haben danach zweifellos die Vierteilung des Monatskreislaufes und die vier Phasen des Mondes zum Vorbilde und gehören in die Reihe der sogenannten mythischen Beziehungsketten (catenae rerum naturalium) in der Weise, daß das Zeitalter der Wassersonne zum Mondviertel der zunehmenden Lichtsichel, die Feuerregensonne und die in Vögel verwandelten bzw. verbrannten Menschen zum immer höher aufsteigenden Vollmonde (dem Feuervogel bzw. dem auf das allsehende Vollmondauge deutenden scharfsichtigen Adler), die Jaguar- oder Erdsonne zu dem fleckig werdenden,

der Zerstückelung ausgesetzten Altlichtmonde und schließlich die Windsonne mit den in Affen verwandelten Menschen zum Schwarzmonde in Beziehung steht. Die in Tiere verwandelten oder von solchen gefressenen Menschen der vier mexikanischen Weltzeitalter: Fische, Vögel, Jaguare und Affen, weisen schon durch ihre Auswahl und durch ihre Übereinstimmung mit den mythischen Tiergestalten des Mondes, die den vier Elementen zugeteilt sind (Fische — Wasser; Vögel — Luft; Jaguare — Erde; Affen — Wind), unverkennbar auf Bilder der mythischen Mondanschauung hin.

Mit dieser steht auch die mexikanische Vorstellung im Zusammenhange, nach welcher die Seelen der Verstorbenen vier Jahre nach dem Tode in die neunte Unterwelt gelangen, wo sie zur Ruhe kommen. Nach mythischer Vorstellung kommen die Verstorbenen nach ihrem Tode in das Totenland, die Außenwelt auf dem Monde, wo sie naturgemäß auch die Schicksale des Mondes mit erleiden. Der Mond selbst galt ja den Mexikanern und anderen Völkern mythisch angeschaut als der erste Gestorbene der erste Mensch. Nun ändert der Mond für den aufmerksamen Naturbeobachter etwa alle drei Tagnächte seine Gestalt, zeigt also im Verlaufe seiner Sichtbarkeitsdauer neun verschiedene Lichtgestalten, und zwar als: aufsteigender Aschenmond, Neulichtsichel, erstes Viertel, dritter Oktant, Vollmond, fünfter Oktant, letztes Viertel, Altlichtsichel und als absteigender Aschenmond. In der neunten Phase geht das Licht der letzten schmalen Lichtsichel in das Aschenlicht über, bis auch dieses erlischt und der Mond unsichtbar wird. Die mythische Anschauung läßt den Mond, dessen abnehmendes Licht am Osthimmel erlischt, in die Symplegaden des Ostens hinabsteigen, vom Erdrachen verschlungen, in der Feuerregion des Sonnenaufganges verbrannt werden oder sich selbst verbrennen, wie z. B. den Mondgott Quetzalcouatl, dessen Herz sich in den Morgenstern verwandelt (mythische Verknüpfung nach der alogischen Vorstellung des post hoc propter hoc). Der Schwarzmond ist mythisch der vom Feuer verbrannte oder der schwarz gewordene Tote, nach anderer Vorstellung auch ein stark behaarter, schwarzgesichtiger Affe. Wenn nun die Seelen der Verstorbenen vier Jahre zum Durchgange der einzelnen Unterwelten brauchen, um in die unterste neunte Hölle zu gelangen, so erklärt sich dies sehr einfach bei Zurückführung auf die mythische Mondanschauung. Die vier Jahre der Ruhelosigkeit der Seelen haben ihr Vorbild in den vier Vierteln des Lichtmondalters, der Zeit, während welcher der Mond nacheinander acht verschiedene Gestalten zeigt. Die Gestalt, welche er nach den vier Doppelfristen des Lichtmondalters annimmt, ist die Phasengestalt des absteigenden Aschenmondes. In den vier Jahren der Wanderung und Wandlung der Seele liegt unverkennbar eine mythische Projektion der vier Doppelfristen des Lichtmondalters auf den Jahreskreis vor, während die neun Unterwelten den oben genannten neun Lichtmondphasen entsprechen. Wie der Mond nach neunmaligem Gestaltenwechsel scheinbar erlischt, zur Ruhe kommt und als Schwarzmond etwa drei Nächte unsichtbar bleibt, so kommen auch die Seelen der Verstorbenen nach der Durchwanderung der neun Unterwelten zur Ruhe. Da die vier präkosmischen Sonnen- oder Weltzeitalter in mythischer Beziehung zu den vier Elementen stehen und eine Übertragung menschlicher Jahre auf den kosmischen Kreislauf darstellen gleich den vier ruhelosen Jahren der Seele nach dem Tode, welche in ähnlicher Weise eine Projektion vom Lichtmondalter auf den Jahreskreis darstellen, so haben wir auch in Mexiko die Vorstellung des Durchganges der Seele durch die vier Elementarreiche, wie sie z. B. in der Alten Welt schon die Griechen zur Zeit des Empedokles kannten. Diese mythische Anschauung wird begleitet von einer symbolisch religiösen Anschauung, deren Ursprung gleichfalls in mythischer Mondanschauung liegt. Es ist die religiöse Vorstellung von der Wiedergeburt, die der Anschauung von der scheinbaren Erneuerung des Mondes nach dem Interlunium entsprang. Der Mond ist das mythische Vorbild, das Wesen, das in der abnehmenden Monatshälfte zerstückelt und getötet wird oder aber dahinsiecht und stirbt, in den Schwarzmondnächten tot ist, dann aber als glänzende Neulichtsichel wieder erscheint, gleichsam von den Toten aufersteht oder wieder belebt, wiedergeboren wird. Von der intuitiven Mondanschauung zweigen die sympathetische Weltanschauung, mythische Bildersprache, die Wurzeln des Mythos und der Symbolik sowie der religiösen Lehre von der Wiedergeburt ab. Der Mond ist ja zu allen Zeiten als Sinnbild der Unsterblichkeit, der Auferstehung und der Wiedergeburt angesehen worden. Ich mußte diese Vorstellungen wenigstens andeuten, um nicht bloß negative Kritik an dem Erklärungsversuche der mexikanischen Weltzeitalter durch Danzel zu üben und glaube, an obigem Beispiele den ungleich höheren Wert der Methode der vergleichenden Mythenforschung gegenüber der unzureichenden psychoanalytischen Methode mit genügender Klarheit dargetan zu haben.

Sehr anregend sind Danzels Ausführungen über mexikanische Mythen vom Standpunkte der Völkerpsychologie aus. Als wichtigstes völkerpsychologisches Gesetz stellt der Verfasser den Satz auf, daß auf früher Kulturstufe subjektive Verhältnisse auf objektive übertragen, gleichsam projiziert werden. So sind z. B. die objektiven Perioden, die sich in den astronomischen Gesetzmäßigkeiten ausdrücken, gewiß auch als symbolischer Ausdruck subjektiver Perioden und Rhythmen im Ablaufe des menschlichen Lebens (im Sinne der Forschungen von Fließ und Swoboda) angesehen und mitbestimmend

geworden bei der Entstehung des Kalenders, der anfänglich der Hauptsache nach als Schicksalsbuch zur Erkennung der subjektiv günstigen oder ungünstigen Zeiten verwendet wurde, welche Bedeutung nach und nach in den Hintergrund getreten ist, während früher diese magische Bedeutung des Kalenders im Vordergrunde stand.

Der Verfasser bringt unter anderem auch die Vorstellung der kosmographischen Schichtung in Vergleich mit der Schichtung des menschlichen Bewußtseins und zeigt, wie Kosmographisches und Psychologisches zusammenfallen. So vergleicht er z. B. die himmlische, die irdische und die höllische Region im Weltbilde mit den drei Bewußtseinsschichten des intuitiv gesteigerten Bewußtseins, des normalen Wachbewußtseins und des Unterbewußtseins. Eine Reihe mythischer Vorstellungen und Verhältnisse werden als Projektionen menschlicher Verhältnisse in das Kosmische betrachtet, so z. B. die Vorstellung von dem im Nabel der Welt wohnenden Feuergotte, mit dem Herdfeuer in der Mitte des Hauses und anderem. In dem Verzeichnis der Schriften wären auch die Forschungen von F. Bork zu erwähnen gewesen, der über die Zuteilung der Gottheiten zu den Himmelsrichtungen und die Welteckenplaneten eingehend gehandelt hat. Die magische Anatomie bringt Danzel nach L. Staudenmaier in Zusammenhang mit gewissen physischen Reizen und bestimmten Vorstellungen, die bei verschiedenen Völkern auf die Vorstellung eines geheimnisvollen Zusammenhanges von Körperteilen und Dämonen führte. Daß die magische Anatomie der primitiv menschlichen Sphäre angehöre, wie Danzel meint, glaube ich nicht; vielmehr sehe ich in solchen Vorstellungen herabgesunkenes Kulturgut, das der sympathetisch-universistischen, den Makro- und den Mikrokosmos in gleicher Weise einbeziehenden Weltanschauung angehört, einem Systeme, das seinen Ursprung nicht unter sogenannten Naturvölkern, sondern im Bereiche einer höheren Kultur gehabt haben muß.

Für die Sage von der Selbstopferung Quetzalcouatls nimmt Danzel neben der mythologischen Deutung auf den Mond noch eine psychologische Deutung an, insofern als der psychische Vorgang der Introversion und der daraus folgenden Wiedergeburt mit gemeint sei. Quetzalcouatl gilt in der Tat als der Büßer, der durch die entsagungsvolle Abkehr von der Außenwelt und das sich Versenken in die geistige Innenwelt eine völlige Erneuerung des Wesens auslöst. Meines Erachtens ist dieser psychologische Sinn erst sekundär entstanden, der mythische Sinn dagegen der ursprüngliche: Wie nach mythischer Anschauung der Mond erst am Osthimmel verschwinden, Quetzalcouatl sich verbrennen muß, damit sich sein Herz in den am Osthimmel aufgehenden Morgenstern verwandeln kann, so muß der abnehmende Mond zum Schwarzmonde werden, gleichsam sich verbrennen, das heißt das alte Mondwesen muß sterben, um sich in die Neulichtsichel als neues Mondwesen verwandeln zu können. Ebenso muß die alternde Abendsonne untergehen, um am nächsten Morgen als leuchtende Frühsonne wieder erscheinen, wieder geboren werden zu können, Der mythische Sinn beruht in der gedanklichen Verbindung menschlicher und kosmischer Schicksale in Folge der Entsprechung der Kreisläufe.

Wie in der altorientalischen Weltanschauung sich alle Kreisläufe entsprechen und das Irdische als ein Abbild des Himmlischen galt, so auch in Alt-Mexiko. Die Tempel sind nichts anderes als irdische Abbilder himmlischer Wohnungen. Daher sind die auf Stufenpyramiden erbauten Tempel der Götter kosmisch gemeint, wie die Zahl der Stufen des Haupttempels in Mexiko: 360 auf die Tage des Jahreskreises deuten und das langsame Emporsteigen des Opfers auf den Stufen der Stufenpyramide dem langsamen Aufstiege der Sonne zum Zenith gleichkommt. Mythische Symbolik liegt auch dem mexikanischen Brauche des Menschenschindens zugrunde, indem das Abstreifen und Überziehen der Haut des Opfers durch den Priester die Erneuerung des irdischen Wachstums, das Überziehen der Erde mit einer neuen Oberfläche im Frühjahr versinnbildlichen sollte. Daß die Stufenpyramiden neben der objektiven, kosmisch-mythischen Bedeutung auch eine subjektive, psychologische Mitbedeutung hatten und gleichsam als Berge der Läuterung der Seele im Sinne Dantes aufgefaßt wurden, ist sehr wahrscheinlich. Das völkerpsychologische Gesetz vom „subjektiv-objektiven Parallelismus", das Danzel zur Deutung mexikanischer Mythen heranzieht, darf gewiß in seinem Werte nicht gänzlich verkannt werden und die doppelte Bedeutung des mexikanischen Ballspieles, z. B. in objektiv mythischem Sinne mit Beziehung auf den Mond einerseits, als eine Art Fruchtbarkeitszauber im subjektiven Sinne anderseits, trifft im allgemeinen wohl das Richtige. Der Wachstumszauber am achtzehnten Jahresfeste Itzcalli, wo die Kinder am Halse in die Höhe gezogen wurden, „damit sie schnell groß und stark werden sollen", erinnert lebhaft an den alten, in seiner Bedeutung nicht mehr verstandenen Volksbrauch in den Alpenländern, wo der seinen Namenstag Feiernde in ähnlicher Weise mit beiden Händen am Halse in die Höhe gehoben wird. Dieses sogenannte „Würgen", wohl erst durch den Einfluß der katholischen Kirche vom Geburtstage auf den Namenstag übertragen, ist ursprünglich sicherlich wie der mexikanische Brauch am Itzcalli-Feste als symbolische Zauberhandlung zur Förderung des Wachstums betrachtet worden.

Die Auffassung des Feuergottes Xiuh-tecutli, des „Türkisherrn", des Vertreters der Richter und Könige, dem die Weltmitte zugehört, hat in dem göttlichen „Nephritherrn", dem obersten der

33 Himmelsherren und Herren der Himmelsmitte ihr Seitenstück, wie z. B. auch das mexikanische Urgötterpaar in den beiden Urkräften des männlichen und des weiblichen Prinzips (Yang und Yin) der altchinesischen Überlieferung. Auch in Ostasien spielte wie in Mexiko das Verbrennen von Opferpapieren eine wichtige Rolle. Die nächtlichen Nacktwallfahrten um Sündenerlaß im alten Mexiko erinnern an die Wallfahrten, zu denen man sich auch bei uns früher z. B. dem heiligen Leonhard verlobte, eine Sitte, die später durch entsprechende Weihegaben, die sogenannten Opfer-Eisenmännchen, abgelöst wurde (vgl. R. Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland, S. 31 f.).

Die auffallende Tatsache, daß der aztekische Nationalgott Uitzil-opochtli unter den alten Kalendergottheiten fehlt, ist auch D. nicht entgangen. Sie erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß der Gott eben erst in aztekischer Zeit in das mexikanische Pantheon Aufnahme fand und als ausgesprochen aztekischer Stammesgott zu seinem hohen Range gelangte, während die alten Kalendergottheiten noch aus der Zeit der Tolteken stammten, die ja Kalender und Bilderschrift eingeführt hatten. Daß Danzel sich scheute, diesen Schluß zu ziehen, hängt wohl damit zusammen, daß er offenbar die Tolteken nicht als historisches, sondern bloß als mythisches Volk gelten läßt. In den beiden Bänden werden denn auch die Tolteken nur an einer einzigen Stelle erwähnt, und zwar als mythisches Volk. Dieser Standpunkt berührt um so merkwürdiger, als ja gerade Danzels Lehrer Ed. Seler es gewesen ist, der auf Grund archäologischer Forschungen zum Schlusse gelangte, daß die mitten im Mayagebiete angetroffenen mexikanischen Ruinenstätten mit Darstellungen des Gottes Quetzalcouatl und seines Abbildes, der mythischen Federschlange zweifellos auf Tolteken, ein historisches Volk, zurückgehen. Seitdem hat auch W. Lehmann die Geschichtlichkeit der Tolteken durch seine grundlegenden sprachlichen Untersuchungen außer Zweifel gestellt.

Der Textteil der beiden Bände enthält neben lebendig dargestellten kulturgeschichtlichen Bildern auch eine Fülle wertvoller wissenschaftlicher Anregungen, die wir der völkerpsychologischen Einstellung des Verfassers verdanken. Gegen Schluß des Textteiles im zweiten Bande handelt ein kurzer Abschnitt über die Anschauungsnähe und die Bildhaftigkeit des Ausdruckes in amerikanischen Sprachen, ein anderer, leider allzu kurzer über mexikanische Kunst. Der Bilderteil besteht aus Reproduktionen schöner Aufnahmen von Objekten des Hamburger Museums für Völkerkunde. Besonders dankenswert sind auch die Erläuterungen zu den einzelnen Bildern. Danzels Werk wird sicherlich nicht verfehlen, die Kenntnis mexikanischer Kultur zu vertiefen. Wir wünschen dem gediegenen Werke eine recht große Verbreitung im deutschen Volke! Der Wert der beiden Bücher könnte durch Beifügung eines in Schlagwörtern gehaltenen Namens- und Sachverzeichnisses noch gesteigert werden. Vielleicht kann der Verfasser bei Erscheinen seines Werkes in zweiter Auflage auch diesem Wunsche entgegenkommen. *F. Röck.*

13.

Fuhrmann, E.: *Mexiko III.* (Schriftenreihe: Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker, Bd. XIII.) Hagen i. W. und Darmstadt. (Folkwang-Verlag, G. m. b. H.,) 4^0, 53 Seiten Text und 99 Tafeln.

Der dritte der im obigen Verlage erschienenen drei Bände über Mexiko darf mit den von Th. W. Danzel verfaßten Bänden I und II nicht auf eine Stufe gestellt werden. Denn der Verfasser von Mexiko Bd. III, E. Fuhrmann, ist im Gegensatze zum Verfasser der ersten beiden Bände vollkommener Laie in wissenschaftlichen Dingen. Jene Leser, welche alle drei Folkwang-Bände über Mexiko erwerben, ihrer Bibliothek aber keinen wertlosen Ballast einverleiben wollen, möchte ich empfehlen, die Seiten 7—36 des Textes in Bd. III abzutrennen und getrost als Altpapier zu verwerten, denn es ist klar ersichtlich, daß er nur die Aufgabe hat, den Textteil zu einem Bande aufzufüllen. Wenigstens lesenswert sind die auf den folgenden Seiten 37 52 gegebenen letzten Endes auf Sahaguns Historia general, VI, Cap. I—VII und IX zurückgehenden mexikanischen Gebete. Der Bilderteil enthält 71 schöne Aufnahmen von Objekten des Naturhistorischen Museums in Wien, 22 von solchen der Museen für Völkerkunde in Berlin und 2 von solchen des Museums in Leipzig, außerdem mehrere Tafeln ohne Vermerk. Ob F. zur Veröffentlichung der Aufnahmen aus dem Berliner und Leipziger Museum auf ähnlich ungewöhnliche Weise gekommen ist wie zur Veröffentlichung der Wiener Objekte, ist mir nicht bekannt. Letztere wurden auf ausdrücklichen Wunsch und Anweisung für ein Werk des Referenten hergestellt, zu dessen Herausgabe Herr F. dem Referenten aus freien Stücken das Angebot gemacht hat. Nachdem mir Herr F. das Recht der Erstveröffentlichung der Wiener Aufnahmen in seinem Verlage mündlich ausdrücklich zugesichert hatte, erklärt er nachträglich kalten Blutes, daß von irgendwelchen Vorbehalten zur Zeit seines Wiener Aufenthaltes gar keine Rede gewesen sei. Am 21 Juli 1922 schrieb mir F.: „Ich würde aber gerade auch weitere Pläne, welche Sie haben, bald mit durchführen . . ., die photographischen Abzüge werden in allernächster Zeit folgen. Weil die Klischeepreise dauernd unge-

heuerlich steigen, möchte ich gerade von dem mexikanischen Material viele Bilder sogleich klischieren lassen für Ihr zukünftiges Buch in der Annahme, daß Sie selbst alsdann Ergänzungen des Materials noch vornehmen werden." Nachdem mich F. seit April im guten Glauben gelassen hatte, daß von mir ein Buch über Mexiko im Folkwang-Verlage erscheinen könne, schweigt sich F. in einem Schreiben vom 9. August 1922 über das Wiener mexikanische Material aus und wünscht dafür von mir eine Arbeit über das älteste Material von Südamerika. Auf mein wiederholtes Drängen, mir nach vier Monaten endlich die für mein Buch gemachten Aufnahmen zuzusenden, um den Text beginnen zu können, teilt F. in einem Briefe vom 24. August 1922 unglaublicherweise mit, daß er, „nachdem er seit seiner Abreise von Wien nichts mehr gehört habe und infolge der steigenden Klischeepreise das Wiener Aufnahmenmaterial habe klischieren lassen" und teilt gleichzeitig mit, daß er, „da er keinen wirklich volkstümlichen Autor für dieses Material dort habe finden können, so gut wie er es konnte, seine eigenen Auffassungen dazu geschrieben habe und daß diese Arbeiten in den nächsten Tagen in den Druck gehen werden". Auf diese Mitteilung hin drahtete ich: „Fuhrmann, Folkwang-Verlag Hagen, Westfalen. Untersage Veröffentlichung gesamten Bildermaterials. Röck", und zwar noch am selben Tage, an dem ich F.s Mitteilung erhalten hatte (31. August 1922). Da F. mein wie auch V. Christians Verbot der Veröffentlichung nicht anerkannte, brach ich für meine Person alle Beziehungen mit F. ab und Christian erließ ein Rundschreiben an die Museen für Völkerkunde, worin auf das Vorgehen F.s aufmerksam gemacht wurde, um die Museen vor ähnlichen üblen Erfahrungen zu bewahren. Ich frage nun, ob man das unerhörte Vorgehen F.s mit Rücksicht auf dessen ausdrückliche mündliche Zusicherung des Erstveröffentlichungsrechtes noch im Ernste als anständig bezeichnen kann und wie man über den Charakter des Herrn F. urteilen soll, nachdem sich herausgestellt hatte, daß er sich die Erlaubnis zum Photographieren der ethnographischen Gegenstände nur durch Verschweigen seiner eigentlichen Absicht, die Aufnahmen in völlig unwissenschaftlicher Weise selbst zu veröffentlichen und durch die unwahre Angabe, daß die Aufnahmen lediglich für das Folkwang-Archiv gemacht würden, von dem Leiter der ethnographischen Sammlung Dr. V. Christian erwirkt hat.

Fuhrmanns Ehrbegriff scheint mir mit dem allgemein üblichen Begriffe vom deutschen Mannesworte, der keinen Unterschied zwischen mündlich und schriftlich gegebenem Worte macht, völlig unvereinbar. Kann es als anständig und ehrenhaft bezeichnet werden, daß Fuhrmann der besser als wir wußte, daß in dem abgeänderten deutschen Urheberrechte zugleich schon das Veröffentlichungsrecht mit inbegriffen ist — sich die Erlaubnis zur Herstellung von über 500 Aufnahmen der hervorragendsten ethnographischen Objekte durch ausgesprochene Unwahrheit und geflissentliches Verschweigen seiner wirklichen Absicht verschaffte? Zeigt es ferner wiederum von Anständigkeit und deutschem Biedersinne, daß Fuhrmann, nachdem er das Vertrauen und das weitestgehende Entgegenkommen der Beamten der Ethnographischen Sammlung des Naturhistorischen Museums in Wien in schmählichster Weise für seine persönlichen eigennützigen und gewinnsüchtigen Zwecke mißbraucht hat, in keinem seiner Bände auch nur ein Wort des schuldigen Dankes für das ihm von V. Christian geschenkte volle Vertrauen und Entgegenkommen sowie für die zeitraubenden Bemühungen ausspricht, denen sich der Referent über dienstlichen Auftrag unter dem Beistande des gesamten Personals der Sammlung durch fast eine Woche hindurch für Fuhrmann und das Folkwang-Archiv unterziehen mußte? Anstatt dessen beklagt sich Fuhrmann in seinem von groben Entstellungen, Unwahrheiten und Ausfällen gegen einen um die Wissenschaft so verdienten Gelehrten wie Viktor Christian starrenden offenen Rundschreiben an die Museen für Völkerkunde, daß unsere Beschriftungen ungenau und ungenügend, ja oft geradezu nichtssagend waren. Dazu möchte ich bemerken, daß unsere Beschriftungen für den von Fuhrmann vorgetäuschten Zweck, die Aufnahmen lediglich für das Folkwang-Archiv zu verwenden, meines Erachtens mehr als hinlänglich genügt hätten. Glaubte Fuhrmann wirklich, daß wir nach seinem ungewöhnlichen, nachgerade Verdacht erregenden Vorgehen dem Referenten gegenüber, das wir nach den in wissenschaftlichen Kreisen üblichen Ehrbegriffen wohl nicht umhin können, es auf das Schärfste zu verurteilen und öffentlich zu brandmarken, noch große Lust hätten haben können, für seine Person zu arbeiten und ihm als stille Mitarbeiter wissenschaftliche Beiträge für seine eigenen jeder Wissenschaft Hohn sprechenden Werke zu liefern? Ich halte es im Hinblick auf Fuhrmanns offenes Rundschreiben, worin er nicht nur gegen die üblichen Ehrbegriffe wissenschaftlicher Kreise in bisher unerhörter Weise zu Felde zieht, sondern auch die Ehre und das Ansehen allgemein geachteter öffentlicher wissenschaftlicher Institute und ihrer Vertreter auf seine Art herabzusetzen versucht, für meine Gewissenspflicht, das gewissenlose Vorgehen Fuhrmanns gebührend an den Pranger zu stellen und die Öffentlichkeit des In- und Auslandes im Sinne des Rundschreibens Christians an die Museen für Völkerkunde auch meinerseits vor Herrn Ernst Fuhrmann, der dem Ansehen deutscher Wissenschaft schon so viel geschadet hat, nachdrücklichst zu warnen! Nach den üblen Erfahrungen, welche schon die Museen in Berlin, Leipzig, Köln u. a. a. O. mit seiner Person gemacht hatten und nach den noch übleren in Wien gemachten Erfahrungen

ist es hoch an der Zeit, die Öffentlichkeit neuerlich auf die wissenschaftsfeindliche Denkweise und auf das unerhörte Vorgehen Fuhrmanns aufmerksam zu machen, um die ernste Wissenschaft vor weiterer schwerer Schädigung zu bewahren.

Zur Beleuchtung der wissenschaftlichen Gewissenlosigkeit Fuhrmanns und zur Widerlegung des von ihm gemachten Vorwurfes der ungenügenden Beschriftung der von den Folkwang-Leuten gemachten Wiener Aufnahmen diene folgende Gegenüberstellung einiger unserer Beschriftungen mit den „Verbesserungen" Fuhrmanns.

Inv. Nr. 59138: Priester der Maisgöttin, in einem Behälter Maiskolben am Rücken tragend, aus grauem Stein. Distrikt Teczictlan, Mexiko.	Taf. 1: Priester der Maisgöttin, auf dem Rücken ein Gefäß mit Maiskolben tragend.
Inv. Nr. 6061: Hockende Figur eines Buckligen (Tepotzotli) aus Trachit, gilt als der Sonne geweiht, Seitenansicht und halbe Seitenansicht, Mexiko.	Taf. 2 und 3: Buckliger. Gilt bei den Mexikanern als der Sonne geweiht.
Inv. Nr. 59129: Hockende Gestalt eines Buckligen aus Stein (Tepotzotli) Tianguismanalco Pueblo, Mexiko.	Taf. 4: Hockender Buckliger.
Inv. Nr. 59146: Figur eines sitzenden Affen mit helmartiger Kopfbedeckung aus rötlich-grauem Stein. San Ceronimo Hacienda, Mexiko.	Taf. 13: Sitzende Gottheit aus Stein (Tlaloc), Cuantinchan, Pueblo.
Inv. Nr. 59148: Schlange, Symbol des Gottes Quetzalcouatl aus grauem Stein. Huoyotlipan (Sto. Thomas), Pueblo, Mexiko.	Taf. 30: Schlange aus grauem Stein, Huoyotlipan.
Inv. Nr. 4828: Jaguarkopf aus grauem Trachit, Mexiko.	Taf. 35: Jaguarkopf aus Thon.
Inv. Nr. 55157: Totenurne aus gebranntem Thon in Gestalt einer sitzenden menschlichen Figur mit Resten einer Bemalung, in Rot und Schwarz. Mexiko.	Taf. 47: Zapotekische Graburne.
Inv. Nr. 14684: Menschlicher Kopf aus Calcit, Mexiko.	Taf. 22: Deformierter Kopf, Serpentin.
Inv. Nr. 6234: Gesichtsmaske aus grünem Quarzit, Mexiko.	Taf. 23: Gesichtsmaske aus Gloritschiefer, die rechte Seite abgebrochen.

Fuhrmann ist in seiner oberflächlichen Arbeitsweise in die falsche Zeile des Verzeichnisses geraten und schreibt hier wie an anderen Stellen den Schreibfehler „Gloritschiefer" des Maschinschriftstückes für Chloritschiefer gedankenlos nach.

Inv. Nr. 6450: Großes Insekt aus grünem Porphyr, Seitenansicht, Mexiko.	Taf. 28: Kröte aus grünem Porphyr. Wahrscheinlich die Erdkröte, Symbol der Erdmutter.
Inv. Nr. 59574: Weibliche Figur aus Thon mit Resten einer bunten Bemalung, vergrößert, Mexiko.	Taf. 54: Ciuacouatl, Schlangenfrau.
Inv. Nr. 59131 und 59146: Figur einer sitzenden Gottheit, Tectitlan, Pueblo, Mexiko. Daneben Nr. 59146: Figur eines sitzenden Affen mit helmartiger Kopfbedeckung aus rötlich-grauem Stein. San Geronimo Hacienda, Mexiko.	Taf. 78: Affe. — Sitzende Gottheit, vielleicht Macuilxochitl, Gott der Lust.
Inv. Nr. 6069: Pulquegefäß aus Stein. Der Kopf vielleicht die Darstellung des Pulquegottes, Mexiko.	Taf. 81, 82 und 83: Pulquegefäß, die deutbaren Hieroglyphen beziehen sich auf den Pulquekult.
Inv. Nr. 60303: Gefäß aus Thon von gelblich-roter Färbung mit Reliefverzierung, Mexiko.	Taf. 84: Thongefäß mit Reliefs.
Inv. Nr. 59601: Unterkiefer eines Säugetieres mit eingeritzten Darstellungen verziert, Mexiko.	Taf. 99: Tierknochen (Unterkiefer mit Einritzungen).

Daß die Einritzungen auf dem Knochen die bekannten Tageszeichen des mexikanischen Kalenders (Meerungeheuer, Wind, Haus, Eidechse, Schlange, Tod, Hund, Kaninchen . . .) in der gewöhnlichen kalendarischen Reihenfolge darstellen, konnte Fuhrmann als Laie natürlich noch nicht wissen!

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, welcher Verlaß auf Fuhrmanns Arbeitsweise ist. Es soll damit keineswegs verschwiegen werden, daß Fuhrmann in einzelnen Fällen wirklich Verbesserungen gegenüber den kurzen Angaben der Inventare gemacht hat. Auf alle Fälle ist je-

doch Fuhrmanns Beschriftung, wenn sie auch zuweilen das Richtige trifft, mit allergrößter Vorsicht zu behandeln. Die angeführten Beispiele, denen sich eine lange Reihe weiterer anschließen ließe, genügen meines Erachtens, um zu zeigen, auf welcher Seite verläßlichere und genauere Beschriftung zu finden ist. Der Nichtswürdigkeit seines Vorgehens bewußt, hat es F. allem Anscheine nach mit Absicht vermieden, die Beschriftung, wie mündlich vereinbart war, durch den Referenten durchführen zu lassen, ein vereinzelter Charakterzug, den ihm der Referent im Hinblick auf Fuhrmanns sonstiges Vorgehen persönlich zu würdigen weiß.

Wien, am 4. Jänner 1923. *F. Röck.*

14.

Lehmann Walter, Dr. med. et phil. *Altmexikanische Kunstgeschichte. Ein Entwurf in Umrissen.* Orbis Pictus, Weltkunst-Bücherei, herausgegeben von Paul Westheim, Bd. 8; A. G., Berlin, Ernst Wasmuth, 1922. (27 Seiten Text, eine chronologische Tabelle und 48 Tafeln in Schwarzdruck, Quartformat.)

Der Verlag E. Wasmuth in Berlin hat es sich in der für uns Deutsche so schwierigen Zeit in besonders anerkennenswerter Weise zur Aufgabe gemacht, die Kunstschöpfungen fremder Völker dem gebildeten deutschen Volke in vornehm und geschmackvoll ausgestatteten, mit allen Hilfsmitteln der modernen Buchtechnik hergestellten, des ungeachtet aber wohlfeilen Ausgaben bekannt zu machen, in denen uns die schöpferischen Leistungen, sowohl in mustergültig verfaßten texlichen Darstellungen, als auch im Bilde lebendig vor Augen geführt werden. Durch die Herausgabe der „Orbis Pictus"-Bände hat sich der Verlag nicht nur ein hohes Verdienst um das deutsche Bildungswesen im allgemeinen und um die deutsche Wissenschaft im besonderen erworben, sondern auch sich selbst ein bleibendes Ehrenzeichen gesetzt. Als mustergültig und geradezu vorbildlich muß z. B. der achte Band der Weltkunst-Bücherei bezeichnet werden, der uns zum ersten Male einen Entwurf der altmexikanischen Kunstgeschichte bietet. Für diese doppelt schwierige Aufgabe war in der Tat kein anderer Verfasser in so hervorragendem Maße befähigt, wie der als vielseitig gebildeter, rastlos tätiger Gelehrter und erfolgreicher Forschungsreisender auf amerikanischem Gebiet einerseits, als ausgezeichneter Kunstkenner anderseits rühmlichst bekannte Schüler und Freund unseres dahingeschiedenen Altmeisters der Amerikanistik Eduard Seler: Professor Walter Lehmann. Die kurze Einleitung über Kultur und Kunst, im besonderen über die Entwicklung der Kunst aus ihren ersten Anfängen und über Kunststile der Menschheit zeugen von dem lebendigen Kunstsinne und der glücklichen Gabe des Verfassers, in wenigen schlichten Worten das Rätsel der menschlichen Kunstbetätigung treffend zu kennzeichnen. Als Beispiel der Treffsicherheit, mit der Lehmann die Grundbegriffe der Kunstgeschichte darlegt, sei dessen Erläuterung des Begriffes „Kunst" gegeben: „Kunst ist die Fähigkeit, Ideen schöpferische Gestalt zu geben und etwas Bleibendes, wenn auch im Irdischen Vergängliches in den Strom der Zeit zu stellen." In ähnlicher Weise werden auch andere Grundbegriffe der Kunstgeschichte kurz, geistvoll und treffend erläutert.

Der kunstgeschichtlichen Einleitung folgt eine längere Zusammenfassung der vielen Völker Mexikos mit einem Überblicke über ihre Geschichte und Kultur. Aus diesem Überblicke wie aus der folgenden Tabelle, welche die mexikanischen Kulturperioden, Kulturstätten und Kulturträger, sowie die Kunststile im allgemeinen zum ersten Male chronologisch einordnet, ist zu ersehen, daß der Umfang der mexikanischen Geschichte seit den bahnbrechenden Forschungen Ed. Selers und den eindringlichen Studien W. Lehmanns nunmehr im Einklange mit den uns erhaltenen Überlieferungen den Zeitraum von fast dreitausend Jahren vor der europäischen Eroberung umfaßt. Eine dunkle Erinnerung an die toltekische Vorzeit sieht der Verfasser in den Zahlen der einzelnen Weltalter nach der Überlieferung der „Historia de los Reynos de Colhuacan y de México" des mexikanischeu Geschichtsschreibers Ixtlilochitl, dessen Originalschrift Lehmann im Jahre 1909 in Mexiko wieder zu finden das Glück hatte. Daraus ergäbe sich für die Dauer der einzelnen dem gegenwärtigen vorangegangenen vier Weltalter ein Gesamtzeitraum von 2028 Jahren und für die aztekische Zeit ein solcher von 485 Jahren, so daß der Nullpunkt der mexikanisch-aztekischen Chronologie auf das Jahr 955 v. Chr. fallen wurde, was mit dem Ansatze von rund 2000 Jahren mexikanischer Geschichte im allgemeinen und dem nicht weit davon entfernt liegenden Nullpunkte der Maya-Chronologie nicht im Widerspruche stehen würde. Lehmann unterscheidet im vorkolumbischen Mexiko fünf aufeinanderfolgende Kulturperioden, und zwar:

I. die **prä-toltekische** (unterste Schichte von Teotihuacan);

II. die **proto-schoschonische** (Pueblos und Casas grandes, vor 1000 v. Chr.);

III. die **sonorische** (Sivano-ki. Chalchihuites, La Quemada u. a. Ruinenstätten, etwa 1000 bis 500 v. Chr.);

IV. die **toltekische** (Teotihuacan, Alt-Azcapotzalco, Tollantzinco, Tollan, Mitla, ungefähr 500 v. bis 1064 n. Chr. In diese Periode fällt der Beginn des fünften mexikanischen Weltzeitalters, der sogenannten „Erdbebensonne" oder des Olin-tonatiuh, der 751 n. Chr. oder nach mexikanischer Datierung auf das Jahr „13 Rohr" fällt);

V. die **mexikanisch-aztekische** oder **nahuatlakische** Periode (Colhuacan, Tetzcoco, Tenochtitlan-Mexiko, von 1064 – 1519 n. Chr.).

Diese fünf Kulturperioden prägen sich durch verschiedene Formen des Kunststiles aus. Den Stil der prätoltekischen Periode der Ureinwohner bezeichnet Lehmann als „primitiv". (aborigen), den Stil der darauffolgenden Periode als „protogonal" (d. h. Stil der Vorfahren), den Stil der dritten Periode als „fundamental". Der vierten oder toltekischen Kulturperiode gehören der „archaische" und der „klassische" Stil, der fünften mexikanischen Periode der „toltekisch-aztekische Übergangsstil" und der sogenannte „epigonale" Stil an. Diese Unterscheidung verschiedener Kulturschichten und Kulturstile ist nicht nur für die Entwirrung der sich vielfach widersprechenden altmexikanischen Geschichtsüberlieferungen, sondern auch für die Einordnung der Stile der verschiedenen Kulturstätten von grundlegender Bedeutung, zumal sie auch durch Lehmanns Ergebnisse auf dem Gebiete der Sprachforschung gestützt wird, indem sich beispielsweise für die toltekische und aztekische Periode (ungefähr 500 v. bis 1070 n. Chr.) das Nacheinander zweier sprachgeschichtlich deutlich geschiedener Mundarten ergab, von denen für die toltekische Zeit Dialekte mit T (Nahuat), für die mexikanisch-aztekische Zeit dagegen Dialekte mit dem Tl-Laute (Nahuatl, Dialekt der Nahuatlaken) kennzeichnend sind. Reste altertümlicher toltekischer Mundarten sind noch die Sprachformen der Pipil-Indianer in Salvador und Guatemala, sowie die auf jungtoltekischer Entwicklungsstufe stehenden Mundarten der Nicarao an der Südwestküste von Nicaragua.

So erweisen sich Lehmanns eindringliche Forschungen auf archäologischem, historischem und quellenkritischem, auf kultur- und kunstgeschichtlichem Gebiete, sich gegenseitig stützend und ergänzend nicht nur für die Erforschung der alten Kulturen Mexikos und Mittelamerikas, sondern auch durch die weiten Ausblicke, die von hier aus auf die älteste Pueblo-Kultur am Rio Colorado und auf die Kultur der älteren Mound-builders am Mississippi Licht werfen, von wo weitere alte Zusammenhänge mit nordwestamerikanischen Kulturen zu bestehen scheinen, von geradezu bahnbrechender und grundlegender Bedeutung für die gesamte amerikanische Altertumskunde. Durch den Nachweis weit reichender sprachlicher Zusammenhänge durch W. Lehmann wird es überdies schon in absehbarer Zeit möglich sein, auch Zusammenhänge zwischen den mittelamerikanischen Kulturen und den ältesten Hochlandskulturen Südamerikas aufzudecken.

Dem Textteile ist ein genaues Literaturverzeichnis und ein längeres Verzeichnis der Abbildungen mit kurzen Erläuterungen beigegeben. Die 48 Tafeln geben in strenger Auswahl und mustergültiger Reproduktion eine klare Vorstellung von der Höhe der Kunstentwicklung während der einzelnen Kulturperioden. Auffallender Weise sind in dem vorliegenden Bande die herrlichen Werke der altmexikanischen und mittelamerikanischen Baukunst nur schwach vertreten (zwei Ansichten der den totonakischen Stil zeigenden Stufenpyramide des Tajin von Papantla, eine Darstellung des Tempelpalastes von Sayil in Nordwest-Yukatan, den Mayastil zeigend, sowie die schöne Darstellung eines Federschlangenpfeilers in Chich'en itzá toltekischen Stiles, wogegen z. B. die Architektur des zapotekischen Mitla mit seinen großartigen Säulenpalästen und dem kreuzförmig gebauten Subterraneum mit ihren kunstvollen geometrischen Mustern, die Pyramidenbauten von Teotihuacan im Lande der Otomi, der durch herrliche Tempelskulpturen, wie Federschlangen u. a. ausgezeichnete Pyramidentempel von Xochicalco im Gebiete des Rio de las Balsas u. a., ganz fehlen, vermutlich wohl aus dem Grunde, weil Lehmann die Architektur später einmal in einem eigenen Bande zu bearbeiten gedenkt.

Wie ich aus dem Prospekte des Verlages entnehme, ist u. a. auch ein Band „Peruanische Kunst" von demselben Verfasser in Vorbereitung. Dies ist bei der heute vielfach eingerissenen Unorientiertheit mancher Verleger um so freudiger zu begrüßen, als durch ein solches einsichtsvolles und einmütiges Zusammenarbeiten eines so vornehmen Verlages wie des Wasmuth'schen mit der anerkannt ersten Autorität unter den deutschen Amerikanisten eine Reihe durchwegs gediegener Werke geschaffen werden, die bleibenden Wert besitzen und für die das gebildete deutsche Volk dem ebenso kunstsinnigen als gelehrten Verfasser sowohl, wie auch dem Verlage gegenüber zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist.

F. Röck.

15.

Fuhrmann, Ernst: *Tlinkit und Haida.* Indianerstämme der Westküste von Nordamerika, kultische Kunst und Mythen des Kulturkreises (Schriftenreihe: Kulturen der Erde, Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker, Bd. XXII). Folkwang-Verlag G. m. b. H., Hagen i. W. und Darmstadt.

Dieses Werk unterscheidet sich von den übrigen Bänden des Verfassers vorteilhaft dadurch, daß es, von vereinzelten Namen abgesehen, nichts von dem bietet, was Fuhrmann an anderer Stelle unter seiner „Sprachforschung der Zukunft" versteht. Was an dem Texte nicht bloße Übersetzung oder aber kritiklose Kompilation darstellt, muß, abgesehen von einzelnen längst bekannten und mehrfach ausgesprochenen richtigen Gedanken, als banaler Witz in der Art eines regelrechten Bierschwefels bezeichnet werden. Da der Text des Buches, abgesehen von den paar Mythen, die man besser und zuverlässiger aus anderen, von ernsthaften Verfassern geschriebenen deutschen Büchern schöpfen kann, sowohl vom wissenschaftlichen Standpunkte, als auch von dem des Laien aus völlig wertlos ist und F. es diesmal überhaupt verschmäht hat, von den Beschriftungen der Museen Gebrauch zu machen, es vielmehr vorzog, lieber aus Eigenem einige nichtssagende Erläuterungeu zu den an sich schönen Bildern zu verfassen, so daß auch die Bildertafeln durch das Fehlen genauerer Angaben stark an Werte eingebüßt haben, kann die Anschaffung dieses Bandes mit dem besten Willen niemandem empfohlen werden. Was F. dem geduldigen Leser in dem Abschnitte über die kultische Bedeutung des Tabakrauchens bietet, seine Arbeitshypothese von den „exkrementellen Kräften" des Menschen, seine Anschauungen über Chemie u. a. ist nicht geeignet, bei der deutschen Leserwelt den Unwillen zu unterdrücken, daß Papier und Druckerschwärze in dieser Weise mißbraucht werden. Anerkennenswert ist dagegen der schöne Druck und die vornehme Ausstattung, die es um so mehr bedauern lassen, daß nicht auch der Inhalt ebenso gediegen ist.

F. Röck.

16.

Fuhrmann, Ernst: *Peru II* (Kulturen der Erde, Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker, Bd. II). Folkwang-Verlag, G. m. b. H., Hagen i. W. und Darmstadt.

Durch den vorliegenden zweiten Band findet Ernst Fuhrmanns „Reich der Inka" seine Fortsetzung und „gesteigerte Ergänzung". Um gerecht zu sein, muß anerkannt werden, daß F. im Gegensatze zu seinen früheren Bänden sich in diesem Bande bemüht, den Tafeln einen mehrere Seiten langen Abschnitt mit kurzen sachlichen Erläuterungen der Bilder voranzuschicken (S. 12—19). Der Inhalt der Erläuterungen allerdings erschöpft sich großenteils in dem, was jeder Beschauer aus Laienkreisen ohnedies an den Bildern sieht. Um die wissenschaftliche Arbeitsweise F.s zu kennzeichnen, genügt ein Beispiel, die Beschriftung der Tafel-Abbildung 12, der Wiedergabe eines Objektes der Ethnographischen Sammlung des Naturhistorischen Museums in Wien. Es handelt sich um ein zur Sammlung Becker, Mexiko gehörendes Gefäß aus gebranntem Ton, mit plastischer Gesichtsdarstellung eines affenähnlichen Toten mit Dreifarbenbemalung. Die zugehörige, vom Museum an das Folkwang-Archiv gelieferte Beschriftung lautete wörtlich:

„Inv. Nr. 59893, Gefäß aus Ton, bemalt braun, orange und weiß, Mexiko."

Da Herr F. vorgab, daß die von Herrn Renger und ihm im Auftrage des Folkwang-Archives gemachten Aufnahmen nicht zu Publikationszwecken hergestellt und daß die Beschriftungen lediglich für das Folkwang-Archiv bestimmt seien, so hätte obige Angabe wohl für den genannten Zweck zunächst genügt; nun war aber die Angabe F.s, wie sich später herausstellen sollte, ein nackter Vorwand, der offenkundige Täuschung der Museumsbeamten bezwecken und Herrn F. auf Umwegen Abbildungsmaterial für seine insgeheim geplanten Publikationen beschaffen sollte. Auch für diesen von F. mit Absicht verheimlichten Zweck hätte unseres Erachtens die vom Museum gelieferte Beschriftung genügt. F. scheint jedoch anderer Meinung gewesen zu sein und den Beschriftungen des Museums keinen Glauben beigemessen zu haben, denn sonst hätte er nicht die ausdrückliche Herkunftsangabe „Mexiko" unseres Verzeichnisses ignorieren, das Gefäß als peruanisch bezeichnen und in die Gruppe der Chimu-Keramiken einreihen dürfen, was schon der Stil verboten hätte und F. schon nach kurzer Beschäftigung mit peruanischer Keramik hätte auffallen müssen. Aus diesem Beispiele, das nicht etwa vereinzelt dasteht, ist in aller Deutlichkeit zu ersehen, mit welcher Gewissenlosigkeit der Verfasser in seinen Publikationen arbeitet. Dagegen sei gern anerkannt, daß F. in dem Bilderteile dieses Bandes sich erfreulicherweise auf die bloße Angabe desjenigen Museums beschränkt hat, aus dessen Sammlungen das betreffende

Objekt aufgenommen wurde. Durch diese kluge Beschränkung gewinnen die schönen, nach photographischen Aufnahmen hergestellten Tafeln erhöhten Wert. Auf eine Besprechung des Textteiles kann der Referent im Hinblicke darauf, daß sich F. bei anderer Gelegenheit selbst als Laien bezeichnet, sowie mit Rücksicht auf seine umstürzlerische Methode der Sprachforschung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift wohl verzichten. Auf seine sprachliche Methode noch einmal einzugehen, halte ich für überflüssig und verweise ich bloß auf meine Besprechungen der beiden Fuhrmannschen Bände „Das Reich der Inka" und „Mexiko" in den Mitteilungen dieser Gesellschaft, LII. Bd, S. 297, und dieser Bd. S. 102.

F. Röck.

17.

Nordenskiöld, Erland: *Indianer und Weiße in Nordostbolivien.* Stuttgart (Strecker und Schröder) 1922. VIII, 222 S., 8°. Mit 90 Abbildungen im Text, 35 Tafeln und 1 Karte.

Freiherr Erland Nordenskiöld ist einer der erfolgreichsten Erforscher der Ethnographie Südamerikas. Zwischen 1901 und 1915 hat er vier große Forschungsreisen im Innersten Südamerikas unternommen, deren eine, 1908—1909, ihn in den Gran Chaco und nach Nordostbolivien führte. Über die Ergebnisse dieser Reise hat er bereits früher ein Werk veröffentlicht, das, unter dem Titel „Indianerleben", auch in deutscher Sprache erschienen (Leipzig 1912), die Indianer des Gran Chaco schildert[1]). Das vorliegende Buch, eine Übersetzung der im Jahre 1911 erschienenen schwedischen Ausgabe befaßt sich mit den Indianerstämmen, die weiter nördlich im Stromgebiet des Rio Mamoré und seiner Zuflüsse leben. Auch hier hat der Verfasser überall engen Verkehr mit den Indianern selbst gesucht und unter ihnen selbst verweilt; dadurch konnte er in ihr Leben eindringen, ihr Vertrauen erwerben und vieles erfahren, was dem flüchtigen Reisenden entgeht. Er schildert aber nicht bloß die noch vom Einfluß der Weißen weniger berührten Indianer, die Yuracáre, Chacobo, Guarayú, sondern er gibt uns auch ein beredtes Bild der traurigen Lage der unter der Bedrückung und Verfolgung der weißen Kautschuksammler der Vernichtung preisgegebenen Stämme.

Während zwischen den Chaco-Stämmen überall Zusammenhänge bestehen, wohnen die Stämme dieses Gebietes ganz isoliert voneinander in unzugänglichen Gegenden, abseits der großen Durchzugsstraßen. Und doch hat der Einfluß der Weißen hier schon tief in die meisten Kulturen eingegriffen. Die ursprünglichen Verhältnisse mancher Stämme, so die der Mojoindianer, können wir nur mehr aus den alten Schriftstellern rekonstruieren. Was von diesen Indianern noch übrig ist, sind Taglöhner ohne charakteristische Kulturzüge. Am besten in ihrer Eigenart haben sich noch die Stämme erhalten, die mit den Weißen nichts zu tun haben wollen und ihnen ausweichen; so die Iténe im Zusammenflusse des Rio Mamoré und Guaporé, wie im nördlichen Chaco am Pilcomayo die Chiriguano; aber auch sie werden untergehen. Mit Recht weist daher der Verf. darauf hin, daß es jetzt dringender wäre, in Südamerika der ethnographischen Forschung mehr als der archäologischen zu obliegen. Die Gefahr des Unterganges ist beim toten Material nicht so groß wie beim Lebenden; es gibt aber Kautschukgegenden in den Flußgebieten des Rio Beni und des Rio Madre de Dios, wo Indianerstämme aussterben, ohne daß irgend etwas von ihnen für die Wissenschaft bewahrt wäre, nicht einmal ihre Namen.

Mit den Siriono-Indianern, die in einem riesigen Verbreiterungsgebiet in den tiefsten Urwäldern zwischen den anderen Stämmen wohnen, konnte der Verf. nicht in Berührung kommen; diese scheuen unsteten Indianer leben mit allen anderen Indianern und den Weißen in Feindschaft; ihre Stellung zu den großen Völkergruppen Südamerikas ist noch ungeklärt; sind es Guarani oder eine Urbevölkerung?

Sehr bemerkenswert ist die pflanzengeographische Grenze des 18. Grades südlicher Breite; sie prägt sich in dem Kulturbesitze der Indianer nördlich und südlich dieser Linie im Besitz oder Nichtbesitz gewisser an bestimmte Pflanzen gebundener Techniken aus (Rindenstoffe, Pfeile aus Pfeilgras, Palmblattgeflechte, Fischen mit Gift u. a).

Interessant ist eine Beobachtung über die Herkunft bestimmter Ornamente: die Yuracáre holen geometrische Ornamente direkt aus der Natur, jedoch nicht durch Stilisierung eines realistisch gezeichneten Vorbildes, sondern durch Kopieren eines ornamentalen Details desselben; ähnlich wie die Korbflechtmuster als Ornamente verwertet werden können.

Reiche ethnographische, kulturgeschichtliche und wirtschaftspolitische Beobachtungen sind in dem Buche aufgestapelt. Die Ausstattung, besonders die illustrative, ist vorzüglich. Das Buch ist wie das „Indianerleben" des Verfassers ein Zeugnis seiner begeisterten Forschertätigkeit.

L. Bouchal.

[1]) Besprechung in diesen „Mitteilungen", 1913, S. 252.

18.

Plischke, Dr. Hans: *Der Fischdrachen.* (Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Heft 6.) Leipzig (R. Voigtländer) 1922, 46 S., 2 Tafeln, 1 Karte.

Ausgehend vom Material des Leipziger Museums untersucht Verfasser unter Heranziehung der in den Beständen anderer derzeit zugänglicher Museen vorkommenden Belegstücke und der Nachrichten in der Literatur die Verbreitung und Methode der Fischerei mit Hilfe eines Drachens, der, vom Kanu oder von der Küste aus in die Luft gelassen, an einer ins Meer herablaufenden Leine den Köder nach sich zieht. Eine zusammenfassende Arbeit darüber lag bisher nur von Balfour vor, die aber durch die nun vorliegenden vielseitigen Untersuchungen Plischkes überholt wird. Das Ergebnis ist die Feststellung von drei Verbreitungsgebieten: einem indonesischen, dessen Zentrum die Banda-, Molukken- und Ceram-See ist, mit Ausstrahlungen bis Java und Singapur, einem ostmelanesischen von den Admiralitätsinseln bis Santa Cruz und einem mikronesischen in den West- und Zentralkarolinen. Zum Teil, aber nicht überall mit diesem Verbreitungsgebiete sich deckend, aber auch weit darüber hinaus ist der Spieldrachen bekannt. Gemeinsamer Ursprung ist wahrscheinlich, sowohl das melanesische als auch das mikronesische Vorkommen weist Beziehungen zum indonesischen auf, in allen Verbreitungsgebieten ist die Drachenfischerei an das Vorkommen des überaus scheuen Hornhechtes geknüpft, dessen Fang mit Angel oder Netz kaum möglich ist, und in allen Gebieten wird der Fischdrachen kunstlos aus trockenen Blättern hergestellt, während der Spieldrachen, sofern er in den gleichen Gebieten auftritt, kunstvoll gearbeitet wird. Die Heimat dieser Fischmethode scheint also in der Banda-See zu suchen zu sein. Der Flächendrachen überhaupt dürfte eine chinesische Erfindung sein; von China ist er bis zur Osterinsel und bis nach Europa gewandert; von da ist er also wohl auch nach Indonesien gekommen und wurde hier speziell in der Banda-See zum Fischgerät, und zwar wohl noch vor Ankunft der Europäer in Indonesien. Merkwürdig ist, daß der Drachen dort, wo man ihn zum Fischfang benützt, nicht zum Spielen und bei Festen verwendet wird. Nach Mikronesien dürfte der Fischdrachen wegen des sporadischen Auftretens nur durch Verschlagungen aus Ostindonesien gelangt sein. In Melanesien läßt er sich in geschlossenen Zügen verfolgen; diese stimmen aber nicht mit den bisher aufgestellten Theorien über melanesische Wanderstraßen überein. Gegen die Richtigkeit dieser Theorien kann allerdings eine so einzelne Tatsache nicht ausgewertet werden.

Bemerken möchte Ref. nur, daß Verf. das Vorkommen des Fischdrachens auf Palau und Yap (S. 31 u. 37) verneint und auf der Karte es bezüglich Palau und Truk mit einem Fragezeichen versieht; Krämer dagegen hebt in „Mitt. aus deutschen Schutzgebieten", XXI, S. 175, ausdrücklich das Vorkommen des Fischens mit Drachen als gemeinsamen Zug von Palau, Yap und Truk hervor.

L. Bouchal.

19.

Behrmann, Dr. Walter: *Im Stromgebiet des Sepik.* Eine deutsche Forschungsreise in Neuguinea. Berlin (Aug. Scherl) 1922. 360 S, 8^0, mit 101 Abb. im Text und 1 Karte.

Das vorliegende Buch ist der für weitere Kreise berechnete Reisebericht über die „Kaiserin-Augusta-Fluß-Expedition 1912—1913". In lebendiger Darstellung schildert Behrmann, der Geograph der Expedition, den Verlauf der Expedition, die nicht nur den schon von Leonhard Schultze 1910 genau aufgenommenen[1]) Kaiserin-Augusta-Fluß (Sepik) geographisch, naturwissenschaftlich und ethnographisch genauer untersuchte, sondern durch Vorstöße auf den Nebenflüssen dieses Stromes und ins Gebirge ein Gerippe der geographischen Gestaltung des bis dahin gänzlich unbekannten Innern Deutsch-Neuguineas bis zum Zentralgebirge liefern konnte. Die Ergebnisse der Expedition sind jedenfalls ganz hervorragende; die wissenschaftlichen Hauptergebnisse hat Behrmann bereits im Ergänzungsheft Nr. 12 der Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten (Berlin 1917) niedergelegt. Aber auch der vorliegende Bericht enthält eine Fülle ethnographischer Beobachtungen; zwei Kapitel, „Ein steinzeitliches Dorf" und „Bei kunstsinnigen Steinzeitmenschen", geben einen Einblick in das Leben, Denken und Schaffen zweier Typen der eingeborenen Bevölkerung des Landes. Denn die Zahl der verschiedenen Stämme, die kulturell sehr voneinander abweichen, ist eine unübersehbare, selbst das Zentralgebirge weist noch zerstreute Besiedlung auf; trotz des bestehenden Handelsverkehres leben die Stämme in Abgeschlossenheit voneinander, durch tiefgehende Sprachenzersplitterung getrennt. Die zahlreichen bei-

[1]) Mitt. aus den deutsch. Schutzgeb., Erg.-Heft 11, 1914.

gegebenen Abbildungen haben leider durch die Reproduktion zum Teil gelitten, aber sie geben uns doch eine gute Vorstellung von den Menschen und ihren Erzeugnissen. Auf den „Buchschmuck" hätten wir gern verzichtet. Wir hoffen, daß die Aufzeichnungen des Ethnologen der Expedition Dr. Roesicke werden veröffentlicht werden können. Dr. Thurnwald, der später zur Expedition stieß und bekanntlich bis nach Kriegsausbruch in Neuguinea verblieb, hat einen Teil seiner Ergebnisse bereits herausgegeben.[1] *L. Bouchal.*

20.

Wirz, Dr. P.: *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea.* I. Bd. (Hamburgische Universität, Abhandlungen aus dem Gebiete der Auslandskunde, Bd. 10. — Reihe B, Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Bd. 6.) Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1922. Teil I: Die materielle Kultur der Marind-anim, XIX, 130 S., gr. 8°, 43 Tafeln und 6 Abbildungen im Text; Teil II: Die religiösen Vorstellungen und die Mythen der Marind-anim sowie die Herausbildung der totemistisch-sozialen Gruppierungen. VI, 191 S., gr. 8°, 15 Abbildungen im Text und 1 Karte.

Wir haben auf S. 215 des Bd. LI eine Arbeit des Autors besprochen, welche unter dem gleichen Titel in Frankfurt a. M. erschienen ist und inhaltlich mit dem II Teile der vorliegenden Publikation identisch ist — nur bereichert um einige Wiedergaben von Zeichnungen Eingeborner.

Neu ist der I. Teil, der eine eingehende Monographie nicht nur der materiellen Kultur der Marind-anim, sondern auch ihrer sozialen Einrichtungen und Bräuche ist, eingeleitet durch eine Entdeckungsgeschichte des Landes und eine Betrachtung des Einflusses seiner Beschaffenheit auf die Bewohner.

Die Marind-anim, die noch vor 25 Jahren unter den Namen „Tugeri"[2]) und „Kaja-Kaja" durch Raubzüge und Kopfjagden das britische Nachbargebiet in Schrecken gesetzt haben, sind durch die seither eingeleitete holländische Kolonisation des Gebietes pazifiziert, aber auch dezimiert worden. Besonders eingehend behandelt Wirz die Altersklassen, die in ausgezeichneter Ausprägung das ganze Leben der Eingebornen beherrschen, derart, daß z. B. auch jeder Altersklasse eine ganz besondere Tracht und Körperzier zukommt.

Wir müssen es uns versagen, auf Einzelheiten der außerordentlich gründlichen Beobachtungen einzugehen; die illustrative Ausstattung ist reich und vorzüglich. Die Publikation ist ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis des Schaffens und Denkens des primitiven Menschen. *L. Bouchal.*

21.

Rivers, W. H. R.: *Essays on the depopulation of Melanesia.* With a preface by Sir Everard im Thurn. Cambridge (University Press) 1922. XIX, 116 S. 8°.

Der Anlaß zur Herausgabe dieses Büchleins waren zwei Berichte an die englische Melanesian Mission: einer von Rev. W. J. Durrad, der durch Jahre in Melanesien als Missionar tätig gewesen war, besonders auf den Torres- und Banks-Inseln, betitelt „The depopulation of Melanesia", und ein anderer von dem bekannten Schweizer Ethnologen Dr. Felix Speiser, der speziell die Neuhebriden erforscht hatte; dieser Bericht ist unter dem Titel „Decadence and preservation in the New Hebrides" ins Englische übersetzt worden. Später, als man diese Berichte veröffentlichen wollte, fand man es angezeigt, auch noch andere Kenner dieser Gebiete über die Frage zu hören, und so kamen noch hinzu zwei Aufsätze von Missionären, von Rev. A. J. Hopkins „Depopulation in the Solomon Islands" und von Rev. W. C. O'Ferrall „The depopulation of Santa Cruz and the Reef Islands". Dann steuerte noch der einstige Resident Commissioner auf den Britischen Salomon-Inseln, C. M. Woodford einen Aufsatz über die Salomon-Inseln bei, endlich hat der ehemalige Gouverneur von Britisch-Neu-Guinea, Sir William Macgregor, kurz vor seinem Tod einen Brief über „Disease and its treatment" geschrieben. Dazu hat dann noch der Herausgeber W. H R. Rivers, der seinerzeit an der „Cambridge Anthropological Expedition to Torres Straits" teilgenommen hatte und später noch 1908 und 1914 die Salomon-Inseln und Neuhebriden besucht hatte, in einem Schlußaufsatz die psychologischen Ursachen des Aussterbens der Melanesier dargelegt.

[1]) S. diese „Mitt.", LI, 1921, S. 216.

[2]) Unter diesem Namen hat über sie unter anderem auch Meyners d'Estrey in der Revue de Géogr, XV, 1892 (S. 241), und Haddon im Int. Arch. f. Ethn., IV (S. 177), gehandelt; Schmeltz hat in seinen „Beiträgen zur Ethnographie von Neuguinea" im Int. Arch. f. Ethn., VIII, XVII, einige Ethnographica von ihnen beschrieben.

Unter den von den verschiedenen Autoren angeführten Ursachen seien hervorgehoben die Einschleppung von Krankheiten, der direkte und indirekte Einfluß der Europäer (Kleidung, geänderte Lebensweise, Verbot heidnischer Bräuche, Arbeiterwerbung), Kindersterblichkeit. Wie dem raschen Verschwinden der einheimischen Bevölkerung Einhalt getan werden könnte, dafür geben die Autoren verschiedene Ratschläge. *L. Bouchal.*

22.

Jenness, D. and the late **Ballantyne A.:** *The Northern D'Entrecasteaux.* With a preface by R. R. Marett. Oxford (Clarendon Press) 1920. 219 S. 8^0. 16 Tafeln.

Mr. D. Jenness, an der Oxforder Universität ausgebildeter Anthropologe vom Fach, hat 1911—1912 ein Jahr lang mit Unterstützung seines damals in der Methodistenmissionsstation Bwaidoga auf Goodenough-Island, einer der Südost-Neuguinea vorgelagerten D'Entrecasteaux-Inseln, tätigen Schwagers, des seither verstorbenen Rev. A. Ballantyne, die Insel Goodenough gründlich ethnographisch untersucht und auch der Nachbarinsel Fergusson mehrere Besuche abgestattet.

Er schildert zuerst kurz die geographischen, faunistischen und floristischen Verhältnisse der Inselgruppe, die wirtschaftlichen Bedingungen für das Leben der Eingebornen. Goodenough und Fergusson sind verhältnismäßig isoliert; Handelsverkehr (Obsidianausfuhr) besteht noch eher mit Trobriand als mit der südlichen Insel Normanby; die Nord-D'Entrecasteaux-Leute bauen auch keine so seetüchtigen Boote wie etwa die Lakatoi von Port Moresby. Daher ist auch Nord-D'Entrecasteaux ethnographisch von außen wenig beeinflußt und zeigt das Bild einer ungestörten Kulturentwicklung. Es besteht hier auch nicht, wie sonst in Melanesien, ein Unterschied zwischen der Berg- und Küstenbevölkerung, und zwar weder somatisch noch ethnographisch, höchstens kleine dialektische Verschiedenheiten. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 8000, davon 55% Männer.

Die Körpergröße beträgt im Mittel für Männer 1527 *mm*, für Frauen 1443 *mm*. Die Hautfarbe ist schokoladebraun, bisweilen mit einem Stich ins Rötliche, gepaart mit rötlichem Haar; bisweilen ist die Haut aber auch nicht dunkler als die von Südeuropäern, so daß die Bräunung durch Sonnenlicht noch merklich ist. Albinos sind nicht selten. Die Hautfarbe liegt zwischen schwarz und dunkelbraun, das Haar ist gekräuselt, nur, wenn kurz gehalten, bisweilen fast straff. L.-B.-Index bei Männern 75·1, bei Frauen 76·2.

Von matriarchalen Einrichtungen ist keine Spur nachweisbar — im Gegensatz zu den benachbarten Trobriand-Inseln. Die Verwandtschaft ist nach Generationen gruppiert. Die Dörfer sind Familiendörfer und Heiraten sind nur mit außerhalb des Dorfverbandes Stehenden erlaubt. Zwischen Blutsverwandten und Verschwägerten besteht Eheverbot. Polygamie kommt nur ausnahmsweise vor. Totemismus besteht in Form eines Speise- und Tötungsverbotes, er ist meist in väterlicher Linie erblich und hat Tiere und Pflanzen zum Gegenstand; wo es sich um andere Dinge handelt, liegt vielleicht nur ein Tabu vor; gegenwärtig ist er im Schwinden begriffen.

Das Eigentum zerfällt in Individual- und in unveräußerliches Familieneigentum. Land ist Dorfeigentum; die Anbauflächen werden gewechselt. Das Erbrecht des ältesten Sohnes ist zeitlich beschränkt; dann wandert der unveräußerliche Besitz auf die jüngeren Söhne weiter. Eine staatliche Autorität fehlt; das Strafrecht beruht auf dem System der Bußen; nur bei Verweigerung der Buße kann der Schuldige erschlagen werden. Früher bestand Kannibalismus.

Auf weitere Details, auf alle die ausführlich geschilderten Bräuche, die den Lebenslauf des Eingebornen begleiten, auf religiöse Vorstellungen, Mythen, industrielle Betätigungen, Kunst und Spiel einzugehen, müssen wir uns versagen.

Die Autoren haben sich ein Verdienst erworben, indem sie uns die Verhältnisse dieses kleinen, noch wenig von außen beeinflußten Völkchens so gründlich vermittelt haben. Die illustrative Ausstattung ist gut. Auch ein Sachregister ist angefügt. *L. Bouchal.*

23.

Ungnad, Arthur: *Die Religion der Babylonier und Assyrer.* Übertragen und eingeleitet von —. (Religiöse Stimmen der Völker, herausgegeben von Walter Otto, III) Jena (Eugen Diederichs) 1921. VIII, 344 S. 8^0.

Ein Buch, das allen die sich mit vergleichenden Religionsstudien beschäftigen, das assyrisch-babylonische Material in zuverlässiger Übersetzung vorlegt, mag dem Fernerstehenden als eine nicht allzu schwierige Sache erscheinen; wer aber die Übersetzungsschwierigkeiten kennt, wird dieser Arbeit Ungnads die vollste Anerkennung nicht versagen. Sachlich bereitet eine kurze Einleitung über die Geschichte und Religion der Babylonier und Assyrer in dankenswerter Weise das Verständnis der Texte vor. Der erste Hauptteil, Mythen und Epen, beginnt mit dem Weltschöpfungsgedicht, wie es uns in der babylonischen Fassung etwa der Hamurabi-Zeit besonders durch Abschriften aus der

Bibliothek Assur-Banibals überliefert ist. Marduk wird darin als Held in den Vordergrund gestellt, indem er als Stadtgott von Babylon an die Stelle des ursprünglichen Helden tritt. Über diese allgemeine textkritische Erkenntnis hinaus scheint es mir möglich, ähnlich wie in der Schöpfungsgeschichte der Bibel, auch im babylonischen Epos zwei Versionen zu unterscheiden. Es muß auffallen, daß zwei ziemlich identische Kämpfe geschildert werden, bei deren erstem Apsu und Mummu durch Ea ihr Ende finden, an dessen Stelle aber gelegentlich (als Vater Marduks) Lachmu genannt wird (Ebeling, das babylonische Schöpfungslied, S. 8), in dem ich überhaupt den eigentlichen Helden erblicken möchte, der nur später durch Ea ersetzt wurde. Der andere Kampf spielt sich zwischen Tiamat und ihrem Gatten Kingu einerseits und Marduk andererseits ab und endet mit dem Siege des Letzteren. Daß aber Marduk nicht der eigentliche Held ist sondern wohl Anu, zeigt meines Erachtens Taf. V, wo erzählt wird, daß erst Ea den Kampf versuchte aber aufgibt. (Einpassung der Rezension, wonach Lachmu-Ea das Chaos bekämpfte). Dann greift Anu ein, kann jedoch nicht bestehen; dieser mit der Gottwürde Anus durchaus unvereinbare Zug erklärt sich wohl nur so, daß Anu tatsächlich nach einer Version Tiamat-Kingu bekämpfte und besiegte, da aber diese Tatsache nicht in eine Verherrlichung Marduks paßte, andererseits man vermutlich Anus Rolle nicht ganz unterdrücken konnte, so mußte sein Kampf vergeblich sein. Der Kern des Weltschöpfungsgedichtes wäre demnach etwa folgender: Die Chaosmächte (Apsu-Mummu, von denen Apsu ursprünglich vielleicht weiblich gedacht war, so daß sein „Vezier" Mummu dann wohl der Gatte gewesen sein dürfte; bzw. Tiamat und ihr Gatte Kingu) nehmen Ärgernis an ihren Kindern, den Göttern, deren Führer (Lachmu-Ea, bzw. Anu-Marduk) sie im Kampfe besiegt. Der Held schafft aus der Leiche der Urmutter das obere und untere All (vgl. Anschar und Kischar als Kinder Lachmus; demnach ist vielleicht auch Enlil neben Ea als Kind Anus zu betrachten). Die Anhänger der Urmutter sollen ursprünglich anscheinend unterjocht werden und den göttlichen Genossen des Siegers dienen, werden aber auf deren Bitten begnadigt (s. Ebeling, a. a. O. 12ff.). Nur ihr Anführer wird getötet und aus seinem Blute der Mensch geschaffen, dessen Aufgabe der kultische Dienst der Götter ist, an dem auch die besiegten Götter gleichen Anteil bekommen. Äusserlich tritt allerdings eine gewisse Unterscheidung ein, indem der Götterherr sie von seinen Anhängern trennt, was wohl die Grundlage zur Teilung der Götter in solche des Himmels und in solche der Unterwelt bietet. Wir gewinnen so eine Parallele zum Sündenfall der Engel, nur mit dem Unterschiede, daß in der babylonischen Überlieferung die Empörer doch der Ehren ihrer himmlichen Brüder teilhaftig bleiben.

Der zweite Abschnitt des ersten Hauptteiles enthält Drachen- und Dämonenkämpfe, wobei das erste Fragment augenscheinlich eine Version des Tiamatkampfes des Marduk darstellt. Abschnitt C bringt das 12 Tafeln umfassende Gilgamesch-Epos und die Sintflut-Sage; auffallend ist, wie auch hier, soweit die Umstände es zulassen, sich die Parallele zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos geltend macht. Im Weltschöpfungsepos sehen wir die uranfänglichen Mächte mit ihren Geschöpfen, den Göttern, unzufrieden, die sie daher zu vernichten trachten. Diese aber entgehen dem Untergange, indem sie den Kampf mit dem Gegner aufnehmen und ihn besiegen. In der Sintflutsage treten uns im wesentlichen dieselben Züge entgegen: Unzufriedenheit der Götter mit ihren Geschöpfen, den Menschen, die sich jedoch dem Untergange zu entziehen wissen. Allerdings geschieht dies nicht durch Kampf, denn das würde dem Verhältnis zwischen Mensch und Gott nicht entsprechen, sondern unterstützt von einem der Götter, entgeht der Mensch dem Vernichtungswillen der Götter durch List.

In die religiöse Literatur im engeren Sinne führen uns die Abschnitte II (Gebete und Lieder), III (Zaubertexte) und IV (Ritualtexte und Omina) ein. Das vorgelegte Material ermöglicht uns einen guten Einblick in das religiöse Leben der Privatpersonen wie des Königs. Im allgemeinen kann man meines Erachtens die zu Grunde liegenden Vorstellungen in drei Gruppen zusammenfassen. Eine beruht auf der Seelenlehre und weist mancherlei Beziehungen zum Schamanismus auf, die zweite, der hauptsächlich die Zauberkulte angehören, beruht auf Emanismus, d. h. auf der Vorstellung, daß den Dingen Kräfte innewohnen, die sie auf ihre Umgebung auszustrahlen vermögen, die dritte endlich gehört der Gestirnlehre an, und wird wohl das jüngste Element sein, das in dem Bau der Religion Babylons und Assyriens eingefügt wurde. *V. Christian.*

Druckfehler-Berichtigung zum LII. Band.

Auf Seite 300 ist der letzte Absatz des Literaturberichtes Nr. 43 als nicht hingehörig zu streichen.

Ethnographische und anthropologische Mitteilungen über einige wenig bekannte Volksstämme Ugandas.

Von **Dr. Robert Stigler**, o. ö. Professor für Physiologie an der Hochschule für Bodenkultur in Wien.

II. Teil.[1])

(Mit 23 Abbildungen im Text.)

Der Schilderung der Volksstämme, die unsere Expedition nach Überschreitung des Mpologoma besuchte, möchte ich einige geographische Erläuterungen voranschicken, um so mehr, als die Werke von Johnston und Roscoe nicht geeignet erscheinen, über die Ausbreitung der Volksstämme der früheren Zentralprovinz Ugandas Klarheit zu schaffen. Ich verdanke die Aufklärung hierüber den freundlichen Mitteilungen Dr. L. Sells', der zur Zeit unserer Expedition der einzige englische Amtsarzt des Bukedi-, Lango- und Teso-Distriktes, später Amtsarzt in Atscholi war und deshalb ein ausgezeichneter Kenner Ugandas ist.

Die geographische Einteilung Ugandas zur Zeit unserer Expedition, die ich bereits im ersten Teil angegeben habe, wurde später unter wesentlicher Verkleinerung des Protektorates geändert. Derzeit besteht das Protektorat aus folgenden Provinzen: 1. das Königreich Uganda, 2. die Westprovinz, mit den Distrikten Toro und Ankole, 3. die Nordprovinz, früher Nilprovinz, mit den Distrikten Unyoro, Süd-Atscholi und Nord-Atscholi.

Die Grenze des Uganda-Protektorates verläuft jetzt östlich von Nimule. Das Gebiet der Madi und Bari längs des Nil mit Gondokoro und Nimule wurde in den Sudan einbezogen. Die Hauptstadt der Nordprovinz ist derzeit Masindi in Unyoro, am westlichen Ufer des aus dem Kioga-See ausgetretenen Nil, bei dessen Vereinigung mit dem Kafu-Fluß.

Die beiden Atscholi-Distrikte sind voneinander durch den Assua getrennt. Der Hauptort von Süd-Atscholi ist Gulu, der Hauptort von Nord-Atscholi Kitgum. Das frühere Distriktkommissariat von Nimule wurde nach Gulu verlegt.

4. Die Ostprovinz, früher Zentralprovinz, mit dem Hauptort Jinja. Sie hat folgende Grenzen: Im Westen der Nil, das Westufer des Kioga-Sees und dann wieder der Nil, bis er sich gerade westlich dem Albert-See zuwendet. An der Umbiegung des Nil aus dem südnördlichen in den ostwestlichen Verlauf mündet in ihn der von Nord nach Süd fließende Totschi-Fluß (auf der dem ersten Teile beigefügten Karte eingezeichnet). Dieser bildet die Fortsetzung der Westgrenze der Ostprovinz.

[1]) Der I., hauptsächlich ethnographische Teil befindet sich im LII. Bande dieser Mitteilungen, S. 197—261.

Von dem Ursprung des Totschi wendet sich die Grenze westöstlich an den Assua, verläuft längs desselben und durch den Kirkpatrick-Sumpf bis zu dessen östlichem Ende nördlich von Aketta (Kaketta), dann südöstlich zum Berg Tepés, von diesem geradeaus südlich zum Ostende des Salisbury-Sees, welches als Petta- oder Gedge-See bezeichnet wird, dann geradeaus östlich längs des von Ost nach West in den Salisbury-See fließenden Kiboko-Flusses bis zu den Nordostabhängen des Elgon, dann von dort in gerader Linie südwestlich mitten über den Elgon bis zu dessen Südostabhängen, dann längs des dortselbst entspringenden Flusses Malaba, der in einem gegen Süden konvexen Bogen in den Mpologoma fließt. Den Abschluß der Ostgrenze der Ostprovinz bildet die von Mbale nach Mjanji an der Nordostecke des Viktoria-Sees (nördlich von der Mündung des Nzoia-Flusses) führende neue Straße, nämlich ihr südlicher Teil zwischen dem Malaba-Fluß und Mjanji.

Die Distrikte der Ostprovinz:

1. Busoga. Hauptort Jinja. Grenzen: Nil, Kioga-See, Mpologoma, Malaba-Fluß bis zu seiner Kreuzung mit der Straße von Mbale nach Mjanji, dann diese Straße bis Mjanji. Östlich davon liegt die Kenya-Kolonie.

2. Der Bukedi-Distrikt. Hauptort Mbale. Grenzen: Im Norden der aus dem Mpologoma gerade nach Osten abgehende (auf der Expeditionskarte ohne Namen eingezeichnete) Suale-Sumpf, dann längs des Malakusa-Flusses zum Petta-See (Ostende des Kumi-Sees), dann längs des Kiboko-Flusses über den Elgon, längs des Malaba-Flusses zum Mpologoma bis zum Suale-Sumpf.

3. Der Teso-Distrikt. Der Sitz des Distriktkommissärs befand sich zur Zeit unserer Expedition in Kumi. Später wurde er von dort östlich nach Soroti verlegt, das am nordöstlichen Ausläufer des Kioga-Sees liegt und jetzt sogar durch einen Dampfer mit Namasagali, der Endstation der neuen Usoga-Eisenbahn, verbunden ist. Das Amt in Kumi wurde aufgelöst. Grenzen des Teso-Distriktes: Im Westen längs des Flusses Omongoleng, der, von Nord nach Süd fließend, bei Soroti in den Nordostarm des Kioga-Sees mündet, dann längs der Ostküste des Kioga-Sees, des Mpologoma, Suale-Sumpfes und Malakusa-Flusses zum Ostende des Kumi-Sees, dann nördlich zum Tepés, Kirkpatrick-Sumpf, Assua und Omongoleng.

4. Der Lango-Distrikt. Sitz des Distriktkommissärs ist Lira, nordwestlich von Soroti. Grenzen: Nil, Totschi-Fluß, Assua, Omongoleng, Kioga-See.

Nach Überschreitung des Mpologoma gelangte unsere Safari an den mit Rasthäusern versehenen Niederlassungen von Terinia, Budaka, Naboa vorbei in zwei Tagen nach Mbale. Die an dieser Straße im Bukedi-Distrikt wohnende Bevölkerung besteht aus Baganda, Basoga und Bakedi. Auch in Mbale selbst finden sich, wie in jeder Handelsstation, Leute aller möglichen Stämme, darunter auch mehrere indische Händler, die größtenteils in Wellblechhäusern wohnen. Östlich von Mbale wohnen die Bageschu. Die wenigen Regierungsbeamten leben in Mbale in sehr hübschen europäischen Villen mit Gärten.

Im Lugeschu heißt Mbale K a r u n g u. Es ist der Sitz des Distriktkommissärs von Bukedi. Infolge seiner hohen Lage hat Mbale trotz großer Hitze bei Tag kühle Nächte. Es ist aber durchaus kein gesunder Platz. Es kommt dort viel Malaria, Syphilis und die sogenannte Uganda-Pest (Lungen- und Beulenpest) vor. In einem Jahr sollen 2500 Eingeborene daran gestorben sein.

Wir weilten in Mbale vom 3. Dezember 1911 bis 4. Jänner 1912, geraume Zeit als Gäste Dr. S e l l s'. Bis Mbale war zur Zeit des Königs Muanga der Baganda-Prinz Kakunguru nach Eroberung von Busoga und Bukedi vorgedrungen.

III. Die Bageschu.

Die Bageschu wohnen am Westabhange des Elgon, östlich von Mbale und der Straße, die von Mbale nach Mjanji führt. Nach Süden reichen sie bis an den Malaba-Fluß. Früher töteten die Bakedi jeden Bageschu, der sich über die Vorberge des Elgon hinaus in die Ebene wagte. Seit der Herrschaft der Engländer sind die Bageschu allmählich aus den Bergen heruntergezogen, um besser bebaubares Land zu bekommen. Sie sollen sich in jüngster Zeit sogar schon in der Gegend von Bukedia und Katschumbala mitten unter den Bakedi angesiedelt haben. Roscoe schätzt die Zahl der Bageschu auf eine Million.

Die Bageschu sind der weitaus am tiefsten stehende Volksstamm, den wir getroffen haben. Im Durchschnitt sind sie schwächer und kleiner als die Stämme in ihrer Umgebung und von etwas weniger dunklem Kolorit. Im ganzen sind sie recht herabgekommen, von Hautkrankheiten und Syphilis stark verseucht. Die hoch oben wohnenden Stämme scheinen gesünder zu sein als die am Fuße des Elgon wohnenden. Alte Leute sind sehr selten. Die meisten Leute von 20 bis 25 Jahren gaben auf meine Frage an, daß sie ihre Eltern schon verloren hätten. Der Rassentypus der Bageschu ist durchaus nicht einheitlich. So wie ihre Größe, weist auch ihr Gesichtsausdruck große Unterschiede auf. Im allgemeinen ähneln die Bageschu den Bantunegern. Manche aber schienen mir davon ganz verschieden zu sein. Manche sind den Másai ähnlich, während wieder andere pygmäenhafte Gesichtszüge besitzen. Wenigstens behauptet dies Johnston, der ja selbst ein ganz hervorragender Kenner der Pygmäen ist. L. Sells indessen bestreitet, daß die Bageschu pygmoid seien. Und auch Roscoe erwähnt nichts davon. Letzterer findet, daß die Bageschu den gewöhnlichen Negertypus aufweisen. Roscoes anthropologische Angaben sind aber mangels Messungen ebenso mangelhaft wie meine eigenen. Die Bageschu sind auch jetzt noch ein sehr scheues Volk. Vor den Weißen ergreifen sie gern die Flucht, besonders die Weiber. Es war deshalb für mich schwer, die Eingeborenen am Elgon zu untersuchen. Durch die Medizinen, die ich ihnen verabreichte, gewann ich aber mit der Zeit doch ein wenig ihr Vertrauen.

Die Bageschu sind Menschenfresser, trotz des Verbotes der Engländer, im geheimen auch heute noch. Sie gehen nicht eigens darauf aus, Menschen zu töten, um sie zu essen, sondern sie verzehren die Leichen.

Die Sprache der Bageschu ist nach Johnston[1]) eine ganz altertümliche Bantusprache, wahrscheinlich die altertümlichste, die es überhaupt gibt. Eine anthropometrische Untersuchung der Bageschu liegt bis heute meines Wissens nicht vor. In Muassa, am Westabhange des Elgon, fanden wir im Gebüsch, oberflächlich daliegend, mehrere Schädel, welche, vermehrt um einige andere, später von Dr. Sells aufgefundene an Professor Pöch nach Wien geschickt wurden. Wie Dr. Sells hervorhebt, sind aber diese Schädel nicht ohne weiteres als Bageschuschädel anzusprechen. Sie können ja auch von Leuten anderer Stämme herrühren, welche von den Bageschu aufgefressen worden waren. Jedenfalls wäre es interessant zu wissen, ob unter ihnen Pygmäen-Typen sind. Eine diesbezügliche Untersuchung hat Frau Dr. H. Pöch in Aussicht gestellt.

Besser als in der Nähe von Mbale lernten wir die Bageschu in ihren Dörfern am Elgon, Bujobo, Masobu, Muassa u. a. kennen. Trotzdem sie im allgemeinen ganz charakteristische Eigenheiten aufweisen, scheint es doch, daß da und dort

[1]) H. Johnston, The Uganda Protectorate, II. Aufl., S. 721, 1904.

Merkmale der Grundstämme, aus denen sie offenbar zusammengesetzt sind, wieder herausmendeln und auf diese Art Typen von recht verschiedenem Aussehen entstehen.

Johnston spricht (1904) von dem Masaba-Volk am Westelgon und rechnet zu diesem unter einigen anderen Stämmen auch die Bageschu. Bageschu ist aber die Bezeichnung für das ganze Volk und Masaba ist bloß eine Gegend am Westabhange des Elgon.

Johnston schreibt über dieses Volk: „Sie sind vielleicht das wildeste Volk, das überhaupt innerhalb der Grenzen des Uganda-Protektorates zu finden ist. Sie sind sogar wilder als die Kongozwerge. Erst kürzlich wurden sie in gewissem Ausmaß durch einen Bagandahäuptling[1]) unterworfen, der in dem Lande zwischen Viktoria-See und Elgon Ordnung herzustellen hatte. Aber auch jetzt noch haust ein Teil dieses Volkes hoch oben (in Höhen von vielleicht 7000 und 8000 Fuß) auf den Bergrippen, welche den Elgonkrater umgeben, der aller Wahrscheinlichkeit nach niemals einen Europäer gesehen hat und gegen ihn oder jeden anderen Fremden, der in seinen Bereich käme, Feindseligkeit entfalten würde.

Sofort, als der Schreiber dieses das Masaba-Volk sah, war er überrascht über die niedrige und affenartige Erscheinung, die viele von ihnen zur Schau trugen."

Da und dort traf Johnston einen Bageschu mit Nandi-Physiognomie, offenbar von einer Vermischung mit Flüchtlingen aus Nandi sprechenden Gruppen herrührend. Als solche lernten wir die Batua kennen. Im allgemeinen aber fand Johnston eine große Ähnlichkeit der Masaba mit den Pygmäen an der Westgrenze Ugandas. Einige mit vorstehenden Arcus superciliares, niederer Stirne, flacher Nase, langer Oberlippe und zurücktretendem Kinn erinnerten ihn an die Kongozwerge. Johnston fand nichts an diesen Negern vom Typus des Nilnegers oder vom westafrikanischen Typ. Er schreibt: „Im ganzen möchte ich glauben, daß sie die primitivste Negerrasse auf dem Kontinent (von der die Kongo-Pygmäen ein Zweig sind) repräsentieren, da und dort mit einem höher stehenden Nandi- oder Elgumi-Typ gekreuzt, eine ursprüngliche Rasse in der Tat, der vor vielen Jahrhunderten die ersten Bantu-Eindringlinge einen archaischen Bantudialekt aufgedrängt haben." Von den Kavirondo, den Nilnegern oder den Baganda unterscheiden sich die Bageschu in ihrer Körperentwicklung wesentlich. Besser als jede Beschreibung lehrt dies der Anblick der Leute selbst oder wenigstens ihrer Bilder.

Johnston hebt hervor, daß die Masaba weder Beschneidung noch Tätowierung üben und daß sie aus Armut kaum irgendeinen Schmuck tragen und fast ganz nackt gehen. Nur diejenigen, welche mit den Nandibewohnern des Elgon in Berührung kommen, tragen Hals- und Armbänder aus Eisen und Elfenbein. Das einzige Kleidungsstück ist ein schmutziger Fetzen von Baumrindenstoff.

Ganz im Gegensatz zu dieser Angabe Johnstons wiesen alle Bageschufrauen, die ich traf, ganz bestimmte erhabene Tätowierungen und alle Bageschumänner die Zeichen der Beschneidung, einige auch Tätowierung, auf. Dies zeigen auch alle unsere Photographien von den Bageschu.

Roscoe nennt die Bageschu den primitivsten Bantustamm, ihr Land ein Land ohne Gräber, weil die Toten nicht beerdigt, sondern gegessen werden. Was die Menschen nicht essen können, bleibt für die Hyänen. Zur Zeit, da Roscoe die Bageschu kennen lernte, waren sie offenbar schon viel weiter vom Elgon heruntergestiegen als zur Zeit, da Johnston sie besuchte.

[1]) Gemeint ist der erwähnte Kakunguru.

Wohnung. Kmunke[1]) bildet in seinem Werk den Grundriß der Bageschuhütten ab, die wir miteinander am Elgon besucht haben. Er schreibt: „Die Hütten des Dorfes Masobu bestehen aus zwei konzentrisch angelegten, nach oben zulaufenden Graswänden, in denen zwei Eingänge angebracht sind, die sich jedoch nicht decken, so daß man nach der ersten Öffnung noch ein Stück zwischen beiden Wänden zur zweiten kriechen muß. Die Öffnungen sind nur einen halben Meter hoch und man muß sich daher auf allen vieren vorwärts bewegen, um in das Innere der Hütte zu gelangen."

Kennzeichnend für die Bageschuhütten ist die eigenartige Form ihrer Dächer. Diese sind sehr groß und flach und stehen mit ihrem freien Rand nur wenig vom Boden ab. Das Innere der Hütten ist meistens durch hölzerne Säulen in zwei Hälften geteilt, die eine für das Vieh, die andere für die Familie. Auf der Spitze des Daches ist meist entweder ein Rinderschädel oder eine Holzspitze angebracht, die deutlich einen Phallus darstellt, wie schon Johnston[2]) hervorhebt. Häufig sind die Dächer mit Bananenblättern bedeckt. Neben dem Hause stehen übermannshohe zylindrische Vorratskammern, die aus Reisig geflochten und mit Bananenblättern zugedeckt sind. Die Inneneinrichtung der Hütten ist sehr armselig. Nicht einmal ein Bett ist zu finden. Die Leute liegen einfach auf der Erde um den Herd herum. Aborte gibt es nicht. Die Notdurft wird im Freien in der Nähe der Hütten verrichtet. Die Reinlichkeit läßt auch sonst sehr zu wünschen übrig.

Die Nahrung der Bageschu besteht hauptsächlich aus Bananen und aus süßen Schensi-Erdäpfeln (Viasi). Wie Abb. 7 zeigt, weisen die Bageschufrauen auffallend stark aufgetriebene Bäuche auf. Das Gleiche gilt auch von den Kindern und ist wohl die Folge der stark blähenden Kost. Die Bageschu pflanzen auch Hirse, Bohnen, Mais, Erbsen u. a. Das Mehl mahlen Bageschumädchen in knieender Stellung zwischen zwei flachen Steinen in der bei den meisten Negern üblichen Weise. Infolge dieser Zubereitung enthält das Mehl oft Steinchen und ist für Europäer kaum genießbar.

Aus Erdäpfeln und Bananen bereiten die Eingeborenen auch ihr Bier, dem sie, namentlich beim Tanz, Nächte lang reichlich zusprechen.

Auch guter Tabak wird von den Eingeborenen angebaut und nebstdem auch Haschisch, wovon ich auf Tafel I Proben abbilde. Sie umhüllen den Haschisch mit Bananenblättern. Ihre Pfeifen (Tafel I) stellen sie selbst her, den Kopf aus Ton, Rohr und Wassersack aus einer Kalebasse. Männer und Weiber rauchen einen großen Teil des Tages über.

Die Haustiere der Bageschu sind Hühner, Schafe und kleine zebuartige Rinder mit kurzen Hörnern. Ihre Kühe geben wenig, aber fette Milch. Die Bageschu bezeichnen ihre Rinder durch viereckige Figuren, die sie in die Hörner einritzen. Vom Rind wird außer dem Fleisch und der Milch auch das Blut genossen. Zu diesem Zweck werden gestaute Halsvenen eines Rindes mit einem Pfeil angeschossen, der an seiner Spitze umwickelt ist, so daß er nur bis zu einer gewissen Tiefe eindringen kann. Das mit diesem Aderlaß gewonnene Blut wird zur Erzeugung einer Art Blutwurst verwendet.

Vor ihren Dörfern oder Hütten pflanzen die Bageschu irgendeinen Baum oder Strauch, in den sie die bösen Geister verjagen. Rund herum häufen sie Eierschalen,

[1]) R. Kmunke, Quer durch Uganda, 1913, S. 48.
[2]) l. c. S. 735, 739 (Abb.) und 868.

getrocknete Bananen, Knochenreste und Kuhmist, wovon jedes Ding seine besondere abergläubische Bedeutung hat. Im übrigen ist ihre Religiosität auf allerprimitivster Stufe.

Die Bageschu sind polygam. Die Frauen werden, wie bei allen Negern, vom Bräutigam gekauft um einige Ochsen, Kühe oder Schafe, je nach der Schönheit. Den letzten Monat vor der Hochzeit benützen die Eltern der Braut zu deren Vorbereitung. Diese besteht nach Roscoe[1]) darin, daß die Braut die beste Nahrung bekommt, damit sie möglichst dick wird, und daß sie fleißig gewaschen und täglich mit Öl eingerieben wird, damit ihre Haut weich, glatt und frei von allen Pusteln wird. Der höchste Wert der Frau besteht in ihrer Fruchtbarkeit. Erfüllen sich die diesbezüglichen Hoffnungen nicht, so wird die Frau ihren Eltern zurückgeschickt und von diesen entweder gegen eine Schwester ausgetauscht oder der Kaufpreis zurückerstattet.

Die Liebe zu den Kindern ist bei den Bageschu ganz außerordentlich groß. Hierin ist die Seele dieser Menschenfresser wahrlich tief. Von strengen Strafen ist keine Rede. Die Kinder werden viel eher zu frei gehalten.

Ehebruch soll, meinem Vernehmen nach, kaum vorkommen. Die von dem Mann gekaufte Frau gilt als dessen Besitz und ihr nahezutreten gilt für jeden anderen als ihren rechtmäßigen Ehemann gleich einem Diebstahl. Gleich diesem gilt daher der Ehebruch als gemeines Verbrechen und wird entsprechend bestraft. Die Keuschheit vor der Ehe wird indessen wenig geschätzt. Die sexuelle Moral der Bageschu ist also nicht gar weit verschieden von der der Bauern in manchen Gegenden unserer Heimat. Wenn ein lediges Mädchen ein Kind bekommt, so soll sie, wie Roscoe[2]) erwähnt, den Namen des Vaters sagen und dieser soll das Mädchen heiraten, natürlich gegen Bezahlung des Kaufpreises. Weigert er sich, so wird das Mädchen irgendeinem anderen Mann als Frau gegeben und dieser bekommt auch ihr Kind, dessen wirklicher Vater alle Rechtsansprüche darauf verliert. Ein Kind vor der Ehe zu haben, gilt ja für das Mädchen durchaus nicht als Schande, es ist vielmehr ein erwünschtes Zeichen der Fruchtbarkeit dieses Weibes. Das Köstlichste aber ist, daß wenige Männer damit einverstanden sind, daß ihr Kind in den Besitz eines anderen Mannes übergehe und, um dies zu verhindern, lieber die Mutter des Kindes heiraten. Wieder ein Zeichen der großen Kindesliebe dieser Kannibalen!

Diebstahl. Bei unserem Aufstieg auf den Elgon kamen wir durch das Bageschudorf Buhugu. Hier waren wir Zeugen der Bestrafung für Diebstahl. Ein Eingeborener hatte eine Ziege gestohlen. Er wurde von einem Askari vorgeführt. Der Mohammi (Häuptling) ließ ihm die Hände auf den Rücken binden, ihn, das Gesicht zur Erde gekehrt, auf den Boden legen und ihm dann noch die Füße zusammenbinden. Oben und unten zwischen den zusammengebundenen Füßen wurde je ein dicker Pfahl in die Erde eingeschlagen. In dieser qualvollen Stellung sollte der Sträfling die ganze Nacht über liegen bleiben und zum Schluß noch eine Anzahl Kiboko-Streiche (Nilpferdpeitschen) bekommen. Der Distriktkommissär, der mit uns von Mbale bis hieher gekommen war, gab ihn aber frei. Trotzdem kommt Diebstahl bei den Bageschu oft genug vor.

Mord wird nach den Prinzipien der Blutrache gesühnt. Wenigstens früher war das so. Die einzelnen Clans der Bageschu, deren jeder auf einem besonderen Ausläufer des Elgon wohnt, stehen auch jetzt noch nicht in besonders freundschaftlichem Verhältnis zueinander.

[1]) J. Roscoe, The Northern Bantu, Cambridge 1915, S. 173.
[2]) l. c. S. 171.

Tracht und Schmucksachen der Bageschu.

Haartracht. Die Männer haben meist keine besondere Haartracht, einige verflechten aber ihre Haare mit Lehm und Ocker zu kleinen Strähnen. (Abb. 7.) Die Frauen rasieren sich gleich den Bagandaweibern die Schädel. Manche kümmern sich aber nicht um diese Mode.

Kleidung. Zumindest in der Jugend gehen beide Geschlechter nackt herum. So kamen sie auch in Mbale bei unseren Zelten vorbei, wenn sie aus der Umgebung dorthin ihre Spaziergänge machten. Die Knaben tragen in Mbale mitunter eine Art Schwimmhose wie in Abb. 5. Die Männer tragen nach der in der Pubertätszeit erfolgten Beschneidung eine Art Schürze, meist aus Schafhaut, die mit ihren beiden Zipfeln über der rechten Schulter befestigt ist und frei bis zu den Schenkeln herunter-

Abb. 5. Bageschuknabe.

Abb. 6 Bageschumädchen.

hängt. Manche tragen auch eine Art Turban um den Kopf, aus irgendeinem Lappen zusammengedreht. Es scheint dies aber mehr ein scherzhafter Brauch der Jugend zu sein.

Viel interessanter ist die Tracht der Frauen. (Abb. 7.) Bananenfasern werden zu einem Gürtel zusammengedreht, an diesen werden Bananenfaserschnüre fransenartig geknüpft. Diese Fransen hängen über das Gesäß herunter; sie werden an ihren freien Enden zusammengefaßt, von hinten nach vorn zwischen den Schenkeln durchgezogen und dann über dem Schamhügel wieder unter dem Gürtel durchgeschlagen, so daß die büscheligen Enden dieser Fransen vorn frei über den Schamberg herunterhängen. Verheiratete Frauen flechten sich aus diesen Fransen einen zirka 15 *cm* langen Fortsatz, der, von hinten nach vorn und dann unter dem Gürtel durchgezogen, wie ein erigierter Penis aussieht. Auch die glans penis ist daran deutlich nachgebildet. Dieser „Eheringersatz" ist im Lande der Bageschu

so allgemein und selbstverständlich, daß er uns trotz seiner Absonderlichkeit bald kaum mehr auffiel. (Abb. 9 und Tafel I, 57, 58.)

Abb. 7. Bageschuweiber.

Es werden aber auch andere Schamgürtel von Frauen und Mädchen getragen. Tafel I, 54 zeigt einen aus Meerkatzenfell geschnittenen Mädchengürtel, 55, 56 Frauengürtel aus Hirsekörnerschnüren, die bei 56 mit einem Büschel endigen, das glockenähnlich wirkende Metallhülsen trägt. Das Bageschumädchen in Abb. 8 trägt einen aus einer Kaurimuschelschnur hergestellten Gürtel mit einer zwischen den Beinen durchgezogenen und um den Gürtel geschlagenen Binde. Tafel II, 1 bringt das Bild eines Mädchengürtels, der nur aus einer Perlenschnur angefertigt ist.

Die Schmucksachen der Bageschu sind im allgemeinen ziemlich einfach. Die Männer tragen Eisenringe um den Hals, um Hand- und Fußgelenke und auch um den Oberarm. Die Halsringe sind entweder einfache Ringe oder eine ganze Reihe von Eisendrahtwindungen in Gestalt eines Halskragens, mitunter mit einem die obere Brustapertur bedeckenden reifartigen Ansatz von mehreren Windungen des gleichen Drahtes. Manche sind auch im glücklichen Besitz eines um den Oberarm getragenen Elfenbeinringes. Fingerringe aus Eisen, Ohrringe, Stachelschweinstacheln, welche durch Löcher in den Ohrläppchen horizontal durchgesteckt werden, sind die Schmucksachen der Männer. Mitunter tragen diese auch Lippenpflöcke. Diese sind aber vielmehr ein Frauenschmuck (in Abb. 6 ein hölzerner Lippenpflock). Frauen tragen nebstdem auch noch Eisenringe um Hand und Füße, Fingerringe an der Hand, aber auch an den Zehen und eigentümliche eichelförmige Holzbecher in den Ohren, die mit einem Fett gefüllt sind, das offenbar irgendeine abergläubische Bedeutung hat, und mitunter auch Perlschnüre oder Kaurischnüre um den Hals. (Abb. 8.)

Abb. 8. Bageschumädchen.

Abb. 9. Bageschufrau mit ihren zwei Kindern.

Tätowierungen. Männer und Frauen der Bageschu tätowieren sich, je nach dem Clan, in verschiedener Weise. Nach meinen Photographien sind zwar alle Frauen, nicht aber alle Männer tätowiert. Sehr deutlich zeigen die Art der Tätowierung Abb. 5 und Abb. 6. Nach Roscoe[1]) wird die Tätowierung mittels der in Tafel III 20, 21, 22, 28, 29 abgebildeten Sichelringe vorgenommen. Holzasche wird als Blut-

[1]) l. c. S. 184.

stillungsmittel eingerieben. Es bleiben mandelartig erhabene Narbenkeloide. Nach Roscoe machen sich die Mädchen die Tätowierungen an ihrem Bauche selbst, die an der Stirne muß natürlich jemand anderer machen. Die Tätowierung wird vor der Beschneidung der Mädchen durchgeführt.

Beschneidung. Sie spielt im Leben der Bageschu eine sehr wichtige Rolle. Wer nicht beschnitten ist, wird im öffentlichen Leben nicht ernst genommen. Die Beschneidung wird nach Eintritt der Pubertät vorgenommen. Roscoe hat sich bemüht, die Geheimnisse dieses Ritus der Bageschu aufzudecken. Die Studien Lindbloms[1]) über die dreierlei Beschneidungen der Akamba und die höchst geheimnisvollen damit verknüpften Gebräuche zeigen aber, daß es sehr schwierig ist, den Eingeborenen in dieser Hinsicht die Wahrheit zu entlocken. Sie sagen dem Weißen nur das, was ihnen selbst harmlos erscheint.

Nach Roscoe versammeln sich die Burschen 14 Tage vor der Beschneidung in einem Hause des Dorfes. Ein alter Mann gibt ihnen dort Unterricht. Sie schmieren sich den ganzen Körper mit weißem Lehm bis auf die Kopfhaare und so stolzieren sie in Dörfern ihres Clans herum. Nach Beendigung ihres Unterrichtes wird der Beschneidungstermin festgesetzt. Er soll in die Zeit des Vollmondes fallen. Am Morgen des Beschneidungstages werden die Burschen wiederum vom Kopf bis zum Fuß mit Lehm eingeschmiert; jeder von ihnen geht in sein Dorf und bettelt dort um Hühner und Kleinvieh für das Fest, welches der Beschneidung vorhergeht. Der Häuptling des Dorfes, in dem die Beschneidung vorgenommen wird, schlachtet einen Ochsen und hängt eine Keule davon auf die Zinne der Hütte, in der die Burschen leben. Diese gehört für den Schluß der Zeremonie. Bevor die Burschen nach ihrer Bettelrunde in das Dorf zurückkehren, sammeln sie Steine und andere Wurfgeschosse und führen damit einen Angriff auf einen unsichtbaren Feind aus, indem sie schreiend umhertollen, in die Luft schlagen und Steine werfen, bis die unsichtbaren feindlichen Geister aus dem Dorfe vertrieben sind. Darauf folgt ein Mahl. Dann werden die Burschen in einer Reihe aufgestellt und das ganze Volk wohnt der nun folgenden Zeremonie bei. Vor jedem Kandidaten wird ein Grasbausch auf den Boden und auf den Grasbausch ein Ei gelegt. Ein alter Mann gibt jedem Burschen ein Stück von einer Wurzel zum Kauen, welche blutstillend wirken soll. Dann gibt ihnen der alte Mann in einer längeren Ansprache allerhand gute Lehren über ihr zukünftiges Verhalten als würdige Männer des Clans. Nachher schmiert ein anderer Mann jeden Kandidaten auf der Brust mit dem Inhalt eines Ziegenmagens ein. Der alte Mann spricht dabei den Kandidaten eine Formel vor, welche ein jeder Wort für Wort wiederholt. Dann springen die Kandidaten dreimal in die Luft, lassen sich die beiden ersten Male hinter und das dritte Mal auf das am Grasbüschel liegende Ei fallen und zerbrechen es. Dann kommt ein anderer älterer Mann, prüft die Burschen und zieht ihre Vorhäute nach vorn. Der „Chirurg" hält sich unterdessen in einer Hütte verborgen und schleift sein Messer. Nachdem die geschilderten Zeremonien vollendet sind, stürzt der Chirurg aus dem Haus heraus, auf den ersten Kandidaten zu, ergreift seine Vorhaut, zieht sie nach vorn, schneidet sie ab und wirft sie über seine Schulter. So geschwind als möglich kommt einer nach dem anderen dran und dann verschwindet der Chirurg im Laufschritt und versteckt sich. Alte Frauen kontrollieren die Wunden. Ein alter Mann nimmt etwas Blut von der Wunde und reibt es jedem Burschen auf die Brust. Freunde und Verwandte tragen

[1]) G. Lindblom, The Akamba, 2. Aufl., Uppsala 1920, S. 42ff.

Bananenzweige herbei und legen sie hinter den Burschen auf die Erde als Sitzgelegenheit, falls einem schlecht würde.

Die Vorhäute werden gesammelt und verbrannt. Dann wird die auf die Burschenhütte genagelte Ochsenkeule von den Festteilnehmern aufgezehrt. Nach Stillung der Blutung werden die Beschnittenen in ihre Hütten geführt und bleiben dort, bis sie ganz geheilt sind.

Die Mädchen werden mehrere Monate für die Beschneidung vorbereitet, eine ältere Frau gibt ihnen Unterricht über ihre Pflichten als Frauen und Mütter. Die Beschneidung der Mädchen besteht in der Entfernung der labia minora.

Dem Beschneidungsfest folgt am Abend ein Tanz, an dem sich auch Mitglieder benachbarter Clans beteiligen. Dabei tragen die frisch beschnittenen Burschen die auf Tafel II, Fig. 38 und 40 abgebildeten Schenkelschellenbänder mit bananenförmigen Eisenschellen. Bier wird reichlich getrunken, und zwar aus großen Tonkübeln mit Hilfe der auf Tafel I, Fig. 27, bzw. Textfig. 2 abgebildeten Saugfilterrohre.

Tanz. Wir wohnten einem Bageschutanz in der Nähe von Mbale bei. Die Tanzenden bildeten einen Kreis, in dessen Mitte die Musiker saßen. Vier hatten je eine kleine Trommel, ein fünfter hatte eine zirka zwei Meter lange Trommel, einen ausgehöhlten Stamm, der an beiden Enden mit Leder überzogen war. Männer tanzten mit Männern, Frauen mit Frauen. Die Frauen sangen während des Tanzens. Viele hatten dabei ihre Kinder am Rücken. Auf der einen Seite standen die Frauen, auf der anderen die Männer. Sie tanzten im Gänsemarsch eine Art Bauchtanz, indem sie sich dabei im Takte der Musik mit ganz kleinen Schritten, dicht hintereinander, vorwärts bewegten. Die Tanzenden waren umringt von Zuschauern, die dabei in die Hände klatschten. Je länger der Tanz dauerte, um so wilder wurde er und um so mehr kreischten die Frauen. Der Tanz dauerte mit Unterbrechungen die ganze Nacht bis zum nächsten Morgen.

In mondhellen Nächten fanden wir in unseren Zelten infolge des unaufhörlichen Spektakels der im nächsten Dorf, unweit von uns, tanzenden und singenden und dabei die Trommel schlagenden Bageschu oft keinen Schlaf. Der Europäer hat in den Tropen meist überhaupt einen leisen Schlaf. Dazu kam noch das widerliche Geheule und Gelächter der Hyänen, die allnächtlich an unseren Zelten vorbeitrippelten und zufolge ihres außerordentlich feinen Gehöres jedes Mal schon weit davon waren, wenn einer von uns wutentbrannt mit dem Gewehr aus dem Zelt stürzte, um sich an den Räubern seines wohlverdienten Schlafes zu rächen.

Musikinstrumente. Außer den Trommeln und Schellen verwenden die Bageschu noch die in Tafel I, Fig. 41 und 42, abgebildeten Zithern aus Bambusrinde. Praktischen Zwecken dient die in Fig. 43 abgebildete Hirtenpfeife.

Waffen. Speere und Schilde, Bogen und Pfeile, die in prächtigen Köchern aus Bambus mit Lederstreifenüberzug getragen werden, zeigt Tafel I. Es erübrigt sich daher eine Wiederholung der Beschreibung. Die Pfeile der Bageschu gehören teils dem primitiven Urwaldtyp an, als Vogelpfeile mit Holzspitzen und ohne Flugsicherung. Diese Holzpfeile haben teilweise ungekerbte Schafte, teils ist der Schaft mit einer rechtwinkeligen, mit Bast umwickelten Kerbe versehen. Andere Pfeile mit Holzspitze haben eine Baumblattflugsicherung oder ihre Flugsicherung besteht aus einer Hühnerfeder, die in einen Spalt des Schaftes eingeschoben ist. Die Holzspitzen dieser Pfeile sind ohne Mittelstück in den Schaft eingelassen, mit einer Spirale aus Bast überzogen und mit einer dicken schwarzen Masse bestrichen, deren Natur ich nicht feststellen konnte.

Die Pfeile mit Eisenspitze haben Flugsicherung mit Federn, und zwar größtenteils Bundfiederung mit drei, seltener zwei Fahnen, teils Bügelfiederung, teils Stegfiederung. Die Eisenspitzen sind mittels eines eisernen Dornes in den Holzschaft eingelassen und dieser ist an der betreffenden Stelle mit Bast umwickelt.

Die Bageschu haben prächtige Messer, deren zweischneidige Klinge Römerschwertform oder die Form eines spitzen Dreieckes besitzt. (Tafel I, Fig. 31—34.) Holzschwerter von beträchtlicher Länge (Tafel I, Fig. 35—37) dienen eher zur Wegbahnung im Wald und Busch und zum Mähen als zum Kampfe.

Eine besondere Beachtung verdient die

Anthropophagie der Bageschu.

Wir erfuhren davon zuerst anläßlich folgender Begebenheit.

Am 19. Dezember 1911 kamen wir bei unserem Abstieg vom Elgon in das Bageschudorf Muassa. Arch. Kmunke fand im Gebüsch einen Totenschädel und gab den Auftrag, noch nach anderen zu suchen. Die Bageschu brachten 17 Stück, für die sie durchschnittlich 10 Cents pro Stück erhielten. Unter unseren Kavirondoträgern entstand darüber große Erregung. Sie suchten die Eingeborenen, welche die Totenschädel herbeibrachten, sogar mit Steinwürfen zu vertreiben. Als diese für Professor Pöch bestimmten Schädel vor unseren Zelten lagen, da eilten unsere braven Kavirondo herbei und bedeuteten mir voll Entsetzen, ich dürfe diese Schädel nicht mitnehmen; wer sie trage, der bekomme einen geschwollenen Bauch und müsse sehr bald sterben; denn diese Schädel seien von Leuten, welche die Eingeborenen gefressen hätten. Die Kavirondo sind keine Menschenfresser, sie beerdigen ihre Toten. Die Bageschu aber essen sie und sie tauschen die Toten zum Mahle aus. Der eine Stamm gibt seine Toten dem anderen zum Essen. Seit einigen Jahren schreiten allerdings die Engländer dagegen ein. Wir mußten tatsächlich die Säcke mit den Totenschädeln durch Bageschu nach Mbale tragen lassen, weil keiner unserer Träger sich dazu herbeiließ.

Was die Bageschu von ihren Toten nicht selber essen, das bleibt für die Hyänen. Diese Bestien genießen bei den Bageschu ein ziemliches Ansehen. Trotzdem aber werden sie, wenn sie sich über Haustiere wagen, von den Bageschu verfolgt und womöglich getötet.

Als Herr Storch junge Burschen durch einen Dolmetsch fragte, ob sie schon Menschen gefressen hätten, so antworteten sie ihm, daß sie für diese Delikatessen noch zu jung seien. Überhaupt schob immer ein Clan die Menschenfresserei auf den anderen. Keiner wollte selbst etwas davon wissen. Wir haben natürlich getrachtet, möglichst viel über diesen Kannibalismus zu erfahren, dessen Existenz uns auch von den englischen Beamten bestätigt wurde. Auch Roscoe[1]) berichtet von dem Kannibalismus der Bageschu. Er schreibt: „Wenn eine Person stirbt, so wird ihr Leichnam nur wenige Stunden im Haus behalten. Die Verwandten werden von dem Herannahen des Todes des Patienten verständigt und kommen ins Haus. Es gibt keine weiteren Zeremonien, wie Waschen des Toten oder Abschiednehmen von ihm oder Herstellung eines Grabes. Kurze Zeit nach dem Tode verweilt man neben dem Kadaver bis zum Einbruch der Dunkelheit, dann trägt man den Toten auf den nächsten freien Platz in der Nähe des Dorfes. Bald nachdem die Verwandten von der Aussetzung des Leichnams zurückgekehrt sind, schleichen

[1]) l. c. S. 178.

sich bestimmte alte Weiber zu jenem Platz, zerschneiden den Leichnam und tragen Teile davon ins Dorf zurück. Diese kochen sie für ein geweihtes Mahl. Dieses Mahl ist für die Verwandten vorbehalten, welche bereits alle Beschneidungszeremonien mitgemacht haben. Sie werden jetzt zur Teilnahme an dem geheimen Mahl während der Nacht eingeladen. Der Rest des Leichnams bleibt für die Hyänen und ist vor Tagesanbruch meist verzehrt." Darauf folgen einige Trauertage mit bestimmten Gebräuchen.

Ich erwähne Roscoes Bericht darum ausführlich, weil er in einer nicht unwichtigen Hinsicht im Gegensatz zu den Erkundigungen steht, welche ich selbst einziehen konnte. Roscoe behauptet, daß die eigenen Verwandten den Leichnam aufzehren, während mir an Ort und Stelle gesagt wurde, daß die eigene Verwandtschaft des Toten dessen Kadaver der nicht verwandten Freundschaft überlasse.

Mein Boy Kilimandscharo interessierte sich, wie alle Kavirondo unserer Safari, ganz besonders für den Kannibalismus der Bageschu. Er hatte, wie viele Träger, zu seiner eigenen Bedienung während der Elgon-Besteigung einen etwa 10jährigen Mugeschu bei sich, namens Sauakaki (dieser Name bedeutet „Pförtner"). Kilimandscharo konnte sich mit ihm in seiner Muttersprache Dschaluo, die Sauakaki ein bißchen verstand, einigermaßen unterhalten und er fragte ihn gern über die kannibalischen Sitten seiner Leute aus. Kilimandscharo erzählte mir später über die Menschenfresserei der Bageschu folgendes:

(Ich habe Kilimandscharos Kisuaheli-Erzählung wörtlich übersetzt und mitgeschrieben.) „Unsere alten Leute und ein großer dicker Neger namens Oriáwandu aus dem Stamme der Wanyemma, der jetzt in Nairobi weilt, haben mir viel von den Menschenfressern erzählt. Drei Stämme essen Menschenfleisch: die Bageschu, die Wanyasa, welche jetzt hauptsächlich Askari-Dienste in Nairobi versehen und sehr kriegerisch sind, und endlich die Wanyemma, welche sich nach suahelischer Sitte beschneiden lassen und sich deshalb jetzt zu den Suaheli rechnen, obwohl sie ein anderer Stamm sind.

Unsere alten Leute haben mir viel von den Bageschu erzählt, ehe ich diese gesehen habe: daß sie ihre Unterlippen durchbohren, um steinerne Schmucksachen durchzustecken; daß sie sehr viel Tabak rauchen, der bei ihnen wächst, sowohl Männer als Frauen; daß sie die Trommel schlagen und dazu tanzen, so wie wir es nachts und morgens oft gehört haben, und vieles anderes, was sich alles bewahrheitet hat, als ich die Bageschu selber auf unserer Safari kennen lernte. Da alles übrige sich bewahrheitet hat, so wird wohl auch das alles wahr sein, was mir unsere alten Leute von der Menschenfresserei der Bageschu erzählt haben.

Die Baganda sind sehr gute Ruderer; sie sind oft gekommen, haben sich im Schilf mit ihren Schiffen versteckt und dort gewartet, bis unsere Frauen und Mädchen am Morgen an den See gegangen sind, um Fische zu fangen. Dann sind sie hervorgebrochen, haben die Weiber eingefangen und fortgeführt. Einige haben sie sich selbst behalten[1]), andere haben sie zu den Bageschu geführt und dort gegen Vieh verkauft. Auch Verbrecher, welche den König von Uganda geschmäht haben, oder welche das Weib eines anderen genommen haben, haben sie oft, statt ihnen nach ihrer alten Sitte Arme, Beine und Ohren abzuschneiden, den Bageschu verkauft, um diesen zum Mahle zu dienen. Die Bageschu spielen dann abends ihre Trommel

[1]) Die Baganda-Weiber sind, wie ich schon früher erwähnt habe, sehr wenig fruchtbar. Die Baganda lagen deshalb mit ihren Nachbarn, besonders mit den Basoga, wegen Frauenraub oft im Kampfe.

auf, eine ganz sonderbare Musik, die wir ja oft gehört haben, und heizen dann einen großen Kessel mit Wasser. Wenn das Wasser kocht, tanzen sie, Weiber, Männer und Kinder, um denselben herum. Dann fordern sie das Opfer auf, Holz unter den Kessel zu legen. Das Opfer weiß jetzt gerade so gut, was mit ihm geschieht, wie wenn einer unter den Galgen geführt wird, um gehängt zu werden. Feiglinge weigern sich, selbst hinzugehen, andere denken sich: ‚Es nützt doch nichts, sie packen mich dann eben selber an und schleppen mich hin.'

So steht es auch mit den Opfern der Bageschu. Wenn sie dann zum Kessel hingehen, so packt sie einer am Genick, einer faßt den rechten, ein anderer den linken Arm, wieder ein anderer das rechte, ein fünfter das linke Bein, und so werden sie rasch in den Kessel mit kochendem Wasser gesteckt, der darauf für kurze Zeit mit einem Deckel verschlossen wird. Dann erheben alle ein Freudengeheul und tanzen um den Kessel herum. Nach kurzer Zeit schauen sie wieder in den Kessel hinein, bis sich gerade die Haut ablöst. Dann stirbt der Mensch bald und wird weichgekocht. Der Häuptling bekommt die Hände und den Hals, was als das Beste gilt.

Ich habe auch Sauakaki darüber befragt, recht vorsichtig, damit er mir die Wahrheit sage. Er hat mir auch bestätigt, daß die Bageschu Menschen fressen, daß sie aber jetzt nicht viele bekommen, weil die Engländer es nicht erlauben. Sie fressen aber auch jetzt noch Menschen, wie früher, nur eben seltener.

In meiner Heimat leben zwei alte Leute, welche ebenfalls einst von den Baganda gefangen und den Bageschu verkauft worden sind. Sie sind dann einmal entkommen, als die Bageschu betrunken waren. Die haben mir den Vorgang so geschildert. Sie haben von den Bageschu auch gehört, daß diese zur Zeit der Kämpfe mit den Weißen auch Weiße gegessen hätten. Deren Fleisch sei aber nicht gut, sondern sehr bitter."

Ich bin mir zwar der Neigung der Neger zum Fabulieren sehr wohl bewußt, aber ich halte doch die Wiedergabe der Erzählung Kilimandscharos für ganz interessant, schon darum, weil sie für die Denkungsweise der Neger in mancher Hinsicht bezeichnend ist.

Die Bageschu muten, was ja naheliegend ist, auch uns die Menschenfresserei zu. Bei unserem Elgon-Aufstieg kamen wir in das sehr entlegene, 2285 *m* hochgelegene Bageschu-Dorf Masobu. Der Häuptling brachte zwar Eier, Hühner, süße grüne Erbsen, Fisolen und Bananen zum Geschenk, aber die Leute hatten doch große Furcht vor uns. Ich führte einen alten Mann zu meinem Zelte, um ihn zu untersuchen. Er war sehr ängstlich und meine Nairobi-Träger hatten ihren Spaß mit ihm. Ich hüllte ihn in Baumwolldecken ein, da er fror. Als ich seinen Blutdruck messen wollte und ihm zu diesem Zwecke die Recklinghausensche Manschette um den Arm band, schrie er furchtbar um Hilfe, weil er, wie uns der Dolmetsch übersetzte, glaubte, daß wir ihm den Kopf abschneiden und ihn gemeinsam mit den Nairobi-Trägern aufessen wollten. Er warf meinen Apparat um und rannte davon.

Nicht alle sind so scheu. Von Masobu aus machte ich mit Kilimandscharo und dessen Boy Sauakaki als Dolmetsch einen kleinen Abstecher durch den Urwald. Nach einer halben Stunde kamen wir zu einer Hütte. Ein Weib mit einem Kinde saß davor und verzehrte riesige Mengen Mehlpapp. Sie ließ sich durch mich gar nicht stören, beantwortete meinen Gruß „Marembi" (Wie geht's?) freundlich und aß weiter. Nach längerer Zeit endlich schaute sie mich lange an und sagte nur: „Ich kenne Deinen Namen nicht." Dann rief sie ihrem Kinde zu, es solle ihr noch etwas Brei aus der Hütte bringen.

Es fiel uns beim Elgon-Aufstieg immer wieder auf, daß wir unterwegs gar keine Eingeborenen trafen, obwohl wir an Fußsteigen vorbeikamen, die offenbar vor kurzer Zeit von Mensch und Rind benützt worden waren, und außerdem hin und wieder eine leere, mit Lehm und Steinen überdachte Hütte trafen, deren Einwohner offenbar vor uns die Flucht ergriffen hatten. Dr. Sells, der mit uns auf den Elgon stieg, meinte, daß sich die Leute davor fürchteten, daß man von ihnen Steuern einheben wolle. Überhaupt sei den Eingeborenen dieser Gegend nicht sehr zu trauen. Wo wir aber die Bageschu trafen, da waren sie gegen uns sehr willig und freundlich.

IV. Batua.

In einer Höhe von näherungsweise 2300 bis 3000 *m* ist der Elgon von einem Urwaldgürtel umschlungen. Auf diesen folgt eine hochalpine Flora von geradezu vorsintflutlichem Charakter, wie sie auch auf dem Ruwenzori und Kenia zu finden ist. Sie ist gekennzeichnet durch bestimmte Lobeliaceen (Lobelia Deckeni, Lobelia Telekii) und die Senecio Johnstoni, welche im mächtigen Elgonkrater, dessen Durchmesser zirka 12 *km* beträgt, ganze Wälder bildet und sich auch noch in einer Höhe von 4300 *m* vorfindet.

Den Abhang des Elgon bewohnen verschiedene Stämme, deren Erforschung auch Jackson als außerordentlich interessant und wichtig bezeichnet hatte.

Als wir am 12. Dezember 1911 an der oberen Grenze des Urwaldes in einer Höhe von 3390 *m* unser Lager aufschlugen, da hörten wir von unseren eingeborenen Führern, daß sich auch in dieser kalten Gegend — die Temperatur betrug schon mittags nur mehr $+10^{0}$ C und war am nächsten Morgen auf -2^{0} C gesunken — noch Eingeborenen-Niederlassungen befänden. Arch. Kmunke gab Auftrag, diese Eingeborenen herbeizuholen. Gegen Abend kam ein Häuptling mit zwei Eingeborenen. Sie nannten sich Batua und zählten sich zu den Bageschu, sie sprachen aber nicht deren Sprache. Ihre Sprache ist dem Vernehmen nach mit der der Nandi verwandt. Am nächsten Tag lernten wir noch mehrere Batua kennen. Wie Abb. 10 und 11 zeigen, ist der Typus dieser Leute von dem der Bageschu und überhaupt der Bantuneger ganz verschieden. Die Batua ähneln mit ihrem häufig hamitischen Typus und ganz besonders mit ihrer eigenen Haartracht den Másai oder Wandorobo, wie sie Johnston abbildet. Sie gehören allem Anschein nach zum Másai-Nandi-Stamm. L Sells fand die Batua den Sabei ähnlich, welche am Nordwestabhang des Elgon wohnen und von den Nandi-Masai stammen. Die Batua sind im Durchschnitt mittelgroß. Sie machen einen gesünderen und intelligenteren Eindruck als die Bageschu. Sie sind im Verhältnis zu der Kälte des Gebietes, das sie bewohnen, sehr leicht gekleidet. Sie tragen nur einen hemdartigen Überwurf aus einer Wolldecke oder aus einem Fell. Ohren, Hals und Arme sind reich mit Eisenringen geschmückt, einige tragen die Haare in Strähne geflochten und mit roter Erde und Fett eingeschmiert. In der Mitte über der Stirne werden diese Strähne zu einem Zapfen verflochten, der über die Stirne herunterhängt. In der Hand haben sie einen langen Speer oder einen Stock. Ihr Aussehen ist recht kriegerisch. Sie treiben hauptsächlich Kleinvieh- und Rindviehzucht und mit den Produkten derselben einen Tauschhandel gegen Früchte und Hausgeräte mit den Bageschu. Ihre Hütten sind recht versteckt. Sie nahmen unsere Tauschartikel, Americani, Messingdraht und kleine Spiegel, gern an und wurden etwas zutraulicher. Von ihrer körperlichen Zähigkeit und Ausdauer konnte ich mich bald überzeugen. Es gelang mir, den in Abb. 11 abgebildeten Batua als Führer für die Durchquerung des Kraters zu gewinnen. Er hieß Odamba, war aus

dem Dorfe Maschérigi, ungefähr 40 Jahre alt, Vater eines Kindes. Seine Eltern waren bereits gestorben. Er hatte ein Weib. Odamba erzählte, daß er vor 10 Monaten von

Abb. 10. Vier Batua aus einem Dorf am Elgon in zirka 3400 *m* Höhe.

Abb. 11. Batua. Odamba aus dem Dorfe Maschérigi. Alter zirka 40 Jahre. (Seine Eltern sind bereits tot, er hat ein Weib und ein Kind.) Aufgenommen im Elgon-Krater.

einem anderen Mugeschu wegen einer Handvoll Mehl sehr stark in die linke Seite geschlagen worden sei und seither starke Schmerzen verspüre. Trotzdem ging er mit mir in seiner erbärmlichen Kleidung bei sehr großer Kälte durch den Krater

Abb. 12. Zeichnungen an der Innenwand einer Bakedi-Hütte in Kumi.

bis zum Fuß der Nordwestspitze des Elgon, der 4386 *m* hohen Franz Josefs-Spitze, wartete dort stundenlang, bis ich von der Besteigung dieser Spitze um $^1/_4$7 Uhr abends zurückkam, obwohl er nur mit einem Lederschurz bekleidet war. Da wir keine Laterne hatten und jetzt durch den sumpfigen, dicht bewachsenen Krater durchkommen mußten, so brannte Odamba einen dürren Holzstamm an und hielt ihn durch fortwährendes Anblasen glimmend, bis wir um $^1/_2$12 Uhr nachts endlich in unser 3820 *m* hoch gelegenes Lager im Krater zurückkamen. Das war eine ganz außerordentliche Leistung des Batua, die ihm bei gleicher „hochalpiner" Ausrüstung wohl kaum ein Europäer nachmachen würde.

Ein anderer Bergbewohner, der als Träger mit uns ging, hieß Tungoli und war aus Manamazale, ein muskulöser, schlanker, etwa 23 Jahre alter Mann, der selbst gesund, dessen Eltern aber schon tot waren. Seine Kleidung bestand nur in einem Lederfleck.

Jedem Anthropologen wird selbstverständlich der Name Batua auffallen. So heißen ja bekanntlich verschiedene Stämme in Süd- und Zentralafrika. Die Bedeutung dieses Namens erörtert E. v. Rosen[1]) in seiner Monographie über die Batua am Bangweolo-See. Wie Roscoe[2]) angibt, heißt auch ein ackerbauender Clan der Banyoro Batua, dessen Haupttotem die Milchkuh ist.

Wir hatten leider keine Gelegenheit zum Besuch der Batuadörfer, da infolge der grimmigen Kälte (12° C des Morgens) in unserem Kraterlager und übrigens auch wegen des Ausbleibens der Nahrungszufuhr von unten unsere Träger nicht mehr leistungsfähig und teilweise auch stark erkältet waren. Die Maultiere waren schon früher, in einer Höhe von etwa 3400 *m*, allem Anscheine nach bergkrank geworden.

V. Bakedi.

Bakedi, d. i. die nackten Leute, ist nicht die Bezeichnung für einen bestimmten Stamm, sondern für verschiedene Stämme im Nordosten des Uganda-Protektorates.[3]) Sie bewohnen den ganzen Teso-Distrikt und die westliche Hälfte des Bukedi-Distriktes, zwischen dem Mpologoma einerseits und der Straße von Mjanji nach Mbale, von Mbale nach Katschumbala und dem Malakusa-Fluß anderseits. Die südliche Grenze der Bakedi bildet der Malaba-Fluß. Der östliche Teil des Bukedi-Distriktes wird hauptsächlich von Bageschu bewohnt.

Die verschiedenen Stämme der Bakedi nennen sich selbst meist Bakedi. Nur die Teso nennen sich nebst Bakedi auch Teso oder Kumama. Die Teso bewohnen nicht den ganzen Teso-Distrikt, sondern den nördlich vom Salisbury-See und einer vom Westende desselben westlich nach Soroti gezogenen Linie befindlichen Teil desselben. Der südlich davon gelegene Teil des Teso-Distriktes zerfällt in drei Bezirke: Serere (am Kioga-See), Kumi und Bukedia. Ebenso zerfällt der von Bakedi bewohnte westliche Teil des Bukedi-Distriktes in verschiedene Bezirke und nach ihnen benannte Volksgruppen, z. B. die Bagueri, die Banjuli, südlich von den Bagueri, und noch weiter südlich, am Malaba-Fluß, die Badama.

Diese Stammgruppen, bzw. die von ihnen bewohnten Bezirke, sind nach L. Sells etwa mit den englischen Grafschaften (Counties, wie Sussex, Kent) zu vergleichen. Die Distrikte sind Gruppen von solchen Eingeborenenbezirken mit

[1]) Zit. nach Lindblom, The Akamba, S. 353.
[2]) l. c. S. 31.
[3]) Ich folge hier hauptsächlich den freundlichen Angaben L. Sells'.

den natürlichen Stammesgrenzen, die schon seit längerer Zeit bestanden, oder mit Grenzen, die erst von der englischen Regierung festgesetzt wurden.

Roscoe beschreibt in einem Kapitel seines Werkes die „Bateso", welche am Nordufer des Kioga-Sees und einige Meilen nördlich davon ungefähr in der Zahl von einer Million wohnen. Der von Roscoe beschriebene Stamm sind die im Lango-Distrikt wohnenden Balango, die zu den Nilnegern gehören. J. H. Driberg[1]) gibt an, daß diese am Nordufer des Kioga-Sees wohnenden Nilvölker von ihren Bantu-Nachbarn als Bakedi, von ihren nilotischen Nachbarn als Miro, von den Hamiten als Miro oder Atere bezeichnet werden und daß Lango ein hamitischer Name sei, der von diesem Stamme in der Vergangenheit angenommen worden sei, vielleicht zur Zeit der Zerstückelung der Schilluk-Nation durch die Hamiten im 16. Jahrhundert.

Man sieht also, daß betreffs der Stammnamen keineswegs Übereinstimmung der Autoren und volle Klarheit herrscht.

35 Meilen, zwei Tagreisen, sind es von Mbale bis nach Kumi. Auf einer breiten Landstraße marschierte unsere aus 4 Weißen, 218 Trägern, 17 Askari, 4 Maultieren, 30 Trageseln und einer nicht genau kontrollierbaren Zahl von Trägerboys und weiblichen Anhängseln bestehende Safari durch eine eigenartige Landschaft. Nordwärts von Mbale fehlen die Bananenhaine, welche für die Straße durch Busoga charakteristisch sind. Statt dessen beleben die Landschaft große Baumwollpflanzungen, Kakteen und riesige Granitblöcke. Hinter uns lag der Elgon, vor uns die geheimnisvollen Berge des Nordens, über die wir keinerlei Auskunft bekommen konnten. Bei Katschumbala überschritten wir die Grenze des Bukedi-Distriktes und kamen in den Teso-Distrikt. Hier fielen uns vor allem die ganz nackten, starken, großen Männer auf. Auch die Frauen tragen außer einer Menge von Kaurimuschelschnüren um Hals und Lenden und anderem auffallend reichen Schmuck nichts am Leibe. Auffallend ist auch der große Gegensatz zwischen der Schönheit der Männer und der Unscheinbarkeit, oft sogar Häßlichkeit der Frauen. Bekanntlich findet man einen derartigen Gegensatz, mitunter von umgekehrter Art, bei vielen Völkern.

Kumi liegt herrlich auf einem Hügel. Man sieht von dort den Salisbury-See, den Elgon, den Kokoro, Tepés und in der Ferne die Naquáberge. Es gibt in Kumi auch einige indische Kaufläden, darunter natürlich auch eine Filiale Allidina Visrams mit großer Auswahl an Ware. Sogar Fahrräder bekam man dort, in einer Gegend die kaum von einigen englischen Beamten besucht worden war und in der viele Eingeborene überhaupt noch keinen Weißen gesehen hatten.[2]) Architekt Kmunke entdeckte sogar an der mit Lehm bestrichenen Innenwand einer Bakedihütte in Kumi die in Abb. 12 abgebildete Zeichnung eines Bicyclefahrers. Dem hoffnungsvollen Herzen des Forschungsreisenden bereitet so etwas zunächst natürlich wenig Freude. Eine gleiche Erfahrung berichtet auch Lindblom.[3]) Dieser Autor hat unter den Schensi südlich vom Elgon bei einem indischen Krämer ebenfalls Bicycles zum Verkaufe vorgefunden. Schwarze Missionslehrer, Häuptlinge und andere schwarze

[1]) J. H. Driberg, Rain-Making among the Lango. The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XLIX, 1919, S. 52, Anm. 1.

[2]) Seither haben sich die Verhältnisse in Kumi aber wesentlich geändert. Wie mir Dr. Sells mitteilt, ist Kumi ein beträchtlicher Handelsplatz mit einem Bezirksgericht, einer Baumwollspinnerei und einer Dampfpflug-Compagnie geworden. Die Ursprünglichkeit der Eingeborenen, der wir in der Teso-Provinz noch begegneten, muß unter solchen Einflüssen wohl schon sehr gelitten haben.

[3]) G. Lindblom, I Vildmark och Negerbyar, Kap. 13.

Persönlichkeiten kaufen sich gelegentlich so ein Fahrrad. Nachdem sie es in Kürze zugrunde gerichtet haben, bringen sie es dem Händler zurück und sagen: „Basikili amekufa!" („Das Bicycle ist gestorben.") Der schlaue Inder macht nun mit der Leiche erst recht ein gutes Geschäft. Besonders willkommen war uns im Inderladen das gute europäische Bier, das pro Flasche 3 Rupies (4 K 80 h) kostete, also verhältnismäßig billig war.

Das Wohnhaus des Distriktkommissärs von Kumi war eine recht einfache Lehmhütte. Wir bezogen unser Lager in der Nähe der 2 Rasthäuser, deren eines mir während unseres eine Woche währenden Aufenthaltes in Kumi als physiologisches Laboratorium diente. Die Tagestemperatur stieg in Kumi bis auf $44^1/_2{}^0$ C im Schatten. Der Häuptling von Kumi, der Mukedi Moretu, ein zirka 25jähriger Mann von 205 *cm* Körperlänge, interessierte sich sehr für meine physiologischen Untersuchungen und verhalf mir zu dem gewünschten Material.

Am 13. Jänner 1912 verließen wir mit 250 Mann Kumi und zogen zu dem 12 Meilen nördlich davon liegenden Kumi-See, wo wir in dem Dorfe Kumi-Nyanza ein schönes Rasthaus vorfanden. Zwei Tage dauerte die Überfuhr unserer Safari über den hier nur einige Kilometer breiten Kumi-See. Sie geschah mittels großer Einbäume, deren Ruder Schaufeln hatten, die nur um weniges größer waren als eine Handfläche. Als wir am 16. Jänner am Nordufer des Kumi-Sees unweit von Magóro landeten, da harrte unser ein überraschender, unvergeßlicher Anblick. Eine Unzahl riesenhafter splitternackter Teso eilte uns in größter Hilfsbereitschaft im seichten Wasser entgegen, um unseren Trägern die Lasten abzunehmen und zu dem für uns bestimmten Lagerplatz zu tragen. Trotz ihrer Hünengestalt waren diese Teso außerordentlich scheu. Als ich, wie gewöhnlich als letzter der Safari (wegen meiner ärztlichen Obliegenheiten), aus dem Einbaum ans Land stieg und den mich erwartenden freundlichen Riesen die Hand bot, da traten sie alle zur Seite und es dauerte lange, bis mir einer, dem ich gerade bis zur Brustwarze reichte, vorsichtig und zaghaft die Fingerspitzen reichte. Als er merkte, daß ihm dabei nichts geschah, da lachten er und seine Landsleute herzlich auf und dann mußte ich ein paar hundert Leuten die Hände drücken. Aus der scheuen Verlegenheit der Eingeborenen entwickelten sich recht komische Szenen. Wenn wir auf der Straße oder in einem Dorfe Eingeborene trafen und mit Hilfe des Dolmetsches mit ihnen zu sprechen versuchten, so machten sie aus Artigkeit alle unsere Gebärden und Bewegungen möglichst genau und gleichzeitig nach. Wenn wir mit dem Kopfe nickten, so nickten auch die Teso mit ihren Köpfen, wenn wir lachten, so lachten sie alle mit. Wenn wir beim Reden die Hand erhoben, so hoben sie alle zu gleicher Zeit die gleiche Hand. Die Frauen waren mitunter etwas kühner. So begegnete ich auf der Straße nach Kirimi vier reichgeschmückten Tesofrauen. Anfangs waren sie sehr verlegen. Als ich ihnen aber durch Gebärden meine Bewunderung ihres Schmuckes zum Ausdruck brachte, da wurden sie kühner, wiegten sich kokett in den Hüften und die am reichsten Geschmückte streckte mir wiederholt die Zunge entgegen. Dies geschah aber nicht etwa in dem hierzulande üblichen Sinne, sondern in der löblichen Absicht, mir die von einem mit Perlen besetzten Eisenring durchbohrte Zungenspitze zu zeigen und dadurch erst recht meine Bewunderung herauszufordern. In jeder Hinsicht sind die Teso weitaus der sympathischeste von allen Negerstämmen, die wir auf unserer Reise berührt haben. Die Heiterkeit und gesunde Ursprünglichkeit haben sie meines Erachtens mit den Kavirondo gemein. Nach der Anschauung L. Sells stammen die Bakedi überhaupt aus Kavirondo. In den

Charakterzügen besteht jedenfalls zwischen den beiden Stämmen eine erfreuliche Ähnlichkeit.

Am Salisbury-See hatten wir zum ersten Male nachts das dumpfe Rufen der Nilpferde vernommen, die dort in außerordentlicher Menge vorkommen. Nun wurde das Wild immer rarer. Die Landschaft nördlich von Magoro nimmt mehr und mehr den Charakter einer Steppe mit einigen ganz hübschen Bäumen und Kakteen an. Die Bevölkerung ist weit spärlicher als im Bukedi-Distrikt. Von Kirimi an mischen sich der Teso-Bevölkerung mehr und mehr Karamodscho bei. Gjotum (Häuptlingsname, der Ort selbst heißt nach einer Aufzeichnung Kmunkes Kalirimi) ist fast ausschließlich von Karamodscho bevölkert. In Kadatschali und Aketta (Kaketta) sind wieder Teso, jedoch sichtlich stark vermischt mit Karamodscho und auch in ihrem Typ von den Teso am Salisbury-See verschieden.

Auf dem Marsche von Kirimi nach Gjotum hatten wir zur Rechten den 2400 *m* hohen Berg Tepés, der im Norden vom Paka und Kissim (zirka 2000 *m* hoch) eingefaßt wird. Von diesem Gebirge wußte man zur Zeit unserer Expedition überhaupt gar nichts. Es galt als unbewohnt. Ich nahm daher gern Gelegenheit, in der Nähe von Kirimi eine östlich von der Straße auftauchende Gazelle, in dieser wildarmen Gegend eine Seltenheit, zu verfolgen und wich mit meinem Kilimandscharo in der Richtung gegen den Tepés von der Safari am Morgen des 20. Jänner ab. Nach längerem Marsch kamen wir an das Südende des Tepés. Auf diesem Wege begegneten wir zwei Weibern. Sie liefen davon und kletterten wie Affen, äußerst gewandt und schnell, jede auf einen hohen Baum, um sich ganz oben in der Krone zu verstecken. Sie hatten gewiß noch nie vorher einen Weißen gesehen. Auf den hohen Bäumen sitzend, erwiderten sie meinen Gruß: „Joga!“ ebenso oft mit einem ängstlichen „Joga“. Dann zeigte ich, wie man sich die Hände schütteln soll, indem ich Kilimandscharos Hand ergriff. Nach einiger Zeit stieg die eine, Mutigere, herunter und reichte mir vom Baum herab die Fingerspitzen, zog sie aber gleich zurück, als ich darnach griff. Als wir weitergingen, riefen uns die Weiber lange „Joga!“ nach. Sie freuten sich offenbar sehr, daß wir fortgingen und ihre Angst zu Ende war. Wir stiegen weiter in den Ostabhang des Tepés und überquerten ihn bis in das zwischen Tepés und Kissim gelegene Tal. Wir trafen dabei keine einzige Hütte und überhaupt nur in der Nähe zweier schmutziger Tümpel zwei Eingeborene mit langen Speeren, die vor uns sofort die Flucht ergriffen. Diesmal war die Ängstlichkeit der Eingeborenen für uns verhängnisvoll. Wir hatten nämlich die Orientierung vollkommen verloren und hätten von den Eingeborenen gern Auskunft verlangt. Wir irrten dann bei sengender Glut in dem schattenlosen hohen Elefantengras, das uns die Aussicht verwehrte, halb verdurstet und durch die Sonne stark aufgeregt, stundenlang kreuz und quer herum, bis wir endlich nachmittags beide liegen blieben. Nach einiger Zeit gingen wir beide in verschiedener Richtung und fanden uns erst mit Hilfe unserer Wegspuren gegen Abend wieder, nicht aber die Landstraße oder unsere Safari. Als wir schon im Freien zu nächtigen beschlossen, da tauchten zu unserer Überraschung, auf unseren Maultieren reitend, deren Treiber auf. Mein Freund Kmunke hatte sie ausgeschickt, um uns zu suchen, und sie hatten uns in dieser ungeheuren Steppe gerade vor Sonnenuntergang noch gefunden, trotzdem sie vorher keine Wegspuren von uns gesehen hatten. Es ist dies einer der vielen Belege für die außerordentliche Orientierungsfähigkeit der Neger, die ich selbst kennen lernte. Außer einem leichten Sonnenstich hatte das Abenteuer für mich keine

üblen Folgen. Ich konnte aber feststellen, daß der Ostabhang des Tepés und Kissim nicht bewohnt ist.

L. Sells hat mit seiner mutigen Gattin den Tepés später als erster Europäer bestiegen und dort außer zahllosen wilden Kaninchen, Pavianen und Bienenstöcken, welche Karamodscho-Hirten dort aufstellen, nichts Interessantes gefunden. Der Berg ist also wirklich nicht bewohnt und die zwei Schensi, denen wir begegneten, waren wahrscheinlich Karamodscho-Hirten.

Am nächsten Tage brachen wir nach Aketta (Kaketta) auf, das wir in $5^1/_2$ Stunden erreichten. Es liegt hoch, in überaus staubiger, windiger Gegend, am Eingang zu der Steppe, die bis zu den Naquábergen reicht und den Kirkpatrick-Sumpf birgt. In Aketta ist das letzte Rasthaus und damit die Grenze des englischen Verwaltungsgebietes. Ein unausstehlicher Wind trieb uns unaufhörlich Sand in Augen und Nase und in alle Koffer. Die Gegend selbst ist sehr fruchtbar, es gibt Eier und Milch in Hülle und Fülle. 20—40 eingeborene Patienten hatte ich im Rasthaus täglich zu behandeln. Bald aber lag ich selbst, ein Opfer des unaufhörlichen Sandsturmes, mit Angina und 40^0 Fieber in meinem Zelt. Da die Karawane meine Genesung nicht in Aketta abwarten konnte und keine entbehrlichen Träger besaß, um mich in der Hängematte mitzunehmen, und da sich trotz aller Versprechungen keine Eingeborenen zu diesem Dienst bereit erklärten, so mußte Arch. Kmunke im Einverständnis mit dem Baganda-Agenten, der hier der Exponent der englischen Regierung war, und dem Häuptling von Aketta zu einem Gewaltmittel greifen. Acht kräftige Tesoleute wurden einfach eingefangen, in Ketten gelegt, die wir für solche Zwecke von Mbale mitführten, und gezwungen, mich in der Hängematte zu tragen. So konnten wir endlich am 26. Jänner aus diesem Staubnest aufbrechen.

VI. Die Teso.

Das Auffallendste an den Teso ist ihre bedeutende Größe (durchschnittlich 180 bis 190 *cm*, ziemlich viele sogar über 2 *m*) und ihre ebenmäßigen Körperformen, außerdem die vollkommene Nacktheit der Männer und der reiche Schmuck der Frauen. In ihrem Gesichtsausdruck sind die meisten Teso mit ihren vorstehenden Backenknochen, ihrer breitgedrückten Nase und ihren wulstigen Lippen den Bantu ähnlicher als den Nilnegern. Sie scheinen mir auch im Durchschnitt kräftiger zu sein als diese. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel. Meiner Meinung nach sind die Teso ein Gemisch von Nilnegern, Bantu und Karamodscho, die, selbst eine Mischrasse, Másaiblut besitzen. Daß sich die Karamodscho mit den Teso mischen, scheint mir dadurch erwiesen, daß ich im Teso-Distrikt mitten unter den Bakedi wohnende Karamodscho angetroffen habe, die sich als Karamodscho bezeichneten, aber in ihrer Tracht und ihrer Lebensweise von den Teso kaum mehr zu unterscheiden waren. Es kommt sicher oft vor, daß Karamodscho, die ja vielfach noch Nomaden sind, mitten unter den Teso seßhaft werden. Dies führt jedenfalls zu einer Vermischung beider Stämme. Ganz deutlich sieht man den Karamodscho-Einschlag im nördlichen Teile der Teso-Provinz, sogar an der Tracht der Leute. Vor allem aber sprechen die Teso dieselbe Sprache wie die Karamodscho. Auffallend ist ferner bei den riesengroßen Teso, ebenso aber auch bei besonders großen Karamodscho und bei vielen Nilnegern, die lordotische Vorwölbung der Gesäßgegend, die auch H. Schrötter[1]) bei den

[1]) H. Schrötter, Tagebuchblätter einer Jagdreise des Prinzen Georg Wilhelm usw. Wien 1915, S. 201.

Bewohnern des weißen Nils bemerkt hat. Wie ich bereits erwähnt habe, fiel mir gerade bei den Teso auf, daß die alten Leute oft ausgesprochen hamitische Züge zur Schau tragen, während bei der Jugend deutlich der Bantu-Typus überwiegt, so daß es naheliegt, an einen mit dem Alter auftretenden Dominanzwechsel zu denken. Eine anthropologische Untersuchung der Teso und ihrer Nachbarvölker wäre von größtem Interesse.

Gleich den Nandi, Másai, Dschaluo und vielen anderen nilotischen Stämmen entfernen die Tesojünglinge die zwei oder mitunter nur einen der beiden unteren mittleren Schneidezähne.

Beschneidung wird bei ihnen, wie bei den nilotischen Negern, nicht geübt.

Die Frauen der Teso sind niemals, die Männer nur ausnahmsweise tätowiert. In letzterem Falle besteht die Tätowierung aus Ringen an den Armen und Schultern, wie sie für die Karamodscho charakteristisch ist. Von diesen stammt sicherlich diese Mode. Die wenigen älteren Teso-Männer, bei denen ich Tätowierung vorgefunden habe, sind offenbar, wenigstens teilweise, ihrer Herkunft nach Karamodscho.

Auffallend ist die im Verhältnis zu den meisten von uns besuchten Stämmen große Zahl alter Leute bei den Teso, ein Zeichen von Wohlstand und Familiensinn. Bei vielen anderen Stämmen werden die alten Leute nicht nur von den jungen nicht beschützt, sondern sogar als lästige Mitesser ausgesetzt. Mein Boy Kilimandscharo teilte mir mit, daß die Nandi, Wakamba, Másai, Kikuju ihre alten Leute weit weg von den Hütten führen und dort dem Hungertode überlassen. Viele von ihnen sterben dann angeblich schon aus Angst, andere werden von den wilden Tieren, namentlich von den Hyänen, zerrissen.

Die Toten werden von den Teso in ihren Hütten begraben, die man dann verfallen läßt.

Die Teso sind Ackerbauer. Bananen gibt es bei ihnen nicht. Ihre Hauptkost sind Erdnüsse und Durra, welche die Tesomädchen in gleicher Art wie die Bageschu und andere Negerstämme auf einem glatten Stein mahlen, dessen eine Seite ein wenig erhöht ist, so daß das gemahlene Mehl auf dieser schiefen Ebene hinabgleitet. Es wird dann in einem Korb oder einer vorgelegten Matte aufgefangen. Das Mehl ist natürlich mit vielen Steinchen verunreinigt. Die Teso haben auch Rinder, Schafe und Hühner. Es wird auch reichlich Bier gebraut und mit den auf Tafel I, 27 (1. Teil) abgebildeten Filter-Saugröhren aus großen Kübeln getrunken.

Nirgends haben wir im Teso-Distrikt Fetische vorgefunden. Roscoe berichtet von den Einwohnern am Nordufer des Kioga-Sees, die er als Teso bezeichnet, die sich aber von den Teso nördlich vom Salisbury-See in mancher Hinsicht deutlich unterscheiden, daß sie überhaupt keine religiösen Ideen haben, und daß ein Muganda-Lehrer, der einige Jahre unter ihnen weilte, dort kein Wort für Gott finden konnte. Oft verraten aber die Eingeborenen gerade dem Missionär ihre religiösen Ideen nicht. Auf uns machten die Teso einen außerordentlich sympathischen Eindruck, nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihres freundlichen und gutmütigen Wesens.

Schmuck. Die männlichen Teso in der Nähe des Salisbury-Sees gehen größtenteils völlig nackt und ohne jeden Schmuck herum. Einige tragen Perlschnüre oder einen Eisenring um den Hals, eventuell auch eine einfache Perlschnur um die Hüften. Einen jungen Mann sahen wir auch mit einem Kaurimuschelgürtel aus acht Reihen Kaurimuschelschnüren um die Hüften und zwei Reihen davon um die Stirne. Sonst trägt noch mancher einen Eisenreif am Handgelenk. Manche tragen

Sandalen, welche mit zwei Lederriemen, die zwischen der großen Zehe und der zweiten Zehe durchgezogen sind, befestigt werden.

Die jungen Männer haben eine charakteristische Haartracht: am Scheitel wird ein Haarkreis von etwa 10 *cm* Durchmesser stehen gelassen und seine Umgebung ausrasiert. Die älteren Männer kümmern sich um diese Mode nicht.

Im Norden des Teso-Distriktes, in Aketta (Kaketta), sind die Männer, offenbar unter dem Einflusse der Nachbarstämme, reicher geschmückt (Abb. 13 und 14). Abb. 13 zeigt einen Teso-Jüngling und ein Mädchen aus Kaketta. Der Bursche trägt zwei sich kreuzende „Burschenbänder" über der Brust. Das eine ist aus Eisenkettchen, das andere aus Perlschnüren hergestellt. Um den Hals hat er mehrere Eisenringe, am rechten Handgelenk zwei Reifen, einen aus Eisen und einen aus Giraffenhaaren. In der Unterlippe trägt er einen kleinen Lippenpflock. Auch die Haartracht dieses Burschen ist von der der Teso am nördlichen und südlichen Ufer des Kumi-Sees wesentlich verschieden. Seine Haare sind nämlich über den Scheitel zu einem verfilzten, mit der Spitze gerade nach oben zielenden Kegel geformt; dies erinnert an die kegelförmigen Schmuckstücke aus Haaren, welche die Atscholijünglinge am Scheitel tragen.

Ganz verschieden davon ist die Tracht der ebenfalls aus Kaketta stammenden in Abb. 14 abgebildeten Teso. Sie ist in vielem mit der Tracht der Karamodscho identisch. Der Ältere, der Vater des Jüngeren, erinnert auch in seiner untersetzten Figur und seinen „wilden" Gesichtszügen mit den stark hervortretenden Backenknochen und der ziemlich stumpfen, breiten Nase, mit seinen zirkulären Tätowierungen am rechten Oberarm und mit seinem Kopfschmuck an die Karamodscho. Er war aber trotzdem sehr gutmütig. Überdies trägt er einen eisernen Halskragen, am rechten Arm ein aus Eisenspiralen gedrehtes, breites Bracelett und an beiden Ellbogen Elfenbeinringe, ähnlich dem in Tafel II, 34 abgebildeten Nilpferdzahnring aus Kaketta und gleich diesem mit einem Talisman, einem Medizinholz, verbunden. Das Charakteristische für den Kopfschmuck ist eine in den durch Fett, Lehm und Kuhmist verfilzten Haarschopf am Scheitel gesteckte Straußfeder. Noch reicher geschmückt als der Vater ist sein Sohn. Er trägt mehrere Perlschnüre um den Hals und ein aus vier Reihen von Kaurimuscheln zusammengesetztes Stirnband, große Eisenringe in den Ohrläppchen, welche durch Schnüre am Kopf befestigt sind, und die typische Feder am Scheitel. Außerdem trägt er eine einfache Perlschnur um die Hüften und am linken Oberarm eine lange Schnur, an deren Ende eine Haarquaste baumelt. Dieser Armschmuck ist nach Johnston[1]) bezeichnend für die Turkana. Am Mittelfinger und am Daumen der rechten Hand trägt er einen eisernen Fingerring. Manche Jünglinge tragen auch zierliche Eisenkettchen um die Hüften. Beachtenswert ist auch die Verschiedenheit des Typus des Vaters und Sohnes in Abb. 14. Der Sohn mit seinen fast mädchenhaften, zarten Gesichtszügen erinnert an viele junge Atscholi, die wir begegnet haben. Manche Burschen von Kaketta tragen auch einen Schmuck in der Nasenscheidewand, z. B. ein ovales Eisenblatt. Einen solchen bildet Kmunke[2]) ab. Dieser in einem Loch der Nasenscheidewand getragene Ring mit einem Metallblatt daran wird nach Johnstons Angabe auch von den Karamodscho und Suk getragen.

Schmuck der Tesofrauen. Viel reicher als die Männer sind die Frauen der Teso geschmückt. Meist dient ihr Schmuck auch zur Bedeckung der Scham.

[1]) l. c. S. 845.
[2]) l. c. Tafel 45.

Der typische Schamgürtel ist sehr einfach aus einigen Schnüren zusammengebunden, die um die Hüften gelegt und vorn so zusammengebunden werden, daß ihre Enden frei bis zur Mitte des Unterschenkels herunterhängen. Auch rückwärts wird eine zwischen den Gesäßbacken herabhängende Quaste befestigt. Diesen Schamgürtel tragen südlich und nördlich vom Kumi-See selbst die Greisinnen. Es gibt verschiedene Typen von Schamgürteln. Dieser und der übrige Schmuck der Frauen, besonders ihr Halsschmuck, hängt von dem Reichtum der Besitzerin ab. Der billigste und einfachste Schamgürtel besteht, ähnlich wie bei den Bakedi, die wir in Naboa getroffen haben, aus einer mit langen, schmalen Blättern besetzten Schnur. Bei Kirimi, nördlich von Magoro, begegneten wir auf der Straße vier Frauen. Davon hatte eine einen Blättergürtel um die Hüften und zwei Eisenringe mit vielen daran aufgefädelten Fingerringen um den Hals. Sie war offenbar die ärmste. Eine andere hatte einen Schamgürtel, der in typischer Weise aus Eisenhülsen zusammengesetzt war, und zwar aus drei Schnüren von Eisenringen als Gürtel, an welche sich vorn ein Schürzchen aus zwei Reihen von je vier Eisenhülsen anschloß. Um den Hals trug sie eine ganze Sammlung von Perlen und Kauriketten, außerdem ein sehr hübsches, mit Perlen und Kaurimuscheln besetztes Stirnband und viele Eisenringe um Ellbogen, Hand- und Fußgelenke. In ähnlicher Weise war die dritte gekleidet, sie trug aber nebstdem noch Ohrringe aus Eisendraht mit großen blauen Glasperlen und nebst vielen Perlen- und Kauri-Schnüren auch noch mehrere Eisenringe um den Hals. Die vierte hatte eine Eisenhülsenkette um die Hüften, die vorn ein dreieckiges, mit bunten Perlen besetztes Lederblättchen zur Bedeckung der Scham trug. Endlich gibt es noch eine höchst eigenartige weibliche Schambedeckung in Gestalt eines aus zarten eisernen Ketten geflochtenen Dreieckes, das an einem aus Perlen gebildeten Gürtel hängt. In anderen Fällen dient ein etwa 2 bis 4 *cm* breites Schürzchen aus Perlschnüren oder eine etwas längere Schürze aus geflochtenen Bastschnüren als Schamgürtel. Ein solcher ist in Abb. 13 sichtbar.

Ein ganz besonders charakteristischer Schmuck der Frauen ist ein durch die Zungenspitze gesteckter Eisenring mit Perlen, der hin und wieder demonstrativ herausgestreckt wird. Manche Mädchen durchbohren sich auch den Rand der Ohrmuscheln mit vielen Löchern und tragen in jedem derselben einen dünnen Eisenring. Auch die Unterlippe der Frauen wird mitunter von einem Lippenpflock durchbohrt.

Die Hütten der Teso. Sie sind außerordentlich charakteristisch gebaut, indem ihre Dächer bis an den Boden herunterreichen. Die Dächer bestehen aus mehreren einander schindelartig überdeckenden Lagen von Stroh und Gras. In der Mitte ragt daraus ein spitzer Kegel empor. R. Kmunke hat sich als sachkundiger Architekt besonders mit der Bautätigkeit der Eingeborenen beschäftigt. Er schildert die Anlage eines Dorfes bei Kumi in folgender Weise[1]): „Diese Niederlassungen sind sehr symmetrisch im Kreise angelegt, außerordentlich rein gehalten und von einer bis 4 *m* hohen, undurchdringlichen Kaktushecke eingezäunt. Die runden, spitz zulaufenden und mit langem Gras gedeckten Hütten sind sehr nahe diesem Kaktuszaun gelegen und haben einen Durchmesser von 6 bis 7 *m*. In ihnen stützen ein oder zwei Holzstämme den ganzen Aufbau, der in seinem unteren Teil innen mit Lehm verstrichen ist. Vor dem niederen Eingang, durch den man nur in kriechender Stellung gelangen kann, wird zur Nachtzeit eine starke, als Tor dienende Grasmatte

[1]) l. c. S. 66.

vorgeschoben, die oft noch mit daran gelehnten, großen Steinen befestigt wird. Irgendeine Art von Schloß oder Riegel war bei den Eingeborenen ebensowenig wie auf meiner ganzen Reise zu finden. Konzentrisch mit dieser äußeren Einzäunung des Dorfes befindet sich im Inneren eine etwas niedere Kaktushecke, die den Raum für die Kühe, Schafe und anderen Haustiere umschließt. Außerdem sind noch zwei einander gegenüber liegende gedeckte Hütten an dieser Hecke errichtet, die als Ställe für die Muttertiere dienen. Rings um die innere Hecke stehen auf Steinen oder Holzklötzen birnförmige, aus Gras und Zweigen geflochtene, große Fruchtkörbe für die Erdnüsse, das Durramehl usw. Zwischen ihnen und den Wohnhütten bleibt noch ein breiter Raum frei, auf dem sich die Weiber ihr Mehl mahlen, die Kinder spielen und sich das ganze dörfliche Leben abspielt.

Die innere Einrichtung der Hütte ist natürlich eine sehr primitive. Als Lager dienen getrocknete Tierhäute, die entweder auf dem Boden auf einer etwas überhöhten Holzbrücke liegen, einige Tonkrüge und flaschenartige Kürbisschalen sind die Trinkgefäße. Zu dem niedrigen Haupteingang eines solchen Eingeborenendorfes, der aus Baumstämmen angelegt ist und einem nur in gebückter Haltung Eintritt gewährt, führt der Weg zwischen parallel laufenden Kaktushecken. Gegenüber dem Haupteingang, auf der anderen Seite der Umzäunung, die das Dorf nicht nur gegen den Einbruch wilder Raubtiere, sondern auch gegen Überfälle feindlicher Eingeborener schützen soll, liegt ein zweiter höherer für das Vieh bestimmter Eingang, der in gleicher Weise wie jener der Hütten durch eine Grasmatte verschließbar ist."

Kinderpflege. Die Frauen tragen ihre kleinen Kinder häufig am Rücken in einem mit Schulterriemen umgehängten rucksackartigen Lederfleck.

Sexuelle Moral der Teso. Vor der Ehe sind die Weiber ziemlich frei, nach der Ehe aber streng an Treue gebunden. Bei den Teso in Kaketta fand ich viele Männer mit unregelmäßig verteilten, also offenbar nicht von Tätowierungen herrührendeu Narbenkeloiden (die Negerhaut neigt ja überhaupt sehr zur Bildung von Keloiden, auch auf Grund leichterer Verletzungen). Auf meine Nachfragen nach dem Ursprung dieser häufigen Narben erfuhr ich, daß diese größtenteils von Schlägereien herrühren, die sich beim „Fensterln" abspielen. Aus den Nachbardörfern, sogar aus Naquá, kommen die Burschen nachts in die Teso-Dörfer und suchen sich in eine Hütte, in der Mädchen wohnen, einzuschleichen oder die Mädchen zu verführen, mit ihnen einen nächtlichen Ausflug zu unternehmen. Dabei werden sie mitunter von den Brüdern der Geliebten und den übrigen Familienangehörigen ertappt und mit Stöcken erbarmungslos geprügelt. Oft kommt es dabei sogar zu Gruppenkämpfen zwischen den Burschen des einen und des anderen Dorfes, die einander irgendeine besonders begehrte Schönheit neiden. Es geht also hier genau so zu wie in unseren Alpenländern.

Altersermittlung. Mangels einer Zeitrechnung kann man bekanntlich bei den Negern nur sehr selten die einzelnen Lebensabschnitte umgrenzen. Aus diesem Grunde ist man bezüglich der Zeit der Pubertät, der Eheschließung, des Klimakteriums usw. und der Dauer des Lebens überhaupt auf ziemlich vage Schätzungen angewiesen.

Zur Ermittlung des Alters habe ich mich objektiver und subjektiver Untersuchungsmethoden bedient. Das Nächstliegende ist die Altersermittlung nach dem allgemeinen Eindruck, der aber bekanntlich sehr leicht zu Täuschungen führen kann. Als objektive Alterszeichen sind verwendbar: vor Abschluß der Wachstumsperiode außer der Körpergröße und der allgemeinen Entwicklung das Gebiß, der Haarwuchs, die Geschlechtsreife, die Stimme, Beschaffenheit der Haut usw. Nach

Abschluß der Wachstumsperiode ist die Bestimmung der Akkommodationsbreite ein sehr wertvolles Hilfsmittel. Für die Fernpunktsbestimmung habe ich dreizackige Haken verwendet, die ich in verschiedener Lage hielt, für die Nahepunktsbestimmung eine Leseprobe mit ebensolchen Haken in verschiedener Lage, dadurch in der nötigen Kleinheit hergestellt, daß ich eine Wandtafel mit solchen Haken, wie sie in der Augenheilkunde verwendet wird, photographierte. Leider ist die Ermittlung der Akkommodationsbreite bei alten Eingeborenen oft nicht möglich, weil viele von ihnen an Hornhautnarben oder an grauem Star leiden.

Auch Glatzenbildung und Ergrauen der Haare, Altersrunzeln, Alterskyphose und andere bekannte Alterserscheinungen können zur Beurteilung des Alters mit entsprechender Skepsis herangezogen werden.

Die ausschlaggebende Ergänzung des somatischen Gesamteindruckes bei der Altersbestimmung soll aber die vergleichsweise Erforschung des Zeitpunktes bestimmter Lebensereignisse der betreffenden Person bilden. Diesbezüglich bin ich in folgender Weise vorgegangen: Ich habe die ältesten Leute, womöglich samt ihren Kindern, Enkeln, Urenkeln und sonstigen nahen Verwandten, zu mir rufen lassen. Wenn dann die ganze Familie beisammen ist, so kann man das Alter des einen oder anderen Mitgliedes ziemlich gut abschätzen, z. B. das Alter eines eben in der Pubertätszeit stehenden Mädchens oder Burschen. Man kann dann fragen: „Was hat sich zur Zeit der Geburt dieses Kindes bei Euch ereignet?" So kann man irgendein Ereignis zeitlich bestimmen und zur Altersbestimmung für andere Fälle verwenden. Dann fragt man z. B. den Großvater, ob er zur Zeit der Geburt seines Enkels älter oder jünger war, als jetzt der Vater oder die Mutter dieses Enkels ist. Solche Zeitangaben der Eingeborenen über ihre eigenen Familienverhältnisse sind erfahrungsgemäß wohl zu verwerten. Sehr wichtig ist schon der Gesamteindruck, den man von den Alterserscheinungen der Leute bekommt, wenn man drei oder gar vier Generationen derselben Familie gleichzeitig nebeneinander sieht. Anderseits ist es für das Durchschnittsalter, das die Leute erreichen, bezeichnend, ob z. B. die meisten 20jährigen noch ihre Eltern haben, wieviele noch ihre Großeltern haben usw. Diese in ihren Einzelheiten vielseitige Methode der vergleichsweisen Familienforschung hat mir bei der Altersbestimmung gute Dienste geleistet. Vielfach wurden auch bestimmte historische Ereignisse zur Altersbestimmung der Leute herangezogen, z. B. eine Hungersnot, eine Epidemie, ein Krieg, eine Expedition, deren Zeitpunkt genau bekannt war. Die von uns besuchten Volksstämme Nordost-Ugandas sind aber mit Weißen so wenig in Berührung gekommen, daß es an solchen historischen Angaben vollkommen mangelt. Man muß unbedingt bei der Altersbestimmung alle verfüglichen Methoden kombinieren. Trotzdem bleibt die Sicherheit des Ergebnisses meist gering.

Bei keinem der von uns besuchten Negerstämme (vielleicht mit Ausnahme der Baganda) haben wir, soweit mein Eindruck reicht, so viele alte Leute gefunden wie bei den Teso. Es ist vielleicht von einigem anthropologischen Interesse, beispielsweise die ältesten Einwohner von Magoro kurz zu schildern. Der etwa 26jährige Häuptling Bunja ließ voll Interesse und Verständnis für meine Absichten alle alten Leute zusammenholen, eine alte Frau wurde sogar in das Rasthaus, in dem ich meine Untersuchungen machte, getragen. Die Eltern dieser Greise waren insgesamt schon vor langer Zeit gestorben.

1. Koboi, ein etwa 55 Jahre alter Mukedi, hat zwei Kinder, die noch nicht erwachsen sind.

2. Akarerutu, ein altes Weib mit einem großen Tumor über der linken Brust. Auf der linken Schulter hat sie mehrere Narben, welche von Einschnitten herrühren, die zur Einbringung von Medizinen gemacht worden sind. Auf beiden Augen hat sie grauen Star. Als Halskette trägt sie die Wirbelsäule einer Schlange und einen Lederring, der aus der Haut eines Rindes geschnitten ist, das ihr Kind mit den Hörnern totgestoßen hat. Um die Lenden trägt sie einen aus mehreren Reihen von Spagatschnüren geflochtenen Gürtel. Zwischen den Beinen ist von hinten nach vorn ein Lappen über den Gürtel geschlagen, so daß er vorn frei herabhängt. In der rechten Hand trägt sie eine lange Pfeife, in der linken Hand eine als Wasserbehälter dienende Kalebasse.

3. Emuruan, etwa 60jähriger Mukedi. Er hat zwei erwachsene Kinder. Hornhautnarben und grauer Star verhindern die Bestimmung der Akkommodationsbreite.

4. Oléumo, etwa 60jähriger Mukedi; ein erwachsenes Kind von ihm ist noch am Leben. Er hat graue Haare, beiderseits grauen Star und leidet an Dementia senilis. Er gibt an, vier Engländer gesehen zu haben.

5. Omári, etwa 50 Jahre alter Mukedi. Er hat zwei große Geschwülste am Rücken, viele Gefechtsnarben und ist reich geschmückt.

6. Quáchol, etwa 60jähriger Mukedi. Seine Mutter wurde angeblich sehr alt, ein Kind von ihm lebt.

7. Jangatúm, etwa 65 Jahre alter Mukedi, Urgroßvater. Er hat zwei Kinder, eine Enkelin und einen Urenkel. Er fühlt sich sehr gesund, hat aber Arteriosklerose und Lungenemphysem in hohem Grade und beiderseits grauen Star.

8. Aútschu, sehr großer, 60–70 Jahre alter Mann. Er hat zwei Kinder, deren jedes wieder Kinder in bereits mittleren Jahren hat. Trotz starker Arteriosklerose und Lungenemphysem fühlt er sich gesund.

9. Okíria, etwa 60 Jahre alter Mukedi. Seine Geschwister sind bereits alle gestorben. Von seinen Kindern lebt nur mehr eine Tochter, welche noch nicht ganz erwachsen ist. Er ist mager und sehr groß, hat am rechten Arm 20, am linken Oberam 12, am linken Unterarm 4 zirkuläre Tätowierungsnarben. Angeblich dürfen diese Tätowierungen nur an Männern gemacht werden, welche im Kampfe bereits andere Männer getötet haben. Diese Sitte kommt am häufigsten bei den Karamodscho vor und ist wahrscheinlich von diesen ausgegangen. Auf die Frage des Dolmetsches, wieviele Leute Okíria umgebracht habe, gab er zögernd zur Antwort, daß er nur einen Mann und eine Frau getötet habe. Es ist einer genaueren Untersuchung bedürftig, ob die Zahl der Narben in Beziehung zur Zahl der getöteten Feinde und die Lokalisation der Narben am rechten oder linken Arm in Beziehung zu dem Geschlechte der getöteten Feinde steht, wie uns an Ort und Stelle gesagt wurde. Da niemand von uns die Sprache der Teso verstand, so waren wir immer auf die Angaben des Dolmetsches angewiesen, die nur in seltenen Fällen ganz verläßlich sind, erstens weil die eingeborenen Dolmetsche, mit denen ich in Kisuaheli verkehrte, doch nicht immer richtig verstehen und übersetzen, und zweitens weil die Eingeborenen, auch die Dolmetsche, dem forschenden Weißen oft nur das angeben, was ihm nach ihrer Meinung gefällt. Sie verschweigen deshalb gern, was nach ihrer Meinung in den Augen des Europäers schimpflich ist. Ich habe leider verabsäumt, Okíria und die übrigen alten Männer mit Tätowierungsringen an den Armen zu befragen, ob sie in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Karamodscho stehen.

10. Enjódi, 50–55 Jahre alter Mann. Er hat eine erwachsene Tochter, welche ledig und kinderlos ist. Meine Frage, ob er schon krank gewesen sei, verneint er ganz

entrüstet. Keiner dieser alten Leute will krank gewesen sein. An beiden Augen hat er Trachom. Am rechten Arm und Schulter hat er zirkuläre Tätowierungsnarben.

11. Gnoleopús, etwa 50 Jahre alter Mann. Während alle vorher erwähnten Greise schon weiße und melierte Haare und Glatzen an der Stirne haben, die man trotz der an den Winkeln ausrasierten Kopfbehaarung am Fehlen der Haarstoppeln erkennt, hat dieser Mann reichlich schwarze Haare. Er hat alle Zähne mit Ausnahme der zwei unteren Schneidezähne, welche sich, wie bereits erwähnt, alle Teso in der Jugend ausreißen lassen. Er hat an beiden Augen grauen Star.

12. Ahemá, ein Mkema (ich kenne diesen Stamm nicht), etwa 60jähriger Mann mit grauen Haaren. Er hat keine Kinder. Er hat akuten Gelenksrheumatismus am linken Knie, kann nicht gehen und kriecht auf allen Vieren daher, macht sich aber aus Schmerzen und Fieber viel weniger, als es ein Europäer täte.

Abb. 13 Teso aus Aketta.

Abb. 14. Teso, Vater und Sohn, aus Aketta.

Außerdem befanden sich interessanterweise unter den alten Leuten von Magoro auch zwei Karamodscho mit bemerkenswerten und für ihren Stamm bezeichnenden Lebensschicksalen:

13. Omuna, zirka 55 Jahre alter Mann, seine Eltern sind sehr lange tot, auch alle seine Kinder sind im Kindesalter Hungers gestorben. Es gab damals angeblich keinen Regen.

14. Njáiti, etwa 50jähriger Karamodscho. Sein Vater wurde vor längerer Zeit von Löwen gefressen. Alle seine Kinder sind Hungers gestorben. Beide Karamodscho haben gesunde Augen.

Diese alten Leute saßen von 6 Uhr abends bis 12 Uhr nachts ganz nackt im Rasthaus von Magoro beisammen, während der Wind recht kalt durch das Haus blies, so daß ich meinen Kakirock zum Schutz gegen die Kälte anlegte. Die Greise

saßen ruhig beisammen und folgten mit heiteren Mienen der Untersuchung jedes einzelnen. In der Reihenfolge, in der sie sich untersuchen ließen, wurde von ihnen

Abb. 15. Jive-Häuptling.

Abb 16. Karamodscho aus Manimani.

ein gewisser Rang eingehalten. Sie blieben aber, ohne zu murren, beisammen, bis der letzte untersucht war, und freuten sich über die erzielten Belohnungen.

Abb 17. Karamodscho.

Auch in Aketta ließ ich mir die ältesten Leute zusammenholen. Die beiden ältesten waren hier zwei Frauen, nämlich:

15. Kodaijó, eine 45—50jährige Mukedifrau. Ihr Mann lebt, ist aber nach ihrer Angabe gerade betrunken, wie das bei den Eingeborenen nicht selten der Fall sein soll. Es kommt daher ihr Sohn Tschode mit ihr, er ist ungefähr 26 Jahre alt, hat zwei Frauen. Eine derselben hat von ihm ein Kind von etwa sechs Jahren. Kodaijó ist sehr mager und hat starke Arterienverkalkung, aber keinen grauen Star.

16. Alaléth, 64—70 Jahre alte Mukedifrau aus Aketta. Sie ist sehr gebrechlich, hat eine schuppige, trockene Haut voll Runzeln. Ihre Eltern sind lange tot. Ein Kind lebt. Ein Enkelkind, ein Bursche von etwa 16 Jahren, kommt mit ihr, ein anderer Enkel ist schon erwachsen, aber noch kinderlos. Sie hat nur mehr einen einzigen Zahn (einen unteren Praemolaren) und auf beiden Augen grauen Star.

Im allgemeinen sind auch bei den Teso alte Leute recht selten, die meisten 20—30jährigen Leute haben schon keine Eltern mehr. Es scheint, daß nicht viele

Leute über 45 Jahre alt werden. Bei anderen Stämmen scheint die durchschnittliche Altersgrenze niederer zu liegen.

VII. Die Karamodscho.

„Nördlich vom Elgon und dem Assuafluß, östlich vom Bahr el Jebel und westlich vom Rudolf-See ist eine beträchtliche Strecke Landes, welche außer ein paar Suaheli-Elfenbeinhändlern nur wenig bekannt ist. Bis vor vier Jahren widmete die Uganda-Regierung diesem Lande wenig Aufmerksamkeit; aber als sie dann entdeckte, daß Gewehrschmuggel von Abessinien seit Jahren stattfand und ernst zu werden begann, da sandte sie militärische Patrouillen, um diesem Handel Einhalt zu gebieten und den Anschein von Ordnung aus dem Chaos, das in diesem Lande bestand, aufzurichten."

So schreibt der englische Hauptmann Leeke von den Kings African Rifles, der während der Jahre 1912—1914 einige militärische Strafexpeditionen in das Land nördlich von Assua zu unternehmen hatte und bei der Gelegenheit auch eine Karte im Maßstab 1:750.000 von diesem Gebiete anlegte. Kurze Zeit darauf fiel Leeke selbst. Seine kurzen Mitteilungen über das von ihm besuchte Gebiet erschienen erst nach seinem Tode[1]).

Eines der unbotmäßigsten Elemente von Uganda sind die Karamodscho. Am Neujahrstag 1912 wurden wir in Mbale durch die Rückkehr der phantastisch aussehenden Truppe des Hauptmanns Taughner überrascht, der von einer Strafexpedition aus dem Lande der Karamodscho, Jive und Dodosi zurückgekehrt war, die er sechs Monate vorher begonnen hatte. Auch diese Expedition galt der Bekämpfung der „Gunrunners", die aus Abessinien Gewehre schmuggelten. Fig. 15, 16 und 17 stellen Typen aus dieser Expedition dar, zwei Karamodscho und einen Häuptling von dem ihnen verwandten Stamm der Dschiwe. Kmunkes Expedition kam mit den Karamodscho in der Nähe der Berge Tepés und Kissim zusammen, die selbst unbewohnt sind. Westlich vom Tepés weilten wir in einem Karamodschodorfe (nach Kmunkes Aufzeichnungen Kalirimi), dessen Häuptling Gjotum hieß und rund 40 Frauen hatte. Auch die Naquá werden von den Eingeborenen zu den Karamodscho gezählt.

Die Karamodscho hausen, teilweise als Nomaden, teilweise als seßhafte Ackerbauern und Viehzüchter, nördlich vom Elgon bis an die Grenze von Dschiwe als östliche Nachbarn der Teso, mit denen sie sich, wie ich bereits erwähnt habe, vielfach vermischen, so daß z. B. die Teso in Aketta mancherlei Ähnlichkeit mit den Karamodscho zur Schau tragen.

Nach Leeke wohnen die Karamodscho nördlich bis an den Lokitscharifluß, der von Ost nach West durch das Hochland von Bukora in den Kirkpatrick-Sumpf fließt. Die meisten Karamodschodörfer finden sich an beiden Ufern des Natakalem, eines linksseitigen Nebenflusses des Lokitschari. An diesem liegt auch Manimani, vielleicht das bedeutendste Karamodschodorf; es liegt mitten zwischen dem Berg Paka (auch Nopak genannt, siehe Expeditionskarte), einem nördlichen Vorberg des Tepés, und dem nordöstlich davon befindlichen, zirka 3000 *m* hohen Maroto, an dessen Fuß der kleine rechtsseitige Nebenfluß des Lokitschari Apule entspringt, der die Hochebene von Bukora durchfließt. Nördlich von den Karamodscho wohnen die Dschiwe (Jive auf den englischen Karten), nordöstlich die Naquá, die von den Karamodscho durch den Lokitscharifluß und den Kirkpatrick-Sumpf getrennt sind.

[1]) R. H. Leeke, The Northern Territories of the Uganda-Protectorate. The Geographical Journal, Bd. 49, 1917, S. 201.

Das Hauptgebiet der nomadischen Karamodscho liegt zwischen Tepés und Kokoro (Mount Debasien), sie treiben aber ihre Herden bis zum Turkwell- und Kilimfluß gegen Osten. Die Karamodscho teilen sich nach Leeke in mehrere Clans.

Das eigentliche Karamodscho-Land ist sehr wenig bekannt. Infolge der fortwährenden Kämpfe ist es bis heute noch nicht unter englischer Verwaltung und das ganze Gebiet zwischen Elgon und Manimani ist von den Engländern für jedermann gesperrt. Auch unsere Expedition hatte die größten Schwierigkeiten, um von der englischen Regierung die Erlaubnis zur Durchquerung Nordost-Ugandas zu bekommen, weil nördlich vom Assua Unruhen und Kämpfe bestanden. Der zirka 3000 *m* hohe Kokoro, der wie ein gespitzter Kegel aus der Hochebene imponierend emporsteigt, wie wir sowohl vom Elgon, wie vom Salisbury-See aus, beobachten konnten, ist bis heute noch von keinem Europäer bestiegen. Leeke zog Erkundigungen über die Herkunft der Karamodscho ein und schreibt darüber folgendes:

„Was den Ursprung des Karamodschovolkes betrifft, so konnte ich sehr wenig verläßliche Auskunft bekommen. Ein alter Häuptling sagte mir, daß er als Knabe (wahrscheinlich ungefähr 50 Jahre früher) am Apulefluß südlich von den Magosihügeln lebte. Die Dabosa und die Karamodscho waren damals ein einziges Volk und ihr Hauptquartier war entlang dem Apulefluß, wo einst unerschöpflicher Wasservorrat bestand. Kurz hernach trennten sich die beiden Stämme infolge Austrocknung des Wassers, die Dabosa gingen nordwärts zu den Bergen Zulia und Zingote, während die Karamodscho, damals ein kleiner Stamm, nach Süden zogen, wo sie zur Hälfte ausgerottet wurden, zur anderen Hälfte in den ortsansässigen Stämmen aufgingen, seit welcher Zeit ihre Zahl mächtig zunahm.

Die Karamodscho fuhren immer noch fort, ihre Herden in den Moruasokarbergen und bis an den oberen Taraschfluß weiden zu lassen, bis sie vor ungefähr 20 Jahren durch die Turkana im Verein mit einer besonders bösartigen Rinderpest-Epidemie von dieser Hochebene heruntergetrieben wurden. Die Karamodscho, Dabosa, Jive und Turkana reden alle die gleiche Sprache, welche praktisch dieselbe ist wie [die der Teso, die nördlich vom Salisbury-See wohnen. Die beiden ersteren waren immer im Krieg mit den beiden letzteren, die im allgemeinen lichter und größer, aber sonst nicht leicht von den ersteren zu unterscheiden sind. Sie haben alle eine ausgezeichnete Natur und können große Strecken in einem Zuge durchwandern.

Die Höhenzüge zu beiden Seiten des Liatales an der Westseite des Berges Maroto bewohnt ein äußerst interessanter kleiner Stamm, die Tepeth. Ein Zweig von ihnen findet sich am Berg Debasien (in Wirklichkeit Tepethian) und auch in den Sukbergen. Major Powell Cotton gibt in seinem Buch eine ausgezeichnete Beschreibung von ihnen. Ich bekam ein kleines Wörterbuch ihrer Sprache und verglich es mit den zahlreichen Vokabularien von Eingeborenensprachen im Uganda-Protektorat. Ihre Sprache schien nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer derselben zu haben. Sie sprechen auch die Sprache der Karamodscho und sind jetzt ganz freundlich mit diesen und auch mit den Suk. Sie scheinen intelligenter als die Karamodscho zu sein. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil. Am Maroto besitzen sie Vieh, aber am Debasien nicht."

Die Karamodscho sind sehr große, kräftige, untersetzte, wild aussehende Leute mit ernsten, oft sogar düsteren Mienen. Man sieht ihnen ihre kriegerische, unbeugsame Gesinnung und ihre stolze Freiheitsliebe an und findet es begreiflich, daß sie den Engländern viel zu schaffen machen. Leeke nennt sie ein niederträchtiges, verräterisches Volk.

In ihren derben Gesichtszügen zeigen sie Ähnlichkeit mit den Bantunegern, aber sie unterscheiden sich sowohl von diesen, wie von den Atscholi und sonstigen Nilnegern, deutlich, auch wenn man von ihrer eigenartigen Tracht absieht. Die Karamodscho gehen ganz nackt herum. Sie sind besonders gekennzeichnet durch die eigenartige Frisur und Tätowierung (Abb. 15—17). Die typische Karamodschofrisur besteht in einem flachen, großen Haarbeutel am Nacken, den ich als Haarschild bezeichnen möchte. Johnston[1]) bezeichnet die gleiche Frisur bei den Suk und Turkana als „Chignon". Er behauptet, daß er bei den Karamodscho eine solche Frisur nie gesehen habe. Die Karamodscho bildet er mit einer ähnlichen Frisur ab, wie sie der Mann in Fig. 15 zeigt. Es besteht aber für mich gar kein Zweifel darüber, daß die Karamodscho den flachen Haarbeutel tragen. Denn wir haben dies in dem Karamodschodorfe des Häuptlings Gjotum gesehen, der selbst genau so geschmückt war. Offenbar haben also die Karamodscho diese eigenartige Tracht mit den Turkana und Suk gemein. Es stimmen ja auch nahezu alle übrigen Eigenarten, die Johnston von den Turkana und Suk anführt und abbildet, mit denen, die wir an den Karamodscho beobachteten, überein. Daß anderseits nicht etwa nur die den Haarbeutel tragenden Männer zu den Karamodscho zu zählen sind, sondern daß diese auch jene Haartracht haben, welche der Dschiwehäuptling in Abb. 15, aber auch der alte Teso in Fig. 14 zeigt, weiß ich aus mehreren eigenen Beobachtungen Kmunke hat z. B. in dem Dorfe Gjotums einen zirka 20jährigen Karamodscho namens Adubungomoi (d. h. der im Kampf einen getötet hat) als Viehtreiber für die ganze Expedition bis Nimule aufgenommen, der die Haartracht des alten Teso auf Fig. 14 trug (eine Straußfeder am Scheitel in den durch Fett und Lehm verschmierten Haaren). Da wir mit diesem Burschen einen Monat lang beisammen waren, so hörten wir von ihm oft genug seine Stammeszugehörigkeit zu den Karamodscho betonen. Die von Johnston beschriebene, bis an die Waden herabhängende Quastenschnur haben wir aber bei den Karamodscho nicht gesehen.

Johnston rechnet zu den Karamodscho auch ihre Nachbarstämme bis zum Nordende des Rudolf-Sees.[2]) Nach ihrer Schädel- und Gesichtsbildung hält er die Karamodscho für Mischlinge von Bantu und Másai. Er nimmt an, daß ihr Gebiet ursprünglich von Bantu bewohnt wurde, die später von Másai und Turkana besiegt wurden. Diese Annahme begründet er mit der eigentümlichen Sprache der Karamodscho, welche zur Másai-Turkana-Bari-Gruppe gehört und der Turkanasprache am nächsten steht, aber einige Worte enthält, welche deutliche Anklänge an Bantusprachen aufweisen, also einen Überrest der Ursprache darstellen, die von den Karamodscho gesprochen wurde, ehe sie noch von den Másai und Turkana besiegt worden waren.[3]) Die Turkanasprache weist zum Unterschied von dem Karamodscho auch einige hamitische (Somali-) Worte auf. Die Suksprache ist dem Turkana am ähnlichsten, hat aber einige Anklänge an die Nandisprache.

Die Turkana und Suk hält Johnston für eine Mischung von Másai (Mischlingen von Hamiten und Negern) mit Nilnegern (Atscholi und Dinka[4]). Zwischen Suk und Turkana bestehen so viele Ähnlichkeiten in somatischer und ethnologischer Hinsicht, daß sie beinahe als ein einziger Volksstamm zu beschreiben sind.[5]) Ein Blick auf

[1]) l. c. S. 840.
[2]) l. c. S. 838.
[3]) l. c. S. 887 und 896.
[4]) l. c. S. 841.
[5]) l. c. S. 848.

Johnstons Vokabular lehrt, daß die Sprache der Karamodscho und der Süd-Karamodscho, die er dort unterscheidet, mit der Sprache der Turkana zwar weitgehend verwandt, aber durchaus nicht identisch ist. Wenn also Leeke schreibt, daß die Karamodscho, Dabosa, Dschiwe, Turkana, Teso und sogar die Tobúr die gleiche Sprache sprechen, so besteht zunächst zwischen den Angaben Leekes und Johnstons ein bedeutungsvoller Widerspruch, der einer Aufklärung durch Untersuchung an Ort und Stelle bedürftig ist. Dazu genügen natürlich die beiläufigen Angaben einiger militärischer Patrouillen durchaus nicht.

Die Dschiwe, die nördlichen Nachbarn der Karamodscho, sind nach Leeke ein Ausläufer der Turkana, ein kleiner Volksstamm, ungemein reich an Vieh und viel friedlicher als die Karamodscho.

Johnston[1]) preist die Schönheit der Karamodschofrauen, die nach seiner Angabe mit ihren, im Gegensatz zu den übrigen Negerinnen, breiten Hüften und wohlgerundeten geraden Schenkeln auch dem europäischen Schönheitsideal entsprächen. Er bildet auch mehrere solche Typen ab. Unsere Beobachtung wich von diesen Angaben Johnstons ganz wesentlich ab. Auch unter den 40 Frauen des mächtigen Häuptlings Gjotum befand sich keine einzige, die Johnstons Lob verdient hätte. Wahrscheinlich hat Johnston die von ihm beschriebenen Karamodscho bei besseren Zeiten und bei besserem Ernährungszustand begegnet.

Die Karamodscho sind nicht nur Vieh-, sondern auch Bienenzüchter und stellen in ihren Bergen viele Bienenstöcke auf, deren Honig sie gewöhnlich nachts einsammeln.

Die Karamodscho üben keine Beschneidung aus (Abb. 15). Sie haben, wie die meisten Neger, auffallend lange, mitunter fast schlauchähnliche Präputien. Daher stammt die vielfach verbreitete irrige Meinung, daß die Neger viel größere Membra virilia haben als die Weißen. Im erigierten Zustand ist kaum ein großer Unterschied.

Die Tätowierung der Männer ist aus Abb. 16 und 17 ersichtlich. Sie wird angeblich erst dann vorgenommen, wenn der betreffende Mann Feinde getötet hat. Die Frauen werden mit geraden, transversalen Narben am Bauche tätowiert.

Die Männer tragen auf Märschen meist Sandalen aus Rindsleder und außerdem in der Hand die typische kleine Kopflehne (Abb. 15). An der rechten Hand des Dschiwe-Häuptlings in Abb. 15 sieht man auch den bereits im ersten Teil besprochenen eisernen Schlagring.

Frisur der Männer. Der in Fig. 15 abgebildete Dschiwe-Häuptling hat eine kammartige Frisur, ähnlich wie ein Raupenhelm, in der eine Straußfeder steckt. Die Haare werden mit Lehm und Fett beschmiert, in bestimmte feste Form gebracht und mit verschiedenen Zieraten, Federn, Metallplättchen usw. geschmückt. Manche Karamodscho rasieren sich die Kopfhaut an der Peripherie ringsherum ab, lassen die von dieser Glatze eingeschlossenen Haare wachsen und verschmieren sie mit Lehm und Fett zu einem Haarzylinder, der wie ein Cerevis am Scheitel sitzt. Der in Abb. 16 und 17 sichtbare Haarschild wird durch kleine, an der äußeren Oberfläche in bestimmten Mustern angeordnete Holzstäbchen und durch einen mächtigen, senkrecht nach rückwärts herausstehendeu Drahtreifen verziert.

Haartracht der Frauen. Die Karamodschofrauen rasieren sich die Köpfe nicht, sondern sie lassen ihre Haare wachsen. Wie meine Photographie der 40 Frauen des Häuptlings Gjotum zeigt, bestehen aber doch mannigfaltige Unterschiede in der weiblichen Frisur. Manche haben einen dicht behaarten, schwarzen Lockenkopf,

[1]) l. c. S. 838.

andere flechten sich die Haare in viele kleine, etwa 15 *cm* lange Zöpfchen, welche, mit Lehm eingeschmiert, über die Stirne hängen. Manche Frauen rasieren sich aber auch, wie die Männer, die Peripherie der Kopfhaut, so daß nur in der Mitte derselben ein Haarzylinder stehen bleibt.

Schmuck der Karamodscho. Wie Abb. 16 zeigt, tragen die Männer in ihren Ohren viele große Ohrringe am ganzen Rande des Ohrläppchens. Die Frauen tun desgleichen. Im höheren Alter entfernen viele diesen unbequemen Schmuck. Die Unterlippe wird von vielen, aber durchaus nicht allen Männern und Frauen durchbohrt und mit einem kleinen Stäbchen aus Holz, Metall, Glas, Horn, Stein oder einem Federkiel geschmückt. Männer und Frauen tragen einen oder selbst viele Eisenhalsringe ; wie Abb. 14 bei einem alten Teso zeigt, wird dadurch mitunter ein eiserner Kragen gebildet. Der Häuptling Gjotum trug einen so hohen Ring um den Hals, daß er den Kopf kaum bewegen konnte. Auch die Nasenscheidewand wird mitunter durchbohrt und an dem Loch ein blattförmiges Metallplättchen befestigt. An den Handfesseln tragen die Karamodscho, Männer wie Frauen, Manschetten aus Eisendraht, wie Abb. 15 und 16 zeigen. Einige Eisendrahtringe tragen sie auch an den Fußgelenken. Einen eigenartigen Halsring und sonderbare Ringe unter den Knieen trägt der Dschiwe-Häuptling in Abb. 15: Eisenplättchen sind, am Halsschmuck kegelstumpfartig, am Knieschmuck in der Gestalt von Bohnenschoten, zusammengebogen und auf einer Lederschnur zu einem Ring aufgefädelt. Viele Karamodschomänner tragen um die Hüften mehrfach herumgewundene Perlenschnüre (Abb. 16). Die Frauen bedecken ihre Schamgegend mit einem Schürzchen aus Fransen, die an einer um die Lenden gewickelten Schnur in Handbreite angeknüpft sind. Viele tragen überdies eine Tierhautschürze um die Schulter. Johnston[1]) berichtet von den Turkana, daß die Mädchen nur ein Schamschürzchen, die verheirateten Frauen aber eine Lederschürze tragen. Wir haben aber auch bei vielen verheirateten Karamodschofrauen nur ganz kleine Schamschürzchen bemerkt. Es mag aber sein, daß die Lederschürzen nur von den verheirateten Frauen getragen werden dürfen.

Die Karamodscho tragen einen sehr langen, scharfen Speer und einen verhältnismäßig kleinen Schild. Mit Bogen und Pfeil haben wir sie nie begegnet.

Eigenartig ist der Tanz der Karamodscho. Kmunke[2]) beschreibt einen Tanz im Dorfe des Häuptlings Gjotum in folgender Weise: „Am Nachmittag veranstaltete der Häuptling uns zu Ehren einen Eingeborenentanz, an dem sich auch die Weiber mit ihren auf den Rücken gebundenen Kindern lebhaft beteiligten. Die Musikbegleitung war, so wie in Mbale, eintöniger Gesang und Händeklatschen. Der Tanz bestand darin, daß sich die Eingeborenen in 5—6 Reihen aufstellten und jeder Zweite so hoch wie möglich sprang, indem sie sich mit gestreckten Beinen alle gleichzeitig vom Boden abstießen. Die auf den Rücken der Weiber gebundenen Kinder wurden dabei recht unsanft hin- und hergerüttelt, was aber deren Trägerinnen nicht hinderte, es in den Sprüngen den Männern gleichzutun." Dieser Tanz ist offenbar mit dem von Johnston[3]) beschriebenen Tanz der Suk identisch. Das Charakteristische dieses Tanzes sind die vertikalen Sprünge in steifer Haltung, die Johnston in mehreren Abbildungen zeigt.

Die Erforschung des Zusammenhanges der Karamodscho, Teso, Turkana, Suk und deren Nachbarvölker wäre meines Erachtens eines der interessantesten anthropo-

[1]) l. c. S. 846.
[2]) R. Kmunke, Quer durch Uganda, S. 81.
[3]) l. c. S. 881.

logischen Probleme, die das wundervolle Land Uganda in so großer Menge birgt. Diese Erforschung müßte aber möglichst bald durchgeführt werden, denn es vollziehen sich ununterbrochen beträchtliche Verschiebungen und Vermischungen dieser primitiven Volksstämme, die überdies durch die Einflüsse der vorrückenden Europäer an Originalität viel verlieren.

VIII. Naquá.

Zwei Tagesmärsche nordöstlich von Aketta liegt Naquá. Der Weg dorthin führt zunächst durch zirka 2 *m* hohes Elefantengras, das infolge der sich häufig wiederholenden Steppenbrände großenteils verkohlt war, so daß beim Durchmarsch unsere Kleider geschwärzt wurden. Zwischen Aketta und Naquá gibt es bloß zwei Wasserplätze, zwei große Tümpel mit schmutzig-grünem Wasser und dichtem Schilf. Das ist der Überrest des auf der englischen Generalstabskarte eingezeichneten „Kirkpatrick-Sees". Unsere Träger fingen in diesen beiden Tümpeln wohlschmeckende Fische. Der Wildreichtum dieser Gegend ist außerordentlich groß. Gazellen, Hartebeeste, Giraffen, Elefanten, Rhinozerosse, Warzenschweine und sogar einem Löwen begegneten wir, riesige Zebraherden kamen auf uns zu wie zahme Rinder, so daß es uns oft schwer fiel, auf diese Tiere einen Schuß abzugeben. Der Marsch vom Kirkpatrick-Sumpf bis Naquá dauerte von 5 Uhr früh bis gegen Abend. Es gab unterwegs kein Wasser und die Temperatur betrug 43° C. Unter diesen Umständen war der Marsch durch die schattenlose Steppe für unsere Träger erschöpfend. Dazu kamen einige aufregende Abenteuer. Zunächst rannten zwei Rhinozerosse gegen unsere Safari. Während Kmunke das eine erlegte, durchbrach das andere die Trägerreihe und riß die 8 Schensi aus Kaketta mit, die wir zur Verhinderung des Ausreißens durch Halsketten aneinander gefesselt hatten. Der in Fig. 14 abgebildete ältere Teso erlitt dadurch starke Rißquetschwunden am Kopf und im Gesicht. Ich vernähte und verband ihn und darüber war der brave Mann so gerührt, daß er nun freiwillig mit uns weiterzog. Einige Stunden später kamen wir in einen prachtvollen Wald am Südabhange des Naquágebirges und erfreuten uns nun des Schattens duftiger Borassus-Palmen. Plötzlich gab es wieder großen Lärm, wir hörten das Klirren der von den Trägern weggeworfenen Lasten und den Ruf: „Tembo!" (Elefanten). Mitten im Urwald, ohne Ausblick, war das beunruhigend, aber die Elefanten verschwanden seitwärts. Die ersten Träger kamen um $^1/_2$4, die letzten erst um 8 Uhr abends zu dem nächsten Wasserplatz von Naquá, einem Felsenloch mit Sickerwasser am unteren Ende einer steilen, etwa 80 *m* langen, glattgeschliffenen Steinplatte inmitten eines prachtvollen Urwaldes am Fuße felsiger Berge. Dieser Lagerplatz unter mächtigen Borassus-Palmen mit herrlich duftenden, aber ungenießbaren Früchten war wohl der schönste während der ganzen Expedition. Das Wasser aber war vom Unrat der wilden Tiere so stark verunreinigt, daß man daraus nur einen kotähnlichen Tee bereiten konnte. Das waren wir aber schon gewöhnt. Leider waren während des zehnstündigen Marsches mehrere Träger aus Durst und Erschöpfung liegen geblieben. Unsere braven Askari und einige der stärksten Träger gingen 1 bis $1^1/_2$ Stunden weit zurück, brachten den Leuten Wasser und nahmen ihnen ihre Lasten ab. Ein Träger ging zu diesem Zweck dreimal zurück. Ein erschöpft liegen gebliebener Träger mußte sogar selbst von vier Männern getragen werden. Bis hieher hatten wir weder einen Eingeborenen noch eine Hütte getroffen.

Der Häuptling von Naquá, Lengamoi Naremma (Lengamoi, der Held), ein großer, schlanker, etwa 26jähriger, sehr verschlagen aussehender Mann (der zweite

von links in Abb. 18), war uns, splitternackt und mit einem langen Speer bewaffnet, schon bis nach Kaketta entgegengekommen, aber nicht etwa aus Freude über die guten Weißen, sondern, wie wir sehr bald deutlich zu fühlen bekamen, aus purem Mißtrauen und um zu spionieren, ob wir seiner Freiheit nachtrachten wollten. Mein Freund Kmunke bemühte sich in jeder Weise, diesen gefährlichen und berüchtigten Mann für uns zu gewinnen, teils durch Geschenke, teils durch Einschüchterungsversuche, aber ohne Erfolg. Kmunke lud Lengamoi Naremma samt seinem Begleiter in Aketta in sein Zelt und bewirtete ihn dort mit Tee, Biskuit, Fleisch und Zigaretten. Mit unverhohlenem Mißtrauen kostete Lengamoi von jeder Speise ein wenig, trank aber schließlich nur den Tee, offenbar weil dieser ihm und uns aus der gleichen Kanne eingeschenkt worden war. Auch die Zigarette legte er nach dem ersten Zug wieder weg. Abends überraschte ihn Kmunke mit einem Feuerwerk (wir hatten verschiedene Feuerwerke von Wien in großer Menge mitgenommen). Gleich als die erste Rakete krachte, war Lengamoi verschwunden. Erst am nächsten Tag wurde er wieder sichtbar. Von Kmunke mit allen möglichen Tauschartikeln reich beschenkt, erklärte er sich bereit, uns nach Naquá zu führen. Für alle Fälle hatten wir auch noch den Karamodscho Adubungomoi aus Gjotums als ortskundigen Kenner der Wasserplätze mit uns. So zogen wir also unter Führung Lengamois nach Naquá. Nachdem wir drei Tage später dort unser Lager aufgeschlagen hatten, ersuchten wir Lengamoi, uns am nächsten Tag in seine Dörfer zu führen. Das lehnte er aber mit der Begründung ab, daß diese von unserem Lager zu weit entfernt seien. Er vermutete offenbar, daß wir in feindlicher Absicht nur die Lage der Dörfer und die Zugänge zu denselben in diesem wilden Bergland ausforschen wollten.

Als unsere Träger schon schliefen und auch wir Weiße ermüdet zu Bett gehen wollten, bemerkte ich, daß auf den unseren Lagerplatz einschließenden Bergeshöhen ringsum viele kleine Lichter auftauchten und sich uns näherten. Es waren glimmende Holzstücke, die als Laternen dienten. Lengamoi weilte aber noch in unserem Lager und schlief irgendwo bei den Trägern. Es war daher ein Überfall kaum zu erwarten. Eine Rekognoszierung in Begleitung unseres sudanesischen Sergeanten ergab, daß die argwöhnischen Naquá, von denen vorher kein einziger sichtbar gewesen war, unser Lager eingekreist hatten. Offenbar hatte uns ihr schlauer Häuptling schon auf einen für diesen Zweck günstigen Lagerplatz geführt. Die Naquá begnügten sich aber mit der Bereitschaft. Lengamoi verließ uns am frühen Morgen und versprach, nachdem er uns das Betreten seiner Dörfer nicht erlaubt hatte, uns wenigstens eine Anzahl seiner Landsleute und einige Geräte am nächsten Tag in unser Lager zu bringen.

Am gleichen Tage bestieg ich nach ärztlicher Behandlung ziemlich vieler hauptsächlich fußmaroder Träger, zusammen mit meinem Boy Kilimandscharo, meinem Sais (Eseltreiber) Aveno und dem Mugeschu-Askari Polissi, einem ausgezeichneten Kletterer, den höchsten Gipfel des Naquá-Gebirges, den ich, wie bereits erwähnt, „Annaspitze“ nannte (zirka 2000 *m* hoch), ohne eine Spur von Bewohnern zu finden. Da ich den felsigen Gipfel leider erst nach Sonnenuntergang erreichte, so hatte ich auch nicht den angestrebten Überblick über das Land. Beim Abstieg wurde mein braver Dschaluo Aveno von einer Giftschlange in das Bein gebissen. Zum Glück hatte ich Gummischlauch, hypermangansaures Kali und Pravazsche Spritze bei mir, um ihn an Ort und Stelle nach Calmettescher Methode zu behandeln. Trotzdem bekam er am nächsten Tag hohes Fieber und konnte, auf einem Esel aufgebunden,

nur mit Mühe weitertransportiert und am Leben erhalten werden. Er hat mir meine ärztliche Fürsorge später dankbar vergolten.

Am nächsten Tag vormittags kam, seinem Versprechen gemäß, wirklich Lengamoi Naremma mit einigen Landsleuten, die wir photographierten. Es waren lauter kräftige, wild verwegene und recht ungemütliche Leute, die durch nichts zu bewegen waren, von ihrem grenzenlosen Mißtrauen abzustehen.

Die Gesichtszüge der Naquá sind anscheinend infolge „mediterraner" Erbanlagen deutlich verschieden von denen der Teso und auch der Karamodscho. Die Naquá sind weniger untersetzt und auch durchschnittlich nicht so groß und, soviel ich aus der Erinnerung ermessen kann, etwas heller als die Karamodscho und Teso. Die Naquá tragen wenig Schmuck, einige einen kleinen Unterlippenpflock oder einen Eisenring um den Hals und um die Fußgelenke.

Die Sprache der Naquá ist wahrscheinlich die Karamodschosprache oder mindestens ihr sehr ähnlich.[1])

Beschneidung üben die Naquá nicht aus.

Alle erwachsenen Männer, die in unser Lager kamen, hatten dieselben zirkulären Tätowierungen auf den Armen und Schultern wie die Karamodscho. Offenbar waren sie alle schon im Kampf erfolgreich gewesen. Auch die Haartracht der Naquá gleicht der der Karamodscho. Es finden sich, wie auch Abb. 18 zeigt, dieselben drei Typen der Frisur wie auch bei den Karamodscho, nämlich der Haarschild (Abb. 18, rechts), die Straußenfeder am Scheitel (die mittleren) und die cerevisartige Frisur (ganz links). Auffallend lang sind ihre Speere. Ihre graziösen schmalen Schilde aus gelblichem, durchscheinendem Giraffenleder sind im ersten Teil (auf Tafel V, 13 und 14), ein Beispiel ihrer scharfkantigen Schlagringe auf Tafel III (links 28) abgebildet. Die Naquá waren uns gegenüber außerordentlich scheu. Sie bemühten sich, ihre Geräte so rasch und so vorteilhaft als möglich gegen dicken Eisendraht einzutauschen, um rasch wieder fortlaufen zu können. Alle anderen Tauschartikel lehnten sie ab. Man kann also diesen ganz wilden Naquáleuten einen gewissen gesunden Hausverstand bei der Beurteilung des Wertes unserer „Kulturprodukte" nicht absprechen. Sie nahmen eben nur das Rohmaterial zwecks eigener Bearbeitung. Dann drängten sie ihren Häuptling ungestüm zu eiligem Abmarsch. Dieser schlaue Mann ließ sich aber vorher von Kmunke noch ein schriftliches Leumundszeugnis ausstellen und überließ uns dann einen seiner Leute namens Amaké als Wegweiser nach Tobúr. Amaké ging natürlich auch nicht aus Freundschaft mit uns, sondern nur, um unsere Bewegungen zu beobachten und, falls ihm etwas verdächtig erschiene, es sofort seinen Landsleuten zu melden. Das mußte mein Freund Kmunke bald unangenehm erfahren. Wie sehr die Naquá bei ihren Nachbarn, sogar bei den kriegerischen Karamodscho gefürchtet sind, zeigte sich auch daran, daß sich in diesem Gebiet keiner unserer Träger, nicht einmal unser Karamodscho Adubungomoi, allein vom Lager oder von der Safari zu entfernen traute. Als letzterer im Auftrag Kmunkes nach Wild suchen sollte, mußte man ihm zwei Askari mitgeben. So herrlich auch die Gegend war, so mußten wir uns doch schon am 1. Februar, nach bloß dreitägigem Aufenthalt in diesem wildesten Teile Ugandas, zum Abmarsche entschließen, weil uns ja die Naquá kein Mehl für unsere 250 Träger gegeben und sich Zwangsmaßregeln kaum gefallen lassen hätten.

Auch nach uns hat, soweit ich bis heute in Erfahrung bringen konnte, noch

[1]) Meine Mitteilung im ersten Teil, S. 206, daß die Tobúr und Naquá zu den Karamodscho gehören, ist dahin zu ergänzen, daß sie auch Karamodscho sprechen.

niemand den geheimnisvollen Schleier, der über Naquá liegt, gelüftet. Leeke hat, soweit aus seiner Karte hervorgeht, längs des Nordabhanges des Tobúr- und Naquágebirges an vier Plätzen kampiert. Auf seiner Karte ist, etwa nördlich von der höchsten Erhebung Naquás, der „Annaspitze", eine Niederlassung namens Ogwama eingezeichnet. Dort endet der Abstecher Leekes nach Naquá, und zwar ergibt sich aus seiner Karte, daß die Expedition den gleichen Weg gegen Westen zurückgegangen ist, den sie gekommen war. Leeke zog also am nördlichen, wir am südlichen Abhang des Naquágebirges. Die sehr spärlichen Mitteilungen Leekes über Naquá lauten:[1])

„Die Nakwai (oder eigentlich Lakwa) leben in der östlichen Ecke des Gebirges und erwecken den Anschein, daß sie sich so ziemlich dem Karamodschotypus nähern, obwohl sie sich mit den Tobúr frei verheiraten und vermischen. Es ist möglich,

Abb. 18. Naquá (der zweite von links ist der Häuptling von Naquá, Lengamoi Naremma).

daß sie die Überreste der früheren Bewohner der Bakora-Ebene sind, welche von den Karamodscho überwältigt wurden, als diese vom Norden herunterströmten. Sie machen selbst keine Eisenarbeiten, aber sie sind die Zwischenhändler für die Tobúr beim Verkauf ihrer Speere an die Karamodscho."

L. Sells kam, als Medical-Officer von Atscholi, auf der Suche nach Tsetse-Fliegen 1915 bis auf etwa sechs Meilen in die Nähe von Naquá. Die Eingeborenen waren aber so unzuverlässig, daß Dr. Sells, von den Atscholi gewarnt, lieber westwärts zog.

Eigenartig ist, daß sich, wie v. Höhnel[2]) angibt, auch am Nordende des Rudolf-Sees eine Berggruppe befindet, die Nakuá heißt.

Auch in Naquá wäre noch so manche anthropologische und ethnologische Doktorarbeit zu machen, ehe dieses ursprüngliche und freiheitsliebende Volk zum Aufgeben seiner Eigenart gezwungen sein wird. Wenn Johnston die Baganda die „Japaner Ugandas" genannt hat, so möchte ich das kühne und verschlagene Bergvolk von Naquá die „Albanesen Ugandas" nennen.

[1]) R. H. Leeke, The Geographical Journal, Bd. 49, 1917, S. 201.

[2]) L. Höhnel, Zum Rudolf-See und Stefanie-See. Hölder, Wien 1892. S. 646.

IX. Tobúr.

Das kleine Land Tobúr ist ein landschaftlich reizvolles Waldgebirge, dessen Berge sich nach R. Kmunkes Messungen bis zu 1931 *m* erheben, und zwar etwas weniger steil als die Berge von Naquá mit ihren Felsenspitzen. Die Täler und die unmittelbare Umgebung von Tobúr sind Buschland mit vereinzelten Bäumen und hohem Elefantengras. Das Land ist trotz seines verhältnismäßig sehr reichen Baumbestandes wasserarm. Der Boden ist außerordentlich eisenreich.

In vier Tagen, zwischen 1. und 4. Februar 1912, haben wir Tobúr, allerdings unfreiwillig, kreuz und quer durchwandert. Unsere Safari wurde nämlich beim Abmarsch aus Naquá in drei Teile versprengt. Kmunke eilte am 1. Februar morgens mit dem ortskundigen Führer Amaké und einigen Trägerboys, ohne nach seiner Safari umzusehen, auf seinem Tragtier voraus, so daß wir ihn in diesem Wald- und Steppenland mit 2 *m* hohem Grasbestand nach einer halben Stunde aus den Augen verloren. Wir zogen den südlichen Abhang des Tobúrgebirges entlang nach Westen bis zum nächsten Taleinschnitt und dann in diesem gegen Norden, Kmunke aber zog, richtig geführt, weiter westlich bis zum zweiten Taleinschnitt und in diesem nördlich bis zu einem Wasserplatz in der Nähe des Tobúrdorfes Akúr. Dort erst bemerkte er, nach einem vielstündigen Marsch, daß er seine Safari verloren hatte. Wir waren unterdessen in das Tobúrdorf Morlim gekommen und fanden dort eine überaus interessante autochthone Eisenindustrie vor. Die Tobúr sind nämlich die besten Schmiede dieses Landes. In Morlim gibt es aber kein Wasser; dieses müssen die Eingeborenen $1^1/_2$ Stunden weit vom einem Bergrücken herunterholen, der ziemlich steil und hoch zwischen Akúr und Morlim emporragt und die beiden Täler voneinander trennt. Während ich mit meinem Boy Kilimandscharo diesen Höhenrücken bestieg, um einerseits nach meinem Freund Kmunke, anderseits nach Wasser zu suchen, zog die Safari, vom Durst ihrer klaren Überlegung beraubt, unter Führung der beiden anderen Weißen und zweier Eingeborener, mit denen sich niemand recht verständigen konnte und die sich sehr bald in die Büsche drückten, vier Stunden weit nach Norden bis an die Grenze von Dschiwe, wo sie bei einem Wasserplatz erschöpft liegen blieb. Ich fand nach meiner Rückkehr vom Berg, auf dem ich gutes Wasser gefunden hatte, nur mehr einen Askari in Morlim vor, der mir Mitteilung von dem Abzug der Safari machte. Ich war daher mit Kilimandscharo und dem Askari ohne Lebensmittel, Zelt und Waffen allein. Zum Glück konnte sich Kilimandscharo mit einigen Eingeborenen, die Kamdschuru, die Sprache der benachbarten Atscholi, verstanden, in seiner Muttersprache Dschaluo verständigen, da diese, als Nilsprache, mit dem Kamdschuru nahe verwandt ist. Trotzdem gaben uns aber die Eingeborenen nichts zu essen. Wir sahen uns daher diesmal aus Hunger zur Selbsthilfe gezwungen. Mein tapferer Boy Kilimandscharo bat in einem einzelnen Gehöft um Lebensmittel und als ihm diese wieder verweigert wurden, schlug er mit einer langen Rhinozeroshautpeitsche (sie ist auf Tafel I, 28 abgebildet) auf die Leute los und holte für uns Eier und Hühner. Nach einer Stunde Weges gelang es uns, einen Eingeborenen als Führer zu gewinnen und zwei andere unserer Safari nachzusenden mit dem Auftrage, sofort nach Morlim zurückzukommen. Bald darauf holte mich ein Bote Kmunkes ein, durch den ich dessen Aufenthalt erfuhr. Ich kehrte nun mit Kilimandscharo und dem Askari nach Morlim zurück. Bis dorthin war aber der Weg weit. Gegen 10 Uhr nachts trat uns plötzlich zirka ein Dutzend bewaffneter Eingeborener entgegen und nahm trotz meines freundlichen Grußes eine so feindselige Haltung ein, daß mein Askari sein Gewehr anlegte und ich meinen

Revolver zog. In diesem kritischen Moment, der sicherlich die Folge eines Mißverständnisses der Eingeborenen war, sprang mein Boy Kilimandscharo vor und rief den Leuten etwas zu. Diese ließen zu meinem Staunen darauf eiligst ihre Speere verschwinden und blieben scheu im Gebüsch stehen. Kilimandscharo klärte mich nachher darüber auf und sagte, er habe den Eingeborenen zugerufen, ich sei ein weißer Zauberdoktor, sie sollten rasch ihre Speere weglegen. Ich erwähne dieses kleine Abenteuer, weil es einerseits für die Geistesgegenwart und Tapferkeit meines Dschaluo, anderseits für die große Suggestibilität der Neger bezeichnend ist. Ich versuchte, mit unseren früheren Gegnern sofort Freundschaft zu schließen, und ließ sie durch Kilimandscharo ersuchen, ihre Waffen wieder an sich zu nehmen. Dazu waren sie aber durchaus nicht zu bewegen. Sie führten uns dann in die Nähe von Morlim und wiesen mich an, unter einem großen Baum zu warten. In Morlim selbst war alles Volk auf (es war Mitternacht) und viele hundert Männer standen dort kampfbereit in Waffen. Bald nach Mitternacht kamen viele Kranke und alte Leute aus dem Dorfe zu mir, einige wurden sogar hergetragen. Die sollte ich alle rasch gesund machen. Während ich unter unserem Baum beim Schein von glimmenden Holzstücken eine nächtliche Ambulanz abhielt, brachten uns die Eingeborenen aus dem Dorfe in allerdings sehr schmutzigen Gefäßen als ärztliches Honorar Wasser und Eier. Kilimandscharo kochte die Eier und briet ein geraubtes Huhn am Spieß. Er war sichtlich sehr stolz auf die große Rolle, die er nun spielte, und sorgte für mich mit größtem Eifer.

Nach Mitternacht kam unsere Eselkarawane (30 Tragesel mit ihren Treibern) mit den Konservenkisten, um 4 Uhr morgens vier Dschaluoträger nach Morlim zurück. Sie brachten mir mein Zelt, mein Tragtier und mein Gewehr. Diese vier Leute waren, als meine Sendboten um 10 Uhr nachts unsere an der Grenze von Dschiwe lagernde Karawane erreichten, sofort mit ihren Lasten aufgebrochen und langten um 4 Uhr morgens in Morlim an. Diese vier Dschaluo hatten seit 36 Stunden nichts gegessen und außerordentlich unter Durst gelitten. Sie hatten ihre schweren Lasten am Vortag von 6 Uhr morgens bis um $^1/_2$8 Uhr abends mit geringen Pausen getragen und waren dann nach zweistündiger Rast wieder 6 Stunden lang gegangen. Diese Leistungen sind für die Tüchtigkeit und Treue unserer Dschaluo bezeichnend.

Erst um 1 Uhr mittags kam die übrige Safari nach Morlim zurück. Ich führte sie zum Wasserplatz auf dem Bergrücken. Dort kampierten wir und am nächsten Morgen zogen wir nach Akúr. Mein Freund Kmunke hatte unterdessen dort Gelegenheit, sich abermals von der Verschlagenheit der Naquá zu überzeugen. Sein Naquáführer Amaké war nämlich, als er bemerkte, daß die Karawane nicht nach Akúr nachkam, verschwunden, offenbar um seinen Landsleuten diese Nachricht zu senden; später kam er nach Akúr zurück, wurde mit dem hilflosen Kmunke unbändig frech und hetzte die Tobúrleute gegen ihn auf.

In Akúr blieben wir noch zwei Tage, die wir zum Studium dieses interessanten Stammes verwendeten.

Die Tobúr (Abb. 19) zeigen in ihren Gesichtszügen und in ihrer Tracht Ähnlichkeit mit den Karamodscho, aber in geringerem Ausmaß als die Naquá, von denen sie sich auch sonst deutlich unterscheiden. Sie sind im Durchschnitt kleiner und schlanker als die Naquá und machen einen weit weniger kriegerischen Eindruck. Ich halte die Tobúr für Mischlinge von Karamodscho und Kamdschuru. Die Männer gehen ganz nackt herum. Beschneidung üben sie nicht aus. Die meisten

Tobúr sind gar nicht tätowiert. Einige sind nach Art der Karamodscho an den Armen und Schultern mit zirkulären Narben (wie die vierte Person von rechts auf Abb. 19) oder mit geraden, quer über den Bauch verlaufenden Narben tätowiert (wie die zweite Person von rechts in Abb. 19). Eine besondere Haartracht habe ich bei den Tobúr nicht beobachtet.

Abb. 19. Tobúr-Leute, aufgenommen in Moilim

Einige Schmucksachen der Tobúr aus meiner Sammlung sind im ersten Teil beschrieben und auf Tafel III abgebildet. Manche Männer tragen Haarhauben mit einem einreihigen Kaurimuschelbesatz. Männer und Frauen tragen Unterlippenpflöcke aus Holz oder Glas. Die Ohren schmücken sie mit Ohrringen oder Stachelschweinstacheln. Ihre eisernen Halsringe sind auffallend oft mit mehreren Talismanen

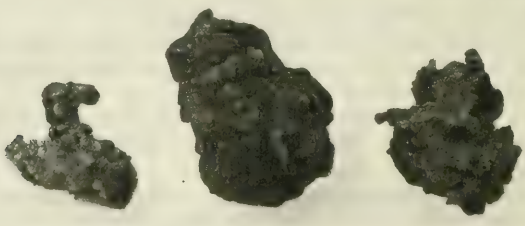


Abb. 20. Schlacken aus einer Schmelzhütte in Tobúr.

behängt. Eisenringe tragen sie auch an Armen und Füßen, mancher statt dessen auch Elfenbeinringe (z. B. der Häuptling in Abb. 19, der überdies zum Zeichen seiner Würde einen braunen Fez trägt und zum Unterschied von den übrigen sitzt). An die von mir beschriebenen „Burschenbänder" der Teso erinnern Kettchen, welche über die rechte Schulter und unter der linken Achsel herumlaufen (wie bei der zweiten Person von rechts in Abb. 19). Viele Männer tragen um die Lenden eine einreihige Kaurimuschelschnur oder eine 2—3 mal um den Leib gewundene einfache Lederschnur. Als Fußbekleidung tragen die meisten Männer Sandalen.

Die Frauen sind viel reicher geschmückt als die Männer. Um den Hals tragen sie meist einige Eisenringe, Perl- oder Kaurimuscheln mit verschiedenen Talismanen. Als Schambedeckung dient, ähnlich wie bei den Teso, ein Lendengürtel mit einem schmalen Schamschürzchen (wie bei dem ersten Weib rechts in Abb. 19) oder ein Lendengürtel aus Blechhülsen, die in mehreren Reihen um die Hüften gelegt und mit einem winzigen, ebenfalls aus solchen Blechhülsen bestehenden Schamschürzchen versehen sind. Außerdem tragen die älteren Frauen meist einen über die rechte Schulter geknüpften Lederschurz wie die Karamodscho-Frauen.

Die Tobúr führen sehr lange Speere eigener Erzeugung.

Medizinisch bemerkenswert ist das häufige Vorkommen rundlicher, harter, unter der Haut verschiebbarer Geschwülste an den Knieen und Hüften der Tobúr. Die Tobúr behaupten, das komme von Syphilis.

Tätowierung wird nicht nur aus kosmetischen, sondern auch aus therapeutischen Gründen vorgenommen. Ein etwa 26jähriger Tobúr, namens Ujo, der an Brustschmerzen litt, wünschte, von mir zu Heilzwecken tätowiert zu werden.

Einige Auskünfte über Sitten und Gebräuche der Tobúr erhielt ich von einem 55- bis 60jährigen Tobúr, namens Oquáng, einem großen, starken, grauhaarigen, gleich seinen übrigen Landsleuten ganz nackten Mann, der noch alle Zähne, aber starke Arteriosklerose hatte. Er hatte in seinem ganzen Leben acht Frauen, bis auf zwei sind davon schon alle gestorben. Von seinen fünf Kindern lebt auch nur mehr eines, die anderen sind alle an verschiedenen Krankheiten im Kindesalter gestorben.

Oquáng erzählte unter anderem folgendes: Die alten Leute bleiben im Haus, werden von den Jungen ernährt. Die Toten werden weit weggetragen und niedergelegt. Es gibt in Tobúr mehr Frauen als Männer. Manche Männer haben hier sechs Frauen, andere aber nur zwei. Ehebruch bestraft der Tobúr mit dem Tode des Weibes. Geschlechtsverkehr wird in Tobúr schon von den Knaben geübt (dies bestätigten mir mehrere Leute). Der alte Oquáng wollte von mir eine Medizin zur Hebung seiner Potenz. Er wünschte sich von mir auch eine Decke, um damit in den kalten Nächten sich und sein Weib zudecken zu können.

Am Westabhange des Tobúrgebirges fanden wir in der Buschsteppe eine Menge Elefantenfallen; das sind mit Gras bedeckte Gruben, auf deren Grund spitze Pfähle eingerammt werden. Die Eingeborenen legen in der Nähe einer Elefantenherde, auf die sie Jagd machen wollen, Feuer, welches im Augenblick die ganze Steppe ergreift und die Tiere in die bespickten Gruben treibt. Dort werden sie dann mit Speeren getötet.

Die Schmelz- und Schmiedekunst der Tobúr. (Abb. 20.) In den Tobúrbergen trafen wir viele Schmelz- und Schmiedehütten. Kmunke und ich suchten von Akúr aus solche Hütten auf. Durch eine niedere Öffnung krochen wir in eine solche grasgedeckte Hütte und durften dort den Schmieden bei ihrer Arbeit zusehen. Kmunke[1]) gibt davon folgende Beschreibung: „In der Mitte der Hütte steht ein Lehmklotz, auf dem das aus der Schmelzhütte gewonnene Eisenmaterial glühend gemacht wird. Der Klotz hat eine muldenförmige Vertiefung, von der nach abwärts ein schmaler Kanal führt, durch den die aus Tierfellen hergestellte Blasbalganlage zur Feuerung einmündet. Das Erz wird mit glühenden Kohlen in die Vertiefung gelegt und dem Feuer durch den Blasbalg so viel Sauerstoff zugeführt, bis das Eisen rotglühend ist. Dann legt ein Eingeborener das glühende Eisen mit einer eigens geformten Zange auf einen nahestehenden großen Stein und ein zweiter

[1]) Kmunke, Quer durch Uganda, S. 111.

gibt nun durch Schläge mit einem kleineren Stein der glühenden Masse die gewünschte Form des Steines, Messers oder sonstigen Gebrauchsartikels. Gleichzeitig drückt er in das weiche Eisen mit einem Holzstock Rippen und alle möglichen Verzierungen ein. Die Leute arbeiten bei diesen primitiven Einrichtungen mit bewunderungswerter Geschicklichkeit und sind in ihrer Art ganz vorzügliche Schmiede. Auch die Schmelzhütte, die den Hochofen zu ersetzen hat, ist eine ganz gewöhnliche, mit Steppengras bedeckte Hütte. In ihrer Mitte erhebt sich ein Lehmklotz von über 1 *m* Höhe, in dem eine 60 *cm* breite und 30 *cm* tiefe Schmelzgrube ist, von der schräg ein Kanal für die Schlacke abfällt. Das Eisen wird in der Art gewonnen, daß die Schmelzgrube mit Schichten glühend gemachter Holzkohle und erbsengroßen Stücken zerschlagenen Eisenerzes gefüllt und die zum Schmelzen nötige Temperatur durch ein primitives Gebläse erzeugt wird, mit dem ein durch den schrägen Ablaufkanal führendes Lehmrohr in Verbindung steht."

Über den Ursprung dieser Eisenindustrie konnte ich von den Tobúr nichts erfahren. Sie ist jedenfalls uralt. Luschan[1]) behauptet sogar, daß die Urheimat der Eisenindustrie in Afrika zu suchen sei. Auch die Banyoro haben eine alte Eisenindustrie, welche Roscoe[2]) beschreibt. Johnston gedenkt der Eisenkunst der Másai, Elgunoni und Kavirondo.

In der vor unserer Expedition erschienenen Literatur konnte ich keine Angaben über die Bewohner von Tobúr finden. Auch bis heute scheint darüber nur folgende kurze Mitteilung von Leeke[3]) publiziert zu sein:

„Die Tabúr scheinen eine Kreuzung zwischen Jive und Acholi zu sein. Sie reden die Sprache der ersteren und tragen ihr Haar nach der gleichen Façon, während ihre Dörfer im Bau ähnlich jenen der letzteren sind. Diese Leute sind die ersten Speermacher und Eisenarbeiter des Landes; sie machen Speere für den größeren Teil der Acholi und für die Jive, Karamodscho, Turkana und einen Teil der Suk. Die Berge enthalten Eisenerze im Überfluß und sie ziehen die schrecklichsten und beunruhigendsten Gewitter an."

Was die Sprache der Tobúr anbelangt, so ist diese, soweit ich dies von unseren Dolmetschen erfahren konnte, Karamodscho. Indessen weiß ich aus dem Verkehr meines Dschaluoboys mit den Tobúrleuten, daß letztere auch ganz bestimmt Kamdschuru verstehen. Das ist auch selbstverständlich, da die Tobúr in fortwährendem Verkehr mit den Atscholi stehen. In Akúr haben uns z. B. die Häuptlinge der Kamdschurubezirke Lira, Odong und Adelang ihren Besuch abgestattet.

Die von Kapitän Leeke hergestellte Karte (1:750.000) enthält im Gebiet von Naquá und Tobúr die Bezeichnung von vier Lagerplätzen seiner Expedition. Einer davon heißt „Muralem". Seine Lage stimmt vollkommen überein mit dem des von uns im Februar 1912 besuchten Morlim. Ein anderer Lagerplatz Leekes heißt „Ower" und liegt nördlich von Akúr, daß sich auf Leekes Karte nicht findet.

X. Kamdschuru (Atscholi).

Kamdschuru oder Atscholi ist der Name für Land und Leute westlich von Tobúr bis an den Nil, nördlich und südlich vom Assuafluß, der nach seinem Ursprung aus dem Kirkpatrick-Sumpf durch ein steppenähnliches Buschland nach Nordwesten fließt und nördlich von Nimule in den Nil mündet. Gegen Nordosten zu

[1]) F. Luschan, Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien, 48 Bd., 1918, S. 30.
[2]) Roscoe, The Northern Bantu, S. 74.
[3]) Leeke, l. c.

verläuft die Grenze des Atscholigebietes näherungsweise parallel zu der von unserer Expedition eingeschlagenen Route (s. die dem ersten Teil beigefügte Karte), in nicht allzu großer Entfernung von dieser. Dort grenzen die Atscholi an verschiedene andere Volksstämme der einstigen Nilprovinz. Im Westen bildet etwa der Atappifluß die Grenze zwischen den Atscholi und Bari, die nördlich vom Atappi wohnen. Bei Nimule reicht das Gebiet der Madi etwas über den Nil nach Osten hinaus. Gegen Süden reicht Atscholi in seinem westlichen Teil bis an den Viktoria-Nil. Im östlichen Teil bildet aber der Assua die Südgrenze vom Atscholi gegen Umiro.

Zur Zeit unserer Expedition stand nur der westliche Teil von Atscholi unter englischer Verwaltung als ein Teil der Nilprovinz; der Sitz des Provinzkommissärs der Nilprovinz war Gondokoro, der Sitz des Distriktkommissärs von Atscholi war Nimule. Später wurde, wie bereits erwähnt, eine neue Einteilung des Verwaltungsgebietes vorgenommen; das Land am Nil von Nimule bis Gondokoro, also das Gebiet der Madi und Bari, kam unter die Verwaltung des Sudans, Atscholi wurde in zwei Distrikte geteilt: Nord-Atscholi nördlich vom Assuafluß mit dem Hauptort Kitgum und Süd-Atscholi südlich von Assua mit dem Hauptort Gulu. Beide Distrikte gehören derzeit zur Nordprovinz von Uganda, deren Hauptort Masindi ist.

Kamdschuru ist eine überwiegend mit Dornbusch, Flötenakazien und hohem Gras bedeckte Hochebene, deren öde Eintönigkeit hin und wieder von ein paar Felsen und einigen Schirmakazien unterbrochen wird. Wenn man von Tobúr nach Westen wandert, so tritt das schöne Bergland bald gegen Norden zurück. Im Nordwesten von Tobúr steigen aus der Hochebene die Bergkette des Nagapono, der Zahn Padongo, die Berge Parabongo, Fatschér und Uál empor. Weiter westlich ist Atscholi eine monotone Steppe. Erst in der Landschaft Falabek bringen vereinzelte Felsen etwas Abwechslung herein. Diese gehören zu einer Hügelkette, die in einem nach Osten zu konkaven Bogen vom Oberlauf des Atappi nach Südwesten über den Assua bis an den Bahr el Jebel zieht. Mehrere kleine Flüsse ziehen von Osten nach Westen, bzw. Südwesten, durch Kamdschuru in den Assua; sie sind aber im größten Teil des Jahres ausgetrocknet, so daß man außerhalb der Regenzeit meist nach Wasser graben muß oder nur auf elende Pfützen angewiesen ist, die von wilden Tieren und Eingeborenen in gleicher Weise verunreinigt werden. Der größte unter den Nebenflüssen des Assua ist der Atappi, der sich erst kurz vor der Mündung des Assua in den Nil mit ersterem vereinigt. Das Land ist gleichwohl nicht unfruchtbar und seine Bewohner treiben ziemlich viel Ackerbau und Viehzucht. Trotzdem sind die Kamdschuru im ganzen ein ärmliches Volk, besonders in der Nähe des Nils. Dies prägt sich nicht nur in der Kultivation, sondern auch am Typus der Leute selbst und ihrer Wohnstätten aus.

Kamdschuru ist ziemlich wildreich, besonders am Atappi, wo sich mächtige Elefanten- und Büffelherden finden. Großen und kleinen Gazellenarten begegnet man überall. Das Land wird häufig von außerordentlich heftigen Gewittern und Stürmen heimgesucht. Buschfeuer von ungeheurer Ausdehnung sind, wie in ganz Uganda, an der Tagesordnung und werden außer von Blitzschlägen wohl meist von den Eingeborenen selbst verursacht. Sie sind die Hauptursache, daß es in diesem Lande so wenig Bäume gibt.

Das Klima von Kamdschuru ist gesund. Bei Tag herrscht zwar große Hitze, wir hatten häufig Temperaturen von 44° C im Schatten; aber die Nächte sind angenehm kühl. Außer am Nil wurden wir nirgends von Mücken belästigt. Malaria

scheint mit Ausnahme des Nilgebietes selten vorzukommen. Sandflöhe (Jiggers) haben wir in Kamdschuru nirgends vorgefunden. Schlafkrankheit gibt es dort ebenfalls nicht, indessen ist die Syphilis sehr stark über das ganze Land verbreitet. Außerdem leidet die Bevölkerung häufig an Rheumatismus und Bronchitis. Sehr häufig kommen auch eigentümliche, harte Knoten unter der Haut der Hüft- und Kniegelenke vor, deren Ätiologie ich nicht ergründen konnte.

Die Atscholi oder Kamdschuru gehören bekanntlich zu den Nilnegern. Sie heißen nach der Angabe anderer Reisender auch Schuli, Gani oder Gang. Wir haben letztere Namen auf unserer Expedition nie gehört. Die Kamdschuru sind ein Zweig der Schilluk, ihre Sprache ist ein Dialekt der Schilluksprache. „Atscholi" oder „Schuli" soll mit dem Wort „Schilluk" sprachlich identisch sein. Die Schilluksprache gehört zu den Nilsprachen. Diese teilt D. Westermann[1]) in zwei Unterabteilungen:

1. Die niloto-sudanische Gruppe,
2. Die niloto-hamitische Gruppe.

Zur niloto-sudanischen Gruppe gehören:

a) Schilluk mit seinen Dialekten („Middle-Nilotic"-Gruppe),
b) Dinka („Low-Nilotic"-Gruppe),
c) Madi („High-Nilotic"-Gruppe).

Die niloto-hamitische Gruppe kann nach B. Struck[2]) in die Untergruppen Bari-Másai und Nandi-Tatoga geteilt werden.

Zur Bari-Másai-Untergruppe gehören nach B. Struck: Másai, Ngishu, Elgumi, Teso, Suk, Karamodscho, Turkana und Bari.

Das Dschaluo ist ein Schilluk-Dialekt und die Dschaluo selbst ein Zweig der Atscholi. Dies kam mir insofern sehr zugute, als mein Boy Kilimandscharo als Dschaluo in Kamdschuru ein vortrefflicher Dolmetsch war.

Über die Atscholi ist schon ziemlich viel geschrieben worden. Schon die ersten Forschungsreisenden, welche längs des Nils vordrangen, kamen mit ihnen in Berührung. Diese Bekanntschaft erstreckte sich aber nur auf die in der Nähe des Nils gelegenen Gebiete, etwa bis zur Landschaft Falabek. Der weiter östlich davon gelegene Teil Kamdschurus ist, so viel ich in Erfahrung bringen konnte, bis zur Zeit unserer Expedition noch nicht beschrieben und sicher auch noch nicht erforscht worden. Der an Tobúr grenzende Teil von Atscholi ist, soviel wir an Ort und Stelle in Erfahrung bringen konnten, vor uns überhaupt noch nicht von Europäern besucht worden. Auch weiter westlich, bis gegen Falabek, trafen wir nur wenige Eingeborene, die schon einen Europäer gesehen hatten. Auch heutzutage kann dieses Land wohl noch lange nicht als erforscht gelten. Auch Leeke, der 1912 bis 1914 militärische Strafexpeditionen in Kamdschuru machte, bezeichnet einige Teile dieses Landes, in welche seiner Meinung nach noch nie ein Weißer gekommen ist. Vom Distriktkommissär Mr. Bains in Nimule erfuhren wir 1912, daß damals ununterbrochen militärische Expeditionen sowohl von Nimule, als auch vom Sudan aus in die Gegenden nördlich von Assua gesendet wurden, um die dortigen Volksstämme zu unterwerfen und vor allem dem gefährlichen abessinischen Gewehrschmuggel Einhalt zu tun. Mr. Bains hat uns viele interessante Einzelheiten aus diesen Kämpfen erzählt, die er zum Teil selbst mitgemacht hatte. Aus all dem geht hervor, daß auch

[1]) D. Westermann, The Shilluk People etc. Dietrich Reimer, Berlin 1912, S. L.

[2]) B. Struck, Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, 4, 1910. Zit. n. Westermann, l. c. S. 35.

dieses Land und seine Bevölkerung noch viele anthropologische Probleme bietet, deren Lösung infolge der nötigen gewaltsamen Eingriffe zur Herstellung der Ordnung in kurzer Frist wohl kaum mehr möglich sein wird. Das Volk ist, gleich den Madi und Bari, zweifellos im Niedergang begriffen. Die wenigen Mitteilungen der militärischen Expeditionen haben größtenteils nur militär-geographischen und nur einen sehr geringen anthropologischen Wert.

Bezüglich der geographischen Namen ist zu bemerken, daß in der Aussprache der Eingeborenen L mit R und im Anlaute auch P mit F häufig verwechselt wird. Man hört z. B. sowohl Falabek, wie Farabek, Fadjiko und Padjiko.

Unsere Safari von Tobúr nach Nimule. (5. bis 18. Februar 1912.)

Ádelang ist das erste Kamdschurudorf, das wir — sechs Stunden nach unserem Aufbruch von Akúr — erreichten. Unter großen Bäumen schlugen wir dort unsere Zelte auf. Der 55—60jährige Häuptling von Ádelang, Bonjamoi, der uns, wie schon erwähnt, nach Akúr entgegengekommen war, wurde mein spezieller Freund, weil er die Medizin sehr hoch schätzte, sehr gern und klug jegliche Auskunft über sein Land gab und auch von uns allerhand hören wollte. Er war zweifellos ein intelligenter Mann. Auch die übrigen Bewohner von Ádelang nahmen unsere Karawane freundlich auf und brachten, was sie hatten. Weniger willkommen waren wir aber den Bienen von Ádelang, die sich plötzlich über unsere Zelte stürzten und eine entsetzliche Verwirrung anrichteten. Ein junges Kongoni (Kuhantilope), das Kmunke für die Schönbrunner Menagerie mitführte, wurde von diesen wilden Bienen in kurzer Zeit totgestochen. Auch sehr viele unserer Träger wurden trotz panikartiger Flucht von den Bienen übel zugerichtet. Wir mußten schleunigst unsere Zelte abbrechen und an einem anderen Orte aufstellen. Wer die Literatur über Zentralafrika kennt, dem wird die Gefährlichkeit der dortigen Bienen nichts Neues sein. Auch Eingeborene sind von ihnen manchmal getötet worden. Herr Rothaupt, einer der heldenmütigen Deutschen, die unter Lettow-Vorbeck in Deutsch-Ostafrika gekämpft haben, hat hier vor kurzem in einem Vortrage berichtet, daß englische Kolonialtruppen in Ostafrika während eines Kampfes mit den Deutschen einmal von Bienenschwärmen in die Flucht geschlagen wurden und daß sich danach bei jenen größtenteils aus Indien stammenden Truppen die Meinung verbreitete, die Deutschen hätten Bienenschwärme eigens abgerichtet, um sie gegen den Feind loszulassen.

Das Dorf Ádelang machte auf uns, die wir an den Anblick der prächtigen Dörfer der Teso und der trotzig wilden Gestalten der Karamodscho und Naquá gewöhnt waren, samt seinen Eingeborenen nur einen armseligen Eindruck. Außer einer Kotlache gab es auch kein Wasser. Im Dorfe war überdies alles voll Syphilis. Wir blieben nur zwei Tage dort. Einen halben Tag verwendete ich zur Ersteigung eines geologisch hochinteressanten, 1777 *m* hohen Felsblockes, der mit Ausnahme der Nordseite auf allen Seiten mit fast senkrechten und völlig glatten Wänden aus der buschbedeckten Hochebene emporsteigt. Der Aufstieg führte über die von dichtem Dorngestrüpp bedeckte Nordseite. Ich nannte diesen Berg zu Ehren meines Lehrers Sigmund Exner „Exnerstein".

Bonjamoi interessierte sich ganz besonders für Sexualphysiologie und gab mir diesbezüglich über seine Untertanen ausführlichen Bericht. Es wollte uns um jeden Preis in seinem Dorfe möglichst lange festhalten, weil ihm die Unterredung mit uns und der rege Betrieb in unserem Lager eine erwünschte Abwechslung bot. Er saß

den ganzen Tag bis in die Nacht hinein in meinem von kranken Eingeborenen umlagerten Zelt. „Warum bleibst du nicht noch drei bis vier Tage, wenn du hier so viel zu tun hast?“ fragte er ganz beleidigt, und als es mit unserer Abreise ernst wurde, rannte er einfach zwei Tagreisen bis Kodongo neben meinem Reitesel her, in einemfort erzählend und fragend, wobei mein Boy Kilimandscharo den Dolmetsch machte, indem er mir das Kamdschuru in Kisuaheli übersetzte. Da mich Bonjamoi für einen Zauberdoktor hielt, so eröffnete er mir am letzten Abend unseres Zusammenseins seine Herzenswünsche und erbat sich vier verschiedene Medizinen. Erstens wollte er ein Aphrodisiacum, ut saepius et subito coire posset, ohne ertappt zu werden, wenn er in der Steppe einem Weibe begegne. Seinem unermüdlichen Drängen nachgebend, reichte ich ihm Natrium-bromatum-Tabloids. Ich mußte aber selbst erst davon kosten und ihn so überzeugen, daß die Tabloids nicht giftig seien. Dann aber fragte der kluge Mann wiederholt, ob ihn dieses Mittel nicht bald altern mache. Er wolle der Venus reichlich huldigen, ohne deshalb rascher zu altern. Diese Vorsicht des alten Bonjamoi macht seiner Intelligenz alle Ehre. Erinnern wir uns nur, wie eingehend die gleiche Frage anläßlich der Steinachschen Verjüngungsversuche von Physiologen und Ärzten diskutiert wurde.

Die zweite Bitte Bonjamois lautete wörtlich: „Wenn du jagen gehst, so trifft deine erste Kugel das Wild und es stirbt. Gib mir auch eine solche Medizin, wie du sie hast, damit deine Kugel trifft! Gib mir eine Medizin, daß ich meine Feinde auf den ersten Speerwurf töten kann!“ Dann wünschte er sich eine Medizin, daß ihn seine Feinde nicht töten könnten, und endlich ein Mittel, daß er nachts von seinen Feinden nicht gesehen werden könne, sie aber selber sehe. Ich gab ihm Tabloids von Extractum hydrastidis Canadensis, da ich meine ziemlich großen Vorräte davon ohnehin nicht mehr brauchen konnte. Nachdem ich auch davon eine Kostprobe gemacht hatte, war er vollauf befriedigt und wollte die ganze Nacht in meinem Zelt sitzen und plauschen. „Bleib doch noch da, diese Gespräche sind zu schön,“ sagte er. Alles erzählte er ganz unbefangen und sachlich. Es kostete mich eine gewisse Überwindung, diesen aufgeweckten und treuherzigen Mann mit meinen Mitteln zu täuschen. Aber er wollte es so. Meine Erlebnisse mit Bonjamoi sind wieder ein Beleg für die altbekannte Tatsache, daß diesen primitiven Leuten das, was wir Weiße wirklich können, viel weniger imponiert als das, was wir nur nach ihrer Meinung können. Auch mein Boy Kilimandscharo hatte angesichts der großartigen Werke europäischer Technik immer nur die Worte: „Hi kasi ja mesungu“, „Das ist eben die Arbeit der Weißen“. Nur übernatürliche Mächte machen auf die Schwarzen einen wahrhaft tiefen Eindruck. Zu dieser für uns Weiße meist unerwünschten Einsicht mußte ja übrigens zu seinem eigenen Mißvergnügen schon der große Napoleon unter den Fellachen am Fuße der Pyramiden gelangen.

Bonjamoi hatte merkwürdigerweise auf beiden Armen und auf beiden Schultern bis über die Brust reichende zirkuläre Tätowierungen nach Art der Karamodscho, angeblich als Zeichen, daß er Männer (rechte Seite) und Frauen (linke Seite) im Kampfe getötet habe. Nach seiner Angabe hatte er im ganzen 10 Leute gespeert, Dschiwe und Kumana. Bonjamoi ist offenbar der Mode seiner Nachbarn gefolgt. Die Frauen blieben in Ádelang meinem Zelt fern, weil sie glaubten, ich wolle ihre Kinder auffressen. Dieser Anschauung bin ich auch bei anderen Stämmen öfter begegnet, zum Beispiel bei den Bari.

Am 7. Februar zogen wir von Ádelang durch ziemlich ödes Buschland nach Dschale, das wir in $4^1/_2$ Stunden erreichten. Dschale ist ein armes, aber inter-

essantes Kamdschurudorf am Nordufer des Namflusses, der von Dschale in westlich gerichtetem Laufe dem Assua zufließt. Wie viele andere Kamdschurudörfer, ist Dschale von einer hohen Umzäunung aus Astwerk zum Schutze gegen Feinde und wilde Tiere eingeschlossen. Mitten im Ort steht ein sehr großer Baum, einer der größten, die wir in Kamdschuru gesehen haben. Unter diesem schlugen wir unsere Zelte auf, die Träger aber mußten außerhalb des Dorfes lagern. Es ist nämlich gut, die Träger von den Eingeborenen ziemlich fern zu halten; so vermeidet man allerhand Mißverständnisse und Konflikte. Die Träger sehen auf die Eingeborenen als „Schensi" mit Verachtung herab und eignen sich skrupellos deren Besitztum an, wenn man sie nicht daran hindert. Dann kommt es zu Raufereien, deren Schlichtung eine zeitraubende Schauri (Verhandlung) heischt. Wie bitter es sich rächt, wenn man seinen Trägern im Verkehr mit den Eingeborenen zu viel Freiheit läßt, lehrt unter anderem die Entdeckungsreise Höhnels und Telekis an den Rudolf- und Stefanie-See.[1]) Die beiden österreichischen Forscher mußten für ihre anfängliche Nachgiebigkeit gegenüber den Trägern reichlich Reugeld zahlen.

Von Dschale gingen wir Weiße über den Namfluß nach Süden auf die Jagd, um unsere Träger endlich wieder mit Fleisch zu versorgen. Ich schoß ein Kongoni von der Größe eines mächtigen Ochsen und einen Ugandabock und ließ bei dem Kongoni meinen Mugeschu-Askari, bei dem Ugandabock meinen Dschaluoträger Jango zurück. Ich selbst eilte, da es schon Nacht war, ins Lager, um andere Träger hinauszuschicken. Unterdessen brach ein furchtbares Gewitter los und die ausgesandten Träger versteckten sich in den Schensihütten. Die beiden braven Posten blieben dennoch in strömendem Regen bei ihrem Wild im Freien. Um 2 Uhr morgens trug aber Jango den halben Ugandabock trotz Dunkelheit und Wolkenbruch allein ins Lager; um 4 Uhr früh ging er im Regen wieder hinaus und holte die andere Hälfte. Um 8 Uhr früh ging Jango zum dritten Male hinaus, um mit anderen Trägern auch noch das Kongoni zu holen, bei dem der Askari Posten gestanden war. Um 12 Uhr mittags marschierte er mit einer 30 Kilo schweren Last auf dem Kopfe mit uns nach dem 5 Stunden entfernten Kodongo, singend und ohne besondere Zeichen von Übermüdung. Das war ein echtes Dschaluostück.

In Dschale fanden wir einige auffallend große Leute, darunter auch die in Fig. 24 dargestellten beiden, beinahe 2 *m* hohen Männer. Mein Freund Kmunke benützte die Zeit zur Untersuchung der Wohnanlagen und zum Erwerb ethnographischer Artikel, die hauptsächlich gegen Americani eingetauscht wurden.

Von Dschale marschierten wir am 8. Februar nach Kodongo. Dort fanden wir seit Kaketta das erste Rasthaus, welches einen Monat vorher auf Veranlassung des Distriktkommissärs von Nimule aus Holz und Stroh angefertigt worden war und jetzt von uns als ersten Europäern bewohnt werden sollte. Der Boden war aber infolge des anhaltenden Regens so feucht, daß wir es vorzogen, unsere Zelte aufzuschlagen. In Kodongo gab es viel Syphilis. Bei einer Frau war die Schädeldecke ganz von Gummen zerfressen. Fast alle Leute in Kodongo hatten Hornhautentzündungen und -geschwüre.

Am 9. Februar wanderten wir in 6stündigem Marsch auf glitschigen Eingeborenenpfaden durch monotone Steppe nach Padér, einem ziemlich großen Kamdschurudorf. Unterwegs stießen wir auf einen eigentümlichen Hochstand, der in einer Höhe von ungefähr 6 *m* in der Nähe eines Dörfchens auf Baumstämmen errichtet war und den Bewohnern dieses Dorfes einen Überblick über die von hohem

[1]) L. v. Höhnel, Zum Rudolf- und Stefanie-See. Hölder, Wien 1892.

Gras und Buschwerk bedeckte Ebene gestattete. Der Sultan von Padér, Leromoi, bot einen sonderbaren Anblick. Er war mit einem Khakianzug, Wickelgamaschen, braunen Schuhen und einem niederen schwarzen Filzhut bekleidet und pflegte zum besonderen Zeichen seiner Würde auf einem roten Samtfauteuil zu sitzen, das er sich nachtragen ließ. Er war etwa 50 Jahre alt und besaß ein besonders eingezäuntes Hüttenviertel mit Frauen und sehr vielen Kindern.

Auch in Padér gab es sehr viel Syphilis, sogar bei Kindern, die offenbar extragenital infiziert worden waren. Am Abend wurde uns zu Ehren ein Eingeborenentanz veranstaltet, der aber im Vergleiche mit den Tänzen, die wir bei den Basoga, Bageschu und Karamodscho gesehen hatten, erbärmlich ausfiel. Die Eingeborenen waren hier zum größten Teile schwächlich und wenig temperamentvoll. Anhaltende Regengüsse zwangen uns aber, in diesem wenig interessanten Dorf 2 Tage zu bleiben.

Durch eine Steppe mit vielen Flötenakazien und einigen Gummibäumen marschierten wir am 11. Februar von Padér in 5 Stunden nach Fadschúli. Der Häuptling Ogaba, nach dem das Dorf Fadschuli auch benannt wird, kam uns mit den Dorfältesten weit entgegen und empfing uns mit einer Trompetenfanfare. Die Trompete war von ihrem Besitzer in Nimule erworben worden. Der Häuptling Ogaba war wieder mit einem Khakianzug bekleidet, auf dem Kopf trug er einen richtigen Zylinder. Sein Dorf machte einen viel besseren Eindruck als die übrigen Kamdschurudörfer, die wir bisher begegnet hatten. Als wir aber in Fadschúli einzogen, rannten die Leute vor uns davon, wie die Frauen von Ádelang. Es gelang aber doch, sie später zu beruhigen und einige von ihnen, darunter auch Frauen, zu untersuchen. Ich fand hier wieder viele Patienten mit Geschwülsten unter der Haut des Knie-, Hüft- und Ellbogengelenkes. Die Geschwülste sind multipel, unter der Haut verschiebbar und scheinen mit dem Periost oder der Gelenkkapsel zusammenzuhängen. Die operative Entfernung eines solchen Knotens, die ich zur Feststellung der Diagnose gern vorgenommen hätte, gestatteten mir die Leute trotz alles Zuredens nicht. Bei einem erwachsenen Mann fand ich puerile Atrophie der Beine, außerdem bei sehr vielen Leuten, fast bei allen Kindern, Hornhautentzündungen. In Fadschúli fanden wir in unseren Zelten einige große Skorpione.

Nun ging es täglich in Eilmärschen weiter. Der Regen und die Schwierigkeit der Beschaffung hinlänglicher Getreidemengen, endlich auch die Einförmigkeit der Gegend und der Dörfer veranlaßten Kmunke, seine Safari so rasch als möglich an den Nil zu führen. Bis Fadschúli hatte unser Weg immer westlich geführt, jetzt hielten wir bis Tuanliedj nordwestliche Richtung ein. An den nichts Besonderes bietenden Dörfern Latuong, Gem und Lokuór vorbei, legten unsere schwer beladenen Träger 32 *km* in wasser- und schattenloser Buschgegend in 8 Stunden zurück und dabei bekamen sie nur halbe Rationen. Abends schlugen wir am Ufer des ausgetrockneten Adjamflusses unser Lager auf. Westsüdwestlich davon erhebt sich der Berg Goma. In der Nähe des Lagerplatzes befindet sich das Dorf Fadjiko. Dort photographierten wir einen an schwerer Lepra mutilans leidenden Knaben.

Am 13. Februar überschritten wir das 50 *m* breite Flußbett des Adjam, in dem sich nur vereinzelte kleine Wassertümpel fanden. Weiterhin passierten wir das interessante große Dorf Lakitúogo, in dem ich meine ethnographische Sammlung um einige hübsche Gegenstände, darunter ein hölzernes Spiel mit schwarzen Spielbohnen (Tafel IV, 34) bereichern konnte. Zwei Eingeborene von Lakitúogo trugen mir abwechselnd dieses Spiel bis zum nächsten Lager. In der Nähe von Lakitúogo

hatten wir den nicht ganz ausgetrockneten Vagér zu überschreiten; der eine meiner beiden Begleiter aus Lakitúogo nahm mich flugs auf den Rücken und trug mich hinüber. Er war aber nach der Sitte der Kamdschuru mit Ockerfett rotbraun bemalt und davon wurden meine Kleider ebenfalls ganz rotbraun. Wir blieben an diesem Tage nach einem Marsche von 30 *km* in Ongako, dessen Häuptling Aruja uns freundlich entgegen kam. Die Einwohner von Ongako lieferten uns Lebensmittel und ethnographische Artikel gegen Perlen, Tabak, Americani, Messer, Spiegel, Feuerwerke usw. Geld war hier noch nicht im Umlaufe.

Am 14. Februar marschierten wir durch Falabek. So heißt ein großer Bezirk, die einzelnen Dörfer darin führen die Namen der Häuptlinge. Wir überschritten den Aguefluß und stießen hier zum ersten Male seit dem Verlassen des Elgongebietes auf fließendes Wasser. Nach $3^1/_2$stündigem Marsche erreichten wir ein inmitten großer Felsen gelegenes Dorf, in dem uns ein Wolkenbruch zum Aufschlagen der Zelte und zu 3stündiger Rast zwang. Dann aber wanderten wir, trotzdem sich unsere Träger an diesem Tag mit Eindrittelkost begnügen mußten, noch 6 Stunden weiter nach einem romantisch gelegenen Dorf, von dem aus bereits die hinter Nimule im Ladogebiet am linken Nilufer aufsteigenden Nyiriberge sichtbar waren. Dieses Dorf heißt Lenu. Um 6 Uhr abends, nach 9stündigem Marsch, schlugen wir unser Lager auf. Die Eingeborenen zeigten besondere Lust, ihre hübschen Schmucksachen gegen unsere Waren zu vertauschen, so daß wir hier eine große Menge von ersteren erwerben konnten. Während dieses Tauschhandels erschienen vier sehr hübsche junge Männer, jeder mit einer Kinanda (Zither, s. Tafel IV, 32 und 33) vor unseren Zelten, setzten sich nieder und begannen wunderbare dreistimmige Weisen zu singen. Wir hatten eine entzückende Tafelmusik, die melodiösen Lieder wurden von den Burschen mit einem äußerst lebhaften Mienenspiel und stellenweise mit einem geradezu künstlerischen Piano vorgetragen. Der Text behandelte dereinstige Kämpfe der Kamdschuru mit Weißen und Arabern, offenbar aus der Zeit Emin Paschas und der ägyptischen Herrschaft. Kmunke ließ einige Feuerwerke abbrennen und dann sang unser Quartett wieder unaufhörlich bis nach Mitternacht. Wir hätten diesen Schensi nie einen so musikalischen Sinn zugemutet.

Am nächsten Morgen (15. Februar) begleitete uns der junge Häuptling von Lenu, Labongo, mit seiner Frau und seinem lebhaften Knäblein, das, gleich dem Vater, bekleidet war, ein Stück Weges. In sehr raschem Tempo zog unsere Karawane durch das inmitten von Felsen gelegene Dorf Ajúa. Ich versuchte dort eine der Tragevorrichtungen, in denen die Frauen ihre Kinder am Rücken tragen, und einen Schamgürtel zu kaufen, aber ohne Erfolg. Die Eingeborenen waren hier überhaupt sehr mißtrauisch. Nach 7stündigem Marsch erreichte unsere Safari Tuanliedj, ein elendes kleines Dorf. Die Suche nach einem Lagerplatz bereitete Schwierigkeiten, da die ganze Umgebung des Ortes voll Menschenkot war. Nachts kam wieder ein Wolkenbruch. In dieser armen Gegend gab es nur sehr wenig Mehl und unsere Träger hungerten nun bis Nimule.

Am 16. Februar überschritten wir drei Flußbette, nämlich den Pekun, Adire und Limúr, den unsere Safari nach 6stündigem Marsche erreichte. Hier ereignete es sich das einzige Mal während unserer ganzen Expedition, daß unsere Träger streikten. Kmunke war mit seiner persönlichen Bedienung der Safari weit vorangeeilt, um einen geeigneten Lagerplatz und Mehl zu suchen. Ich war mit meinem Boy Kilimandscharo 2 Stunden weit hinter der Safari geblieben, weil sich dieser durch den Genuß verdorbener Lebensmittel schweres Erbrechen, Durchfall und eine heftige

Urticaria geholt hatte. Er stürzte mehrmals zusammen, so daß ich ihm schließlich meinen Reitesel überließ und selber hinterher rannte. Als wir zwei zum Limúr kamen, trafen wir dort Storch und Schwarzer mit der Safari. Die Leute hatten nach Wasser gegraben, und als sie dabei einigen Erfolg hatten, wollten sie, von Hunger erschöpft, nicht mehr weiter gehen. Die beiden Weißen hatten sich in das scheinbar Unvermeidliche gefügt und wollten soeben Kmunke ihren Entschluß, mit der Safari am Limúr zu bleiben, durch Renner sagen lassen. Ich wollte aber die Safari bis zum nächsten Dorfe bringen; ich redete den Leuten daher zu, noch 2 Stunden weiter zu marschieren. Ein Karunguträger (d. h. ein Mugeschu aus Mbale), ein stämmiger Bursche mit riesigem Kopf, hockte mit gekreuzten Armen am Boden und sagte: „Wir sollen Hunger leiden und jetzt noch weiter marschieren?" Ich trat an ihn heran, gab ihm einen Backenstreich und sagte: „Das ist doch keine Manier, so daherzureden. Nur ein Dummkopf wird hier bleiben wollen ohne Mehl! Träger, bald treffen wir unseren Lagerplatz, dort ist Mehl. Geht!" Die Antwort darauf war für uns Weiße höchst überraschend: die Kavirondo, die überhaupt schon darüber still erfreut waren, daß ich ihren kranken Landsmann Kilimandscharo auf meinem Esel reiten ließ, stimmten ihre Safaripfeifen und ihr charakteristisches Marschgejohle an, hoben ihre Lasten auf die Köpfe und eilten davon. Die anderen folgten nach. Viel rascher ging das Ganze vor sich, als wir Weiße unsere bereits geöffnete Konservenkiste wieder zusammenpacken konnten. Bald saßen wir mit unseren 3 Boys allein da und mußten nun trachten, möglichst rasch nachzufolgen. Wieder hatten die tüchtigen, stets heiteren Dschaluo die Situation gerettet.

Nach 2stündigem Marsch erreichten wir Ayu, wo Kmunke bereits etwas Mehl für unsere Träger besorgt hatte. Ayu ist ganz nach dem Typus der übrigen Atscholidörfer gebaut. Fig. 25 zeigt den Sammelplatz von Ayu mit der Schauri-Bühne, d. h. einem Gestell, auf dem sich die Männer zur Beratung oder zum Plausch niederlassen.

Nun trennten uns nur mehr zwei Tagereisen vom Nil. Am 17. Februar kamen wir an den Assua. Dieser ist hier ein recht stattlicher Fluß von beträchtlicher Breite, aber kaum $^1/_2 m$ tief. Die ganze Safari war glücklich über die Badegelegenheit. Nach 5stündigem Marsch durch recht hübsche Baumlandschaften erreichten wir Lokai. Dort fanden wir bereits ein großes Rasthaus und allerhand Vorbereitungen zum Bau einer englischen Regierungsstation vor, da man daran dachte, den Sitz der englischen Behörden aus dem sehr ungesunden Nimule in das hochgelegene und malariafreie Lokai zu verlegen. Wir überließen das Rasthaus den Trägern und schlugen unsere Zelte auf. Gleich darauf brach aber ein Sturm und Wolkenbruch von unerhörter Heftigkeit los; die mächtigen Regentropfen wurden horizontal dahergepeitscht. In 5 Minuten war mein Zelt überschwemmt und die Zeltpflöcke größtenteils herausgerissen. Der Sturm warf alles um. Um Hilfe schreiend, hielt Kilimandscharo die Zeltstange und ich mit beiden Händen das Dach. Die Kavirondo eilten herbei und hielten die Stricke, mit denen das Zelt an den Pflöcken befestigt war, aber bald riß der Sturm das Doppeldach in Fetzen. Eine Stunde dauerte der wilde Kampf. Alle englischen Reisenden, auch Johnston und Leeke, heben die ganz besondere Heftigkeit der Gewitter in Uganda hervor. Wir Österreicher waren schon von unseren Alpen her an mächtige Naturereignisse gewöhnt, aber so plötzliche und wilde Gewitterstürme hatten wir in unserer Heimat nicht erlebt.

Am 18. Februar traten wir den Marsch nach Nimule an. Bald sahen wir in der Ferne einen silbernen Streifen, den heiligen Nil, vor uns und hinter ihm die Berge der Lado-Enklave. Unser Weg führte nun auf einer breiten Straße gen

Westen. Nach $3^1/_2$ Stunden erreichten wir Nimule. Dort erwartete uns bereits der freundliche Distriktkommissär Mr. Bains und wies uns den Lagerplatz an. Nimule ist ein großes Dorf mit steinernen Amtshäusern, vielen wellblechbedeckten indischen Kaufläden, einer Kaserne und einer großen Boma (Gerichtshalle). Wir schlugen unsere Zelte außerhalb des Marktes auf einem freien Platz zwischen zwei aus Stein gebauten Vorratstürmen mit kegelförmigen Grasdächern auf, die Träger lagerten in einiger Entfernung von uns. Am Abend waren wir beim Distriktkommissär geladen. Der Weg dahin führte aber leider durch einen Garten mit Krotonölbäumen. Wir kannten sie nicht; unser Photograph Schwarzer und ich aßen jeder etwa 10 Stück der nußähnlich schmeckenden Früchte. Sehr bald darauf stellten sich bei uns beiden außerordentlich heftige Vergiftungserscheinungen ein, ein nahezu kontinuierlicher Brechdurchfall. Auf allen vieren krochen wir in unsere Zelt zurück, waren 3 Tage schwer krank und konnten uns auch bis zum Schlusse der Safari nicht mehr ganz erholen.

Mr. Bains erzählte viel von den fortgesetzten Kämpfen, die in diesem Teile Ugandas mit den Eingeborenen stattfanden. Er schenkte mir einige in diesen Kämpfen den Eingeborenen abgenommenen Gewehre (s. Tafel V). Auch Herr Storch und unser Headman Abeidi waren erkrankt, und zwar an heftigen Malariaanfällen.

Nachdem ich wieder halbwegs hergestellt war, begleitete ich meinen Freund Kmunke auf einem Jagdausflug an den Atappi. Dabei überschritten wir zum zweiten Mal den Assua und stießen bald darauf mit einer sehr großen Elefantenherde zusammen, deren größtes Mitglied zur Strecke gebracht wurde. Unsere Träger, insbesondere die Kavirondo, aßen das Fleisch dieses Tieres, dessen Eingeweide von Parasiten strotzten, gänzlich auf. Der Rüssel wurde, in dünne Scheiben geschnitten, in die Sonne zum Trocknen gelegt. Dies gilt als ganz besondere Delikatesse. Wir Weiße konnten aber das gummiähnliche und überdies geschmacklose Elefantenfleisch nicht genießen. Über die kärglichen Reste, die von unseren Trägern übergelassen waren, z. B. die Gedärme, machten sich einige splitternackte, abgemagerte Eingeborene, die aus den armseligen Gehöften in der nächsten Umgebung herbeigekommen waren.

Wir marschierten noch weiter nördlich bis an den Atappi. Diese Gegend ist sehr wildreich. Wir hörten auch die ganze Nacht Löwengebrülle. Die spärliche Bevölkerung bot sehr wenig Interessantes.

Nach 4 Tagen kehrten wir nach Nimule zurück.

Die Kamdschuru.

Die Kamdschuru sind durch Gesichtszüge und Tracht so wohl charakterisiert, daß man sie ohne weiteres von anderen Nilnegern unterscheiden kann. Sie sind durchschnittlich viel hübscher als die Madi und Bari. Ihr Exterieur zeigt im großen und ganzen die oft beschriebenen Eigenschaften der Nilneger; sie haben im Durchschnitt große und schlanke Figuren. Abb. 24 zeigt zwei besonders große Kamdschuru aus Dschale. Der größere, Jangori, ist 199·5 *cm* hoch. Sein müder, unintelligenter Gesichtsausdruck und seine muskelschwache Gestalt machen es aber wahrscheinlich, daß der Mann einen pathologischen Typus von hypophysärem Gigantismus darstellt.

Die Kamdschuru sind ein heiteres, gutmütiges Volk, sie waren aber in früheren Zeiten wahrscheinlich auch recht kampflustig. Ihre Lieder erzählen viel von Kämpfen mit ihren Nachbarn.

Wie Abb. 21 bis 23 zeigen, erkennt man die Kamdschuru auf den ersten Blick an folgenden Eigentümlichkeiten ihrer Tracht:

1. Das Mieder der Jünglinge. Die Kamdschuruburschen umwickeln ihre Hüften in einer Breite von 15—20 *cm* mit geflochtenen Schnüren, die so eng angezogen werden, daß der Bauch über diesem Mieder halbkugelig vorsteht. Sie tragen diese Gürtel etwa von ihrem zehnten Jahre an, ohne sie jemals abzulegen. Wenn die Burschen darauswachsen, so zerreißen einzelne Schnüre von selber und es werden neue angelegt. Die Jünglinge tragen diese Mieder, bis sie heiraten. Sie bekommen dadurch zweifellos eine hübsche Figur, aber auf Kosten ihrer Gesundheit; denn es tritt durch diese Umschnürung selbstverständlich eine beträchtliche Hemmung der Blutzirkulation im Unterleib, eine Verdrängung der Baucheingeweide gegen den Brustraum, also Zwerchfellhochstand und dadurch eine Verlagerung des Herzens nach rechts ein. Der Spitzenstoß ist schon von weitem stark sichtbar und sehr stark fühlbar.

Die Jünglinge bedecken ihre Geschlechtsteile mit einem vorn um den Schnürleib geschlagenen rechteckigen Lappen, der etwa 40 *cm* weit herunterhängt. (Abb. 22, die beiden Riesen in Abb. 24 haben vor dem Photographieren ihre Schamschürzen neben sich auf den Boden gelegt.)

Dieselbe Einschnürung der Taillen in Verbindung mit der gleichen Schamschürze hat R. Pöch[1]) bei den Manumbo, einem melanesischen Stamm an der Nordküste von Kaiser-Wilhelms-Land, vorgefunden. Dort wird der Gürtel auch nach der Ehe noch weiter getragen.

2. Etwa von ihrem 18. Jahre an tragen die Männer an den Füßen oberhalb der Knöchel und an den Oberarmen etwa handbreite Spiralen von Eisenringen (Abb. 21, rechts), die so eng an die Gliedmaßen schließen, daß die Weichteile unter den Ringen atrophieren. Die Arme sind an den eingeschnürten Stellen manchmal nur so dick wie ein normaler Humerus, distal von den Ringen sind Oberarm und Unterarm sehr stark verdickt. Es scheint sogar manchmal Muskelhypertrophie durch Stauungshyperämie aufzutreten. Unter dem Armring, zwischen diesem und der Haut, sind Lederstreifen oder Holzplättchen eingelegt. Der verdickte Teil des Oberarms fühlt sich distal vom Ring manchmal heiß an (Stauungshyperämie). Die Kraft der Arme ist durch die Einschnürung nicht verringert; ich habe ganz im Gegenteil gerade bei diesen Burschen verhältnismäßig große Leistungen am Dynamometer beobachtet. Die Ringe an den Beinen schmerzen die Leute oft so, daß sie nicht laufen können. Trotzdem tragen sie diese engen Eisenringe aus Eitelkeit, um, wie sie sagen, den Mädchen zu gefallen. Sie schmieren die Ringe mit Rindsfett ein. Im Alter nehmen sie die Ringe ab und geben sie ihren Kindern. Daß wirklich starke Druckatrophie durch die Ringe hervorgerufen wird, sieht man ohne weiteres, wenn man einem solchen Mann die Ringe abnimmt. Auf den Humerus selbst aber erstreckt sich die Atrophie nicht. Die Atrophie der Weichteile verschwindet allmählich, sobald die Männer nach erfolgter Verheiratung ihre Armringe ablegen.

Schon in früher Jugend schmücken sich die Burschen mit Eisenringen am Handgelenk und mit Schnüren, die sie strumpfbandartig unterhalb des Knies ein paarmal herumwickeln (Abb. 22 und 23).

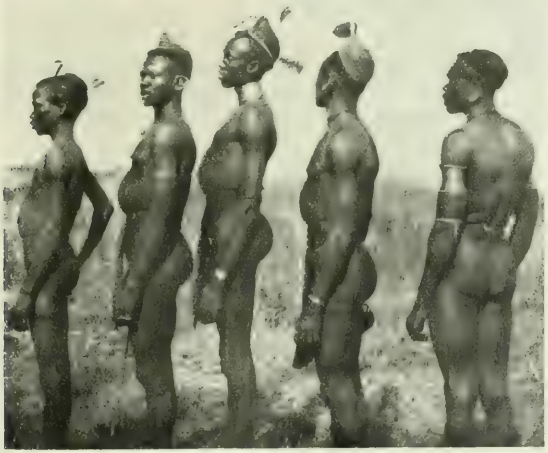
Ödem bestand bei keinem der von mir untersuchten Leute im Bereiche des verdickten Teiles des Armes.

[1]) R. Pöch, Reisen an der Nordküste von Kaiser-Wilhelms-Land. Globus, Bd. 93, S. 141, 1908.

Beispiele für die Oberarmumschnürung der Kamdschurujünglinge:

		Äußerer Umfang des eisernen Ringes selbst:	Umfang des gestreckten Oberarmes distal vom Ring:
1. Jüngling aus Fadjuli	rechter Arm	23 *cm*	36 *cm*
	linker Arm	22 *cm*	34 *cm*
2. Jüngling aus Fadjuli	rechter Arm	22 *cm*	35 *cm*
	linker Arm	22 *cm*	33 *cm*
3. Jüngling aus Fadjuli	rechter Arm	25 *cm*	44 *cm*
	linker Arm	23 *cm*	41 *cm*
	Bei lezterem Mann betrug also der Armumfang 5 *cm* distal vom Ring fast das Doppelte vom Umfang des Ringes selbst.		
4. Etwa 20jähr. Jüngling aus Lokuór	rechter Arm	22 *cm*	39 *cm*
	linker Arm	22½ *cm*	38 *cm*

3. Das dritte Kennzeichen der Kamdschuru ist ihre kegelförmige, aus Menschenhaaren geflochtene und mit einem Geflecht aus Bastschnüren umwickelte, im westlichen Teile von Kamdschuru mit leeren Gewehrkapseln benähte Kopfbedeckung (Abb. 21—23), die bereits im ersten Teil (S. 250) beschrieben und auf Tafel IV



1 2 3 4 5

Abb. 21. Kamdschuru-Burschen aus Adelang. 1. Odongo, etwa 12jähriger Knabe, Hypogastrium stark vorgewölbt. Tympanitischer Schall bis zur 5. Rippe. 2. Okemma, etwa 16 Jahre alt (s. Abb. 22 und 23). 3. Nam, etwa 17 Jahre alt. 4. ?, zirka 17 Jahre alt. 5. ?, etwa 20 Jahre alt.

(rechts, 12 und 15) abgebildet ist. Die Burschen bedecken ihren Kopf mit einem eng anliegenden, aus Bastschnüren geflochtenen Käppchen und an diesem ist außer mehreren Stacheln auch jener Haarkegel befestigt. Gerade über dem Scheitel und

hinter dem Haarkegel wird mit Hilfe des Käppchens ein durch dasselbe von innen nach außen durchgesteckter Flußpferdzahn so befestigt, daß seine Konkavität nach vorn sieht.

Abb. 23 zeigt den langen Unterlippensckmuck, der von einem glattgeschliffenen spitzen Glasstück, offenbar einem Teil einer Flasche, gebildet wird. Die Ohrläppchen werden, wie Abb. 23 zeigt, längs des ganzen freien Randes von vielen Ohrringen aus Bronzedraht durchbohrt. Manche tragen auch eine handbreite Eisenringspirale um den Hals, wie der Bursche in der Mitte von Abb. 21. Im allgemeinen sind die jungen Herren in Kamdschuru sehr eitel und versuchen auch häufig, ihrem Schmuck eine persönliche Note zu geben. Daher bestehen viele Variationen in der gebräuchlichen Tracht. Sonderbare Ohrringe und Halsketten tragen die beiden Riesen in Abb. 24. Was alles zum Schmuck verwendet wird, zeigen die Abbildungen und die Beschreibung meiner ethnographischen Sammlung im I. Teil. Der Eitelkeit der Kamdschuru entspricht auch ihr Verlangen nach europäischen Kleidungsstücken und besonders auch nach Uniformstücken aller Gattungen. Unsere Americani waren daher bei den Kamdschuru ein sehr beliebter Tauschartikel.

Abb. 22. Okemma, Kamdschuru-Jüngling aus Adelang, zirka 16 Jahre alt. Die Mutter lebt, der Vater wurde von Dschive-Leuten gespeert. Herzspitzenstoß sehr stark sichtbar und fühlbar an der Stelle der linken Brustwarze (im vierten Interkostalraum). Die Herzdämpfung reicht bis zur Mitte des Sternums. Zwerchfellhochstand infolge des Schnürens. Tympanitischer Schall links bis zur sechsten Rippe. Flache, ausgesprochen thorakale Atmung. Die Atmung ist flach. Atemfrequenz im Stehen und Hocken = 20. Puls im Stehen 96, im Sitzen 100. Der Bursch erklärt, daß ihn die Brust brennt.

Abb. 23. Okemma, Kamdschuru-Jüngling aus Adelang. Hypogastrium stark vorgewölbt.

Die Kamdschuru lieben es, mit Spazierstöcken verschiedener Gestalt einherzuschreiten. Solche sind in Tafel IV (13 und 14) abgebildet.

Die Frauen (Abb. 26 und 27) sind bis auf ein paar um die Hüften gewundene Bastschnüre, von denen vorn und hinten Fransen herunterhängen, ganz nackt. Wie die Bakedifrauen, tragen auch die Kamdschurufrauen um den Hals meist mehrere Schnüre mit Perlen oder anderem Zierat. Nebst dem tragen sie gleich den Männern zahlreiche Ohrringe am ganzen Rand des Ohrläppchens und verschiedene Braceletten am Handgelenk. Manche Frauen tragen auch Rollen aus Eisendraht um den Oberarm und um die Fußgelenke, wie die Männer, aber nicht so eng gewickelt.

Beispiel: Frau aus Lokuór, namens Ajár, etwa 30 Jahre alt, Mutter von sechs Kindern, deren ältestes ungefähr 12 Jahre alt ist. Am linken Knie hat sie die bereits erwähnten harten Geschwülste. Die Oberarme sind in der Mitte etwa handbreit mit Eisenspiralen umwickelt.

Maße:

	Äußerer Umfang des Armringes:	Umfang des extendierten Oberarmes distal vom Ring:	Umfang des Unterarmes an der dicksten Stelle:
rechts	24·5 *cm*	34·5 *cm*	28·5 *cm*
links	24·5 *cm*	31·5 *cm*	27 *cm*

Der Unterlippenschmuck, meist aus Glas, wird auch von den Frauen häufig getragen. Wie die meisten Negerfrauen, haben auch die Kamdschurufrauen schmale Hüften.

Haartracht. Die Haare lassen sich Männer und Frauen meist lang wachsen. Oft wird aber an der Peripherie ein ziemlich breiter Ring ausrasiert. (Abb. 21, rechts, Owega). Oft werden die Haare zu Strähnen verflochten und verklebt (Abb. 21, 3, Nam). Die Frauen lassen sich die Haare entweder lang wachsen, um sie zu kleinen Büscheln zusammenzudrehen und zu verkleben, oder sie rasieren sich den ganzen Kopf, oder sie bilden durch Ausrasieren verschiedene Muster (Abb. 26). Diese Art der Frisur habe ich auch bei den Kavirondo gesehen.

Die Kamdschuru lieben es, ihre Körper mit Ockerfett rotbraun zu bemalen.

Beschneidung wird bei den Kamdschuru nicht ausgeübt.

Tätowierungen werden bei den Kamdschurumännern nicht allzu oft ausgeführt. Immerhin sah ich viele Männer mit einem aus erhabenen Punktreihen gebildeten Tätowierungsmuster am Unterarm oder an der Brust und Schulter, meist einfache Zickzacklinien oder ein schiefes Kreuz darstellend. Mehr tätowiert sind

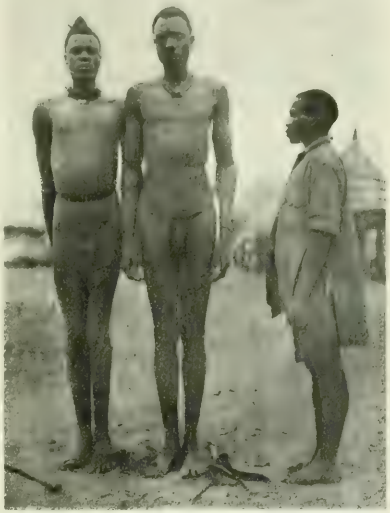


Abb. 24. Zwei riesenhafte Kamdschuru-Männer aus Dschale; der größere, Jangoro, ist 199·5 *cm* hoch. Rechts daneben der Mganda-Boy Kupiti von Durchschnittsgröße (1 *m* 65 *cm*).

Abb. 25. Schauriplatz in Ayú. Hinter dem liegenden Jüngling auf Pallisaden eine Kinderschlafstätte. Links davon und im Hintergrund Granarien.

die Frauen, und zwar an Armen, Schultern, Brust, Bauch, Rücken und am Gesäß. Die Muster werden zum größten Teil aus Bändern gebildet, die aus drei parallelen Reihen erhabener Punkte bestehen. Häufig laufen mehrere solche Bänderreihen in radiärer Anordnung zum Nabel als Mittelpunkt zusammen, der seinerseits wieder von einem kleinen Kreise von erhabenen Punkten umgeben ist. Die Tätowierung wird bei den Mädchen im Alter von 15—16 Jahren vorgenommen. Die etwa 16jährige hübsche und gut gebaute Tochter des Häuptlings von Padér war bei unserer Anwesenheit daselbst gerade frisch tätowiert. Als ich sie untersuchte, fand ich unter der Perlenschur, die ihre Lenden umfing, am Rücken auf einer Tätowierungswunde ein Ulcus durum. Sie war also offenbar bei der Tätowierung mit Syphilis infiziert worden.

Abb. 26. Etwa 20jährige Kamdschuru-Frau aus Lokuor, namens Adjena. (Sie hat früher Armringe getragen; die Arme schwollen ihr aber davon so an, daß sie die Ringe wieder abnahm. Wie das Bild zeigt, ist die Schwellung ganz vergangen.)

Die Kamdschuru sind vorwiegend Ackerbauer, sie halten aber auch großes und kleines Vieh. Das erstere gehört zum buckligen Zebu-Typ. Zur Feldarbeit dienen die auf Tafel V (11, 12) abgebildeten Äxte. Körbe für Mehl und Feldfrüchte werden teils aus Gras sehr dicht geflochten, teils aus Kürbisschalen hergestellt und mit hübschen Mustern verziert. Als Trinkgefäße dienen Kürbisse.

In der Töpferei sind die Kamdschurufrauen sehr tüchtig. Wasser- und Biertöpfe, Mörser, Pfeifenköpfe werden aus Ton hergestellt.

Abb. 27. Kamdschuru-Frau mit Kind.

Die Waffen der Atscholi sind ebenfalls im I. Teil abgebildet und beschrieben. Eigenartig sind die großen Lederschilde mit ihren ausgezogenen Ecken, die mit Kupferdraht umwickelt sind (Tafel V, links 10), ferner die scharfkantigen, am Handgelenk getragenen Schlagreifen (Tafel IV, 23 und 24), die aber ziemlich weit verbreitet und schon von Höhnel und Teleki[1]) bei den Buma, Murle und Donjiro am Nordende des Rudolf-Sees vorgefunden worden sind.

Verhältnismäßig groß ist die musikalische Begabung der Atscholi. Sie verstehen es, vorzüglich auf ihren Zithern zu spielen und dazu zu singen.

Religiöse Gebräuche nehmen im Leben der Kamdschuru einen sehr geringen Raum ein. Immerhin sahen wir fast in jedem Dorf eine Fetischhütte und andere Zeichen ihres Glaubens an übernatürliche Mächte, z. B. den auf Seite 251 des I. Teiles beschriebenen Krankheitsgötzen aus Falabek. Es hatte seinerzeit auch der Missionär A. Lloyd in diesem Lande sehr wenig Erfolg.

Die toten Männer werden meist vor ihrer eigenen Hütte begraben, die toten Frauen werden einfach außerhalb des Dorfes im Freien niedergelegt.

Tänze und Trinkgelage finden häufig statt. Dabei wird dem Bier oft allzusehr zugesprochen. A. Lloyd[2]) erwähnt folgende bezeichnende Geschichte: Als er

[1]) L. Höhnel, Zum Rudolf- und Stefani-See, S. 194. — [2]) A. Lloyd, l. c. S. 272.

einmal einen Häuptling aufforderte, am nächsten Morgen zu erscheinen und einem Gottesdienste beizuwohnen, den Lloyd abhielt, antwortete der Häuptling offenherzig: „Ich kann nicht kommen, morgen bin ich betrunken." Dies ist zugleich ein Beleg für den geringen Eindruck, den die Bekehrungsversuche auf die Atscholi machten.

Die Dörfer der Kamdschuru. Sie sind einander alle sehr ähnlich. Abb. 25 zeigt die Art ihres Baues. Die Hütten sind durch die staffelförmig angelegten Grasdächer gekennzeichnet, die aber nicht, wie bei den Teso, bis nahezu zur Erde herunterreichen und eine im Durchschnitt bogenförmige Kontur haben, sondern kegelförmig sind und vom Boden mit ihrem unteren Rande weiter abstehen als bei den Teso. Durch die Mitte der Dächer strebt, wie bei den Teso, die mittlere Hüttenstange, die oben mit einer Spitze verziert ist. Die Wohnhütten werden von vielen Vorratshüttchen umgeben, die, ähnlich denen der Bakedi, die Gestalt von Körben mit einem abhebbaren, kegelförmigen Grasdach haben. Diese großen Vorratskörbe sind aus Gras geflochten und mit Lehm verschmiert. Häufig sind sie auf Pfähle aufgesetzt, etwa $^1/_2$ *m* über dem Boden, um auf diese Art die Ratten von dem Getreide fernzuhalten (z. B. in Abb. 27). In diesen Körben werden Bohnen, Durra und die übrigen vegetabilischen Lebensmittel aufbewahrt. Die Rinder werden zur Nachtzeit in eigenen Gehegen, die mit Baumstämmen eingezäunt sind, das Kleinvieh oft in den Wohnhütten selbst in einem eigens mit Stangen abgesteckten Raum gehalten.

Besonders eigenartig sind die übrigens auch schon von anderen Autoren erwähnten Kinderschlafstellen der Kamdschuru. Kmunke[1]) beschreibt sie mit folgenden Worten:

„Sie sind auf neun ungefähr $1^1/_2$—2 *m* hohen gegabelten Pfählen errichtet; auf diesen ruhen horizontal gelegte starke Baumstämme, und quer über diesen ein Holzrost, der die eigentliche Hütte trägt. Sie bieten Raum für 3—4 Kinder und besitzen nur eine ganz niedrige, eben für die Kleinen berechnete Öffnung. Der Unterteil der Hütte besteht aus Lehm und ist auf den Rost von Prügelholz gesetzt und darüber erhebt sich, spitz wie eine Garbe zulaufend, das aus Gras hergestellte, abhebbare Dach. Vor dem Eingang ist als Vorraum eine kleine offene Veranda angebracht, zu der die Knirpse über hohe Holzstufen hinaufklettern." In diesen Hütten schlafen die Knaben bis zur Pubertät.

Als typisches Beispiel eines großen Kamdschurugehöftes kann das des Häuptlings Ogaba in Fadschúli gelten, das sehr rein und nett gehalten war. R. Kmunke beschreibt es in folgender Weise[2]): „Die Umzäunung, die bisher immer aus wild durcheinandergelegten Zäunen, Ästen und Wurzeln bestand, war hier aus geraden, entrindeten, vertikal eingeschlagenen Baumstämmen gebildet und an Stelle der sonst üblichen niederen Öffnung war ein 2 *m* hoher Eingang, der zwischen je zwei starken, in den Boden gerammten Stämmen eine aus Gras geflochtene Matte als Abschluß hatte.

Im Innern dieser Umzäunung standen zwei große, kreisförmig angelegte Hütten von 6 *m* Durchmesser, von denen die eine die des Häuptlings, die zweite die seiner Weiber war. Das Grasdach baute sich, gestützt durch eine Mittelsäule, in Kegelform auf. Die Häuptlingshütte hatte, was ich bis jetzt noch nirgends beobachten konnte, einen verandaartigen Vorbau, der konzentrisch um die Hütte lief und über den sich auch noch das Dach fortsetzte, das am äußeren Rande dieser

[1]) R. Kmunke, Quer durch Uganda, S. 118.
[2]) l. c. S. 124.

Veranda durch kurze Säulen, in Abständen von etwa 1 *m*, gestützt wurde. Hier pflegten während des Tages die Weiber und Kinder zu sitzen. Das Innere der Hütte, durch deren Öffnung man nur in gebückter Stellung gelangen konnte, war ganz dunkel, so daß mein Boy die Laterne anzünden mußte, und durch eine Lehmwand in zwei Teile abgeteilt. In einem befanden sich einige Speere, Schilder aus Elefantenhaut, Köcher mit Pfeilen, verschiedene Schmuckgegenstände, Behälter für das Durramehl und aus Lehm geformte Wassergefäße, eine aus getrockneten Fellen hergestellte Ruhestätte und auf einer kleinen kreisförmigen Erhöhung ein Platz für das Feuer, das während des ganzen Tages unterhalten wird. Da für den Rauch kein anderer Abzug als der kleine Eingang besteht, wäre ein ständiger Aufenthalt für uns Europäer und unsere Atmungsorgane unmöglich. Der zweite Raum ist das Schlafgemach des Sultans und seiner Lieblingsfrau. Das Bett ist ein ungefähr 1 *m* hohes Holzgestell, das mit Gras und Tierfellen überdeckt ist. Gleich über dem Bett gewährt eine in die Wand geschlagene kleine runde Öffnung dem Ruhenden einen Ausblick auf den Eingang der Hütte.

Außer diesen beiden Häuptlingshütten standen auch noch rund im Kreise gebaute Vorratshütten mit ihren abnehmbaren Grasdächern; an den Ästen eines hohen, blätterlosen Stammes waren die große und die kleine Trommel aufgehängt, und schließlich stand in dieser Häuptlingsniederlassung auch noch eine Art Heiligtum, das besondere Verehrung genoß. Zwei 2 *m* hohe Holzstämme waren mit einer Querstange verbunden, an der Perlenschnüre, aufgefaßte Früchte, die Schädel von Gazellen und, wohl als ganz besonderes Opfer, das Gehörne eines Hartebeestes hingen. Der Boden, auf dem dieser merkwürdige Altar, oder wie man es sonst nennen will, stand, war mit breiten Steinen belegt und dazwischen mit Kakteen bepflanzt. Wir sahen dort Weiber knieen, die ihren Kopf wie andächtige Beterinnen zur Erde geneigt hielten. Vor der Hütte des Häuptlings von Aju sah ich später ein ähnliches Heiligtum, das speziell der Jagd gewidmet war. Es war aus Stroh geflochten, von der Form eines kleinen Taubenschlages, auf die Spitze eines ungefähr 2 *m* hohen Stockes gestellt, von dem ein Grasstrick mit einer Schlinge herunterhing. Jedesmal, bevor der Häuptling und seine Leute auf die Jagd zogen, erflehten sie sich hier ihr Jagdglück."

Die Küche der Kamdschuru ist sehr einfach: auf vier gabelförmig geteilte, in den Boden eingerammte Stämme sind Baumstämme querüber gelegt und auf diese Art wird ein flaches Dach hergestellt. Unter diesem liegen einige große Steine, auf denen Feuer gemacht und ein Kessel geheizt wird. Am Dach dieser Küche ist ein großer Kürbis mit dem nötigen Wasservorrat aufgehängt. Das Kochen wird auch hier von den Frauen besorgt, während sich die Männer und Knaben hauptsächlich der Feldarbeit zu widmen haben, doch arbeiten bei dieser oft auch die Frauen mit.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Kamdschurudörfer ist die Schauribühne, wie ich sie nennen möchte (Abb. 25; Schauri heißt Beratung). Auf einem freien Platz inmitten des Dorfes sind über vier im Rechteck eingerammte mächtige Holzgabeln mehrere Stangen gelegt, die sich in der Mitte durchbiegen, und darüber sind wieder Querbalken gelegt, so daß eine Art Schwebebrücke entsteht, die aber in der Mitte am Boden aufruht. Darauf sitzen oder liegen die Kamdschuru, wenn sie abends von der Feldarbeit heimkommen, und plaudern. Das Plaudern ist ja die Lieblingsbeschäftigung aller Neger. Die Schauribühne dient aber auch zu ernsten Beratungen, z. B. dem Kriegsrat.

Kinderpflege. Die Kamdschurufrauen sind ausgezeichnete Mütter. Sie waschen

ihre kleinen Kinder, zum Unterschied von anderen Schwarzen, täglich mit warmem Wasser und tragen sie den ganzen Tag in rucksackähnlichen Vorrichtungen am Rücken herum (Abb. 26). Diese bestehen aus einem starken Lederfleck, an dessen 4 Ecken Traggurten befestigt sind, die um die Schultern gelegt werden. Darüber wird zum Schutz gegen die Sonne oft noch eine große halbkugelige Kürbisschale gehängt, die den aus dem Rucksack herausragenden Kopf des Säuglings bedeckt (Abb. 27). Die Frauen salben ihre Kinder mit Rindsfett.

Die Kamdschurufrauen stillen ihre Kinder solange als möglich, bis zu 2 Jahren. Wir sahen Frauen, deren Brüste offenbar infolge des zu langen Stillens wie schlaffe Säcke bis zu den Hüften herabhingen. Eine für die Neigung zum Aberglauben bezeichnende Gewohnheit der Nilneger besteht nach Johnston[1]) darin, daß sie sich hüten, ihren Kindern wohlklingende, prätentiöse Namen zu geben. Solche sollen nach ihrer Meinung Unheil bringen. Lieber tun sie daher das Gegenteil und nennen ihre Kinder mit Tiernamen (Hund, Leopard, Giraffe usw.) oder mit geradezu geringschätzenden Namen (z. B. Kuhfladen, Misthäufchen u. dgl.).

Schon den kleinen Kindern werden die Haare rings um den Scheitel oft abrasiert, so daß nur ein Schopf in der Mitte stehen bleibt. Nach dem Abstillen erhalten die Kinder Mehlbrei.

Ich untersuchte öfters die Milch der Kamdschurufrauen mikroskopisch und fand darinnen als auffallenden Befund viele dunkelgelbe Pigmentschollen, die oft zusammengeballt und an die Milchkügelchen angelagert sind.

Geschlechtsleben der Kamdschuru. Die Verheiratung der jungen Männer kann erst erfolgen, sobald sie die nötige Anzahl von Rindern oder Ziegen besitzen, um eine Frau zu kaufen. Über das Geschlechtsleben gab mir Bonjamoi, der alte Häuptling von Ádelang, folgende Auskünfte, die mir noch von mehreren anderen Eingeborenen bestätigt wurden.

Vor ihrer Verheiratung führen die Mädchen ein freies Leben. Sie werden meist in jungen Jahren — Bonjamoi zeigte mit der Hand die Größe eines etwa 14jährigen Mädchens an — defloriert. Die Mädchen haben Geschlechtsverkehr mit vielen Burschen, aber nicht im Hause der Eltern; der Bursche schleicht sich vielmehr nachts an die Hütte, in der das Mädchen schläft, heran, gibt dem Mädchen ein Zeichen, dieses kommt heraus und das Paar zieht sich an irgendeinen versteckten Ort zurück. Wenn die Hähne krähen — so sagte Bonjamoi wörtlich — schleicht sich der Bursche wieder davon. Wird er ertappt, so muß er der Familie des Mädchens eine Ziege geben oder er wird verprügelt. Wenn einer aber die Frau eines anderen Mannes verführt, so muß er diesem 2 Rinder geben, sonst droht ihm der Tod. Es steht dem betrogenen Gatten auch frei, seine beim Ehebruch ertappte Frau umzubringen.

In der Ehe findet in der Regel jede zweite oder dritte Nacht ein Koitus statt. Masturbation kommt bei Knaben schon sehr zeitlich vor. Es scheint mir hier nicht der Ort zu sein, auf alle mir mitgeteilten Einzelheiten des Sexuallebens der Eingeborenen einzugehen.

XI. Heimreise durch das Gebiet der Madi, Bari, Dinka und Schilluk.

Mit den Madi kamen wir nur in Nimule selbst in Berührung.

Die Bari lernten wir auf dem letzten Teil unserer Safari, dem 163 *km* langen Marsch von Nimule nach Gondokoro kennen. Die Madi und Bari unterscheiden sich

[1]) l. c. S. 779.

in ihren Gesichtszügen und in ihrer Tracht sehr deutlich von den Kamdschuru. Ihre Sprache verstand niemand von unserer Safari. Die Bari boten für uns wenig Interessantes. Die Weiber ergriffen mit ihren Kindern die Flucht, wenn einer von uns Weißen in den Dörfern auftauchte. Die Männer waren im allgemeinen freundlich. Ethnographische Artikel waren bei ihnen nicht zu erwerben. Die Männer gehen meist splitternackt einher, sie tragen als Schmuck höchstens einen Armring und hin und wieder ein ganz einfaches Hals- oder Armband. Die Leute sind sehr arm und machen größtenteils einen unterernährten Eindruck. Von den wunderschönen Sachen, die man im Wiener Hofmuseum als Geschenke Emin Paschas, Junkers, Marnos und anderer sieht, war bei ihnen keine Spur zu finden. Als ich die Wiener Sammlung später kennen lernte[1]), schien es mir kaum glaublich, daß es in diesem heutzutage so armseligen Gebiete einmal so schöne Schmucksachen gegeben habe.

Auf unserem ganzen langen Weg von Nimule nach Gondokoro haben wir nur verhältnismäßig kleine und schmutzige Dörfer der Bari kennen gelernt. Das einzig Bemerkenswerte war immer wieder die traurige Feststellung, daß diese armen Nilbewohner durch die niederträchtige, feige und bestialische Behandlung, der sie von Seiten der Elefanten- und Sklavenjäger, dann der ägyptischen Besatzung und schließlich der Mahdisten ausgesetzt waren, gänzlich heruntergekommen und verarmt sind. Später kam noch eine den Viehstand dezimierende Rinderpest dazu. Kurz, heutzutage kann höchstens noch der Jäger bei einer Safari in diesem Gebiet auf seine Rechnung kommen; denn das ganze Land der Bari ist voll von großem und kleinem Wild. Überall trafen wir Spuren von Elefanten- und Büffelherden. Aber der Ethnograph und Anthropologe wird sich wohl darauf beschränken müssen, aus der Literatur der ältesten Forschungsreisenden einen Begriff davon zu bekommen, wie die Madi und Bari und wohl auch andere Stämme dieser Gegend einmal ausgesehen haben, als sie noch ein gesundes und freies Volk waren.

Um diese Veränderungen im Bilde der Nilvölker richtig zu verstehen, ist es unerläßlich, die Geschichte oder, besser gesagt, die Leidensgeschichte des Sudans zu studieren[2]).

Der Sudan gibt Zeugnis dafür, daß schon vor längerer Zeit Schieber jeglicher Rasse ganze Völker zugrunde gerichtet haben, um aus ihrem Blute Gold zu machen. Durch die skrupellose Wirtschaft jenes Gesindels wurde auch im Sudan der Boden für eine große Revolution geebnet, nämlich für den Mahdismus, der auch das noch zerstörte, was die Elfenbein- und Sklavenhändler, beziehungsweise deren Vermittler, übrig gelassen hatten.

Die Strecke von Nimule bis Gondokoro legte unsere Safari bereits auf einer von der englischen Regierung angelegten, allerdings recht schlechten Straße in 8 Tagen (26. Februar bis 4. März) zurück. Ich machte unterwegs Untersuchungen über das Parietalauge einer in jener Gegend häufigen Eidechse, Agama colonorum, wobei ich viel mit der Lupe in der Sonne zu arbeiten hatte. Vielleicht infolgedessen, vielleicht infolge des Krotonismus, den ich mir in Nimule zugezogen hatte und unter dem mein Leidensgefährte Schwarzer noch immer sehr stark litt, trat bei mir in den ersten Märztagen eine Blendung beider Augen auf, die mein Sehvermögen so sehr herabsetzte, daß ich alle Gegenstände wie hinter einem grauen Schleier sah. Da ich deshalb auch den Weg nicht deutlich erkannte, mußte ich wieder in der Hängematte

[1]) Dafür bin ich Herrn Dr. Christian verpflichtet. — [2]) Unter den vielen Werken, die hierüber Auskunft geben, möchte ich vor allem auf R. Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft, Leipzig 1888, und auf das hochinteressante Buch von R. Slatin, Feuer und Schwert im Sudan, hinweisen.

getragen werden. Mein Freund Kmunke sandte Männer voraus nach Redschaf, um nach einem Arzt zu suchen. Es kam wohl ein syrischer Arzt, aber er beschränkte sich darauf, mir einen Schröpfkopf zu setzen. Hingegen lud mich der englische Major Castlesmith ein, zu ihm nach Redschaf zu kommen und in seinem Hause bis zum Abgang des ersten Nildampfers zu warten. Ich trennte mich daher am Kitflusse von meinem Freund Kmunke, der seine Safari nach Gondokoro führte, und setzte nachts über den Nil, um in das am linken Nilufer gelegene Redschaf zu gelangen. Nur mein Boy Kilimandscharo und dessen Landsmann Aveno begleiteten mich. Letzterer war jener Träger, den in Naquá bei der Besteigung der Annaspitze eine Schlange gebissen hatte. In Nimule wurde er, der fortwährend an heftigem Fieber litt und wegen seiner schweren Phlegmone am Bein auf einem Tragesel transportiert werden mußte, von Kmunke mit einer Schar anderer Träger entlassen und sollte mit diesen auf einem Nildampfer bis zum Albert-See und dann nach Entebbe und Nairobi reisen. Er war aber nicht wegzubringen, lief der Safari nach und meldete sich wieder als Träger.

Während unseres 8tägigen Aufenthaltes in Nimule hatte er sich soweit erholt, daß er, trotzdem seine Wunde noch lange nicht verheilt war, eine gewöhnliche Last von 25 *kg* tragen konnte. Nun aber trug er mich auf seinen Schultern vom linken Nilufer in der Dunkelheit in das Haus des Majors Castlesmith, blieb den ganzen Tag dienstbereit am Fußboden neben meinem Bett sitzen und vergalt mir in rührender Dankbarkeit, daß ich ihn als Schwerkranken nicht am Wege liegen und verderben ließ, wie es ja leider so viele Safariherren mit ihren schwarzen Trägern machten. Auch jener treue Aveno war ein Dschaluo.

Nun folgte die Auflösung der Karawane, die Kmunke infolge meiner Erkrankung vornahm, ohne von der ihm von Slatin Pascha erteilten Erlaubnis zur Jagd im Sudan-Reservatgebiet Gebrauch zu machen.

12 Tage dauerte die Fahrt auf dem Nil von Redschaf bis Khartum. Der Dampfer führte den für meine Lage sehr zutreffenden Namen „Amara", die Bittere. Einige Tage tanzte der Dampfer, sich oft und oft umkehrend, durch den „Sadd" (so heißt das in dieser Gegend den Nil bedeckende, nur längs eines von besonderen Baggermaschinen frei gemachten Kanales durchdringliche Gewirre von allerhand Pflanzen, hauptsächlich Papyrusstauden, das für die Schiffahrt eine ständige Gefahr bildet). Später kamen wir an dem Gebiete der Dinka und Schilluk vorüber, die sich gern in der Nähe der Landungsstationen zeigten. Ich konnte aber infolge meiner Augenerkrankung und der außerordentlichen Lichtscheu, unter der ich litt, nur nach Sonnenuntergang die schwarzen Binden von meinen Augen nehmen und daher von der ganzen Reise bis Khartum nur sehr wenig sehen. Da sich aber im ganzen Sudan, sogar in Khartum, kein Augenarzt fand, so blieb ich dort nur einen Tag und fuhr mit meinem Boy Kilimandscharo über Port Sudan durch das Rote Meer nach Kairo. Dort nahm der hervorragende Augenarzt Dr. Meyerhof sofort nach meiner Ankunft trotz mitternächtlicher Stunde eine Untersuchung vor und stellte zu meiner Freude fest, daß meine Augen schon vollkommen genesen waren.

XII. Dschaluo.

Die Dschaluo sind bekanntlich ein nilotischer Stamm, der bei der zentralafrikanischen Völkerwanderung von seinem ursprünglichen Gebiete am oberen Nil nach seinem jetzigen Wohnsitz an der Nordostecke des Viktoria-Sees verschlagen worden ist. Dort haben wir uns nur ganz kurz aufgehalten, als wir uns in Kisumu auf den

„Clement Hill" einschifften, der uns über den Viktoria-See nach Entebbe führte. Aber wir hatten Gelegenheit, die Dschaluo auf unserer Safari näher kennen zu lernen, da ja zirka 20 Mann dieses Stammes unter unseren Trägern waren. Diese bildeten für sich und gegenüber den Trägern anderen Stammes eine geschlossene Gruppe, die sich durch Heiterkeit, Arbeitswilligkeit und Leistungsfähigkeit besonders auszeichnete. Die Dschaluo sind viel ursprünglicher als die Waganda und Suaheli.

Daß die Kavirondo in zwei Gruppen, Bantu und Nilneger, zerfallen, habe ich schon früher erwähnt. Letztere sind die Dschaluo.

Die Dschaluo heißen also auch Kavirondo. Der Ursprung dieses Namens ist unbekannt; wahrscheinlich entstand er, ähnlich wie der Name „Elgon", unter den Suaheliträgern der ersten Karawanen, die das Dschaluogebiet durchquerten, infolge irgendwelcher Mißverständnisse (Johnston[1]).

Über die Kavirondo liegen ausführliche Mitteilungen vor, z. B. von Johnston und von Roscoe. Diesen möchte ich nur einige Angaben hinzufügen, die ich von meinen Trägern und vor allem von meinem Boy Kilimandscharo erhalten habe.

Mein Boy Mori Duise, genannt Kilimandscharo, aus Uyoma am Viktoria-See, war, als er in meinem Dienste stand, zirka 25 Jahre alt. Er war von prächtigem Wuchs, 189·5 *cm* groß und sehr schlank. Sein Schädel war in einem für die Kavirondo typischen Muster ausrasiert, die unteren Schneidezähne ausgebrochen. Er war weder beschnitten, noch tätowiert. Als Schmuck trug er nur einige Armbänder aus Giraffenhaar und ein paar einfache Fingerringe. Seine in Afrika tiefschwarze Hautfarbe blaßte während seines Aufenthaltes in Wien (April 1912 bis März 1913) bedeutend ab. Grundzug seines Wesens war ein außerordentlicher Ehrgeiz, Eitelkeit, Mut und rasche Entschlossenheit. Die widerlichen Schmeicheleien, mit denen namentlich die Waganda die Gunst ihrer Herren zu gewinnen trachteten, waren Kilimandscharo wie den übrigen Kavirondo, fremd. Als Beispiel der verhältnismäßig offenherzigen Gesinnung Kilimandscharos (soweit man eine solche von Seiten eines Negers gegenüber einem Weißen überhaupt erwarten kann) möge folgender Vorfall dienen: Als wir während des Marsches durch Kamdschuru zu wenig Lebensmittel hatten, um den Hunger unserer Träger zu stillen, und als deshalb bereits viele darüber murrten, da sagte eines Tages Kilimandscharo, neben meinem Reitesel daherlaufend, zu mir: „Ihr Weiße habt unser Land gestohlen; wir haben euch nicht gerufen. Aber bald werden die Schwarzen alle Weißen davonjagen oder umbringen, und wenn Ihr alle tot seid, werden wir uns sehr freuen." Während er mir dieses erzählte, suchte er eifrig nach den wenigen sauren Beeren, die in jener dürren Gegend da und dort wuchsen, und brachte sie mir, obwohl er selbst Durst litt. So wenig tief ging sein Ingrimm. Es war natürlich viel besser, ihn frei reden zu lassen, und gerade dadurch gewann ich sein Vertrauen. Durch das Avancement vom Träger zum Boy des Arztes war Kilimandscharo im Ansehen seiner Landsleute sehr hoch gestiegen. Eitelkeit ist ja der Grundzug der Negerpsyche und bei dieser Eigenschaft muß man die Neger packen, wenn man sie mit Erfolg erziehen will. Ich habe darum meinen Boy nie vor den anderen Schwarzen getadelt. Er war gegen mich niemals unterwürfig, aber er trachtete, meinen Vorteil in jeder Weise zu wahren, leider selbst auch auf Kosten anderer. Ich hatte während der Safari auf einmal statt 2 englischer Pfeifen deren 4, die Zahl meiner Krawatten und Hemden nahm in einem fort zu und eines Tages fanden sich sogar statt einer Badewanne deren zwei in meinem Zelt. Alles das

[1]) l. c. S. 722.

hatte mein braver Kilimandscharo meinem Freund Kmunke und den beiden anderen Weißen für mich gestohlen. Er war darüber sehr ungehalten, daß ich diese Dinge ihren rechtmäßigen Besitzern wieder zurück gab. Auf der Safari in Naquá und Tobúr erwies sich Kilimandscharo als entschlossener, furchtloser, kampfbereiter Mann. Außerdem war er ein ausgezeichneter Jäger und Kenner des Wildes. Es wurde schließlich vereinbart, daß er mich auf ein Jahr nach Wien begleiten solle. An Bord der „Amara" machte mir seine Wildheit viel zu schaffen. Als er für mich einmal Sodawasser aus der Schiffsküche holen sollte und der Kellner dafür Geld verlangte, bedrohte er das ganze Küchenpersonal mit dem Messer und rannte mit mehreren Flaschen in meine Kabine. In Bor sandte ich ihn an Land, um Eingeborenenbrot zu kaufen, weil das Brot an Bord nicht besonders gut war, und gab ihm einen silbernen Taler à 20 Piaster mit. Bald kam er aufgeregt zurück, brachte mehrere Laibe Brot, das dort in Form von dünnen Scheiben hergestellt wird, verschiedene Silbermünzen und den Taler und erzählte mir, der Bäcker habe ihn betrügen wollen, er habe ihm an Stelle der großen Silbermünze nur lauter ganz kleine herausgeben wollen; dafür habe er den Bäcker aber gründlich durchgeprügelt. Außerdem hatte er dem Armen nicht nur das Brot und das Kleingeld, sondern auch den Taler genommen.

In Schendi, einer Bahnstation zwischen Khartum und Port Sudan, wurde Kilimandscharo, als er mir etwas in den Speisewagen bringen mußte, vom Kellner, einem Holländer, aus dem fahrenden Zug gestoßen, später von Gendarmen aufgegriffen und nach Khartum zurückgebracht. Von dort sandte ihn mir Slatin Pascha auf meine telegraphische Bitte per Bahn nach Kairo nach. In Wien wandelte sich Kilimandscharo vom Schensi zum Kavalier um. Er verstand es bald, sich vornehm zu benehmen und elegant zu tragen. Seine größte Leidenschaft war der Besitz von Krawatten. Die Krawatte war für ihn die Werteinheit, nach der er alles andere einschätzte. Von Frauen jedes Standes und Alters umworben und mit Geschenken überhäuft, widerstand er doch aus hochachtungsvoller Scheu vor den Weißen, die er nie ablegen konnte, allen Versuchungen. Gleichwohl war er so entzückt von der Schönheit der Wienerinnen, daß er mich gleich anfangs fragte, ob alle weißen Männer nach Wien kämen, um hier zu heiraten. Er gab auch mit Vorliebe die Zahl von Rindern und Ziegen an, welche nach seiner Meinung die Frauen, die er hier begegnete, in seiner Heimat als Kaufpreis erzielen würden. Sein Geschmack war ganz und gar mit dem eines europäischen Durchschnittsjünglings identisch. Er sah auf schmale, ebenmäßige Figur und vornehme Bewegung. Alkohol trank Kilimandscharo nie. Er hat mich auch sicherlich nie bestohlen. Er war aber faul und oft ohne erkennbaren Grund in gedrückter Stimmung. Er konnte eben außer mit mir mit niemandem reden, da er weder Deutsch noch Englisch erlernte. Er litt sichtlich an Heimweh, trotzdem er von dem Leben und Treiben in Wien ganz entzückt war. Es scheint mir im allgemeinen nicht ratsam, Schwarze als Diener nach Europa zu bringen. Sie sind für die hiesigen Verhältnisse nicht geeignet. Mein Freund Kmunke war mit seinem Muganda-Boy Simon in Wien recht schlecht daran. Kilimandscharo bekam nach seiner Rückkehr nach Afrika nach Beendigung seiner einjährigen Dienstzeit in Wien auf meine Empfehlung eine gute Stellung in Nairobi und besuchte bald darauf seine Heimat Uyoma. Dort ist er spurlos verschwunden, wahrscheinlich ermordet worden. Er hatte sich schon in Wien immer geschämt, wenn ihm auf der Straße ein Neger begegnete und ihn ansprach; er wollte nichts von diesen Schensi wissen. Dieser Hochmut gegenüber seinen Rassegenossen, zu dem sich noch eine

tollkühne Rauflust gesellte, dürfte ihn in seiner Heimat mißliebig gemacht und sein Verhängnis herbeigeführt haben.

Einige Angaben Kilimandscharos und unserer Kavirondoträger über Sitten und Gebräuche in ihrer Heimat.

Kost. In ihrer Heimat essen die Kavirondo des Morgens, etwa um 7 Uhr, ein Hirsebrei-Frühstück, nachmittags eine Suppe und am Abend ihre Hauptmahlzeit, bei welcher Kürbisse eine große Rolle spielen. Ochsen werden nur bei feierlichen Gelegenheiten geschlachtet. Sonst gibt es aber öfters Hühner und Wild. Im Ganzen essen die Kavirondo weniger Fleisch als wir.

Während unserer Safari bekamen alle Träger aus Zeitmangel kein Frühstück, sondern es wurde nur einmal im Tag, nach dem Eintreffen im Lager, abgekocht. Das war meistens der Fall um zirka 4 Uhr nachmittags. Ausnahmsweise wurde auch schon früher abgekocht, jedoch immer nur einmal im Tag. So ist es auf jeder Safari der Brauch.

Jagd. Bei den Dschaluo werden hauptsächlich Kreis- und Treibjagden veranstaltet unter Zuhilfenahme sehr vieler Hunde. Die Engländer verboten diese Jagden mit Rücksicht auf die zu befürchtende Ausrottung des Wildes.

Rechtsbegriff der Dschaluo. Kilimandscharo erzählte: „Wenn die Kikuju mit den Kavirondo in Nairobi raufen wollen, ohne dafür bestraft zu werden, so brauchen sie bloß zur Polizei zu gehen und dort im vorhinein Geldbußen zu erlegen. Die Kämpfe zwischen den Stämmen sind bekanntlich ebenfalls verboten; gegen entsprechende Bezahlung kann man aber die Erlaubnis zu einem Kampfe von 2—3 Tagen erlangen. Das ist bei den Eingeborenen in Nairobi allgemein bekannt.“ Solche Vorstellungen haben diese schwarzen Kinder von ihrer weißen Behörde!

Stellung der Frau. Nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen genießen in Kavirondo Sonderrechte: es ist z. B. den Männern nicht erlaubt, in die Kochtöpfe zu sehen. „Häferlgucker“ werden beschimpft.

Einen bezeichnenden Rechtsstreit unter den Kavirondo hatte ich auf unserer Safari im Barigebiete über deren Wunsch am 27. Februar 1912 in Kiyrepi am Umaflusse zu schlichten. Jangos, meines Kavirondoträgers, Weib hatte ausnahmsweise die Erlaubnis erhalten, ihren Mann auf der Safari von Mbale aus zu begleiten. Nun kam sie zu mir mit der Anklage gegen ihren Mann, er habe sie geschlagen, weil sie seinen Landsmann dafür geprügelt habe, daß er ihr einen Kochlöffel zerbrach. Sie wolle umkehren, Jango verlassen und nach Nimule zurückkehren. Dazu erbitte sie meine Erlaubnis. Ich ließ Jango holen und hielt Schauri (da ich mit den Rechtsbegriffen der Leute viel zu wenig bewandert war, so fiel mir das Urteil sehr schwer). Alle Kavirondo standen bei der Schauri im Kreise herum. Jango faßte die Sache sehr ernst auf; er habe seine Frau bloß einmal ins Gesicht geschlagen, weil er ihr nicht erlauben könne, seinen Landsmann zu schlagen. Ich sprach Recht, das Weib dürfe weder den Freund ihres Mannes, noch dürfe Jango sein Weib weiterhin schlagen, sonst würden sie beide von mir bestraft. Das Weib war damit unzufrieden und sagte, mein Urteil sei schlecht. Darauf erhob sich der kleine tüchtige und intelligente Kavirondo Avuto voll Erbitterung und sagte, ich solle beide, Jango und sein Weib, sofort wegschicken. Es sei eine Unverschämtheit, daß sich das Weib traue, mit mir wegen so einer Dummheit so lange Schauri zu halten. Alle Kavirondo stimmten ihm bei. Ich schloß die Schauri mit der Aufforderung zur Versöhnung.

Kindererziehung. Bei den Kavirondo werden die Kinder von ihren Eltern ziemlich häufig mit kleinen Stöcken gezüchtigt. Kilimandscharo sagt, die Kinder seien in seiner Heimat ebenso ungezogen wie hier die Straßenkinder. Sie seien unfolgsam, raufen und schreien den ganzen Tag.

Sexuelle Moral. Die Kavirondomädchen schlafen beisammen in einer eigenen Mädchenhütte bei einer alten Frau. Die Burschen haben eine gemeinschaftliche Schlafhütte und eine gemeinsame Speisehütte. Vor der Ehe haben beide Geschlechter freien Umgang. Ein hübsches Mädchen hat oft viele, sogar zehn Freunde auf einmal. Burschen und Mädchen kommen in der Hütte zusammen und liegen dort miteinander herum. Das Mädchen gestattet den Burschen alles, bis auf die Defloration. Wenn ein Mann ein Mädchen defloriert, ohne es zu heiraten, muß er dafür einen Ochsen hergeben. Von dem Ehegatten wird die Jungfräulichkeit seiner Braut durch Einführen des kleinen Fingers untersucht und verlangt, daß beim ersten Koitus Blutung auftrete. Das ist auch angeblich in der Regel der Fall, weil eben die Mädchen ihren Freunden die Immissio nicht gestatten. Kommt beim ersten Koitus des Ehegatten keine Blutung der Frau zustande, so wird die Frau nicht davongejagt, sondern bloß ausgelacht und der Gatte freut sich darüber, daß er jetzt von den Eltern seiner Frau seinen Ochsen zurückverlangen kann. Moralisch entrüstet ist er aber deshalb durchaus nicht. Die Frau empfindet dies aber als Schande. Wenn der Mann einer jungen Frau impotent ist, so schämt sie sich, dies ihrer Mutter zu sagen; aber ihren Freunden sagt sie es, wenn sie abends zur Sigana (s. u.) zusammenkommen, und diese sagen es dann ihrer Mutter.

Verschauen macht unfruchtbar. Sehr schöne Frauen bekommen keine Kinder oder sie bekommen erst nach langjähriger Ehe ein Kind, höchstens deren zwei. Viele Leute schauen voll Neid auf schöne Frauen, und dann bekommen sie natürlich keine Kinder — erzählt Kilimandscharo.

Brauch beim Niesen. Knaben und Mädchen sagen: „Pole — Pole!“ („Gemach — gemach!“) wenn andere niesen. Beim Erwachsenen ist das nicht mehr der Brauch.

Sigana. Eine Lieblingsbeschäftigung der Kavirondo ist es, beisammen zu sitzen und Geschichten zu erzählen. Das nennt man Sigana. Dazu rauchen sie ihre Pfeifen, mitunter auch mit Haschisch. Ein guter Erzähler ist bei den Kavirondo hochgeschätzt und angesehen. Wir mußten unsere Kavirondoträger abends öfter zur Ruhe verweisen, weil sie so lange Sigana hielten. Da sitzen oder liegen sie alle beisammen in der Hütte auf der Erde und horchen dem Erzähler zu. Das ganze Dorf kommt dort zusammen, auch die jung verheirateten Leute. Den Jünglingen ist es erlaubt, zur Sigana ihre Freundinnen mitzubringen. Die Sigana findet entweder in der Hütte statt, wo die Mädchen unter dem Schutze einer alten Frau zusammen wohnen, oder in dem Schlafraum der Männer. Die Erzählung wird von einem Mädchen oder Jüngling vorgetragen. Ein Erzähler folgt dem anderen der Reihe nach. Wenn einer mit seiner Erzählung fertig ist, so sagen die Zuhörer: „Tinda!“ Tinda war vor alters ein großer Mann. „Tinda“ soll heißen: Du wirst so groß werden wie Tinda. Es ist erst erlaubt, sich Geschichten zu erzählen, wenn der Abend hereingebrochen ist; wenn junge Leute am Tag Geschichten erzählen, so bleiben sie nach der Meinung der Dschaluo klein. Wenn die Sigana zu Ende ist, so beginnt das Liebesspiel zwischen den Liebespaaren, und zwar vor den anderen.

Das Ausbrechen der Zähne. Die Kavirondoburschen und -mädchen lassen sich mit etwa 14 Jahren, nämlich zur Zeit der Pubertät, seit alters von

einem Zahnkünstler (Fundi) ihres Stammes die vier unteren Schneidezähne herausnehmen, und zwar mit einem Eisenstab. Wenn sich ein Bursche oder ein Mädchen dieser Prozedur nicht unterzieht, so können sie nicht heiraten. Der „Fundi" erhält für seine Arbeit ein Huhn. Der Operierte darf bis zum nächsten Tag nichts essen. Die Mädchen scherzen dann später mit ihren Freunden, indem sie ihnen die Finger zwischen die Lippen stecken und sagen: „Beiß mich!" Der Mann sucht dann den Finger der Geliebten mit seiner Zunge auf die Seite zu schieben, um ihn zwischen seine Zähne zu bekommen. „Halt!" sagt dann das Mädchen, „Du bist ein böser Bursche, laß das sein!" und so scherzen sie weiter.

Der Arzt und die Weissagung der Zukunft. Der Zauberdoktor, ein alter Mann, wird von den Leuten ins Haus gerufen, wenn sie von ihm die Zukunft wissen oder sich von einer Krankheit befreien lassen wollen. Für seine Verdienste erhält er reichen Lohn, z. B. einen Ochsen, wenn der Patient zum Sterben war und sich auf die dargebotene Medizin wieder erholt hat. Wenn aber der Kranke bloß leicht erkrankt war, so erhält der Zauberdoktor nur ein Huhn.

Zur Weissagung der Zukunft wird eine Ziege geschlachtet. Der Arzt öffnet ihr den Bauch und nimmt die Eingeweide heraus. Er beschaut diese und prophezeit daraus die Zukunft.

Ein anderes Mittel zur Erkennung der Zukunft ist ein Flaschenkürbis mit einem engen Hals. Der Zauberer hält ihn zum Ohr und hört daraus viele Geräusche, aus denen er die Zukunft erschließt. Diese Flasche ruft ihm sogar oft des Nachts zu, daß es etwas Wichtiges gibt. Er wacht dann auf und horcht an seiner Flasche. Es ist, wie wenn eine Kinderstimme aus der Flasche spräche. Kurz vor seiner Heimkehr aus Wien sagte Kilimandscharo zu mir: „Meine Leute in Uyoma werden jetzt schon wissen, daß ich wiederkomme, weil es unsere Zauberer aus ihren Flaschen heraushören. Das kann auch für Dich nicht gar so sonderbar sein; denn auch Du horchst doch den Kranken ab und beklopfst ihn und hörst allerhand Dinge aus Deinem Finger, die sonst niemand hören kann. Was hört denn ein anderer an der Brust des Kranken, wenn er nicht Deine Zauberei versteht? Geradeso ist es mit unseren Zauberern."

Ein drittes Weissagungsmittel sind die „Ombolo", kleine runde, holzige Früchte von Stauden. Diese wirft der Zauberer ins Wasser und sieht zu, ob sie umfallen oder sich aufstellen. Ist letzteres der Fall, so ist der Betreffende, um den gefragt wird, am Leben, fällt die Frucht aber im Wasser um, so ist der Mensch tot.

Zur europäischen Medizin haben die Eingeborenen wenig Vertrauen und sie beziehen nicht gern europäische Eingeborenenspitäler. Wenn sie z. B. dort mit Dysenterie liegen, so halten sie meist keine Diät ein, sondern lassen sich nachts von ihren Angehörigen die gewohnte Kost durchs Fenster hineinschmuggeln. Oft brennen sogar Schwerkranke aus den Spitälern durch.

Während seines Aufenthaltes in Wien und während unserer gemeinsamen Rückfahrt nach Afrika hielt Kilimandscharo mit mir Sigana. Er war dann unerschöpflich im Erzählen. Daher stammen die folgenden Erzählungen. Sie sind möglichst wörtlich übersetzt.

Kilimandscharos Urteil über unsere Frauen. Die weißen Frauen sind sehr schön; sie haben viel schönere Gesichter als die schwarzen Frauen, auch sehr schöne Brüste und sehr schöne Augen. Viele weiße Frauen haben aber große Augen, was bei den schwarzen Frauen selten ist. Das ist nicht schön, viel schöner sind kleine Augen, die beim Lachen ganz verschwinden. Nur

eines ist an den weißen Frauen weniger schön als an den schwarzen: ihr Gesäß ist zu klein. Aber die Haare der weißen Frauen, ihre geraden Füße und ihre Waden sind sehr schön.

Kilimandscharo erzählt folgende zwei Begebenheiten aus Nairobi, die für die Prahlsucht der Schwarzen bezeichnend sind.

Adjieng, ein Bekannter Kilimandscharos in Nairobi, hat immer rote Augen und geht in der Nacht spazieren. Er geht nicht zu Dirnen und spricht sehr leise. Lärm ist ihm verhaßt. Er hat in Nairobi immer wieder gestohlen, so oft er freigelassen wurde. Er wird dann immer wieder auf zwei Jahre eingesperrt, aber, kaum heraußen, stiehlt er wieder. Wenn irgendwo gestohlen wird, so fragt die Polizei gleich: „Wo ist der Adjieng?" Einmal brach er nachts bei einem Europäer ein, holte das Gewehr von der Wand herab, zündete Licht an, bedrohte den Europäer, aß bei ihm, zerriß ihm alle Bücher und stahl, was er fand, darunter auch Epauletten, die er sich auf sein Hemd aufnähte. So ging er am nächsten Morgen in seine Arbeit. Natürlich wurde er gleich verhaftet. Es lag ihm aber nichts daran.

Er stiehlt aber nur bei Weißen. Wenn ein Schwarzer einem anderen Schwarzen etwas stiehlt, so geht er hin und prügelt ihn durch.

Ein anderer Kavirondo, ein starker Kerl, schlich sich nachts zu der schönen weißen Frau x, kroch unter ihr Bett, und als sie sich hineingelegt hatte, da kroch er hervor und stieg zu „Bibi x" ins Bett. Bibi x traute sich nicht zu schreien, da er sie am Leben bedrohte, falls sie schrie, und ließ ihn gewähren. Dann ging er wieder fort. Lange wurde er nicht entdeckt, obwohl Bibi x gleich am nächsten Morgen die Anzeige machte. Später war er einmal betrunken und erzählte im Wirtshaus herum, daß er Bibi x besessen habe. Das hörte ein Detektiv und ließ ihn gleich verhaften.

Dschaluo-Tierfabeln.

1. Der gespeerte Elefant.

Als die Leute von Uyoma einmal ruhig beisammen saßen, da ertönte plötzlich die Elefantentrompete und es wurde berichtet, daß in der Nähe ein großer Elefant stehe und das Hirsefeld zerstöre. (Es ist bei den Dschaluo, ehe die Weißen mit ihren Gewehren da waren, sehr oft vorgekommen, daß die Elefanten bis in die Dörfer und sogar bis zu den Türen der Häuser gekommen sind. Die Leute haben sich dann natürlich nicht aus den Häusern herausgetraut, sondern sie haben in den Häusern Spektakel gemacht, um die Elefanten zu verscheuchen. Zu diesem Zwecke diente auch eine große, sehr lange Trompete, auf deren Ertönen die Elefanten langsam weitertrabten. Mitunter verfolgten die Leute die Elefanten, gute Renner warfen aus nächster Nähe ihre Speere auf diese und so wurden manche Elefanten getötet.) Einer von den Männern rannte geschwind in das nächste Haus, das aber nicht das seine war, und ergriff daselbst einen Speer, um nach dem Elefanten zu jagen. Er rannte hin und stieß dem Elefanten den Speer hinein. Der Elefant rannte mit dem Speer im Leibe, dem er bloß den Schaft abbrach, weiter. Der Jäger kehrte zurück und erzählte: „Ich habe heute einen Elefanten gespeert." Der Eigentümer des Speeres war dabei und sagte: „Wo ist mein Speer?" „Der Elefant hat ihn davongetragen!" entgegnete der erste. „Bring mir sofort meinen Speer, ich brauche Deine Ausreden nicht. Warum hast Du meinen Speer weggetragen?" „Ah, ich habe Deinen Speer als nächsten vorgefunden. Was willst Du jetzt?" „Ich will gar nichts als meinen Speer." „Ah, ah, ich will Dir jetzt zwei Ziegen geben!" sprach der Jäger. „Auch wenn Du mir vier Ziegen gibst, so will ich sie nicht." „Also was willst Du denn eigentlich?" „Ich will meinen Speer, das ist alles!" „Gut!" sagte der Jäger. Darauf dachte er bei sich: „Was werde ich jetzt tun?" Und dann brach er auf und folgte der Spur der Elefanten. Zehn Tage verfolgte er ihre Spur Tag für Tag und dann erst fand er die Elefanten. Sie feierten gerade ein Totenfest (Karumu), weil der Elefant, den der Jäger mit dem Speer getroffen hatte, gestorben war. (Die Elefanten sind nämlich wie die Menschen. Wenn z. B. ein Elefant stirbt, so reißen ihm die anderen die Zähne aus und vergraben sie tief in der Erde. Wenn sie einen Menschen getötet haben, so zerstampfen sie ihn, bis er zu Staub wird. Viele Dschaluo essen kein

Elefantenfleisch und viele andere Schensi auch nicht, weil eben Elefanten Menschen sind.) Darauf fragte ein Elefant den Jäger: „Zweifüßler (Udschuntér), was willst Du?" Darauf sagte dieser: „Ich will nur eines: einen Speer." „Wessen Speer?" „Meinen Speer." „Wo hast Du ihn verloren?" „Ich jagte nach Euch und Ihr habt ihn dann davongetragen." Darauf sagten die Elefanten: „Komm! Komm nur her! Da schau!" Und sie führten ihn hinein in ihre Boma und zeigten ihm eine Menge Speere, die sie mit der Zeit zusammengebracht hatten. „Ist es der? — Der? — Der?" so fragten sie ihn vergebens. „So schau halt selber alle durch!" sagten sie ihm. Das tat der Jäger und endlich fand er unter der großen Zahl von Speeren jenen, mit dem er seinen Elefanten getötet hatte. Darauf fragten ihn die Elefanten: „Was wirst Du denn jetzt sagen, wenn Du zurückkehrst?" Er versprach: „Ah, ich werde nichts sagen." Darauf machte er sich auf den Heimweg. Uneingedenk seines Versprechens, zu schweigen, erzählte er aber schon unterwegs den Leuten: „Ich habe Elefanten getroffen, die haben ein Totenfest gefeiert."

Dann ging er wieder weiter und fand bald darauf zwei Hyänen am Weg. Er blieb stehen und hörte dem Gespräch der Hyänen zu: „Wohin werden wir jetzt gehen?" fragte die eine. „Was werden wir jetzt essen?" fragte die andere. „Wir wollen jetzt zum Hof des Soundso gehen und werden dort zeitlich in der Früh, wenn noch niemand aufgestanden ist, Schafe stehlen." „Ah," sagte die erstere, „wer weiß, ob uns die Leute nicht erwischen! Du kennst jenen Hof, gehe Du voraus, brich in das Haus ein! Ich warte derweil draußen." Der Jäger blieb stehen, bis er das ganze Gespräch mit angehört hatte. Darauf ging er weiter nach Hause. Als er wieder Leute traf, sprach er zu ihnen: „Ah, ich habe heute einen sehr schlechten Weg gehabt." „Wieso?" fragten die Leute. „Ich ging, ging, ging, um meinen Speer zu bekommen, und fand Elefanten, die feierten ein Totenfest wie Menschen. Darauf fand ich Hyänen, die sprachen gerade darüber, wie sie sich bei den Menschen etwas zum Essen stehlen könnten." Darauf sagten ihm die Leute: „Gut! Deine Tage sind jetzt gezählt, denn Du hast etwas sehr Böses gesehen."

Unterdessen gingen die Hyänen in das Haus, wo sie zu stehlen geplant hatten. Die Ziegen liefen davon, als die Hyänen in ihren Stall einbrachen, und machten viel Lärm. Darauf öffneten die Leute leise ihre Türen und kamen mit Stöcken in den Händen hervor. Es war gerade Vollmond. Da sahen sie die eine Hyäne vor dem Hause stehen, während die andere unter dem Hause bereits ein Loch gegraben hatte und die Ziegen von innen hinauswarf, um sie der draußen stehenden zu übergeben. Darauf schlugen die Leute auf die Hyäne, die vor der Hütte stand, mit den Stöcken los. Sie lief davon, die andere aber war drinnen eingeschlossen. Die Leute hörten das bald, weil der eingeschlossenen Hyäne noch der Magen von einer Ziege gurrte, die sie gefressen hatte. Darauf sagte einer von den Leuten: „Ah, ich höre, daß noch eine Hyäne im Stall ist." Darauf warteten die Leute bis zum Tagesanbruch, dann öffneten sie die Stalltüre und ließen die Hyäne hinaus, um sie zu töten. Die Hyäne schoß hervor und alle Leute schlugen mit ihren Stöcken nach ihr und verfolgten sie. „Ah, jeden Tag habe ich mich angefressen, aber heute habe ich mich geirrt!" sagte die Hyäne. Die Leute aber verfolgten sie und wollten sie mit ihren Stöcken erschlagen. Plötzlich verwandelte sich die Hyäne in einen Menschen. Darauf traten die Leute nahe an sie heran. Die verwandelte Hyäne sprach: „Ah, laßt mich, tötet mich nicht, denn auch uns hat Gott so wie die Menschen erschaffen, nur bestellen wir kein Feld, sondern fressen dafür Eure Schafe." „Was ist das?" fragten die Leute, „was sind das für Menschen? Wer kann sie erkennen?" Darauf sagte ein Kind: „Ah, das ist etwas Böses, laßt das sein! Vielleicht sind bei uns zu Hause Leute krank geworden oder es ist Vieh umgestanden." „Ah, wer hat Dich das gelehrt?" fragten die Leute das Kind. „Ich denke es mir nur," gab das Kind zur Antwort, „weil sich die Hyäne in einen Menschen verwandelt hat." Darauf sagten die Leute laut: „Wahrlich, wahrlich, das ist eine sehr böse Geschichte." Das Kind hatte richtig prophezeit; der Jäger hatte zwar den fremden Speer zurückgebracht, bald darauf starb er aber selbst. (Dies war die Strafe dafür, daß er nicht schweigen konnte.)

2. Njaruot (der Specht) und Njadbúoro (die Turteltaube).

Der Specht will die Kinder der Turteltaube umbringen und bringt ihnen zu diesem Zwecke, so bald die Mutter der jungen Turteltauben fortgeflogen ist, Regenwürmer zu ihrem Nest. Er ruft, indem er die Stimme der Turteltaube nachahmt: „Njadbúoro, Njadbúoro! ich will jetzt meine Kinder sehen." Aber die Stimme des Spechtes ist von der der Turteltaube sehr verschieden. Unter den jungen Turteltauben ist eine mit gebrochenen Füßen. Sie ist schon etwas älter und kennt, daß dies nicht die Stimme ihrer Mutter ist. So sagt sie: „Was ist das? Das ist nicht die Stimme unserer Mutter. Öffnet die Tür nicht!"

Anderen Tages geht der Specht zum Arzt und sagt: „Ich will eine Stimme haben wie die Turteltaube, um ihre Kinder zu töten.“ Der Arzt erfüllt seinen Wunsch und sagt: „Wenn Du jetzt fortgehst, iß nichts auf dem Wege, sonst erkennen die jungen Turteltauben Deine Stimme sofort.“ Darauf fliegt der Specht zu den jungen Turteltauben. Unterwegs ißt er aber doch etwas. Dann kommt er zum Nest und ruft mit der Stimme der Turteltaube: „Njadbúoro, Njadbúoro! Öffnet die Tür!“ Die junge Turteltaube mit dem gebrochenen Fuß aber sagt: „Das ist nicht die Stimme unserer Mutter Wenn Ihr öffnet, so seid Ihr verrückt.“ Die anderen aber sagen: „Was weißt denn Du, das ist die Stimme unserer Mutter. Geh aus dem Weg, laß uns die Türe öffnen!“ Sie öffnen jetzt die Tür, die kranke Turteltaube springt aber auf und kriecht in ein Loch. Der Specht tötet jetzt 5 junge Turteltauben, alle bis auf das beinkranke Junge, welches in ein Loch gekrochen ist. Dann fliegt er wieder fort. Bald darauf kommt die Turteltaube zu ihrem Nest. Sie findet die Tür offen. Sie ruft: „Njadbúoro, Njadbúoro, Njadbúoro!“ Das kranke Turteltäubchen erkennt jetzt die Stimme seiner Mutter und kommt aus dem Loch heraus und öffnet die Tür. Es sagt zur Mutter: „Der Specht ist gekommen und hat Deine Kinder getötet. Jetzt ist er wieder davongeflogen.“

Am Morgen des anderen Tages ertönt die Trommel unter den Vögeln und ruft zum Tanz. Alle kommen bis auf die Turteltaube. Diese geht, um die Kinder des Spechtes zu töten. Sie geht zu den jungen Spechten und fragt sie: „Was hat Euch denn Eure Mutter heute zum Essen hinterlassen?“ Die jungen Spechte verstecken sich und sagen: „Unsere Mutter hat uns nichts hinterlassen.“ Ein ganz junger aber schreit: „Ah, unsere Mutter hat uns die Kinder der Turteltaube hinterlassen!“ „Wo denn?“ fragt die Turteltaube. Der junge Specht zeigt auf den Baum hinauf. Dort oben findet denn auch die Turteltaube ihre Jungen, aber sie sind in einem Kessel, unter dem noch Feuer brennt, bereits gekocht. „Ah, so eßt doch!“ sagt die Turteltaube, „öffnet die Tür und kommt!“ Die jungen Spechte öffnen darauf die Tür. Rasch wirft die Turteltaube Feuer in das Haus der Spechte und alles verbrennt. Nachdem das Nest der Spechte abgebrannt ist, fliegt die Turteltaube eilends davon zu den anderen Vögeln, die zum Tanz die Trommel schlagen, und ruft: „Gebt mir die Trommel, ich will sie schlagen!“ Darauf schlägt sie die Trommel und ruft: „Tilitili alumu, tilitili alumu!“ das heißt: „Ich habe alle Jungen getötet, ich habe alle Jungen getötet!“ Darauf eilen alle Vögel zusammen und fragen: „Was singst Du da zur Trommel? Seht doch, wie geschickt die Turteltaube heute die Trommel schlägt!“ Nur der Specht sagt: „Ich hasse diese Trommel!“ und fliegt davon zu seinen Kindern. Wie der Specht zu seinem Nest kommt, da sieht er, daß alle seine Kinder getötet sind. Er schlägt Alarm und ruft: „Fangt die Turteltaube, fangt die Turteltaube!“ Alle Vögel rennen zusammen und wollen die Turteltaube fangen. Diese aber entkommt in ein Loch. Der Geier paßt vor dem Loch auf und wartet, bis die Turteltaube herauskommt. Diese aber täuscht den Geier und tut, als ob sie etwas sehr Gutes äße. Sie lutscht herum: „Mlb, mlb, mlb!“ Der Geier fragt neugierig: „Turteltaube, was hast Du denn?“ „Ah, ich habe etwas sehr Gutes zu essen.“ „Ah, gib mir auch ein wenig davon!“ „Warte nur hier, Du sollst etwas haben. Ich gebe Dir ein Stück. Mach aber Deine Augen weit auf und komm näher!“ Der Geier tut, wie ihn die Turteltaube geheißen, kommt näher und macht die Augen weit auf. Da aber wirft ihm die Turteltaube eine Handvoll Sand in die Augen. Der Geier ist geblendet und fliegt davon. Die Turteltaube kriecht aus dem Loch und fliegt ebenfalls fort. Der Geier aber sieht sie nicht und die Turteltaube entkommt.

3. Geschichte vom Krokodil und vom Hasen.

Der Hase geht in das Haus des Krokodils. Das Krokodil setzt seine Eier nicht im Wasser ab, sondern außerhalb desselben, später erst nimmt es die Jungen auf und trägt sie ins Wasser. Der Hase trifft das Krokodil, als es gerade in der Nähe des Sees seine Eier ausbrütet. Der Hase sagt: „Ah, Dein Haus ist schön, so groß wie meines. Jetzt wollen wir Freunde sein.“ „Ah, jetzt wirst Du mein Freund sein!“ antwortet das Krokodil. Der Hase geht fort und sagt: „Nach 4 Tagen werde ich wieder kommen, um dich zu sehen.“ Nach 4 Tagen kehrt der Hase zurück, um sich um das Krokodil umzuschauen. Das Krokodil sagt: „Jetzt bleib da, ich werde das Essen kochen.“ Das Krokodil macht das Mehl zurecht und der Hase macht Feuer. Der Hase holt Krokodilseier und wirft sie ins Feuer. Sie zerspringen. Das Krokodil klagt und ruft: „Was höre ich denn da im Feuer?“ Der Hase antwortet: „Ah, Brennholz, frisches Brennholz singt im Feuer!“ Der Hase holt andere Krokodilseier und wirft sie ins Feuer. Das Krokodil fragt wieder: „Was höre ich denn da im Feuer für einen Lärm?“ „Ah, frisches Brennholz!“ sagt der Hase. „Ah,“ sagt das Krokodil, „gib doch trockenes Holz ins Feuer!“ „Ah,“ sagt der Hase, „es ist kein trockenes Holz da, nur frisches.“ Darauf gibt der Hase noch 3 Krokodilseier ins Feuer und ißt sie alle auf. Der Hase weiß, wenn jetzt das Krokodil nachschauen wird, so wird es im Kochtopf die Eierschalen sehen und ihn, den Hasen, töten. Darum sagt der Hase: „Ah, ich

habe jetzt sehr starke Bauchschmerzen, ich muß fortgehen." Er rennt hinaus zum See und ruft dem Krokodil zu: „Ah, ich habe jetzt sehr starke Bauchschmerzen, ich muß nach Hause gehen. Du kennst das Wasser gut und kannst schwimmen. Trag mich doch über das Wasser nach Hause!" Das Krokodil antwortet: „Warte doch auf das Essen!" Der Hase aber antwortet: „Ich kann nicht warten, ich habe zu starke Bauchschmerzen. Trag mich doch über das Wasser, ich werde morgen zum Essen wiederkommen!" Das Krokodil kommt heraus und trägt den Hasen am Rücken über das Wasser. Wie sie schon am Wasser sind, da läuft ihnen der Vetter des Krokodils nach und sagt: „Ah, Krokodil, Du trägst den Hasen und er hat alle Deine Eier gefressen." Das Krokodil aber versteht nicht, was sein Vetter sagt, und fragt den Hasen: „Hast Du nicht verstanden, was die Leute da draußen sagen?" „Ah," sagt der Hase, „sie rufen, ein Gewitter wird bald kommen und wird uns im Wasser töten. Trag mich rasch weiter!" Darauf ruft der Vetter des Krokodils wieder: „O Nyáng, o Nyáng! (O Krokodil), Du trägst den Hasen und er hat doch alle Deine Eier gefressen!" Wie er das zum dritten Male ruft, da versteht das Krokodil etwas von „Eiern" und sagt: „Ah, Hase, was sagen die Leute da draußen?" „Ah," sagt der Hase, „sie sagen, Regen kommt, viel Regen. Trag mich rasch hinüber!" Darauf trägt das Krokodil den Hasen hinaus ans Land und setzt ihn dort ab. Das Krokodil kehrt ins Wasser zurück. Da ruft ihm der Hase nach: „Krokodil, Du bist sehr dumm. Ich habe immer vernommen, daß Du nicht hörst, wahrlich, Du hörst nicht. Ich habe Deine Eier gefressen; das hat Dein Vetter gesagt und Du hörst es nicht. Du hast wirklich keine Ohren. Wirklich, Du bist ein Dummkopf. Ich bin nur gekommen, um Dich absichtlich zu hintergehen, und jetzt sehe ich, daß Du wirklich so dumm bist und Dich hintergehen läßt. Die Eier krachen im Feuer und Du hörst es nicht. Ich sage Dir: Frisches Brennholz! und Du glaubst es. Geh und schau, ob es wirklich Brennholz war! Hast Du die Warnung der Leute vom gegenüberliegenden Ufer nicht vernommen? Kennst Du nicht Dein eigenes Brennholz, ob es frisch oder trocken ist?"

Darauf kehrt das Krokodil zurück ins Wasser und fängt Fische. Das Krokodil zeigt dem Hasen die Fische. Der Hase sagt: „Gib mir Fische!" Das Krokodil antwortet: „Komm nur und hole sie Dir!" Denn es will den Hasen töten. Es schwimmt ein großer Baumklotz auf dem Wasser. Der Hase bindet sich diesen an sein Bein und geht ins Wasser hinein. Das Krokodil sieht diesen Klotz mit dem Hasen. Der Hase sagt zum Krokodil: „Oh sieh, das ist meine Hand," und zeigt auf den Baumstrunk, „leg die Fische drauf!" Darauf legt das Krokodil Fische auf den Holzklotz und ergreift diesen, weil es ihn für die Hand des Hasen hält. Der Hase löst jetzt den Strick, mit dem er sich an den Stamm angebunden hat, läßt diesen dem Krokodil und ruft: „Krokodil, Du bist sehr dumm, jetzt hältst Du bloß den Ast in Deiner Hand. Schau her, ich steige jetzt aus dem Wasser heraus." Darauf verläßt der Hase das Wasser und ist geborgen.

Der Hase trifft darauf ein anderes Krokodil. Er sagt zu diesem: „Krokodil, ich habe gehört, Du frißt alle Tage Menschen. Wie machst Du denn das, daß Du sie fängst?" „Ah," sagt das Krokodil, „wenn die Leute Wasser trinken gehen, dann fange ich sie. Wenn die Menschen ins Wasser steigen, dann folge ich ihnen schön sachte, bis ich sie habe." Darauf fragt der Hase: „Wenn Du sie fängst, was machst Du dann?" „Ah, wenn ich sie fange, dann schließe ich meine Augen." Darauf sagt sich der Hase: „Dieses Krokodil werde ich mit dem Speer töten." Er sagt zum Krokodil: „Geh, zeig' mir, wie Du das machst, schließ deine Augen!" Das Krokodil schließt darauf seine Augen. Das Ganze spielt sich nicht im Wasser, sondern am Land ab. Wie nun das Krokodil seine Augen schließt, da schwingt der Hase seinen Speer und stößt ihn dem Krokodil ins Maul bis zum Bauch. Darauf fällt das Krokodil um und stirbt. Der Hase sagt, das Krokodil beschimpfend: „Du bist ein großer Dummkopf! Warum machst Du denn Deine Augen zu, wenn Du einen Menschen oder ein Vieh fängst?"

Dschaluo-Heldensagen.

4. Okore Zieng.

Zieng heißt die Sonne. Dieses Prädikat hat sich der Dschaluo-Held Okore selbst gegeben. Okore stünde, wenn er noch lebte, jetzt (d. i. zur Zeit, als Kilimandscharo mir diese Geschichte erzählte) etwa im Alter des Vaters Kilimandscharos. Er ist der Held von Kisumu. Er nannte sich „Sonne", weil die Sonne so brennt, daß die Leute vor ihr davonlaufen müssen, geradeso, wie sie vor Okore davongelaufen sind.

Otiende Lo-odj war sein Freund, natürlich auch ein Dschaluo.

Ogongo von Seme in Kavirondo tötete Otiende Lo-odj im Kampfe der Stämme, ein Jahr, ehe die Engländer kamen. Otiende Lo-odj war sehr mutig. Er schlug die Leute mit dem Stock, er brauchte gar keinen Speer oder Bogen und Pfeil. Ogongo tötete den Otiende mit dem Speer, indem er ihm denselben von untenher hineinstieß.

Opóndo tötete sehr viele Leute mit seinen Pfeilen. Wenn die Leute Bier getrunken haben dann singen sie den Gesang des Opóndo:

Djodongo, ringo tetete, Opondo dira sere
(Greise, fliehet alle, Opondo schießt einen Pfeil)
Jamo dira sere kahono.
(wie einen feindlichen Wind schießt er den Pfeil.)

Opóndo schoß so weit mit seinen Pfeilen wie mit einem Gewehr, daher konnten ihn seine Feinde nicht töten.

Okore Zieng raubte viele Rinder, er, ein einzelner Mensch!

Jangóre, ein Mann aus einem anderen Stamm, kein Kavirondo, tötete den Okore Zieng mit dem Pfeile, weil er, Okore, viele Menschen umgebracht und dem Jangóre viele Rinder geraubt hatte. Jangóre schlug Lärm, Okore aber trieb seine Rinder weg. Alles fürchtete den Okore; so konnte er tun, was er wollte, und alle Rinder davontreiben. Jangóre aber umging ihn und kam ihm zuvor und versteckte sich im Feld. Als Okore kam, sah er den Jangóre nicht; er trug seinen Schild am Rücken mit 2 Schlingen, wie einen Rucksack, und sein Haupt war entblößt und ohne Schutz. Er trieb das geraubte Vieh und so sah er den Jangóre, der sich im Feld versteckt hielt, nicht. Jangóre war ganz versteckt, weil das Getreide hoch stand. Jangóre schoß auf den Okore einen Pfeil ab und traf ihn in die Schläfe. Der Pfeil war vergiftet, und da er eine so gefährliche Stelle traf, so starb Okore daran. Er kroch vorher unter einen Baum und legte sich dort zum Sterben nieder. Jangóre wartete, weil er glaubte, Okore wolle ihn nur täuschen, wie er es oft mit seinen Feinden gemacht hatte. Er dachte, Okore sei ganz gesund und halte sich nur versteckt, um ihn heranzulocken und dann zu töten. Kadjúlu, ein Feind Okores, kam zufällig des Weges und sah das viele Rind. Er ging näher hinzu und fand Okore nahe dem Tode. Okore konnte nicht mehr aufstehen. Er versteckte seine Augen hinter dem Schilde, weil es ja nicht recht ist, daß ein Mann weint, wenn er im Kampfe fällt. So hielt Okore seinen Schild vor seine Augen, um den Kadjúlu nicht anschauen zu müssen, weil er ja wußte, er werde ihn jetzt töten. Und Kadjúlu tötete den Okore mit dem Speer.

Tags darauf hörten es die Leute des Okore und bekämpften jetzt den Kadjúlu 6 Tage lang. Die Leute von Kisumu, vom Stamme des Okore, töteten viele Leute des Kadjúlu, auch alle ihre Weiber. Denn wenn man die Weiber nicht tötet, so gebären sie doch wieder Knaben, welche später Blutrache nehmen. Dann brannten sie alle Häuser der Leute Kadjúlus nieder. Einige Jünglinge weigerten sich, zu fliehen, und blieben in ihren Hütten mit ihren Schilden und Speeren. Dort warteten sie auf die Feinde und als diese herankamen, um die Häuser anzuzünden, da töteten die Kadjúlu noch viele Leute Okores mit ihren Speeren. Die Weißen haben später den Kadjúlu ihr Land wiedergegeben, nachdem diese in der Zwischenzeit herumgewandert waren, um bei ihren Freunden Unterstand zu finden.

Die Kisumu kämpften ein Jahr darauf mit einem anderen Stamm, den Kanno, einem Stamm von sehr vielen Leuten. Die Kisumu schimpften die Kanno: „Ihr seid Männer, welche Nachttöpfe brauchen." (In Kavirondo verwenden nämlich nur die Frauen Nachttöpfe, die Männer gehen nachts ins Freie.) Dann kämpften die beiden Stämme mit ihren Speeren oft und lange. Die Kanno besiegten die Kisumu, beraubten ihre Dörfer und brannten sie nieder, indessen nicht alle, sondern nur die Hälfte. Aber die tapfersten und stärksten Leute von Kisumu starben in diesem Kampfe.

Zaubereigeschichten.

5. Der Ursprung der Schlafkrankheit.

Der bereits erwähnte Ogongo war der Sohn des Okendo aus Seme.

Er war sehr mutig und hat viele Leute getötet, obwohl er nur schmächtig an Gestalt war, wie unser Safariträger Aveno. Kilimandscharo kannte ihn persönlich. Als Kriegstage kamen – Seme und Lembo lagen miteinander im Streite –, da fragte ihn sein Vater: „Kind meiner Frau, wieviele Männer hast Du heute getötet?" Ogongo antwortete: „Vielleicht habe ich heute 6 getötet, einige sind gefallen, andere sind verwundet entkommen."

Darauf kam ein anderer Kriegstag, es fochten die Leute von Seme nicht mit einem anderen Stamm, sondern untereinander. Da töteten sie einen Bruder des Ogongo, namens Adai. Da weinte Okendo, der Vater Ogongos, sehr und sagte zu ihm: „Jeden Tag sagst Du, Du tötest viele Menschen und bist tapfer; jetzt haben sie Deinen Bruder umgebracht; morgen töte zur Rache 10 von ihnen!" Darauf ging Ogongo in die Hütte und richtete seine Speere her. Am nächsten Tage tötete Ogongo 5 Leute. Darauf flohen die anderen ins Elefantengras. Ogongo ging ihnen nach. Ein anderer aber folgte ihm ins Feld, in das Ogongo seine Feinde getrieben hatte. Er versteckte sich, warf einen Speer

auf Ogongo und traf ihn auf die Schläfe. Ogongo starb aber nicht sofort. Sein Feind kehrte darauf um und alle anderen liefen auch davon. Ogongo konnte aber noch auf das andere Ufer des Baches, an dem er angeschossen worden war, hinübergehen. Er ging noch in das Haus seines Vaters. Dieser sah, daß sein Sohn sterben müsse, und weinte sehr. Um Mitternacht starb Ogongo. Sein Vater trauerte darauf 2 Monate. Nachher unterredete er sich mit seinen Landsleuten und sagte: „Wartet nur, jetzt werde ich Euch etwas Böses bringen" Die Leute antworteten ihm: „Ah, laß es gut sein, sei nicht mehr böse auf uns, wir werden dir für Deinen Sohn, den wir Dir getötet haben, viele Rinder bringen." Darauf brachten sie ihm 20 Hühner und 30 Ochsen. Alle Familien steuerten zusammen, um Okendo zu befriedigen. Er aber war selber reich und verzichtete auf ihre Ochsen. Er wollte lieber seinen gespeerten Sohn wieder haben. Er sagte: „Ich will nur fortgehen von hier."

Darauf ging er nach Uyoma und hielt dort wieder Rat mit einem alten Mann, namens Mboga. Er nahm dann sein Kind von etwa 6 Jahren und ging mit ihm auf eine Insel im Viktoria-See, dort wo die Schlafkrankheit ist. Die Leute dort fragten ihn, was er denn da wolle. Auf jener Insel war ein Mann, der war der Inhaber der Krankheiten. Zu dem ging Okendo. „Was für eine Krankheit willst Du von mir haben? Willst Du Bauchschmerzen haben?" fragte ihn der Herr der Krankheiten. „Nein," antwortete Okendo. „Willst Du Kopfschmerzen haben?" „Nein," sagte Okendo. „Willst Du Njige?" (Fliegende Ameisen, die auf ihren Wanderzügen alles auffressen.) „Ah," sagte Okendo, „das ist ja nicht genügend." „Was für eine Krankheit willst Du denn haben?" fragte der Eigentümer der Krankheiten. Darauf entgegnete Okendo: „Ich will nur eine Krankheit." „Was für eine Krankheit willst Du denn? Willst Du Sandflöhe?" „Nein, ich will nur, daß die Menschen schlafen." Darauf sagte der Herr der Krankheiten, auf einen Kasten zeigend: „Sage Deinem Kinde, es möge dieses Fach mit Krankheiten öffnen." Das Kind machte das Fach auf und starb im gleichen Moment. Jetzt wußte Okendo, daß in jenem Fache eine sehr böse Krankheit war, die die Menschen sofort töten kann. „Willst Du diese Krankheit, an der Dein Kind soeben gestorben ist?" fragte der Besitzer der Krankheiten. „Ja, diese will ich," entgegnete Okendo. „Nimm also diese," sagte der Herr der Krankheiten, „und wenn Du gehst, so wirf sie ins Wasser." Okendo nahm also den Kasten mit jener Krankheit mit, ohne ihn zu öffnen. „Wenn Du in die Nähe Deines Stammes kommst, so wirf diesen Kasten ins Wasser," sagte ihm der Herr der Krankheiten. So tat Okendo. Als seine Stammesangehörigen am nächsten Morgen hinausgingen, um Fische zu fangen, da sahen sie viele tote Fische. Sie fragten sich: „Wieso sterben auf einmal so viele Fische?" Sie schlugen Lärm und alles lief zum Ufer. Sie fischten die toten Fische heraus und aßen sie und tranken dazu das Wasser aus dem See. So bekamen sie selber die Schlafkrankheit.

6. Mboga.

Mboga, ein Mann aus Uyoma, sagte: „Ich werde jetzt von den Europäern hier zum großen Häuptling gemacht werden." Otumba aber antwortete ihm: „Du kannst nicht Häuptling werden, denn ich kannte die Europäer schon längst vor Dir." Darauf sagte Mboga: „Wenn Ihr mich nicht zu Eurem Häuptling machen wollt, so werde ich Euch etwas sehr Böses bringen."

Mboga ging fort und blieb 6 Monate aus. Er ging zu jenem Herrn der Krankheiten auf der Insel im Viktoria-See (denn er hatte sich ja seinerzeit mit Okendo darüber besprochen) und er blieb 6 Monate dort. Dann kehrte er mit der Schlafkrankheit nach Uyoma zurück und rief alle alten Leute zusammen. Als die alten Leute hörten, daß Mboga zurückgekommen sei, fragten sie: „Von wo ist er denn jetzt hergekommen?" „So, jetzt werde ich es sagen," sagte Mboga. Er zog seine Hose aus und spazierte nackt herum (obwohl es nicht Sitte ist, daß die alten Leute ganz nackt herumgehen). Die anderen Leute sagten: „Dieser hat uns jetzt gewiß etwas Schlechtes gebracht, wir wollen ihn vergiften." Mboga blieb 10 Tage in seinem Hause, dann riefen ihn die anderen alten Leute und luden ihn ein, mit ihnen zu speisen. Er tat es, wurde aber von Njangedi vergiftet. Er ging in sein Haus zurück und starb in der Nacht. Als er dem Tode nahe war, sagte er: „Ich sterbe jetzt, aber nach mir werden viele andere Leute sterben. Ich sterbe rasch, also gut, aber die anderen werden schwer sterben und ihr Tod wird ein sehr böser sein." Darauf starb er.

Ein anderer alter Mann aus dem Stamme Uyoma, Odjenge, sagte, als er an der Schlafkrankheit erkrankte: „Wenn ich sterbe, so gebt mir noch einen Stock in die Hand, einen großen Stock, ich werde dann nach meinem Tode die Krankheit erschlagen." Er starb an der Schlafkrankheit und darauf gaben ihm die Leute einen Stock in die Hand und begruben ihn damit. Nach 8 Tagen gab der Tote den Stock zurück. Der Stock lag in der Früh auf seinem Grab. Der Tote hatte ihn zurückgegeben, weil er die Schlafkrankheit damit nicht besiegen konnte. Darauf wußten alle Leute, daß diese Krankheit alle Menschen töten werde.

7. Naruanda.

Als unsere Safari in Entebbe weilte (November 1911), da kamen 7 Träger daher, die aus Mombassa stammten, und dorthin zurückkehren wollten. Sie hatten eine Gouvernements-Safari mitgemacht, welche zu dem Zweck ausgerüstet worden war, Naruanda, den weiblichen Häuptling eines wilden Stammes in Uganda, zu bekämpfen. 17 Monate hatte die Kriegssafari gedauert. Mit Gewehren und Kanonen hatten die Engländer auf Naruanda geschossen; sie starb nicht. Sie schlugen und stießen Naruanda mit Füßen: sie starb nicht. Dann nahmen sie Naruanda mit und brachten sie nach England[1]).

8. Die alte Zauberin.

Ein altes Weib kam zu einem großen Haus, in welchem viele Leute, Männer und Weiber, beim Bier beisammen saßen. Als diese der Alten ansichtig wurden, riefen sie aus: „Was willst denn Du da? Woher bist Du denn? Wir kennen Dich nicht, schere Dich zum Teufel!" und jagten die Alte fort. Die Alte ging. Sie war aber eine Zauberin und wußte viele Dinge. Da ging sie hinaus und sandte so viel Regen, daß das ganze Haus, wo sich die Leute noch mit Bier betranken, unterging und an seiner Stelle nur mehr ein See blieb. Wenn heute die Leute daran vorübergehen, so danken sie Gott, daß sie dabei heil geblieben sind.

Darauf kam die Alte zu einem anderen Gehöft, in welchem gute Leute beisammen waren. Die riefen der Alten zu, sie möge bei ihnen bleiben und essen und trinken. Die Alte, die sie für eine arme Frau hielten, ging hinein und sagte zu ihnen: „Ich bin keine arme Frau, sondern eine Zauberin. Und weil Ihr so gut mit mir gewesen seid, so will ich Euch wichtige Dinge lehren." Und sie lehrte die Leute, den Regen zu rufen und anderseits wieder zu bannen, so daß Dürre eintritt.

Die Alte ist später gestorben. Von jenen Leuten, die sie in ihrer Kunst unterrichtete, lebt noch ein alter Mann in der Nähe von Kisumu und bekommt von den Engländern alljährlich viel Geld, weil er sonst zu viel Regen sendet oder den Regen zurückhält, so daß Dürre eintritt und die Leute vor Hunger sterben.

9. Gor.

Gor ist ein Mann aus Gem, ein großer Zauberer, der die Fähigkeit hat, sich zu verwandeln, so oft er will. Dafür haben ihn jetzt die Engländer zum Häuptling gemacht. Sein Vater war ein großer Arzt in Gem. Er verwandelte sich, als er noch jung war, beim Kampfe und bei jeder Gelegenheit, wo ihn seine Feinde erwischen wollten, so daß seiner niemand habhaft werden konnte. Einmal, als ihn seine Feinde töten wollten, weil er, der böse Zauberer, alle Tage Leute mit seiner Medizin ums Leben brachte, da verwandelte er sich in ein Weib. Ein andermal verwandelte er sich in einen Greis, der nicht einmal seinen Weg sehen konnte.

Eines anderen Tages, als ihm seine Feinde folgten, da verwandelte er sich in ein Kind. Er ging einmal zu seinen Feinden, den Kamagambo[2]), als die Alten Rat hielten. Die alten Leute kannten ihn nämlich nicht. Er wollte aber die Alten täuschen, da diese dachten, er sei einer von ihren Leuten. Er sagte zu den Alten: „Morgen wollen wir mit den Kanyamua kämpfen gehen. Sagt es Euren Leuten!" Die Kanyamua waren nämlich sein eigener Stamm. „Wahrlich," sagten die Alten, „morgen wollen wir wieder zu den Kanyamua kämpfen gehen. Um wieviel Uhr wollen wir denn aufbrechen?" „Um 6 Uhr früh," sagte Gor. Darauf sagten die Alten: „Wahrlich, das ist sehr gescheit. Darauf sind die Kanyamua nicht gefaßt. Wir werden sie dann alle töten." Gor ging nach Hause zurück und sagte es seinen Landsleuten. Diese gingen in der Früh hinaus und lauerten den anderen, den Kamagambo, im Walde auf. Um ¼4 Uhr früh gingen die Kamagambo hinaus und warteten. Ein Kind der Kamagambo aber, welches eben die Ochsen hütete, sah den Gor, als er von der Schauri der Alten wegging. Es lief zu seinem Vater und fragte ihn: „Mit wem hast Du jetzt geredet? Hast Du denn keine Augen? Kennst Du denn Gor nicht? Den Gor, der keine Zähne im Oberkiefer hat?" (Gor war nämlich dadurch charakterisiert, daß ihm die oberen Schneidezähne fehlten.) Darauf sagte es der Vater des Kindes seinen Landsleuten: „Das war ja Gor, mit dem wir gesprochen haben. Brechet auf und folget ihm sofort!"

Sie taten dies und fanden aber statt seiner ein schönes junges Weib. Gor hatte sich nämlich in dieses verwandelt. Sie fragten dieses Weib: „Hast Du denn nicht einen Mann gesehen, der hier

[1]) Der Ursprung dieses Märchens ist mir unbekannt.

[2]) Die Kamagambo wohnen in Loka, sie begraben ihre Leute nicht. Wenn in einer Hütte ein Mensch begraben ist, so wie es bei den Kavirondo mit den Leichen geschieht, die in ihrem eigenen Haus begraben werden, so darf kein Kamagambo hineingehen.

gegangen ist?" „Ja, ich habe hier einen jungen Mann gehen gesehen," sagte das Weib. Darauf dachten die Männer, das sei Gor, und rannten ihm weiter nach. Da trafen sie ein altes Weib. Das fragten sie: „Hast Du keinen Mann gesehen?" Das alte Weib sagte: „Ah, seht Ihr denn nicht, daß ich fast blind bin? Ich bin ja schon sehr alt, ich sehe nichts." Darauf kehrten die Kamagambo zurück und fragten wieder jenes junge Weib, denn Gor hatte sich jetzt wieder in dieses zurückverwandelt. Sie fragten es wieder und dieses sagte: „Ah, jetzt habe ich niemanden gesehen." Darauf sagte einer von den Leuten: „Ah, vielleicht beschwindelst Du uns, vielleicht bist Du selber Gor?" „Ah, Du bist aber dumm, ich bin doch nicht Gor. Bist Du denn verrückt?" Darauf kehrten die Leute nach Hause zurück. Am nächsten Tag zogen sie in den Kampf aus. Die Kanyamua töteten viele Kamagambo, weil sie ihnen ja aufgelauert hatten. Sie ließen die Kamagambo vorbei, schlossen sie von allen Seiten ein und töteten sie.

Später haben die Engländer den Gor zu einem großen Häuptling gemacht, jetzt ist er schon alt und ein großer Mann.

10. Die Regenhexe.

Vor Alters lebte ein altes, böses Weib. Diese Hexe ging aus ihrem Haus um 4 Uhr nachmittags zu einem anderen Hause, in welchem viele alte Leute beim Bier beisammensaßen. Sie sagte zu den Greisen: „Gebt mir Bier!" Die Alten aber sagten: „Vertreibt dieses Weib! Woher kommt sie denn?" Denn sie kannten sie nicht. Niemand wußte, woher sie kam. Sie ging aus dem Hause und weinte. Sie war aber die Herrin des Regens. Ihrem Befehl folgte der Regen; wenn sie wollte, so regnete es. Sie sagte: „Regen, Regen, wenn Du mein Regen bist, so komm sofort!" Sofort darauf fiel Regen, wie wenn der Himmel gespalten worden wäre. Es prasselte nur so nieder. Wie ein Meer war es um das Haus herum. Das ganze Haus mit den Alten ging im Wasser unter.

Als diese Leute alle gestorben waren, da ging die Hexe zu einem anderen Stamm, den Ganji, welche aber nicht Kavirondo sind, sondern Nachbarn der Unyoro. Sie ging also dorthin und die Ganji ließen sie in Ruhe. Sie sagte zu ihnen: „Ich bitte Euch, schlachtet mir eine Ziege, ich habe großen Hunger!" Das taten auch die Ganji, obwohl sie sie nicht kannten, aber sie dachten, „vielleicht ist sie eine Zauberin." Als die Nacht kam, da sagte sie zu den Ganji: „Ich habe etwas sehr Schönes, wollt Ihr es haben?" „Wenn Du etwas Schönes hast, so gib es nur her!" Darauf nahm die Hexe etwas heraus, das wie die Sonne aussah. Sie zeigte es ihnen und gab es dann wieder in ihre Tasche zurück.

Darauf nahm sie Kräuter und gab sie in einen Topf. Darauf nahm sie ein Rohr und blies durch dieses Rohr in das Wasser im Topf, so daß es gurgelte und die Blasen aufstiegen. Das Wasser stieg darauf so hoch, daß es den ganzen hohen Topf anfüllte, obwohl zuerst nur ganz wenig Wasser darinnen war. Darauf fragte sie die Ganji: „Ist das schön?" Die Ganji antworteten: „Ah ja, das ist sehr schön, mach das bis zum Morgen!" Zugleich aber fiel Regen nieder. Die Leute blieben bei ihr sitzen und tranken Bier und gingen nicht zur Feldarbeit. Am Morgen sagten die Ganji: „Jetzt laß das! Zeige uns eine andere Zauberei!" „Jetzt will ich Euch Blitz und Donner zeigen." Sie machte darauf auch diese Zauberei und fragte die Ganji: „Ist das schön?" Die Ganji bejahten es. Sie zeigte ihnen darauf den Hagel und sagte zu den Ganji: „Wenn Euch die Leute nichts geben wollen, keine Rinder und keine Ziegen, so gebt ihnen das!" Und sie ließ es hageln. Der Hagel aber verdirbt die Ernte. „Und jetzt will ich Euch noch ein Mittel zeigen, um den Regen einzusperren, so daß alle Tage nur die Sonne niederbrennt." Und sie gab ihnen eine Zauberei, um den Regen einzusperren.

In einem späteren Jahre, als die Weißen bereits gekommen waren, sperrten die Ganji wirklich den Regen ein. Die Hexe sagte nämlich zu ihnen: „Diese Leute sind jetzt gekommen, jetzt sperrt den Regen ein!" Darauf trat Dürre ein und viele Menschen starben. Die Hexe glaubte nämlich, die Weißen würden sofort heimkehren, wenn es keinen Regen gebe. Sie wußte ja nicht, daß die Weißen ihren Regen mitbrachten. Die Engländer ergriffen darauf den Häuptling der Ganji und brachten ihn und seine ganze Familie nach Kisumu. Dort fragte die Behörde den Häuptling: „Warum habt Ihr denn den Regen eingesperrt?" „Warum seid Ihr denn gekommen?" antwortete er. „Früher war ich ein großer Häuptling und habe von meinen Leuten viel verdient. Jetzt aber macht Ihr die Behörde."

Das Essen war durch die Dürre so teuer und die Hungersnot war so groß geworden, daß eine Schale Mtama (Hirse) eine Rupie kostete. Viele Leute, die nicht über Rinder verfügten, starben. Darauf sagten die Engländer zu dem Ganjihäuptling: „Wirklich, jetzt gib den Regen sofort heraus!" Gleichen Tages fiel Regen bis zum Morgen. Die Engländer fesselten den Ganjihäuptling für 3 Stunden, als aber Regen fiel, da sagten sie: „Wahrlich, Du bist der Herr des Regens! Was willst Du haben? Wir vertrauen Dir jetzt." Der Ganji sagte: „Was wollt Ihr mir denn alljährlich für einen Lohn geben?" (Sie mußten aber einen Dolmetsch haben, weil der Ganji nicht Kisuaheli verstand.) „Ich will

für meinen Regen alljährlich 100 Rupien haben." Darauf sagten die Engländer: „Gut! Wir werden Dir alle Jahre 100 Rupien geben. Du aber läßt soviel regnen, daß es für das Feld genug ist!"

Darauf sangen die schwarzen Leute ihren Gesang: „Die Kinder weinen und schauen in die Höhe." (Weil es nämlich keinen Regen gibt, so haben die Kinder Hunger und weinen und schauen in die Höhe, ob nicht ein Regen kommt.) Ein zweiter Gesang der Neger, als die Engländer den Ganjihäuptling fingen, war der: „Die Weißen haben den Ganji gefangen, jetzt freuen sich alle Leute" (weil die Ganji den Regen nicht mehr einsperren dürfen).

Andere Erzählungen.

11. Die verschluckte Perle.

Zwei Kinder spielten miteinander. Da gab das eine dem anderen seine Perle zum Spielen. Das Kind nahm die Perle, steckte sie in den Mund und sagte zu ihrem Eigentümer: „Ich habe die Perle schon geschluckt." Darauf sagte das Kind, dem die Perle gehörte: „Ah, gib mir meine Perle! Wo ist meine Perle?" „Die Perle habe ich schon geschluckt" „Ah, gib sie mir!" „Ah, ich habe die Perle in einen Wassertopf gesteckt, dessen Öffnung sehr klein ist." (Das Kind meinte damit seine Eingeweide und seinen Mund.) Darauf weinte das Kind, dem die Perle gehörte, und lief zu seiner Mutter. Diese fragte: „Warum weinst Du denn?" „Ah, ich habe meine Perle eingebüßt, ein anderes Kind hat sie geschluckt." Seine Mutter sagte darauf: „Alle Tage habe ich es Dir gesagt, spiele nicht mit diesem schlimmen Kind!" Darauf weinte das Kind und rannte zu dem anderen zurück und sagte wiederum: „Gib mir meine Perle zurück!" „Ich habe Dir schon gesagt, ich habe die Perle geschluckt." Darauf ging das Kind, das die Perle geschluckt hatte, zu seiner Mutter und erzählte ihr den Vorfall. Die Mutter sagte: „Warum hast Du denn diese Perle auch geschluckt?" „Ah," sagte das Kind, „ich habe ja nur damit gespielt und sie in den Mund gesteckt, darauf ist sie mir hinuntergerutscht." „Was wirst Du denn jetzt machen, da doch diese Leute ihre Perle haben wollen?" „Nichts kann ich machen," sagte das Kind. Darauf erzählte die Frau ihrem Manne: „Unser Kind hat die Perle von einem anderen Kind geschluckt. Diese Leute machen jetzt Spektakel. Was jetzt?" Darauf rief der Mann sein Kind und fragte es: „Wieso hast Du denn die Perle geschluckt?" „Ich habe es ja nur probiert, sie in den Mund zu stecken." „Was willst Du denn jetzt machen?" fragte sein Vater. „Ah, ich kann jetzt nichts machen, ich habe die Perle schon geschluckt." Darauf ging der Vater schlafen. Am anderen Morgen kamen die Leute, denen die Perle gehört hatte, und schlugen Lärm. Der Vater des Kindes kam und sagte: „Habt Ihr nicht gehört, daß mein Kind seine Perle zurück haben will, die Euer Kind geschluckt hat?" „Warte, ich will noch einmal mit meinen Leuten reden," sagte der Vater des Kindes, das die Perle geschluckt hatte. Darauf unterredete er sich noch einmal mit seiner Frau und seinem Kinde. Er wollte sein Kind töten, um die Perle aus dem Bauch herauszunehmen und sie ihrem Besitzer zurückzugeben. „Wenn Du das Kind töten willst, so tue es," sagte die Mutter des Kindes, „denn es ist ja Dein Kind." Darauf sagte der Vater zu seinem Kinde: „Ich werde Dich töten, was sagst Du dazu?" „Ah," sagte das Kind, „wenn Du mich töten willst, so töte mich nur, ich sage nichts dazu." Darauf tötete er es aber nicht sofort, weil es am Tage war, sondern erst, als das Kind schlief; da kam er hin und schnitt ihm den Hals ab. Darauf starb das Kind sofort. Seine Verwandten aber wußten es nicht; denn die hätten es verboten. Darauf öffnete der Vater den Bauch des Kindes, sah nach und fand auch die Perle. Es war eine Perle, wie die Alten sie als Schmuck in ihre Ohren steckten. Der Vater rief darauf den Eigentümer der Perle und sagte zu ihm: „Da hast Du jetzt Deine Perle." Darauf begrub er sein Kind. Er sagte dann allen seinen Leuten: „Ich habe mein Kind getötet, weil jener Mann seine Perle verlangte." Nachts darauf, als seine Frau um ihr Kind weinte, knüpfte er ein Seil in seiner Hütte an und er und seine Frau hängten sich auf. Darauf fragten die Leute den Eigentümer der Perle: „Hast Du jetzt schon Deine Perle bekommen? Jetzt hast Du diese Leute wegen einer Perle in den Tod getrieben. Wenn Du das jetzt nicht ebenfalls mit einem Menschenleben bezahlst, so mußt Du sterben." Die Verwandten der Verstorbenen ergriffen ihn darauf, banden ihn und führten ihn weit hinaus in den Wald, wo es keine Menschen und nichts zu essen gibt. Dort ließen sie ihn gebunden liegen. Er blieb dort mit seinem Weibe, das sie auch gefesselt hatten, im Walde ohne Essen. So starben auch diese beiden. Darauf sangen die Leute: „Du hast Böses getan alle Tage."

12. Omoro.

Omoro ging mit vielen anderen Leuten auf die Jagd. Einer erlegte ein Wild und alle anderen liefen hinzu. Omoro war aber darunter der beste Läufer, kam zuerst beim Wild an und verlangte daher eine ganze hintere Gliedmaße für sich. Die anderen aber verweigerten das und sagten: „Das gebührt Dir nicht; denn der das Wild getötet hat, war von einem anderen Stamm." „Ich war

aber zuerst beim Wild," entgegnete Omoro. „Alle Tage streitest Du, jetzt auch wegen des Wildes, das Du gar nicht erlegt hast," entgegneten die anderen. Einer von ihnen erschlug darauf Omoro mit einem Stock, indem er ihm auf den Nacken schlug. Seine Frau aber war zu Hause und wußte nichts davon. Sie sagte zu den anderen Frauen: „Lasset mich zur Arbeit gehen, ich muß das Essen richten, weil mein Mann bald von der Jagd nach Hause kommen wird." Er aber kam nicht nach Hause.

Darauf mußten ihr die Leute sagen, daß ihr Mann ermordet worden sei. Die alten Leute fragten hierauf die Mörder dieses Mannes: „Was werdet Ihr denn jetzt zahlen?" Denn die Frau weinte und sang: „Kaseras (so nannte die Frau ihren Mann Omoro) Tage sind jetzt zu Ende und ich koche das Essen umsonst für ihn." Darauf sagten die alten Leute von jenem Stamme, der den Omoro getötet hatte: „Ja, es ist wahr, sie haben ihn wegen eines Stückes Wild erschlagen!" und sie brachten 6 Ochsen als Buße für sein Weib.

13. Obonga.

Obonga ist ein altes Weib, das nicht sterben kann. Denn ihr Mann Kasera sagte ihr: „Du wirst eine alte Hexe bleiben und nie sterben können." Denn sie stritt viel mit ihrem Mann. Ihr Mann schlachtete ein Rind, er schnitt es auf der Brust auf und nahm das Fett heraus. Die Jungen essen gewöhnlich das Brustfleisch, die Alten die Zunge. Kasera, der Mann der Obonga, war noch jung. Er bereitete also für seine Altersgenossen das Brustfleisch. Er gab es seiner Frau Obonga und sagte: „Lege das auf die Seite, morgen werden meine Freunde kommen, um es zu essen." Feiglinge können diese Speise nicht essen, denn wer würde sie ihnen reichen? Nur mutigen Männern gibt man das Brustfleisch. Wenn sie das essen, bekommen sie Kraft zum Gefecht.

Obonga aber schneidet das ganze Brustfleisch auf und ißt es mit ihren Freundinnen auf, bevor ihr Mann es merkt. Am nächsten Morgen ruft Kasera seine Freunde und sagt zu Obonga: „Das Brustfleisch ist jetzt gut. Geh und hole es, denn es muß bald gekocht sein. Ich habe meine Freunde schon gerufen, sie werden gleich da sein." (Man muß das Brustfleisch einen Tag liegen lassen, wenn man den Ochsen geschlachtet hat, man soll es nicht am gleichen Tag essen.) Obonga sagt: „Ah, was für ein Fleisch hast Du mir gestern gegeben? Wo ist das Fleisch?" „Oh, ich habe Dir gestern kein Fleisch gegeben, daß Du es für meine Freunde aufbewahrst?" „Ah, ich weiß nichts davon," sagt Obonga. Darauf weint Kasera und reicht seinen Freunden alle 4 Ochsenfüße und die essen alles auf. (Wenn ein Ochs geschlachtet wird, so gehört das Brustfleisch den Männern, die Füße aber der Hausfrau, die sie für den Hausbedarf aufhebt.) Darauf weint Obonga. Darauf schlägt Kasera die Obonga. Obonga sagt: „Ah, Du schlägst mich? Es sind jetzt gerade keine Leute da, um Dich zu töten. Wenn sie da wären, so würde ich mich sehr freuen."

Die jungen Leute essen das Fleisch mittlerweile auf. Nachher gehen sie in ihre Hütten und bleiben dort zur Verdauung eine halbe Stunde liegen. Da kommen Kinder und schreien: „Feinde kommen, um Eure Ochsen zu rauben!" Darauf holt Kasera seinen Schild und Speer aus seinem Haus, Obonga aber schreit hinter ihm: „Heute wirst Du nicht zurückkehren, die Leute werden Dich töten." Und wirklich — Kasera kehrt nicht mehr zurück. Man hat ihm einen Speer hineingestoßen, er aber stirbt nicht gleich. Die Leute tragen ihn ins Dorf zurück. Als er nahe am Sterben ist, spricht er zu den Leuten, welche herbeigelaufen sind, um ihm Suppe zu bringen. Denn wenn ein Schwerverwundeter noch essen kann, so wird er nicht sterben, wenn er aber nicht mehr essen kann, so wird er sterben. Zu diesen Leuten also, welche ihm Suppe bringen wollen, sagt Kasera: „Suppe von meiner Frau mag ich nicht. Ich will Suppe von meiner Mutter." Darauf bringen ihm Leute Suppe von seiner Mutter. Darauf ringt Kasera mit dem Tode und sagt noch ein letztes Wort: „Sagt der Obonga, sie wird nicht sterben können. Sie wird eine alte Hexe werden, ihr Mann aber wird der Elefant sein, ihr Essen werden Schlangen sein und sie wird nur im Freien schlafen, draußen am Berg. Ihr Haus wird ein Loch in der Erde sein." Darauf stirbt er.

Sodann wird Kasera begraben. Nachdem er 6 Tage begraben ist, läuft Obonga davon auf den Berg, wie wahnsinnig. Schon vorher haben sie die Leute mit Stricken binden müssen, weil sie wahnsinnig geworden ist, und so viel Lärm geschlagen hat. Jetzt aber entkommt sie ihnen und läuft auf den Berg. Am Morgen hören die Leute, wie sie auf dem Berg oben singt. Man fragt: „Wer ist denn das?" und erkennt die Stimme der Obonga. „Obonga ist nachts davongelaufen, jetzt singt sie dort oben," sagen die Leute. Als Obonga die Leute sieht, welche kommen, um mit ihr zu reden, da sagt sie: „Früher war ich sehr schön; ich war Obonga. Jetzt aber wohne ich bloß im Walde." Darauf schlägt sie die kleine Trommel, die sie vom Haus mitgenommen hat. Sie singt: E—e—e, Obonga babaja, Obonga, e—e—e, Obonga lidj!" (Obonga spaziert nur, Obonga die Schöne!) Obonga die Tochter des Gamba!" Das singt sie. Sie bleibt im Wald, ißt Schlangen und haust in einem Loch.

Eines Tages trifft sie in der Nacht im Walde ein Weib aus ihrer Heimat. Sie sagt zu ihr: „Ah, Ihr Stadtleute, wohin geht Ihr jetzt des Nachts?“ Das Weib antwortet: „Ich gehe nach Kanjamua.“ Darauf sagt Obonga: „Jetzt ist es Nacht, jetzt findest Du den Weg nicht, jetzt gibt es viele Tiere im Walde, die werden Dich töten. Jetzt bleib bei mir und schlaf bei mir!“ In ihrem Herzen weint Obonga und sagt sich: „Vor Zeiten war ich auch ein Mensch.“ Denn Obonga sieht jetzt nicht wie ein Mensch aus, sondern so, daß man sich vor ihr fürchten muß. Das Weib geht mit ihr in ihre Höhle. Obonga kehrt zurück und bleibt in der Nähe des Loches liegen, das zu ihrer Höhle führt. Morgens kommt der Elefant und fragt: „Obonga, was ist das? Dein Haus riecht so, wie wenn ein anderer Mann drinnen wäre.“ Obonga sagt: „Ja, woher soll ich denn einen anderen Menschen bekommen? Dieses ist bloß mein Haus. Feuer habe ich drinnen gemacht.“ Darauf kommt eine Hyäne und fragt: „Obonga, was hast Du denn da hineingetan?“ „Ah, Ihr scherzt,“ sagt Obonga, „ich habe keinen Menschen, um ihn hineinzutun.“ Darauf sagt sie zu dem Weibe in ihrer Höhle: „Bleib ein wenig, ich werde Milch holen.“ Das Weib sagt: „Ich trinke keine Milch.“ Darauf entgegnet Obonga: „Ah, trink nur!“ Ein Weib von der Stadt kann aber doch keine Elefantenmilch trinken. Darauf fragt Obonga: „Willst Du Fleisch?“ Das Weib antwortet: „Ah, ich will kein Fleisch!“ „Willst Du Fisch?“ fragt Obonga. Das Weib antwortet wieder: „Ich will keinen Fisch.“ Darauf bringt Obonga dem Weibe Schlangen, die sie schon zubereitet hat. „Geh, iß das!“ Das Weib aber entgegnet: „Wir essen das nicht.“ In aller Früh will das Weib aufbrechen. Obonga aber verwehrt es ihr und sagt: „Bleib nur bis 8 Uhr früh, so zeitlich am Morgen gehen wilde Tiere in großer Zahl im Wald spazieren.“ Darauf wartet das Weib bis 8 Uhr und dann bricht sie auf. Obonga sagt zu ihr: „Jetzt hole ich ein Rind von Gor (dem Bruder des Vaters der Obonga), um Fleisch zu essen.“ (Gor ist ein sagenhafter Mann, seine Rinder verwandeln sich in wilde Tiere.) Darauf singt Obonga das Lied vom Elefanten:

„Mein Mann (der Elefant) läuft wie ein Großer, wenn er läuft, so brechen die Bäume und fallen um.“ Das ist der Gesang der Obonga.

Berichtigungen zum I. Teil:

Zu S. 206, 2. Zeile von unten: „und wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auch die der Tobúr und Naquá“ ist zu streichen.

Zu S. 246. 18. (11 Zeilen von oben), statt „Elgon“ ist zu setzen „Ellbogen“.

Die nordische Rasse.

Von **Dr. Gustav Kraitschek** in Wien.

Das Aurignacien Mitteleuropas bildet ein besonderes, vom mittelmeerischen getrenntes Kulturgebiet, diesem zwar nahe verwandt, aber doch eigenartig entwickelt. Während des ganzen Jungpaläolithikums bis zur Ausbreitung des mittelländischen Tardenoisien (Endcapsien) zeigt Mitteleuropa, zusammen mit Frankreich, Oberitalien und dem nördlichsten Spanien (Kantabrien), eine kulturelle Entwicklung, die keine näheren Beziehungen zu der Mittelmeerkultur aufweist. Während sich im Mittelmeergebiete das Aurignacien (Capsien) ohne Störung zum Endcapsien weiter entwickelt, folgt im nördlichen Kulturgebiete auf das Aurignacien das Solutréen und dann, nach der Vermischung beider Kulturen, das Magdalénien. (Breuil, Les subdivisions du paléol. superieur, Congr. internat. d. Anthrop., Compte rendu du XIV. sess., S. 165, und Obermaier, Paläol. u. Epipaläol. Spaniens, Anthropos, XIV, 5.) Dieser getrennten kulturellen Entwicklung entspricht auch eine rassenhafte Scheidung. Die Träger der nördlichen Kultur bilden eine besondere Gruppe. Der Ausdruck Gruppe wurde mit Vorbedacht gewählt, da es sich nicht um eine rassenhaft einheitliche Bevölkerung handelt.

Von den langköpfigen Menschen mit mongolider Gesichtsbildung, die an Eskimos erinnern, sei hier abgesehen, da sie kaum einen nennenswerten Einfluß auf die Zusammensetzung der späteren Bevölkerung gehabt haben. Die wichtigsten Rassen der jungpaläolithischen Bevölkerung des nördlichen Kulturbereiches sind die Cro-Magnon- und die Aurignac-Rasse.

Die wichtigsten Merkmale der ersteren sind folgende: In der Gegend der Scheitelhöcker etwas verbreiterte Langschädel mit ausgezogenem Hinterhaupte und sehr niedrigem und breitem Gesichte sowie niedrigen, förmlich in die Breite gedrückten Augenhöhlen. Die Nase ist schmal und hoch, das Kinn ist gut entwickelt und läuft in eine Spitze aus. Überhaupt handelt es sich, auch bezüglich der Schädelhöhe, um eine durchaus nicht primitive Form. Hervorzuheben ist auch die bedeutende Körpergröße. Die wichtigsten Fundstätten dieses einen jungdiluvialen Haupttypus, Cro-Magnon (Abri sous roche) und Mentone, fallen in das Aurignacien, also in den ersten Abschnitt des Jungpaläolithikums. Schon dieser Umstand macht es sehr unwahrscheinlich, daß sich diese hochentwickelte Form aus dem so unendlich tiefer stehenden Mousterien-Menschen (dem Neandertaler) entwickelt hat. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Cro-Magnon-Rasse sich anderswo entwickelt hat — ihre Vorstufen kennen wir nicht — und dann als fertiger, schon hochentwickelter Rassentypus in Europa einwanderte.

Die zweite jungdiluviale Hauptrasse wird dargestellt durch den Aurignac-Menschen, den Klaatsch und Hauser bei Combe Capelle in Perigord gehoben haben.

Ihn als eine Spielart der Cro-Magnon-Rasse zu bezeichnen, wie das zuweilen geschieht, geht zweifellos nicht an, da er sich in der Form des Gesichtes doch all-

zusehr von jener unterscheidet. Auch sein Schädel ist lang, sein Gesicht aber ebenfalls, wenn auch die Jochbogen ziemlich stark vorspringen. Die Augenhöhlen sind nicht breitgedrückt. Über ihnen liegen kräftige Brauenbogen, die aber keineswegs den Charakter eines Überaugenwulstes besitzen, wie beim Neandertaler. Der Schädel zeigt dieselbe hohe Entwicklung wie beim Cro-Magnon-Menschen, es handelt sich also um eine hochstehende Form. Dennoch aber bemerken wir am Gesicht eine Reihe von niedrigen Merkmalen, die nach dem Urteile von Klaatsch auf Beziehungen zu Australiern hinweisen. Besonders kommen hier in Betracht die flache Nase und das neutrale Kinn. Die schmalen Pulpahöhlen stehen jedoch wieder denen der Europäer näher als den breiten der Australier. In der Zeitschrift für Ethnologie, 1910, S. 576 ff., sagt aber Klaatsch, daß das Gebiß vielfach an das von Australiern erinnere, auch das hohe, enge Gaumendach weise nach dieser Richtung. Der enge Zahnbogen und die ganze Form des Unterkiefers erinnerten ebenfalls sehr an die von Australiern.

Der Aurignac-Mensch ist allerdings bisher ein vereinzelter Fund geblieben, doch gehört in denselben Formenkreis auch noch der ins Magdalenien zu setzende Schädel von Brünn, mit dem zusammen eine kleine Elfenbeinfigur gefunden wurde, die deutlich einen Vollbart erkennen läßt, eine Eigenschaft, die sowohl Beziehungen zu den Australiern als auch zu den heutigen Europäern wahrscheinlich macht. In dieselbe Gruppe gehört ferner auch der Schädel von Galley-Hill. Auch die Menschen von Předmost bei Prerau in Mähren, die dem schon mit Solutrétypen vermischten Spätaurignacien zuzurechnen sind, gehören in diesen Zusammenhang. Ihre sehr starken Augenbrauenbogen dürften sich eher durch australische Beziehungen erklären als durch eine Mischung des Aurignactypus mit dem Neandertaler, wie Absolon und Heilborn meinen. Ihr Oberkiefer zeigt Vorschnauzigkeit, doch ist das Kinn wohlausgebildet, so daß wir es auch hier mit einem höher entwickelten Typus zu tun haben, der aber doch noch gewisse Beziehungen zum Australier erkennen läßt.

Die jungpaläolithischen Europäer stammen also zum Teil aus derselben Wurzel wie die Australier, beziehungsweise sie haben mit ihnen einen Teil der Entwicklung gemeinsam durchgemacht. Es ist dabei nicht an eine Auswanderung aus Australien zu denken, sondern an ein asiatisches Zentrum, von wo Wanderungen sowohl nach Westen wie nach Südosten erfolgten. Der schlanke Skelettbau des Aurignac-Typus weist nach Klaatsch-Heilborn (Werdegang der Menschheit) eine große Ähnlichkeit mit Formen auf, die heute unter den Rassen des südlichen Asiens, der Südsee und Australiens vertreten sind. Man findet in der hinterindischen Inselwelt tatsächlich häufig Typen von auffallender Europäerähnlichkeit, deren Auftreten wohl mit ähnlichen Ausbreitungswellen zusammenhängt, wie eine die Australier in ihren Erdteil oder eine andere die Aurignac-Menschen nach Europa gebracht hat.

Nach den Ausführungen von Klaatsch (Zeitschr. f. Ethnol., 1910) hängt die nordische Rasse aufs engste mit der Aurignac-Rasse zusammen, die nur eine etwas niedrigere Entwicklungsstufe jener darstellt, woraus sich die auffallende Ähnlichkeit vieler Australiertypen mit gewissen Europäergesichtern erklärt, die zuerst Huxley und Semon aufgefallen ist. Der lange Schädelbau sowie die welligen Haare der nordischen Rasse deuten ja auch auf einen Zusammenhang mit Australiern, Weddas und Drawidas hin, und Klaatsch, der Australien besucht hat, sagt ausdrücklich, daß uns die Australier rassenhaft näher stehen als Malaien und

Mongolen und uns auch sympathischer sind als die Neger. Klaatsch faßt sein Urteil in folgender Weise zusammen: „Manche Australierköpfe würden, in weiße Ausprägung übertragen, großartige Charaktertypen abgeben. Eine merkwürdige Kombination von Europäerähnlichkeit mit Anthropoidenannäherung liegt in vielen Australiergesichtern. Ein Mann am Archer River im Golfe von Carpentaria machte, wenn er sich ruhig verhielt, den Eindruck eines geistig hochstehenden Europäers; sobald er aber den Mund öffnete und sein Gesicht zum Grinsen verzog, erinnerte er an einen Gorilla." (Zit. nach Hoernes, Natur u. Urgesch. d. Menschen, I, S. 83.)

Die Aurignacien-Welle scheint aber nicht die einzige Einwanderung australider Menschen in Europa gewesen zu sein. Australide waren wohl auch die sogenannten „Negriden" von Mentone, die im Aurignacien der Kindergrotte gefunden wurden. Auch ihre Schädel sind schon höher entwickelt, doch erinnern der schmale Zahnbogen, die Form der Zähne, die starke Vorschnauzigkeit und das nicht vorspringende Kinn an Australier. (S. Gaudry bei Verneau, Les Grottes de Grimaldi, III. Band, S. 137.) Es handelt sich hier aber um die kleinwüchsige Australidenform, zu der in Süd- bzw. Südostasien die Weddaartigen gehören.

Diese kleinwüchsigen Australiden kommen auch im Epipaläolithikum des Mittelmeergebietes noch vor. So gehören die als negrid bezeichneten Langköpfe aus den Abfallhaufen am Tajo hieher. Der geringe Schädelinhalt, die Mesorhinie, die Vorschnauzigkeit, die häufig fliehende Stirne deuten auf australische Verwandtschaft. (Mendes Corrêa, Origins of the Portugese, Amer. Journal of Phys. Antrop. II, S. 122.) Sie sind die Vorläufer der mittelländischen Rasse, die, wenigstens zum Teil, auch aus australider Wurzel erwachsen sein muß. Die kleinen Australiden dürften übrigens auch heute noch in der mittelländischen Rasse stecken und die zuweilen auftretenden Merkmale der Vorschnauzigkeit und der flachen, breiten Nasenform bedingen.

Die jungpaläolithische Bevölkerung Mittel- und Westeuropas, die Cro-Magnon- und die Aurignac-Rasse, paßte sich teils den nacheiszeitlichen Verhältnissen an und verwendete statt Geräten aus Rentierhorn und Bein solche aus Geweih und Knochen des Hirsches (Azylien). Sie wurde von der Tardenoisien-Welle und späteren mittelländischen Einwanderern überflutet und ging schließlich in ihnen auf. Die große Mehrzahl der Jungpaläolithiker dürfte sich aber nach dem Norden gewendet haben, um dem Ren, ihrem bisherigen Hauptjagdtiere, weiter nachstellen zu können, und wanderte so in das im Norden eisfrei gewordene Gebiet ein, wo man als Beweis dafür an verschiedenen Stellen bearbeitete Rentierstangen gefunden hat.

In der Zeit, da auch hier im Norden die arktische Flora verschwunden und eine Waldvegetation mit Birke, Espe und Kiefer an ihre Stelle getreten war, erscheint die spätpaläolithische Maglemose- oder Ancyluskultur nur in geringem Maße noch von der Tardenoisien-Welle beeinflußt. Der namengebende Fundort ist Maglemose auf Seeland, doch scheint die Kultur aus Brandenburg und Mecklenburg nach Dänemark gekommen zu sein. Hier im Norden erscheint aber auch die Kultur der Kökkenmöddinger mit ihrer bei Teterow in Mecklenburg erschlossenen Vorstufe (Mannus, 1911, S. 171). Die in ihren Anfängen ganz altpaläolithisch anmutende Kökkenmöddinger-Kultur scheint nicht aus der jungpaläolithischen Europas hervorgegangen zu sein wie die von Maglemose. Über ihren Ursprung herrscht noch Dunkel; sie enthält jedoch schon die allerdings nur grob zugehauenen Vorbilder (Prototype) der Geräte der jüngeren Steinzeit, zu der sie überleitet.

Die beiden Kulturen, die von Maglemose und die der Kökkenmöddinger, haben sich zum Teil vermischt. Aus dieser Mischkultur, in der aber das Kökkenmöddinger-Element unbedingt vorherrscht, hat sich dann die Kultur der nordischen jüngeren Steinzeit entwickelt.

Die Träger dieser Kultur nun zeigen eine weitgehende Ähnlichkeit mit den Menschen des Jungpaläolithikums. Archäologisch wird der Zusammenhang durch die Maglemose-Kultur hergestellt. Ob wir als ursprüngliche Träger der Kökkenmöddinger-Kultur Kurzköpfe annehmen dürfen, erscheint vorläufig sehr fraglich, da das kurzköpfige Skelett eines Bergmannes im Campignien Belgiens zur Begründung dieser Anschauung nicht genügt, zumal auch in anderen Kulturen der Übergangszeit, wie in der Maglemosekultur Norddeutschlands und im Tardenoisien der Ofnet, Kurzköpfe auftreten. Es scheint sich hier eher um ein allmähliches Einsickern der kurzköpfigen Rasse zu handeln als um eine größere Einwanderung in geschlossenem Kulturverbande.

Wie sieht es nun in der Tat mit den Menschen der Kökkenmöddinger aus? Viel wissen wir ja nicht davon, aber das wenige Bekannte spricht nicht für die Annahme, daß Kurzköpfe die Träger der Kökkenmöddinger-Kultur waren.

Abgesehen von dem einen Schädel von Kassemose auf Seeland, der mit seinem Längen-Breitenindex von 82 wohl einen Mischling der mongoliden „Grenelle-Rasse" darstellt, haben sich bisher nur Langschädel gefunden, und zwar nach A. H. Nilsens Urteil (Aarböger f. nord. Oldkydighed, 1911, S. 81 ff.) vom Cro-Magnon-Typus. Es handelt sich dabei um die Funde von Fanerup in Jütland und Holbäk auf Seeland. Die bedeutende Größe eines weiteren Skelettes, dessen Schädel nicht meßbar ist, deutet ebenfalls auf die Cro-Magnon-Rasse hin und die Schädeldecken von Ellerbeck lassen wenigstens den Langbau deutlich erkennen. Daß also die Menschen der Kökkenmöddinger-Kultur mit denen der späten Paläolithzeit aufs engste verwandt waren, läßt sich in Anbetracht der angeführten Tatsachen kaum mehr bezweifeln. In der anderen Komponente der nordischen Kultur, in der von Maglemose, finden sich Schädel, die trefflich in die Reihe: Aurignac-Rasse — nordische Rasse hineinpassen. Es sind das die Schädel nordischer Rasse aus dem Priebitzer See im Westhavelland, die Kossinna erwähnt und abbildet (Die Indogermanen, I. Heft).

Diese Tatsachen genügen wohl, um den Zusammenhang zwischen den Jungpaläolithikern beider Hauptrassen und den Trägern der jüngeren Steinzeitkultur des Nordens herzustellen; aber auch deren Beschaffenheit rechtfertigt die Annahme vollkommen, daß sie sich aus einer Vermischung der Cro-Magnon-Rasse mit der Aurignac-Rasse, bzw. einer noch etwas vorgeschritteneren Form derselben, entwickelt hätten.

Nun zur anthropologischen Betrachtung des jungsteinzeitlichen Schädelmaterials in Dänemark! Vorweg sei bemerkt, daß von den Kökkenmöddingern zu der sogenannten megalithischen Kultur des Nordens eine ganz allmähliche Entwicklung stattgefunden hat, weshalb wir berechtigt sind, dieselben Rassenbestandteile als Träger auch der jüngeren Kultur vorauszusetzen. In der Tat erkennt A. H. Nilsen (Aarböger f. nord. Oldkydighed, 1911, S. 81) bei 62 von 119 neolithischen Schädeln Dänemarks eine gewisse Verwandtschaft mit dem Cro-Magnon-Typus.

Nilsen sondert die Typen zunächst nach der allgemeinen Form des Schädels. Er stellt auf Grund dieser Untersuchung zwei langköpfige Schädeltypen auf, deren einen er als Cro-Magnon-Typus bezeichnet, während er für den anderen den wenig bekannten Namen Avigny-Typus gewählt hat. Man meint damit die spät-

neolithischen Langköpfe Frankreichs, die man für die ersten nordischen Einwanderer daselbst hält. Eine andere Bezeichnung dafür ist: Rasse von Genay. Sein Cro-Magnon-Typus zeigt, von oben gesehen, ein langes, nach hinten zugespitztes Ovoid, die Augenbrauenbogen sind in manchen Fällen sehr kräftig entwickelt, in anderen mehr abgeflacht, die Stirn steigt schräg an, ist zuweilen geradezu fliehend, der Scheitel ist ziemlich flach, das Hinterhaupt fällt schräg ab, besitzt aber eine ausgewölbte, vorspringende Schuppe (nach franz. Ausdrucksweise: chignon). Die Nasenwurzel setzt tief ein. Dazu kommt noch ein Gesichtsmerkmal, nämlich die viereckigen, etwas gedrückten Augenhöhlen.

Es ist nun die Frage, ob die von Nilsen beschriebenen Formen wirklich Rassentypen sind. Die Antwort darauf lautet: Nein. Wenn Nilsen die ovoide Schädelform mit deutlichen Scheitelhöckern, die chignonartige Auswölbung des Hinterhauptes, den abgeflachten Scheitel und die gedrückten Augenhöhlen als Cro-Magnon-Merkmale bezeichnet, so muß man ihm gewiß beipflichten. Anders aber steht es mit den übrigen Merkmalen. Betrachtet man irgendeine Abbildung von Cro-Magnon-Schädeln in der Seitenansicht (z. B. in den Crania ethnica, bei Lapouge, l'Arien, S. 273; Hoernes, Natur- und Urgeschichte, S. 253, nach Verneau), so sucht man vergeblich nach der schrägen oder gar fliehenden Stirne mit den besonders kräftig entwickelten Augenbrauenbogen. Die Stirn steigt hier vielmehr zunächst ziemlich steil an, um dann in einem plötzlichen Knick zum Scheitel umzubiegen. Die fliehende, allmählich in den Scheitel übergehende Stirn mit den starken Brauenbogen, die Nilsen seinem Cro-Magnon-Typus zuschreibt, ist der wirklichen Cro-Magnon-Rasse also nicht eigen, ebensowenig wie der von Nilsen herangezogenen Rasse von Baumes-Chaudes, die von französischen Anthropologen — wohl mit Unrecht — der Cro-Magnon-Rasse zugerechnet wird. (S. Lapouge, l'Arien, S. 271.) In der Stirnbildung, auf die es hier ankommt, gleicht sie ihr allerdings sehr und so hilft sie uns, den Irrtum Nilsens um so deutlicher zu erkennen. Es ist kein Zweifel, daß er einen häufiger vorkommenden Mischtypus als Grundform aufgefaßt hat. Diese Annahme wird bestätigt durch die Schilderung des Avigny-Typus. Diese Form, die durch ihr abgerundetes Hinterhaupt vom Cro-Magnon-Typus geschieden wird, besitzt nach Nilsen die steilere, oben in scharfer Knickung umbiegende Stirn und die schwächeren Augenbrauenbogen, also Eigenschaften, die gerade für die Rassen von Cro-Magnon und Baumes-Chaudes bezeichnend sind.

Verbinden wir nun diese Merkmale mit dem Hinterschädel von Nilsens „Cro-Magnon"-Typus, so entsteht eine Form, die tatsächlich den Cro-Magnon- und Baumes-Chaudes-Schädeltypen vollständig entspricht.

Es geht aber nicht an, die Gesichtsform so nebensächlich zu behandeln, wie dies Nilsen tut. Ziehen wir auch das Gesicht in Betracht, so ergibt sich aus Nilsens Tabellen in den Aarböger for nordisk Oldkydighed, 1911, daß in seiner Cro-Magnon-Gruppe neben zu diesem Typus gehörigen Kurzgesichtern auch ganz ausgesprochene Langgesichter erscheinen. Der Obergesichtsindex geht in einzelnen extremen Fällen bis auf 62 und weniger herunter, steigt aber anderseits über 80, erreicht in einem Fall sogar 83. Zwischen diesen Grenzfällen stehen zahlreiche Mittel- und Langgesichter mit sehr verschiedenen Indices. Daß die ausgesprochenen Langgesichter mit dem Typus von Cro-Magnon mit seinem charakteristischen Breitgesichte nichts zu tun haben können, ist ohne weiteres klar und wir haben hier also wieder ein Merkmal vor uns, das Nilsen zu Unrecht mit seiner Cro-Magnon-

Gruppe verbindet. Anderseits sehen wir aber deutlich, daß in dem dänischen Material die echte Cro-Magnon-Rasse steckt, deren sämtliche Schädel- und Gesichtsmerkmale tatsächlich nachweisbar sind. Die eine Komponente der nordischen Mischbevölkerung besitzt also einen Schädel mit mehr oder weniger steiler Stirn, die in einem Knick zum flachen Scheitel übergeht, der nach hinten allmählich abfällt, während das Hinterhaupt chignonartig ausgewölbt erscheint. In der Ansicht von oben sehen wir ein Ovoid mit betonten, weit hinten liegenden Scheitelhöckern und vorgezogenem Hinterhaupte. Das Gesicht ist breit und niedrig, die Augenhöhlen sind es ebenfalls. In dem ähnlich zusammengesetzten schwedischen Schädelmaterial aus der jüngeren Steinzeit, das uns Fürst in seinen Crania Suecica antiqua vor Augen führt, zeigt der Schädel Nr. 5 auf Tafel III Zug für Zug diesen Typus, dessen Bild noch durch die hier deutlich erkennbare Hakennase vervollständigt wird, die ja ebenfalls der Cro-Magnon-Rasse eigentümlich ist.

Die eine Komponente der nordischen Steinzeitbevölkerung ist damit zweifellos festgestellt. Fragen wir uns nun, wie die andere ausgesehen hat, so müssen wir zunächst sagen: Sicher nicht wie Nilsens Avigny-Typus. Schon der Umstand, daß Lapouge (l'Arien, S. 270) den Avigny-Typus einfach als homo Europaeus bezeichnet, erregt Bedenken. Sehen wir uns seine Abbildung an, so finden wir eine Stirn, die sicher mehr geneigt ist als die der Cro-Magnon-Baumes-Chaudes-Typen und ziemlich stark entwickelte Augenbrauenbogen. Die Gesichtsbildung ist jedenfalls die von Lapouges homo Europaeus, also ein Langgesicht mit hoher, gerader Nase. Sehen wir uns daraufhin Nilsens Avigny-Schädel an, so finden wir, abgesehen von der ihm zugeschriebenen Cro-Magnon-Stirnform, mit diesem angeblichen Rassenschädel ebenso verschiedene Gesichtsformen verbunden wie mit seinem Cro-Magnon-Schädel. Die Gesichtsform schwankt zwischen Obergesichtsindex 61·8 und 85. Wir finden also auch mit dem gerundeten Hinterhaupte in vielen Fällen das breite Cro-Magnon-Gesicht verbunden.

Nachdem wir oben die für den wahren Cro-Magnon-Typus bezeichnenden Merkmale herausgearbeitet haben, brauchen wir nur die übrig gebliebenen zu verbinden, um den zweiten Rassentypus zu erhalten, der noch in dem nordischen Steinzeitmaterial steckt. Das Bild wird etwa ausfallen, wie folgt: Mit einer mehr fliehenden Stirn und kräftigen Augenbrauenbogen verbindet sich ein mehr gerundetes, nicht chignonartig vorspringendes Hinterhaupt, das Gesicht ist lang, auch die in den Tabellen erscheinenden höheren Augenhöhlen wird man diesem Typus zurechnen dürfen. Einen Namen für ihn zu finden, ist schwer, da die Bezeichnung „nordischer Typus", der am nächsten liegt, schon lange zur Bezeichnung der Mischform Verwendung findet. Es handelt sich also um einen langgesichtigen Langkopf mit fliehender Stirn, beim Manne stark entwickelten Brauenbogen und mehr gerundetem Hinterhaupte. Eine fast durchaus zutreffende Vorstellung von diesem Typus gibt uns der Schädel Nr. 13 auf Tafel VII bei Fürst, der höchstens in der Hinterhauptsbildung einen leichten Cro-Magnon-Einschlag erkennen läßt.

Da die eine neolithische Rasse des Nordens sich auf die jungdiluviale von Cro-Magnon zurückführen läßt, liegt es nahe, auch die zweite so weit zurück zu verfolgen. Erinnern wir uns an die oben angeführte Ansicht von Klaatsch über die Beziehungen seiner Aurignac-Rasse einerseits zu den Australiern, anderseits zur nordischen

Rasse, bzw. deren Verwandtschaft mit der natürlich bedeutend niedriger stehenden australischen, so erscheint es sehr wahrscheinlich, daß wir in den Menschen von Aurignac—Brünn (I)—Předmost tatsächlich die Vorläufer unserer fraglichen Form erkennen müssen.

Die Schädel von Aurignac und Brünn zeigen nach Schliz (Prähistor. Zeitschrift, 1912, S. 38) Langkopf und Langgesicht, fliehende Stirn, stark entwickelte Brauenbogen, die auch für die Předmoster Schädel bezeichnend sind. Das Hinterhaupt scheint nicht so stark abgesetzt wie beim Cro-Magnon-Typus. Die im Diluvium noch vorhandenen niedrigen Merkmale, wie breite, flachere Nase, schwach entwickeltes Kinn und Prognathie, die sich allerdings schon damals nicht mehr durchgehends finden, scheinen in der jüngeren Steinzeit größtenteils verschwunden, doch deutet die oft auffallend starke Prognathie mancher Reihengräberschädel darauf hin, daß wenigstens dieses Merkmal der australiden Vorfahren noch in später Zeit nicht ganz verschwunden ist.

Nilsens neolithisches Material läßt deutlich erkennen, daß die beiden Rassen damals schon recht intensiv miteinander vermischt waren. Mit der Zeit nun bildete sich eine ziemlich einheitliche Mischform heraus, zu der offenbar jede der beiden Stammrassen ihre dominanten Eigenschaften beisteuerte. Beim hinteren Teile des Schädels siegte die Cro-Magnon-Form, beim Bau der Stirn die australide, die auch im Gesichte das Übergewicht erlangte, wenn auch die niedrigen Augenhöhlen zuweilen wieder an Cro-Magnon erinnern. So entstand der nordische (megalithische) Schädel, wie ihn Schliz in seinen verschiedenen Arbeiten auffaßt. Wie wir aber nach den Vererbungsgesetzen erwarten müssen, tauchen doch die rezessiven Merkmale der reinen Typen dann und wann wieder auf. So ist es Schliz aufgefallen, daß seine Megalithschädel in der Stirnbildung deutlich zwei Varianten erkennen ließen: die eine zeigt eine gerade ansteigende Stirn mit Umbiegung nach der pars cerebralis wie der Cro-Magnon-Schädel, bei der anderen läuft die Stirn in gleichem Bogen schräg vom sulcus supraglabellaris zum Bregma wie beim homo Aurignacensis (Präh. Zeitschrift, 1912). Auch Breitgesichter kommen bei der sogenannten nordischen Rasse zuweilen vor. Nicht selten finden wir sie z. B. im heutigen Schweden auch in ausgesprochen langköpfiger Bevölkerung, ebenso zuweilen unter den Germanen der Völkerwanderungszeit (z. B. der ripuar. Franke der Crania ethnica II, Tafel 49). Das gerundete Hinterhaupt findet man wieder beim Avigny-Typus des französischen Neolithikums, der doch sonst der nordischen Rasse zugehört.

Die zum Siege gelangte Mischform zeigen auch die Schädel aus der dänischen Eisenzeit, die Nilsen in Aarböger 1915 behandelt.

Zu den beiden Hauptbestandteilen der nordischen „Rasse" gesellen sich schon in der Übergangszeit kurzköpfige Bestandteile, die aber für die Ausbildung der typisch nordischen Form ohne Bedeutung sind.

Über das Verhältnis der nordischen Rassengruppen zu den Mittelländern ist noch nicht volle Klarheit zu gewinnen, da wir die im Mittelmeergebiete vorkommenden Schädel- und Gesichtsformen noch nicht deutlich erfassen können. Es erscheint jedoch wahrscheinlich, daß wir es da mit einer ähnlichen Kombination ursprünglich verschiedener Rassentypen zu tun haben (s. hier auch Paudler, Cro-Magnon-Studien, Anthropos, XII—XIII), deren einer dem Cro-Magnon-Typus entspricht, die Rasse von Baumes-Chaudes.

Über die neolithischen Idole des niederösterreichischen Manhartsgebietes.

Von **Dr. Anton Hrodegh** in Schwarzau i. Geb.

(Mit 1 Abbildung im Texte.)

a) Fundorte.

Zu den interessantesten Erscheinungen der neolithischen Kultur in der nordbalkanisch-danubischen Zone gehören zweifellos die stellenweise ziemlich häufigen Tonidole. Bei uns in Niederösterreich konzentriert sich ihr Vorkommen hauptsächlich um die Gegend von Horn und Eggenburg, also in Anlehnung an das zur jüngeren Steinzeit dichtest besiedelte Manhartsgebiet, während sie im Lande südlich der Donau bisher nur spärlich, z. B. am Galgenberg bei St. Pölten, getroffen wurden.

Zuerst möge die Aufzählung der mir bekannt gewordenen Objekte unseres in Frage stehenden Landstriches erfolgen:

Die Sammlung Engelshofen, deren zirka 10.000 urgeschichtliche Funde ich in den letzten Jahren inventarisierte, enthält:

1. Nr. 390 Idolarm von Grafenberg, Vitusberg;
2. „ 395 weibl. Idolfragment von Grafenberg, Vitusberg;
3. „ 414 taubengrauer Idolfuß aus Röhrawiesen;
4. „ 421 Idolfragment, weiblich, aus Grafenberg, Vitusberg;
5. „ 879 Idolhälfte, weiblich, aus Grafenberg, Vitusberg;
6. „ 1274 Tieridol, männlich, Eichberg-Maierhoferacker;
7. „ 1275 Idolrumpf, männlich, Reikersdorf bei Sachsendorf;
8. „ 1276 rechter Vorfuß eines großen Idols, Kattau in Pöllern;
9. „ 1499 kleiner Schnürschuh, Grafenberg, Vitusberg;
10. „ 1748 Idolkopf mit gescheiteltem, welligem Haar, Eichberg bei Stockern;
11. „ 2099 Idolfragment, plattenförmig, Wieshof, Holzbroaten, Seebüglwald;
12. „ 2548 Idolfuß, Reikersdorf;
13. „ 2862 Idolrumpf, weiblich, plattenförmig, Grübern;
14. „ 3311 Idolpyge, weiblich, Eichberg, Maierhoferacker;
15. „ 3338 Idolfuß, zylindrisch, stempelartig, Meiseldorf, Oberfeld;
16. „ 3685 Idolfuß, rötlich, innen grau, Meiseldorf, Teich;
17. „ 3686 Idolkopf, stampiglienknaufartig, Grafenberg, Vitusberg;
18. „ 3687 Idolfuß, Grafenberg, Vitusberg;
19. „ 3692 Idolkopf, schwarz, mit Andeutung des Gesichtes, Vitusberg;
20. „ 3942 Idolfuß, Eichberg, Maierhoferacker;
21. „ 4051 Idolfuß, Eichberg;
22. „ 5424 Idolkopf, Grafenberg, Vitusberg;
23. „ 6033 Idolfragment, schwarz, mit starker Hüfte, Eichberg;
24. „ 6489 Idolarm, winkelig abgebogen, Reikersdorf;
25. „ 6503 Idolfuß, ungelöst, schuhleistenähnlich, Eichberg, Maierhoferacker;

26. Nr. 6504 Idolfragment mit Armstumpf, Eichberg, Maierhoferacker;
27. „ 9086 Idolkopf, Grafenberg, Vituskapelle;
28. fragliches Idolfragment, runde Sitzbasis mit drei Fußstummeln;

Etzmannsdorf bei Rosenburg, Breiten, gleich beim Wege nach Gars, neben dem Bügl mit weiter Fernsicht, lieferte heuer neben Hornhenkeln, Tonlöffeln, Ständergefäßen der bemalten Keramikstufe in das Kamptalmuseum nach Langenlois:

29. große Idolhälfte mit schräg aufwärtsstehendem Armstumpf, ziegelrot;
30. Idolfuß, konisch, durch eine tiefe Ritzlinie geteilt;
31. Idolfuß, spitzkegelig, hermenähnlich (Loidl).
32. Idolfragment mit kleiner Mamma.

Im Krahuletz-Museum zu Eggenburg gewahrte ich eine Reihe langhalsiger Idolköpfe, darunter einen mit Andeutung von bogigen Augenbrauen und Haarfrisur sowie einen Idolfuß und ein weibliches Idolrumpfstück vom Vitusberg, ferner zwei Idolköpfe, einen Idolfuß, ein Tieridol, ganz ähnlich dem vom Eichberg, nur kleiner, aus Grübern.

Im ganzen lagen mir also zirka 40 Stück mehr oder minder fragmentierter Tonidole vor, davon stammen von:

Vitusberg zirka 15,
Eichberg 8,
Grübern 5,
Etzmannsdorf bei Rosenburg 4,
Reikersdorf 3,
um Meiseldorf (bei Stockern) 2,
Kattau in Pöllern 1,
Wieshof, Holzbroaten, Seebüglwald 1,
Röhrawiesen 1.

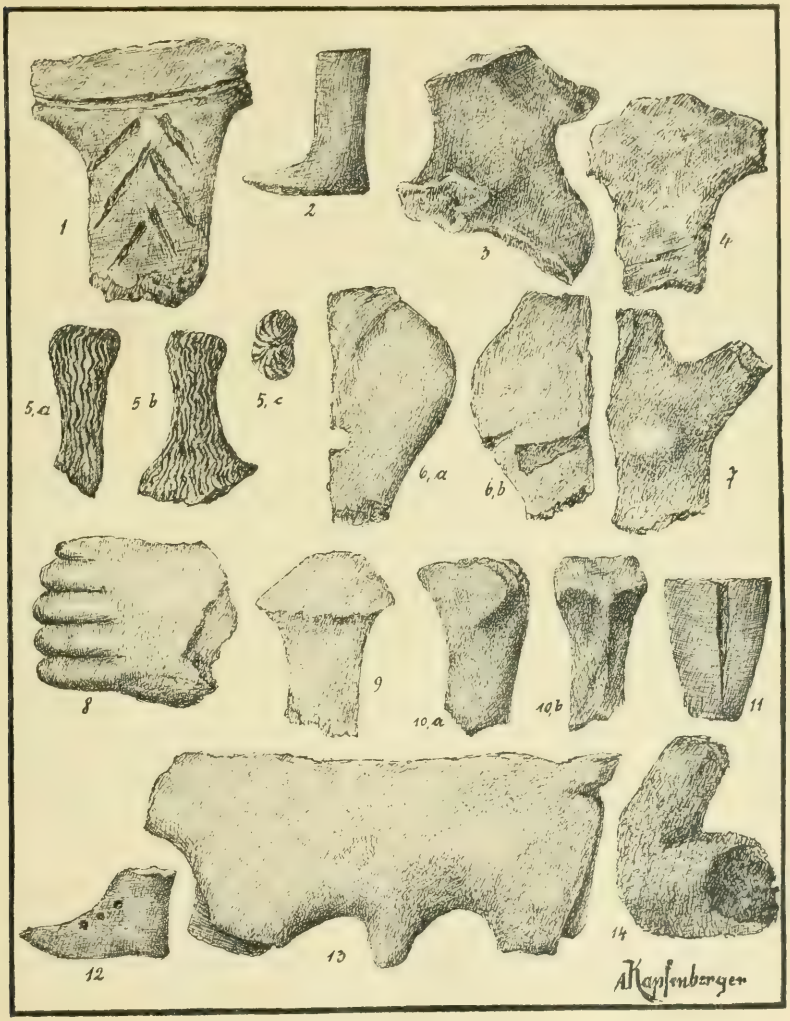
An erster Stelle steht also der Vitusberg, jener dominierende, weitausschauende Bergrücken, der als hochtypischer Siedlungsplatz sich zwischen der heutigen Stadt Eggenburg und dem Orte Grafenberg hinzieht; an zweiter der Eichberg, eine runde, der Manhartskette hinter Dreieichen aufgesetzte Bergkuppe, die sich wie die erstgenannte Station der weitesten Fernsicht erfreut und bisher als dichtbewohnte Kulturstätte der bemalten Keramikstufe zu wenig Würdigung erfahren hat. Beide Höhenpunkte schauen auf einen dritten im Bunde hin, den Breitenbigl bei Etzmannsdorf hinter Rosenburg, der schon westlich des Kampflusses liegt und an Idolfunden usw. den übrigen nicht viel nachstehen dürfte.

b) Beschreibung der Idole.

Die Ausführung unserer Tonplastiken ist meist roh und schematisch: ein walzen- oder brettförmiges Stück hat einige Zacken oder Stümpfe, welche Kopf und Extremitäten vertreten. Seltener erhebt sich das Können zu einem gewissen künstlerischen Beherrschen der menschlichen Gestalt und einem bestimmten Maß von Sorgfalt in der Herausmodellierung von Einzelheiten.

Den Kopf bildet häufig nur ein mehr oder minder rundes Klümpchen, ähnlich dem Griff einer Amtsstampiglie. Vom Antlitz fehlt entweder jede Spur oder es deutet ein kleiner Knopf vorn an der Kante die Nase an (Fig. 9). Mitunter ist letztere dadurch stärker hervorgehoben und schnauzenartig gebildet, daß sie seitlich von zwei schrägen Furchen eingesäumt wird, die die tieferliegenden Augenhöhlen und Wangenteile skizzieren sollen, während der Scheitel sich zu einer Art Haarschopf zuspitzt (Fig. 10a, b). Ein

Exemplar der Engelshofen-Sammlung vom Eichberg weist oben gescheiteltes und rückwärts im Zickzack wellig hinabfließendes Haupthaar aus Ritzlinien auf (Fig.5a,b,c).



Ein ähnliches Stück mit Haarfrisur und bogigen Augenbrauen erliegt im Eggenburger Museum vom Vitusberg. Der Hals ist im Vergleich zum kleinen Kopf lang. Der Rumpf hat teils rundlichen Querschnitt (Fig. 1), teils die Form eines plattenförmigen Brettchens (Fig.4). Die Arme bestehen entweder aus seitlichen Zacken (Fig.3), meist

aber aus gerade oder schräg aufwärts weggestreckten Stümpfchen (Fig. 7); auch im Winkel abgebogene ganze Arme kommen vor (Fig. 14). Die Hüften sind entweder gar nicht oder stark betont. Die Gestalt der Beine ist recht variabel; bald genügt ein zylindrischer, ungeteilter Ansatz, der unten flach ist und zum Aufstellen des Idols gehörte; bald vertritt ihre Stelle eine kegelförmige, nach unten gekehrte Spitze, die der Plastik eine hermenähnliche Form gab und zum Einstecken ins weiche Erdreich usw. diente (z. B. aus Etzmannsdorf bei Rosenburg); von dort stammt auch ein Idolfuß (Fig. 11), dessen Zweiteilung durch eine tiefe Ritzlinie angedeutet ist. Daß auch voneinander gelöste und gut modellierte Beine samt Vorfuß vorkamen, zeigen uns Fig. 2 aus Röhrawiesen ein taubengraues Stiefelchen, ferner Fig. 12 ein kleiner herziger, opankenähnlicher, aber hoher Schnürschuh ohne Absatz und Sohle, vorn elegant spitz zulaufend und deutlich durchgehende Ösen für die Schnürriemen zeigend, ein für die Trachtenkunde der Neolithik bemerkenswertes Stück aus Grafenberg-Vitusberg; schließlich Fig. 8 aus Kattau in Pöllern, das Fragment eines rechten Vorfußes mit schön herausgearbeiteten Zehen, das, nach dem Bruche zu urteilen, mit einem gleichgearteten Fuße seitlich zusammenhing und einem „Hauptidol" in Kindesgröße gehört hat. Sexualorgane fehlen selten und deuten dann wohl wie bei Fig. 1 auf männliches Geschlecht; meist ist jedoch der weibliche Charakter durch Andeutung der primären und sekundären Sexualorgane bestimmt; bald findet sich die durch einen etwas aufwärts gebogenen Stichkanal gekennzeichnete vagina (Fig. 6a, b); häufig trifft man Steatopygie der Hüften (Fig. 6a). Um die Gesäßpartie nur ja recht rundlich gestalten zu können, hat man die Plastik aus zwei Längshälften geformt, die an einer mitten durch das Gesäß gehenden Ebene und einem am Rande vorspringenden Längsfalz zusammengeklebt wurden (Fig. 6b). Bei Brettidolen sind die weiblichen Hüften durch kräftige Einschnürung der Taille hervorgehoben. Die Brüste dagegen sind meist klein (Fig. 7). Zweimal ist auch der anus durch ein Loch fixiert (Fig. 6b). Die Stellung eines am Rücken liegenden Weibes mit seitwärts geneigtem Kopfansatz und gespreizten Schenkelrudimenten, von denen der eine emporgerichtet, der andere eben liegend ist, weist auf indezente Gebarung (coitus?) (Fig. 3). Die Figuren sind meist stehend aufgefaßt; ein fragliches Tonfragment mit runder Basis und drei Fußstummeln scheint auf ein sitzendes Idol zu deuten. Die figuralen Tonbilder sind nackt, eines hat am Rücken kräftig gezogene Ritzlinien im Winkelmuster, welches vielleicht mit der Sitte der Tätowierung zusammenhängt (Fig. 1). Die Größe wechselt; bald sind die Idole klein, bald größer; das älteste Exemplar (Fig. 1) ist 9 *cm* lang und läßt auf eine einstige Höhe von 20 *cm* schließen; der Idolfuß Fig. 8 gehörte schon einem recht großen Exemplar in den Dimensionen eines, sagen wir, 6—7jährigen Kindes an.

Die Tieridole der Gegend sehen sich, soweit ich beobachten konnte, ähnlich, nur ist das Stück vom Eichberg-Maierhoferacker (S. Engelshofen) größer (13·3 *cm* lang) als jenes von Grübern; vielleicht sind es Nachbildungen eines großen, weitverehrten Stammesgötzen. Der Kopf fehlt leider. Der Rumpf mit dem etwas aufgedrehten kurzen Schwanze und scharfkantigen Rückgrat würde am ehesten eine Ziege vorstellen können, während jedoch die Massigkeit der Brust und Fußpartien sowie des penis auf einen Stier verweist (Fig. 13).

Was das Verhältnis an Zahl der Idolgattungen anbelangt, wiegen die menschlichen, darunter wieder die weiblichen weit vor. Unter den zirka 40 Stück fanden sich drei Tierbilder, ein sicher männlich-menschliches, sonst wohl meist menschlich-weibliche Exemplare.

c) Beurteilung der Funde bezüglich Chronologie und Topographie.

Was die zeitliche Stellung unserer Idole anbelangt, gehört das männliche Idol Fig. 1 noch der Spiralmäanderkeramik an. Dies beweisen folgende Momente: Fürs erste ist die außen rötliche, samtweiche, innen dunkelgraue, poröse Paste eindeutig und stimmt mit der der typischen Klauen-, Kegel-, Krater-, Rundhenkel usw. dieser Stufe überein. Ferner sprechen die derb eingeritzten Ornamente, schließlich auch der Fundplatz Reikersdorf am Manhartsberge, der bedeutendste, in der Sammlung Engelshofen reichlich vertretene Fundplatz der Linearkeramik, dafür. Das taubengraue Stiefelchen aus Röhrawiesen (Fig. 2) und das trappe, liegende Frauenidol mit gespreizten Beinen aus Grübern (Fig. 3), beide aus feingeschlemmtem Ton, scheinen der jüngeren Linearkeramik zuzugehören, jedoch ist die Paste nicht so verläßlich wie bei Fig. 1 und daher mit Vorsicht zur Chronologie zu gebrauchen. Das Gros der Idole gehört in die Stufe der bemalten Keramik. So besitzt das Tieridol vom Eichberg bei Stockern (Fig. 13) die ganz eigene gelblichsandige, die Idolfüße 8 und 12 die außen rötlichsandige, innen blaue, die Idolköpfe 5 und 10 die typisch schwarze oder dunkle, das Brettidol vom Wieshof bei Engelsdorf jene mehr lichtblaue Tonmasse, wie sie für die bemalte Keramikstufe unserer Gegend charakteristisch ist.

Hinsichtlich der Beziehungen der Idole zu anderen Gegenden ist folgendes zu bemerken: Geradezu auffallend tritt die Verwandtschaft derselben mit den linearornamentierten bildnerischen Arbeiten von Butmir, jenem nahezu 600 *km* entfernten Hauptfundplatz an den Quellen der Bosna bei Sarajevo zutage. (Vgl. M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1915, S. 287 ff.) Hier wie dort haben wir dieselbe kantige Profilierung der Köpfe, dieselbe Haarfrisur mit rückwärts hinabfließenden, parallelen Zickzacklinien eine ähnliche rohe, schnauzenartige Nasenbildung, die gleiche Langhalsigkeit, die kleinen Mammae, die seitlich im Winkel aufwärts gestreckten Armstümpfe, die Andeutung starker Hüften, die stempelförmige Basis, die Brettform der Plastiken. Da wir in Butmir noch in der Epoche der Spiralmäanderkultur zu stehen scheinen und unsere heimischen Vergleichsobjekte bereits der bemalten Keramik eigen sind, wäre der Schluß naheliegend, daß die letztere Phase bei uns schon blühte, während Budmir rückständig in der Linearkeramik verharrte. Einige bemerkenswerte Züge unserer Idole finden wir ferner an der siebenbürgischen Gattung vertreten. Die Plastiken von Kronstadt stellen ähnliche Statuetten nackter Frauen mit Armstümpfen, kleinen Brüsten und stark entwickelten auch rückwärts abstehenden Pygen dar; recht auffallend ist die Längsteilung der Figuren, so daß zwei Ebenen zusammengeklebt wurden und die Hälften später wieder auseinanderfielen. (Vgl. Hoernes, dort S. 311 und hier Fig. 6 a, b.) Auch die Tierbilder stehen sich nahe. (Vgl. Hoernes, dort S. 311 unten und unsere Fig. 13.) Sie stellen um Kronstadt Ziegen, Rinder und Widder dar. Tordos an der Maros, das sowohl linearverzierte Keramik wie Butmir, als bemalte Ware lieferte, hat Idole mit ähnlichen Winkellinien wie unsere Fig. 1. (Vgl. Hoernes, dort S. 305.) Die transkarpathische Tripoljekultur ergab hermenähnliche Idole, die unten in eine Spitze verlaufen, wie wir typische Fragmente aus Etzmannsdorf bei Rosenburg haben. (Vgl. Hoernes, Natur- und Urgesch. des Menschen, Wien 1909, II, S. 565.)

Je weiter wir nach Ost, oder vielmehr Südost, kommen, desto mehr verlieren sich die heimischen Züge und es verbleiben nur mehr entferntere Ähnlichkeiten. So begegnen wir noch auf den Zykladen der Langhalsigkeit der kleinen Form der mammae, der Andeutung der vulva; Troja und Zypern besitzten die Brett-

form der Idole. (Vgl. zu Zykladen Hoernes, Urg. d. bild. Kunst, S. 367, zu Zypern und Troja, dort S. 365.) Die Darstellung der nackten Frau reicht bis Babylonien hinüber. (Vgl. Hoernes, Kultur der Urzeit, Leipzig 1912, S. Göschen II, S. 44.) Zeitlich hoch hinauf geht sie in Oberägypten zu Ballas und Naqada.

d) Bedeutung der Idole.

Bezüglich der Bedeutung der Idole handelt es sich wohl um den religiösen Niederschlag eines ackerbautreibenden und viehzüchtenden Volkes. Es scheinen geotrope Religionsbegriffe, die eine fruchttragende „Erdgöttin" enthielten, mit theriotropen, zum Haustier gewendeten Vorstellungen, ja vielleicht schon mit uranotropen Anschauungen, die bekanntlich männliche Lichtgottheiten bevorzugten, durcheinander zu wogen, wobei die weibliche Gestalt weitaus den breitesten Raum einnahm und auch der Tierdienst den der männlichen Gottheit etwas überholt haben dürfte. Vermutlich hat, nach der Fundzahl zu schließen, jede Hütte oder Familie ihr eigenes Götzenbild besessen, das das Abbild eines größeren Stammesidols gewesen sein mag. (Vgl. Hoernes, Urg. d. bild. Kunst, S. 288.) Die krasse Indezenz der Körperstellung wie bei Fig. 3, die auch von anderwärts zu belegen ist, erklärt sich wohl aus den orgienhaften Fruchtbarkeitszeremonien alter und neuer Naturvölker.

Odontologische Befunde und Probleme in ihrer Bedeutung für die Anthropologie.

Von **Dr. Harry Sicher** in Wien.

(Mit 6 Abbildungen im Text.[1])

Nach einem Vortrag, gehalten am 12. Oktober 1922 in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Wenn ich als Zahnarzt der ehrenden Aufforderung, in dieser Gesellschaft über Gebiß- und Kieferuntersuchungen zu sprechen, gern Folge leiste, so geschieht dies aus folgenden Gründen. Kaum eine Spezialwissenschaft hat soviel Interessen, die anthropologische Belange streifen, als die Zahnheilkunde. In unserer Disziplin wurde daher gar manches geleistet, was den Anthropologen zugute kommen kann; aber leider sind diese Spezialforschungen auf der einen Seite zumeist ohne den so nötigen Kontakt mit der Anthropologie angestellt worden, auf der anderen Seite haben die Anthropologen nur zum geringsten Teil diese Arbeiten verwerten können, da sie in Spezialzeitschriften meist praktischen Inhaltes veröffentlicht und oft genug durch die auf praktische Ziele gerichtete Fragestellung gedeckt sind. Wenn ich es nun unternehme, gewisse Fragen aufzurollen, die bei anthropologischen Untersuchungen meiner Meinung nach Berücksichtigung verdienen, so bin ich mir wohl bewußt, daß damit nur der eine Schritt zur Annäherung der beiden Disziplinen geschieht. Wir sind nicht von der Einbildung getäuscht, als ob wir allein die Gebenden sein könnten; wir erhoffen uns von der Anthropologie, wenn sie einmal von unseren Vorstellungen, Befunden und Zielen Kenntnis genommen hat, für eine ganze Reihe von Problemen grundlegende Aufklärungen. Bietet ja doch schon die Beherrschung der anthropologischen Methoden, das den Anthropologen zugängliche unendlich große Material Gelegenheiten, die uns im allgemeinen verschlossen sind.

Ich kann im folgenden naturgemäß nur einzelne Punkte herausgreifen, die mir einer Zusammenarbeit zu bedürfen scheinen. Wenn ich dabei auch manches Bekannte zu wiederholen gezwungen bin, so müssen Sie mir den Umstand zugute halten, daß ich ja den ersten Versuch der Annäherung unternehme. Ich möchte folgende Punkte in den Kreis der Betrachtungen einbeziehen:

1. Die Entwicklung und den Durchbruch der Milch- und bleibenden Zähne.
2. Abnormitäten des Durchbruches.
3. Die Arten und Ursachen des Zahnverlustes.
4. Die Wanderung der im Kiefer verbleibenden Zähne nach Zahnverlust und die daraus resultierenden Stellungsanomalien.
5. Die genuinen Okklusionsanomalien (sog. Prognathie und Progenie).

Über den ersten Punkt kann ich mich kurz fassen. Die Durchbruchszeiten der einzelnen Zähne sind ja wohlbekannt. Die Angaben in der Literatur stimmen zwar wegen der großen individuellen Verschiedenheiten nicht in allen Punkten überein,

[1]) Wegen der übergroßen Kosten konnten von den 40 demonstrierten Diapositiven nur 6 reproduziert werden.

besonders kann man wohl sagen, daß die Daten für den Durchbruch der ersten Milchschneidezähne oft etwas zu früh angesetzt sind. Am ehesten dürften die Angaben von Zuckerkandl dem Durchschnitt entsprechen, weshalb ich sie im folgenden wiedergebe:

Milchzähne	Schneidezähne	7.— 9. Monat
	Eckzähne	17.—20. „
	Erster Milchprämolar . . .	12.—16. „
	Zweiter Milchprämolar . .	20.—24. „
Bleibende Zähne	Mittelschneidezähne . . .	7.— 8. Jahr
	Seitenschneidezähne . . .	7.— 9. „
	Eckzähne	10.—12. „
	Erster Prämolar	10. „
	Zweiter Prämolar	10.—12. „
	Erster Molar	6.— 7. „
	Zweiter Molar	12. „
	Dritter Molar	nach dem 17. „

Es geht hieraus hervor, daß der Durchbruch sowohl der Milch- als der Ersatzzähne nicht regelmäßig von der Mittellinie distal fortschreitet. Im Milchgebiß ist es der Eckzahn, der erst nach dem Durchbruch des ersten Milchprämolaren erscheint; diese zeitliche Aufeinanderfolge wird meist auch im Antemolarengebiete der Ersatzdentition eingehalten. Hier ist dieser Vorgang nur noch weiter kompliziert durch den Umstand, daß der erste Molar — der „Sechsjahrmolar" — als erster aller bleibenden Zähne noch zur Zeit des vollen Bestandes des Milchgebisses erscheint.

Hier möchte ich auf eine Frage der Nomenklatur hinweisen. Im allgemeinen werden die Vorgänger der Prämolaren als Milchmolaren bezeichnet. Nur die embryologische Literatur führt diese Zähne meist als Milchprämolaren an (in der gebräuchlichen gekürzten Schreibweise als Pd, Praemolares decidui). Wie schon von einigen Autoren bemerkt wurde, ist diese letztere Bezeichnung natürlich die einzig logische. Wenn diese Zähne auch „molariform" sind, wenn auch besonders der zweite beim Menschen wie bei vielen Säugern der letzte eine fast in allen Details getreue, nur verkleinerte Kopie des ersten Molaren darstellt und wenn schließlich auch die Zuweisung der Molaren zur ersten oder zweiten Dentition eine noch strittige Frage darstellt, besser gesagt, gerade weil dies der Fall ist, sollte dieser irreführende Name: Milchmolaren, endlich auch aus der anatomischen bzw. praktisch-zahnärztlichen Literatur verschwinden.

So leicht und einfach während des Zeitraumes der ersten und zweiten Dentition – das Wort als Bezeichnung des Vorganges des Zahndurchbruches gebraucht — die Altersbestimmung eines Schädels vorgenommen werden kann, so können wir einerseits als Kontrolle während dieser Zeiten, vor allem aber als einen Maßstab für die Altersbestimmung von Individuen zwischen dem 2. und 6. Jahre und noch für eine gewisse Spanne nach dem 12. Jahre, also nach vollendeter zweiter Dentition (die Durchbruchszeit des Weisheitszahnes ist ja zu variabel, um für irgendwelche genauere Angaben verwertet zu werden), den Grad der Verkalkung der Kronen und Wurzeln der Milch- und Ersatzzähne verwerten. Diese Untersuchung kann wohl meist nur am Röntgenogramm vorgenommen werden, will oder darf man nicht durch Freilegung der Keime oder Wurzeln den Kiefer zerstören.

Die Berücksichtigung dieser Vorgänge ist deshalb von Bedeutung, weil wir dadurch bis zu einem gewissen Grade die Fehler, die jeder Durchschnittsangabe

eignen, korrigieren können. Die Altersbestimmung geschieht dann gleichzeitig: 1. nach dem Stande der Dentition, 2. nach dem Grade der Verkalkung entweder der Milch- und Ersatzzähne oder später der Ersatzzähne allein. Die Abbildung 1 zeigt den Grad der Ausbildung von Krone und Wurzel in den verschiedenen Altersstufen. Wir sehen daraus, daß im allgemeinen die volle Ausbildung der Wurzel etwa vier Jahre nach dem Durchbruch des Zahnes erreicht ist.

Von Abnormitäten des Durchbruches möchte ich hier zunächst die Retention von Zähnen, speziell die des Eckzahnes anführen. Daß dieser Zustand beim Europäer nicht selten ist, dürfte ja wohlbekannt sein. Der Eckzahn liegt dann meistens schräg oder gar horizontal in der Tiefe des Kieferknochens in verschiedener Topographie zu den Wurzeln der normal durchgebrochenen Nachbarzähne. Der Milcheckzahn kann bis ins hohe Alter persistent bleiben. Der Grund, warum ich hier diese Abnormität anführe, ist der auch für den Anthropologen interessante Versuch Adloffs, das Zustandekommen dieser Abnormität durch die Umbildungsvorgänge im Frontzahngebiete überhaupt zu erklären. Adloff führt nämlich die häufige Retention besonders der oberen Eckzähne auf die Störungen zurück, die als Folge der im Gange befindlichen Reduktion und Ausschaltung des oberen seitlichen Schneidezahnes aus dem menschlichen Gebisse in diesem Bereiche der Zahnleiste auftreten. Daß natürlich nicht alle Fälle so erklärt werden können, dessen ist sich auch Adloff bewußt, doch würde die detaillierte Aufführung der anderen Erklärungsmöglichkeiten hier zu weit führen. Tatsache ist, daß im Gegensatz zu primitiven Rassen der Europäer im Begriffe zu sein scheint, die dritten Molaren beider Kiefer und die zweiten Schneidezähne des Oberkiefers zu verlieren. Wir finden ja beim zweiten Inzisivus eine ganze Reihe von Variationen in Größe und Form der Krone und Wurzel, die eine Reduktion dieses Zahnes beweisen und häufig genug Fälle von einseitigem oder doppelseitigem Fehlen dieses Zahnes. Daß nun eine solche im Gange befindliche phylogenetische Umwandlung auch pathologische Erscheinungen im Gefolge haben sollte, ist für den ersten Augenblick befremdend. Doch scheint der Zusammenhang nicht so unmöglich, wenn man bedenkt, daß wir im Europäer ja sicherlich keine reine Rasse vor uns haben. Wenn man nämlich (als Hilfshypothese) annimmt, daß die Reduktionsvorgänge in der Zahnleiste an der Stelle von I^2 bei einem Typus allein vorkommen oder doch in höherem Maße vorherrschen, dann könnte sich aus der Kreuzung mit einem anders gearteten wohl eine Korrelationsstörung ergeben, wenn eine reine Dominanz oder Regressivität des Merkmales nicht vorliegt. Wir werden Gelegenheit haben, nochmals auf pathologische Erscheinungen zu sprechen zu kommen, die vielleicht auch Folgen von Rassen- oder Typenkreuzungen sein könnten.

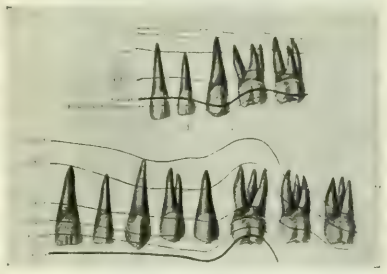


Abb. 1. Schemata zur Bildung der Milch- und der Ersatzzähne. A Milchzähne, B Ersatzzähne. Die querlaufenden Linien bezeichnen, wie weit in dem angegebenen Lebensalter der einzelne Zahn ausgebildet ist. (Aus Rauber-Kopsch nach Wetzel, Lehrbuch der Anatomie für Zahnärzte.)

Eben wurde erwähnt, daß auch die Weisheitszähne des Europäers auf dem Aussterbeetat stehen. Hier möchte ich einen interessanten Gedankengang von Bolk

anführen, betreffend die eigentümliche Tatsache, daß der untere Weisheitszahn trotz der Tendenz zu seiner Ausschaltung so oft in seiner Krone ebenso gut oder besser ausgebildet ist als sein mesialer Nachbar, der zweite untere Molar. Während letzterer in 83·4% der Fälle nur vierhöckerig ist, finden wir an der Krone des Weisheitszahnes in 51% vier, in 43% der Fälle aber fünf Höcker. Bolk erklärt diesen scheinbaren Widerspruch zwischen der guten Ausbildung der Krone und der Eliminationstendenz des ganzen Zahnes durch die funktionelle Wichtigkeit gerade des fünften Höckers in bezug auf die Okklusion der Zahnreihen. Es greift ja bekanntlich jeder obere Zahn hinter den entsprechenden unteren Zahn ein. Die distalen Höcker des oberen zweiten Molaren überragen also den unteren zweiten Molaren und ebenso müßte dieses Verhältnis auch für die dritten Molaren gelten. Die distale Kronenhälfte der oberen Weisheitszähne hätte keinen Antagonisten, auch nicht bei den Kaubewegungen, da ja bekanntlich der Unterkiefer distal nicht verschoben werden kann. Beim Affen — z. B. Macacus — sehen wir nun in ganz ausgezeichneter Weise, wie diese Inkongruenz ausgeglichen wird durch eine Verlängerung des unteren M_3, dessen in ihrem Hauptteil fast quadratischer Krone der fünfte Höcker wie ein distaler Anhang aufsitzt. Und dieser Höcker dient der distalen Kronenhälfte des M^3 als Widerlager. So enden die beiden Zahnreihen des Ober- und Unterkiefers in einer Vertikalebene. Dasselbe ist nun sowohl im Milchgebiß als auch im vollzähligen bleibenden Gebiß des Menschen zu beobachten. Es erklärt sich daraus das Festhalten an der fünfhöckerigen Form des unteren Weisheitszahnes und die Seltenheit von Reduktionsformen, wie sie der obere Sapiens in allen Übergängen von der wohlentwickelten Molarenform bis zum einfach kegelförmigen Zapfenzahn aufweist. Im allgemeinen scheint daher der untere Weisheitszahn mit einem Schlage zu verschwinden, während der obere eine allmähliche Reduktion durchmacht. Ein solches plötzliches Verschwinden eines Zahnes ist phylogenetisch als sogenannte „große" Mutation ohne weiteres begreiflich. Auch hier aber wird der Vorgang wahrscheinlich durch die Kreuzung verschieden weit vorgeschrittener Typen (selbstredend nur auf dieses Merkmal bezogen) verwirrt.

Abb. 2. Schädel mit hochgradiger Abnützung der Zähne und Resorptionshöhle an der Wurzelspitze des rechten oberen Eckzahnes, dessen Pulpahöhle durch den Abschliff punktförmig eröffnet ist. (R. o. J_1 ist postmortal ausgefallen.)

In diesem Zusammenhang sei endlich noch eine Erscheinung besprochen, die auch wieder die weiße Rasse in größerer Häufigkeit zeigen soll und die von Bolk auch als eine phylogenetisch bedeutungsvolle angesehen wird. Es ist dies die Persistenz des zweiten Milchprämolaren — häufiger im Unterkiefer — bei gleichzeitigem Fehlen des zweiten bleibenden Prämolaren. Bolk sieht diesen Vorgang als eine Progression im Sinne seiner Hypothese von der terminalen Gebißreduktion an: Bekanntlich haben die katarrhinen Affen und der Mensch nur zwei Prämolaren im Gegensatz zu den platyrrhinen Affen, die deren drei besitzen. Allen kommen drei Molaren zu. Bolk glaubt nun, daß zunächst der dritte Molar der Platyrrhinen geschwunden sei. Das Gebiß mit der Formel P_3 M_2 haben nun eine zu kleine

Kaufläche besessen. Dieser Ausfall sei wettgemacht worden durch Persistenz des molariformen dritten Milchprämolaren, dessen Krone ja einen viel größeren Umfang besitzt als die seines Nachfolgers, des dritten bleibenden Prämolaren.[1]) Dieser letztere, durch Persistenz seines Milchvorgängers überflüssig geworden, fällt fort. Der nur mehr in einer Dentition angelegte letzte Milchprämolar wird so zu einem Glied der Molarenreihe, zum ersten Molaren. So erhöht sich die Zahl der Molaren wieder auf drei, während die Zahl der Prämolaren auf zwei reduziert ist. Der erste Molar der Katarrhinen und des Menschen ist also nach dieser Hypothese homolog dem dritten Milchprämolaren des Platyrrhinen. Da dieser Vorgang also den Verlust des letzten Molaren und des letzten bleibenden Prämolaren beinhaltet, nennt Bolk ihn terminale Reduktion. Bolk glaubt nun, daß dieser Umbildungsvorgang noch nicht zu Ende ist, sondern sich gleichsinnig beim Menschen wiederholt: Verlust des dritten Molaren, Persistenz des zweiten (letzten) Milchprämolaren und Verlust des zweiten (letzten) bleibenden Prämolaren. Es sei hier nur noch erwähnt, daß einer der Einwände gegen Bolks Hypothese der ist, daß kein platyrrhines Gebiß an dem doch angeblich zum Verschwinden verurteilten dritten bleibenden Prämolaren Zeichen einer Reduktion aufweist. Da aber auch hier der Verlust dieses Zahnes nicht nur durch allmähliche Reduktion, sondern auch mit einem Schlage erfolgen kann, der Vorgang also als große Mutation aufgefaßt werden kann, so ist zumindest dieser Einwand nicht stichhaltig.

Abb. 3. Schädel mit einem wahrscheinlich durch einen Tumor bewirkten Defekt im Unterkiefer.

Wenn ich von diesen angeblich phylogenetisch bedeutungsvollen Vorgängen hier gesprochen habe, so geschah dies vor allem deshalb, weil ihre Verfolgung in allen Details bei außereuropäischen Rassen und bei den einzelnen Typen der Europäer für ihre Wertung natürlich von großer Bedeutung sein muß.

Die endgültige Lösung dieser Frage ist also zweifellos zum guten Teil von entsprechend gerichteten anthropologischen Untersuchungen abhängig.

Im Anschluß an diese Vorgänge will ich noch einer Stellungsanomalie gedenken, des sogenannten Trema. Man versteht darunter das Auftreten eines Zwischenraumes zwischen den beiden mittleren Schneidezähnen meist im Oberkiefer. Die normalerweise geschlossene Zahnreihe des Menschen kann abnormalerweise auch noch an einer anderen Stelle der oberen Zahnreihe ein Diastem aufweisen, und zwar zwischen dem zweiten Schneidezahn und dem Eckzahn. In dieses greift dann der untere Eckzahn ein, wie bei allen jenen Tieren, die sich durch eine besonders mächtige Ausbildung der Eckzähne auszeichnen (Raubtiere). Bruni hat nach der Ähnlichkeit des Trema mit dem Befund an Halbaffen den Spalt in der Medianlinie als Diastema lemurino bezeichnet, den seitlichen als Diastema ferino. Bezüglich der

[1]) Die im ersten Augenblick übertrieben teleologisch klingende Erklärung verliert dieses Odium, wenn man bedenkt, daß sie nicht in die Zukunft weist, da das Material, das den Ausfall an Kaufläche wettmachen soll, bereits in dem dritten Milchmolaren vorhanden ist. Die durch Verlust der M_3 drohende Verkleinerung der Kaufläche wird durch Persistenz des dritten Milchprämolaren in ihrem Entstehen vereitelt.

Entstehung des ersteren habe ich seinerzeit auf embryologische Befunde aufmerksam gemacht, die wir Bolk verdanken. Wir finden nämlich an jungen Embryonen den Alveolaranteil des Kiefers noch in der Tiefe zwischen Zahn- und Vestibularleiste versteckt, so daß der Gaumen direkt an Lippe und Wange grenzt. In der Mittellinie steht deshalb auch die Papilla palatina in direkter Verbindung mit der Oberlippe, deren Frenulum an der Papille ansetzt. Bolk nennt es daher auch Frenulum tectolabiale nach seinem Ursprung am Gaumendach. Erst wenn der Alveolarwulst sich an die Oberfläche vorwölbt, drängt er Lippe und Wange vom Tectum ab und durchschneidet sozusagen das Frenulum tectolabiale, das nunmehr als Frenulum labii superioris seinen Ansatz an der Vorderfläche des Alveolarfortsatzes findet. Bei Halbaffen finden wir, wie schon erwähnt, ein dem Trema ähnliches Diastem und interessanterweise setzt auch hier ein mächtig verbreitertes Frenulum labii superioris am Gaumendach an. Es scheint also naheliegend, die Entstehung des Trema auf einer Persistenz des Frenulum tectolabiale zurückzuführen. Tatsächlich finden wir auch beim Trema des Menschen das Lippenbändchen verstärkt und bis an die Papilla palatina reichend, also in der Form des embryonalen Frenulum tectolabiale. Über die Entstehung des Trema im Unterkiefer und die des Diastema ferino ist noch nichts Genaueres bekannt. Jedenfalls aber verdient es erwähnt zu werden, daß auch an Stelle des seitlichen Diastems beim Menschen das Rudiment eines Frenulum sich findet, das bei Tieren kräftig entwickelt ist und wohl der vorderen Begrenzung der Backentaschen homolog ist. Es ist also leicht möglich, daß auch bei der Genese der anderen Diastembildungen ähnliche Vorgänge maßgebend sind wie beim Trema. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß sich auf pathologischer Grundlage, bei Alveolarpyorrhoe, oft ein Diastem in der Mittellinie des Oberkiefers bildet. Es entsteht durch Wanderung und Drehung der mittleren Schneidezähne, kann aber auch zwischen erstem und zweitem Schneidezahn auftreten. Charakteristisch für dieses pyorrhoische Trema ist die Alveolaratrophie einerseits, die immer vorhandene Asymmetrie in der Stellung der Schneidezähne anderseits.

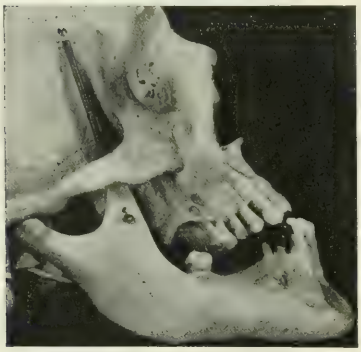


Abb. 4. Seitenansicht eines Schädels mit hochgradiger Progenie. Die Lücke an Stelle des fehlenden ersten und zweiten Molaren des Unterkiefers abnormerweise vergrößert.

In der Frage der Kariesätiologie spielt seit langer Zeit die Feststellung eine große Rolle, daß die primitiven Rassen keine Karies oder angeblich nur in geringem Prozentsatz aufweisen als die kariesverseuchten Kulturrassen. Die Untersuchungen über Kariesfrequenz an Schädeln haben natürlich in Fällen von defektem Gebiß die Aufgabe, festzustellen, ob die verlorenen Zähne durch die Folgen der Karies verloren gingen. Meist wurde ohne weiteres die Frage bejaht und die fehlenden Zähne als kariöse gezählt. Es sei deshalb hier auf die Ursachen des Zahnverlustes hingewiesen, die mit Karies nichts zu tun haben. Zuvor will ich jedoch in aller Kürze die pathologischen Vorgänge schildern, die im Gefolge einer Caries dentis zum Verlust des Zahnes führen. Wenn die Karies bis zur Zahnpulpa

vorgedrungen ist, dann kommt es meist zu deren gangränösem Zerfall, selten zu einer bindegewebigen Entartung. Greift die Infektion über das Foramen apicale nicht weiter, so kann die Wurzel noch jahrelang an ihrem Platze verbleiben, meist jedoch unterliegt sie einem langsamen Ausstoßungsprozeß, der mit einer allmählich sich vollziehenden Vernarbung der Alveole durch Schwund an den Rändern und Knochenneubildung in der Tiefe einhergeht. Die Atrophie des Alveolarfortsatzes ist das einzige Residuum des Krankheitsprozesses. Ebenso sieht nach längerer Zeit natürlich die Stelle aus, wenn Zahn oder Wurzel extrahiert wurden.

Wird aber auch die Umgebung des Zahnes in Mitleidenschaft gezogen dadurch, daß die Infektion durch das Foramen apicale auf das Periodontium übergreift, so entsteht eine Periodontitis, zunächst die akute Form, die aber meist in die chronische übergeht, oder seltener sofort die chronische Form. Uns interessiert hier besonders die sogenannte chronisch-granulierende Periodontitis, weil sie erstens sehr häufig ist, und zweitens die markantesten Veränderungen am Skelett hinterläßt. Granulationsgewebe, das sich um die Wurzelspitze bildet, bringt nämlich den Knochen zur Resorption, meist in Form eines kugeligen Hohlraumes, in dessen Zentrum die Wurzelspitze gelegen ist. In vielen Fällen kommt es zum Durchbruch dieses „Granuloms" aus dem spongiösen Knochen durch die Kompakta, meist an der facialen Fläche, beim zweiten oberen Schneidezahn oder bei der palatinalen Wurzel oberer Molaren auch an der palatinalen Fläche des Alveolarfortsatzes. Das Granulom kann aber statt in das Vestibulum oder Cavum oris auch in Nasen- oder Kieferhöhle perforieren. Wandelt sich ein Granulom in eine Zyste um, also in einen epithelbekleideten, von seröser Flüssigkeit gefüllten Hohlraum, dann kann die Höhle oft sehr bedeutende Dimensionen annehmen und es kommt zur Verdrängung und Verengerung der Nachbarhöhlen, z. B. Antrum oder Nasenhöhle.

Geht ein Zahn, der an einer solchen chronisch granulierenden Periodontitis erkrankt war, verloren, dann schwindet allerdings der Krankheitsherd meist durch Narbenbildung und Verknöcherung der Narbe. Sehr alte Granulome aber, die von einer derben Bindegewebsmembran und einer neugebildeten Kompakta umgeben sind, und Zysten können auch nach Verlust — Extraktion — des Zahnes, oft allseitig vom Knochen umschlossen, bestehen bleiben.

Besonders das Vorhandensein von solchen Resorptionshöhlen an Stellen verlorengegangener Zähne gab oft zur Diagnose Periodontitis e carie Anlaß und doch kann auch auf ganz andere Art ein solches Granulom resp. Zyste entstehen (siehe weiter unten).

Wir wollen aber vorerst die Ursachen des Zahnverlustes weiter verfolgen. Zunächst kämen Traumen in Betracht, also das Ausschlagen von Zähnen im Kampf oder durch Unfälle. Hier lassen uns allerdings die Befunde am Skelett oft im Stich. Ja, wenn gleichzeitig schwerere Knochenverletzungen vorlagen, die Knochennarben oder größere Defekte des Alveolarfortsatzes zurückließen, oder wenn das Trauma kurze Zeit vor dem Tode erfolgte, dann wird die Diagnose zu stellen sein. Desgleichen wenn z. B. neben der Lücke ein oder mehrere Zähne frakturiert sind. Im letzteren Falle ist es allerdings nicht leicht, eine postmortale Fraktur auszuschließen. Nur zwei Merkmale könnten hier entscheiden. Erstens das eventuelle Vorhandensein von periapikalen Veränderungen an den frakturierten Zähnen. Denn da auf die Zahnfraktur, falls die Pulpakammer eröffnet wird, oder auch bei geschlossener Pulpa, wenn sie durch den Schlag oder Stoß abstirbt, eine Nekrose und Gangrän der Pulpa zumeist erfolgen wird, so ist die Möglichkeit zur Entstehung eitriger Periostitiden

gegeben. Resorptionsherde um die Wurzelspitze solcher Zähne werden also bei der Frage: prä- oder postmortale Fraktur? für die Diagnose der ersteren zu verwerten sein. Ebenso kann auch ein solcher pathologischer Befund an einem intakten Zahn neben einer möglicherweise auf ein Trauma rückführbaren Zahnlücke, für die Richtigkeit der Vermutung sprechen, da auch in intakten Zähnen durch ein Trauma die Pulpa zugrunde gehen und sich nachträglich infizieren kann und so wieder die konsekutive Beinhautentzündung zu sichtbaren Knochenveränderungen führen kann. Wir werden also, zumindest in sonst kariesfreien Gebissen, Defekte nicht leichthin als durch Karies entstanden annehmen, wenn wir nicht die Möglichkeit eines Traumas erwogen haben.

Es kann eine Beinhautentzündung, wie eben auseinandergesetzt wurde, auch durch Infektion einer in einem intakten Zahn abgestorbenen Pulpa entstehen. Beispiele hiefür finden sich in jeder Schädelsammlung. Eine solche Entzündung kann natürlich auch den Verlust des befallenen Zahnes zur Folge haben. Sichere Kriterien für die Diagnose eines solchen Vorganges sind aber nach Verlust des Zahnes nicht vorhanden. Nur falls sich in einem sonst kariesfreien Gebiß an noch vorhandenen Zähnen eine solche Erkrankung zeigt, könnten wir den Verlust eines oder weniger Zähne auf diesen Prozeß zurückführen. Zu bemerken wäre noch, daß sich derartige Erscheinungen, die wohl auch auf Traumen zurückzuführen sind, meist an unteren Schneidezähnen finden. Wahrscheinlich wirkt hier eine ungünstige Belastungsart beim Kauakt — Abbeißen — als chronisches Trauma.

Eine andere Ursache für den Verlust von Zähnen stellt eine weitgehende Abnützung der Kronen dar. Wir finden eine solche Abnützung oft bei bestimmten Völkern (Ägypter) weitverbreitet, z. B. wenn durch Benützung zu weicher Mahlsteine dem Mehl Sand beigemengt wird. Die Zahnpulpa schützt sich zwar vor der Eröffnung in solchen Fällen wie bei der Karies durch die Ablagerung von Reiz- oder Schutzdentin, aber dieser Schutz ist in vielen Fällen insuffizient und es kommt schließlich doch zur Freilegung der Pulpa, gewöhnlich an einem der gegen die Höcker ausladenden Pulpahörner. Dann erfolgt wieder Infektion und Absterben der Pulpa, in weiterer Folge oft genug Infektion des Periodontiums. Die Abbildung 2 zeigt ihnen die Folgen einer auf diese Weise entstandenen chronisch granulierenden Periodontitis, nämlich die Bildung einer Resorptionshöhle um die Wurzelspitze des rechten oberen Eckzahnes, dessen Pulpahöhle eine punktförmige Öffnung zeigt, bei noch erhaltenem Zahn. Daß aber auch in solchen Fällen die Eiterung schließlich zum Verlust des Zahnes führen kann, ist klar. Hier wird man aber durch den Zustand der sonst kariesfreien, aber weit abgekauten noch stehenden Zähne meist ohne weiteres zur richtigen Diagnose geführt werden.

Eine Krankheit, die, wie die Karies, ein Vorrecht der Kulturrassen zu sein scheint, ist die Alveolarpyorrhoe, gekennzeichnet durch Schwund der Alveolen, Lockerung und endlich Ausfall der Zähne. Hier handelt es sich um eine Krankheit, die fast immer mehrere oder sogar alle Zähne ergreift. Die mehr minder hochgradige Atrophie der Alveolen an den noch vorhandenen Zähnen sichert die Feststellung der Ursache des Zahnverlustes.

Endlich sei noch erwähnt, daß pathologische Neubildungen — Zysten, Tumoren — den Verlust von Zähnen nach sich ziehen können.

Hier aber müssen sich am Kiefer immer ausgedehnte Veränderungen finden, die das primäre Leiden gesetzt hat. Ich bilde hier (Abb. 3) den einen von zwei Schädeln ab, bei welchen (zufälligerweise an der gleichen Stelle) im Unterkiefer je

drei Zähne fehlen. An der Stelle der Zahnlücke — die Nachbarzähne sind intakt — ist nun ein Defekt zu sehen, der, scharfrandig begrenzt, bis in das Corpus mandibulae reicht. Die glatte, scharfe Umrandung beweist, daß wir es hier mit einem gutartigen Tumor zu tun haben. Es käme als Ursache entweder eine Zyste oder eine Epulis — ein gutartiges vom Periost ausgehendes Riesenzellensarkom — in Betracht. Gegen die Annahme einer Zyste spricht jedoch der Umstand, daß die Spongiosa des Kiefers am Defekt zutage tritt; der stetige Druck der Zyste bedingt nämlich meist rund um den Zystenbalg dort, wo er an Knochen grenzt, die Bildung einer wenn auch nur zarten Kompaktalamelle.

Die Anführung all dieser Prozesse beweist, wie vorsichtig man bei der Untersuchung von Zahndefekten vorgehen muß, um nicht dem so oft begangenen Irrtum zu verfallen, alle Zahnlücken einfach als „Karies" zu zählen.

Als Ursache von Anomalien der Okklusion, von Asymmetrien des Gebisses, der Kiefer, ja des ganzen Gesichtsskelettes kommen häufig die nach Verlust eines oder mehrerer Zähne einsetzenden Wanderungen der übrigen Zähne in Betracht. Die Tatsache, daß die Lücken, die nach Zahnverlust entstehen, durch das Entgegenwandern der Nachbarzähne verkleinert oder gar geschlossen werden, ist ja allgemein bekannt. Die Wanderungen geschehen nach bestimmten Gesetzen. Von Wichtigkeit auch bezüglich des Aufschlusses über die Ursachen der Wanderung und ihrem sicherlich bestehenden Zusammenhang mit dem Kieferwachstum ist z. B. die Tatsache, daß Molaren niemals distal wandern. Geht z. B. der erste Prämolar verloren, so rücken der zweite Prämolar und eventuell die Molaren mesial, der Eckzahn und die Schneidezähne distal. Auch die der anderen Seite können (im Sinne der Verschiebung, also mesial wandernd) folgen. Die Lücke nach Verlust des zweiten Molaren aber wird nur durch Mesialwanderung (oft verbunden mit Mesialkippung) des dritten Molaren verkleinert, während der erste Molar und durch ihn fixiert auch die übrigen Zähne der Zahnreihe an Ort und Stelle verbleiben. Der Lückenschluß nach Verlust von Milchzähnen muß natürlich für den Durchbruch der bleibenden Zähne von großer Bedeutung sein. Frühzeitiger Verlust des Milcheckzahnes und Verschluß der Lücke durch Aneinanderschluß der schon durchgebrochenen Nachbarzähne (I_2 und P_1) kann so zur Retention des Canninus führen oder doch zu einem Durchbruch bukkal oder palatinal außerhalb der Zahnreihe. Ähnliches zeigt sich nach sehr frühem Verlust des zweiten Milchprämolaren, wenn die Lücke durch den schon während seines Durchbruches weit mesial rückenden M_1 verkleinert oder geschlossen wird, da dann P_2 nicht oder nur außerhalb der Reihe durchbrechen kann. Fällt der Verlust des zweiten Milchprämolaren aber in jene Zeit, in welcher der Durchbruch des M_1 bereits vor sich geht oder sogar schon erfolgt ist, dann rückt oft der erste bleibende Prämolar während seines Durchbruches weit distal an den M_1 heran und schließt auch den P_2 aus der Zahnreihe aus, während hinter dem Eckzahn eine mehr minder breite Lücke bestehen bleibt. Wird die Lücke durch Distalwanderung der vor ihr stehenden Zähne verengt, so kommt es zu besonders hochgradigen Asymmetrien im Bereiche des Zahnbogens.

Daß in pathologischen Fällen, bei primärem Bestehen einer Okklusionsanomalie, auch Zahnlücken vergrößert werden können, möge der folgende Fall demonstrieren, der bei der Untersuchung von progenen Schädeln von Dr. Krasa und mir aufgefunden wurde (Abb. 4). In diesem Falle hochgradiger Progenie war die Lücke an der Stelle der verlorenen ersten und zweiten Molaren beider Unterkieferhälften reichlich eineinhalbmal so breit, als sie nach der Breite der Zähne ursprünglich war. Die

Erklärung, die wir für diesen ganz überraschenden Befund gegeben haben, stützt sich auf die Okklusionsverhältnisse besonders der rechten Seite dieses Gebisses. Die enorme Vergrößerung des Unterkiefers hat jede Okklusion im Bereiche der Antemolaren aufgehoben. Bei Kieferschluß streifen die Zähne des Unterkiefers gerade noch mit ihren Innenflächen die Außenfläche der oberen Zähne. Der rechte untere Weisheitszahn greift nun so hinter den oberen ersten Molaren ein (der zweite und dritte sind verloren gegangen), daß sich bei dem durch die Zähne nicht gesperrten Kieferschluß an dem oberen Zahne eine schiefe Ebene abgeschliffen hat. Der rechte untere Weisheitszahn gleitet also längs dieser schiefen Ebene hinter den rechten oberen M_1 und findet daher bei dem nach Verlust seiner mesialen Nachbarn doch zu erwartenden Vorwandern den Weg durch diese eigentümliche Artikulationsart völlig versperrt. Von einer Mesialverschiebung dieses Zahnes konnte also naturgemäß nicht die Rede sein. Da nun aber der progene Unterkiefer auch im höheren Alter weiter in die Länge wächst, ist er den Weisheitszähnen sozusagen unter den Wurzeln fortgewachsen. Die Zähne vor der Lücke, frei von der sonst vorhandenen Hemmung der Okklusion, wurden mit nach vorn getragen, da ja das Längenwachstum durch Apposition am hinteren Rande des aufsteigenden Astes erfolgt, die Weisheitszähne jedoch machten im Unterkiefer relativ eine distal gerichtete Wanderung durch. Dieser Vorgang beweist zumindest, daß nicht, wie so oft gesagt wurde, die normale Okklusion der Zähne eine absolute Hemmungsvorrichtung des Kieferwachstums darstellt. Denn das Ineinandergreifen der oberen und unteren Molaren in unserem Falle stellt eine Sperre dar, die sicherlich viel kräftiger wirkt als das Ineinandergreifen der Höcker bei normaler Okklusion, und doch hat der Unterkiefer dem allerdings abnormen – Wachstumsimpuls folgen können. Es scheint also in der Norm nicht einfach der eine der Kiefer (Oberkiefer) durch die Vermittlung der Okklusion das Wachstum des anderen zu bestimmen, wenn auch gewiß die Okklusion und die dabei ausgelösten bestimmt gerichteten Druckkräfte eine Rolle für das Kieferwachstum im hemmenden oder fördernden Sinne spielen. Es scheint vielmehr, daß das harmonische Wachstum der beiden Kiefer und das Erhaltenbleiben des Okklusionsgleichgewichtes während des Wachstums zum größten Teil auf eine normalerweise von übergeordneten Faktoren (endokriner Drüsenkomplex) bedingte gleichmäßige Wachstumstendenz der beiden Kiefer zurückzuführen ist. Ich erwähne diesen Fall hier als eine Art Naturexperiment jenen Experimenten vergleichbar, bei denen eingetriebene Stifte als Marken für das Studium des Längenwachstums von Knochen verwendet wurden. Wenn man weiß, wie große Kräfte bei orthodontischen Behandlungen zur Verschiebung und besonders zur Distalverschiebung unterer Molaren nötig sind, dann läßt sich erkennen, daß das Knochenwachstum hier gegen einen recht mächtigen Druck vor sich gegangen ist. Es ist leicht möglich, daß sich bei einem genauen Studium vieler Gebisse mit Zahnlücken ähnliche Vorgänge finden lassen und man so vielleicht noch manche wichtige Aufklärung über Wachstumsart und -Intensität der Kiefer wird erhalten können. Dies ist auch mit ein Grund dafür, daß ich diese Beobachtung hier vorbringe.

Als letzten Punkt meiner Ausführungen will ich nun die Okklusionsanomalien besprechen, die man als Klasse II und Klasse III nach der Einteilung Angles bezeichnet und die man auch als „genuine" anführen könnte. Angle benützt als Kriterium für seine Klassifikation die Stellung des oberen zum unteren ersten Molaren. Ist diese Stellung normal, dann haben wir einen Fall der Klasse I vor uns. Ist der erste Molar des Oberkiefers gegen den unteren mesial verschoben, dann handelt es

sich um eine Klasse II, ist er distal verschoben, um eine Klasse III. Im allgemeinen bezeichnete man die Fälle der Klasse II als Prognathie, die der Klasse III als Progenie. In Gemeinschaft mit Dr. Krasa habe ich eine mit Rücksicht auf die Seltenheit des Materials — relativ große Zahl von Schädeln mit typischen Anomalien der Klasse II und III untersuchen können, und zwar sieben Schädel der Klasse II und neun Schädel der Klasse III, darunter je einen kindlichen (5 Jahre).

Gerade diese Untersuchungen führten uns mitten in die Methoden der Anthropologie. Ich muß daher auf sie etwas ausführlicher zu sprechen kommen.

Es handelte sich zunächst darum, festzustellen, ob und welche Veränderungen im Gesichtsskelett mit den erwähnten Anomalien der Okklusion einhergehen.

Da es sich bei den beiden genannten Arten der Stellungsanomalien in erster Linie um eine Verschiebung der an sich im großen Ganzen normal geformten Zahnreihen gegeneinander in der Sagittalebene handelt, so wurde zunächst das Skelett im Profilbild untersucht. Wir waren uns selbstverständlich des Umstandes bewußt, daß es im Schädel ein Punctum fixum, das einen wirklich einwandfreien Vergleich zweier Schädel ermöglichen könnte, nicht gibt. Aber es hieße auf jeden Versuch einer Lösung dieser und so vieler anderer Fragen von vornherein verzichten, wenn man diesen Satz uneingeschränkt gelten ließe. Wir dürfen uns, glauben wir, an die Untersuchung heranwagen, wenn wir nur einerseits kritisch vorgehen, anderseits die durch Vergleichung in einer Richtung erzielten Resultate auch nach möglichst vielen anderen Gesichtspunkten hin überprüfen. So erscheint es uns z. B. als eine wesentliche Einschränkung von Fehlerquellen, wenn man lineare Maße niemals direkt vergleicht, sondern, wie z. B. Klaatsch, Winkelmaße, lineare Maße aber womöglich nur in ihrer Kombination zu Indices.

Wir haben nun folgende Methode gewählt, um uns zunächst eine Übersicht zu verschaffen. Wir konstruierten uns ein Profilschema aus den Maßen:

1. Basion-Nasion.
2. Basion-Nasospinale.
3. Basion-Prosthion.
4. Basion-Infradentale.
5. Basion-Gnathion.
6. Nasion-Nasospinale.
7. Nasion-Prosthion.
8. Nasion-Infradentale.
9. Nasion-Gnathion.

Diese Maße wurden zunächst an vierzig Schädeln mit normaler Okklusion gemessen und der Mittelwert errechnet. Diese Schädel entstammten, wie auch die pathologischen, fast ausschließlich der Bevölkerung der ehemaligen Länder der österreichischen Krone. Aus gleich später zu erwähnenden Gründen haben wir aus dem normalen Materiale die meso- und euryprosopen Schädel einerseits, die leptoprosopen Schädel anderseits in je eine Gruppe zusammengefaßt. Die hier interessierenden Mittelzahlen und die Profilrekonstruktionen des normalen Materials folgen in der Tabelle I und den Abbildungen 5 und 6[1]). Es sei gleich hier erwähnt, daß neben anderen Abweichungen die euryprosopen normalen Schädel gegenüber dem

[1]) Die Notwendigkeit, sich auf die Reproduktion der wichtigsten Abbildungen zu beschränken, zwingt dazu, die Rekonstruktionen der normalen Schädel in der Art zu bringen, daß sie als Unterlage der pathologischen Diagramme (siehe weiter unten), mit dieser zur Deckung gebracht, abgebildet werden (Abb. 5 und 6).

Mittelwert einen auch relativ (im Verhältnis zur Schädelbasislänge) kürzeren, die leptoprosopen einen relativ längeren Unterkiefer besitzen. Wir kommen später auf dieses Verhalten zurück bei Besprechung des Index: $\frac{\text{Basislänge} \times 100}{\text{Unterkieferlänge}}$, den wir zum Zwecke der Vergleichung der relativen Unterkieferlängen errechnet haben. An den Rekonstruktionen nun wurden die Winkel gemessen, die die Linie N—B am Nasion mit den vom N zu Nsp, P, Id und Gn zielenden Linien einschließt (Tabelle II).

Tabelle I.

Mittelzahlen der	B-N	B-Nsp	B-Pr	B-Id	B-Gn	N-Nsp	N-Pr	N-Id	N-Gn	Kieferwinkel links	Kieferwinkel rechts	Unterkieferlänge
eury- und mesoprosopen	98·8	89·0	96·3	97·5	107·9	49·5	64·9	84·4	111·2	123·6	122·5	104·8
leptoprosopen	100·5	89·0	96·9	99·6	111·5	52·8	72·4	93·0	124·1	128·3	127·6	113·4
sämtl. normalen Schädel	99·4	89·0	96·5	98·2	109·2	50·7	67·6	88·7	115·7	125·2	124·3	107·8

Tabelle II.

Mittelzahlen der	∢ B-N-Nsp	∢ B-N-Pr	∢ B-N-Id	∢ B-N-Gn
eury- und mesoprosopen . .	64°	69°	63·5°	61·5°
leptoprosopen	62·5°	66°	61°	59°
sämtlichen normalen Schädel	64°	68·5°	63°	62°

Der Vergleich der pathologischen Schädel mit dem normalen Mittelwerte geschah nun vor allem durch Vergleich der Winkel am Nasion. (Zur einfacheren und übersichtlicheren Darstellung wurden die Diagramme der pathologischen Schädel derart auf das Diagramm der Norm gelegt, daß die Linie N—B und N selbst zur Deckung kamen.) Die Vergleichung hat nun gezeigt, daß tatsächlich, wie zu erwarten war, nicht allein die Zahnreihen mit dem Alveolarfortsatz gegeneinander verschoben sind, sondern auch die Meßpunkte des Körpers des Unterkiefers gegen die des Oberkiefers. Da sich nun die Verhältnisse im Obergesicht meist von vornherein als normale erweisen ließen, so war die Annahme berechtigt, daß es sich nicht nur um eine relative, sondern auch um eine absolute Verlagerung der Meßpunkte des Unterkiefers (Id und Gn) handeln müsse. Dies konnte nun auf verschiedenen Veränderungen beruhen. Es konnte der Unterkiefer im ganzen gegen den Oberkiefer resp. den Hirnschädel im Gelenk verschoben oder er konnte verkürzt resp. verlängert sein. Die Verkürzung oder Verlängerung selbst wieder kann eine reale sein oder durch eine Verkleinerung resp. Vergrößerung des Unterkieferwinkels hervorgerufen sein. Um diese Frage zu entscheiden, führten wir, wie erwähnt, einen Index ein, der das Verhältnis der Unterkieferlänge zur Länge der Schädelbasis ausdrückte und nach der Formel

$$I = \frac{(B-N) \cdot 100}{U}$$

berechnet wurde.

Das Verhalten dieses Index einerseits, die Tatsache, daß die Kieferwinkel keine entsprechende Veränderung aufweisen anderseits, zeigte uns, daß es sich bei den untersuchten Anomalien tatsächlich um eine reale Verkürzung resp. Verlängerung des Unterkiefers handelte, und zwar ist der Unterkiefer bei den Fällen der Klasse II verkürzt, bei den Fällen der Klasse III verlängert. Die Werte der Indices $\frac{B—N \cdot 100}{U}$ sind die folgenden

Klasse II	100·3
norm. Euryprosope	94·3
norm. Mittel	**92·2**
norm. Leptoprosope	88·6
Klasse III	78·5

Detailuntersuchungen an den Unterkiefern der Schädel der Klasse II und III ergaben außerdem noch folgende Veränderungen, die sich bei den beiden Klassen gerade entgegengesetzt verhalten. An den Unterkiefern der Klasse II finden wir nun:

1. eine geringere Winkelbreite,
2. eine geringere Kinnhöhe,
3. eine geringere Asthöhe,

also eine allgemeine Verkleinerung des Unterkiefers. Weiters:

4. einen größeren Profilwinkel des Unterkiefers,
5. einen kleineren horizontalen Neigungswinkel der Gelenksachen.

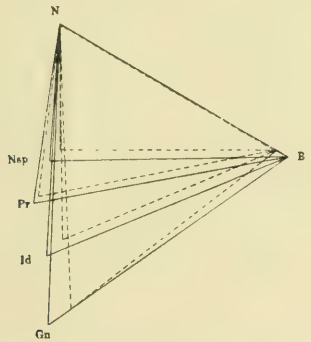


Abb. 5. Profilrekonstruktion eines Schädels mit Klasse II (gestrichelt) über das Diagramm des normalen Mittelwertes (ausgezogen) gezeichnet. Zu beachten ist die Verkürzung der Schädelbasis gegen die Norm und das Zurückstehen der Oberkiefermeßpunkte.

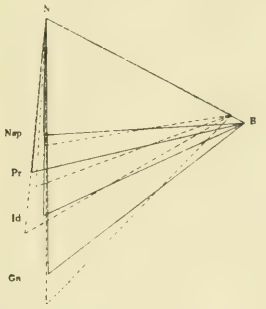


Abb. 6. Rekonstruktion eines progenen Schädels (Klasse III), gestrichelt, normales Mittel ausgezogen. Beachtenswert ist vor allem, daß die Basisverkürzung und Rücklagerung des Obergesichtes gegen die Norm fast die gleiche ist, wie bei der Klasse II in Abbildung 5.

Die Gründe der beiden zuletzt genannten Veränderungen sind uns vorderhand unaufgeklärt geblieben. Wie schon erwähnt, finden wir bei den Kiefern der Klasse III gerade die entgegengesetzten Veränderungen.

Die Untersuchung von zwei Kinderschädeln (5 Jahre alt), deren einer eine Klasse II, der andere die Anlage einer Klasse III trägt, zeigten Befunde, die mit den an Erwachsenen erhobenen völlig in Einklang standen und sie noch in wichtigen Punkten ergänzten, auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen kann.

Wir sind daher zu dem Resultat gelangt, daß die Anomalie der Klasse II in einer Verkürzung (Verkleinerung), die der Klasse III in einer Verlängerung (Vergrößerung) des Unterkiefers ihre anatomische Ursache hat.

Ein Einwand, der nach den allgemeinen Anschauungen über die Genese der Okklusionsanomalien nahe lag, soll gleich besprochen werden, bevor ich einige allgemeine Gesichtspunkte erörtere. Er geht dahin, daß bei der Klasse II ein Vorragen des Oberkiefers (eine sogenannte Prognathie), bei der Klasse III ein Rückstehen des Oberkiefers (Opistognathie) die Ursache der Anomalie darstellt. Während nun die Schädel der Klasse II im allgemeinen in dem Bau ihres Obergesichtes gar nicht oder so wenig von der Norm abweichen, daß man wohl ungezwungen die gegenseitige Verschiebung von Ober- und Unterkiefer auf eine Veränderung des letzteren zurückführen kann, besteht bei den meisten Schädeln der Klasse III tatsächlich eine oft nicht unbedeutende Opisthognathie. Wir haben aber alle Ursache, diese Veränderung als sekundär zu betrachten. Zunächst ist diese Wachstumshemmung des Oberkiefers — denn als solche ist wohl die Opisthognathie aufzufassen — ohne weiteres durch die primär veränderte Okklusion erklärlich. Von vornherein, wohl meist schon im Milchgebiß, besteht ein Vorbiß, d. h. die Schneidezähne des Unterkiefers beißen vor die des Oberkiefers. Es fehlt also nicht nur der linguo-labial gerichtete Druck der normal gestellten unteren Schneidezähne auf die oberen, sondern es wird in den meisten Fällen sogar ein entgegengesetzter Druck ausgeübt. Und daß die Zähne resp. der bei der Kaufunktion durch sie ausgeübte Druck auf das Kieferwachstum von Einfluß ist, ist ja wohl zweifellos. So fehlt also der das Oberkieferwachstum in posterio-anteriorer Richtung befördernde Kaudruck, ja es tritt sogar oft ein dasselbe Wachstum behindernder Druck auf. Viel wichtiger aber ist es, daß eine Opisthognathie nicht nur den Fällen der Klasse III eigentümlich ist, sondern sich auch bei Fällen der Klasse II — und in der Norm — findet. Ob wir nun den Grad der Opisthognathie nach dem Rivetschen Gesichtsdreieckswinkel (∢ B-Pr-N) oder nach dem von Adams angewendeten alveolaren Basiswinkel (∢ Pr-N-B) messen, wir finden ganz gleichwertige Oberkieferstellungen im Sinne der Rückverlagerung bei der Klasse II wie bei der Klasse III. So zeigen z. B. die beiden in Abb. 5 und 6 abgebildeten Rekonstruktionen eines der Klasse II und eines der Klasse III zugehörigen Schädels im Bereiche der Schädelbasis und des Obergesichtes fast genau die gleichen Veränderungen gegen die Norm[1]), mit Ausnahme der verschiedenen Höhenmaße, da es sich um einen eury- und einen leptoprosopen Schädel handelt. Die charakteristische Abweichung ist in der Verkürzung des Unterkiefers bei dem ersten, in seiner Verlängerung bei dem zweiten Schädel gelegen. Wenn wir nun sehen, daß die Veränderungen der Zahnstellung und die Skelettveränderungen bei diesen beiden Anomalien gerade in entgegengesetztem Sinne von der Norm abweichen,

[1]) In der dem Vortrag folgenden Diskussion (s. „Sitzungsberichte" 1922/23, S. [3]), die leider wegen Zeitmangels unterbrochen werden mußte, hat Herr Hofrat Szombathy die Ursache der Stellungsanomalien in Veränderungen im Bereiche der Schädelbasis gesucht und sich dabei auf Befunde an Tieren gestützt. Ohne die Richtigkeit der letzteren anzweifeln zu wollen, muß ich doch für den Menschen an den oben ausgeführten Schlußfolgerungen festhalten. Die abgebildeten Diagramme zeigen ja deutlich, daß Verkürzungen der Schädelbasis nicht nur bei Kl. III, sondern auch bei Kl. II anzutreffen sind und sich außerdem weit innerhalb der normalen Variationsbreite halten. In unserer ausführlichen Publikation (Zeitschr. f. Stomatol., 1921 und 1922) haben wir auch nachgewiesen, daß die Veränderungen des Index $\frac{B \times 100}{UK}$ auch charakteristisch bleiben, wenn die Basislänge auf die normale korrigiert wird.

so erscheint es zumindest höchst unwahrscheinlich, die Anomalien der Klasse III auf eine Veränderung des Oberkiefers zurückzuführen, die in demselben Sinne und in demselben Grade auch bei der Klasse II auftritt. In der Verlängerung des Unterkiefers bei der Klasse III und in seiner Verkürzung bei der Klasse II haben wir jedoch eine Veränderung, die in ihrer Abweichung in positivem und negativem Sinne von der Norm dem gegensätzlichen Verhalten der Anomalien selbst Rechnung trägt.

Es führt uns diese Überlegung aber zu einer Frage allgemeiner Natur. Die verschiedenen Methoden zur Messung der Einstellung der Gesichtslinie am Schädel gehen fast alle vom Oberkiefer aus, wohl aus dem einfachen Grunde, weil ja so viele Schädel, die anthropologischen Untersuchungen unterworfen werden, keinen Unterkiefer haben. Nun variiert, wie wir ja wissen, die Einstellung der Gesichtslinie zum Hirnschädel in ziemlich weiten Grenzen, nicht nur bei verschiedenen Rassen, sondern auch innerhalb einer Rasse. Für unsere Frage hat es sich nun von vornherein nicht so sehr um die Einstellung dieser Linie gehandelt, als vielmehr um Störungen ihrer einzelnen Anteile, um Störungen der Harmonie zwischen dem Ober- und Untergesicht. Die Gesichtslinie stellt ja in der Profilrekonstruktion eine gebrochene Linie dar, die Lage der einzelnen Punkte (N, Pr, Id, Gn) zueinander folgt aber gewissen Regeln mit nur seltenen Ausnahmen. Während nämlich das Pr ziemlich weit vor die Linie vorspringt, liegen die anderen Punkte fast in einer Linie, die Punkte springen nur immer um ein Geringes (ungefähr einen Winkelgrad) ein, je weiter wir zum Kinn vorgehen. Diese Anordnung der wichtigsten Punkte des Gesichtsprofils ist nun in weitesten Grenzen unabhängig von der Einstellung dieser Linie (oder einer dieser Linien) zum Schädel überhaupt oder zur Schädelbasis. So sehen wir denn auch, wie Störungen in der Harmonie dieses Liniensystems, also Störungen der Profillinie, z. B. Vorspringen des Unterkiefers (Klasse III) oder Rücklagerung des Unterkiefers (Klasse II), bei allen möglichen Einstellungen der Linie N—Pr vorkommen. Die Tatsache nun, daß vor allem die Lage des Pr bei der Beurteilung der Einstellung der Gesichtsprofillinie als Kriterium diente, hat zu einer ziemlich weitgehenden Verwirrung der Anschauungen und der Nomenklatur geführt. So spricht man von einer Prognathie in ganz verschiedenem Sinne. Bald ist sie der Ausdruck der Schrägstellung der Gesichtslinie im ganzen, bald bezeichnet sie eine absolute Vorlagerung des Oberkiefers oder eines seiner Teile vor die Gesichtslinie (Rhachitis), bald ist diese Vorlagerung nur relativ, bedingt durch eine Rücklagerung des Unterkiefers bzw. seine Verkürzung (Klasse II). Ich kann hier auf diese Verhältnisse nur gerade hinweisen, wie ich es auch schon gemeinsam mit Dr. Krasa getan habe. Wir sind eben daran, diesen Verhältnissen an einem großen Material nachzugehen. Es scheint uns, als sollte man scharf unterscheiden zwischen der Einstellung der Gesichtslinie im ganzen und ihrer harmonischen oder nichtharmonischen Zusammensetzung. Ist die Harmonie erhalten, dann kann natürlich die Lagebestimmung irgendeines der in der Profillinie gelegenen Meßpunkte zur Charakterisierung ihrer Einstellung verwendet werden. Viel schwieriger natürlich wird diese Bestimmung in Fällen gestörter Harmonie, da ja zunächst nicht zu entscheiden ist, welche absolute Lage- oder Formveränderung die relative Lagebeziehung der einzelnen Punkte gestört hat. Hier müssen dann Detailuntersuchungen jeder der Komponenten der Gesichtslinie Aufschluß geben.

Nun möchte ich noch einen Erklärungsversuch erwähnen, den Dr. Krasa und ich für das Zustandekommen der Anomalien der Klasse II und III unternommen haben und der sich auf folgende Erwägungen stützt.

Wir gehen davon aus, daß es der Unterkiefer ist, dessen vermindertes oder vermehrtes Längenwachstum die Anomalien der Klasse II und III hervorruft. Dem Unterkiefer müssen wir dann der wirkenden Ursache gegenüber — gleichgültig welcher Art sie sei — eine selbständige Reaktionsfähigkeit zubilligen, insofern als er dem Wachstumsimpuls oder der Wachstumshemmung freier Folge leistet als der übrige Schädel und dadurch die Korrelation zwischen Oberkiefer und Unterkiefer gebrochen wird. Ich möchte nun zwei Tatsachen anführen, die diese Annahme bestätigen. Die erste bezieht sich auf die Ontogenese. Die Gaumenanlage wird, wie bekannt, beim Menschen und den Säugern zum größen Teil durch zwei vertikal von den Seitenwänden der Mundhöhle herabwachsende Falten gebildet, zwischen denen die Zunge, die bis an die Unterfläche des Nasenseptum hinaufreicht, förmlich eingezwängt erscheint. Damit es nun zum Gaumenschluß kommt, müssen die beiden Gaumenfortsätze in die horizontale Lage gebracht werden, und dies kann nur geschehen, wenn die Zunge abwärts ausweicht. Ich habe seinerzeit diese Vorgänge an menschlichen Embryonen studiert und konnte nachweisen, daß in der kritischen kurzen Zeitspanne, die der scheinbaren Umklappung (auf diesen Vorgang der Umlagerung selbst kann ich hier nicht näher eingehen) vorausgeht, ein intensives Längen- und Breitenwachstum des vorher im Verhältnis zum Oberkiefer zu kurzen und zu schmalen Unterkiefers ganz plötzlich einsetzt. Diese Verlängerung des Unterkiefers geht so weit, daß es für kurze Zeit sogar zu einer embryonalen Progenie kommen kann. Sagittalschnitte durch Embryonen dieser Epoche zeigen diese Verhältnisse mit größter Deutlichkeit (siehe die Abbildungen 3, 4 und 5 in der zitierten Arbeit: Anat. Anz., Band 47, 1914). Wir ersehen daraus, daß das Wachstum des Unterkiefers mit dem des Oberkiefers keineswegs gleichen Schritt hält, daß vielmehr der Unterkiefer in ziemlich hohem Grade Selbständigkeit in seinem Wachstum aufweist.

Die zweite Tatsache ist dem Gebiete der Pathologie entnommen. Bei der Akromegalie, also dem durch Hypophysenstörungen (meist Tumoren) bedingten Riesenwuchs vergrößert sich, wenn die Krankheit nach vollendetem Körperwachstum einsetzt, zwar der gesamte Schädel, doch zeigt der Unterkiefer ein ganz exzessives Wachstum. Es entsteht so die für Spätformen dieser Erkrankung typische akromegale Progenie, eine Progenie höchsten Grades, die sogenannte Facies leontina. Bei dem Schädel eines akromegalen Mannes, den wir untersuchen konnten, beträgt die Verlängerung der Schädelbasis (BN) 11 *mm*, die des Unterkiefers das Vierfache, 45 *mm*! Im Diagramm spricht sich diese so ungleichmäßige Beteiligung des Ober- und Untergesichtes darin aus, daß die Winkel bei N für das Nasospinale um 0^0, für das Prosthion um $3{\cdot}5^0$ gegen die Norm vergrößert sind, für das Infradentale jedoch um $13{\cdot}2^0$ und für das Gnathion um $12{\cdot}8^0$. Wir haben hier als wachstumsförderndes Agens zweifellos eine allgemein wirkende Ursache — Vorgänge innersekretorischer Natur — vor uns und deshalb ist gerade diese selbständige Reaktionsweise des Unterkiefers von besonderer Bedeutung.

Wir kennen auch die, wie wir glauben, zutreffende Erklärung für dieses eigenartige Verhalten der Mandibula. Es handelt sich einfach darum, daß die Wachstumsart des Unterkiefers eine ganz andere ist als die der übrigen Schädelknochen. Während diese zum größten Teil durch Nahtapposition wachsen, verlängert sich die Mandibula durch Apposition am hinteren freien Rande. Ein intensives Wachstum der übrigen Schädelknochen ist also nur so lange möglich, als die Nähte offen sind, für den Unterkiefer dagegen gibt es eine solche Beschränkung nicht. Außerdem kommen für das Wachstum des Unterkiefers nicht so komplizierte Korrelationen in Frage, wie

z. B. für das des Oberkiefers. Des letzteren direkte und indirekte Verbindungen mit der Schädelkapsel, seine Teilnahme an der Begrenzung der Nasenhöhle und Augenhöhle mit ihren Sinnesorganen usw. setzen ihn in so vielfältige Abhängigkeit von fast sämtlichen Schädelknochen, daß er Wachstumsreizen positiver und negativer Art selbständig nicht oder nur in geringfügigem Grade wird folgen können, auch wenn nicht Naht-, sondern Flächenwachstum in Frage kommt. Ganz anders der Unterkiefer. Steht auch seine Breite, vor allem die Kondylenbreite in engerer Abhängigkeit von der Schädelbasisbreite und damit vom Hirnschädel überhaupt, so ist er doch nur durch die Okklusion in eine gewisse (reziproke) Abhängigkeit zum Oberkiefer gesetzt. Wenn auch dieser „Okklusionsführung" zweifellos eine Rolle für die Erhaltung der Kieferkorrelation zukommt, so haben wir doch an dem früher erwähnten Falle von Lückenverbreitung gesehen, daß sie als Wachstumshemmung zu schwach ist. Der Unterkiefer kann daher sowohl wachstumsfördernden als auch wachstumshemmenden Einflüssen folgen, in hohem Grade unabhängig vom Alter des Individuums und von den Vorgängen am Hirn- und Obergesichtsschädel. Diese Überlegungen sind natürlich auch ihrerseits geeignet, unsere Annahme zu stützen, daß die anatomische Ursache für die reinen Anomalien der Klasse II und III in primären Veränderungen des Unterkiefers zu suchen sei.

Wir können aber noch weiter gehen. Ich habe eingangs erwähnt, daß wir das normale Vergleichsmaterial in zwei Gruppen, die der eury- und mesoprosopen Schädel einerseits und die der leptoprosopen anderseits unterteilt haben. Der Grund hiefür lag in der Beobachtung, daß die Fälle der Klasse II ausnahmslos meso- und euryprosope, die Fälle der Klasse III fast ausnahmslos lepto- und hyperleptoprosope Schädel betrafen.[1]) Wenn wir nun jene Maße betrachten, die in irgendeiner Weise für die Anomalien charakteristisch sind, z. B. den oben angeführten Index $\frac{BN \cdot 100}{UK}$, so ordnen sich diese Zahlen regelmäßig in folgende Reihe:

Kl. III. — Norm. lept. — Norm. Mittelwert — Norm. eury. — Kl. II.

Diese immer wiederkehrende Reihe schien uns ein gesetzmäßiges Verhalten auszudrücken. Die Erklärung hiefür ist, wie wir ausdrücklich betont haben, vorläufig rein hypothetisch. Wir haben sie nur vorgebracht, weil sie den ersten Versuch darstellt, von einem allgemeineren Gesichtspunkte aus das Zustandekommen gerade jener beiden Okklusionsanomalien zu erklären, die man als die genuinen bezeichen könnte. Es sieht, wenn man die regelmäßige Abstufung der Veränderungen betrachtet, so aus, als seien die Abweichungen, die schon im Bereiche der Norm vom Mittelwert einerseits zu der Euryprosopie, anderseits zu der Leptoprosopie führen, was den Unterkiefer betrifft, ins Pathologische übertrieben worden, wenn aus dem normalen leptoprosopen Schädel eine Klasse III, aus dem normalen euryprosopen eine Klasse II wird. Wenn wir nun bedenken, daß diese Okklusionsanomalien als Anomalien nur beim Menschen, und zwar, soweit uns bekannt, in höherem Prozentsatz wohl nur beim Europäer, also bei einem Rassen- oder Typengemisch vorkommen, sonst aber nur noch als Rasseneigentümlichkeiten, z. B. bei einzelnen Hunderassen (wenn auch in ganz abweichenden Formen) beobachtet werden, aber eben auch bei Rassen, die gewiß zum Teil Kreuzungen ihren Ursprung verdanken,

[1]) Es ist in diesem Zusammenhang von Interesse, daß Martin in seinem Lehrbuch der Anthropologie in Figur 367 auf Seite 869 als Beispiel für einen hochgradig chamaeprosopen Schädel einen Fall von typischer Klasse II abbildet.

dann liegt der Gedanke nahe, gerade die Kreuzung verschiedener Typen, und zwar leptoprosoper mit euryprosopen Typen, als das ätiologische Moment anzusprechen. Wenn wir uns nun weiter an die in der Ontogenie und Pathologie erwiesene eigenartige Selbständigkeit des Unterkiefers in seinem Wachstum erinnern, dann könnte man versucht sein, auch für die Phylogenie oder, besser gesagt, für das Verhalten bei Kreuzung verschiedener Typen eine ähnliche Selbständigkeit anzunehmen. Es könnte der Unterkiefer die Charaktere der einen Stammform (wohl meist der in der Aszendenz überwiegenden) in höherem Grade ausgeprägt zeigen als der Schädel im ganzen, es könnte also zu einem Korrelationsbruch zwischen Schädel respektive Obergesicht einerseits und Unterkiefer anderseits kommen. Zeigt an einer Mischform mit vorwiegend leptoprosopen Charakteren der Unterkiefer die leptoprosopen Eigentümlichkeiten (vor allem größere Länge) in höherem Grade, dann müßte eine Anomalie der Klasse III resultieren, und umgekehrt eine Klasse II, wenn die euryprosopen Charaktere der Mischform am Unterkiefer stärker hervortreten als am übrigen Schädel, indem der Unterkiefer den gegenüber der neutralen Mittelstufe erhöhten resp. verminderten Wachstumsimpulsen in höherem Grade Folge leistet, als der Oberkiefer (mit dem gesamten Schädel). Damit würde ja auch übereinstimmen, daß die Klasse II ausschließlich Euryprosopen, die Klasse III fast ausschließlich Leptoprosopen zukommt. Daß in einem oder dem anderen Fall (unter unseren acht Schädeln einmal) auch ein meso- resp. euryprosoper Schädel eine Klasse III trägt, könnte vielleicht als Hinweis auf eine Polymerie des Faktors „Leptoprosop" zu verwerten sein.

Die Ursache für die genuinen Okklusionsanomalien in einem durch die Kreuzung zustande kommenden Vorgang zu suchen, erscheint auch berechtigt durch die lange bekannte Tatsache, daß gerade diese Anomalien vielfach vererbt werden. Für die Vererbung der echten Progenie ist ja die Familiengeschichte der Habsburger und der Medici ein klassisches Beispiel geworden. Kantorowicz konnte an der Hand dieser Fälle die Dominanz der Anomalie über die Norm mit größter Wahrscheinlichkeit feststellen.

Es bliebe nun noch zu erklären, was als auslösendes Moment bei dem Zustandekommen der Anomalien wirkt, da doch nur sehr wenige der Individuen oder Familien einer gemischten Population diese Anomalien zeigen. Wir glauben, daß hier möglicherweise der innersekretorische Apparat eine Rolle spielt. Wenn man sieht, wie bei der Akromegalie übernormale Wachstumsreize, die von der Hypophyse ausgelöst werden, zur Entstehung einer Progenie führen, dann hat die Annahme nichts Befremdendes, daß auch bei der Entstehung der genuinen Progenie, also der Klasse III, und der entgegengesetzten Anomalie der Klasse II innersekretorische Vorgänge, das eine Mal wachstumsfördernd, das andere Mal wachstumshemmend, mitspielen. Diese Vorstellung widerspricht natürlich der früher vorgetragenen Kreuzungshypothese in keiner Weise. Es kann wohl als sicher gelten, daß die Manifestation ererbter Eigenschaften oft durch Vermittlung des endokrinen Drüsenapparates vor sich geht. Es ist dies wohl so zu verstehen, daß primär eine gewisse „Stimmung" — sit venia verbo — des innersekretorischen Organkomplexes vererbt wird, die selbst erst sekundär die entsprechenden Merkmale — hier die des Skelettes — zur rechten Zeit manifest werden läßt. Ganz besonders dürfte dies für die bei der Geburt latenten Merkmale Geltung haben, ja diese „mittelbare" Vererbung läßt eigentlich erst den Vorgang der Vererbung „in statu latentiae" verständlich werden. Wenn wir uns nun vor Augen halten, wie außerordentlich kompliziert das System der synergisch

und antagonistisch wirkenden Drüsen mit innerer Sekretion ist, so daß schon die leiseste Schwankung in der Funktion einer der Drüsen auf alle anderen einwirkt, daß aber solche geringgradige Schwankungen im allgemeinen durch Ausgleich innerhalb des ganzen Systems kompensiert werden; wenn wir weiter nicht vergessen, daß in unserem speziellen Falle die ererbte Stimmung des endokrinen Apparates, die potentia den Korrelationsbruch zwischen Unter- und Oberkiefer in sich birgt, eine pathologische ist, da, wenn auch nur in geringem Grade, doch das Gleichgewicht des Komplexes gegenüber der Norm gestört ist, dann ist es sehr wahrscheinlich, daß bei sonst intaktem endokrinen Drüsenkomplex auch diese ererbte Stimmungsstörung korrigiert und damit die Manifestation der noch latenten Okklusionsanomalie unterdrückt werden kann. Dazu kommt wohl noch, wenn auch nur in gewissen Grenzen, als Unterstützung dieses selbstregulatorischen Vorganges die mechanisch wirkende Okklusionsregulierung, wenn nicht die Okklusionsstörung schon beim Durchbruch der ersten Zähne des Milchgebisses manifest wurde. Ist aber der endokrine Apparat aus irgendeinem Grunde in seiner Gänze oder in gewissen Teilen geschädigt, daher zu einer Kompensation solcher vererbter geringgradiger Korrelationsstörungen nicht imstande, dann müssen diese Störungen des innersekretorischen Komplexes auch ihre Auswirkung finden, dann kommt es eben zur Manifestation der Okklusionsanomalien.

Wir kommen so zu einer vorläufig brauchbaren Arbeitshypothese. Aber ihren Wert wird sie — abgesehen davon, ob sie sich als richtig erweist oder nicht — erst erhalten, wenn sie zu entsprechend gerichteter Untersuchung Anregung geboten hat. Auch diese Frage überschreitet jedoch zum größten Teil das Arbeitsfeld und die Arbeitsmöglichkeiten des Zahnarztes und fällt in die Kompetenz des Anthropologen. Dies ist auch der Grund, weshalb ich hier so weit auf diese Fragen eingegangen bin.

* * *

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich nur einen kurzen Überblick über einige der Fragen gegeben habe, die jenes Arbeitsfeld betreffen, auf dem Zahnarzt — im weiteren (und besseren) Sinne des Wortes — und Anthropologe Hand in Hand arbeiten sollten. Wenn es mir gelungen ist, Sie von dem Werte dieser Zusammenarbeit zu überzeugen, dann habe ich die Aufgabe erfüllt, die ich mir gestellt habe.

LITERATURBERICHTE.

24.

Anthropologie unter Leitung von G. Schwalbe und E. Fischer, bearbeitet von E. Fischer, R. F. Graebner, M. Hoernes, Th. Mollison, A. Ploetz, G. Schwalbe. (5. Abteil. d. 3. Teiles der „Kultur der Gegenwart".) Leipzig (B. G. Teubner) 1923.

Es muß als ein Verdienst des Verlages bezeichnet werden, daß er trotz der Ungunst der Zeit ein so umfassendes Buch herausgegeben hat, das einem wirklichen Bedürfnis entspricht.

In einem einleitenden Abschnitte behandelt Eugen Fischer Begriff, Abgrenzung und Geschichte der Anthropologie. Es wird darin der großen Bedeutung von Linné, Blumenbach, Retzius und Broca für die Grundlagen dieser Wissenschaft gedacht, des Verdienstes, aber auch der oft hemmenden Überkritik Virchows Erwähnung getan. Schwalbe und Klaatsch werden als Neubegründer der Rassenlehre auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage gewürdigt, ferner werden der Ausbau der Methodenlehre durch Martin, die Heranziehung der Erblichkeitslehre zur Klärung anthropologischer Fragen, die Entstehung der Rassenhygiene als praktische Auswirkung anthropologischer Kenntnisse und die Sozialanthropologie als jüngste Frucht anthropologischer Betrachtungsweise erwähnt. Ein Hinweis auf die zahlreichen noch offenen Fragen schließt diesen Abschnitt.

Im nächsten bespricht Mollison Technik und Methoden der physischen Anthropologie. Eine Reihe von Abbildungen orientiert über die gebräuchlichsten Messungsinstrumente. Der Abschnitt über statistische Methoden hätte vielleicht klarer gestaltet werden können.

Unter dem Titel „Allgemeine Anthropologie" behandeln Mollison und Fischer die für den Anthropologen wichtigen Körpereigenschaften des Menschen. Die auf S. 49 als Möglichkeit zugelassene Umbildung von Lang- in Kurzköpfe muß große Bedenken erregen, da sich ja in Mittel- und Süddeutschland z. B. nicht nur die Kopfform, sondern auch der Gesamttypus wesentlich geändert hat und wir doch heute in der Lage sind, die Rassen nachzuweisen, die durch ihre Beimischung den rein nordischen Charakter der älteren Gräberschädel abgeändert haben. Sie kommen ja außerhalb des stärker nordisch beeinflußten Gebietes noch in ihren Reinformen zweifellos vor. Solchen Erkenntnissen gegenüber kann die alte Modifikationshypothese nicht mehr aufrecht erhalten werden. Der reichen Entfaltung der Behaarung bei Europäern, Australiern und Aino sowie der Ähnlichkeit der Haarform werden wohl tiefere genealogische Ursachen zugrunde liegen. Das Nachdunkeln blonder Kinder in Mitteleuropa ist sicher als Folge von Rassenmischung zu deuten, wenn der aus Fischers Bastardforschung gezogene Analogieschluß zu Recht besteht.

Der von Eugen Fischer bearbeitete Abschnitt über die Rassenlehre wird den meisten Lesern als der wichtigste Teil des Buches erscheinen. Fischer ist Monogenist; er nimmt an, daß eine größere Gruppe von ähnlichen Individuen unter bestimmten Umweltwirkungen einer Umbildung in der Richtung auf eine menschliche Entwicklung unterlag, wobei gleichzeitig mit der Menschwerdung die ersten Ansätze zur Rassenbildung erfolgten; weiter behandelt er die nicht vererbbaren Paravariationen, als eigentliche Ursache der Rassenbildung die Idiovariationen (Keimabänderungen) und die Bedeutung der Inzucht. Eine eingehende Besprechung finden auch die Mendelschen Gesetze, deren Kenntnis für die richtige Beurteilung der heute so vielfach gemischten Völker unerläßlich ist.

Mit Recht lehnt Fischer die bisherigen Rasseneinteilungen ab und erklärt, daß wir heute tatsächlich keine wirklich befriedigende besitzen. Er beschränkt sich daher auf eine bloße Anthropographie, wofür wohl das deutsche Wort „Rassenbeschreibung" verwendet werden könnte. Als Einteilungsgrundlage dienen dabei, wie es bei dem Fehlen eines aus dem Stoffe selbst erwachsenen Schemas nicht anders sein kann, Kreise, die sowohl durch geographische als auch durch anthropo-

logische Gesichtspunkte bestimmt sind. Der für uns wichtigste ist der europäisch-vorderasiatisch-mittelländische Kreis. Die Schwierigkeit besteht hier darin, aus dem scheinbar unentwirrbaren Typenchaos die einzelnen Merkmale durch mühevolle Analyse herauszusuchen und die ursprünglichen Typen wieder herzustellen.

Die so aufgestellten Rassen sind aus Fischers Darstellung in „Bauer-Fischer-Lenz" bekannt. Wie dort scheint auch hier die Außerachtlassung der „Ostrasse" nicht berechtigt. Der Bauer aus Südbaden (Tafel 1) kann wohl kaum als besonders typischer Vertreter der nordischen Rasse gelten. Die nordische Rasse hängt sicher mit der von Cro-Magnon zusammen, wie sich aus der Häufung von Funden cro-magnonartiger Formen in den Kökkenmöddingern und dem nordischen Neolithikum ergibt. Zweifellos liegt aber noch eine zweite Komponente vor, die jedoch mit dem Neandertaler nichts zu tun haben dürfte.

Sehr erfreulich ist Fischers Eintreten für die nordische Heimat der Indogermanen. Es sei hier erlaubt, auf die meiner Ansicht nach entscheidenden archäologischen Arbeiten Åbergs hinzuweisen, die in Zusammenhalt mit den Ausführungen von Schliz jeden Zweifel darüber zerstreuen, daß die Heimat des indogermanischen Urvolkes die westbaltischen Länder und die Träger arischer Urkultur tatsächlich Menschen nordischer Rasse waren. Fischer ist auch der Anschauung, daß der Einschlag nordischer Rasse die Völker Europas zur Kulturträgern, Denkern, Erfindern, Künstlern wir wollen hinzufügen, im arischen Sinne — macht. In seinen weiteren Ausführungen zeigt aber Fischer, daß er, trotzdem er sich nicht scheut, das Kind beim Namen zu nennen, weit entfernt ist von kritikloser Schwärmerei.

Dieser Einstellung entspricht seine Beurteilung der anderen europäischen Rassen. Der „alpinen" Rasse (dem breitgesichtigen, brünetten Rundkopf) schreibt er z. B. Fleiß, beharrliche Tatkraft und Intelligenz zu, doch fehlt ihm die hohe Phantasiekraft des nordischen Typus.

Die mediterrane Rasse Fischers mit schmalem, aber nicht langem Gesicht ist wohl nur eine Komponente der brünetten Gruppe des Mittelmeergebietes. Die Mediterranen bei Ripley zeigen z. B. fast alle ein ausgesprochen langes Gesicht und auch Lapouge nennt einen langgesichtigen, schmalen Langschädel mediterran. Ferner kommt noch die großgewachsene atlanto-mediterrane Rasse Denikers und eine sehr kleinwüchsige Form wahrscheinlich australoider Verwandtschaft, die schon im Tardenoisien auftritt, in Frage. Eine genaue Analyse der mittelländischen Gruppe ist eine dringende Forderung der nächsten Zukunft. Die psychologische Charakteristik ist zutreffend. Besonders die Lebhaftigkeit, Unbeständigkeit und leichte Beeinflußbarkeit der Mediterranen sind Züge, die dem Nordländer auffallen. (Siehe hier Numa Ronmestan von Daudet!)

Die „dinarische" Rasse scheint der nordischen in manchen Eigenschaften recht nahe zu stehen, an Organisationstalent aber hinter ihr zurückzubleiben. Sehr richtig ist die Beobachtung, daß die Dinarier sehr weit nach Mitteleuropa hineinreichen, heute aber noch schwer von der alpinen Rasse abzugrenzen sind, da uns eine entsprechende Statistik der Nasenformen und der Schädelformen (nicht des Index!) noch fehlt. Daß der „mitteleuropäische" Schädel (die Sarmaten Hoelders, der langgesichtige Kurzkopf Rankes) im Grunde nichts anderes ist als der Schädel der dinarischen Rasse, ist so gut wie sicher. Diese Auffassung kommt auch in der Erstreckung von Denikers „adriatischer" Rasse über große Teile Mitteleuropas zum Ausdruck.

Sehr skeptisch stehe ich der „subnordischen" Rasse gegenüber, die wohl nur durch einen Einschlag von alpiner oder Ostrasse vorgetäuscht wird. Treffend sind die Ausführungen über das Verschwinden der Blondheit in Gegenden mit einstiger nordischer Einwanderung (S. 164): Dominanz der dunklen Farbenmerkmale, soziale Auslese, ungünstiger Einfluß der klimatischen Umwelt (im Süden!) kommen da hauptsächlich in Frage.

Bei der Besprechung Vorderasiens kommt Fischer auch auf die Ethnogenie der Juden zu sprechen, die er richtig als ein Rassengemisch bezeichnet, in dem sich neben einer mehr vorderasiatischen Gruppe (Aschkenasim) auch eine mehr „orientalische" (Sephardim) unterscheiden läßt. Unter orientalischer Rasse versteht Fischer die den Mediterranen nahestehenden Semiten. Trotz der Zusammensetzung aus mehreren Rassen nimmt Fischer doch einen ausgesprochenen Rassenunterschied zwischen Juden und Europäern an, bedingt hauptsächlich durch das starke Vorschlagen vorderasiatischer und orientalischer Züge bei jenen.

Nach Behandlung der Semiten und Hamiten sowie ihrer Mischlinge kommt Fischer zu der Ansicht, daß die nordische, die mediterrane und die orientalische Rasse einander näherstehen als irgendeiner anderen. Es sind die „Europäiden", die sich von Negern und Mongolen stark abheben. Zu ihnen möchte ich noch die zwar kurzköpfigen, aber in Gesichtsbau und Haarform ihnen so nahestehenden Vorderasiaten (Kaukasier mancher Autoren) bzw. die Dinarier rechnen, nicht aber Alpine und Ostrasse, deren nächste Verwandte bei den Mongolen zu suchen sind.

Ob wir über die Sprache der Vorderasiaten durch eine genauere Kenntnis des Hethitischen so sehr viel Neues erfahren können, ist in Anbetracht der Forschungen Hüsings und Borks über die Sprachen anderer Völker dieser Rasse wohl recht zweifelhaft.

Fischer führt den Leser auf seiner anthropologischen Wanderung noch durch alle Räume der Erde und analysiert an der Hand der Literatur die Bevölkerungen dieser Gebiete, wobei sich die ungeheure Kompliziertheit der Anthropologie gewisser Gegenden, insbesondere Südostasiens, herausstellt. Es ist ihm aber dennoch gelungen, ein recht anschauliches Bild zu entwerfen. Nicht richtig erscheint mir, die indische Kultur Javas mit der deuteromalaischen Einwanderung in Verbindung zu bringen, da es sich dabei doch ganz sicher um wirkliche indische Einwanderung einer arisch-dravidischen Bevölkerung handelt, die die indische Kultur mitbrachte. Diese wurde dann von den Malaien übernommen und eigenartig abgeändert. Daß sich noch heute das indische (besonders das arische) Element in den vornehmen javanischen Familien auch somatisch nachweisen läßt, hat Stratz in einer Studie über die Javaninnen (Zeitschrift für Ethnologie) gezeigt.

Die nicht sehr zahlreichen Bilder sind meist gut ausgewählt. Der Armenier auf Tafel 4 (Nr. 1) stammt aber nicht aus Günthers Rassenkunde, sondern wurde für dieses Werk einer Publikation Weningers über die vorderasiatische Rasse in den Mitteilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft entlehnt.

Der nächste Abschnitt über die Abstammung des Menschen stammt aus der Feder des leider verstorbenen G. Schwalbe. Er kommt auf Grund der Blutreaktion sowie morphologischer Untersuchungen zu dem Schlusse, daß der Mensch und die anderen Anthropomorphen eine gemeinsame Abstammung besitzen; damit lehnt er auch alle Ansichten ab, welche den Menschen direkt auf primitive eozäne Säugetiere zurückführt. Er denkt an fossile miozäne Menschenaffen, von denen sowohl die jetzt lebenden Formen dieser Gruppe als auch der Mensch abzuleiten wären. Da Mensch und Schimpanse einander besonders nahestehen, so glaubt Schwalbe, daß der Mensch sich von einer zu dieser führenden Abstammungslinie abgezweigt habe. Unter den Hominiden unterscheidet Schwalbe neben der Form des homo sapiens, die im Jungpaläolithikum Europas auftritt, die älteren Formen des Neandertalers (homo primigenius) und des noch niedriger stehenden Pithecanthropus erectus, wobei er es unentschieden läßt, ob sie in die unmittelbare Ahnenreihe des heute lebenden Menschen gehören oder dieser nur nahestehen. Schwalbe gibt hier in verkürzter, alles Wesentliche umfassender Darstellung jene methodisch so meisterhaften Untersuchungen wieder, auf denen die heutige Auffassung der älteren Hominidenformen hauptsächlich beruht. Er betrachtet es als feststehend, daß sich Schädelformen vom Bau des homo primigenius nicht bis weit in die geschichtliche Zeit oder gar bis heute erhalten hätten, ja er meint, daß dieser bereits im jüngeren Diluvium nicht mehr vorhanden war.

Tertiäre Eolithen als menschliche Artefakte lehnt Schwalbe ab, er setzt vielmehr die Entstehung des Menschen ans Ende der Tertiärzeit (ins Pliozän), da die ältesten Hominidenformen dieser Zeit oder dem ältesten Quartär angehörten. Schwalbe ist ebenfalls Monogenist, indem er den Menschen nur von einer Primatenform ableitet, u. zw. auch von vielen einander gleichenden Individuen derselben zoologischen Form. Bei der Menschwerdung ist die Annahme des aufrechten Ganges die Ursache aller anderen Veränderungen, unter denen die Zunahme des Schädelvolumens für die eigentlich menschliche Entwicklung in seelischer Beziehung von besonderer Bedeutung ist. Wichtiger als die Schädelgröße aber scheint die Dicke der grauen Rinde zu sein. „Je größer die Zahl der Rindennervenzellen innerhalb eines gewissen Gebietes, desto größer der Grad der Intelligenz."

Die „Prähistorische Archäologie" von Hoernes behandelt das Thema ganz in der systematischen Art, die man aus anderen Darstellungen dieses Autors kennt. Der Herausarbeitung von Kulturkreisen oder einer ethnologischen Auswertung des Materials steht er grundsätzlich ablehnend gegenüber. Es ist übrigens interessant, wie nahe er oft diesen Dingen kommt, ohne aber dann die Folgerungen zu ziehen. So hat er z. B. durch die Aufstellung seiner beiden neolithischen Stilarten, des Umlauf- und des Rahmenstiles, das wesentlichste ethnologische Ereignis der neolithischen Zeit Mitteleuropas, die Ausbreitung nordischer Stämme über weite Strecken Mittel- und Osteuropas, berührt, ohne aber die ethnologische Folgerung zu ziehen, die uns heute dank den Forschungen Kossinnas und Åbergs zur Gewißheit geworden ist.

Die Auffassung des „Tardenoisien" als bloßer Technik dürfte kaum Beifall finden. Man faßt es nach Obermaier wohl mit Recht als einen späten Ausläufer des mittelländischen Endcapsien auf. Ob die an sich sehr ansprechende Erklärung des Campignien durch Rademacher das Richtige trifft oder ob wir es hier mit einem neuen Kulturkreise zu tun haben, dessen Wurzeln außerhalb Europas liegen, ist noch nicht zu entscheiden. Zu bedauern ist, daß den metallzeitlichen Epochen jedes Abbildungs-

material abgeht. Einige bezeichnende Formen hätten doch dargestellt werden können. Bloße Beschreibung genügt hier noch weniger als in der physischen Anthropologie.

Es mutet sonderbar an, wenn unmittelbar nach dem prähistorischen Abschnitte mit seiner grundsätzlichen Ablehnung aller ethnologischen Folgerungen mit Graebner ein ausgesprochener Antipode dieser Anschauungen zu Worte kommt. Graebner, einer der Begründer der Kulturkreistheorie, behandelt die „Ethnologie". Er führt dem Leser die leitenden Gedanken der von ihm und Frobenius begründeten ethnologischen Richtung vor. Der Grundgedanke ist etwa folgender: War man früher geneigt, Übereinstimmungen im materiellen oder geistigen Kulturschatz weiter voneinander entfernt wohnender Völker ausschließlich auf Konvergenz zurückzuführen, die teils durch die gleiche allgemein menschliche Disposition, teils durch ähnliche Umweltverhältnisse bedingt ist; so verlangt die neue Richtung eine genaue Untersuchung jedes einzelnen Falles, um festzustellen, ob es sich nicht um Kulturübertragungen handle. Sie hält es für äußerst unwahrscheinlich, daß ein und dieselbe Kulturerscheinung mit denselben formalen Bestandteilen zweimal entstehen könne, für ganz unmöglich aber, bei einer ganzen Gruppe von kulturellen Parallelerscheinungen selbständige Entwicklung ohne kulturelle Beeinflussung anzunehmen.

Was die Darstellung der Kulturkreistheorie anbelangt, so sei hier dem Bedenken Ausdruck gegeben, ob der Zweck einer Einführung in diese Gedankengänge hier in befriedigender Weise erreicht wurde. Mangelt auf der einen Seite eine klare Herausarbeitung der Grundbegriffe, wie Totemismus, Mutterrecht, Zweiklassensystem, so verwirrt anderseits eine Fülle von Einzelheiten, in deren Häufung schließlich jeder klare Überblick verloren geht, trotz der Abbildungen und Karten, die dem Abschnitte beigegeben sind. Der geschulte Fachmann wird sich zwar eine Fülle von Belehrungen holen können, der gebildete Laie aber — und für den ist ja die „Kultur der Gegenwart" wohl in erster Linie bestimmt — wird sich in Graebners „Ethnologie" nicht leicht zurecht finden.

Den letzten Abschnitt des Werkes bildet die Sozialanthropologie. Ploetz, der Begründer und Leiter der Zeitschrift „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", kennzeichnet die Aufgabe der genannten Wissenschaft in folgender Weise: Die Sozialanthropologie erhebt die Fragen: 1. In welcher Weise setzen die menschlichen Varianten die von ihnen hervorgebrachten Gesellschaften zusammen? 2. Welche Rolle spielen die Varianten bei der Ausübung der gesellschaftlichen Funktionen? 3. Wie werden die Eigenschaften der Varianten von den Gesellschaften beeinflußt? Gegen die Ausdehnung des Begriffes homo Alpinus auch auf Dinarier und „Armenoide" (S. 594) sei entschiedene Einsprache erhoben, da es sich hier um Typen handelt, die gar nichts miteinander gemein haben als den hohen Kopfindex; schon die Form des Kopfes ist bei den „Alpinen" im Sinne Fischers anders, ganz zu schweigen von dem Gesichte, in dem nicht eine Spur von Verwandtschaft mit Dinariern oder „Vorderasiaten" zu bemerken ist. Ebenso dürfte auch psychisch ein merklicher Unterschied bestehen.

Richtig scheint zu sein, daß bei den Deutschen und anderen Mitteleuropäern die Höchstgebildeten einen größeren Prozentsatz nordischer Merkmale aufweisen und auch noch der gebildete Mittelstand etwas stärker daran Anteil hat als die anderen Schichten. Bezüglich des großgewachsenen breiten Langkopfes bin ich selbst zu Ergebnissen gelangt, die, ähnlich wie die Beobachtungen Röses, im Sinne einer positiven Auslese der stärker nordisch Gekennzeichneten sprechen.

Da auch im wirtschaftlichen Leben Intelligenz eine große Rolle spielt, ist es nicht verwunderlich, daß sich auch in den wohlhabenden Kreisen eine größere Prozentzahl nordisch charakterisierter Typen nachweisen läßt (S. 623). Stärkerer armenoider Einschlag begünstigt die Entwicklung händlerischer Eigenschaften. Die Neigung zu Verbrechen ist, wie die Statistik in vielen Staaten erweist, dort am geringsten, wo der stärkste Einschlag nordischer Rasse nachweisbar ist (Oberitalien im Vergleiche zu Unteritalien, Nordwestdeutschland, Nordfrankreich). In Amerika zeigt sich eine Abnahme der Kriminalität von den Negern über Ost- und Südeuropäer zu den Volksteilen germanischer Abstammung. Ploetz glaubt also, daß auch in diesen Dingen ein Einfluß der Rassenveranlagung nachweisbar sei.

Zum Schlusse schildert der Verfasser die ungeheure Bedeutung der nordischen Rasse für die Nationen, an deren Zusammensetzung sie Anteil hat, hebt aber auch, ähnlich wie Lenz, hervor, daß das gesellschaftliche Aufsteigen der nordisch veranlagten Individuen mit einer negativen Auslese verbunden ist, die zur Dezimierung der nordischen Rasse führt.

Fassen wir das Urteil über das Buch nochmals zusammen, so müssen wir sagen, daß es wie kein anderes die gesamte Menschenkunde umfaßt. Einzelne Abschnitte könnten aber noch verbessert werden. So wäre eine übersichtlichere Darstellung der Ethnologie wünschenswert. Ferner wäre es für das Werk von Vorteil, wenn der vorgeschichtliche Abschnitt bei einer Neuauflage von einem Gelehrten der ethnologischen Richtung überarbeitet würde.

Dr. G. Kraitschek.

25.

Carr-Saunders, A. M.: *The Population Problem. A. Study in Human Evolution.* Oxford (Clarendon Press) 1922. 516 S.

Während Malthus und seine Nachfolger beim Bevölkerungsproblem die quantitative Seite, die Volkszahl allein, in den Vordergrund rückten, sind der Frage durch die Ergebnisse der heutigen rassenbiologischen Forschungen auch in qualitativer Richtung neue Wege eröffnet worden. Alle das Problem beeinflussenden äußeren und inneren Faktoren müssen in ihrer Wirkung auf beide Hauptprinzipien, das quantitative wie das qualitative, sorgfältig geprüft werden. Allerdings ist die Bedeutung des quantitativen Prinzips mehr in die Augen springend und deshalb ins Bewußtsein so ziemlich aller Völker, ob primitiv oder kultiviert, eingedrungen, was man vom qualitativen nicht sagen kann. Dennoch geben alle Momente, welche für die Gestaltung der Volkszahl maßgebend sind, auch für die physischen und psychischen Charaktere der Individuen wertvolle Aufschlüsse, nicht bloß die angeborene Veranlagung, äußere Umgebung und die Tradition sind die mächtigen Einflüsse, welche die Entwicklung und das Geschick eines Volkes in der Weltgeschichte bestimmen.

Es ist mit Befriedigung anzuerkennen, daß der Autor sich bemüht, ohne vorgefaßte Meinungen an seine Aufgabe heranzutreten und eine objektive Lösung derselben zu versuchen. Das angehängte Literaturverzeichnis zeugt von einer ausgebreiteten Kenntnis der ethnographischen Literatur und werden insbesondere deutsche Bücher- und Zeitschriftenaufsätze in ausgiebigem Maße benützt. Daß ein oder das andere Werk oder Aufsatz dem Autor entgangen ist, wird bei der großen Zersplitterung des Materials ihm niemand verübeln; auffallend ist jedoch, daß er das Werk von Franz Oppenheimer (Das Bevölkerungsgesetz des Malthus, Berlin 1901), welches seinerzeit ziemliches Anfsehen erregte, nicht kennt. In dem Aufsatze des Referenten über Vermehrungstendenzen bei den Naturvölkern und ihre Gegenwirkungen (Zeitschrift für Sozialwissenschaft, V, 1902, S. 81 f., 162 f. und 341 f.) wären übrigens auch einige Beiträge zu den Kapiteln VII, VIII, IX und X des vorliegenden Buches (Größe der Familie, antikonzeptionelle Praktiken, Abortion und Kindermord usw.) zu finden gewesen.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

26.

Read, Carveth: *The Origin of Man and of his Superstitions.* Cambridge (University Press) 1920. XII, 350 S.

Dem Verfasser dieses Buches, welcher Dozent für Völkerpsychologie am University College in London ist, hat sich schon vor fast zwei Dezennien der Gedanke aufgedrängt, daß die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes, angefangen von dem Zustand, in dem sein affenähnlicher Urahne sich befand, durch die Gewohnheit des letzteren, in Rudeln auf tierische Nahrung zu jagen, anstatt sich mit den Baumfrüchten und anderen pflanzlichen Nahrungsstoffen des tropischen Urwaldes zu begnügen, ausgelöst und gefördert worden sei. Diese zuerst in philosophischen Schriften aufgestellte und nur wenig beachtete Theorie wurde dann von Read auf der Jahresversammlung der British Association in Birmingham im Jahre 1913 einem größeren Auditorium vorgetragen und ein Auszug davon erschien auch im „Man" in der Novembernummer 1914. Im vorliegenden Buche untersucht nun Read, von der Grundlage ausgehend, daß das Jagdrudel die Urform der menschlichen Gesellschaft war, vom völkerpsychologischen Standpunkte folgende Fragen: 1. Wie war der geistige Zustand des Menschen beschaffen, als der Übergang von der primitivsten Stufe des in Rudeln umherschweifenden Jägers zu dem seßhaften Leben der Gruppen- oder Stammesorganisation erfolgte? und 2. Warum ist der menschliche Geist überall mit magischen und animistischen Vorstellungen verdunkelt und gehemmt? Die Antwort auf die letztere Frage wird darin zusammengefaßt, daß diese abergläubischen Vorstellungen und Praktiken nützlich und unter Umständen sogar notwendig waren, um den älteren Mitgliedern der Gruppe genügend Ansehen vor den anderen zu geben und Tradition und Sitte unter ihnen zu erhalten, wenn die Autorität des Anführers auf der Jagd mit dem Jagdleben verloren gegangen war. Eine mit der Magie arbeitende Gerontokratie war also die zweite und ein Zauberer-Königtum die dritte Entwicklungsstufe der menschlichen Gesellschaft.

Das Buch ist mit Sachkenntnis geschrieben und zeugt von der Bewandertheit des Verfassers in der ethnologischen Literatur; der Beweis für die Richtigkeit seiner Ansichten über den Ursprung der menschlichen Kultur kann jedoch schwerlich als erbracht angesehen werden. Die Zeit, in welcher man für solche Hypothesen in der Wissenschaft Interesse hatte oder sogar sich begeistern konnte, ist wohl endgültig vorüber. Die Lösung des Problems der Herkunft des Menschen und seiner Kultur,

eines Problems, welches die Menschheit seit jeher beschäftigt hat und selbstverständlich auch weiterhin beschäftigen wird, liegt nicht in noch so geistreichen Theorien, sondern in intensiver Detailforschung über den Menschen der Vorzeit und den Naturmenschen von heute.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

27.

Schmidt, Dr. Max: *Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre.* Zwei Bände. I. Band. Die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft. VIII, 222 S. Stuttgart 1920. II. Band. Der soziale Wirtschaftsprozeß der Menschheit. VIII, 226 S. Stuttgart (Ferdinand Enke) 1921.

Die vorliegende neueste Publikation des durch seine „Indianerstudien in Südamerika" und seine Monographie über die Aruak rühmlichst bekannten Berliner Ethnologen will in ähnlicher Weise wie in den letzten zwei Dezennien des abgelaufenen Jahrhunderts Post, Bernhöft und Kohler die Rechtsgeschichte durch eine vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Grundlage, eine „ethnologische Jurisprudenz", erweitert haben, auch die Volkswirtschaftslehre reformieren. Daß das Studium der wirtschaftlichen Einrichtungen der Naturvölker geeignet ist, manche bisher unverstandene Wirtschaftsform oder -einrichtung der Kulturvölker aufzuklären, wird ja schon seit längerer Zeit von den Nationalökonomen unumwunden anerkannt und insbesondere hat Karl Bücher in seinen Schriften das ethnologische Material in ausgiebigem Maße herangezogen. Doch fehlte es bisher an einer systematischen Arbeit, welche die Wirtschaftslehre ausschließlich von ethnologischen Gesichtspunkten aus behandelt, den nationalökonomischen Rahmen mit neuem, durchwegs dem Tatsachenmaterial der Völkerkunde entnommenen Inhalt ausgefüllt hätte. Im großen und ganzen muß der Versuch des Verfassers, diesem Mangel abzuhelfen, als gelungen bezeichnet werden und bedeutet insbesondere der erste Band des Werkes, welcher eine materielle Wirtschaftskunde (der Begriff Wirtschaft wird dabei ziemlich weit gefaßt und schließt Handel und Verkehr mit ein) enthält, eine wertvolle Bereicherung der an Werken allgemeineren Inhaltes nicht überreichen ethnologischen Literatur. In der Einleitung beschäftigt sich Schmidt mit Begriff und Aufgabe der Ethnologie und mit den ethnologischen Methoden. Seine Definition, in welcher der europäische Kulturkreis aus dem Forschungsbereiche der Ethnologie ganz ausscheidet, erscheint zu engherzig; es kann der Ethnolog bei der Erforschung der Naturvölker der Kulturvölker häufig als Vergleichungsobjekte nicht entraten. Schmidt erklärt sich als Gegner der von Gräbner und Ankermann inaugurierten kulturhistorischen Schule und warnt eindringlich vor der einseitigen Betonung des historischen Moments in der Ethnologie; denn über den naturwissenschaftlichen Grundcharakter dieser Wissenschaft sei einmal nicht hinwegzukommen, wenn auch die Auswüchse der evolutionistischen Ideenrichtung zu verurteilen wären.

Der spezielle Teil, welcher die größere Hälfte des ersten Bandes ausmacht, befaßt sich fast ausschließlich mit den Mitteln des wirtschaftlichen Verkehrs, zu welchen außer den eigentlichen Kommunikationsmitteln auch die Mittel zur gegenseitigen Verständigung, die Lautsprache und die verschiedenen optischen und akustischen Zeichensprachen gerechnet werden. Vom Standpunkte der Wirtschaft sind auch die Orts- und Zeitbestimmungen, die primitive Kartographie und die Entwicklung des Zählvermögens nicht bedeutungslos. Schmidt unterscheidet drei Prinzipien des wirtschaftlichen Verkehrs: 1. das auf Kampf und Gewalt beruhende und 2. das friedliche, auf rechtlicher Grundlage aufgeaute, welches sich in die beiden Hauptformen des gemeinwirtschaftlichen und privatwirtschaftlichen Organisationsprinzips gliedert. Die Verkehrsregeln innerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft, das Recht, erfahren eine eingehende, auf den heutigen Ergebnissen der vergleichenden Rechtswissenschaft aufgebaute Darstellung. Das Eigentum ist nach Schmidt ein rein privatwirtschaftlicher Begriff, der mit der Gemeinwirtschaft als solcher nichts zu tun hat. Auch das Institut der Ehe ist eine speziell privatwirtschaftliche Erscheinung, während das Sexualleben innerhalb der gemeinwirtschaftlichen Organisationen, mag es der monogamen, polygamen oder polyandrischen Form der Verbindung zwischen Mann und Frau entsprechen, mit dem rein wirtschaftlichen Begriff der Ehe sehr wenig gemein hat. Ein weiteres Korrelat der Privatwirtschaft ist die Intestaterbfolge. Ein wichtiges Kapitel des Bandes ist der wirtschaftlichen Bedeutung der Standesunterschiede gewidmet. Das Verhältnis der Herrenklasse zu der abhängigen Bevölkerung, der Standesunterschied zwischen Mann und Frau, die Altersklassen, schließlich die Bedeutung der eigentlichen Berufsstände wird in eingehender Weise abgehandelt. Hervorzuheben ist, daß auch der Autor im Schlußkapitel, welches den Entwicklungsgang innerhalb der sozialen Organisation der menschlichen Wirtschaft behandelt, die von vielen Nationalökonomen so gern aufgestellten typischen Entwicklungsstufen grundweg ablehnt, weil sie der ethnologischen Betrachtungsweise in keiner Weise Rechnung tragen.

Weniger befriedigend als der erste ist der zweite Band des Werkes, die Wirtschafts„lehre" im eigentlichen Sinne des Wortes, welcher viel zu viel theoretische Untersuchungen enthält, welche häufig auch die nötige Klarheit vermissen lassen. Die nur in geringem Maße erfolgte Heranziehung ethnologischer Tatsachen zur Illustration der vorgebrachten Lehrsätze ist nicht dazu angetan, das Verständnis derselben zu erleichtern. Der Großteil des Bandes umfaßt die beiden Hauptprinzipien des sozialen Wirtschaftsprozesses, die Sachgüterproduktion und die Sachgüterbewegung. Ein Abschnitt ist weiters der Arbeits- und Sachgüterverteilung innerhalb der Menschheit gewidmet. Das Schlußkapitel endlich behandelt den Entwicklungsgang innerhalb des sozialen Wirtschaftsprozesses und gipfelt darin, daß sich in diesem Entwicklungsgange zwei Hauptzüge unterscheiden lassen, einmal die stets fortschreitende Sozialisierung der Menschheit als Ganzes und zweitens die immer vollkommenere Ausgestaltung des verkehrswirtschaftlichen Prinzips.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

28.

Clemen, C.: *Die nichtchristlichen Kulturreligionen in ihrem gegenwärtigen Zustand.* I. Teil: Jainismus, Buddhismus, japanische und chinesische Nationalreligionen. II. Teil: Der Hinduismus, Parsismus und Islam. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 533, 534.) Leipzig und Berlin (B. G. Teubner) 1921.

Die beiden Bändchen aus der Feder des bekannten Religionsforschers bringen eine bei aller Gedrängtheit ausreichende Darstellung der großen asiatischen Kulturreligionen mit Ausschluß des Christentums und Judentums. Das Hauptaugenmerk des Verfassers ist dabei auf den gegenwärtigen Zustand der Religionen gerichtet, was um so mehr zu begrüßen ist, als dieser in religionswissenschaftlichen Darstellungen fast immer höchst stiefmütterlich behandelt zu werden pflegt. In dieser Hinsicht füllt das Werk Clemens eine empfindliche Lücke aus. Ein weiterer Vorzug des Buches ist auch, daß die moderne Sektenbildung, die vielfach schon unter christlichem Einflusse steht, ausführlich behandelt wurde, so im Hinduismus der Brähma Samäj mit seinen Abzweigungen, der Arya Samäj, der Dew Samäj bis zum Theosophismus der Madame Blavatsky und der Annie Besant herab; im Islam der Bäbismus und Behäismus wie auch die modernen Reformbestrebungen. Für den Ethnographen bietet vor allem der Abschnitt über die japanischen und chinesischen Nationalreligionen manches Interessante. Leider ist der Parsismus im Vergleiche zu den anderen Religionen etwas zu summarisch — auf nur 6 Druckseiten — behandelt worden. *R. B.*

29.

Fettweis, E.: *Wie man einstens rechnete.* (Mathematisch-physikalische Bibliothek, Band 49.) Leipzig und Berlin, 1923.

In dem vorliegenden Bändchen gibt Fettweis in kurzer gedrängter Form einen Überblick über die Arten des Zählens und Rechnens bei den verschiedenen Natur- und Kulturvölkern und bringt damit ein kulturhistorisch sehr interessantes Material, das zum Teil für den Nichtfachmann auf mathematischem Gebiete nicht immer leicht auffindbar ist. In klarer Darstellung — die Broschüre setzt in keiner Weise mathematische Kenntnisse voraus — zeigt der Verfasser zuerst die wichtigsten Zähl- und Rechenmethoden bei den Naturvölkern. Bemerkenswert sind die Angaben über die Art des Multiplizierens an den Fingern, die sich in einzelnen weit auseinanderliegenden Teilen des alten römischen Reiches bis zum heutigen Tag erhalten hat. Daran schließt sich eine Erläuterung des Rechnens bei den vom Griechentum unabhängigen Kulturvölkern, vor allem bei den alten Ägyptern und in der babylonischen Mischkultur. Eigenartig war bei ersteren das Rechnen mit Stammbrüchen, die in ihrer Verwendung unseren Dezimalbrüchen entsprachen. Der Abakus war bekannt. In ähnlicher Weise findet man das Rechenbrett bei den Griechen und Römern, es ist hier aus der Geld- respektive Gewichtsrechnung hervorgegangen. Bei den Brüchen machen sich Einflüsse eines 12-Systems geltend. Die abazistische Rechenkunst tritt dann in weitester Ausbreitung im frühen Mittelalter auf. Der unbenannte Rechenstein war durch den mit Zahlzeichen versehenen Stein, den sogenannten Apex, ersetzt. Jeder Apex trug ein Zeichen, das eine der Ziffern von 1–9 darstellte, so daß das Dezimalsystem bis auf die Verwendung der Null fast vollständig durchgeführt war. Nur beim Bruchrechnen waren noch die römischen Teilungen und Bezeichnungen üblich.

Unser heutiges schriftliches Rechnen, das Positionssystem, scheint unabhängig von den frühmittelalterlichen Rechenmethoden von Vorderasien her übernommen worden zu sein. Wo es erfunden wurde, weiß man nicht. Es scheint aber, daß im 7. Jahrhundert n. Chr. das ganze System

mit der Null in Indien vollständig vorhanden gewesen ist. Von dort her stammt auch die Neunerprobe. Der damals in Vorderasien benützte Abakus war eine mit Sand oder Staub bestreute Tafel. Griechische, indische und ägyptische Einflüsse liefen dann bei den Arabern zusammen. Sie rechneten außer auf der Staubtafel bereits auf einem Schreibstoff, auf dem sich die Ziffern nicht mehr wegwischen ließen, wodurch auch in der äußeren Erscheinung der Rechnungen Änderungen hervorgerufen wurden. Die Methoden des indisch-arabischen Rechnens wurden im Abendland nicht ohne Gegenwehr von seiten der Abazisten angenommen und noch bis ins späte Mittelalter hatte der Abakus, wenn auch in veränderter Form, eine große Verbreitung.

Zahlreiche Beispiele und Übungsaufgaben erläutern auf das Anschaulichste die Ausführungen des Verfassers. *Dr. M. Schmidl.*

30.

Studien zur Kunst des Ostens. Josef Strzygowski zum sechzigsten Geburtstage von seinen Freunden und Schülern. 260 Seiten, 126 Abbildungen. Wien und Hellerau (Avalun-Verlag).

„Ich sah ihn vorwärts schreiten,
Ich sah ihn noch nie stille stehen."
Lun-yü, Buch 9, Abs. 20.

Diese Worte aus den „Gesprächen" des Konfuzius hätte man der Festgabe für Josef Strzygowski voranstellen sollen. Sie versinnlichen das rastlose Vorwärtsstreben dieses Forschers, der auch heute noch auf unbegangenen Wegen zu immer neuen Erkenntnissen vordringt. Von seiner europäischen Heimat ausgehend, hat er der Kunstwissenschaft die Welt erobert, hat sie in seinem Sinne zur Wissenschaft der Weltkunst gemacht Die Beiträge zu der vorliegenden Festschrift, deren Herausgabe sein langjähriger Schüler und Mitarbeiter Heinrich Glück zur Ehrung des Meisters ersonnen und in aufopferungsvollster Weise trotz aller Hindernisse der Nachkriegszeit durchgeführt hat, behandelt denn auch zumeist die Zusammenhänge zwischen Ost und West. Sie suchen in der Verknüpfung der Stile die Spuren gegenseitiger Beeinflussung oder zeigen das Nachwirken der älteren orientalischen Kultur auf die Kunst späterer Völkerschaften. Folgen wir der nach Ländern geordneten Reihe der Aufsätze: Der amerikanische Gelehrte C. Butler Princeton University führt aus, daß die Grundrisse syrischer Kirchen aus römischer Zeit Ähnlichkeit mit der nabatäischen Tempelarchitektur aufweisen. Frank Jewett Mather Princeton University erkennt in dem Petruskopf der vatikanischen Grotten ein Fragment der Mosaiken von dem Triumphbogen der alten Petersbasilika, I. Shapley Brown University bringt eine Studie über die Stukkaturen in S. Vitale in Ravenna und betont ihre stilistischen Beziehungen zu der Kunst der östlichen Adriagebiete. Der bulgarische Forscher B. Filow, Sofia, bespricht den orientalischen Einschlag in altchristlichen Bauwerken Mazedoniens. Der deutsche Gelehrte F. W. v. Bissing, München, führt den Nachweis, daß die orientalische Turmbasilika ihr Vorbild im persischen Königspalast hat, Carl Robert †, Halle a. S., beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit der Deutung von Reliefs aus dem Friese des Tempels von Ilisos, A. Salmony, Köln, bringt eine Studie über die Bedeutung der Votivstelen für die Geschichte der chinesischen Plastik, Friedrich Sarre, Berlin, behandelt eine palmyrenische Relieffigur im Zusammenhang mit dem Typus des guten Hirten, I. Sauer, Freiburg i. B., schreibt über die geschichtlichen Beziehungen der Reichenau zu Italien und zum Osten und Karl With, Hagen i. W., bespricht javanische Kleinbronzen. Der englische Gelehrte T. W. Arnold, London, bringt eine Arbeit über das Fortleben sassanidischer Motive in der islamischen Miniaturmalerei, L. Binyon, London, bespricht eine Steinplatte mit eingeritzter Zeichnung, die den Namen des chinesischen T'angmeisters Wu-hao-tze trägt, und A. F. Kendirick, London, bringt eine Untersuchung über frühchristliche Symbole an koptischen Stoffen des S. Kensington Museums. Nikos A. Bees, Griechenland, beschreibt die alte Kirche zu Boyana. G. Gerola, Trento, berichtet über die Restaurierung des Baptisteriums der Arianer in Ravenna, P. Orsi, Siracusa, schreibt über die Einflüsse des Ostens auf die Kunst Siziliens. Interessante Abhandlungen bringen die jugoslawischen Gelehrten F. Bulic, W. Petkowic und L. Jelic, letzterer über die Inschrift auf der Builaschale, welche mit Sicherheit Zentralasien als Wiege der Völkerwanderungskunst erkennen läßt. Österreich ist durch Ernst Diez, Heinrich Glück und E. Löwy vertreten. Diez mit einer Studie über orientalische Gotik, Glück mit einer Arbeit, welche im Anschluß an die methodischen Bestrebungen Strzygowskis die Probleme: Beharrung, Entwicklung, Volkskunst und Persönlichkeit behandelt, und Löwy mit einer Studie über die Silberschale von Aquileja, in welcher auf die Verwandtschaft dieses Stückes mit einer anderen Triptolemosdarstellung auf der Tazza farnese hingewiesen wird. C. Petranu, Rumänien, schreibt über siebenbürgische Museen, W. de Grüneisen, Rußland, über den byzantinischen Stil des Mittelalters, den er mit dem des ar-

chaischen Altertums vergleicht, und Fannina, Halle, über russische Stickereien. Der schwedische Gelehrte A. Romdahl, Göteborg, verweist auf die byzantinisch-orientalischen Einflüsse an einem schwedischen Grabfund der Völkerwanderungszeit, Johnny Roosval, Stockholm, bringt eine Studie über Methoden der Kunstforschung und Bengt Thordeman, Upsala, ist mit einem Aufsatz: „Der Karolingerpalast in Aachen als Triconchos" vertreten. Halil Edhem, Konstantinopel, veröffentlicht seldschukische Bauten Kleinasiens. St. Poglayen Neuwall, Ungarn, bespricht ein spätantikes Kopfgefäß aus der ehemaligen Sammlung I. P. Morgan und Geza Szupka gelangt an der Hand der Tierschale aus dem Schatze von Nagyszentmiklos auf stilkritischem Wege zu demselben Ergebnis wie Jelic, der auf Grund von Inschriften Zentralasien als den Ausgangspunkt der Völkerwanderungskunst festgestellt hat.

So bringt der vorliegende Band durch die Fülle der Beiträge von Gelehrten fast aller Kulturländer ein Bild der internationalen Wertschätzung des Gefeierten und zugleich auch den Beweis, daß seine Ideen, über die ganze Welt verbreitet, fruchtbaren Boden gefunden haben und neue Früchte zeitigen.

Das vom Verlage mustergültig ausgestattete Buch ist für den Fachmann wie für den Bibliophilen eine wertvolle Gabe. *M. Stiassny.*

31.

Diez, Ernst: *Einführung in die Kunst des Ostens.* Wien-Hellerau (Avalun-Verlag).

In der Einleitung betont der Verfasser, der durch ernste wissenschaftliche Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der persischen und islamischen Kunst in Fachkreisen sehr geschätzt wird, daß er bei der Einführung in die Kunst des Ostens im wesentlichen eine Zusammenfassung der Resultate bedeutender Sonderforscher geben wolle, um dadurch weiteren Kreisen die Möglichkeit zu bieten, mit der Eigenart ostasiatischer Kultur vertraut zu werden. Es wäre ungerecht, die vorliegende Arbeit bloß aus diesem Gesichtspunkte zu werten; denn der Autor faßt nicht nur aus vielen Quellen und fachlichen Vorarbeiten das Wichtigste in flüssiger Sprache zusammen, sondern er flicht auch eine Fülle eigener Gedanken ein, die dem Fache neue Gesichtspunkte eröffnen.

Die Gliederung des Stoffes ist klar und übersichtlich. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung wird die Baukunst der Chinesen und Japaner besprochen, wobei auf den engen Zusammenhang ostasiatischer Bauten mit der umgebenden Natur und auf die reiche Symbolik in Aufbau und Ornamentik besonders hingewiesen wird. Die Darstellungen der Malerei und Plastik sind im Sinne des von Strzygowski ausgearbeiteten Systems gegliedert nach: „Material und Technik", „Gegenstand", „Gestalt", „Form" und „Seelischer Gehalt".[1]) Der Werkstoff und die Art seiner Bearbeitung werden an der Hand chinesischer Quellenschriften erörtert. Als „Gegenstand" werden die religiösen Darstellungen (Konfuzianismus, Buddhismus und Taoismus) und die verschiedenen Kategorien der Profankunst (Landschaft, Menschen und Dinge, Blumen und Vögel, Pflanzen und Insekten) behandelt. Der Landschaftskunst beziehungsweise dem Verhältnis zwischen Mensch und Natur ist ein eigenes Kapitel gewidmet, in welchem das kosmische Naturempfinden der Chinesen und die in ihrer Weltanschauung begründete Naturmystik als Ursprung ihrer Landschaftskunst bezeichnet werden. In dem Kapitel „Gestalt" werden die „naturfernen" Landschaftselemente, die sich im Schmucke frühchinesischer Bronzen finden, auf kosmische Vorstellungen zurückgeführt, und die Landschaftsformen an den Denkmälern der Han-T'angzeit auf den iranischen Kunstkreis. Die Darstellungsformen der „naturnahen" Landschaft werden von der altchinesischen Kartographie hergeleitet und damit die Bodenständigkeit dieser Landschaftskunst festgestellt, welcher dann durch die Schönheit südchinesischer Bodengestaltung neue Anregungen gegeben wurden. Zwischen diesen zum Teil überlieferten, zum Teil natürlichen „Gestalten" und ihrer Darstellung liegt die „theoretische Kanonik", die der Verfasser in Auszügen aus den kompilatorischen Werken über chinesische Malerei wiedergibt. Die darin enthaltenen Regeln, welche das Hauptgewicht auf die Inspiration und die Arbeit des Geistes legen, bilden für den Verfasser den Übergang zur Behandlung der „Form". Hier verweist er zunächst auf den Dualismus in den Kunstformen der Chinesen, der darin gelegen ist, daß China durch den Buddhismus dem eurasischen Kunstkreis anhängt, während es gleichzeitig auf Grund seiner eigenen Weltanschauung eine Form ausbildet, die dem Westen gegenüber etwas völlig Neues ist. Dieses Neue ist die plastische Modellierung mit der „Linie" statt mit Licht und Schatten, ein formales Ausdrucksmittel, durch welches die Einzelformen schematisiert und völlig der monumentalen Erscheinung des Ganzen untergeordnet werden. Neben diesem linearen gab es auch einen malerischen Stil, der vorwiegend im Tuschebild zur Anwendung gelangte, dessen Ziel möglichste geistige Verdichtung und Konzentration auf das Wesentliche war. Diese vorwiegend geistige Einstellung in der chinesischen Malerei bedingt auch eine von der westlichen Kunst völlig verschiedene

[1]) Vgl. Volksbildungsarchiv, III, 1912, S. 46, und „Die Krisis der Geisteswissenschaften", Wien 1923.

Auseinandersetzung mit dem Raume. Der Chinese gestaltet ihn nicht durch perspektivische Vereinheitlichung, sondern — nach Maßgabe der geistigen Forderung — durch alle möglichen Arten der Perspektive und Illusion. Raum und Umwelt erscheinen dem Chinesen wohl zu vielfältig, um sie auf den Nenner eines Koordinatensystems zu bringen. Der räumliche Zusammenhang und die Verteilung der Massen in der chinesischen Malerei unterliegen nach Ansicht des Verfassers ähnlichen Gesetzen wie der Aufbau eines Musikstückes. Die fortlaufenden Darstellungen der Langrollenbilder gleichen den Tönen der Musik, die nur in zeitlicher Aufeinanderfolge aufgenommen werden können, und die reihenmäßige Abfolge der Gestalten der Harmonisierung, dem Rhythmus und der Melodie. Das wird an einer Landschaftsrolle deutlich zu machen versucht, auf der die Bergketten übereinandergestellt sind wie die Bläser- und Streicherstimmen in einer Partitur. Diesen Vergleich wählt der Verfasser wohl nur, um die schwierigen Kompositionsformen der chinesischen Malerei dem auf europäische Kunst eingestellten Beschauer verständlicher zu machen. Denn man kann die Darstellungsprinzipien altchinesischer Landschaftsmalerei, wenngleich sie in ihrer wellenförmigen Bewegtheit gewiß musikalische Wirkungen auszulösen vermögen, nicht gut mit der Instrumentierung von Orchesterwerken vergleichen. Die Verwandtschaft zwischen ostasiatischer Malerei und europäischer Musik wird man hingegen gern gelten lassen, wo es sich wie in dem folgenden Kapitel um die Erörterung der seelischen Werte in der ostasiatischen Kunst handelt. Ostasiatische Bilder lassen uns, wie der Verfasser sagt, ähnlich den Sonaten und Symphonien von Beethoven „Seele" fühlen und deshalb lieben wir sie.

Nach den systematischen Betrachtungen, die vorteilhafterweise nicht durch Hinweise auf das Abbildungsmaterial unterbrochen sind, wird eine Besprechung der sorgfältig ausgewählten Bildtafeln gegeben, die dem Laien eine Fülle von Belehrung und dem Fachkundigen wertvolle Anregungen vermittelt, für die man dem Verfasser Dank wissen muß. *Stiassny.*

32.

Grosse, Ernst: *Die ostasiatische Plastik.* Mit 31 Tafeln. Zürich (Verlag Seldwyla) 1922.

Der Verfasser sagt im Vorwort zu der vorliegenden Arbeit, daß sie der Niederschlag eines Vortrages sei, der sich an kunstfreundliche Laien wendete; er fügt hinzu, daß er auch bei der literarischen Bearbeitung an diesem Charakter der Darstellung festgehalten habe, weil er es für besser erachte, daß der Europäer die eigentlich wissenschaftliche Erforschung der ostasiatischen Kunst den Ostasiaten überlasse. Dieser bescheidenen Einstellung, der Ehrfurcht vor der ostasiatischen Kultur entsprungen, muß man in diesem Falle widersprechen. Denn unter den vielen, die sich berufen fühlen, über ostasiatische Kunst zu schreiben, ist Grosse wohl einer der wenigen, die es auch können. In der vorliegenden Abhandlung, welche in knapper auf das Wesentliche gerichteten Darstellung wertvolle Erkenntnisse langjähriger Beobachtungen bringt, ist jedes Wort geprüft und jeder Satz verrät die gründliche Kennerschaft. Auf kaum 30 Textseiten werden Entwicklung, Form und Bedeutung der buddhistischen Großplastik und der heimischen Kleinplastik Ostasiens dem Leser deutlich gemacht. Zuerst die Großplastik: Hervorgegangen aus dem Buddhismus, löst sie sich bald von dem indischen Vorbilde und zeigt in einem bewußten Sichabwenden von der Naturnachahmung den Einfluß des idealistischen vorbuddhistischen Stils Chinas. Die Buddha und die Bodhisatva erscheinen besonders in ihren Gewandfalten wie ein System von Linien und Flächen, die ähnlich den Schmuckformen der altchinesischen Sakralgefäße aus Bronze, den seelischen Inhalt des Werkes zum Ausdruck bringen. Im Verlaufe der Entwicklung vollzieht sich dann die Wandlung vom Abstrakten zum Naürlichen. Nicht mehr das Symbol erweckt die Vorstellung des Göttlichen, sondern die — allerdings ins Übermenschliche gesteigerte — menschliche Form. Auf diese entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen folgt die Besprechung der formalen Besonderheiten der buddhistischen Plastik, die zum Teil durch die Art der Aufstellung in den dämmerigen Tempelräumen bedingt ist, und die Erklärung ihrer fremdartigen Geistigkeit, in die der Abendländer am schwersten einzudringen vermag. Denn er vermißt in der scheinbaren Gleichförmigkeit der Götterfiguren nicht nur die Persönlichkeit des Künstlers, die für den Geübten unschwer zu erkennen ist, sondern auch das Individuelle der versinnlichten Wesenheiten, weil sie fast immer „erhaben über der bewegten Welt des Entstehens und Vergehens, des Handelns und Leidens in ewiger Ruhe dargestellt sind". In Gegensatz zu der religiösen Großplastik Ostasiens stellt Grosse die kleine Plastik; sie ist nicht wie jene beschränkt auf religiöse Motive, ihr Stoff ist die ganze bunte Fülle ostasiatischen Lebens, sie ist nicht fremden Ursprungs wie die buddhistische Kunst, sondern eine Äußerung autochthoner Kräfte, hervorgetrieben aus einem besonderen Tastsinn, den der Verfasser in dieser nur dem ostasiatischen Menschen eigentümlichen Feinheit als klare unbestreitbare Äußerung des Rassencharakters erkennt *Stiassny.*

33.

Cohn-Wiener, Ernst: *Das Kunstgewerbe des Ostens.* Berlin (Verlag für Kunstwissenschaft). 252 Seiten, 201 Abbildungen im Texte, 2 Farbtafeln.

Die angewandte Kunst ist im Osten von weit größerer Bedeutung als in den individualistisch gerichteten Kulturen des Abendlandes und es mag daher besonders schwierig scheinen, das Kunstgewerbe der östlichen Länder in so kurzer Zusammenfassung zu behandeln. Wenn die vorliegende Arbeit trotzdem als eine erfreuliche Bereicherung der einschlägigen Literatur bezeichnet werden muß, so liegt dies an der übersichtlichen Disposition des Stoffes, der Materialkenntnis und vor allem an der Präzision und sicheren Charakterisierung der einzelnen Stile, die das verschiedene Wollen der verschiedenen Völker und Zeiten knapp und deutlich zum Ausdruck bringt.

Der Verfasser behandelt im wesentlichen Ägypten, das alte Vorderasien, die Länder des Islam und China als die Reiche, aus deren Luxuskulturen Höchstleistungen des Kunstgewerbes hervorgegangen sind. In Ägypten folgt er dem Gange der Entwicklung von der Urzeit bis in das neue Reich und zeigt, wie im Verlaufe der Geschichte aus dem Bauernvolk der Urzeit ein Herrenvolk wurde, wie auf kraftvolles Monumentalgefühl eine Luxuskultur folgt, in welcher die Volkskraft nur mehr dienend mitwirkt, und wie die Formen sich von der einfachen Klarheit frühägyptischen Kunstwollens zu überzarter Eleganz und komplizierter Symbolik verändern.

Bei Besprechung der kunstgewerblichen Denkmäler Vorderasiens wird der Gegensatz zwischen der urzeitlichen Kunst Babylons und der Kunst Elams scharf herausgearbeitet. Die babylonische Kunst war von lebendiger Anschauung getragen, sie hat unter allen Urkulturen die plastischste Phantasie. Alles ist formlebendig und lebensnahe, während die Kunst Elams als die abstrakteste aller Darstellungsweisen in ihrem rein geometrischen Stil ohne jedes Verhältnis zur Umwelt ist und sich in der Dekoration der kunstgewerblichen Form am diszipliniertesten unterordnet. Assyrien zeigt das Bild eines asiatischen Despotenhofes, also Formprunk ohne Freiheit der Schöpferkraft. Alle Vorstufen sind im Stil aufgegangen, in der Stileinheit und Enge satter Länder, die die Götterformen ihrer Frühzeit typisieren, in demselben Maße wie ihre Religionen dogmatisch werden. Das persische Kunstgewerbe hat die Formen dieser typisierenden Assyrerkunst, deren Frische und Energie in der höfischen Beschränkung verdorrt waren, übernommen. Die epigonenhafte Erstarrung wird jedoch in den nordöstlichen Grenzländern wieder gelöst durch den Zustrom frischer Kraft und Gestaltungsfreude aus den Steppengebieten. Es erfolgt eine Erneuerung des Stils durch die Volkskunst der westsibirischen Stämme, deren Vordringen eine allgemeine Erstarkung Innerasiens bedeutete und die Schöpferkraft des Ostens wieder belebte.

Diesen Kulturzentren, deren Stile aus nationaler Kraft erwachsen und erst im Laufe der Geschichte zur Eklektik gelangt sind, stellt der Verfasser den Islam gegenüber, dessen Kunst nie eine nationale Schöpfung war. Denn der Islam reißt aus jedem Lande, das er durchströmt, Partikelchen von dessen nationaler Kunst mit, und zwar sowohl aus der Kunst der großen Kulturen wie noch mehr aus der breiten Unterschicht der Volkskunst, weil er selbst Volksreligion ist. Nichtsdestoweniger unterliegt das islamische Kunstgewerbe denselben Entwicklungsgesetzen wie die Stile einer nationalen Kunst; es zeigt dieselben Veränderungen vom Derben zum Zierlichen, von der Kraft der Frühzeit zum Raffinement der Blüte, die der Erneuerung bedarf. Diese Erneuerung erhält das Kunstgewerbe des Islam durch die Osmanen, die dem islamischen Stil eine neue Definition geben.

Die frische Lebendigkeit ihrer Kunstformen bringt in die trockene Mustergebung der reifen islamischen Kunst großzügige naturalistische Formen, zügellos und unmotiviert wie die starke Ausdruckskraft einer noch unkultivierten Nation. In programmatischem Vorgehen zeigt der Verfasser schließlich, daß auch in China das Werden und Vergehen des kunstgewerblichen Stils sich unter ähnlichen Erscheinungen vollzieht wie in den Hochkulturen der anderen Völker. Sobald die Formen sich bereichern, verlieren sie zugleich mit der Zweckbedingtheit die Grundlagen ihrer Kraft. Auf die frühchinesischen Bronzen, die in ihrer Einheit von Material, Technik und Form wie Naturgebilde wirken, folgen die kunstgewerblichen Erzeugnisse der T'angzeit, die in ihrem verfeinerten Stilgefühl ein Spiegelbild der T'angkultur und ihrer internationalen Beziehungen sind. Von hohem Interresse ist auch in China die Entwicklung der Keramik; sie führt von der bäuerlichen Derbheit über ein verfeinertes, aber noch natürliches Formgefühl zur leeren Hofkunst. Von der Urzeit bis zur T'angperiode reicht der kraftvolle Bauernstil; schon seit dem Ende der T'angperiode und später in der Sungzeit nimmt er Formen an, die so sind, als wüchsen sie dem Töpfer aus der Hand, lebende Wesen gleichsam, weil der Werkstoff noch die formende Hand, den glühenden Ofen und die plötzliche Erstarrung verrät. Der selbstverständlichen Kraft und wundervollen Schönheit der Formen dieser Perioden setzt die Mingzeit ein Ende. Ihre Kraft wird zum Pathos und ihre Weichheit zur Sentimentalität.

Der großgefühlten, aus Urkraft geborenen Eigenentwicklung Chinas wird zum Schlusse die Kultur Japans gegenübergestellt als die verfeinerte Kultur einer aristokratischen Oberschicht, der vielleicht nie eine eigene Volkskunst vorausgegangen war. Schon diese kurze Übersicht über die vorliegende Arbeit zeigt, daß in gedrängter Form eine Fülle von Wissen gegeben ist, dem sich feinfühlendes Verständnis für die Eigenart der einzelnen Kunstkreise gesellt. Was uns dieses Buch besonders wertvoll macht, ist die Einstellung auf die Entwicklungslinien des Kunstgewerbes, aus dessen äußeren Wandlungen die in der Tiefe wirkenden Kräfte der Völker als Urquell alles Kunstschaffens erkannt werden und deutlich wird, daß der Verfall der schöpferischen Kräfte eintreten muß, sobald die Kunst unter den Einwirkungen der Oberschicht von dem beharrenden Boden des Volkstums losgelöst wird. *Stiassny.*

34.

Bachhofer, Ludwig: *Die Kunst der japanischen Holzschnittmeister.* Mit 49 Tafeln und 6 Abbildungen im Text. München (Kurt Wolff-Verlag).

Die vorliegende Arbeit, welche über die bisherige Tatsachenforschung hinaus zur Feststellung der inneren Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung des japanischen Holzschnittes führen will, ist nach dem formanalytischen System der Wölfflinschule gegliedert. Es kann hier nicht auf die Frage eingegangen werden, inwieweit es möglich ist, Methoden, die in der abendländischen Kunstwissenschaft angewendet werden, mit Nutzen auf Gebiete der fernöstlichen Kunst zu übertragen, und vor allem, ob mit dieser Betrachtungsweise der Weg zur Wesensdeutung ostasiatischer Kunst gefunden werden kann. Darum sei nur in Kürze auf das Resultat der Untersuchungen Bachhofers hingewiesen. Sie ergeben eine Einteilung der Holzschnittmeister in „Primitive", „Klassiker" und „Späte", deren Werke nach den künstlerischen Qualitäten „Linie", „Farbe", „Raum", „Tektonik", „Einheit" und „Klarheit" besprochen werden. Es wird ausgeführt, daß „über alle" Qualitäts- und Temperamentsunterschiede hinweg eine gemeinsame Sehweise die Künstler einer Epoche umschließt, welche sie zu einer Formulierung ihrer Eindrücke zwingt, die sich von der vorangehenden wie von der folgenden Darstellungsweise scharf abhebt. An der Hand des gutgewählten Bildmaterials wird dann gezeigt, wie sich der Stilwandel innerhalb der oben angeführten Entwicklungsphasen vollzieht. In der Periode der „Primitiven" ist alles rein linear, flächenhaft, dekorativ und unruhig, in der Zeit der „Klassiker" harmonisch ausgeglichen und gefestigt, bei den „Späten" malerisch, ausdrucksvoll und bewegt. Die gewonnenen Erkenntnisse werden dem Leser durch eine Fülle feiner Beobachtungen nahe gerückt; man wird sie als eine willkommene Bereicherung der bisherigen Forschungsergebnisse werten.
Stiassny.

35.

Kümmel, Otto: *Das Kunstgewerbe in Japan.* Dritte Auflage. Mit 168 Textabbildungen und 4 Markentafeln. (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler, Band II). Berlin (Richard Carl Schmidt & Co.) 1922.

Die zweite und dritte Auflage des vorliegenden Buches zeigt gegenüber der ersten aus dem Jahre 1911, von einzelnen Berichtigungen abgesehen, keine Veränderungen. Wieder erfreut die klare und übersichtliche Anordnung des Stoffes, die trotz der gedrängten Form eine Fülle von Belehrung ermöglicht, und die Gabe, mit wenigen andeutenden Worten den Leser in die Stimmung zu versetzen, welche Voraussetzung für den ästhetischen Genuß dieser hochwertigen kunstgewerblichen Erzeugnisse ist. *Stiassny.*

36.

With, Karl: *Buddhistische Plastik in Japan.* Wien (Kunstverlag Anton Schroll & Co.) 1922.

Withs vortreffliche Arbeit über die frühbuddhistische Plastik der Japaner wurde nach ihrem ersten Erscheinen 1919 im Fache eingehend gewürdigt. Es ist darauf hingewiesen worden, mit welchem unendlichen Feingefühl der Verfasser die photographischen Aufnahmen der Skulpturen in den Tempeln Japans gemacht hat und mit welcher Sicherheit dann an der Hand dieses vorzüglichen photographischen Materials die Entwicklungslinie vom Beginn des 7. Jahrhunderts bis zu den ersten Werken der Tempyoperiode festgelegt wurde.

Die vorliegende Neuauflage zeigt erhebliche Veränderungen gegenüber der ersten Ausgabe. Text und Tafeln sind in einem Bande vereinigt, die Abbildungen erscheinen zum Teil in anderer Reihenfolge und die beschreibenden und erklärenden Ausführungen sind auf eine Zusammenfassung

des Wesentlichen beschränkt. Der Leser wird in Kürze über die Geschichte und über die Entwicklung frühbuddhistischer Kunst belehrt, die von Entmaterialisierung und völliger Vergeistigung der Form zur lebendigen naturnahen Auffassung führt. Im Problem der „Gestaltung" wird bei der Neubearbeitung die Abhängigkeit der japanischen Bildnerei von dem chinesischen Mutterlande erfreulicherweise ins rechte Licht gesetzt und auch die tiefe Verinnerlichung des religiösen Vorstellungslebens als Grundlage der ostasiatischen Kunst stärker betont. Man muß darum das Buch auch in seiner neuen Fassung dankbar begrüßen. *Stiassny.*

37.

Andrae, Walter: *Die archaischen Ischtar-Tempel in Assur.* (39. wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orientgesellschaft.) Leipzig (I. C. Hinrichssche Buchhandlung) 1922.

In diesem monumentalen Werke legt uns Andrae die Ergebnisse der Ausgrabungen am Ischtar-Tempel in Assur vor, so weit sie die Schichten H—D umfassen, d. h., in Zahlen der absoluten Chronologie ausgedrückt, die Zeit vom endenden vierten Jahrtausend bis etwa in das Ende des dritten Jahrtausend v. Chr. erfährt hier an dem Beispiele des Ischtar-Tempels eine monographische archäologische Darstellung, die nicht nur für Assyrien, sondern auch für Babylonien und die anderen Nachbargebiete äußerst wertvolle Aufschlüsse bringt. Besonders günstige Verhältnisse, geschaffen durch die Zerstörung der G-Schichte durch Brand, gepaart mit einer bis ins kleinste gewissenhaften Beobachtung, haben es Andrae ermöglicht, ein Werk zu schreiben, das grundlegend für die Archäologie Mesopotamiens bleiben wird. Durch sein Buch gewinnen wir endlich festen Boden in der Chronologie der vor- und frühgeschichtlichen Zeit Mesopotamiens. Die älteste Schichte H, die nicht wesentlich von G abweicht, steht fast überall am gewachsenen Felsboden an. Andrae betont aber, daß sie wohl im Ischtar-Tempel die älteste Lagerung darstelle, nicht aber in Assur selbst, denn Gefäßscherben, mit schwarzer und roter geometrischer Bemalung, die in die H-Schichte aus älterer Zeit vereinzelt hineinragen, beweisen, daß der H- und G-Lagerung mit ihren geritzten oder mit Auflagen verzierten, selten schwarz bemalten Gefäßen eine Zeit der schwarz-rot bemalten, geometrisch gemusterten Keramik vorausging, eine Tatsache, die völlig mit den Ergebnissen von Anau in Einklang steht, wo die Kultur III den Schichten H und G von Assur zu entsprechen scheint. Für diese Zusammenstellung verweise ich vor allem auf die weiblichen Terrakottafiguren (Pumpelly I, Taf. 46, 10, a, b), die mit den spitz zulaufenden Beinen, den aufgeklebten Brüsten und Nabel sowie der stark betonten Schambehaarung völlig den auch in Assur in H und G üblichen Formen (etwa Tf. 51, b, d) zu entsprechen scheinen. Weiters sind beiden Kulturen die Becher mit Fuß gemein; vgl. etwa Pumpelly I, Taf. 11, 5 (Fig. 170) mit Andrae Abb. 31 b, wogegen der Gefäßunterteil (Pumpelly I, Taf. 11, 7, Fig. 174) mit Andrae Abb. 28 (Tüllenflasche aus Farah) zusammenstimmt, wozu man auch die Gefäße mit Ausguß bei Pumpelly I (S. 141, Taf. 12, 1 und Fig. 175—177) vergleichen möge. Auch Pumpelly I, Taf. 11, 4 (Fig. 172) stammt vielleicht nicht von einem Becher, sondern stellt einen Untersatz dar, in Form und Größe etwa dem von Andrae Taf. 20 f abgebildeten ähnlich, hinstchtlich der Ornamentierung mit Wulstringen mehr den Herdständern aus Farah (Abb. 22) entsprechend. Neben der in Assur (H und G) häufig geübten Verzierung durch aufgelegte Wülste und dergleichen, denen Anau III nur wenig Entsprechendes an die Seite stellen kann (etwa den oben erwähnten Untersatz und das auch in Assur häufige Schlangenmotiv, Taf. 13, 2) finden wir beiden Kulturen gemein die Verzierung mit eingeritzten Ornamenten, von denen besonders das in Zonen angeordnete Wellenmotiv (Pumpelly I, Taf. 14, 2; Andrae, Taf. 23, s) auch formale Ähnlichkeiten aufweist. Zu den für Assur H—G recht charakteristischen gerippten Ständern (etwa Andrae, Taf. 18, 16, 27, 28 usw.) und den „Rippen"töpfen aus Assur und Farah (a. a. O. Abb. 14, 16) vergleiche man Pumpelly, Taf. 13, 1 (nach Schmidt „konischer Unterteil eines Gefäßes"; vielleicht Teil eines Ständers?), das als Ergebnis der Scheibentechnik starke Rillung aufweist, worin vielleicht der Ursprung der „Rippen"technik zu erblicken ist, wofern nicht in ihr Überlebsel der alten Wulsttechnik vorliegen, die zu ähnlichen Formen führen kann. Schließlich erwähnt Andrae, daß die Keramik der G-Schichte vereinzelt auch schwarze Ornamentmalerei aufweist (Taf. 23, 24), die hauptsächlich geometrischer Art zu sein scheint. Dazu läßt sich aber sehr gut wiederum die in Anau III geübte schwarze geometrische Bemalung auf weißlich-grünem oder grünlich-gelbem Grunde (Pumpelly I, S. 143, Taf. 35, 1—7) vergleichen. Auch die in Südmesopotamien durch die britischen Grabungen in jüngster Zeit zutage geförderte Keramik, die ebenfalls schwarz auf meist grünlichem Grunde bemalt ist und nach Hall vor 3500 v Chr. zu datieren wäre, dürfte nicht wesentlich älter sein als die Assurschichte G. Diese südmesopotamische Keramik scheint auf der Scheibe hergestellt zu sein und für ein höheres Alter könnte höchstens die Tatsache an-

geführt werden, daß neben geometrischer Verzierung auch tierische und pflanzliche Motive auftreten (vgl. die Abbildung bei Thomson, Archaeologia, LXX, 1920, S. 139 f.). Ich möchte aber hierin lediglich Überlebsel einer älteren Ornamentierungsart erblicken. Zeitlich würden dann die herrlichen Kupferplastiken von Tell Obeid (s. Hall, Proc. of Soc. of Antiquaries of London, XXXII, 1920, 30 f.) samt den bunten Steinmosaiken etwa der Dynastie von Akkad und der ausgehenden G-Schichte von Assur entsprechen, obwohl Assur meines Wissens bisher kein formales Gegenstück bot. Auch in der Keramik sehe ich vorläufig keine wesentlichen Ähnlichkeiten während dieser Epoche im Norden und Süden. Weitere Ausgrabungen werden hier wohl bald Klärung schaffen.

Was nun die Zusammenstellung von Assur H–G mit Anau III betrifft, so wird sie unterstützt durch die Tatsache, daß nach Andrae in H sich als Überlebsel einer älteren Schicht noch schwarz und rot bemalte, geometrisch gemusterte Töpfereischerben finden, also Formen, die wohl unbedingt Anau I und II an die Seite zu stellen sind. Auf die Wichtigkeit dieser Parallelen für die Datierung von Anau I—III werde ich an anderer Stelle näher zurückkommen, jedenfalls sind diese Schichten, wie schon Rostoftzeff (Journal of Egypt. Arch. VI, 1920, 24 f.) gezeigt hat, wesentlich früher anzusetzen, als Schmidt (bei Pumpelly I, 179 f.) annahm.

Wer waren die Träger dieser Kultur H–G in Assur? Wie Andrae betont, gehen sowohl die H- als insbesondere auch die G-Schichte im wesentlichen mit den babylonischen Formen parallel und er möchte das Ende der G-Lagerung mit dem Sturze der Dynastie von Akkad (um 2680 v. Chr.) in Zusammenhang bringen. Waren demnach die H- und G-Leute Semiten? Ich möchte diese Frage entgegen meiner früheren Annahme nicht mehr so unbedingt bejahen. Die Assur und Babylon gemeinsame Kultur hat zu viel Unsemitisches, wie etwa den Zottenrock aus vegetabilischen Stoffen (s. dazu unten), als daß man sie ohne weiteres Semiten zuweisen dürfte, höchstens „sumerisierte" Semiten kämen als Träger in Frage. Ferner muß auffallen, daß gerade von der Zeit an, die in Assur als sicher semitisch anzusprechen ist, d. i. von der E-Schichte an, die Zottengewänder der profanen Figuren gänzlich fehlen und auch die Kleidung der Götter sich gegen früher verändert hat. Auch die ältesten Inschriften aus Assur, die sumerisch abgefaßt sind, scheinen mir dafür zu sprechen, daß die H-G-Leute „Sumerer" waren und erst nach der Schichte F in der Zeit der III. Dynastie von Ur mit der E-Lagerung Semiten auftreten. Aus etwa derselben Zeit stammen aber auch die ältesten kappadokischen Keilschriftfunde, die in allem, was wir aus ihnen kennen, engste Verwandtschaft mit Assur zeigen (s. Lewy, Studien zu den altassyr. Texten aus Kappadokien, S. 33 ff.). Ich möchte daher in teilweiser Anlehnung an Weidner (Der Zug Sargons von Akkad nach Kleinasien, S. 96) annehmen, daß Assur vom Süden aus den fremden Eroberern der F-Schichte entrissen wurde und die weitere Ausnützung der Erfolge zur Gründung der Kolonie von Kültepe und der anderen semitischen Siedlungen in Kleinasien führte, die mit ähnlichen Elementen wie in Assur bevölkert wurden. Daß diese Besiedlung schon in der Zeit Sargons von Akkad erfolgt sei, wie sich Weidner a. a. O. darzutun bemüht, halte ich weder für erwiesen noch für wahrscheinlich. Mit der Annahme, die H-G-Schichten in Assur seien im wesentlichen sumerisch und nicht semitisch, lassen sich aber auch die Tatsachen gut in Einklang bringen, daß wir kulturelle Beziehungen dieser Lagerungen zu Anau in Turkestan feststellen konnten, wozu wohl noch der sumerische Schatz von Astrabad (Südostecke des Kaspischen Meeres) zu zählen sein wird, den Rostoftzeff (a. a. O.) einer eingehenden Würdigung unterzog. Auch in Astrabad findet sich der sumerische Zottenrock und weder am Kaspischen Meer noch in Turkestan kann man meines Erachtens an Semiten denken. Ich möchte also die Kulturschichten H-G wegen der Verwendung vegetabilischer Stoffe für Kleidung, was unsemitisch ist (Hamiten und Semiten verwenden von Haus aus tierische Stoffe zur Kleidung) und wegen ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem Nordosten, wo kaum jemals Semiten saßen, als Produkt einer innerasiatischen Bevölkerungsschichte betrachten, die sich, von örtlichen Modifikationen abgesehen, von Turkestan über Assyrien nach Südmesopotamien und Elam im Beginne der Kupferzeit ziemlich gleichartig ausdehnte. Diese Argumentation findet nämlich auch in der physischen Beschaffenheit der Bewohner Assurs eine Stütze. Eine Musterung der ganz vorzüglichen Abbildungen und Beschreibungen der Plastikköpfe bei Andrae, die ich mit Unterstützung von Frau Dr. H. Pöch vornahm, ergab zwei Haupttypen: den kurzköpfigen vorderasiatischen Typus mit großer, fleischiger Nase (Köpfchen Nr. 84, Taf. 43; Nr. 90, Taf. 46, e—h; Nr. 60, Abb. 43, Taf. 29; vielleicht, wenigstens dem Gesichte nach, auch Nr. 94, Abb. 54, Taf. 47, c–f), der unverkennbar eins ist mit den bezopften „Vogelgesichtern" der archaischen Reliefs (vgl. Meißner, Altbabylonische Plastik, Abb. 13, 14) und sich auch auf dem Goldbecher von Astrabad wiederfindet, bei dessen Figur Rostoftzeff ausdrücklich die große Nase und die fleischigen Ohren des kahlgeschorenen Kopfes hervorhebt. Als zweiter Typus stellt sich ein langschädeliger, mediterraner mit fein geschnittenem Gesicht heraus, meist kahl geschoren, selten bärtig, dem vor allem wohl der Mann mit kurzem Bart Nr. 70 (Taf. 30, 31), vielleicht aber auch das weibliche Köpfchen Nr. 80 (Taf. 39, 28)

trotz seiner etwas schräg gestellten Augen und vorspringenden Backenknochen angehört. Diese Langschädel können nun Hamiten oder Semiten sein. Vergleichen wir aber die Semitenporträts Babyloniens aus der Zeit der Dynastie von Akkad, etwa die Darstellungen des Königs Naramsin (Basalttafel und Stele), so ergibt sich eine von Assur abweichende Tracht: wallendes Haupthaar, meist lange Bärte, der Blätterrock erscheint abgelöst durch einen die linke Schulter bedeckten Überwurf, der, nach den Wellenlinien zu schließen, tatsächlich als behaart zu denken ist und daher wohl aus Wollgewebe mit Haarzotten gefertigt war. Wir werden daher unsere mit Blätterrock bekleideten Langschädel aus Assur doch besser als Hamiten ansehen, die kulturell von den vorderasiatischen Kurzköpfen assimiliert wurden, denen der Blätterrock (vgl. Astrabad) wohl von Haus aus angehörte.

Eine neue fremdartige Welt tritt mit der F-Schichte auf, die sich über die durch Brand zerstörte G-Kultur lagert. Andrae hält Zusammenhänge mit Kleinasien für möglich und die subaräischen (Mitanni-) Namen der beiden „Gründer" Assurs würden eine derartige Annahme nur bekräftigen. Ich habe an anderer Stelle versucht (Anthropos, XV/XVI, 587 f.), diese F-Schichte mit der um diese Zeit vermutlich aus Osten einbrechenden churrischen (charrischen) Wanderung in Zusammenhang zu bringen, die man mit Ungnad (Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens, S. 6) vielleicht besser als subaräisch bezeichnen kann. Zeitlich nahe steht ihr die fremde, um die Mitte des dritten Jahrtausends in Babylon aus Nordosten kommende Eroberungsschichte der Gutäer, deren Gleichzeitigkeit, ja Identität mit den F-Leuten von Assur ich für wahrscheinlich halte; denn daß der Name des Gutäerkönigs Inbia eine ähnliche Bildungsform aufweist wie die der beiden Mitannikönige in Assur, Ušpia und Kikia, kann gewiß kein Zufall sein. Die zeitliche Zugehörigkeit der F-Leute zu den Gutäern würde aber auch zu Andraes Ansatz stimmen, der die G-Schichte etwa gleichzeitig mit der Dynastie von Akkad enden läßt, da zwischen dem Ende dieser Dynastie und dem Beginne der Dynastie von Gutium ja nur 26 Jahre liegen. Durch die Gleichsetzung der Gutäer mit den F-Leuten gewinnen wir aber auch einen Anhaltspunkt für die Dauer der F-Schichte, für die dann etwa die Zeitspanne von 165 Jahren anzusetzen wäre, die die Dynastie von Gutium und die fünfte Dynastie von Uruk umfassen. Die folgende dritte Dynasty von Ur scheint mit ihrem Aufstieg in Babylonien auch in Assur der Fremdherrschaft ein Ende bereitet zu haben. Eine Datierung der F-Schichte in absoluten Zahlen ist noch nicht mit genügender Sicherheit möglich, da der Ausgangspunkt der Berechnung, ein astronomisches Ereignis aus der Hammurapi-Dynastie, noch nicht in allseitig befriedigender Weise festgelegt erscheint. Der Anfang der E-Schichte schwankt, in absoluten Zahlen ausgedrückt, demnach etwa zwischen dem Ende des 27. oder Beginn des 25. Jahrhunderts.

Den fremden Eroberern folgen in der Schichte E Leute, die vieles kulturell mit den Menschen von G—H gemein haben, sich doch aber von ihnen besonders in Einzelheiten der Tracht unterscheiden, die sie mit den Bewohnern Südmesopotamiens, etwa von der Zeit der Dynastie von Akkad an, verbindet. So ist der Zottenrock bei den Männern verschwunden, das glatte, an einem Rande gefranste Gewand bedeckt die linke Schulter; ähnlich, nur etwas länger, kleiden sich die Frauen. Die Götter erscheinen in dem wagrecht gestreiften, plaidartigen Gewand und tragen eine Hörnerkrone wie in Babylonien. Assur ist eben eine Provinz des Südens, was ja auch die Inschriften bestätigen. Als eine Reaktion des bodenständigen Elementes, das die Herrschaft Babyloniens abschüttelte, faßt Andrae wohl mit Recht die Zeit der Schichte D (21. Jahrhundert v. Chr.) auf. Hiemit enden die archaischen Schichten des Ischtar-Tempels; die Lagen A—C gehören der altassyrischen Zeit an.

Abgesehen von diesen großen historischen Zusammenhängen, die sich aus Andraes sorgfältiger Publikation des Materials ergeben, gewinnen wir noch eine Unmenge von Detailerkenntnissen. So glaube ich, daß nach Andraes eingehender Untersuchung kaum jemand mehr daran zweifeln wird, daß der Zottenrock von Haus aus ein Blätterschurz war, aus dem später ein mit eingeknotenen Blättern und dergleichen behängtes Gewebe (wohl nicht aus Wolle, sondern aus pflanzlicher Faser, vermutlich Bast), etwa in der Art der Maori-Mäntel Neu-Seelands, wurde. Dieses Kleidungsstück besteht vermutlich aus einer länglichen Bahn, die so umgenommen wurde, daß das eine Ende gerollt durch einen Leibgurt gesteckt wurde, so daß es wie ein Schweif („die Quaste") nach hinten abhing. Der nicht gerollte Teil wurde dann um den Körper gewickelt und mit dem oberen Rande wohl um den Leibgurt geschlagen. So erklären sich ungezwungen die Tatsache, daß diese Röcke in der Regel um die Leibesmitte gewulstet sind und die sehr dicke „Quaste" Blätterbesatz zeigt, wenn ihn der Rock besitzt, und nur Fransen aufweist, wenn auch der Rock bis auf die Fransen glatt ist. Abweichend von Andrae möchte ich den Mantel der weiblichen Figur Nr. 79, Taf. 37, a–c fassen. Ich halte ihn für ein an den Enden gefranstes, rechteckiges Gewebe, dessen Fransenkanten vorn vertikal liegen, während die Außenseite im oberen Teile mit Blättern besetzt ist, deren mehrere Lagen übereinander vermutlich in den schrägen Rillen beiderseits des oberen Teiles der Öffnung an der Brust zum Ausdruck kommen. Bemerkenswert erscheint mir die Bestattungsform. Nach Andrae zeigt Schichte E Erdbegräbnis mit

Leichenfeuer auf einem besonderen Herde und Verfasser glaubt auch für G diese Sitte als wahrscheinlich bezeichnen zu dürfen. Diese Herde werden wohl zum Verbrennen von Geräten des Toten, Beigaben usw. gedient haben. Ähnliche Gebräuche müssen aber auch im frühgeschichtlichen Ägypten geherrscht haben, aus dessen Gräbern verkohlte Gewebe, Elfenbeingeräte usw. geborgen wurden. Beachten wir nun, daß Leichenbrand aus Babylonien sicher belegt ist (Bericht Koldeweys über Surghul, ZA II, 410), so werden diese Herde und angekohlten Gewebe usw. wohl kaum anders denn als Überlebsel einer sowohl in Mesopotamien als auch in Ägypten ehedem geübten Leichenverbrennung zu deuten sein. Wichtig für die Vergleichung mit der Vorgeschichte Südeuropas erscheint mir das aus der Schichte G stammende stilisierte Doppeltier aus Stein (Taf. 50, i);, bei den in der Mitte eingezogenen Ständern, die als Untersätze für Räucherschalen, als Herdständer, Topfuntersätze, aber auch zur Aufnahme von Blumensträußen dienen, denkt man unwillkürlich an die ähnlich geformten ostasiatischen „Flötenvasen". Ob hier letzten Endes Zusammenhänge bestehen?

Wir sehen, eine Fülle von Anregungen läßt sich aus Andraes sorgfältiger Darstellung des Materials schöpfen. Doch das beste Lob, das man diesem mustergültigen Werke spenden kann, ist, daß wohl jede zukünftige Arbeit über die Archäologie Mesopotamiens auf ihm fußen wird. Und das mag dem Verfasser sowie seinen Kameraden, die im Auftrage der Deutschen Orient-Gesellschaft in Mesopotamien gruben, zum Troste gereichen. Wenn auch ihre Grabungsmethode von Kreisen, die rasch Inschriften, Plastiken und dergleichen gewinnen wollten, oft bekrittelt wurde und zum Teil noch wird, die Zukunft wird sie glänzend rechtfertigen. Andraes Werk, ein Produkt der gewissenhaften deutschen Grabungsweise, wird als grundlegender Schritt zur Aufhellung der mesopotamischen Archäologie bleibenden Wert besitzen, auch wenn die Überschätzung der Sprachwissenschaft und Kunst einer auf das Ganze eingestellten kulturwissenschaftlichen Betrachtung der Vergangenheit gewichen ist.

V. Christian.

38.

Saare, Friedrich: *Die Kunst des alten Persien.*
Kühnel, Ernst: *Miniaturmalerei im islamischen Orient.* Band V und VII von „Die Kunst des Ostens"). Berlin (Bruno Cassierer) 1922.

Von diesen zwei Bänden gilt das gleiche wie vom zweiten, von mir im LII. Band der M. d. A. G. S. 293 angezeigten Band dieser Serie von W. Cohn über indische Plastik. Sie sind für den Laien und für den Fachmann sehr nützlich, weil sie mit der dem ersteren dienlichen Einführung in eine abseits liegende, schwer zugängliche Materie ein auch für den Fachmann willkommenes übersichtlichreiches Abbildungsmaterial bringen. Dieses bringt auch den Anthropologen viel Anregung und Belehrung, wenn er den Text zu den Bildern selbst zu schreiben bzw. diese richtig zu interpretieren versteht. Denn die kulturell-anthropologischen Fragen werden in den kunsthistorischen Texten kaum berührt. Da die Pflege dieser im kunsthistorischen Sinne „gegenständlichen" Fragen zur Zeit nicht in Mode ist, kann man ihr Übergehen den Verfassern nicht zum schweren Vorwurf machen. Es sei jedoch ganz prinzipiell bemerkt, daß sich die Kunstgeschichte jetzt, da sie sich anschickt, den bisherigen engen gräkozentrischen Standpunkt verlassend, die Weltkunst zu beschreiben und zu interpretieren, auch um die kulturellen Grundlagen der betrachteten Kunstkreise wird kümmern müssen, sofern sie nicht abermals steril werden will. Was wäre da alles über die Darstellungen der islamischen Miniaturen zu sagen! Fast jede böte Anlaß zu einem kulturhistorischen Exkurs von größtem allgemeinen Interesse. Der Weg zum Verständnisse so fern liegender Kunstwerke, wie die persischen Miniaturen, kann nur über die Erklärung sämtlicher „Realien" führen, die freilich ein sehr breites Wissen voraussetzen. Systematische Bearbeitungen wären daher nützlicher gewesen als die historischen Einführungen mit gelegentlichen entwicklungsgeschichtlichen oder formellen Bemerkungen. Aber auch so werden die Bücher jedem viel bringen und sollten in keiner völkerwissenschaftlichen Privatbibliothek fehlen.

Ernst Diez.

39.

Berliner, Rudolf und **Borchardt, Paul:** *Silberschmiedearbeiten aus Kurdistan.* Mit 15 Textbildern und 20 Tafeln. Berlin (Dietrich Reimer [Ernst Vohsen]) 1922.

Paul Borchardt veröffentlicht seine während des Weltkrieges in Suleimanije in Kurdistan angelegte Sammlung von „kurdischen" Silberarbeiten, die als sehr gewichtig bezeichnet werden muß, weil sie das Fortleben eines Zweiges der alten Völkerwanderungsromantik mit ihrer charakteristischen Treibtechnik bei einem abseits gelegenen Volke Vorderasiens bis in unsere Zeit herauf zeigt. Diese

Ornamentik besteht aus kreisförmigen Buckel- und Blattlappen, die zu Blüten- und Rankenmustern zusammengesetzt sind, wie wir schon auf einzelnen Stücken des Schatzes von Szent Miklos, im Funde von Hohenberg in Steiermark, auf einer Silberschale im K. F. M. in Berlin aus Smyrna, aber auch auf dem Silberbeschlag einer Säbelscheide in Stockholm (vgl. Strzygowski, Altai Iran, Abb. 101), ferner auf einer Goldschale aus einem Kurgan im Kotschkartale, Distrikt Semirjetschensk (ebenda Abbildung 99, f.) finden. Sie war also sehr verbreitet. Ihr Ursprung dürfte irgendwo im nördlichen Zentralasien zu suchen sein. Ihre Wege gingen weit. Im vorliegenden Fall erscheint sie mit „sasanidischen" und sibirischen volkstümlichen Motiven verzwickt. Den alten sasanidischen Bestand hat auch Borchardt richtig hervorgehoben im Gegensatz zu seinem Mitarbeiter Berliner, der man weiß nicht warum — herangezogen wurde, um einen Abschnitt „Zur Datierung und Lokalisierung der Arbeiten" beizusteuern, indem er zwar eine richtige Dreiteilung des Bestandes aufstellt, allein mit seiner Betonung des „abendländischen" Einflusses und der „Anpassung an europäische Stilprinzipien" die nicht besser unterrichteten Leser völlig irreführt. Selbst wenn russische oder balkanische Silberschmiedekunst ihren Weg nach Kurdistan zurückgefunden und dort neuerdings anregend gewirkt hätte, was kaum anzunehmen ist, dürfte man nicht von abendländischem Einflusse sprechen, da doch der „Orient", wenn auch zum Begriff „Osten" abgeschwächt, bis zur Linie Triest—Danzig reicht. Diese volkstümliche Gemeinschaftskunst des Ostens und Orients aber ist einerseits so beharrend, aber auch so naiv im Konsumieren fremder Elemente, die sie rücksichtslos auf den ihr allein zusagenden Nenner bringt, daß Ursprungs-, Beeinflussungs- und Datierungsfragen auf breitester Basis durchgeführt werden müssen, um ein nützliches Resultat zu zeitigen. Die Basis hat J. Strzygowski in „Altai-Iran" gelegt, daß die beiden Verfasser nicht zu kennen scheinen. Neue Spezialuntersuchungen aber, wie die ausgezeichnete Sudie des kürzlich verstorbenen L. Jelić in Spalato über die Inschrift auf der Buila-Schale von Nagy-Szent Miklos in den Strzygowski gewidmeten „Studien zur Kunst des Ostens" bestätigen die Richtigkeit der Strzygowskischen Resultate. *Ernst Diez.*

40.

Laufer, Berthold: *Milaraspa. Tibetische Texte in Auswahl übertragen.* Schriftenreihe Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker. Abteilung: Textwerke. Tibet I.) Hagen i. W. und Darmstadt. (Folkwang-Verlag) 1922.

Übersetzungen aus der reichen, aber leider noch so wenig erforschten tibetischen Literatur sind auf dem deutschen Büchermarkt zu seltene Gäste, um nicht mit großer Freude begrüßt zu werden. Der vorliegende Band stellt einen Neudruck der sieben von dem Verfasser 1901 im IV. Bande des Archivs für Religionswissenschaft und 1902 in den Denkschriften der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. Bd. 48, veröffentlichten Legenden des Mgur-bum oder der „Hunderttausend Gesänge" dar, eines in Tibet sehr beliebten Volksbuches, dessen Held der buddhistische Bettelmönch Milaraspa ist. Dieser scheint eine historische Persönlichkeit zu sein und soll, wie anderweitig überliefert ist, zwischen 1038 und 1122 gelebt haben. Nach den in der ersten Legende „Milaraspas Winteraufenthalt auf dem La phyi" angegebenen Datierungen müßte die Handlung dieser Erzählung in den Winter 1085 auf 1086 fallen. Milaraspa war ein Schüler des Marpa, welcher der Bka-rgyud-pa-Sekte angehörte, die neben der schriftlichen Tradition die mündliche Überlieferung des Buddhawortes verficht. Die von Milaraspa improvisierten Gesänge, von denen das Buch den Namen führt, bieten ein reiches Material zur Kenntnis der religiösen und philosophischen Anschauungen der genannten Sekte, wobei die starke Betonung der Meditation auf den Einfluß der Yogacarya-Schule des Asaṅga zurückzuführen ist. Besonders auffallend in den Liedern des Heiligen ist das stark ausgeprägte Naturgefühl, die Freude an der erhabenen, in Winterpracht schimmernden Bergwelt des nördlichen Himalayaabhanges. Nirgends hat die Naturschilderung der Inder, trotz mancher Ansätze (vgl. den ersten Gesang des Kumārasambhavah oder gewisse Stellen in Kirātārjunīyam) die Schönheit der Hochgebirgseinsamkeit so poetisch empfunden. Dieses Naturgefühl bewirkt, daß uns Europäern die Legenden des Milaraspa trotz der fremdartigen buddhistischen Mystik so vertraut erscheinen. Die Übersetzung ist mustergültig, flüssig und auch für einen großen Leserkreis leicht lesbar; sie zeigt gegenüber dem früheren Abdruck mancherlei Verbesserungen. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verfasser die Anmerkungen etwas ausführlicher gestaltet hätte. Die 14 Tafeln am Schlusse des Buches, welche Darstellungen der tibetischen Landschaft und religiöser Objekte bieten, sind schön, stehen aber mit dem Text des Buches in sehr losem Zusammenhange. Fast will es uns scheinen, als habe der Folkwang-Verlag den textlichen Teil nur veröffentlicht, um seine reiche Bildersammlung verwerten zu können.

Robert Bleichsteiner.

41.

Juynboll, Dr. H. H.: *Catalogus van's Rijks Ethnographisch Museum.* Deel XVI. Celebes. I. Zuid-Celebes. Eerste gedeelte. Leiden (E. J. Brill) 1922. XVI, 145 S. Gr. 8°, 10 Tafeln.

Im LI. Bande dieser „Mitteilungen" (S. 67) haben wir auf die letzterschienenen Bände dieses großen Werkes hingewiesen. Der westliche Teil des indischen Archipels ist nun abgeschlossen und beginnt mit Celebes die Beschreibung der Sammlungen aus dem östlichen Teil. Der vorliegende Band behandelt das Gebiet der Bugis und Makassaren im Südwesten der Insel, und zwar Nahrungssorge, Schmuck, Kleidung, Haus und Hausrat, Jagd, Fischerei, Ackerbau, Transportmittel und Werkzeuge. Alles übrige wird der nächste Band enthalten. Auf Details einzugehen, ist bei der großen Zahl der beschriebenen Gegenstände — über 1000 Nummern — nicht möglich. Dankenswert ist das ausführliche Literaturverzeichnis und ein reiches Register inländischer Benennungen. Auf den vorzüglich ausgeführten Tafeln sind 34 Objekte abgebildet Auf den hohen Wert dieser Veröffentlichung neuerdings hinzuweisen, ist wohl überflüssig. *L. Bouchal.*

42.

Fuhrmann, Ernst: *Afrika. Sakralkulte, Vorgeschichte der Hieroglyphen.* (Kulturen der Erde, Bd. VI.) Hagen i. W. und Darmstadt (Folkwang-Verlag) 1922.

Jene bedauernswerten Menschen, denen dies Buch in die Hände gerät, warne ich, den Text zu lesen. Der erste Abschnitt „Vorgeschichte der Hieroglyphen" bildet eine unerhörte Zumutung für jedes normal funktionierende menschliche Gehirn. Der zweite Teil (Sakralkulte in Afrika) ist eine systemlose Aneinanderreihung von Ausschnitten aus Reiseberichten, bei denen man vergeblich nach Zusammenhängen mit der afrikanischen Kunst sucht. Das Ganze natürlich mit echt Fuhrmannschen Theorien und Etymologien durchwirkt, wie etwa Hephaistos > (Chewaist [Chemaist] > Smet, Smed, Smith) Schmied oder der Yorubagott Schango-Asch-Ingo „Eingang in die Asche"; also auch dieses Kapitel scheint auf das geistige Niveau abnormaler Leser eingestellt zu sein.

Im dritten und letzten Abschnitte des Textteiles (die Kunst Westafrikas, zu den Bildern) erwartet man endlich ein vernünftiges Wort zur Erklärung der Bilder zu vernehmen, aber man wird von diesen 3¼ Seiten recht enttäuscht. Die mangelhafte, ja falsche Beschriftung der Bilder erhält hier keine Ergänzung oder Verbesserung. Wir erfahren nichts über die Grundgesetze afrikanischer Kunst, sondern auch hier wird der Leser mit Fuhrmannschen „Erklärungen" des Inhaltes der Darstellung gelangweilt. Am Material selbst zeigt sich eben die volle Ignoranz des Verfassers. Angaben, wie „Kongo", „Kamerun", sind schon nichtssagend, aber noch weniger bieten Beschriftungen, die überhaupt nichts über die Herkunft verraten, wie etwa Taf. 22 H. Hocker, obzwar für jeden, der sich auch nur oberflächlich mit afrikanischer Plastik beschäftigt hat, die Herkunft des Stückes nicht zweifelhaft sein kann. Von der Verläßlichkeit der Fuhrmannschen Beschriftungen kann man sich einen Begriff machen, wenn man nachstehende Liste vergleicht, in der die Fuhrmannschen Beschriftungen zu dem aus der ethnographischen Sammlung des Naturhist. Museums in Wien stammenden Abbildungen gegenübergestellt sind den Angaben, die aus den Inventaren der genannten Sammlung zu entnehmen sind, Herrn F. ohne weiteres zugänglich waren und ihm im wesentlichen in der Form, in der sie unten aufgeführt werden, auch mitgeteilt worden sind.

	Fuhrmann	Sammlungsinventar
Tafel 11	rechts; Maske, oberes Nigergebiet.	Tanzmaske, Sierra Leone
„ 24—25	Südkamerun	Urua, Kongo
„ 48	Senegambien	Senegambien?
„ 49	Fetisch	Fetisch, Kongo
„ 50—51	Kongo	Manyema, Kongo
„ 52	Kongo Manyemo	Manyema, Kongo
„ 53	Kongo	Fetisch, Muschicongo, San Salvador
„ 76	Kongo Manyemo	Manyema, Kongo
„ 79	Kamerun	Anjang, Cross River

Also von 18 aus der Wiener Sammlung abgebildeten Objekten sind 11 falsch beschriftet! Verschreibungen sind sehr beliebt, so Waguba statt Waguha, Manyemo statt Manyema, Warna statt Warua. Verfasser hat auch nicht den geringsten Versuch gemacht, Objekte mit mangelhafter oder fehlender Beschriftung auf Grund von Stücken sicherer Herkunft zu bestimmen. Auch seine Inhaltserklärungen wirken zum

Teil geradezu grotesk. Einige Beispiele sollen meine Behauptungen erhärten. Tafel 12—14 gibt drei Ansichten einer hockenden männlichen Figur mit der Herkunftsangabe „Kongo". Hiezu orakelt Herr F. auf S. 56: „Bilder 12—14 zeigen einen alten Priester, wahrscheinlich während einer Kultübung. Der Sockel zeigt ein Fleckornament (gemeint ist Flechtornament) und der Becher berührt nicht den Boden, so daß sehr wohl an eine Götterdarstellung zu denken ist, die in Priesterhaltung vorgeführt wird." Hätte Verfasser nur einen Blick in das Werk „Les Bushongo" von Torday und Joyce getan (und das müßte man billiger Weise von jedem erwarten, der über afrikanische Kunst schreibt), so hätte er gesehen, daß es sich um die typische Plastik eines Buschongo-Häuptlings handelt, der eine Trommel vor sich hat. Die Abbildung zeigt auch sehr gut, daß der angebliche Becher eine mit Haut bespannte Öffnung hat. Aber derartige Kleinigkeiten stören Herrn Fuhrmann nicht. „Liebevolle Versenkung in das Material" fordert er nur von den Beamten der Museen für die Beschriftungen zu den von ihm den betreffenden Sammlungen entlockten Bildern. Für ihn als Autor gilt das Gebot der „liebevollen Versenkung in das Material" nicht. Bilder 16—39 geben nach dem Texte eine große Reihe von Darstellungen von Menschen und Tieren mit Kultgefäßen wieder. Daß darunter sich Bilder finden wie Nr. 24—27, 29, 30—34, 37, also rund die Hälfte, die die einzig richtige Beschriftung „Hocker" tragen, berührt den Verfasser nicht. Fuhrmanns ganze Hilfslosigkeit dem Material gegenüber zeigen besonders die Tafeln 21—34. Alle mit Ausnahme von Tafel 27, 28, 30—33 lauter typische Hocker aus der Landschaft Urua (Baluba, Kongostaat). Diese Gegenstände werden dem Leser teils mit richtiger Herkunftsangabe, teils ohne Herkunftsangabe oder gar mit falscher Beschriftung (Tafel 24—25, Südkamerun!) vorgesetzt. Daß die schalentragende Figur 18—19, die Fuhrmann mit der ungenügenden Angabe „Kongo" abbildet, stilistisch verwandt ist dem Manyema-Hocker Tafel 27 und daher auch in dieses Gebiet zu verweisen ist, bekümmert Verfasser nicht. Auch den für die Kongoküste so charakteristischen Spiegelfetisch Tafel 62 bildet Fuhrmann mit der nichtssagenden Angabe „Westafrika" ab. Auch die stilistische Zugehörigkeit von Tafel 77 (Fuhrmann: „Westafrika") zu Tafel 53 (San Salvador) fiel Verfasser anscheinend nicht auf. Für die Tafel 110 und 111 (geschnitzte Holzbüchsen) hätte ihm wieder ein Blick in das schon genannte Werk von Torday und Joyce Aufschluß über die Herkunft gegeben. Die Angaben von 112 und 113 (Kokosschale bzw. Holzschale) erscheinen mir sehr verdächtig. Es dürfte sich in beiden Fällen um Kürbisschalen handeln. Für die Bedeutung der Benin-Bronze-Köpfe, die häufig als Untersätze für Elefantenstoßzähne bezeichnet werden und für die Luschan in seiner Monographie keine allgemeine gültige Erklärung zu geben wagt, hat Herr F. natürlich eine Deutung zur Hand. Nach ihm wären es Masken, die trotz der Schwere auf dem Kopf getragen wurden! Auch von der Elfenbeinschnitzerei Tafel 119 links, die Fuhrmann als Elfenbeinarbeit von wichtiger kultischer Bedeutung bezeichnet, bekennt Luschan a. a. O. S. 447 bescheiden, daß über den Zweck dieser Schnitzerei nichts Sicheres zu sagen sei. Überhaupt macht es den Eindruck, daß Verfasser Luschans Werk, daß er in seinem Texte erwähnt, nur dem Namen nach kennt, denn sonst hätte er auch für die eine Art Prozession darstellende Bronzegruppe Tafel 120 mehr zu sagen gehabt, als die nichtssagenden Phrasen auf S. 59 seines Buches.

Wir sehen, Herrn Fuhrmanns Art, die Kunst Außer-Europas darzustellen, ist wirklich großzügig. Ihn stören nicht mangelhafte und falsche Beschriftungen, ihm scheint es überflüssig zu sein, anzugeben, ob eine Abbildung das Objekt in natürlicher Größe, verkleinert oder vergrößert wiedergibt, ihm ist es in Wahrheit nur darum zu tun, geist- und sinnlose Phantastereien, ausgestattet mit in der Eile zusammengerafften, unverstandenen Bildern, an den Mann zu bringen, wobei die Art, wie er sich oft das Bildmaterial beschafft, nach den in wissenschaftlichen Kreisen üblichen Ehrbegriffen als unanständig zu bezeichnen ist. Aber Herrn Fuhrmann ist es ja auch bei seinen „wissenschaftlichen" Büchern gar nicht um die Wissenschaft zu tun. „Zeit ist Geld" und „Die Dummen werden nicht alle", das sind die Losungsworte für den Fuhrmannschen Geschäftsbetrieb. Sollte Herr F. noch weitere Werke herauszugeben beabsichtigen, so möchte ich ihm raten, sie seinem Gott Schango (Asch-Ingo) zu widmen, d. h. sie noch vor dem Erscheinen in Flammen aufgehen zu lassen. Damit wird er der Wissenschaft den größten Dienst erweisen. *V. Christian.*

43.

Roscoe, J.: *The Northern Bantu.* An account of some central African tribes of the Uganda Protectorate. Cambridge 1915.

Der von seinem Bagandawerk[1]) her rühmlichst bekannte Verfasser hat einen weiteren Band erscheinen lassen, in dem er sich mit den anderen Stämmen des Uganda-Protektorates beschäftigt und somit das in seiner früheren Arbeit gegebene Bild in vielen Beziehungen ergänzt. Es

[1]) The Baganda, an Account of their Native Customs and Beliefs. London 1911.

sind die Banyoro und Bonyankole, dann die Bakene, Bagesu und Basoga, die Roscoe in mehr und weniger ausgedehnten Studienreisen von Mengo aus kennen lernte. Dazu sind dem Band einige Beobachtungen über die nilotischen Bateso und Kavirondo beigefügt.

Am ausführlichsten sind die Banyoro und die Bahima von Ankole behandelt. Die Sitten beider Stämme zeigen in mancher Hinsicht große Übereinstimmung mit denen der Baganda. Genau wie dort, hat sich auch hier über eine ursprünglich ackerbautreibende, negerhafte Bevölkerung die hamitische Herrenschicht gelagert. Diese Baheru verrichten die ganze Arbeit, die sowohl für ihren eigenen Lebensbedarf als für den ihrer Herren notwendig ist; nur die Viehzucht und die Milchwirtschaft ist allein eine dem Mhima würdige Beschäftigung. Sie sind es, die die Häuser bauen, sie bereiten das Bier, bringen Feuerholz und Wasser, sie schmieden und töpfern — charakteristischer Weise nur die Männer — gewinnen Salz und dergleichen mehr. Der Abscheu vor Arbeiten, es sei denn in Zusammenhang mit der Viehhaltung, scheint übrigens nicht nur auf die Hamiten des Zwischenseegebietes beschränkt zu sein, sondern auch bei zahlreichen anderen hamitischen Nomaden vorzukommen. In der Kleidung unterscheiden sich die Baheru gleichfalls von ihren Herrn. Während bei ihnen noch die alte Rindenkleidung überwiegt, kleiden sich die Bahima hauptsächlich in Rindenfelle.

Politisch stehen die Banyoro und Banyankole unter einheimischen Königen. Interessant ist die Ursprungssage des königlichen Hauses in Unyoro, die mit den Motiven der Prophezeihung des Vatermordes, des versteckt aufwachsenden Prinzen und der unwissentlich begangenen Gewalttat dem indoeuropäischen Märchenschatz anzugehören scheint. Roscoe glaubt annehmen zu können, daß der Klan der königlichen Familie fremder Herkunft sei. Dafür spricht, daß er, als er in das Land kam, weder Milchnahrung noch Viehzucht kannte, daß sein Totem nicht mit auf die Viehhaltung bezüglichen Vorstellungen zusammenhängt und daß im Gegensatz zu der sonst bei den Bahima herrschenden exogamen Heiratsordnung innerhalb des Herrscherhauses endogame Ehen erlaubt sind. Wahrscheinlich dürfte es sich nur um eine mit einer späteren hamitischen Welle in das Land hereingebrachte Bevölkerungsschicht handeln. Die Erlaubnis, endogame Ehen besonders innerhalb der königlichen Familie zu schließen, ist ja eine auch sonst in diesem Kulturgebiete nicht seltene Erscheinung. Überdies zeigt das Leben am Königshof die hamitische Kultur in zu reiner Ausprägung, als daß man gerade hier an stammfremde Elemente denken könnte.

Alles dreht sich um die Viehherden. Über die Wartung und Art der heiligen königlichen Rinder wird viel Interessantes berichtet. Milchtabu sind von großer Bedeutung. Die Milch darf mit keinem anderen Nahrungsmittel zusammen genossen werden, vor allem wird jeder Kontakt mit Fleisch und Blut gescheut. Ebenso ist Eisen in diesem Zusammenhang zu vermeiden, Vorstellungen, die übrigens auch bei anderen Nomadenstämmen — ich nenne nur die Bedja und Hadendoa — heimisch sind.

In Ankole besteht das Gesetz, daß der König keines natürlichen Todes sterben darf. Ist er so krank, daß er innerhalb zweier Tage nicht wieder seinen Geschäften nachgehen kann, so verlangt er von seiner Hauptfrau Gift. Auch dieser Brauch ist wegen seinen weitgehenden Beziehungen zu verwandten Sitten in anderen Gebieten — der rituelle Königsmord kommt von den Schilluk bis tief hinein in den Sudan vor — bemerkenswert. Ob es sich jedoch dabei ebenfalls um eine Art von Fruchtbarkeitszauber handelt, wage ich nicht zu entscheiden.

Das Leben der übrigen Bahima weicht nicht wesentlich von dem am königlichen Hofe ab. Die Männer sind bei den Herden, die Frauen zu Hause im Kraal, ihre einzige Beschäftigung besteht in dem Waschen der Milchgefäße. Die Banyankole halten besonders die jungen Mädchen streng zu Hause, sie müssen rein in die Ehe treten, ein durchaus unnegerhafter Zug. Die Braut wird in Häute verhüllt dem Bräutigam zugeführt und auch die Frau geht nie ohne Verhüllung aus. Initiationszeremonien fehlen ganz, sowohl bei Knaben als bei Mädchen. Über die religiösen Vorstellungen bringt Roscoe nur wenig. Die Bahima sind kein religiöses Volk. Von größerer Bedeutung sind nur die Geister der Verstorbenen, mit denen sie durch die Medizinmänner verkehren. In Ankole glaubt man an Reincarnationen von Mitgliedern der königlichen Familie in Tiergestalt, und zwar in Löwen, Leoparden und Schlangen.

Die Beobachtungen des Verfassers über die Bakene, Bagesu und Basoga sind naturgemäß flüchtiger als über die ihm von seinen früheren Studien her mehr vertrauten Hamitenstämme von Unyoro und Ankole. Nichtsdestoweniger bringt er auch hier nicht unwichtiges Material, namentlich über die Bakene des Mpologoma River und über die Bagesu, die bis jetzt überhaupt noch wenig bekannt sind. Die Bakene sind den Basoga verwandt und schlagen wie diese die beiden unteren Schneidezähne aus. Die Frauen tragen außerdem noch spitze Steine in der Unterlippe. Ihr Leben ist

vollkommen an das Wasser angepaßt. Sie sind geborene Fischer. Ihre Hütten stehen auf Plattformen von Papyrusstämmen und werden mehr oder weniger vom Wasser getrieben. Der Verkehr zwischen den Hütten erfolgt nur mit Kähnen, die Frauen und die Kinder rudern. Was die soziale Gliederung betrifft, so ist die Klanordnung vaterrechtlich exogam. Trotzdem zeigen manche Sitten deutliche mutterrechtliche Züge. Die Schwestern der Mutter werden Mütter genannt, ihre Brüder Väter. Nach der Hochzeit kehrt die junge Frau noch einmal für einige Zeit in die elterliche Hütte zurück.

Im Gegensatz zu dem Fischervolk der Bakene sind die Bagesu typische Bergbauern. Sie wohnen auf den Abhängen des Mt. Elgon und sind in den letzten ruhigeren Jahren ziemlich tief herabgekommen. Hirse, Kartoffeln und Bananen werden gebaut. Die Viehzucht tritt neben dem Ackerbau mehr zurück. Beide Geschlechter gehen vor der Initiation völlig nackt, später trägt der Mann ein Ziegenfell, während sich die Frau mit einem aus Bananenblättern geflochtenen Gurt mit einem kleinen Fransenschurz begnügt. Wie bei Basoga und Bakene werden die beiden unteren Incisoren ausgebrochen. Der Stamm ist in eine Anzahl exogamer, vaterrechtlich organisierter Klans geteilt, obwohl sich auch hier manche mutterrechtliche Züge bemerkbar machen. Die einzelnen Klans halten sich vollkommen abgesondert voneinander. Die Feindschaft und der Argwohn zwischen den verschiedenen Klans wird häufig noch dadurch verstärkt, daß zwischen ihnen die Verpflichtung der Blutrache besteht, die oft erst durch lange Verhandlung beigelegt werden kann. Bemerkenswert ist die Sitte, daß, sobald eine Frau ein Kind erwartet, der Ehemann in seinen Handlungen beschränkt ist. Es findet zwar kein ausgesprochens Männerkindbett statt, jedoch muß sich der Mann aller schweren Arbeit enthalten und sich pflegen, um dem Kind nicht zu schaden. Stirbt ein Mgesu, so wird die Leiche nicht begraben, sondern am Abend außerhalb des Dorfes gebracht, wo in der Nacht Stücke des Leichnams bei einem zeremoniellen Mahl verzehrt werden. Der Rest bleibt für die wilden Tiere. Leider bringt Roscoe diese Beobachtungen ohne jeden weiteren Kommentar.

In Usoga tritt wieder ein ausgesprochener hamitischer Einfluß hervor. Die Bevölkerung stand seit Jahren unter der Botmäßigkeit der Baganda. In neuerer Zeit wird der Nordwest-Distrikt von den Banyoro, der mittlere Distrikt von den nilotischen Bateso und nur der südliche Distrikt von den Baganda beherrscht. Fast überall zeigt sich die gleiche leidenschaftliche Liebe für die Viehzucht und das Einhalten der mit ihr verbundenen Tabus. Doch tritt daneben die ursprüngliche Ackerbaukulturschicht noch deutlich hervor. Zu ihr gehört z. B. das allgemeine Tragen der Rindenstoffkleidung. Entsprechend den einzelnen Einflußzonen ist Usoga überhaupt von den verschiedensten Kulturströmen durchsetzt, so daß die Verhältnisse in Nordwesten, im Zentrum und im Süden ziemlich voneinander abweichen.

Sehr zu bedauern ist, daß es dem Verfasser nicht möglich war, eigene Aufnahmen an Ort und Stelle zu machen. Sie hätten in mancher Hinsicht, besonders bezüglich der materiellen Kultur der weniger bekannten Stämme, das Bild ergänzt. Aber auch so müssen wir dem Verfasser für das reiche Material dankbar sein, das er uns in seinem Buch geschenkt hat. *Dr. Marianne Schmidl.*

44.

Frobenius, Leo: *Das unbekannte Afrika.* Aufhellung der Schicksale eines Erdteiles. (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) 1923.

Verfasser unternimmt im vorliegenden Werke den Versuch, das Kulturbild des heutigen Afrika in seinem Werden bloßzulegen und es aus geschichtlicher Tiefe heraus zu verstehen. Bis in die früheste Zeit menschlicher Betätigung verfolgt er den afrikanischen Menschen und glaubt, im Ablauf der Kulturwellen, die über den Erdteil hinzogen, gewisse Gesetzmäßigkeiten finden zu können. In diesem starken Zug zum Schematisieren aber liegt vor allem eine Schwäche des Werkes, die andere darin, daß wir ohne hinreichende Belege Thesen vorgesetzt bekommen, die den bisherigen Annahmen strikte zuwiderlaufen, so etwa, wenn vom Mariarchat der hamitischen Kultur die Rede ist. Denn daß die hamitische Viehzüchterkultur keinen direkten Nachkommen der prähamitischen (jungpaläolithischen) Jägerkultur darstellt, (Frobenius nennt auch diese Kultur hamitisch), sondern aus dieser unter Beimengung ursprünglich fremder Wirtschaftselemente (Viehzucht) hervorging, wird mir immer wahrscheinlicher. Gehörte diese Wirtschaftsform aber von Haus aus mutterrechtlichen Ackerbauern an, so können uns Anklänge an diese Kultur bei den nomadisierenden Hamiten nicht überraschen. So erkläre ich mir auch, wieso die hamitische Kultur, die nach Frobenius in ihrer Ausgangsform nur Zauberglauben (Ähnlichkeitsmagie usw.) kannte, für die also die wirkende Kraft in der Materie lag (Emanismus), in ihrer späteren Form unverkennbare Einflüsse der Seelenkultur aufweist; denn Bestattung in Gestalt eines verschnürten Bündels

oder unter Steinhaufen, auf die Steine geworfen werden mit dem an den Verstorbenen gerichteten Wunsch: „Störe uns nicht“ (Frobenius, a. a. O. 54), weisen doch deutlich auf die Existenz eines Glaubens an Seelen hin, die zurückkehren und den Überlebenden schaden können. In dieser wohl späteren Form der hamitischen Weltanschauung gibt es also auch Kräfte, die außerhalb der Materie ihren Sitz haben; zu einem ausgebildeten Ahnenkult scheint es aber nirgends auf rein hamitischem Boden gekommen zu sein. Hierin erblicke ich aber auch die Ursache für das Fehlen der Plastik bei Hamiten und ihren Verwandten. Die Vollbildnerei entsprang eben in erster Linie dem Bedürfnisse, den Ahnen zu versinnbildlichen bzw. sein ihm zugeordnetes Personal usw. darzustellen. Die Bildnerei entspricht dem Leben des seßhaften Ackerbauers, der an Seelen glaubt und Ahnenkult treibt, die flüchtige, dabei naturalistische Zeichnung dem des mit der Natur aufs innigste vertrauten unsteten Jägers, der sie in erster Linie für seinen auf Ähnlichkeitsmagie aufgebauten Jagdzauber benötigt. Keramik ist von Haus aus dieser Kultur fremd, die ihre Gefäße hauptsächlich aus Fell und Leder formt und mit Schnittmustern verziert. Wo sie die Tontechnik annimmt, scheint sie Vorliebe für eingeschnittene Verzierungen zu besitzen (vgl. vorgeschichtliches Ägypten, Kreta usw.).

Im Gegensatz zur hamitischen Kultur nennt Frobenius die äthiopische, wobei mir seine philosophischen Betrachtungen über den Unterschied beider als „chthonischer“ und „tellurischer“ wissenschaftlich wenig fruchtbar erscheinen. Die „Äthiopier“ glauben an Seelen, für sie liegt also die Kraft, die alles Geschehen bewirkt, außerhalb der Materie, wie etwa im Schamanismus, mit dem auch die weitere Parallele besteht, daß das Gewerbe des Schmiedes ein geachtetes ist, ja daß der Schmied geradezu oft eine Würdestelle einnimmt (s. Atlas Afrikanas, Heft II, Bl. 8). Er ist eben, wie der sibirische Schamanismus zeigt, die Person, die über gewisse übernatürliche Kräfte verfügt und daher oft identisch ist mit dem Mittler zwischen Menschen und Seelen, dem Schamanen (s. Czaplicka, Aborig. Siberia, 199). Die Ahnen werden in der äthiopischen Kultur verehrt und plastisch dargestellt. Eine gewisse Neigung zum Stilisieren ist dieser Kunst eigen. Der Mond gehört der äthiopischen Schichte [1]) als Symbol an, wie die Sonne der hamitischen. Tänze mit Masken gehören zum Kult. Die Lebensgrundlage schafft der Hackbau. Frobenius bezeichnet die Kultur im Gegensatz zur herrschenden Meinung als patriarchalisch, wie mir scheint, ohne hinreichende Beweise für seine Behauptung beizubringen. Die Tatsache, daß im sibirischen Schamanismus die Frau eine größere Rolle spielt als der Mann, ein Umstand, der von manchen Autoren im Verein mit anderen Gründen geradezu als ein Beweis dafür aufgefaßt wurde, daß ursprünglich die Frau allein Schamanin war (s. Czaplicka, a. a. O. 243 ff.), scheint mir dafür zu sprechen, daß die Seelenkultur von Haus aus mutterrechtlich ist. Daß wir sie in Sibirien bei Jägern und Nomaden und nicht bei Ackerbauern antreffen, denen sie vermutlich ursprünglich zugehörte, hängt wohl mit einer gewaltigen, durch Klimawechsel bedingten Änderung der Wirtschaftsform eines Großteiles der innerasiatischen Völker zusammen.

An weiteren Kulturströmen führt Frobenius die alterythräische Kultur an, die ausgezeichnet durch den echarpe-Bogen (mit geschläuften Bambus- oder Rottangsehne), Schlitzpauke und Trommelsprache, Zucht des Schweines und Anbau der Banane, eine an der Ostküste des Erdteiles gelandete Welle darstelle, die später in den Urwald abgedrängt wurde. Die Bewegung, die sie in den Urwald schob, war nach Frobenius die mittelerythräische Kultur, die sich in zwei Phasen, eine nord- und süderythräische scheidet. Als hervorstechendste gemeinsame Merkmale beider Gruppen nennt Frobenius den Hasen als Fabelheld, die Kegeldachhütte und die Beamtenhierarchie mit vier Erzbeamten. Mit der norderythräischen Kultur identisch wird der kaschitische (kuschitische) Kulturkreis genannt, der die Westküste Indiens — Akkad-Hadramut (Ophir)-Punt — umfaßt und von Nubien aus in nachneolithischer Zeit bestimmend auf Ägypten eingewirkt habe. Diese Kultur ist nach Frobenius mutterrechtlich und durch die Sitte des ritualen Königsmordes charakterisiert. Als jungerythräisch werden schließlich die semitischen Einflüsse (Araber — Geez-Völker) sowie die neuindischen Einwanderungen ausgeschieden. Diese Benennung der Kulturen nach ihrer vermuteten Einbruchspforte halte ich nicht für glücklich. Fürs erste, weil wesensfremde Kulturströme mit ähnlichen Namen belegt werden, wodurch der Eindruck innerer Zusammenhänge erweckt wird; fürs zweite, weil für die älteste Schichte anscheinend der Ausgangspunkt nicht im Norden der Ostküste, sondern in ihrem mittleren Teile zu suchen ist, wie mir die Karten 43—45 zu beweisen scheinen.

Zwei weitere Kulturströmungen von großer Tragweite zeigt Frobenius im Westen Afrikas auf: die syrtische und die atlantische Kultur. Beide kommen aus Gebieten hochentwickelter geschichtlicher Kulturen. Die erstere hat ihren Ausgangspunkt an den Syrten und durchquert Westafrika in südlicher Richtung, die letztere bringt Frobenius in Zusammenhang mit den Fahrten der Tartessos-Schiffe,

[1]) Eine spätere Entwicklungsform scheint zu sein, was Teßmann, Z. f. E. 51, 155 f., „Auferstehungskultur“ nennt; in ihr dient der Mond als Sinnbild des Neuauflebens nach dem Tode.

die von Tartessos (Tarschisch), außerhalb der Säulen des Herakles am Atlantischen Ozean gelegen, ihre Handelszüge bis an die Goldküste ausgedehnt haben sollen. In der Tat glaube ich, daß Frobenius mit seiner „atlantischen" Kultur eine für die Erklärung der Yoruba-Beninkultur recht fruchtbare Arbeitshypothese eingeführt hat, die allerdings nach mancher Richtung noch gründlicher Untersuchung bedürfen wird, um als mehr denn Hypothese gewertet zu werden.

Auf dieser historischen Gliederung der Kulturelemente Afrikas, die, auch wenn sie noch mancherlei Änderungen unterworfen werden dürfte, doch einen unleugbaren großen Fortschritt darstellt, versucht nun Frobenius das Verständnis afrikanischer Kunst aufzubauen, um, wie er sich ausdrückt, „den oft allzu weichen Ästhetizismus nach mancher Richtung mit einem Knochengerüst zu stützen". Und darin scheint mir der Hauptwert des Buches zu liegen, daß der bisher fast rein ästhetisierenden Betrachtung afrikanischer Kunst endlich einmal nicht nur die Forderung, sondern auch die Tat entgegengestellt wird, die einzelnen Kunstprovinzen auseinanderzuhalten und aus ihren verschiedenartigen Grundlagen heraus zu erklären. Auch hier wird ja manches noch einer späteren besseren Erkenntnis zu weichen haben, aber für das wirkliche Verständnis afrikanischer Kunst wird dieses Buch bahnbrechend bleiben. Denn nicht nur prachtvolle Bilder bietet uns der Verfasser, sondern auch Anhaltspunkte, die Wesensart afrikanischer Kunst aus der Eigenart ihrer Träger heraus zu verstehen. Frobenius versucht als erster, den Leser anzuleiten, nicht als Europäer, sondern als Afrikaner die Werke Afrikas zu betrachten. Und das erscheint mir das größte Verdienst dieses anregenden, mit allen Mitteln technischer Vollendung hergestellten Buches. *V. Christian.*

43.

Koch-Grünberg, Theodor: *Vom Roroima zum Orinoco.* Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. Fünfter Band: Typenatlas. Mit 180 Tafeln und 1 Karte. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1923.

Die gut ausgeführten Tafeln bringen die Wiedergabe von 185 photographischen Aufnahmen — meist Einzelaufnahmen in Vorder- und Seitenansicht — von Indianern des Rio Branco- und Orinocogebietes, hauptsächlich von Makuschi, Taulipang, Jekuana und Schiriana. Diese Indianer werden bald ihre Eigenart verloren haben und so sind die Bilder als Dokumente einer dem Untergang geweihten Völkergruppe von dauerndem Wert. Eine kurze Orientierung über die Stämme, denen die abgebildeten Individuen angehören, ist vorausgeschickt; zu einzelnen Individuen sind nähere persönliche Angaben in der Tafelerklärung zu finden. Die beigefügte Karte zeigt die Wohnsitze der teils den Arowaken und Karaiben angehörigen, teils isolierten Stämme des Rio Branco-, Rio Negro- und oberen Orinocogebietes. Dem Verlag gebührt unser Dank für die gute Ausstattung der mit der Unterstützung des Baeßler-Institutes herausgegebenen Veröffentlichung. *L. Bouchal.*

46.

Festschrift Eduard Seler, dargebracht zum 70. Geburtstag von Freunden, Schülern und Verehrern, herausgegeben von Walther Lehmann (654 Seiten, 4°, mit 15 Tafeln in Lichtdruck, 2 Karten und 62 Abbildungen im Texte). Stuttgart (Strecker und Schroeder) 1922.

Am 5. Dezember 1919 feierte der Altmeister der deutschen Amerikanistik, Eduard Seler, in aller Stille seinen 70. Geburtstag. Aus diesem besonderen Anlasse vereinigte sich eine Schar seiner Freunde, Schüler und Verehrer, um dem Gefeierten durch die Herausgabe einer Festschrift eine Ehrung darzubringen und ihm ein wissenschaftliches Denkmal für alle Zeiten zu errichten. Das größte wissenschaftliche Denkmal aber hat sich der Gefeierte durch sein eigenes gewaltiges Lebenswerk gesetzt, das dank der achtunggebietenden Gründlichkeit wie der durchwegs grundlegenden Bedeutung der gewonnenen Forschungsergebnisse dem Schöpfer dieser Leistungen mit Recht die ehrenvolle Aufnahme in die Ruhmeshalle der gesamten menschlichen Wissenschaft sichert, an der das deutsche Volk einen so hervorragenden Anteil hat. Eine schwache Vorstellung von der ins Riesenhafte gesteigerten Arbeitskraft Eduard Selers gibt das von seiner gelehrten Lebensgefährtin Cäcilie Seler-Sachs zusammengestellte Verzeichnis der sechs großen amerikanischen Forschungsreisen, auf denen sie ihren Gatten begleitete, Leiden und Freuden mit ihm teilte und ihm in seiner Forscher- und Sammlertätigkeit zur Seite stand, sowie das Verzeichnis der von Eduard Seler verfaßten Schriften, das von seinem nicht minder berühmten,

Schüler und Freunde Walther Lehmann, dem Herausgeber dieser Festschrift, verfaßt ist und das die ansehnliche Zahl von 257 Arbeiten Selers aufzählt. Dem Verzeichnis der Schriften Selers folgt ein ausführliches Namen- und Sachregister zu seinen Arbeiten, das im Zusammenhange mit jenem den Umfang seines ausgedehnten Arbeitsgebietes und die tiefe Gelehrsamkeit erkennen läßt. In welch hohem Maße Selers Forschungen auch über die beiden amerikanischen Erdteile hinaus die Wissenschaft angeregt und befruchtet hat, geht aus den zahlreichen Beiträgen für die Festschrift hervor, unter denen Namen hochverdienter deutscher und nordischer Gelehrter und Forscher begegnen, wie A. Grünwedel, Ed. Hahn, W. v. Hoerschelmann, G. Schweinfurth, A. Vierkandt, F. v. Wieser, E. P. Dieseldorff, G. Friederici, H. Harms, Th. Koch-Grünberg, F. Krause, P. Kreichgauer, W. Lehmann, Th. Loesener, John Loewenthal, Erland Nordenskiöld, K. Th. Preuß, K. Sapper, M. Schmidt, P. W. Schmidt, Cäcilie Seler-Sachs, F. Termer, Therese Prinzessin von Bayern, F. Weber.

Aus der Reihe der Beiträge seien hier die wichtigsten und hervorragendsten kurz hervorgehoben:

L. Adam stellt eine kritische ethnologisch-rechtswissenschaftliche Betrachtung über die nordwestamerikanische Rechtseinrichtung des sogenannten „Potlatch", eine Verteilung von Geschenken an die Stammesgenossen bei den verschiedensten Anlässen an (S. 27—45).

E. P. Dieseldorffs Beitrag „Welchen Gott stellen die Steinidole der Mayavölker dar?" sucht zwei auf Tonkrügen aus Chamá dargestellte Gottheiten als den jungen und den alten Gott zu erweisen, Verkörperungen der guten und der bösen Zeit des Jahres (jene die 360 lebenskräftigen Tage des Jahres, diese die fünf toten Tage am Jahresschlusse umfassend), die aus den uns erhaltenen Maya-Handschriften als der Maisgott „E" und als der Gott „N" bestimmt sind[1]) (S. 47—58).

G. Friederici bringt einen sehr wertvollen Beitrag über die Behandlung der Kriegsgefangenen durch die Indianer Amerikas, worin er die grausame und rücksichtslose Art ihrer Kriegführung schildert, die besonders bei den Nordindianern und den Eskimostämmen ungemein blutig und vernichtend war. Als Anlaß zum Kriege hebt F. das Motiv der Rache und der Blutrache an erster Stelle hervor, Motive, die auch bei europäischen Völkern lange wirksam waren und zum Teil bis in unsere Zeit herein nachwirkten. Bei den Stämmen der huronisch-irokesischen Sprachfamilie verfielen, wie bei einer Reihe anderer Weststämme die Kriegsgefangenen, und zwar auch weibliche, meist der entsetzlich grausamen und möglichst lange ausgedehnten Feuermarter am Marterpfahl, nachdem oft ein barbarisch-grausames Spießrutenlaufen vorangegangen war. Bis zu welchem Grade scheußlichster Bestialität sich das Martern von Kriegsgefangenen steigerte, erhellt aus den vier Formen der Marter bei den Indianern des östlichen Nordamerika: 1. Der Sieger verzehrt nach dem Tode des Gemarterten Teile seines Körpers oder den ganzen Leib. 2. Er schneidet aus dem lebendigen Leibe des Gemarterten Fleischstücke heraus, die er in dessen Gegenwart flüchtig über dem Feuer bratet und verzehrt. 3. Der Sieger zwingt Stammesgenossen des Gemarterten, von dessen lebendigem Leibe Fleischstücke zu verzehren. 4. Der Gemarterte wird selbst zum Kannibalismus gezwungen, das heißt Stücke seines eigenen Körpers zu fressen. An den angeführten Beispielen kann man sehen, zu welchen Scheußlichkeiten und zu welcher ausgesuchten Bestialität Gebräuche, die wie die Marter von Kriegsgefangenen ursprünglich mit religiösen Menschenopfern zusammenhingen, führen konnten. Während Irokesen und Huronen gefangene Weiber ebenfalls der Feuermarter überlieferten, schonten sie gefangene Kinder bis zu zwölf Jahren stets und nahmen dieselben in ihren eigenen Stamm auf. Die Indianer des Ostens schändeten wenigstens ihre weiblichen Kriegsgefangenen nicht, wie dies bei den Indianern der Prärien und Ebenen im Westen allgemein geschah. Der Verfasser versichert, daß für diese tierische Sitte bestimmt das sittenlose Verhalten der weißen Bevölkerung in jenen Grenzgegenden vorbildlich gewesen sei. Früher schonten diese Stämme ihre kriegsgefangenen Weiber und ließen ihnen eine milde Behandlung zukommen. Azteken behandelten Gefangene schon aus dem Grunde gut, um sie für das Opfer der Gottheit wohlgefällig und kräftig zu machen. Die Tupi Brasiliens und die dortigen Kannibalenstämme taten dasselbe, um sie für das Menschenfressermahl möglichst fett zu machen.

Viele Indianer Südamerikas betrachteten kriegsgefangene Weiber als regelrechte Kriegsbeute, machten sie zu Sklaven oder mästeten sie kunstgerecht, um sie dann zu schlachten und zu fressen. Rühmenswerte Ausnahmen machten die Stämme des Inkareiches. Auch die westlich des Paraguayflusses wohnenden Guayacurú wie auch die ihnen verwandten Abiponer behandelten gefangene Weiber durchaus menschenwürdig. Von den durch die weiße Bevölkerung vielfach verübten Grausamkeiten, besonders

[1]) Die in den Bilderhandschriften der Mayastämme abgebildeten Gottheiten werden nach dem Vorgange von Paul Schellhas allgemein durch große Lateinbuchstaben bezeichnet.

von denen der Franzosen in Canada und in anderen Gebieten beider Amerika, wendet sich der Referent mit unüberwindlichem Abscheu und Ekel ab. In den Berichten über die Behandlung gefangener Krieger durch die Indianer ist der ungünstige Einfluß Europas an zahlreichen Stellen unverkennbar. Die in ihrer Kriegführung so grausamen und rachsüchtigen Indianer mußten leider mit Fug und Recht manche Europäer für noch barbarischer halten, als sie selbst es waren.

Ed. Hahn schildert „Die geistigen Einwirkungen der Entdeckung Amerikas auf Europa" und bringt das Aufkommen des Hexenwahns im 16. und 17. Jahrhundert in Europa mit den geistigen Nachwirkungen der Entdeckung der reichen Länder der Neuen Welt und einer falschen und verderblichen religiösen Auffassung der damaligen Christenheit in Verbindung. Der Hexenwahn sei gleichsam die Rache Amerikas für das ihm durch die Conquista zugefügte himmelschreiende Unrecht.

H. Harms gibt eine wertvolle Übersicht der bisher in altperuanischen Gräbern gefundenen Pflanzenreste (S. 157—186).

W. v. Hoerschelmann handelt über „Flächendarstellungen in altmexikanischen Bilderschriften" (S. 187—204) und erörtert eingehend die verschiedenen Versuche künstlerischer Darstellung der Wirklichkeit oder gedachter Vorstellungen in der Fläche. Von den Grundzügen der zeichnerischen Wiedergabe seien hier bloß einige erwähnt: Mangel jeder Perspektive, strenges Verharren bei der alteingebürgerten Formensprache, naturalistisch unvollkommene Zeichnung bei trotzdem oft meisterhaft durchgeführter Komposition; Darstellung menschlicher Figuren durch bloße Umrißzeichnung, Kopf und Beine im Profil, im Größenverhältnis meist völlig unproportioniert, Linien der Gliedmaßen oft schnurgerade mit scharfen Ecken, Oberkörper meist in direkter Vorderansicht, volle Vorderansicht sehr selten, Drehung des Kopfes im Profil nach vorn oder scharf über den Rücken blickend, das Auge behält im Profil stets seine Mandel-, Halbkreis- oder Kreisform, die Hände zeigen stets die volle Fläche mit den fünf Fingern. Bei farbiger Darstellung gleichmäßige Tönung ohne Unterschied von Licht und Schatten. Die Flächendarstellung im Relief ist nichts weiter als ins Große übertragene Bilderschrift. Kleidung und alle Binden ohne Falten oder Biegung, geradlinig, ohne perspektivische Verkürzung. Nasenschmuck und Ohrpflock auch beim Profil stets voll sichtbar. Tierfiguren werden verschieden dargestellt, vorwiegend im Profil, nur bestimmte Tiere, wie Insekten, der Skorpion oder die Schildkröte breiten sich in Obensicht in der Fläche aus. Das Profil des Vierfüßers kann die direkte geometrische Projektion einer Seite mit nur je einem Vorder- und Hinterbein sein. Selten ist noch ein zweites Vorderbein hinzugefügt (Jaguar). Bei Darstellung aller vier Beine sind die hinteren durch die vorderen halb verdeckt oder einfach alle vier neben einander gereiht. Vögel, mit Ausnahme der Eule, die in scharfer Vorderansicht gegeben wird, im Profil, von den Flügeln entweder nur der vordere oder alle beide voll ausgebreitet, der Schwanz in Breitsicht. Gefäße zeigen den bloßen Umriß der Boden- und Randlinie in geometrischer Projektion oder die Fläche des vertikalen Querschnittes, die Wölbung der Gefäßwand wird als Fläche gezeichnet, von den drei Füßen der häufigen Dreifußgefäße entweder nur zwei oder alle drei in einer Linie umrissen, der Inhalt des Gefäßes wird über dem Rande aufgezeigt. Tempel und Häuser sind in Vorderansicht nach Art der geometrischen Projektion gezeichnet, eine Front mit Tür zwischen zwei Türpfosten in der Mitte und einem Deckbalken. Wird ein Bau von der Seite gezeichnet, so verbinden sich zwei Ansichten miteinander. Die Türöffnung an der Frontseite, die eigentlich unsichtbar wäre, schneidet stark in die Schmalwand ein und zeigt einen Türpfosten, durch den großen Türausschnitt soll das im Innern des Gebäudes Befindliche bequemer dargestellt werden. Von allgemeinen Zügen der Wiedergabe sei nur noch das Prinzip der Reduktion einer Vielheit von Gegenständen auf einige wenige, die vollkommene Vernachlässigung des Größenverhältnisses und die große Freiheit der Komposition bei Wiedergabe der Anordnung im Raume auf der Fläche erwähnt. Schmerzlich empfindet man das Fehlen von Abbildungen zum Texte des leider mit dem Tode abgegangenen so viel versprechenden Verfassers.

Th. Koch-Grünberg bringt eine wertvolle Studie über die Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Orinoco, Rio Negro und Yapurá (S. 205—266 mit einer Karte), F. Krause beschreibt die Kultur der kalifornischen Indianer in ihrer Bedeutung für die Ethnologie und die nordamerikanische Völkerkunde" als Auszug aus seiner wichtigen Habilitationsschrift (S. 267—270).

P. Kreichgauer versucht in seiner anregenden Studie „Die ältesten Zeugnisse mexikanischer Kultur" (S. 271—279) mittels astronomischer Berechnungen und einer Tabelle der Leitkonjunktionen des Planeten Venus mit der Sonne den Nachweis zu erbringen, daß der Beginn der mexikanischen Zeitrechnung, wie zu erwarten war, in älterer Zeit auf einen Tag „ce cipactli" (das heißt „eins Krokodil", gewöhnlich durch eine arabische und römische Eins, also als 1, I bezeichnet) getroffen habe und nicht auf eines der folgenden Tageszeichen. K. schließt auf Grund von Datenberechnungen der alle acht Jahre eintretenden Leitkonjunktionen und der Selerschen Nachweise des Zusammenhanges zwischen astronomischer Venusberechnung und dem Tonal-amatl oder priesterlichen Venusjahre, daß die Priester-

astronomen der alten Mexikaner den alle acht Jahre eintretenden Zeitpunkt des Festes der Erneuerung aller Lebensmittel (atamal-qualiztli) mit Hilfe von Datentafeln feststellten, welche den Zeitraum von 80, beziehungsweise 104 Jahren umfaßten. Diese Datentafeln konnten unter Beachtung der Korrektur um einen Tag nach etwa zwölf Jahrhunderten als ewiger Venuskalender benützt werden. Das genannte große Fest, das von den Maçateken, einem zur Sprachfamilie der Chorotegen gehörigen Stamme seinen Ausgang genommen hatte und später auch nach der Hauptstadt verpflanzt wurde, sei mit der Wiederkehr jeder fünften unteren Konjunktion von Venus und Sonne und dem Aufgange der Venus als Morgenstern an derselben Stelle des Himmels zur gleichen Jahreszeit verknüpft gewesen. Aus dem Fehlen des ersten Tageszeichens (cipactli) unter den Jahresbezeichnungen und der abweichenden Benennung der Jahre bei den einzelnen Stämmen schließt nun K. wohl mit Recht, daß darin verschiedene Zeitstufen des Kalenders vorliegen dürften, und nimmt ferner an, der Beginn der mexikanischen Zeitrechnung sei der 3. auf den 4. Oktober des Jahres 2098 v. Chr. gewesen, zu welchem Zeitpunkte der Frühlingspunkt der Sonne nur 1 Grad westlich der Plejaden vorüberging und der Herbstanfang mit dem ersten Aufgange des Morgensterns zusammengefallen sei. Damit stünde in Einklang, daß sich das älteste, zu Beginn eines „Jahrbündels" (52jähriger Zyklus) stattfindende Neujahrsfest mit der Erbohrung des neuen Feuers nach dem Hochstande der Plejaden um Mitternacht richtete.

W. Lehmann steuert Text und Übersetzung eines Tolteken-Klagegesanges mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen bei samt einem wertvollen Abrisse der Maya-Chronologie in Tabellenform (S. 281–319).

Th. Loesener spricht über Maya-Namen und die Nutzanwendung yucatekischer Pflanzen, von denen nicht weniger als 60 Arten nach Ed. Seler oder seiner Gattin benannt sind. Der Wert der lateinischen Nomenklatur ist freilich meines Erachtens bei Namen wie z. B. „Selerothamnus" völlig illusorisch.

J. Loewenthal bringt eine interessante Studie über „Neescotting", das Speeren der Fische bei nächtlichem Fackelschein, eine Art des Fischfanges, von der es L. für wahrscheinlich hält, daß sie gleich dem Gebrauche des Schlagfeuerzeuges aus zwei Steinen, dem Kugellasso und einigen anderen Kulturelementen auf paläoasiatische Kultureinflüsse auf das voreuropäische Altamerika zurückführen (S. 345—361).

O. Lutz beschreibt die Urbewohner am Isthmus von Panamá (S. 363–378).

E. Nordenskiöld bringt einen methodisch und sachlich höchst beachtenswerten Beitrag über „absichtliches und unabsichtliches Zähneschwärzen bei den Indianern Südamerikas". Er unterscheidet zwei Gebiete voneinander, in dessen einem die Indianer schwarze kariöse Zähne vom Cocakauen mit Kalk bekommen, während sie in dem anderen die Zähne absichtlich blau oder schwarz färben. Ersteres trifft außer für die Cocakauer in Nord-Peru noch für den Chibchastamm der Paez, in Süd-Columbia für die Ijica und Gojiro im nordwestlichen sowie für die Cumana im nordöstlichen Venezuela zu, die sämtlich Coca mit Kalk kauen. Das beigegebene Kärtchen zeigt die Verbreitung obiger beiden Arten des Zähneschwärzens und legt den Gedanken nahe, daß das Verbreitungsgebiet des absichtlichen Schwarzfärbens der Zähne früher ein zusammenhängendes Kulturgebiet gewesen sein dürfte.

K. Th. Preuß gibt in seinem Beitrage „Flutmythen der Uitoto und ihre Erklärung" die Übersetzung eines von ihm aufgenommenen Textes, der in seinem Werke „Religion und Mythologie der Uitoto" im Originalwortlaute mit Übersetzung steht.

Eine ausgezeichnete Charakteristik der K'ekchi-Indianer, eines Mayastammes im nördlichen Guatemala, auf Grund langjährigen Zusammenlebens mit diesen gibt K. Sapper in seinem Beitrage „Über den Charakter und die geistige Veranlagung der K'ekchi-Indianer" (S. 401–440). Von deren Charaktereigenschaften rühmt er die weitgehende Selbstbeherrschung und Mäßigung der Affekte, die unglaubliche Geduld und die Ausdauer bei einmal übernommenen Arbeiten, ihre Wahrheitsliebe, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit und Bescheidenheit, ihr Pflichtgefühl, ihre Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, das starke, leicht verletzbare Gerechtigkeitsgefühl, das starke Freiheitsgefühl, ihre Standhaftigkeit und Treue sowie die Mäßigung in der Liebe, die aller Zärtlichkeit abhold ist, die Unterordnung gegenüber dem Älteren, die strenge Erziehung der Kinder zum Gehorsam, den gesitteten Ton ihrer Unterhaltung, den Fleiß und die Sauberkeit der Frauen, die Feinfühligkeit und Rücksichtnahme gegen alte und kranke Leute ohne alle Zärtlichkeit sowie die große auf dem Lande herrschende Sittenstrenge. Der K'ekchi-Indianer ist sehr empfindlich, aber nicht nachträgerisch, freilich bei schlechter Behandlung zu schwer besänftigendem Haß, zur Rachsucht und Gewalttätigkeit hinneigend. Tadelnd hebt er hervor die mangelnde Einsicht in die Naturgesetze, den Mangel an Unternehmungsgeist in großem Stile, ihren Eigensinn und Trotz, die Verschlossenheit, das Mißtrauen und den Haß gegen Fremde, den Mangel an Dankbarkeitsgefühl sowie die Härte sowohl gegenüber der Not des Fremden als auch gegen Tiere,

welche Härte sich gegen schädliche Tiere zu ausgesuchter Grausamkeit steigert, schließlich die große Suggestionsfähigkeit und Nervosität des K'ekchi-Indianers.

Max Schmidt entwirft eine methodisch und sachlich ausgezeichnete Studie über das Haus im Xingú-Quellgebiet, einem hauptsächlich von Karaiben-, Aruak- und Gêsstämmen bewohnten Waldgebiete im Herzen Brasiliens (S. 441).

P. W. Schmidt behandelt in seinem wichtigen und bedeutsamen Beitrage „Die Altstämme Nordamerikas" (S. 471—502), unter denen er die auf vortotemistischer und vormutterrechtlicher Stufe stehenden Indianerstämme versteht, also Stämme, die weder Mutterrecht noch Clan-Totemismus und Heiratsklassen kennen. Zu ihnen rechnet Schmidt eine Reihe von Stämmen der von Dixon und Kroeber entdeckten Hoka- und der Penuti-Sprachfamilie der nordamerikanischen Westküste von dem Gebiete der totemistischen mutterrechtlichen Nordwestindianer bis zur Südspitze der kalifornischen Halbinsel. Einzige soziale Einheit der Altstämme ist die Individual-Familie und das Dorf. Die Heiratsregelung erfolgt nach der Blutsverwandtschaft; wenn Erbfolge vorhanden ist, ist sie auf das Vaterrecht gegründet. Die Häuptlingsgewalt bei den Altstämmen ist keine besonders feste und beruht zum Teil auf der Wahl der Familienhäupter. Als Eheform gilt die Monogamie. Als kennzeichnend für die Altstämme bezeichnet P. Schmidt die Ausübung der Pubertätszeremonien, die z. B. bei den Shuswap, den Achomavi und den Shasta, bei den Maidu, den Diegueño- und Luiseño-Indianern anläßlich der Knaben- und Mädchen-Initiation gefeiert werden, bei den Yuki, Pomo, Kato, den südlichen Yokuts und den Salina nur für Knaben, bei den Takelma und Chimariko sowie den Mohawe nur für Mädchen geübt wird, was auf benachbarte mutterrechtliche Gesellschaftsordnung hinweise. Bemerkenswert seien die primitive Gesellschaftsordnung und Ergologie sowie die altertümlichen religiösen Verhältnisse mit ihrem ausgesprochenen Glauben an einen göttlichen Weltschöpfer bei diesen Altstämmen Nordamerikas, die an jene der Altstämme Australiens erinnern. P. Schmidt nimmt für diese primitiven sozialen, religiösen Verhältnisse wie für die primitive Form der materiellen Kultur (runde und konische Hausform und Bienenkorbhütte der Zentralgruppe der Altstämme, primitive Schiffahrt, Fehlen der Töpferei u. a.) ein hohes ethnologisches Alter in Anspruch und bezeichnet Zentralkalifornien mit Recht als das Gebiet, das für die genauere Kenntnis der Kultur der Altstämme besonders ins Auge gefaßt werden müsse. — Bezüglich der bei den Knaben-Pubertätsfeiern gebrauchten kosmologischen Sandmalereien möchte ich allerdings bezweifeln, ob es sich hier wirklich um Elemente einer primitiven Kulturstufe, wie die der Altstämme oder nicht vielmehr um von außen eingedrungenes Lehngut handelt (vgl. meine Ausführungen im LII. Bande dieser Mitteilungen, S. 124).

G. Schweinfurth erörtert eingehend die Frage „Was Afrika an Kulturpflanzen Amerika zu verdanken hat und was es ihm gab" und stellt fest, daß von Amerika weit mehr Kulturpflanzen (81 Arten) nach Afrika gelangten, als aus Afrika nach Amerika (32 Arten) (S. 503—542).

Caecilie Seler-Sachs bespricht die „Altertümer des Kanton Tuxtla im Staate Veracruz", und zwar interessante Steinbildwerke sowie Tonsachen, die sich im Berliner Museum befinden (S. 543—556).

F. Termer schildert den Verkehr im altmexikanischen Volksleben, zu welcher wertvollen Abhandlung die Beigabe einer Karte wichtig und vorteilhaft gewesen wäre (S. 557—568).

Therese Prinzessin von Bayern verdanken wir einen nennenswerten Beitrag über einige Calchaquíbronzen (S. 569—583).

A. Vierkandt beschreibt „Das genossenschaftliche Gemeinwesen der Naturvölker" (S. 585—617).

F. Weber erfreut uns mit einem Beitrage zur Archäologie Salvadors, in dessen erstem Teile er die Völker- und Kulturschichten nebst den alten Sprachverhältnissen dieses mittelamerikanischen Landes eingehend darlegt, um im zweiten Teile die Einordnung einer Reihe archäologischer Gegenstände in die einzelnen Kulturschichten versucht. Außer mehreren Tafeln ist der Abhandlung in dankenswerter Weise eine Tabelle der vorläufigen Chronologie der Kultur- und Völkerschichten Salvadors nach W. Lehmann beigegeben (S. 619—644).

Den Abschluß der bedeutungsvollen Festschrift bildet ein nicht nur für die Geschichte der Geographie Südamerikas, sondern auch für die Geschichte und Kolonialgeschichte des deutschen Volkes wichtiger kartographischer Beitrag des namhaften Tiroler Gelehrten F. v. Wieser über „Das Welserland auf den Karten des sechzehnten Jahrhunderts" mit zwei Tafeln und zwei Abbildungen. Das Welserland war eine von dem berühmten Augsburger Patriziergeschlechte der Welser am Golfe von Venezuela angelegte Kolonie, die zuerst 1529 auf der Weltkarte des spanischen Kartographen Diego Ribero verzeichnet ist. Diese älteste deutsche Kolonie in Südamerika hatte leider nur bis 1546 Bestand, in welchem Jahre der junge Bartholomäus Welser durch schmählichen Verrat der Spanier sein Leben einbüßte und hingerichtet wurde.

F. Röck.

47.

Mörner, Birger: *Aráfis tropiska år.* Stockholm (P. A. Norstedt & Söners) 1914. XV, 251 S., 8^0. (Geh. 6 Kr. 75 Öre.)

Graf Mörner gibt in dem vorliegenden Buch einen Bericht über seine dritte Südseereise, so wie er seine Eindrücke an Ort und Stelle niedergeschrieben hat. Er hat neben zoologischen besonders reiche ethnographische Sammlungen heimgebracht, die sich jetzt mit Ausnahme einer dem Nationalmuseum in Stockholm überlassenen Auswahl von Holzschnitzereien vom Sepik und Ramu, im Ethnographischen Museum der kgl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm befinden. Eine große Schädelsammlung ist im Karolinischen Institut daselbst deponiert, sie soll von Dr. G. Backmann bearbeitet werden. Eine Wörterliste von Wuwulu soll von Dr. Hambruch herausgegeben werden Die Reise führte zuerst den Sepik aufwärts, wo Mörner mit der Stollé-Behrmannschen Expedition zusammentraf, dann nach Wuwulu und Aua, denen der Hauptteil des Buches gewidmet ist; es folgte ein Besuch bei Bergpapuas von Neuguinea, ein Aufenthalt auf Karkar und auf Tabar (Gardner Island) und schließlich eine Reise auf dem Ramu, von der dem Reisenden mit knapper Not vor dem Erschlagenwerden durch die Eingeborenen zurückzukehren gelang. Wertvolle ethnographische Mitteilungen besonders über Wuwulu und Aua enthält der anregend geschriebene Bericht; eine Reihe von Gesängen ist — leider nur in anscheinend freier schwedischer Übersetzung gebracht, auch solche von den Salomon-Inseln. Die illustrative Ausstattung ist gut und reich, leider sind die meisten der eigenen Aufnahmen des Verfassers durch Feuchtigkeit zugrunde gegangen. *L. Bouchal.*

48.

Blanckenhorn, M.: *Die Steinzeit Palästina-Syriens und Nordafrikas* („Das Land der Bibel", Band III, Heft 5 und 6; Band IV, Heft 1.) Leipzig 1921.

Eine Darstellung der syrisch-nordafrikanischen Steinzeit tat schon lange not und durfte von niemand anderem bearbeitet werden als von M. Blanckenhorn, welcher nicht nur den größten Teil jener Gebiete aus langjähriger eigener Anschauung kennt, sondern sich auch in intensivster Weise an deren wissenschaftlicher Erforschung beteiligte. Daß der Autor überdies die einschlägige Literatur vorzüglich beherrscht und ebenso gewissenhaft verwertet, ist ein weiterer bei Blanckenhorn selbstverständlicher Vorzug der Monographienserie.

Es ist nicht möglich, den Inhalt der drei Hefte irgendwie auszugsweise wiederzugeben, da dieselben ihrerseits die Konzentration einer außerordentlichen Stoffülle enthalten, über welche uns der Verfasser hoffentlich in nicht zu ferner Bälde ein großes Übersichtswerk darbieten wird. Der erste Teil (Band III, Heft 5) ist der geologisch-paläontologischen Einführung gewidmet, sowie einer Besprechung der eolithischen und älterpaläolithischen Periode. Der zweite Teil (Band III, Heft 6) behandelt das jüngere Paläolithikum, der dritte (Band IV, Heft 1) das sogenannte Mesolithikum und Neolithikum, erweitert um wertvolle Ausblicke auf die Metallzeit Syriens. Wichtig sind vor allem jeweils die auf Ägypten und Palästina bezüglichen Ausführungen, welche von außerordentlicher Sachkenntnis zeugen und den Verdiensten der Vor- und Mitarbeiter gerechteste Würdigung zuteil werden lassen.

Daß wir uns einigen Ansichten der Verfassers nicht anzuschließen vermögen, ist nicht überraschend, zumal es sich vielfach um Gebiete handelt, die noch keineswegs endgültig erschlossen sind und über welche seitens der einschlägigen Forscherwelt nicht selten erst sehr ungleichwertige Beobachtungen und Angaben vorliegen. M. Blanckenhorn vermochte meine jüngsten Studien über das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens noch nicht zu verwerten, welche seine eigenen Auffassungen teils bekräftigen, teils etwas modifizieren dürften, besonders hinsichtlich der mediterranen Capsienkulturen, welche z. B. die von M. Hoernes vertretene Anschauung ausschalten, daß in Italien das Chelléo-Moustérien viel länger gedauert habe und daß sich das aus dem Acheuléen hervorgegangene Solutréen bereits mit von auswärts kommenden neolithischen Einflüssen berühre.

Wir glauben ferner nicht, daß zur Würmeiszeit, d. h. am Ende des Quartärs, vielleicht als wichtigstes geologisches Ereignis im westlichen Mittelmeerbecken, die Landverbindung zwischen Spanien und Afrika zerstört wurde, durch den Einbruch der Meerenge von Gibraltar. Wie bekannt, tritt in marinen Schichten an dem Nordfuße des Apennin sowie in Unteritalien und Sizilien Cyprina islandica auf, ein nordischer Gast, welcher nur im Gefolge einer borealen Meeresströmung in jene Ablagerungen der „Calabrien"- und „Sizilien-Stufe" gelangen konnte. Letztere Stufen werden nun ausnahmslos dem jüngsten Pliozän oder älteren Quartär zugeteilt, woraus folgert, daß bereits damals der Atlantische Ozean und das Mittelmeer in offener Verbindung standen. Daß dieser Seeweg in der Folge wiederum zeitweise, durch erneute Landhebungen, unterbrochen wurde, ist nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich. *Hugo Obermaier.*

49.

Breasted, James Henry, *The Oriental Institute of the University of Chicago.* A Beginning and a Programm (Oriental Institute Communications Nr. 1) Chicago 1922.

Die Einleitung dieses reich mit Bildern ausgestatteten Heftes bildet der Bericht über eine im Auftrage des Or. Inst. von Breasted von 1919 auf 1920 unternommene Orientreise, deren Zweck war, über die zu leistenden Ausgrabungsarbeiten im nahen Osten einen Überblick zu gewinnen und eventuell an Ort und Stelle von Händlern Objekte zu erwerben. Nach beiden Richtungen hin war die Expedition von bestem Erfolge begleitet. Besonders wertvoll für die Kunstgeschichte des nahen Ostens ist die Bergung römischer Wandmalereien aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. in Salahije, wo englische Truppen sie in einer ehemaligen römischen Festung entdeckten. Als Ergebnis der Reise, die Breasted von Ägypten über die Ruinenstätten des alten Babyloniens und Assyriens nach Aleppo und von dort an die syrische Küste führte, stellt Verfasser ein Programm für ungefähr die nächsten 30 Jahre auf. Nach dem Beispiel der in 10 Jahren durchgeführten Ausgrabung von Assur hält er es für möglich, die wichtigsten Ruinenstätten des nahen Ostens im Laufe einer Generation auszugraben, falls die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden. Ziel dieser Arbeiten wäre die Gewinnung des notwendigen Materials, um die Geschichte der Entstehung der menschlichen Zivilisation im nahen Osten zu erforschen. Wichtig werden meines Erachtens besonders für die Erkenntnis der Verbreitungswege die Ausgrabungen in Knotenpunkten der Kulturströmungen sein. Bei dieser Gelegenheit möchte ich das Augenmerk auf den an der Peripherie von Aleppo bei der „Weißen Quelle" gelegenen Teil lenken, wo ich selbst von der Oberfläche und aus den Wänden türkischer Zeltgruben Überreste der mannigfachsten Epochen sammelte. Das Bruchstück eines nur roh gebrannten, schokoladebraunen, in Wulsttechnik gefertigten Topfes, bei dem einzelne Wülste gelegentlich anscheinend durch Einsetzen von Dornen oder dgl. fester aneinander gefügt waren, scheint mir zu beweisen, daß wir hier bei einer Ausgrabung auf sehr alte Schichten treffen würden. In Ergänzung des von Breasted entwickelten Programmes hielte ich es auch für wichtig, die heute noch lebende Bevölkerung einer genauen anthropologischen und ethnologischen Durchforschung zu unterziehen, besonders in den Rückzugsgebieten dürfen wir hoffen, Reste recht alter Schichten anzutreffen, so etwa vermutlich bei Drusen im Hauran und bei den Slêbī, deren nördlicher Zweig in der Steppe zwischen Damaskus und Mossul schweift. Unter den Drusen finden sich häufig blonde und blauäugige Elemente und es wäre nicht unmöglich, daß dieses in seiner Herkunft rätselhafte Volk einen Überrest der blonden Amoriter darstellt, ähnlich wie ja auch die blonden Berber Nordafrikas auf eine homo nordicus-Einwanderung aus Europa zurückgeführt werden. In anderer Richtung dürften die Slêbī interessant sein; sie sind ein Paria-Stamm und werden von den arabischen Beduinen verachtet; sie besitzen nur wenig Nutzvieh (Kamele und Schafe) und leben hauptsächlich vom Ergebnis der Gazellen-Jagd; vielenorts sind sie auch als Züchter der weißen Esel berühmt. Auffallend ist, was von einzelnen Reisenden über ihre Körperbeschaffenheit berichtet wird. Mittlerer eher kleiner Wuchs, graziler Bau, schöne, fast europäische Gesichter sind Merkmale, die auf Zugehörigkeit zur mediterranen Rasse hinweisen könnten. Sie wohnen in Hautzelten, ihr Wasm sieht wie ein Parierstock aus; ihre Kleidung besteht aus Gazellenfell, hinsichtlich ihrer Religion gehören sie nur äußerlich dem Islam an. Kurz, es liegen verschiedene Merkmale vor, die es wahrscheinlich machen, daß die Slêbī Reste einer primitiven, vorsemitischen Jägerbevölkerung der syrischen Steppe darstellen.

Ein für die Assyriologie hochbedeutsames Unternehmen stellt das im Oriental Institute begonnene assyrisch-babylonische Wörterbuch dar, das in der Art des von Erman geleiteten Berliner Unternehmens zur Schaffung eines ägyptischen Wörterbuches organisiert ist. Wenn auch in erster Linie für den Philologen von Interesse, wird dieses Wörterbuch auch kulturgeschichtlich reichen Nutzen stiften. Ein anderes vom Or. Inst. begonnenes Unternehmen bezweckt, durch Herausgabe der literarischen Vorläufer des Totenbuches zur Aufhellung der ägyptischen Religion beizutragen. Die Geschichte des Tiermärchens und seine Verbreitung soll in einer Bearbeitung der arabischen Versionen von Kalila und Dimna zur Darstellung kommen. Schließlich wird im Or. Inst. ein Archiv angelegt, in dem in Form einer Kartothek alle Daten gesammelt werden, die von publizierten und unpublizierten Originalmonumenten für die Kultur des alten Orients gewonnen werden können. Die Ergebnisse der Institutsarbeiten sollen in zwei Publikationsreihen mitgeteilt werden. Die eine, mehr populärer Natur, der auch das hier besprochene Heft angehört, führt den Titel „Oriental Institute Communications", die andere wird monographischen Charakter tragen und als „Oriental Institute Publications" bezeichnet werden.

Wie man sieht, ein reichhaltiges, großzügiges Programm, das, da es in guten Händen liegt, in seiner Durchführung unsere Kenntnis vom Werden des Orientes sicher mächtig fördern wird. Freilich, wir verarmte Mitteleuropäer werden auf lange hinaus von der praktischen Mitarbeit ausgeschlossen sein; hoffentlich nicht auch von der theoretischen. *V. Christian.*

Rassenverhältnisse am Ende der Stein- und Anfang der Bronzezeit in Südbayern.[1])

Von **Joachim von Trauwitz-Hellwig** in München.

(Mit 13 Abbildungen im Texte.)

Als Grundlage zu dieser Arbeit dienten 17 Schädel — sämtlich in Bayern, zumeist südlich der Donau, nämlich in den Kreisen Niederbayern, Oberbayern, Oberpfalz und Schwaben gehoben —, und zwar aus der Zeit der

I. Glockenbecher- bzw. Vorauneti tzer-Kultur:

1. und 2. 4 K 1499 und 4 K 1500 (Inventarnummern vom Anthrop. Inst. München) vom Grabfeld München, Wolfratshauser-, Ecke Plinganserstraße. Besitzer: Anthrop. Inst.

3. Regensburg—Pürkelguterweg. Anthrop. Inst.

4. und 5. Haunersdorf-Landshut und 4 S 31 Haunersdorf vom Grabfeld Haunersdorf, B.-A. Deggendorf, Niederbayern. Besitzer v. 4.: Mus. Landshut, v. 5.: Anthrop. Inst.

6. Dillingen vom Grabfeld Grunosche Ziegelei zwischen Dillingen und Lauingen (hart nördl. d. Donau), Schwaben und Neuburg. Mus. Lauingen.

II. Frühbronzezeit-Kultur:

7. 4 S 23 aus der Feldflur von Königsbrunn, B.-A. Schwabmünchen, Schwaben und Neuburg.

8. 226[I] aus Safferstetten, B.-A. Griesbach, Niederbayern.

9. 231[I] aus Geiselgasteig bei München.

10. bis 13. 4 K 2127 bis 4 K 2130 vom Grabfeld Aufhausen, B.-A. Regensburg. Besitzer von 7—13.: Anthrop. Inst.

14. bis 17. Straubing VI, XI, XII, XIX vom Ortlerschen Gräberfelde zu Straubing, Niederbayern. Mus. Straubing.

Der Erhaltungszustand der Schädel war ein recht verschiedener: vom vollständigen, gut erhaltenen Schädel bis zum stark defekten Schädeldach waren alle Stufen des Erhaltungszustandes vertreten. Ich habe die von Martin, 1914, Lehrbuch der Anthropologie, vorgeschriebene Meßweise angewandt und mich der in diesem Werke empfohlenen Instrumente bedient. Die zuweilen angegebenen Maßnummern, z. B. Maß-Nr. 32 (5), beziehen sich auf die in diesem Lehrbuche angeführte Maßeinteilung. Die Kurven der relativen Abweichungen (Mollison, Th., 1907, Die Maori in ihren Beziehungen zu verschiedenen benachbarten Gruppen) haben mir bei Einteilung meines Schädelmaterials vortreffliche Dienste geleistet. Hinsichtlich dieser Kurven war ich auf folgende Indices angewiesen: Längen-Breiten-, Breiten-Höhen-,

[1]) Näheres über Rassen- und Kulturverhältnisse in dieser Epoche in meiner Dissertation „Die Epoche der liegenden Hocker (Glockenbecher- und Bronze A-Kulturstufe) in Bayern südlich der Donau in ihrer anthropologischen und prähistorischen Bedeutung" — liegt nur in fünffacher Ausfertigung in Schreibmaschinenschrift vor 1922, Universität München und Staatsbibliothek München; dort auch ausführlichere Belege und Abbildungen.

Längen-Ohrhöhen-, transvers. Frontoparietal-, sag. Frontal-, Orbital-, Nasal- und Gaumen-Index. Als Basis für meine Kurven nahm ich den Mittelwert, das Minimum und das Maximum von über 1000 Schädeln Frizzis (1909, Ein Beitrag zur Anthropologie des „Homo alpinus tirolensis")[1]) und zeichnete auf dieser Basis 11 meiner Schädel ein. Auf diese Weise war es mir möglich, die Schädel in drei Gruppen zusammenzufassen. Zur ersten Gruppe gehören die Schädel: 4 S 31, Haunersdorf-Landshut, Regensburg, Straubing XIX, 4 K 1500, 4 S 23. Zur zweiten Gruppe: 4 K 2127, 4 K 2128, 4 K 2129. Zur dritten: Straubing XII und 226[1]. Die restlichen 6 Schädel, die wegen ihres schlechten Erhaltungszustandes zur Herstellung von Kurven nicht benützt werden konnten, ließen sich jedoch auf Grund ihrer übrigen Merkmale den drei Gruppen einreihen, und zwar in Gruppe I die Schädel 231[1], 4 K 1499 Straubing XI und Dillingen, in Gruppe II 4 K 2130, in Gruppe III Straubing VI.

Gruppe I:

1. Haunersdorf 4 S 31, ♂ (Abb. 1—5). Sehr hohes Schädelgewicht 932 *g*; massiger Knochenbau, den er nur noch mit Haunersdorf-Landshut teilt, während die übrigen Schädel der Gruppe I leichter gebaut sind. Kapazität 1530 ccm (aristenkephal). Breiter (J. 80·7) Mittelhoch- bis Hochschädel (L.-H.-I. 74, 2; L.-O.-H.-I. 63·4) mit breiter, stark gekrümmter (Krümmungswinkel des Stirnbeines, Maß-Nr. 32·5: 131°; Stirnprofilwinkel, Maß-Nr. 32a: 91°) und steil aufgerichteter Stirn (Neigungswinkel Maß 32·1: 63°). Aus den Profilwinkeln des Gesichtes ergibt sich für das Obergesicht (n-pr) Geradkiefrigkeit (91°), für das Mittelgesicht (nasalen Teil des Obergesichtes) stark ausgeprägte Geradkiefrigkeit (97°), für den alveolaren Teil eine mäßig vorspringende Gesichtspartie (80°). Besonders deutlich tritt die Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit in Erscheinung. Das Gesicht ist schmal: Jugaler Gesichts-Index 90·8 (schwach schmalgesichtig), jugaler Obergesichts-Index 52·8 (mittelbreites Obergesicht). Orbital-Index 78·6 (Augenhöhle mittelhoch); Nasal-Index 55·1 (breitnasig); Gaumen-Index 93·6 (breitgaumig). Glabella und Augenbrauenbögen kräftig entwickelt (Augenbrauenrand, Augenbrauenbogen und „trigonum supraorbitale" deutlich voneinander getrennt). Tiefe fossa supraglabellaris. Nasenwurzel eingezogen. Oberste und obere Nackenlinien (letztere bis zur sutura occipitomastoidea ziehend) stark ausgeprägt. Zähne: Schmelz zum Teil bis fast auf den Zahnhals abgenützt: Stufe 3 und 4. Allgemeine Form in der Scheitelansicht: Sphenoides (Sergi), ähnlich der „Zonenbecherform", „Doppelkreis-" oder „Börsenform" nach Schliz (s. Literaturverzeichnis). In der Hinterhauptansicht: Hausform mit senkrecht abfallenden Seitenwänden. In der Seitenansicht: Auf eingezogene Nasenwurzel und kleine, aber kräftige Augenbrauenbogen folgt ein steiler Stirnanstieg mit scharfer Umbiegung nach dem Bregma. Flacher Bogen auf der Scheitelhöhe. Weiterer Bogen bis Lambda und engerer bis Inion. Die lange Oberschuppe des Hinterhauptbeines ist steil aufgerichtet und etwas gewölbt.

Ich habe diesen Schädel als Typus für die Gruppe I gewählt, da er dem Mittelwerte der über 1000 Schädel Frizzis mit am nächsten steht. Anderseits möchte ich aber betonen, daß bei keinem meiner übrigen Schädel die Merkmale der dinarischen Rasse neben der (vorwiegenden) alpinen so deutlich hervortreten wie bei diesem

[1]) Der Homo alpinus wird hier nicht aufgefaßt im Sinne Fischers (1921, Menschliche Erblichkeitslehre, S. 126), sondern im Sinne Frizzis, wie er sich heute als Rassengemisch darstellt; aus der ursprünglichen alpinen Rasse (His und Rütimeyer, Crania helvetica), der vorderasiatischen Rasse (Luschan, Weninger), der dinarischen Rasse Fischers (S. 126, 127) und schließlich Elementen der nordischen Rasse.

Schädel; z. B. langes, derb modelliertes Gesichtsskelett; stark vorspringende, gebogene Nasalia; dagegen aber kein „abgehacktes", für die dinarische Rasse typisches Hinterhaupt, sondern dieses gleichmäßig gewölbt, wie es Fischer für die alpine Rasse verlangt (s. Fischer, Menschliche Erblichkeitslehre, S. 126—127).

2. Der mit dem eben charakterisierten Schädel im selben Grabfelde zu Haunersdorf gefundene Schädel Haunersdorf-Landshut, ♂, weicht von 4 S 31 hauptsächlich nur hinsichtlich des Gesichtsschädels ab: Haunersdorf-Landshut zeigt gegenüber dem schmalgesichtigen 4 S 31 ein Breitgesicht (jugaler Obergesichts-Index 49·6? = breites Obergesicht), ist ferner schmalgaumig (4 S 31 breitgaumig). Auch hinsichtlich der Profilwinkel weicht er von 4 S 31 ab, insofern als bei Haunersdorf-Landshut die Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit zwar auch stark ausgesprochen (91°), er aber hinsichtlich des alveolaren Gesichtsteiles vorkiefrig (73°) ist. Sein Ganzprofilwinkel weist aber infolge der starken Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit doch wieder ein geradkiefriges Obergesicht (85°) auf.

3. Der Schädel, ♂, der in Regensburg am Pürkelguterweg gefunden wurde, schließt sich den beiden besprochenen Schädeln im allgemeinen eng an. Er unterscheidet sich wie auch alle übrigen Schädel von dem massigen Knochenaufbau der beiden Haunersdorfer Schädel durch sein weniger mächtiges Knochengerüst (z. B. Kraniumgewicht 840 *g*, Unterkiefergewicht 95 *g*).

4. Straubing XIX, ♂, ist allein von den 10 Schädeln dieser Gruppe, mit denen er sonst in den meisten Merkmalen übereinstimmt, schwach schmalstirnig (transv. Stirnscheitelbein-Index 64·7; mikrosem nach Schwalbes Einteilung); die übrigen Schädel dieser Gruppe sind mittelbreitstirnig bzw. 2 (Dillingen und 4 K 1499) breitstirnig. Auffallend gegenüber den anderen Schädeln dieser Gruppe ist ferner die starke Vorkiefrigkeit des alveolaren Gesichtsteiles von 63°; typisch wieder für einen Schädel der Gruppe I die starke Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit von 89°.

5. Auch 4 K 1500, ♂, stellt einen ausgesprochenen Vertreter der Gruppe I dar, mit deren Typus er hauptsächlich nur hinsichtlich seines mittellangen Schädels (I. 78·8 ?) nicht harmoniert.

6. Der Schädel von Dillingen, ♀, zeichnet sich vor den Schädeln der Gruppe I, denen er sonst stark ähnelt, durch seine besonders hohe Breitstirnigkeit (transvers. Stirnscheitelbein-Index 69·8) sowie dadurch aus, daß das Scheitelbein größer ist als das Stirnbein, woraus ein sag. Stirnscheitelbein-Index von 101·5 sich ergibt; bei den bisher besprochenen Schädeln blieb der Index stets unter 100. In der allgemeinen Form sind die Kurven gerundeter und die Muskelmarken, da es sich um ein Weib handelt, schwach ausgeprägt.

7. 4 S 23, ♂, schließt sich in seiner Hochschädeligkeit (L.-H.-I. 76·4, L.-O.-H.-I. 65·7), den Gesichtsprofilwinkeln, speziell seiner starken Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit (90°), der abgeflachten Oberschuppe des Hinterhauptbeines und der allgemeinen Form in der Hinterhauptsansicht (Hausform) den Schädeln der Gruppe I an, entfernt sich aber von ihnen durch sein breites Gesicht und durch seine schwächere Stirnkrümmung, die sich nicht allein durch die relativ hohen Winkel von 137° (Maß 32·1), sondern auch durch den unter meinen sämtlichen Schädeln höchsten sag. Stirnbein-Index von 90·1 zu erkennen gibt. Vor allen anderen Schädeln, die ich zu beschreiben habe, zeichnet sich 4 S 23 durch seinen hohen Gaumen-Index von 100·0 aus. Wie bei dem Dillinger Schädel ist auch hier das Scheitelbein größer als das Stirnbein (sag. Stirnscheitelbein-Index 112·8). Bei diesem Schädel macht sich hinsichtlich seiner etwas größeren Länge (L.-B.-I. 79·8) usw. bereits einiger (wohl) nordischer Einfluß geltend.

Im Stirnbein befindet sich linksseitig bis an die Kranznaht heranreichend eine ovale Öffnung von 29 zu 20 *mm*, die wohl als Trepanation angesehen werden muß (Näheres hierüber s. Korr.-Bl. Anthrop. Ges. 1919, S. 19).

8. Die Calotte 4 K 1499, ♀, gehört gleichfalls in die Gruppe I. Die auffallend breite Stirn (transvers. Scheitelbein-Index 71·4, breitstirnig) und den sehr hohen Stirnprofilwinkel (102°) teilt er mit dem einen anderen weiblichen Schädel dieser Gruppe (Dillingen). Zu erwähnen ist die sutura frontalis persistens und das os triquetrum im oberen medialen Winkel der Lambdanaht.

9. Auch die Calotte 231[1], ♀, ist hierher zu stellen. Gegenüber den aristenkephalen Schädeln der Gruppe I besitzt dieser Schädel nur eine Kapazität von 1210 *ccm* (euenkephal).

10. Den Schädel Straubing XI, ♂, von dem nur noch größere Teile des Stirn-, Scheitel- und Hinterhauptbeines vorhanden sind, halte ich gleichfalls für einen Vertreter der Gruppe I, nicht allein seiner steilen Stirn (Neigungswinkel Maß 32·1: 61°; Krümmungswinkel Maß 32·5: 133°), seiner abgeplatteten Oberschuppe des Hinterhauptbeines (Krümmungsindex 97·0) und seiner median-sagittalen Kurve halber, die völlig dem Typus der Gruppe I gleicht, sondern auch wegen der typischen kleinen, aber kräftigen Augenbrauenbögen, der tiefen fossa supraglabellaris, der übrigen ganzen Stirnregion und der Ansicht in der Hinterhauptsnorm. Selbst in den absoluten Zahlen sind weitgehende Übereinstimmungen zu verzeichnen.

Schliz kommt hinsichtlich dieses Schädels zu ganz anderen Resultaten (s. Prähistor. Zeitschr. IV, 1912, S. 66). In Anbetracht dessen, daß Schliz einen Schädel vor sich gehabt haben muß, der nicht, wie der von mir beschriebene, nur aus einem 10—11 *cm* breiten Knochenstück (5 - 6 *cm* rechts und links der Mediansagittal-Kurve) ohne Basis, ohne Seitenwände der Scheitelbeine usw. bestanden hat, sondern an dem die Breite, Höhe und kleinste Stirnbreite genommen werden konnte (Schliz spricht von einem dolichokephalen, hypermegasemen Mittelhochschädel mit Angabe der Indices!), halte ich den von mir beschriebenen, an dem die Zahl XI allerdings angeschrieben steht, trotzdem nicht für identisch mit dem von Schliz charakterisierten Schädel.

Ich möchte hier die Frage anschließen, ob dieser von mir aufgestellte Typus der Gruppe I sich auch sonst in Schädeln prähistorischer Epochen wiederfindet und wie lange gegebenenfalls er sich gehalten hat, insbesondere ob dieser Typus auch heutigen Tages noch anzutreffen ist. Antwort hierauf geben die Arbeiten von Schliz (Prähistorische Epochen), His und Rütimeyer (Crania helvetica), Ranke (Altbayern), Ried (Bayern der Vorberge), Frizzi (homo alpinus tirolensis), Wettstein (Disentis) u. a. (s. Literaturverzeichnis). Ich kann an dieser Stelle des mir zur Verfügung stehenden Raumes halber nur das Resultat wiedergeben, zu dem ich hinsichtlich dieser Fragen auf Grund der ausführlichen Erörterungen und Vergleiche in meiner Dissertation gekommen bin:

I. Die Schädel der Gruppe I sind homolog bzw. sehr nahe verwandt:

1. Dem „Glockenbechertypus“ („westeuropäische Brachykephalie“) von Schliz.

2. Den „Keltenschädeln“ von Schliz (unter „Keltenschädeln“ versteht Schliz die Schädel der Träger der Latènekultur).

3. Dem „homo alpinus tirolensis“ (Frizzi), dem „Type Celtique“ (Broca), dem „Leptoprosopen Brachykephalen“ (Kollmann), dem „Sarmatischen Typus“ (Hölder), dem „Orthognathen Brachykephalen“ (Retzius), dem „Schmalgesichtigen Kurzkopf“ (Ranke, 1912, „Der Mensch“, II. Bd., S. 184—189), der „Süddeutschen

Brachykephalie" (Virchow), schließlich der „West-Rasse" (Deniker). Über weitere Synonyma dieses Typus siehe Frizzi, 1909, Ein Beitrag zur Anthropologie des „Homo alpinus tirolensis".

4. Einem Rassengemisch, das sich zusammensetzt aus der alpinen Rasse (Fischer, 1921, Menschliche Erblichkeitslehre, S. 126), der dinarischen Rasse (Fischer, S. 126—127), der vorderasiatischen, der dinarischen verwandten Rasse (Luschan, Weninger) und einigen wenigen Elementen der nordischen Rasse (Fischer, S. 124—125).

II. Dieser Typus findet sich schon im Neolithikum: z. B. in den Pfahlbauten der Schweiz, deren zeitliche Stellung allerdings gegenwärtig neu bestimmt wird; während der Zeit der Kugelamphoren (Grabfeld Ketzin II, Osthavelland, Schliz im Arch. Anthrop., N. F. IX, 1910, S. 211—212); auch der westergötländische Schädel aus einem Ganggrab von Karleby (Schliz, ebenda, S. 214) und der Schädel von Plau in Mecklenburg (Schliz, ebenda, S. 214) sind „Glockenbecherschädel". Am häufigsten trifft man auf diesen Typus aber am Ausgang des Neolithikums, in der Glockenbecherperiode, z. B. in Mitteldeutschland, Mähren und Baden (vgl. Schliz, Arch. Anthrop., N. F. IX, 1910, S. 213 und N. F. VII, 1909, S. 245, 249, 264). Ferner in der „Übergangskultur zur Bronzezeit" in Böhmen und Schlesien (Schliz, N. F. IX, S. 217) und in der Frühbronzezeit in Mähren (Schliz, N. F. IX., S. 224) und bei Worms (Schliz, 1912, Prähist. Zeitschr. IV, S. 36 67). Schliz erwähnt diesen Typus schließlich auch in der älteren Bronze-, in der Hallstattzeit (Arch. Anthrop., N. F. IX, S 227—251) und in der Latèneperiode und endlich tritt der Schädeltypus noch heutzutage, z. B. in Südbayern, Tirol und der Schweiz auf. Er hat sich also bis zum heutigen Tage erhalten, am ausgeprägtesten im Gebirge.

III. Schliz leitet diesen „Glockenbechertypus", „Grenelletypus" von der kurzköpfigen Urform, der „zweiten Urform" ab (neben der langköpfigen ersten Urform des Neandertalers), welch' zweite Urform repräsentiert sei durch die „als spätpaläolitisch bekannten brachykephalen Schädel von Grenelle, Furfooz, Solutrée, la Truchère". Obermeier, 1911—1912, Mensch aller Zeiten, S. 341—343, mißtraut dagegen dem Alter der Skelettfunde von Grenelle, la Truchère, Furfooz und auch zum Teil von Solutrée. Wann also dieser Typus zum ersten Male sich zeigte, ist vorläufig unsicher. Nach Schliz und Fischer trat der alpine Typus zum ersten Male gesichert im ausgehenden Paläolithikum (Azilien) in der Ofnethöhle bei Nördlingen (Schwaben und Neuburg) auf. Was seine Herkunft betrifft, so wird sie heute nach dem Osten verlegt (Fischer, Menschliche Erblichkeitslehre, S. 128), (Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 19). Das zweite, den „Glockenbecherschädel" zusammensetzende Element, das dinarische, soll nach Fischer (S. 128) während der Eiszeit in Vorderasien gesessen und erst im Neolithikum nach Europa vorgedrungen sein. Fischer schreibt S. 129 weiter: „Innerhalb derselben jüngeren Steinzeit waren in Zentraleuropa die Pfahlbauer alpiner Rasse, und um dieselbe Zeit finden wir eine nomadisch wandernde Bevölkerung, deren Kulturinventar durch die sogenannten Glockenbecher charakterisiert ist, mit den eigenartigen Schädelformen der dinarischen Rasse." Danach hält Fischer die Träger der Glockenbecherkultur für Angehörige der dinarischen Rasse, was mit meinen Beobachtungen gut übereinstimmt. Ich erinnere nur an den stark „dinarisch" beeinflußten Schädel 4 S 31 Haunersdorf, nur daß bei meinen Schädeln über das dinarische Element das alpine vorwiegt.

IV. Hinsichtlich der sogenannten „Keltenschädel" Schliz' bin ich auf Grund meiner Untersuchung zu der Ansicht gelangt, daß ein Unterschied zwischen dem

„Glockenbechertypus“ und den „Keltenschädeln“, wie ihn Schliz annimmt, nicht besteht. Einmal stimmt die von Schliz gegebene Beschreibung der Keltenschädel (Arch. Anthrop. 1910, N. F. IX, S. 247–248) mit alleiniger Ausnahme des Verlaufes der median-sagittalen Stirnbeinkurve mit Schliz' Charakterisierung des „Glockenbechertypus“ fast völlig überein. Ferner konnte ich eine weitere auffallende Übereinstimmung der beiden von Schliz angenommenen Typen hinsichtlich der Indices und absoluten Zahlen tabellarisch — siehe meine Dissertation, Tabelle 18 — nachweisen. Schliz' Annahme stützt sich also einzig und allein auf den verschiedenen Verlauf der median-sagittalen Stirnbeinkurve, die bei den „Keltenschädeln“ in ganz gleichmäßigem hohen Bogen ohne Trennung in pars facialis und cerebralis zum Bregma verläuft; beim Glockenbechertypus dagegen folgt

Abb. 1. Männlicher Schädel 4 S 31 Haunersdorf. 1/3 nat. Größe.

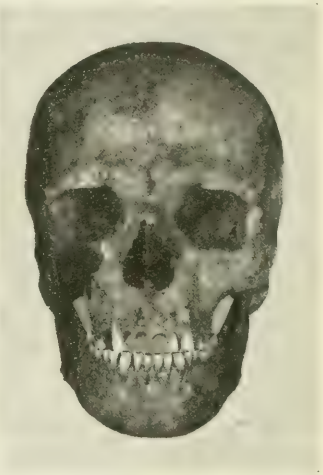


Abb. 2. Männlicher Schädel 4 S 31 Haunersdorf. 1/3 nat. Größe.

auf die kleinen Augenbrauenwülste ein steiler Stirnanstieg mit scharfer Umbiegung nach dem Scheitel. Wenn man mit Schliz nun einen anderen Typus für die „Keltenschädel“ annehmen wollte, müßten doch wenigstens die Stirnwinkel der beiden Schlizschen Typen divergieren, da ja die median-sagittale Stirnbeinkurve das Unterscheidungsmerkmal aufweisen soll. Man muß doch verlangen, daß ein solches kranioskopisches Unterscheidungsmerkmal, das schließlich in das subjektive Empfinden jedes einzelnen gestellt ist, rechnerisch durch die Kraniometrie festgelegt wird. Aber auch das ist nicht der Fall. Im Gegenteil, bei beiden Typen fand ich dieselben hohen Stirnneigungswinkel, dieselben Krümmungswinkel, dieselben hohen Profilwinkel. Schließlich spricht für meine Ansicht der Umstand, daß der Schädel Haunersdorf-Landshut aus der Glockenbecherperiode dieselbe median-sagittale Stirnbeinkurve wie die „Keltenschädel“ aufweist. Da Schliz selbst nun schreibt (Arch. Anthrop., N. F. IX, 1910, S. 246), daß die Skelettflachgräber der „Frühlatènezeit“, also die „Keltengräber“, „deutlich von einer neuen, dem Zentrum

der westeuropäischen Brachykephalie entstammten Völkerströmung" sprechen, wenn er also die gleiche Herkunft annimmt für seine beiden Typen, ist es mir nicht recht verständlich, weshalb er überhaupt zwei Typen aufstellt. Es handelt sich nach

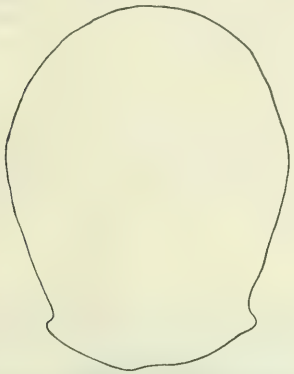


Abb. 3 Oberansicht. Männlicher Schädel 4 S 31 Haunersdorf
1/3 nat. Größe.

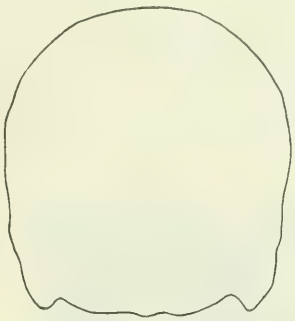


Abb 4 Hinterhauptsansicht. Männlicher Schädel 4 S 31 Haunersdorf
1/3 nat Größe.

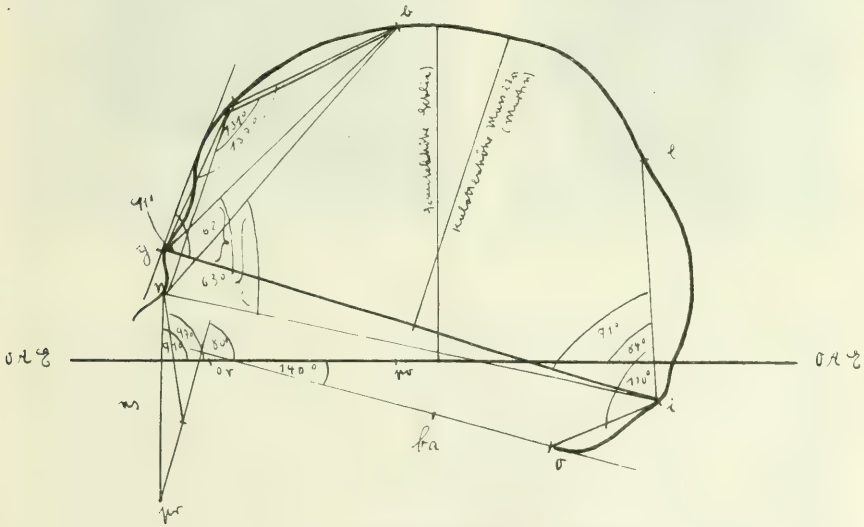


Abb. 5. Seitenansicht. Männlicher Schädel 4 S 31 Haunersdorf.
1/2 nat. Größe.

meinen Darlegungen um einen einzigen Typus, der besonders stark in der Glockenbecherperiode und Latènezeit auftritt und möglicherweise starke Rassenströmungen andeutet, aber auch in den Zwischenepochen keineswegs ganz fehlt und schließlich heute noch in starker Prozentzahl angetroffen wird.

Die Gruppe II

setzt sich zusammen aus den vier Schädeln (sämtliche ♂) des Aufhausener Grabfeldes. Einen diese Gruppe charakterisierenden Typus aufzustellen, ist wegen mannigfacher Verschiedenheiten, die die Schädel untereinander aufweisen, nicht möglich. Trotzdem habe ich sie in eine Gruppe zusammengefaßt, da sie anderseits wieder in vielen charakteristischen Merkmalen übereinstimmen, in denen sie von der Gruppe I und III erheblich abweichen.

1. 4 K 2127 (Abb. 6—10): Euenkephaler (1410 *ccm*) mittellanger (l. 77·3) Flachschädel (L.-H.-l. 67·7; L.-O.-H.-l. 57·8). Sehr geringe „Kleinste Stirnbreite", 83 *mm*; daher transversaler Stirnbein-l. nur 73·7 (kleinster Index von allen meinen Schädeln). Infolge ziemlich erheblicher, an die Gruppe I erinnernder „Größter Schädelbreite" (143 *mm*) ergibt sich ein transversaler Stirnscheitelbein-l. von 58·7: ausge-

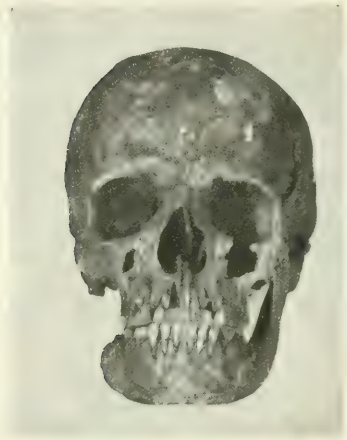


Abb. 6. Männlicher Schädel 4 K 2127, Aufhausen. 1/1 nat. Größe

Abb. 7. Männlicher Schädel 4 K 2127, Aufhausen. 1/1 nat. Größe

sprochene Schmalstirnigkeit. Der Stirnkrümmungswinkel (Maß 32·5) 134° und Stirnneigungswinkel (Maß 32·1) 60° weist ähnliche Verhältnisse wie bei den Schädeln der Gruppe I auf. Gesichtsprofilierung: Mittelgesicht vorkiefrig (79°), alveolarer Gesichtsteil auffallend vorkiefrig (63°), Obergesicht vorkiefrig (75°). Mit der starken Vorkiefrigkeit des alveolaren Gesichtsteils ist Hiadotontie [1]) verbunden, wodurch der Oberkiefer etwas „schnauzenartig" vorspringt. Gesicht und Untergesicht sind breit. Der Schädel weist ferner eine niedere Augenhöhle, sehr breites Nasenskelett und breiten Gaumen auf. Er ist zierlicher gebaut wie die der Gruppe I, speziell die der Haunersdorfer. Glabella, Augenbrauenbögen und Muskelmarken am Hinterhaupt schwach ausgeprägt. Allgemeine Form: in der Scheitelansicht: zwischen Ovoid und Rhomboid stehend; in der Hinterhauptsansicht: Hausform; in der Seitenansicht: das Hinterhaupt gewölbt, setzt sich scharf vom übrigen Schädel ab und erscheint diesem geradezu auf-

[1]) d. h. die oberen Schneidezähne stehen nicht senkrecht, sondern schräg nach unten vorwärts, so daß die unteren Schneidezähne die oberen beim Aufbiß nicht mehr berühren.

gesetzt (typisches mehr oder minder ausgeprägtes Merkmal für die vier Schädel dieser Gruppe II, die sich gerade hiedurch besonders scharf von Gruppe I und III unterscheidet).

2. 4 K 2129 weicht von 4 K 2127 hauptsächlich nur durch die gänzlich verschiedene Gesichtsprofilierung ab (starke Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit 89°, alveolarer

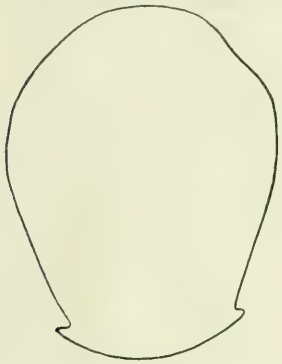


Abb. 8. Obenansicht. Männlicher Schädel 4 K 2127, Aufhausen. 1/1 nat. Größe.

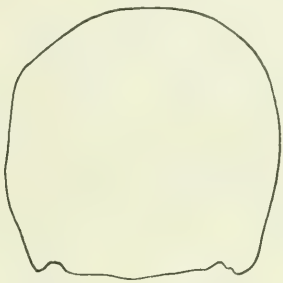


Abb. 9. Hinterhauptsansicht. Männlicher Schädel 4 K 2127, Aufhausen. 1/1 nat. Größe.

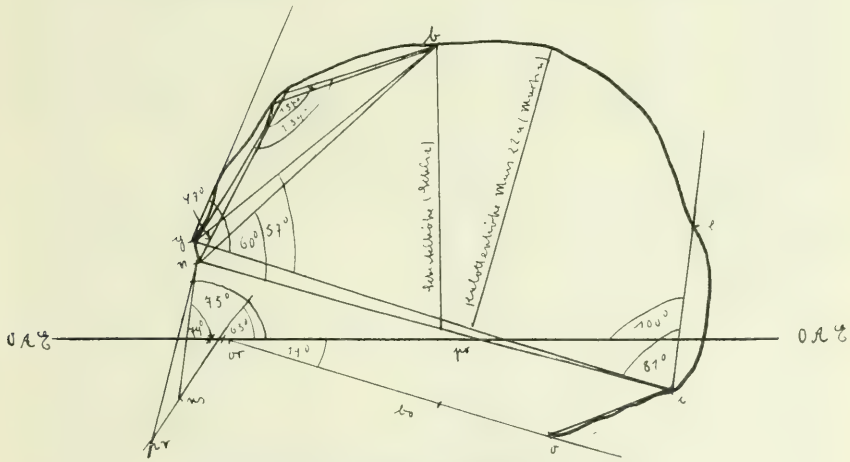


Abb. 10. Seitenansicht. Männlicher Schädel 4 K 2127, Aufhausen. 1/2 nat. Größe.

Gesichtsteil kaum vorspringend, 81° und Obergesichtsgeradkiefrigkeit 88°), hinsichtlich der er mit den Schädeln der Gruppe I auffallende Ähnlichkeit aufweist.

3. 4 K 2128 ist ein schiefschädeliger, langer (I. 72·5) Flachschädel (L.-H.-I. 69·4) mit mittelbreiter Stirne. In der Gesichtsprofilierung stimmen 4 K 2128 und 4 K 2129 nahe überein. Allgemeine Form: In der Scheitelansicht: schiefes (Schiefschädel) Ovoid; in der Hinterhauptsansicht: Hausform; in der Seitenansicht erscheint die Ober-

schuppe zwar auch „ausgezogen", aber nicht so typisch „aufgesetzt" wie bei 4 K 2127. Glabella und Augenbrauenbögen schwach entwickelt; Muskelmarken der Hinterhauptsschuppe kräftig. Durch seinen langen, flachen Schädel, die „ausgezogene", (leicht) aufgesetzte Oberschuppe, den schwachen Bau der Glabella und der Augenbrauenbögen und dadurch, daß er in der Scheitelansicht ein Ovoid bis Ellipsoid aufweist, zeigt 4 K 2128 eine erhebliche Anzahl Merkmale eines von der Gruppe I verschiedenen Typus an.

4. 4 K 2130 zeigt diesen Typus in wohl völliger Reinheit. Er schließt sich innerhalb der Gruppe II an 4 K 2128 am meisten an. Er zeichnet sich durch eine sehr große Länge, 199 *mm*, aus. Die Breite konnte nicht absolut sicher festgestellt werden. Dem Augenschein nach ist der Schädel aber ein stark ausgesprochener Langschädel, zugleich mittelhoch (L.-O.-H.-I. 60·3). Der Krümmungswinkel des Stirnbeins (Maß 32·5) ist auffallend niedrig (122°), der Stirnprofilwinkel (Maß 32a) entsprechend dem niedrigen Krümmungswinkel und ferner infolge einer Ausbuchtung des Stirnbeins an der Grenze von pars cerebralis und facialis sehr hoch (102°). Allgemeine Form: In der Scheitelansicht: Ovoid; in der Hinterhauptsansicht: Hausform; in der Seitenansicht: sehr steile pars facialis des Stirnbeins und rechtwinkelige Umbiegung nach dem Bregma; das Hinterhaupt „ausgezogen" und „aufgesetzt". Glabella, Augenbrauenbögen und Muskelmarken am Hinterhaupt kaum angedeutet.

In meiner Dissertation habe ich nachgewiesen, daß besonders dieser Schädel, weniger 4 K 2128 und 4 K 2129 in mehr minder vielen Merkmalen der „germanischen" Form Hölders, die etwa der „nordischen" Rasse Fischers (Menschliche Erblichkeitslehre, S. 124—125) entspricht, ähnelt, während 4 K 2127 wegen seiner starken Vorkiefrigkeit doch sehr stark aus dieser Gruppe fällt. Bei 4 K 2130 und der „germanischen" Form die gleichen Längen-Breiten- und Längen-Ohrhöhen-Indices; das gleiche schmale Vorderhaupt; dieselbe hohe Stirn und die gleiche typische Bildung in dem aufgesetzten, „an der Spitze der Lambdanaht einen leichten Absatz bildenden, in der Form einer stumpfen Pyramide hervorragenden Hinterhaupt" (Hölder, 1876, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, S. 4).

Zusammenfassend möchte ich sagen: 4 K 2130 stellt eine rein nordische Form dar. 4 K 2128 eine nordische Form (langer Schädel, Bildung des Hinterhauptes) mit wenig Beimischung vom „Glockenbechertypus" (= Gruppe I) (Stirnverhältnisse und starke Gesichtsgeradkiefrigkeit). 4 K 2129 ist eine Mischform des „Glockenbechertypus" und der nordischen Rasse. Er setzt sich zusammen aus Elementen, die dem Schädel 4 K 2130 eigentümlich sind (z. B. „aufgesetztes" Hinterhaupt usw.) und solchen, die dem „Glockenbechertypus" zuzurechnen sind. Auf den Einfluß des „Glockenbechertypus" (Breitschädel) ist der nur mittellange Schädel zurückzuführen, der bei rein nordischen Typen nie angetroffen wird, sowie die typische Gesichtsprofilierung. In der Scheitelansicht (zwischen Ovoid und Rhomboid stehend) zeigt der Schädel ein Gemisch nordischer Elemente und solcher des „Glockenbechertypus". 4 K 2127 weist schließlich gleichfalls einen nordischen Einschlag auf, z. B. in dem „aufgesetzten" Hinterhaupt. Er fällt aber seiner eigenartigen, hohen Vorkiefrigkeit wie überhaupt der Bildung der Oberkieferpartie halber absolut aus dem Rahmen meiner zweiten Gruppe. Eine Rassenbestimmung dieses Schädels ist heute noch nicht möglich.

In den Arbeiten von Schliz finde ich keine Form, der ich meine Schädel, speziell 4 K 2130, sicher einreihen möchte. Am ehesten käme noch die „Megalith-" und „Aunjetitzerform" in Frage. Die Schädel der „Megalithrasse" unterscheiden sich aber von denen der Gruppe II durch ihre breite Stirn (Gruppe II schmalstirnig), die „Aunjetitzer" durch ihre Hochschädel (Gruppe II Flachschädel).

Gruppe III:

1. Straubing XII (Abb. 11, 12, 13), etwa 20 30jähriges Weib, mit zum Teil sehr hohen absoluten Werten (z. B. Länge 200 *mm*, Kapazität 1740 *ccm*). Langer

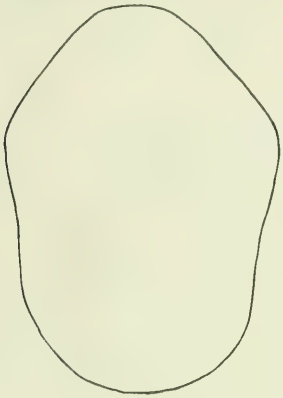


Abb. 11. Obenansicht. Weiblicher Schädel Straubing XII, Straubing.
1/3 nat. Größe

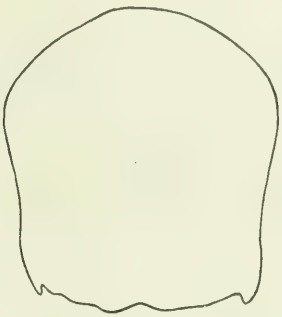


Abb. 12. Hinterhauptsansicht. Weiblicher Schädel Straubing XII, Straubing
1/3 nat. Größe

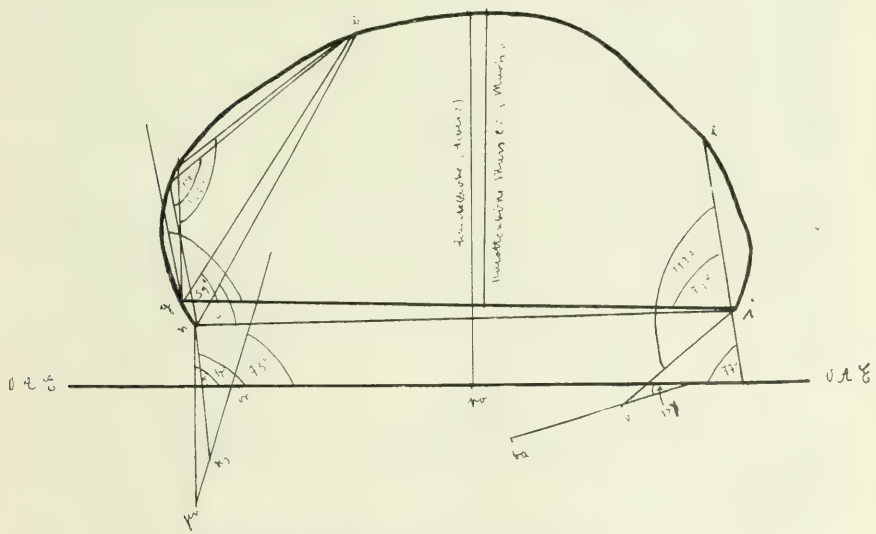


Abb. 13. Seitenansicht. Weiblicher Schädel Straubing XII, Straubing.
1/2 nat. Größe.

(I. 72'5), höher als breiter (Breiten-Höhen-Index 104'1) Hochschädel (L.-H.-I. 75'5; L.-O.-H.-I. 64'5) mit sehr erheblicher, in die Variationsbreite der Gruppe I fallender „Kleinster Stirnbreite". Eine stark gekrümmte Stirn (Weib!) zeigt der sagittale Stirn-

bein-Index von nur 81·6 und der geringe Stirnkrümmungswinkel von 118° (Maß 32·5), sowie der sehr hohe Stirnprofilwinkel (Maß 32a) von 106° an. Die Höhe der Stirnneigung unterscheidet sich aber von der bei den beiden besprochenen Gruppen nicht. Gesichtsprofilierung (ähnlich der von Haunersdorf-Landshut): alveolare Vorkiefrigkeit 73° und sehr starke Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit 94° ergeben Obergesichtsgeradkiefrigkeit 90°. Obergesicht breit. Hohe Augenhöhlen verbinden sich mit mäßig breiter Nase und breitem Gaumen. Allgemeine Form (nach Schliz): In der Scheitelansicht: „Keilform“ [1]) mit aufgesetzten Scheitelhöckern; in der Seitenansicht: vorspringende alveolare Oberkieferpartie, fein modellierte Augenbrauenhöcker, steil ansteigende, oben vorspringende Stirn (Weib!), rasche Umbiegung nach der in flachem Bogen zum Bregma ansteigenden pars cerebralis; in der Vorderansicht: breite, mittelhohe Stirn mit dachförmigem Abschluß; in der Hinteransicht (von Schliz nicht angegeben): Bombenform; größte Breite auf den Scheitelhöckern. Ausgezogenes, konisch zugespitztes Hinterhaupt.

Nach Schliz ist dieser Schädel trotz seiner Höhe ein „Megalithschädel mit Umbildung der Stirn in ostnordischer (Aunjetitzer) Formengebung“ (Prähist. Zeitschr. IV, S. 65). Meines Erachtens handelt es sich um eine Mischform, die sich zusammensetzt aus dem vorwiegenden nordischen Element (Langschädel, „ausgezogenes“ Hinterhaupt) und einem zweiten, mir unbekannten, das sich besonders in der eigentümlich gebildeten „dachförmigen“ Stirne kund gibt.

2. In dem Schädel 226[1] aus Safferstetten verraten sich mehrere heterogene Elemente: auf Einwirkung einer langschädeligen Rasse (nordische?) deutet die Länge des Schädels (L.-B.-I. 73·6); auf Einwirkung des „Glockenbechertypus“ die stark ausgeprägte Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit (89°) und die typischen kleinen, aber kräftigen Augenbrauenbögen. „Dinarischer“ Einfluß ist zu bemerken in der Abplattung der Oberschuppe des Hinterhauptbeins (Krümmungs-Index der Oberschuppe 98·1). Fischer spricht bei Beschreibung der dinarischen Rasse (Menschliche Erblichkeitslehre, S. 127) treffend von der „außerordentlich flachen Konturlinie des Hinterhauptes, so daß der Kopf im Profil hinten wie abgehackt aussieht“. Eigentümlich ist bei diesem Schädel die sehr stark vorspringende alveolare Gesichtspartie (60°), hinsichtlich der er sogar den Schädel 4 K 2127 noch um 3° übertrifft. Während aber bei letzterem Schädel das ganze Obergesicht n-pr vorspringt, ist bei dem Schädel 226[1] das Mittelgesicht n-ns, wie gesagt, ausgesprochen geradkiefrig, so daß das Obergesicht im ganzen genommen eine nur mäßige Vorschiebung erfährt. Auffallend ist weiter bei dem Schädel der niedere Stirnneigungswinkel. 51° (Maß 32·1) und Profilwinkel 76° (Maß 32a). Welche Rasse sich in der alveolaren Vorkiefrigkeit und der niederen Stirne kundgibt, läßt sich heute noch nicht feststellen.

Zu erwähnen ist an diesem Schädel weiter der sehr niedrige Calotten-Höhen-Index 48·4 und seine relativ geringe Kapazität 1390 (?) *ccm*. Die Ansicht in der Scheitelnorm ergibt das Sphenoid des „Glockenbechertypus“, aber langausgezogen (Einfluß des langschädeligen Elementes), mit größter Breite weit hinter der Mitte des größten Längsdurchmessers.

3. Straubing VI, ♀, Calotte. Der lange Schädel (L.-B.-I. 72·4), zugleich hoch (L.-O.-H.-I. 66·3) weist auf Einfluß einer langschädeligen (nordischen?) Rasse, die breite, steile und stark gekrümmte Stirn (Neigungswinkel Maß 32·1 : 60°; Krümmungs-

[1]) Unter „Keilform“ versteht Schliz (Vorgeschichtliche Schädeltypen . . Arch. Anthrop., N. F. IX, 1910, S. 202) eine Form mit flacher, breiter Stirn und enger zulaufendem Hinterhaupt; nach Hölders Terminologie handelt es sich um ein Pentagonoid.

winkel Maß 32·5: 128°; Stirnprofilwinkel Maß 32 a: 97°) und die Bildung des Hinterhauptes auf Einwirkung des „Glockenbechertypus" hin. Erwähnenswert ist bei diesem Schädel der sehr hohe Stirnscheitelbein-Index von 77·1 (Breitstirnigkeit), hervorgerufen durch eine sehr breite Stirn bei relativ schmaler größter Schädelbreite. Schliz hält den Schädel für einen „Aunjetitzer". Was er darunter versteht, hat er im Arch. Anthrop., N. F. IX, 1910, S. 202 niedergelegt.

Ergebnisse.

1. Ein kurzer, zusammenfassender Überblick über die drei Gruppen wird hier am Platze sein. Die breiten Hochschädel der Gruppe I mit ihren breiten, steilaufgerichteten und stark gekrümmten Stirnen, schmalem bis mittelschmalem Gesicht, starker Mittelgesichtsgeradkiefrigkeit, meist mehr oder minder abgeplatteter Oberschuppe des Hinterhauptbeins, kleinen, aber kräftigen Augenbrauenbögen, gut ausgeprägten Muskelmarken am Hinterhaupt, in der Scheitelansicht ein Sphenoid zeigend, also Schädel, die sich zusammensetzen vorwiegend aus Elementen der alpinen und dinarischen Rasse, identisch beziehungsweise nahe verwandt mit Schliz' „Glockenbechertypus" und „Keltenschädeln" sowie mit Frizzis „homo alpinus tirolensis", stehen mehr oder weniger schroff gegenüber den Schädeln der Gruppe II, speziell den in diesen enthaltenen nordischen Elementen mit ihren mittellangen bis langen Flach- bis Mittelhochschädeln (in der Scheitelansicht etwa ein Ovoid aufweisend), den schmäleren Stirnen und dem mehr oder minder „ausgezogenen", dem übrigen Schädel „aufgesetzten" Hinterhaupte. 4 K 2130 ist noch eine rein nordische Form, während 4 K 2128 und 4 K 2129 schon mehr oder weniger starken Einfluß vom „Glockenbechertypus" zeigen. 4 K 2127 dagegen weist zwar auch nordische Elemente auf, fällt aber doch wegen seines auffallend vorgeschobenen Oberkiefers stark aus der Reihe. Gruppe III unterscheidet sich von Gruppe I durch ihre langen, von Gruppe II durch ihre hohen Schädel. Es handelt sich bei Straubing XII um eine Form, die sich aus vorwiegend nordischen und einem mir unbekannten Element (Aunjetitzer Stirn nach Schliz) zusammensetzt, bei Straubing VI — „Aunjetitzer" nach Schliz — um einen „Glockenbechertypus" mit wohl nordischem Einschlag, bei 226[1] um einen Schädel, bei dessen Zusammensetzung neben wohl nordischen, alpinen und dinarischen Elementen heute noch unbekannte Rassefaktoren mitgewirkt haben.

2. In der Kulturstufe der Glockenbecher finden sich nur Vertreter der Gruppe I („Glockenbechertypus") (4 S 31, Haunersdorf-Landshut, Regensburg, 4 K 1499, 4 K 1500, Dillingen), also Mischformen der alpinen und dinarischen Rasse ohne nennenswerten nordischen Einfluß, Mischformen, die sich in ihrer typischen Mischung und Ausprägung bis heute erhalten haben und jetzt die Hauptschädelform von Südbayern bis zur Schweiz bilden.

3. Erst in der Frühbronzezeit, in welcher der „Glockenbechertypus" durch die Schädel Straubing XI, XIX, 231[1] und 4 S 23 (bei letzterem Schädel schon etwas nordischer Einfluß) vertreten wird, ist mehr oder minder s t a r k nordischer (Gruppe II, besonders rein 4 K 2130, und Gruppe III) und weitere fremde Einflüsse zu bemerken, die bei den Schädeln 226[1], Straubing XII und 4 K 2127 deutlich zutage treten.

4. Das Auftreten eines reinen neuen Typus (4 K 2130) sowie die starke Mischung zwischen den verschiedenen Rassefaktoren lassen erhebliche Verschiebungen der Bevölkerungen, hauptsächlich ein Überfluten der Sitze der Glockenbecherbevölkerung vor allem durch lang- und flachschädelige Stämme vermuten.

5. In den Grabfeldern liegen meist nur die Schädel einer Gruppe. Nur im Ortlerschen Gräberfelde von Straubing sind Schädel der Gruppe I und III vertreten. Als Typen finden sich hier der „Glockenbechertypus" (Straubing XI und XIX), der gleiche Typus mit wohl nordischer Beimischung (Straubing VI) und der nordische Typus gemischt mit einem unbekannten Elemente (Straubing XII). Im Grabfelde von Aufhausen fand sich neben dem rein nordischen Element (4 K 2130) der „Glockenbechertypus" mit Elementen der nordischen Rasse vermischt (4 K 2128, 4 K 2129) und schließlich ein Schädel mit nordischem Einschlag und einem unbekannten Element (4 K 2127).

6. Alle Gräberfelder dauern nur eine prähistorische Epoche an.

7. Zum Schluß noch zwei kurze prähistorische Ergänzungen:

a) Beim Grabfelde von Aufhausen konnte nur eine Rassenmischung (s. oben Nr. 5) festgestellt werden. Dagegen liegt keine Kulturströmung vor. Denn die Kultur der einen Komponente dieser Mischform, der „Glockenbecherrasse", wird unterdrückt oder aufgesogen. Wenigstens fand sich in den Beigaben nichts, was an die Glockenbecherkultur erinnern könnte. Ich halte dies Grabfeld als ein klassisches Beispiel dafür, daß die herrschende Rasse, hier das „nordische" Element, in der unterdrückten Rasse (hier die Träger der Glockenbecherkultur), der es seine Kultur aufzwingt — besonders deutlich in der Grabform: langgestreckte Skelette gegenüber den Hockern der Glockenbecherkultur zu sehen —, anatomisch aufging; denn neben der rein nordischen Form (4 K 2130) fanden sich schon im selben Grabfeld, also innerhalb relativ kurzer Zeit, starke Mischungen mit der „Glockenbecherrasse" vor (4 K 2129). Nicht zu vergessen ist jedoch, daß hier auch noch ein ganz fremdes Element mitgespielt haben muß, dessen Herkunft jetzt noch unklar ist und das sich in dem auffallend stark vorgeschobenen Oberkiefer des Schädels 4 K 2127 dokumentiert. Zugleich bieten die Schädel dieses Grabfeldes ein Beispiel dafür, wie schnell die Langschädel von den Kurzschädeln aufgesogen werden.

b) Beim Schädel 4 S 23 von Königsbrunn ist Einfluß einer langschädeligen Rasse (nordischer?) nachzuweisen. „Nordisch" ist auch der Grabbau und die Lage des Skelettes: Steinkistengrab mit langgestrecktem Skelette gegenüber den Hockerflachgräbern der Glockenbecherkultur. Der „nordische" Einfluß macht sich hier also nicht allein in rassenanatomischer, sondern auch in kultureller Beziehung bemerkbar. Rassenausdehnung und Kulturströmung gehen hier Hand in Hand, sind sichtbar zu verfolgen, während beim eben besprochenen Grabfelde von Aufhausen die Prähistorie nur eine Kultur festzustellen imstande ist und erst durch die Anthropologie davon erfährt, daß hier anfangs zwei Kulturen nebeneinander geherrscht haben müssen, von denen die eine spurlos aufgesogen wurde. Ein Beweis, wie sehr beide Disziplinen, die Anthropologie und Prähistorie, aufeinander angewiesen sind.

* * *

Für gütige Unterstützung habe ich den Herren Professoren Dr. Martin-München, Dr. Birkner-München, Dr. Frizzi-München und nicht zuletzt Frau Dr. Pöch-Wien, die sich dieser Arbeit besonders angenommen hat, gehorsamst zu danken. Der gleiche Dank gebührt den Herren Museumsleitern und Vorsitzenden der historischen Vereine von Regensburg, Landshut, Straubing und Lauingen sowie der Stadt Straubing als Besitzerin des dortigen Museums.

* * *

Hauptsächlich benützte Literatur.

1. Bartels, 1912, Über Schädel und Skelettreste der frühen Bronzezeit aus der Umgebung von Worms a. Rh. (Prähist. Zschr. IV, S. 67ff.).

2. Ders, 1904, Über Schädel der Steinzeit und frühen Bronzezeit aus der Umgebung von Worms a. Rh. (Zschr. Ethnol. 36, 1904, S. 891ff.).

3. Bauer, Fischer, Lenz, 1921, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, Menschliche Erblichkeitslehre.

4. Birkner, F., Mensch aller Zeiten II.

5. Frizzi, E., 1907, Über den sogenannten „Homo alpinus".

6. Ders., 1909, Ein Beitrag zur Anthropologie des „Homo alpinus tirolensis" (S.-A. aus Bd. 39 — der 3. Folge Bd. 9 — der Mitt. Anthrop. Ges. Wien).

7. Fürst, 1912, Zur Craniologie der schwedischen Steinzeit. Stockholm.

8. His u. Rütimeyer, 1864, Crania helvetica. Basel u. Genf.

9. v. Hölder, 1876, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen.

10. Martin, R., 1914, Lehrbuch der Anthropologie.

11. Mollison, Th., 1907, Die Maori in ihren Beziehungen zu verschiedenen benachbarten Gruppen (S.-A. Korr.-Bl. Anthrop. Ges. 38, 1907, Nr. 9—12).

12. Obermaier, 1911—12, Mensch aller Zeiten I.

13. Quatrefage, A. de, und Hamy, E. Th., 1882, Crania ethnica. Les crânes des races humains. Paris.

14. Ranke, J., 1883, Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern.

15. Ders., 1912, Der Mensch.

16. Reche, O., 1909, Zur Anthropologie d. jüngeren Steinzeit in Schlesien u. Böhmen (Arch. Anthrop., N. F. VII, S. 220ff.).

17. Retzius, G., 1900, Crania Suecica antiqua. Stockholm.

18. Ried, H. A., 1911. Beiträge zur Kraniologie der Bewohner der bayer. Alpen (Beitr. Anthrop. München, S. 1—111).

19. Sergi, G., 1900, Specie e varieta umane.

20. Schliz, A., 1908 1910. Die vorgeschichtl. Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte (Arch. Anthrop., N. F. VII, S. 239ff. u. N. F. IX, S. 202ff.).

21. Ders., 1910, Schädeltypen der vorgeschichtl. Metallzeiten (Korr.-Bl. Anthrop. Ges. 41, 1910, S. 89ff.).

22. Ders., 1912, Beiträge zur prähist. Ethnologie (Prähist. Zschr. IV., S. 36ff.).

23. Ders., 1914, Die Vorstufen der nordisch-europäischen Schädelbildung (Arch. Anthrop., N. F. XIII, S. 169ff.).

24. Wacker, R., 1912, Zur Anthropologie der Walser des großen Walsertales in Vorarlberg (Med. Diss., Zürich, u. Zschr. Ethnol. 44, S. 437.).

25. Wettstein, E., 1902, Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis (Graubünden) (Phil. Diss., Zürich).

Neue Beiträge zu den Gesetzen der Zahlenverschiebung.

Von Dr. **Wolfgang Schultz** in Wien.

Die Erscheinungen, welche ich in meiner Abhandlung: Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung in dieser Zeitschrift Bd. XXXX, S. 100—150, vor nunmehr 13 Jahren (1910) zusammengefaßt habe, betreffen den Übergang vom arischen zum babylonischen Zeitrechnungswesen (I. Gruppe) und den Übergang vom arischen zum elamischen Zeitrechnungswesen (II. Gruppe), d. h. den Übergang von einer Rechnung nach dem Monde (arisch) zu einer solchen nach der Sonne (babylonisch) oder nach der Venus (elamisch), wobei die Zahlen des neuen Kalenders an Stelle der entsprechenden Zahlen des alten Kalenders treten (Ersatzzahlen). Meine Beobachtungen haben sich nun mir und anderen im Laufe der Jahre bewährt und reicher, sie bestätigender Stoff ist hinzu gekommen. Daraus biete ich nun hier eine die früheren Belege ergänzende Auswahl neuer Fälle, wobei ich mich auf die I. Gruppe beschränke, die für unseren eigenen Kulturbereich die wichtigste ist, und nehme dabei Gelegenheit, auf inzwischen unternommene Versuche einzugehen, die Zahlen in Kalenderwesen, Sage, Brauchtum und volkskundlichem Stoffe überhaupt auch von anderen Standpunkten aus anzupacken. Bevor ich das aber tue, muß ich dem Leser den Stand der diesen Erörterungen zugrunde liegenden Fragen in Erinnerung bringen. Was wissen wir vom babylonischen, vom elamischen und vom arischen Zeitrechnungswesen und wie ist die Rechnung nach dem Monde, der Sonne und der Venus gemeint, auf deren Kalenderzahlen sich die Gesetze der Zahlenverschiebung beziehen?

Das babylonische Zeitrechnungswesen darf ich wohl in den hier in Betracht kommenden Grundzügen als bekannt voraussetzen, wobei ich besonders auf die Forschungen von Hugo Winckler und die Schriften von Alfred Jeremias verweise. Es handelt sich um das im wesentlichen auch bei uns heute noch geltende Sonnenjahr von 365 Tagen, bestehend aus 12 je 30tägigen Monaten und einer Zuschlagfrist von 5 Tagen (dem 13. „Monate"), durch das eine 7tägige Planetenwoche unbeschadet der Jahresgrenze hindurch rollt. Ist diese Rechnungsweise auch bei weitem nicht die einzige uns aus dem babylonischen Kulturgebiete bekannt gewordene, so ist sie doch auf jeden Fall die kulturgeschichtlich bedeutsamste; daß wir sie die babylonische nennen, ist dabei anerkanntermaßen bloß etwas Vorläufiges. Diese Bezeichnung wurde gewählt, weil dieses Sonnenjahr mit diesen Kalenderzahlen eben nicht nur in Babylon alt bezeugt, sondern dort auch tief in Weltbild und Kulturgestaltung verwurzelt ist. Sein Ursprung ist aber noch unbekannt, und es ist recht wahrscheinlich, daß wir dereinst eine zutreffendere Bezeichnung finden werden. Auf dieses „babylonische" Jahr also bezieht sich die I. Gruppe der Gesetze der Zahlenverschiebung, nämlich darauf, wie die Zahlen dieses Jahres an Stelle der entsprechenden Zahlen der älteren arischen Rechnung in Kalender, Sage, Brauchtum und verwandtem Stoffe überall dort getreten sind, wo die arische Rechnung von dem

babylonischen Zeitrechnungswesen, dem Römer- und Christentum im Abendlande vollends zum Durchbruche verholfen haben, verdrängt und ersetzt wurde.

Das elamische Zeitrechnungswesen erwähne ich nur im Vorbeigehen, da ich dieses Mal auf den Ersatz der arischen durch die elamischen Zahlen, d. h. auf die II. Gruppe der Gesetze der Zahlenverschiebung, nicht näher eingehen, sondern sie nur erwähnen will, weil Wesen und Bedeutung dieser Zahlenverschiebungen dadurch doch klarer werden und Geltung und Ursache dieser Erscheinungen dabei deutlicher zutage tritt. Schon in den Gesetzen der Zahlenverschiebung, a. a. O., S. 138 bis 148, habe ich das System der Acht besprochen und auf Elam als den wahrscheinlichen Mittelpunkt hingewiesen, von dem die spärlicheren Achtzahlen des Westens und die Fülle der Achtzahlen Ostasiens ausgestrahlt sein dürften. Alsbald brachte F. Bork im Memnon IV (1910, S. 83—105) über das elamische Venusjahr die entscheidenden Aufklärungen, indem er den Kalender erschloß, nach dem die in Susa gefundenen Geschäftstäfelchen neuelamischer Zeit datiert sind, und im selben Bande des Memnon (V, 100—172) behandelte ich das System der Acht im Lichte des Mythos. Der auf die Venus-Rechnung bezügliche Stoff, der sich vom alten Elam über Ostasien und die indische Inselwelt bis Amerika erstreckt, ist inzwischen den Lesern dieser Zeitschrift durch die eindringlichen Untersuchungen von Fritz Röck über Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt (Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges., LII, 43—136) neuerlich nahegerückt worden. Das von Bork festgestellte Venusjahr hat 584 Tage und zerfällt in 2 Halbjahre zu 292 Tagen. Jedes Halbjahr hat 9 Monate zu abwechselnd 32 und 33 Tagen („kleine und große Maltermonate"); die 32tägigen Monate bestehen aus 4 je 8tägigen Wochen, die 33tägigen aus 3 je 8tägigen und einer 4. 8+1tägigen Woche. Das Wesentliche sind dabei für uns die Monate zu 4 je 8tägigen Wochen, da die 8tägige Woche und die Achtzahl überhaupt in einem weiten Kulturbereiche und in bestimmten Kulturschichten vorherrschen, so daß andere, ebenfalls auf Venusrechnung beruhende Zählweisen hinter dieser an kulturgeschichtlicher Bedeutung zurücktreten. Auch hier ist die Bezeichnung elamisch eine bloß vorläufige, die künftigen Untersuchungen über die Herkunft des Venusjahres oder seiner Vorstufen nicht vorgreifen soll.

Ganz anders steht es um das arische Zeitrechnungswesen. Hier haben wir viel festeren Boden unter den Füßen, wenngleich im Augenblicke noch wenig darüber veröffentlicht ist, und vor allem viel weniger als über das babylonische und die mit ihm zusammenhängende Weltanschauung. Weder bei der babylonischen noch bei der elamischen Zählung liegt es so, daß wir sie durch Vergleichung der ältesten Zeugnisse für sie als Stammbesitz einer ganzen Völkergruppe erkennen könnten; dies ist aber beim arischen Zeitrechnungswesen in der Tat der Fall. Bereits als ich im Jahre 1910 über die Gesetze der Zahlenverschiebung schrieb, bereitete ich eine umfassende Untersuchung der ältesten Kalendernachrichten bei den arischen Einzelvölkern vor. Im Laufe der Jahre haben sich die Belege gehäuft, doch wurde die Veröffentlichung des umfangreichen Stoffes durch den Krieg verzögert und ich mußte mich inzwischen auf gelegentliche Erwähnungen der wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeiten beschränken. Heute kann ich darin etwas weiter gehen, da mein aus diesen Forschungen erwachsenes Werk: „Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen" wohl noch in diesem Jahr als Band 36 der Mannus-Bibliothek (Curt Kabitzsch's Verlag, Leipzig) fertiggestellt sein wird, so daß ich bereits auf die Fülle

der dort Einzelvolk um Einzelvolk zusammengestellten unmittelbaren und mittelbaren Belege verweisen kann. Ich spreche von den Ariern (und nicht Indogermanen), weil sie sich selbst ursprünglich als Arier bezeichnet haben.[1]) Gemeinsam ist allen arischen Völkern, daß sie nach Nächten zählten; der Nachttag (hellenisch νυχθήμερον) beginnt mit dem Abende. Dieser Zählung liegt der Mond zugrunde, und ich meine dabei mit 'Mond' in diesem Zusammenhange nicht das Gestirn, sondern den Zeitabschnitt, wie wir auch heute noch von einer Frist von 9 Monaten sprechen. Haben diese der babylonischen, nach Tagen rechnenden und auf die Sonne bezüglichen völlig entgegengesetzte Zahlweise nach Nächten und Monden die Arier mit zahlreichen anderen Völkern gemein (nach G i n z e l ging sogar die Zeitrechnung aller Völker auf den Mond zurück), so tritt ihr Besonderes darin hervor, wie sie ihren Mond gliedern. Der Mond der Arier ist eine Zeitstrecke, die mit dem Monate nur scheinbar zusammenfällt, begrifflich aber etwas ganz anderes ist. Der Mond setzt seinem Begriffe nach den Ausgleich mit der Sonne (synodisch) oder die gleichzeitige Beobachtung der Sterne (siderisch) voraus, während sich der Mond der Arier auf den bloßen Gestaltenwechsel des Mondes als Kalendergestirn bezieht, an dem die Arier zwei gesonderte, einander gegensätzliche Wesen, den Dunklen und den Lichten, unterschieden. Sie gingen davon aus, daß 3 finstere Nächte lang nichts vom Monde am Himmel zu sehen ist und daß in dieser Zeit die Schicksalsmächte walten, um den neuen Zeitlauf vorzubereiten. In Indien hießen diese 3 Nächte *trikadruka* 'die 3 Schwarzen', bei den Hellenen 'Menschennächte' und auch 'Totennächte'; man dachte sich in ihnen die ersten Menschen der Erde (aus Bäumen) entsproßt usw. Der lichte Teil des Mondes besteht aus 3 + 9 Nächten, d. h. aus 3 Wochen zu je 9 Nächten. Diese Woche hieß altindisch *nawarātram*, altiranisch *nawaḫšapar*, keltisch, *nōmad* aus *nevm-etā*, d. h. 'neun Nächte', hellenisch ἐννανύχες, lateinisch *nonae, nundinae* usw. Die 3 Wochen als Einheit faßte man z. B. keltisch als *dia teora nōmad*, hellenisch als τρὶς ἔννεα νύκτες zusammen. Der ganze Mond bestand mithin aus vier Wochen; einer unvollständigen 3nächtigen und 3 je 9nächtigen. Die unvollständige 3nächtige Woche wurde als Zuschlagfrist häufig auch ans Ende des Mondes gestellt und ist daher als dessen 4. Woche aufzufassen. Diese Zeitrechnung ist als arische zu bezeichnen, weil sie durch Vergleichung der ältesten Überlieferungen der Einzelvölker als stammhaft für die ganze Gruppe zu erweisen ist und weil andere Völker, von denen sie etwa selbst wieder die Arier entlehnt haben könnten, nicht in Sicht sind. Eine zwar altarische, aber sichtlich jüngere Schichte der Zeitrechnung als die eben geschilderte bezeichnen die Zwölften, welche möglicherweise bloß von einem der Einzelvölker ausgegangen sind und in der Sage keinen festen Halt haben, während die altarische Mondenrechnung tief in die Sage eingreift, so daß sich die kalendarischen Zeugnisse von den mythologischen gar nicht scharf trennen lassen. Im Zwölften-Jahre steht der Winter voran, wie in der übrigen arischen Zeitrechnung die Nacht. Wo es entstand, wissen wir nicht, so wenig wie wir den Ursprung des babylonischen Sonnenjahres kennen. Und es ist wohl auch kein Zweifel, daß das Zwölften-Jahr in den 12 Nächten, d. h. dem 13. „Monate" am Ende des Jahres, dessen 12 Monate ähnlich vorbildet, wie man sich bei der alten Mondenrechnung in den 3 dunklen Nächten die 3 Wochen des lichten Mondes vorgebildet dachte. Es ist also durchaus

[1]) Für die Ostgruppe (Inder, Iranier) ist der Name geläufig; für die Westgruppe kennen wir ihn nun auch bei den Germanen aus dem Königsnamen *Arijowistus*, d. h. aus „arischem Samen" (Much-Meringer). Auch der große Perserkönig Darejowosch I. nennt sich in seiner Grabinschrift einen „Arier aus arischem Samen".

möglich und in einem wichtigen Bereiche auch wohl wirklich erfolgt, daß man vom altarischen Monde zum Zwölften-Jahre und vielleicht dann erst zum babylonischen Jahre überging.

Die Gesetze der Zahlenverschiebung sind nun die folgenden:

I. Gruppe (arisch-babylonische Zahlenverschiebung), 1. Gesetz: An Stelle der 9nächtigen arischen tritt die 7tägige babylonische Woche und daher an Stelle der alten 9-Zahl die junge 7-Zahl. — 2. Gesetz: An Stelle der 3 Zuschlagnächte und der ihnen entsprechenden und in ihnen vorgebildeten 3 (9nächtigen) Wochen des Mondes treten die Zwölften und die ihnen entsprechenden 12 Monate des Jahres und daher an Stelle der alten 3-Zahlen die jungen 12-Zahlen. Als Zusatzergebnis ist zu vermerken, daß die Zuschlagnächte als unvollständige 4. Woche den Jahres-Epagomenen als unvollständigem 13. Monate entsprechen und daher die 4. Gestalt des arischen Mythos später von einem 13. im Sinne der neuen Rechnung verdrängt wird.

II. Gruppe (arisch-elamische Zahlenverschiebung), 1. Gesetz: An Stelle der 9nächtigen arischen tritt die 8tägige elamische Woche und daher an Stelle alter 9 die junge 8. — 2. Gesetz: An Stelle der 3 Zuschlagnächte tritt eine 4. Zuschlagwoche von 3+5 Tagen, daher wird die arische Zuschlag-3 durch eine elamische 3+5 ersetzt.

Indem ich an diese Ergebnisse erinnere, versuche ich nun, hier eine Anzahl Erwägungen, Nachträge und Bestätigungen zu meinen „Gesetzen der Zahlenverschiebung", und zwar zur I. Gruppe, vorzulegen, die ich an zwei inzwischen erschienene Bücher anknüpfen möchte, die einschlägige Fragen behandelt haben. Ich meine F. Boll, Die Lebensalter (ein Beitrag zur antiken Ethnologie und zur Geschichte der Zahlen mit einem Anhang über die Schrift von der Siebenzahl), Teubner, Leipzig und Berlin 1913 [S.-A. aus den Neuen Jahrbb. f. d klass. Altertum, Gesch. und deutsche Lit. XXXI], 58 S. und 2 Tafeln, und E. Böklen, Die „Unglückszahl" Dreizehn und ihre mythische Bedeutung [Mythol. Bibl., V, 2], J. C. Hinrichssche Buchh., Leipzig 1913, 116 S. Von sehr verschiedenen Standpunkten aus versuchen hier Boll und Böklen Beiträge zur Zahlenkunde zu liefern, wobei sie zum Teil mittelbar, zum Teil unmittelbar zur Frage nach Ursprung, Wesen und Gesetzmäßigkeit des Vorkommens der typischen Zahlen Stellung nehmen. Gerade weil beider Verfasser Ansichten so weit voneinander abstehen und doch an den gleichen Gegenstand herankommen wollen, dürfte es auch sonst lohnen, sie zusammenfassend zu betrachten.

Nach Hermann Usener unterscheidet Boll zwei Gruppen typischer Zahlen: solche, die aus der Anwendung von Zeitbegriffen entstehen, und andere nicht gleichen Ursprunges (S. 1). Zur letzteren Gruppe gehören ihm vor allem die 2 und 3, wie sich später ergibt (S. 18), wohl auch die durch die Finger „gegebene" 5, der aber „die Stütze in einem allbekannten und einleuchtenden System der Zeiteinteilung, wie sie die Drei, die Vier, die Sieben besaßen, fehlte". Also hat doch auch nach Boll die 3 in einem Systeme der Zeitrechnung ihre „Stütze", und was mit solchem Ausdrucke gemeint sein soll — eben darüber tut Verständigung not. In welcher Zeitrechnung hat die 3 ihre „Stütze", mit welchen anderen Zahlen ist sie dort verknüpft, welches Kalendergestirn herrscht in diesem Kreise, welche Völker gehören ihm an? Selbst die 4, 7, 9, 12 und andere typische Zahlen sind ja auch nach Usener und Boll gewiß nicht „aus der Anwendung von Zeitbegriffen entstanden", sondern aus dem Vorgange des Zählens, und bloß daß sie typisch wurden, verdanken sie — und das wohl auch wieder nicht ausschließlich — der „Stütze", die sie in der Zeitrechnung

fanden. Useners ebenso unbewiesener wie wunderlicher Gedanke, die 3 sei die älteste Zahl, man habe ursprünglich nicht weiter zählen können und deshalb sei sie heilig, wird also als theoretisch-philosophische Spekulation zur Seite zu stellen sein angesichts dessen, was der Stoff lehrt. Freilich hat uns das nicht Useners Dreiheit erschlossen (s. S. 271 f.), und auf dem von ihm beschrittenen Wege äußerlicher Zusammenstellung ist es auch nicht zu erfassen. Wollte Boll den Gedanken des Mythologen über diesen Gegenstand einmal nachprüfend folgen, dann müßte er ausgehen von den mythischen Verkörperungen chronologischer Mächte, den Parken, Moiren, Nornen, Ušas usw. und ihren männlichen Gegenstücken. Sie führen sogleich hinein in den Mythos, in dem sie ihre feste Stellung, zu dessen Aufbau sie ihre eigenartige Beziehung haben.

Im Gegensatze zu Roschners und Anderer Arbeiten, die vorwiegend den Stoff für eine einzelne Zahl aus allen Lebensgebieten sammelten, versucht Boll „vielmehr auf beschränkterem Raume das konkurrierende Spiel der verschiedenen ordnenden Zahlen zu beobachten" (S. 2). Er folgt also mit Bewußtsein dem Einschlage, nicht der Kette in diesem Gewebe. Allein der Eindruck, der dabei schließlich zustande kommt, ist, daß es die Kette wahrscheinlich eben doch eher gar nicht gebe. Boll ist so vorsichtig, ihn nicht auszusprechen, wie er überhaupt die „Probleme, die neuerdings W. Schultz erörtert hat" (S. 25, Anm.), nicht nennt, auch nicht die Schriften, in denen ich's tat. Offenbar scheinen ihm allgemeine „Gesetze der Zahlenverschiebung" eine zu weitgehende Annahme, gegen die er durch Betrachtung eines seiner Meinung nach günstig gelegenen Einzelfalles ein Gegengewicht zu schaffen trachtet. Gerade dort, wo ihm aus dem Schatze seiner Belesenheit hinreichend viel Stoff zufließt, stimmt es nicht mit der Gesetzmäßigkeit, nicht eine Zahl, sondern verschiedene Zahlen verschiedener Systeme sind zugleich am selben Gegenstande wirksam, man zählt mitunter 2, oft 3, seltener 4, sehr selten 5, mitunter 6, am häufigsten 7, nie 8, selten 9, öfter 10, aber auch 12, 15 und noch mehr Lebensalter, die Ursachen für das Hervortreten der einen oder anderen Zahl sind fallweise verschieden: Wo bleibt da die Gesetzmäßigkeit?

Freilich lehrt uns Bolls Vorgang im Grunde nichts Neues. Schon anläßlich der Sneewittchenstudie Böklens war zu sehen, wie die Zahlenüberlieferung zu einem bestimmten Motive des Mythos (Märchens) schwankt und erst durch eingehende Betrachtung der „konkurrierenden Systeme" auf ihre Gesetzmäßigkeit gebracht werden kann. Hierüber vergleiche man meine Besprechung in der OLZ XIII, 1910, Sp. 506 ff. Seit J. Boltes Anmerkungen zu Grimms KHM erscheinen, vervollständigt sich unser Überblick über solche Abweichungen, obwohl Bolte gerade die Zahlen leider meist bloß mangelhaft nachweist. Auch Antti Aarnes Sammlungen haben in der FFC manchen Beitrag geliefert und es wäre zu wünschen, daß recht bald recht viel Weiteres hinzu komme. Diese Erscheinung zieht aus doppelter Quelle ihre Nahrung: einerseits aus dem alten Schwanken zwischen 3 und 9 (3 Moiren, 9 Mousen) und anderseits aus dem Ineinanderfließen der Zahlenangaben verschiedener Systeme in junger und jüngster Überlieferung. Allein so wenig die Mundartenforschung die für die alten Sprachstufen geltenden Lautgesetze umzustoßen vermag, weil sich ihre Erscheinungen in Folge der durcheinander flutenden Sprachwellen nicht immer gleich klar eingliedern, so wenig werfen diese Störungen die Zahlenverschiebung über den Haufen. Wir lernen sie immer besser beherrschen und verstehen, wobei natürlich die Dinge in verschiedenen Fällen sehr verschieden liegen können. Ein besonders verwickelter Fall aber ist die Überlieferung zu den Lebensaltern, und es dürfte nicht überflüssig

sein, ihn, indem wir auf Boll eingehen, abzuwickeln, da sich dabei mancher Einblick in die für solche Untersuchungen nötige Methode ergeben wird.

Im ganzen sind hier feste Anhaltspunkte leichter zu gewinnen, als es nach Boll den Anschein hat. Zwar ist es Boll nicht entgangen, daß sein Stoff im Grunde immer ein chronologischer ist; allein da er außer der „Stütze" im Zeitrechnungswesen auch noch die anderen Einschläge verfolgen will, unterläßt er es, nachzuprüfen, mit welchem kalendarischen Vorgange das Menschenleben von altersher am ausführlichsten und häufigsten verglichen wurde. Er hält die Zusammenstellung von Sonnenaufgang und Leben, von Sonnenuntergang und Tod für ein „Bild von unmittelbarer Evidenz"; allein auf noch älterer Stufe wird die Geburt mit dem Aufleuchten des Mondes, der Tod mit seinem Verschwinden in eins gesetzt, und das entspricht auch dem ursprünglichen Vorherrschen des Mondes, nicht der Sonne, im Zeitrechnungswesen der Völker. Auch in Bolls vorwiegend einer späteren Epoche angehörige Quellen ragt noch die Kunde von diesen alten Vorstellungen hinein (S. 29: „Die ursprüngliche Anknüpfung alles Wachstums und alles Vergehens an die Mondphasen, S. 33_2: „Dem Mond gehört nach dem Dialog Hermippos der letzte Monat der Schwangerschaft und nach allgemeiner Theorie die erste Altersstufe zu"; vgl. S. 43_2). Schon die Wēden unterscheiden am Monde den Alten und Jungen (Lehrer und Schüler usw.). Man kann daraus entnehmen, daß auch die „naturgemäße" Zweiteilung schon im Kalender vorkam und von ihm aus ihre besondere Färbung erhielt. Die „Geschichten von der Ursache des Todes" sind durch ganz Afrika, Asien, Amerika in Ausprägungen zu verfolgen, die verwandtschaftlich zusammenhangen und an alte Formen des Mythos Anschluß haben. Sie alle erläutern den ihnen mit dürren Worten zugrunde gelegten Satz: Wie der Mond wächst und schwindet, soll der Mensch geboren werden und sterben. Schon die vorläufigen Zusammenstellungen von L. Frobenius und die andeutenden Nachweise im Mitra Sp. 37 ff., 52, 136 ff., 218 reichen aus, dieses Erzählungsgut seinem Stammbestande nach um etliche Jahrtausende älter zu erweisen als Bolls alexandrinischen Astronomen, der „zuerst" die Gestalten des Mondes in den so nahe liegenden Zusammenhang mit dem Menschenleben gebracht und in dem Verfasser eines deutschen Gedichtes aus dem 12. Jahrhundert seinen Nachfahren gefunden habe (Boll, S. 8).

Von solcher Warte aus gesehen, rücken aber auch Dreiteilung und Siebenteilung des Menschenlebens in neues Licht. Boll hat erkannt, daß Jugend und Zunahme, Alter und Abnahme um eine mittlere Zeitstrecke, der Vollkraft und Blüte entsprechend, vermehrt wurde. Sie ist der Gipfel zwischen dem aufstrebenden und dem sich senkenden Teile. Allein der Satz „Die Dreiteilung des Lebens ist durch die Natur selber gegeben, gerade wie beim Lichttag" (S. 8) entspringt einer Täuschung, vergleichbar mit der weitverbreiteten anderen, die Vierteilung sei beim Monde das „Naturgegebene". In Wahrheit ist die Zahl in beiden Fällen nicht so sehr aus dem Gegenstande gewonnen, als vielmehr an ihn herangebracht. Auch die Einteilungsgründe für Jahr und Tag haben ihre Geschichte, die wir bereits hinreichend kennen, so daß der Gedanke an selbstverständliche Gegebenheiten bei diesem Gegenstande jetzt wohl schon ziemlich eingeschränkt sein dürfte. Die Drei jedoch, die auch nach Boll ihre Stütze in der Zeitrechnung hat, wurzelt nicht in Jahres- oder Tageseinteilung, sondern in der Gliederung des Mondes nach arischer Auffassung. Gerade darauf geht aber Boll nicht ein, sondern bringt gleich die Belege für den Jahreslauf. Seine Ansicht, die Reihe Winterwende Kind, Frühlingswende—Jüngling, Sommerwende—Mann, Herbstwende—Greis sei ägyptisch, habe ich schon OLZ XIV, 1911, Sp. 439, widerlegt

Schon Eratosthenes verglich die 3 Lebensalter mit den 3 Jahreszeiten; auch Macrobius und Martianus Capella nennen nur 3 Lebensalter der Sonne: Kind, Jüngling, Greis. Das ist die Reihe des Sphinxrätsels, über dessen mythische und kalendarische Bedeutung wir heute schon eine kleine Literatur haben, die Boll nicht kennt. So fehlen ihm gerade die wichtigsten Vorstufen für das Verständnis seines meist den jüngeren Schichten angehörenden Stoffes. Dringt er darauf hin, daß die Abweichungen in den Zahlenangaben zu jedem Motiv, in seinem Falle zu dem des Lebensalters, vollständig zusammengebracht werden mögen, dann wird er wohl auch billigen, wenn wir auf Vollständigkeit im Nachweise der Ausgestaltungen dieses Motives selbst dringen; scheinbare Reichhaltigkeit in dem aus späten Zeiten Zusammengetragenen kann nur irreführende Eindrücke zeitigen, wenn eben die für das Verständnis entscheidenden Ausgangspunkte fehlen. Die Gestalten des Sphinxrätsels, die Tierschwäger, die Mondwochen sind eben unerläßlich für das Verständnis der Lebensalter. Als Beispiel für Tierschwäger und Lebensalter habe ich mir Krauß, Südsl. Märchen, I, 164, vorgemerkt; das führt auch auf die Zuordnung der 3 Reiche (Elemente, Temperamente) zu den Lebensaltern und eröffnet einen weiten Ausblick in die „totemistischen" Gestaltungen der Altersklassen, also in Gebiete, die Boll leider ebenfalls ausschied. Es ist nicht meine Absicht, hier Bolls Buch mit dem Stoffe, der bei ihm fehlt, neu zu schreiben. Bloß ein Ergebnis setze ich her, zu dem die Belege allenthalben reichlich zu finden sind: Man dachte das Leben als Flucht vor dem Tode, dem sich der „Mensch" durch Verwandlungsformen, denen die Tiergestalten der Lebensalter entsprechen, entzieht. Man versuche, diesen Gedanken an Hand der Überlieferung nachzuprüfen — er wird sich als Ariadnefaden, denke ich, bewähren.

Nun zeigt sich auch, wie wenig Boll uns die Siebenzahl der Lebensalter verstehen gelehrt hat. Die 7 Lebensalter sind schon bei dem Verfasser der pseudohippokratischen Schrift von der Siebenzahl deutlich in Aufstieg (παιδίον. παῖς. μειράκιον). Gipfel (νεανίσκος) und Abstieg (ἀνήρ. πρεσβύτης, γέρων) gegliedert, die Reihe des Sphinxrätsels hebt sich klar heraus, an die Stelle der 3 Alter sind 3 Altersstufen samt Gipfel getreten, die aufsteigend und absteigend durchwandelt werden. So ist diese $7 = 3 + 1 + 3$ nicht Grundgedanke, sondern Ergebnis, sie ist keine „wirkliche", in sich gleichförmige 7, wie etwa die Musen, Sneewittchens Zwerge, die Meilen der Stiefel, die fetten und die mageren Kühe usw., sondern eine gegliederte. Die Verbindung von Planetenstufen und Lebensaltern, die uns zuerst Claudius Ptolemaeus belegt (S. 30), setzt zwar die seit Petosiris-Nechepso (150 v. Chr.) eingebürgerte Abfolge der Planeten (die freilich F. Hommel, Grundriß, S. 102, und Aufs. u. Abhh. 375—383, 446—449 als „uralt" erwiesen zu haben meint) voraus (S. 26), enthält aber hierüber hinaus den Gedanken der 3 (bzw. 4) Stufen, der doch wohl beträchtlich älter ist. Auch hier fehlt bei Boll eine Behandlung des Begriffes κλῖμαξ auf angemessen breiter Grundlage. In Ägypten und Babylon sind möglicherweise 3stufige Anlagen die Vorläufer der 7stufigen gewesen (vgl. Hommel, Grundriß, 126ff.), dabei handelt es sich um Gräber (über die *zikkurāti* als Göttergräber vgl. Hilpert, Explorations in Bible lands, 459—470; zu den Pyramiden s. Weltallabhh. Nr. 26, S. 12ff.); also liegt der Tote unter den Aufstieg und Abstieg des Lebens andeutenden Stufen. Dazu halte man Aelian v. h. II. 29: Πιττακὸς ἐν Μυτιλήνῃ κατεσκεύασε τοῖς ἱεροῖς κλίμακα εἰς εὐδεμίαν μὲν χρῆσιν ἐπιτήδειον. αὐτὸ δὲ τοῦτο ἀνάθημα εἶναι αἰνιττόμενος τὴν ἐκ τῆς τύχης ἄνω καὶ κάτω μετάπτωσιν τρόπον τινά. τῶν μὲν εὐτυχόντων ἀνιόντων. κατιόντων δὲ τῶν δυστυχούντων. Schon Wieseler, de scala symbolo apud Graecos

(Ind. lect. Gotting. 1863) verglich das Glücksrad mit seinen Speichen (den Sprossen der Leiter entsprechend; vgl. Boll, S. 42, und oben S. 271 f.) und verwies auf die Treppen und Leitern, die auf etruskischen Spiegeln und süditalischen Vasen angebracht sind, aber auch als selbständige Gegenstände des Aberglaubens vorkommen. Zu den Stufen gehören jedoch auch die Schritte des Auf- und Absteigens. Wenn Wišnus mit 3 Schritten die Welt durchmißt, so müssen wir uns diese in 3 Reiche zu je 9 Landen oder Rasten gegliedert denken, und der Held mit den 9 Meilenstiefeln würde ebenfalls grundsätzlich von jedem Reiche zum nächsten bloß einen Schritt zu tun brauchen. Sonst benötigt er die Stiefel, Flügelschuhe u. dgl. zum Erklimmen des Glasberges, den er in anderen Fassungen auf der aus den Knöchlein hergestellten und mit seinem Fingergliede ergänzten Leiter ersteigt.

Wurden die 7 Lebensalter mit den 7 Planeten verknüpft, dann mußte aber auch noch eine ganze Anzahl weiterer Einflüsse herein wirken, gerade weil es sich um den Menschen handelte, so zum Beispiel vor allem die Anschauungen von der Gliederung seines Körpers, der in ihm vorhandenen „Kräfte" und der „Leiden", denen er unterworfen ist, die wohl auch in der bildenden Kunst ihren Ausdruck gefunden hat in dem insbesondere im sakischen Bereiche vorkommenden Verfahren, in die Körperteile Gestalten einzuzeichnen, das Gesamtbild aus solchen Gestalten zusammenzusetzen. Darüber liegt außerordentlich viel Stoff vor, der schier noch ungehoben ist, und ich will nur soviel anführen, als mir nötig scheint, um Bolls einseitige Auswahl so weit zu vervollständigen, daß ein richtiger Gesamteindruck angebahnt wird. Da scheinen mir also vor allem die von F. Hommel, Grundriß, S. 99–104, zusammengestellten Beziehungen der Planeten zu den im Alphabete vorkommenden Körperteilen (י. נ. ע. ר) denn doch sehr beachtenswert, zumal sie schon schier eine Reihe von 5 Sinnen vorbilden, neben denen auch 7 oder 9 „Sinne" und ähnliche „Fähigkeiten", „Öffnungen" im Kopfe usw. vorkommen. Einiges dazu habe ich meinen Ges. d. Zahlenversch., S. 115, Punkt 5, verzeichnet. Die Angaben der Weden über das himmlische Sieb und die 7 Ṛšis wären hinzuzuziehen. Eine lehrreiche Reihe, welche sozusagen 6 Sinnen 6 (gegensätzliche) Zustände des Körpers gegenüberstellt, findet man bei Henning, 1001 Nacht, XXIV, 76 f., und sie leitet uns weiter zu den Aderlaßmännlein und den Zuordnungen der Planeten und Sternreihen zu den Gliedern des menschlichen Körpers, von denen F. Röck in seiner Abhandlung „Der Paläozodiakus, die prähistorische Urform unseres Tierkreises" im Memnon VI und den beiden oben genannten Abhandlungen unser Wissen vertieft hat. Hier gibt es eine Menge verkürzte und erweiterte Reihen, eine Menge Zahlen, die infolgedessen nur Scheinzahlen sind, und dieses ganze Gebiet kommt, solange es uns nicht durch vollständigere, sorgfältig durchgearbeitete Sammlungen zugänglicher geworden ist, für zahlenkundliche Schlüsse zunächst kaum in Betracht, also auch nicht für die Aufstellung von „Gesetzen" (d. h. Kulturschichten), deren Geltung aber auch hier wird abgelesen werden können, so bald wir weiter im Verständnisse dieses Stoffes vorgeschritten sein werden.

Neben den 7 Altern stehen die 10. Das älteste Zeugnis für 10 Lebensalter ist Solons Elegie. Schon hier ist das zehnte Alter als „nicht mehr zu früh zum Ende" gekennzeichnet und, wie die Theorie vom 63. Lebensjahr als dem eigentlich kritischen Alter beweist, ein bloßer Zuschlag zu den ersten 9 Altern. Viel häufiger als im hellenischen Altertume sind die 10 Lebensalter im deutschen Mittelalter bezeugt; Boll nagelt als älteste Quelle Lindinus im Codex Salmasius fest (S. 23), so daß sie antiker Herkunft wären. Allein auch bei den Indianern Amerikas wird die

Zahl der Altersstufen bis zur 10 fortgesetzt (Boll, S. 24), und 10 Lebensalter des Weibes sind ganz ähnlich in 1001 Nacht (Henning, XXIV, 78) bezeugt und mithin möglicherweise iranisch. Allen diesen Reihen ist es eigen, daß das 10. Alter durch ein „gnad dir Gott", „ich nehme meine Zuflucht zu Gott vor dem gesteinigten Satan" u. dgl. als das böse, überzählige Ende von den übrigen Altersstufen abgetrennt und als Zuschlag gekennzeichnet ist. Die spärlichen Zeugnisse für 9 Lebensalter (Boll, S. 21) ergänzen diesen Eindruck in erwünschter Weise. Es scheinen Reihen vorzuliegen, vergleichbar den Verwandlungsformen des Wṝtraghna, und schwerlich alte Neunergruppen. Daß sie als älter erweisbar seien denn die 7 Lebensalter (die im Grunde doch nur 3 sind) — widrigenfalls das Gesetz vom Ersatze der alten 9 durch die junge 7 falsch wäre —, das zu verlangen und das andere daraus zu folgern, wäre offenbar unbillig. Anders hingegen steht es bei den 12 Lebensaltern, die den Tieren der Ekliptik gleich gesetzt werden; dieser „im Grunde absurde Gedanke", welcher „der jüdischen Literatur des Mittelalters vorbehalten" blieb (S. 23), verläuft genau gemäß dem ersten Gesetze der Zahlenverschiebung, sofern an Stelle der 3 Wochen des Mondes (im Sphinxrätsel) die Tiere der 12 Monate des Jahres traten.

Diese Darlegungen werden, denke ich, genügen, um zu zeigen, daß auch in einem so verwickelten Falle wie dem der Lebensalter „das konkurrierende Spiel" der Zahlen noch immer kein willkürliches oder zufälliges Durcheinander erzeugte, daß aber, um die Fäden der Kette zu finden, der Einschlag eben reichlicher und vielseitiger, mit Rücksicht auf die innere Gliederung der zugehörenden Zahlen und mit Einschluß des ganzen organisch hinzu gehörenden Stoffes verarbeitet werden muß. Boll, der eifrige und erfolgreiche Arbeiter auf dem Gebiete der späteren astronomischen Theorien, verfiel dieses Mal in besonders störendem Ausmaße in den Fehler, wesentliche Gruppen der Überlieferung auszulassen, die ihm, da sie der älteren, mythisch-kalendarischen Stufe angehören, nicht bekannt waren. So entstand der lähmende Eindruck einer Gleichwertigkeit und Gleichartigkeit der Zahlenangaben von den Lebensaltern, der in Wirklichkeit eben ganz unbegründet ist und schwindet, sobald die historische Perspektive des Stoffes von den ältesten Ausprägungen aus gewonnen ist.

Im Gegensatze zu Boll verfügt Böklen über eine reiche Kenntnis des mythischen Stoffes, setzt sich aber zu leicht über die Tatsachen der Chronologie hinweg und meint, aus bloßen Konstruktionen, die sich so leicht nicht werden widerlegen lassen, neue Tatsachen schaffen zu können. Sein Buch beginnt mit einer volkskundlichen Betrachtung über den Aberglauben, daß von 13 am Tische im nächsten Jahre einer sterben müsse, bringt dann Beispiele, daß oft auch der 13. vom Glücke begünstigt wird, also besser bloß als Bevorzugter nach 12 anderen betrachtet würde, arbeitet diesen naheliegenden Gedanken aber nicht klar heraus und versucht, ein Schwanken der Überlieferungen zwischen 12 und 13 festzustellen, da öfter auch der 12. als Bevorzugter erscheine, wenn ihm kein 13. mehr folge. „Wer also die Bedeutung der 13 erklären will, der muß darauf bedacht sein, daß seine Deutung zugleich auch auf die so außerordentlich häufig vorkommende 12 anwendbar ist." Mit Hilfe einer Angabe von Leon y Gamas über die 13 des Tonalamatl, welche „freilich an erheblicher Unklarheit leidet" (S. 14), deutet nun Böklen, unbekümmert um die bekannten Beziehungen des Tonalamatl zur Venusrechnung, die 13 als Zahl der aufeinanderfolgenden Gestalten das Mondes in der zunehmenden oder abnehmenden Hälfte des siderischen Monates mit Ausschluß der Vollmondnacht (also 13+1+13), und die 12 ebenso, aber mit Ausschluß von 3 Vollmondnächten (also

12 + 3 + 12). Damit führt er einen Gedanken Hüsings aus, ohne jedoch auf die betreffende Stelle in Hüsings iranischer Überlieferung, S. 35, hinzuweisen. Dort steht: „Man hätte ebensogut [nämlich: wie den Lichtmond in 3 Wochen zu je 9 Nächten] entsprechend 3 Neumondnächten auch 3 Vollmondnächte aussondern können, so daß eine Teilung: 3 + 12 + 3 + 12 sich ergeben hätte, was weit logischer wäre. (Vielleicht finden wir noch einmal Spuren solcher Rechnung, z. B in gewissen Formen des Dreibrüdermärchens). Die arischen Mythen kennen solche, die Neun ausschließende Rechnung nicht". Das war eine Anregung zu weiterem Suchen in bestimmter Richtung, im Schlußsatze aber auch zugleich eine Warnung. Das Verfahren, Möglichkeiten logisch zu konstruieren, ist nicht nur berechtigt, sondern auch unerläßlich, wenn wir zu Fragestellungen gelangen wollen; die Entscheidung liegt aber bei dem Stoffe, der die Frage als berechtigt erweisen, sie bejahen, berichtigen oder ausschließen kann (s. Mitra, Sp. 1130): Die „Möglichkeit" muß sich am Prüfsteine der Tatsachen bewähren, und darauf eben kommt es an. Böklen aber greift das logisch Erschlossene als „möglich" Erkannte sofort auf, als wäre es Tatsache. Andere, weit minder logische „Möglichkeiten" finden wir in den Kalendersystemen der Alten verkörpert, und bloß diese, so einleuchtende, söllte fehlen? Warum söllte die 12, die doch so oft vorkommt, nicht mindestens so alt sein wie die 3 und 9? Und warum söllte sie nicht ebenfalls Mondzahl sein wie die anderen, und selbst auch die 7 nach Hüsings eigener Meinung? Und an B.s, mit diesen „Warum nicht?" gewappneter Brust prallen nun alle von Leßmann, Hüsing und mir bereits sorgfältig festgestellten Tatsachen des arischen Kalenders und seiner Beziehungen zum Mythos, aus denen sich sofort die schwerwiegendsten Gegengründe ergeben, wirkungslos ab. „Obwohl es nach dem Werke Ginzels den Anschein hat", als bezögen sich die nicht all zu häufigen Beispiele für die Halbierung des Monates in der Zeitrechnung einiger Völker durchweg auf den synodischen Monat, hält B. auf S. 17 es für „von vornherein sehr wahrscheinlich, daß man die Halbierung noch vorher auf den siderischen Monat anwendete", und betrachtet dies im folgenden als sichere Grundlage seiner Ausführungen. Das ist um so kühner, da der siderische Monat Gestirnbeobachtung voraussetzt und zur Zeit der Entstehung der Mythos doch auch sicherlich noch nicht bekannt war, da im Mythos von „Gestirnen" nichts vorkommt, wie gerade Stuckens Astralmythen gezeigt haben. Der Mondmonat des Mythos kann sich vielmehr nur aus Beobachtung der Launen des Mondes selbst (unbeschadet seiner verwickelten Wanderungen unter den Sternen) ergeben haben; der Versuch, den siderischen Monat für die Deutung der 12 und 13 als Mondzahlen nutzbar zu machen, ist daher schon deshalb verfehlt. Der Abschnitt „Direkte Zeugnisse für den rein lunaren Ursprung der Zahlen 12 und 13 im Mythos" (S. 19—27) enthält von S. 22 an nichts, was sich irgendwie von den die S. 27—99 ausfüllenden „Indirekten Zeugnissen" unterschiede, in denen aus mythenhaltigen Überlieferungen, welche die 12 und 13 mit sich führen, lunare Deutungen ohne hinreichende Berücksichtigung des unerläßlichen Vergleichsstoffes in Gestalt einer Anzahl von recht wenig einleuchtenden und schwach begründeten Vermutungen versucht werden. Die 5 Seiten, welche so übrig bleiben, enthalten aber ebenfalls kein einziges „direktes" Zeugnis und bloß S. 21 „nahezu" (von mir gesperrt!) einen direkten Beweis aus einer Ṛgwēda-Stelle (IV, 33, 7). Es handelt sich um die Ṛbhawa, welche 12 Tage lang bei Agōhja ruhen und während dieses Schlummers herrliche Werke schaffen. Die Zwölften, die etwa an Stelle der Monatsepagomenen getreten wären, dürfen das nach B. (trotz Ludwig III, 187) nicht sein, obgleich dieselben in Indien mehrfach belegt sind: denn

während der Monatsepagomenen ruhe der Mond, er schaffe aber nicht. Das ist ein ganz sonderbarer Einwand, da Schöpfung und keimhafte Vorbereitung alles kommenden Geschickes nach dem Ausweise sämtlicher Quellen gerade in die 3 dunklen, zugleich auch gefahrdrohenden Nächte gehört, was doch auch B. wissen sollte. Von einem „direkten Zeugnisse" also auch hier, wie im ganzen Buche keine Spur! Schlußbemerkungen (S. 100f.) fassen dann die vermeinten Ergebnisse zusammen. Nur aus der Annahme, daß die 12 bzw. 13 die Gestalten eines (ungefähr) halben Lichtmonates zu einer Gruppe vereine, sollen die mit diesen Zahlen behafteten mythischen Überlieferungen (besser hieße es mythenhaltigen) ihre Erklärung finden, und zwar dieselben Überlieferungen, die B. als mittelbare Zeugnisse verwertet hat. Und da fragen wir schon jetzt: was erklärt uns denn B. durch seine völlig in der Luft schwebende Deutung der 12 und 13 als Mondzahlen? Wenn die Überlieferung zwischen beiden Zahlen schwankt und B. in seinem für diesen Zweck erfundenen Mondkalender ein gleiches Schwanken (zwischen 1 und 3 Vollmondnächten) vorsieht, so erklärt sich doch daraus gewiß nicht, weshalb der 12. (oder 13.) ein Bevorzugter ist. Vielmehr bedürfte solches Schwanken in der Zählung der Vollmondnächte erst selbst wieder der Erklärung. Bevorzugter wäre nach B.s Kalender in einem viel deutlicheren Sinne doch eher der vereinzelt in der Mitte stehende (14.) als die beiden 13ten, welche sich im Sinne der von B. geltend gemachten Überlieferung bloß dadurch auszeichnen könnten, die letzten nach 12 zu sein. Aus der bisherigen Ansicht hingegen wird die bevorzugte Stellung des 13. verständlich, da nach ihr die unheilvolle und doch gleichzeitig keimhafte Bedeutung der Schwarzmondnächte (Monatsepagomenen) von dieser unvollständigen 4. Woche des Monates auf den unvollständigen 13. Monat (Jahresepagomenen, Zwölften) gelegentlich des Überganges von der Monatsrechnung zur Jahresrechnung übertragen wurde. B.s Hypothese kann also nicht erklären, was sie erklären will, wobei sie den Tatbestand nicht genauer untersucht und entgegen der schon vorliegenden einleuchtenden Erklärung vorgeht.

Alle diese Irrungen wären nicht möglich gewesen, wenn B. das Problem schärfer ins Auge gefaßt hätte. Der oben angeführte Satz, daß eine Erklärung, der 13 auch dem Vorkommen der Zwölf gerecht zu werden habe, kann gewiß nicht als solche angesehen werden; denn auszugehen war doch offenbar von der Frage: Was wissen wir von dem Gefüge des Mythos, d. h. vom arischen Kalender? Und gegenüber zu stellen war ihr die andere: Kommt die 12 oder 13 denn wirklich im Mythos vor? Ihr Vorkommen in mythenhaltiger Überlieferung genügt doch nicht, um auch ihr Vorkommen im Mythos, d. h. ihre Zugehörigkeit zum Gefüge des Mythos, zu erhärten. Und da ist ein Doppeltes festzustellen: B. berührt die Frage nach dem Gefüge des Mythos überhaupt nicht und bemerkt nicht, daß Hüsings und meine Arbeiten zur Zahlenverschiebung, gegen die er S. 9—13 mit lauter unzureichenden Gründen ankämpft, die Feststellung zum Gegenstande haben, daß das Gefüge des Mythos auf der Gliederung des wirklich durch „direkte Zeugnisse" belegten arischen Kalenders beruht — und B. hat auch den grundlegenden Unterschied zwischen mythenhaltiger Überlieferung und Mythos (s. Mitra, Sp. 131) so wenig erfaßt wie die Notwendigkeit, sich um die genealogischen Verhältnisse der Überlieferungen untereinander, um ihr Alter und ihren Erhaltungszustand zu kümmern.

Der erste dieser Mängel bestimmt das Gepräge von B.s Behandlung der „Gesetze der Zahlenverschiebung", durch die er sich Raum zu schaffen versucht für

seine Hypothesen. Zunächst wird der Leser aus seiner Darstellung meiner Ansichten und Ergebnisse nur schwer entnehmen können, daß 3 und 9 untrennbar zusammengehören zur Einheit des arischen Kalenders, und zwar derart, daß die eine Zahl nur durch ihre Beziehung zur anderen Sinn hat. Hätte B. diese Tatsache klar herausgestellt, dann hätte er die Verpflichtung nicht mehr umgehen können, außer Gegengründen gegen das Gesetz des Ersatzes alter 3 durch junge 12 (und alter 3 + 1 durch junge 12 + 1), auch solche gegen das Gesetz des Ersatzes alter 9 durch junge 7 anzuführen. Denn in Wirklichkeit sind beide Gesetze unlösbar miteinander verbunden, das eine steht noch immer, so lange das andere steht, und es heißt, einen falschen Eindruck hervorrufen, wenn man, wie B., die um die 3 gescharten Erscheinungen herausreißt aus ihrem festen Zusammenhange mit den zur 9 gehörigen, also Teile des Gefüges des Mythos so betrachtet, als wären sie vereinzelte formlose und beziehungslose Gebilde. Dieses Verfahren ist um so willkürlicher, als auch die Zahlen des Systemes der Acht mit denen des arischen Kalenders in den mythenhaltigen Überlieferungen gesetzmäßig wechseln, und zwar 9 mit ungegliederter 8 und 3 (soweit sie Epagomenenzahl ist) mit gegliederter 8 (= 3 + 5). Das ist eine sehr wertvolle Stütze für die Zusammengehörigkeit der Zahlen 3 und 9 und bestätigt in Gestalt einer bis ins einzelnste gehenden Entsprechung die Richtigkeit der beiden ersten Gesetze. B. aber ist auf das System der Acht überhaupt nicht eingegangen und hat also weder in seinem Leser noch in sich selbst das Bewußtsein gezeitigt, gegen welch starke Stellung er Sturm zu laufen unternahm. Daher werden seine Gegengründe von allem Anfange an der Lage nicht gerecht. Er macht geltend, die „Hypothese" der Zahlenverschiebung setze auf Seiten der Überlieferer zu große Willkür voraus — ein eigentümlicher Einwand, da der Wechsel der betreffenden Zahlen in gleich bleibender Umgebung von dem gesamten überreichen Stoffe immer wieder belegt, die vermeinte „Willkür" also zunächst Tatsache ist und fernerhin eben bei genauerem Zusehen das Gesetz abzulesen gestattet. Ferner fordert B., daß sich dann wenigstens Spuren des Schwankens erhalten haben müßten, die er nicht finden kann. Befremdet fragen wir uns da, wie er denn dann wohl gesucht haben mag: der ganze Stoff wimmelt von solchen Erscheinungen, und gerade in den isländischen Sagas, die er als Einwand anführt, herrscht bereits eine Willkür der Zahlenmischung wie sonst selten. Hüsings und meine Ansichten von Trita und der Verkörperung der Wochen im Mythos, aus denen B. weiter Einwände gegen die Zahlenverschiebung zu gewinnen sucht, haben grundsätzlich nichts mit dem ganz selbständig bezeugten arischen Kalender und den Gesetzen der Verschiebung, welche an seinen Zahlen wirksam waren, zu tun, und ob B. berechtigt ist, seine These vom lunaren Ursprunge der 12 und 13 gegen diese Gesetze auszuspielen, wird davon abhängen, wie er diese These begründet hat, worauf wir noch später eingehen. B. stützt sie hauptsächlich auf seine „indirekten Zeugnisse", durch die er zu belegen trachtet, daß die eine 12 und 13 mit sich führenden mythenhaltigen Überlieferungen „lunaren Charakter" haben. Da aber B. selbst auf dem übrigens richtigen Standpunkte steht, daß alles Mythische „lunar" sei, begreift man schwer, wie er einen solchen „Beweis" für irgend beweiskräftig halten konnte. Freilich stünde es anders, wenn er zu zeigen vermöchte, daß die 12 auch das Gefüge des Mythos beherrsche. Doch nichts davon findet sich in dem Buche, und die negative Fassung: man werde Fälle, wo die 3 wirklich „sinngemäßer" erscheint als die 12, schwerlich ausfindig machen können (S. 13), zieht nicht, da es sich nicht um das „Sinngemäße", sondern um das zum Gefüge des Mythos Gehörige handelt.

B. zeige uns Erzählungen, in denen 12 Brüder mit je 12 Tieren an die Kreuzung von 12 Wegen kommen, dort je 12 Messer (Sklarek, II, 103, Nr. 10, belegt sie z. B.) in je 12ästige Bäume stoßen, auf deren 12 Zweigen je 12 Aufschriften stehen, und dann nach 12 Richtungen in 12 Welten ziehen, um 12 Mädchen durch Lösen von je 12 verschiedenen Aufgaben zu erwerben, auf 12 verschiedene Arten zu sterben und vom nachziehenden 13ten 12mal auf 12 verschiedene Weisen wieder belebt zu werden. Und das bräuchte auch nicht alles in einer Fassung zu stehen; es würde genügen, wenn sich bloß die Hälfte davon aus verschiedenen Fassungen als alter Bestand hervor hübe. Das wäre wenigstens ein Ansatz zum Nachweise der Zugehörigkeit der 12 zum Gefüge des Mythos. Wäre aber B. selbst das Unmögliche gelungen, die 12 als ursprünglich zum Mythos gehörig zu erweisen, und wäre auch sein mittelbarer Beweis, daß 12 und 13 Mondzahlen seien, wenigstens mittelbar überzeugend, so wäre damit noch immer nichts über das Alter dieser Zahlen entschieden und noch immer kein Einwand gegen das durchschnittlich höhere Alter der 3 im Mythos erbracht, da sie doch in der Tat in den mythenhaltigen Überlieferungen von der 12 abgelöst wird.

Es läuft also zunächst wirklich alles auf die Frage hinaus: Findet sich tatsächlich die 12 erst in den jüngeren Fassungen? Und dabei werden wir unter „jünger" nicht bloß „literarisch jünger" zu verstehen haben; auch altbezeugte Fassungen können bereits Verderbnisse enthalten und auch ganz jungbezeugte noch das Alte und Richtige. Ob eine Fassung „besser" oder „schlechter" ist, „Altes" oder „Junges" bietet, dafür haben wir im Inhalte der Erzählung und der genealogischen Stellung ihrer Varianten feste Anhaltspunkte, und wenn B. auf Schritt und Tritt zeigt, daß er auf diese Art des Arbeitens eben nicht recht eingerichtet ist, so wird sein innerer Widerstand gegen die mit diesen Methoden gezeitigten Ergebnisse wenigstens psychologisch verständlich. Wären solche Hemmungen nicht im Spiele gewesen, dann hätte B. doch die von Hüsing und mir beigebrachten Beispiele der Reihe nach auf ihre Richtigkeit hinsichtlich Alter der Bezeugung und Güte des Inhaltes prüfen müssen, wobei er seine in andere Richtungen weisenden Vermutungen doch erst hätte ausbauen dürfen, wenn es ihm gelungen wäre, Fall um Fall zwingende Einwendungen vorzubringen und dadurch den ganzen Stoff in ein neues Licht zu rücken. So verfuhr ich selbst, als W. H. Roscher die 7 für älter als die 9 gehalten hatte, indem ich Schritt für Schritt meine Gegenansicht begründete und dabei zu meiner Freude schließlich die Zustimmung des verehrten Forschers erntete. B. hat es sich leicht gemacht: „Diese Art der Beweisführung hat in der vergleichenden Mythenforschung keine Stelle, sondern ist ein Rückfall in die einseitig literarische Behandlung der Mythen" (S. 11). Da kann ich bloß entgegnen: eine „vergleichende Mythenforschung", welche sich so leichtfertig über Bezeugung und Gehalt der Überlieferung hinwegsetzt, möchte ich nicht vertreten, so wenig ich mich sonst mit „einseitig literarkritischer" Behandlung unseres Stoffes einig weiß. Nein, es kommt nicht „einzig darauf an, ob er (der Mythos) einen brauchbaren Sinn [von mir gesperrt!] enthält" (S. 11) — denn dieser Grundsatz würde dazu führen, daß man sich aussucht, was man gebrauchen kann und sich über alles andere hinwegsetzt. B.s Buch gibt ein Beispiel, wohin man mit dieser „Methode" kommt.

Um zu zeigen, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, füge ich zu den in meinen Gesetzen der Zahlenverschiebung gebotenen Beispielen hier neue hinzu, und zwar solche für beide Gesetze, und zwar dieses Mal mehr für das zweite, so daß jetzt der Stoff zur 12 ziemlich dem zur 7 gleichkommen dürfte. In den Beispielen selbst bitte ich,

immer auf den von Fall zu Fall, wo es möglich ist, auch B.s Einwendungen gegenüber betonten Nachweis zu achten, wo die ältere bzw. bessere Überlieferung vorliegt.

1. Beispiele für 3 ersetzt durch 12.

1. Nach der Einleitung der *lex salica* wurde diese festgesetzt von:

Bodogast aus Bodochame [= Bitegast, von *bîdan*, davon *bod-ting*; bezieht sich auf das Entbieten des Gerichtes].

Saligast aus Salichame [= Schwöregast, von *sellan* = * saljan; bezieht sich auf die Eidesleistung].

Widogast aus Widochame [= Weidengast; bezieht sich auf die Hinrichtung].

Vor dem letzten wird noch *Wisogast*, aber ohne Herkunftsort, genannt. Sein Name (von *wîsan*) bezieht sich auf die Rechtsfindung. Also wäre wohl richtiger „Wisogast [aus * Wisochame]" an die dritte Stelle zu setzen und „Widogast [aus Widochame]" als Zusatz zu betrachten. Wir erhielten dann Vorladung, Eidesleistung und Rechtsfindung als sinngemäß eine Dreiheit bildende Glieder, zu denen die Hinrichtung als böses, abschließendes hinzu träte. Es ist zu beachten, daß keine der mannigfachen erhaltenen Textformen den ursprünglichen Text bietet, der unter Chlodwig nach der Reichsgründung (486) nach älteren Aufzeichnungen zustande kam. In ähnlicher Lage wie die Salier befanden sich die Friesen, als sie durch die 12 angesehensten Männer ihres Landes ihr Recht feststellen lassen wollten. Diese wurden vom Sturme nach *Fositesland* (Helgoland) verschlagen und dort von *Foseti-Forseti* als 13tem belehrt (Grimm DS., Nr. 450). Auch die 11 Asen, die mit Odin als 12. an der Spitze dem Starkad sein Schicksal bestimmen, gehören hieher, wie schon die auch hier wiederkehrende Fahrt nach dem unbekannten Eilande beweist. Zu vergleichen ist Ges. d. Zahlenversch., S. 121 (3) über die 3 Schwurgötter und 12 Asen: „Also sind auch die 12 Schöffen an die Stelle von 3 getreten" (bei B. 35 übergangen).

2. Den 12 Schicksalsgöttern des Starkad sind die 3 Nornen zur Seite zu stellen, welche Fridleifs Sohn Olaf begaben. Wie Starkad von Fôr wird auch er von der übelwollenden Skuld mit Habsucht bedacht. 3 Nornen auch bestimmen im „Mondsaal" Helgis Geschick (Edda, S. 161, Gering). Die Schicksalsgöttinnen sind zugleich die Geburtsgöttinnen; für ihre Dreizahl und die Vereinigung beider Wirksamkeiten ist wohl unser ältestes Zeugnis das im Papyrus Westcar aus dem Jahre 1700 v. Chr. überlieferte ägyptische (?) „Märchen" bei A. Wiedemann, S. 18. Weiteren Vergleichsstoff im Anschlusse an die nordische Überlieferung und das Märchen hat J. Bolte, Anm. zu Grimms HKM, I, 439f., leider ohne Berücksichtigung der überall vorherrschenden Dreizahl, verzeichnet, und zwar im Anschlusse an Dornröschen. Die 12 weisen Frauen, die in diesem Märchen gastlich aufgenommen werden und die 13. ungastlich behandelte, die sich durch harten Schicksalsspruch rächt, der aber wieder von einer der anderen gemildert wird, erinnern bis in die Einzelheiten an Nornagest, in dessen Vaters Hofe die Nornen bis auf eine gastliche Aufnahme finden. Diese rächt sich, indem sie dem Kinde bestimmt, nicht länger zu leben, als die Kerze brenne; die wohlwollende mildert den Spruch, so daß die Kerze — zum Scheite des Meleagros wird (sieh jetzt W. Anderson, Philologus, LXXIII, 159f.: Die Meleagros-Sage bei den Čuwaschen). Hat also Perrault in seiner Variante des Dornröschen nur 7 Feen, zu denen eine 8. unheilvolle verspätet hinzu tritt, so ist das eben völlige Willkür in den Zahlen, die uns nicht hindern kann, die übrigens auch noch früher im altfranzösischen Prosaromane „Perceforest" (14. Jahrh.) erhaltene 3 als richtig zu erkennen,

die durch die Wesensgleichheit der Parken, Moiren, Märgen[1]) (Marjen, Mareien) und Nornen festgelegt ist. Ganz richtig ist sie auch noch nicht, sondern bloß eine Verkürzung, bei der man die Unheil bringende, der unvollständigen Epagomenen-Woche entsprechende 4. Schicksalsgestalt entweder wegließ oder mit der 3. vereinte. Wie das orphische fr. 140 Eukleia, Eustheneia, Eupheme, Philophrosyne (3 mit εὐ- zusammengesetzte und 1 bedeutungsvoll genug ohne dies Wörtchen gebildet) als Charites nennt, also $4 = 3 + 1$, wie zu den 3 Horen noch eine 4. hinzutritt — ebenso zeigt die François-Vase (Gruppe GM, 1089_0) 4 Moiren. Das stimmt also vorzüglich zu Hüsings Ergebnisse (Iran. Überl., S. 8 ff.), daß auch im deutschen Märchen von Marienkind (Grimm, KHM, III, 12) an Stelle von 12 Aposteln und der Dreieinigkeit in $12 + 1$ Gemächern richtig 4 Jungfrauen in 4 Gemächern stehen, wobei die Jungfrauen durch den Verlauf der Erzählung deutlich in $3 + 1$ gegliedert sind und in Varianten auch die Gemächer; so im walachischen Märchen bei Schott Nr. 2, wo unter den 4 Schlüsseln, die das Mädchen erhält, nur der zur verbotenen Kammer hölzern ist. Dadurch erweist sich zugleich $4 = 3 + 1$ als zum Gefüge dieser Geschichten gehörig (4 Gemächer, in deren 3 ersten 3 Hunde eingeschlossen werden und in deren letztem ihr Herr verunglückt, sieh bei Krauß, I, 131 und vgl. 358). Die 4 Nornen, unter denen die letzte wieder besonders hervortritt, sind auch durch die Mareien-Verse bezeugt, auf die Hüsing ebenfalls a. a. O. hingewiesen hat (Rochholtz, Alem. Kinderlied und Kinderspiel Nr. 592 und 593). Die vierte Norne findet ein goldenes Kindchen am Brunnen, womit das albanesische Märchen bei Hahn Nr. 103 zu vergleichen ist, wo Marigo ein Kind am Flußufer aufheben und warten muß. Auch bei Gonzenbach finden wir 4 Feen (denen im Pentamerone, I, 10, „viele" entsprechen). — Wir haben also bei Starkad eine 12, bei Dornröschen eine $12 + 1$ und beim Marienkinde ebenfalls eine $12 + 1$, denen bei Friedleifs Sohne Olaf eine 3, bei den Moiren, Märgen und Nornen eine $3 + 1$ und bei der besseren noch nicht verchristneten Marienkindfassung bei Grimm wieder eine $3 + 1$ entspricht.

3. Grimm, DM[1], 236f., handelt von 13 Walkyrjen, deren jedoch bloß 3 die Prosa als echt heraus hebt.

4. Bei Löwis of Menar, S. 167 (= Afan.[3] I, Nr. 93c), kommen die Schwestern des getöteten Koščej zu Stahlheld, der Wache steht vor dem Zelte des Iwan Zarewič, in Gestalt von 12 Vögeln geflogen, die sich in Jungfrauen verwandeln, die 3 Gefahren künden, welche seinen Herrn daheim erwarten werden und zugleich die Verwandlung in Stein androhen, falls er das verrate. Es ist eine Variante zu Grimm Nr. 6 (Bolte, I, 42 ff.), und sehr deutlich tritt hier hervor, wie das Gefüge der Erzählung die 3 fordert: In 3 Abstufungen erfolgt die Versteinerung, 3 Gefahren bedrohen den Helden und 3 Wesen müßten daher auch je eine derselben verkünden, und zwar, wie es zahlreiche Fassungen angeben, jedes in einer der 3 Nächte, während welcher „Stahlheld" = getreuer Johannes die „Konjunktion" bewacht. Auch wird jede der 3 Gefahren in Varianten als eine Verwandlungsform einer der 3 Schwestern aufgefaßt, deren Unheil kündendes Gespräch also der Wächter belauscht. Sehr schön bringt ein Märchen aus dem Gouvernement Mogilew bei Romanow, IV, 146, Nr. 83, zur Anschauung, was den Übergang von der 3 zur 12 in der obigen Fassung vermittelte; dort erfährt nämlich der treue Diener das Gespräch der Koljadas, d. h. der verkörperten 12 Nächte vom 25. XII bis 6. I. Daneben verzeichnet Romanow, VI, 1, Nr. 1,

[1]) Vgl. G. Hüsing in H. Lessmann, Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage, Berlin und Leipzig 1922 (Haude & Spenersche Buchhandlung), S. XVII und zu Dornröschen und Nornagest-Meleagros H. Lessmann, ebenda S. 26 f.

noch eine andere Lesart desselben Märchens, in der richtig nur 3 Vögel vorkommen. Also traten hier wirklich die Zwölften als Epagomenen-Monat des Jahres an die Stelle einer Drei, die wir hier mithin bloß als Epagomenen-Woche des Monates auffassen können. Das Taitt. Brähm., I, 1, 6, 7, spricht von den 12 Nächten als dem Bilde des Jahres (wonach jeder Nacht ein Monat entspricht, wie dies auch im „Jahrgange", d. h. im Aberglauben von der Vorbedeutung jeder der 12 Nächte für jeden der 12 Monate seinen Ausdruck findet). Also muß auch jeder der 3 Nächte der Monatsepagomenen die Vorbedeutung jeder der 3 (9nächtigen) Mondwochen inne wohnen. Und das bestätigen die angeführten Erzählungen, indem sie von der Verkündung der künftigen 3 Verwandlungsformen durch die Epagomenen-Wesen handeln. B.s ablehnende Frage S. 100_2: „Oder sollte man es etwa für wahrscheinlicher halten, daß diese Anschauungen von den Monatsepagomenen auf die Jahresepagomenen übertragen wurden, daß also ursprünglich die 3 Schwarzmondnächte die Geschehnisse der kommenden 3 Wochen abbildeten?" wird also vom Stoffe zustimmend beantwortet. Und wenn B. fortfährt: „Was konnte man denn von den 3 schwarzen Mondphasen, die alle einander absolut gleich sind, für die Zukunft ablesen?" so ist die Frage falsch gestellt; sie hätte lauten müssen: Wieso konnte man in sie die Vorbedeutung der 3 Wochen hineinlegen? Und da ist zunächst einmal festzuhalten, daß man es eben tat — eine Tatsache, mit der wir uns bescheiden müßten, auch wenn wir sie nicht erklären könnten. Die Erklärung scheint mir aber sehr einfach darin zu liegen, daß man ja durch die 3-Zahl der schwarzen Nächte selbst erst auf eine 3-Teilung der 27 lichten Nächte (9 + 9 + 9) geführt worden war.

5. Das vorige Beispiel zeigt, daß das Belauschen der 3 Vogel-Wesen überhaupt auf einer Stufe steht mit dem Erlauschen der 3 Anschläge feindlicher Wesen unter einem Baume im Märchen von den zwei ungleichen Brüdern, das R. Köhler, Kl. Schr., I., 287, behandelt. Alle Fassungen, die er behandelt, stimmen in der 3-Zahl der belauschten Wesen überein; und bei Zingerle, I, Nr. 13, sind es 12 Herren. Daß die 3 wirklich zum Gefüge der Erzählung gehört, geht daraus hervor, daß auch 3 Geheimnisse, jedes einem der 3 Wesen zugehörig (seiner Verwandlungsform entsprechend), erlauscht werden.

6. Zu Grimm Nr. 13 „Die 3 Männlein im Walde" stellt Bolte in seinen Anmerkungen, I, 99 ff., die Varianten zusammen. Die Mehrzahl derselben hat 3 (und 4), die Minderzahl 12 (und 13) Männchen. Überdies sind die Fassungen mit der 3 durchwegs die auch sonst besser erhaltenen und im Norden besonders häufig. Die 3 Männer werden meist gar nicht gedeutet, was dem Wesen des Mythos am nächsten steht. Wo 4 Männer vorkommen, sind sie meist als Winde aufgefaßt, aber auch als Jahreszeiten. Die 12 (13) Männer werden als 12 Südwinde (!), Monate oder Apostel aufgefaßt (der 13. ist der böse März, den man loben muß, um von ihm beschenkt zu werden). Auch hier erweist sich selbst in Fassungen, in denen die 12 vorkommt, die 3 als zum Gefüge der Erzählung gehörig, so in der Slovakischen. S. 104, wo Maruschka an 3 Tagen um je eine Fruchtart ausgeschickt und von je einem der 12 „Monate", also in Wirklichkeit nur von „3 Männlein", begabt wird. In polnischen Fassungen (ebd.) erhält das Mädchen 3 Kohlen, die sich in Gold verwandeln, während die der bösen Schwester alles verbrennen. Das Gespräch mit den 3 Mächten der Zeitordnung hat den Anstrich von Rätselfragen, die Besucherin muß sich durch Nennen der richtigen Namen „lösen", der Spuk verschwindet beim Nennen des geeigneten Wortes (ebd., 107 f.). Das erinnert an die Rahmenerzählung der Gylfaginning, nach der Gylfi sich mit Hár-Jafnhár und Fridi in einer Zauberhalle unterhält und

schließlich sich nach einem gewaltigen Geräusche auf ebenem Felde allein wieder findet.

7. Die weit verbreitete Erzählung „Dreie kommen durch die ganze Welt" (bei Grimm, KHM Nr. 71: „Sechse kommen durch die ganze Welt"), hat zu ihren Hauptgestalten Trita und die beiden (ungetreuen) Brüder. Die 3-Zahl in ihr, auch durch iranische Entsprechungen gedeckt, ist also schon für die älteste Zeit gesichert und gehört zum Gefüge der Erzählung. Eine ihrer Ausprägungen ist auch die Argonautenfahrt (Jason = Trita, der Lahme, Unbeschuhte; Lynkeus = der Blinde; Herakles = der Nackte — vgl. Real-Enzykl. d. klass. Altertums, I, A. Sp. 66 u. 72), und wir könnten mithin annehmen, daß auch bei ihr einmal 12 Teilnehmer bezeugt waren. Allein die reiche Variantenbildung konnte damit ihr Auslangen nicht finden, und die erhaltenen Quellen nennen daher 50 (auch sonst als Ersatz der 3 häufig) oder 60 (5 × 12) Teilnehmer, oder Zahlen, die dazwischen liegen (Real-Enzykl., II, 751). Trotzdem ist eine unverkennbare Spur der 12 erhalten. Die von Arete der Medeia mitgegebenen 12 Mägde äfften bei dem Opfer, das die Argonauten dem Apollon brachten, die Vornehmsten unter ihnen im Scherze nach (Apollodoros Bibl., I, 139; vgl. B. 34_2 und Odyssee, ζ. 275f.: 3maliges Umschreiten — 3maliges Nachäffen, 3 Helden und ein vierter, der sich fast verrät!). Daraus geht hervor, daß diese Quelle 12 Führer der Argonauten annahm.

8. In der bekannten Geschichte von Ali Baba und den 40 Räubern (Henning, XXI, 59 - 92) sind bloß 3 Räuber das Ursprüngliche; das ergibt sich daraus, daß außer dem Hauptmanne nur noch 2 Räuber in der Geschichte handelnd auftreten, und stimmt dazu, daß auch sonst die 40 (wie übrigens auch die 50) Ersatzzahl für die 3 ist. Bei Gonzenbach, Nr. 79, sind es aber 12 Räuber; die 12 steht mithin an Stelle einer alten 3, der Räuberhauptmann entspricht dem „Kapitän Dreizehn", d. h. zugleich dem Meisterdiebe. Bei B. 23 fehlt jeder Hinweis auf den Stoff, mit welchem ich, Ges. d. Zahlenversch., S. 117, B a, Punkt 2, die Ursprünglichkeit des Trita an Stelle des „Dreizehn" belegt habe (und zu dem ich jetzt noch Gonzenbach, Nr. 83, hinzu fügen möchte, wo wieder 3 Bursche 3 Töchtern des Menschenfressers entsprechen [vgl. Bolte, I, 124ff.] — wie der 50 Danaiden ursprünglich auch nur 3 gewesen sein können). Für B. freilich scheint die Zusammenstellung der Fassungen nicht hinzureichen — er würde wohl noch einen Nachweis ins einzelne verlangen. Aber er redet selbst S. 95 und sonst an zugehörigen Stellen von einem Tritamärchen und scheint nicht zu bezweifeln, daß Trita der Dritte ist und heißt; er wird sich aber auch nicht auf die Dauer der Tatsache verschließen können, daß die Gestalt von höchstem Alter ist und in den Überlieferungen aller arischen Einzelvölker in gleichem Gefüge immer gleich wiederkehrt. Wenn „Kapitän Dreizehn" sonst Trita ist, muß er also auch einer von 3 Brüdern sein, und die Fassungen, die ihn das sein lassen, sind zumindest in diesem Punkte die richtigen. Dasselbe gilt für die alttestamentliche Geschichte von Josef, die B. 32_1 gerade auch im Punkte der Zahl mindestens für gleichwertig mit dem neugriechischen Märchen, in dem die ihm entsprechende Gestalt der 3te ist, ansieht. Auch hier scheint ein doppeltes Mißverständnis zu spielen: Wenn von Josef dieselben Schicksale erzählt sind wie sonst von Trita, so meinte ich natürlich nur, da er bereits den Namen Josef führt, daß er seinem Wesen nach Trita ist; daß gerade er nicht auch Trita heißt, geht ja daraus hervor, daß er bereits den Namen Josef führt — und wenn ferner B. die alttestamentliche Geschichte für eine hinreichend alte Bezeugung seiner 12 ansieht, so vergißt er, daß Trita gemeinarisch und deshalb (und nicht wegen des neugriechischen, übrigens sehr gut

erhaltenen, der biblischen Erzählung weit überlegenen Märchens) beträchtlich älter ist als alles Biblische. So lange uns also B. den Nachweis eines bei den arischen Einzelvölkern aus ihrer erreichbar ältesten Zeit belegbaren, vom Gefüge des Mythos geforderten Helden, der „Zwölfter" oder „Dreizehn" heißt und ist, schuldig bleibt, hat er auch kein Recht, gelegentlich vorkommende Geschichten von einem solchen Dreizehn, die mit den an Trita haftenden Zügen, und nur mit ihnen, arbeiten, für etwas anderes anzusprechen als für Belege unserer Gesetze der Zahlenverschiebung.

9. In Indien hat man der Abendpressung die 12 Aditjas (den 12 Monaten entsprechend), die 12 silbigen Metra und die 3 Ṛbhawa zugeteilt (A. Hillebrandt., Ved. Myth., III, 102). Der Abend des Tages entspricht hier also, wie schon H. betont, dem Ende des Jahres. Die Ṛbhawa fallen demnach an eine den Zwölften als Epagomenen entsprechende Stelle. Und wenn sie aus dem einen Becher des Twaštar 4 machen, dann ist der eine schon mitgezählt, und neu entstanden sind bloß 3 (vgl. Hillebrandt, I, 516_1); wir haben eine $4 = 3 + 1$. Die Ṛbhawa als Schmiede am Ende des „Jahres" samt ihrem Schlafe von 12 „Tagen" sind zu vergleichen mit dem Schmiede Mamurius Veturius, der zu dem vom Himmel gefallenen *ancile* 11 weitere verfertigt, während eine andere Überlieferung (B. 41) alle 12 gleichzeitig vom Himmel fallen läßt, und mit dem 3 Jahreszeiten hindurch schlafenden Dithyrambos in Delphoi. Mamurius Veturius ist eine Verkörperung des alten „Jahres" und wird auch als solche am Ende des Jahres aus der Stadt geprügelt, seine $12 = 11 + 1$ Schilde sind daher in Wirklichkeit offenbar $13 = 12 + 1$ Schilde, verballhornt von einem Überlieferer, der den einen nach zwölfen zu einem unter zwölfen machte, weil er die Beziehung zu den Zwölften und dieser zu den zwölf Monaten nicht mehr verstand. Die 4 Becher in Indien und die *13 Schilde in Rom entsprechen einander also nach dem Gesetze. Es ist nur noch zu beachten, daß ein Eindringen der 3 am Ende des „Jahres" als Epagomenenzahl, wie es die Zuteilung der 3 Ṛbhawa zur Abendpressung für Indien als möglich erscheinen läßt, anderwärts tatsächlich zu finden ist. In den Kalendern des Antiochos und des Ptolemaios ist die „Geburt der Sonne" 3 Tage nach der Winterwende eingesetzt, so daß zwischen dem Tode des greisen Kalendergestirnes und seiner Wiedergeburt als Kind 3 Tage liegen (OLZ, 1911, Sp. 493), und ein byzantinisches Rätsel (Laographia, 1914, S. 372, 12) handelt sogar von einem 350tägigen „Mondjahre" mit 4 Jahreszeiten (Joch Rinder), 12 Monaten (Säemänner), 50 Wochen (Schnitter) und 3 Überschüssigen (Scheffel des Ertrages).

10. Eine wertvolle Quelle für alte Kalenderweisheit ist das Rätsel, und B. trachtet S. 20 dem offenbaren Übelstande, daß kein einziges altes Rätsel die 12 und 13 als Mondzahlen enthält, dadurch abzuhelfen, daß er das Rätsel vom Jahre und seinen 12 Monaten auf seine 12 (13) Mondphasen zu deuten versucht. Das Jahr wird R gw I, 164, 22, als Rad mit 12 Speichen gedacht, auf dem 720 Söhne paarweis stehen, oder Ṛgw., I, 164, 48 (= Athw., X, 8, 4), als Rad mit 3 Naben, in das 360 Zapfen eingekeilt sind; der Schaltmonat gilt Ṛgw., I, 164, 15 (= Athw., X, 8, 5), als Einzelner, dessen Freundschaft 6 Zwillingspaare suchen. Das ist bis auf die 3 Naben (von den Indern des Ṛgw. wohl bereits als Jahreszeiten gedacht) ebenso klar wie die Vorstellung von dem Ordnungsschirmer Waruna, *der die 12 an Kindern reichen Monde kennt und auch den Nachgeborenen* (Ṛgw., I, 25, 8). Zur Erklärung der 3 Naben mag man aber Athw., X, 8, 54, vergleichen, wo *wie Speichen an der Nabe* Götter und Menschen an der *Blume des Wassers* stehen, der 9torigen Lotosblume mit 3 Schichten, in der Brahman wohnt (Athw., X, 8, 33). und mit welcher der *goldene Keim* (vgl. P. Deussen, I, 138) gemeint ist. Man wird sich 3 Naben an „einem" Rade schwer anders vor-

stellen können als 3 Schichten an einer Blume, und daß dabei, strenge genommen, 3 Räder auf einer Stange heraus kommen, wird den mystischen Dichter gewiß nicht gestört haben, zumal er sie sich ja fest verbunden denken konnte. Mir scheint wenigstens, daß die Vorstellung der Weden von diesen 3 Naben nicht schwieriger ist als die platonische von der Spindel der Moiren. Daß man aber, wie B., weiter auch den „12gestaltigen, weithin blickenden Vater" mit den 5 Füßen (Rgw., I, 164 12) zu den Rätseln vom Jahre hinzuziehen darf, bezweifle ich; das ist ein neues Rätsel (dieser Vater hat 7 Räder!), ebenso der folgende Vers vom 5speichigen Rade usw. Gerade das also, was B. als zwingend betrachtet, gehört offensichtlich nicht mehr zur Sache. Es bleibt also die Frage, wodurch die wedischen Rätsel vom Jahre die Deutung der 12 Monate als Mondphasen eher begünstigen sollen als die zahlreichen gleich gebauten anderen. Die Vorstellung aber von einem Baume mit 12 Zweigen (ein Vater mit 12 Söhnen usw.) ist das Wesentliche, und auch B. wird wohl nicht bestreiten, daß dieser Baum der Weltenbaum ist. Dieser aber hat sonst in alter Fassung immer 3 Äste mit je 9 Zweigen, an denen an Stelle der Nester auch 27 Totenköpfe oder Jungfrauen hangen können (Einl. in das Popol Wuh, S. 74; über „Yggdrasil" mit 27 Ästen + 3 Wurzeln sieh meine Rätsel, II, 62_1 und 16f.). Ebenso hat der Vater immer im Mythos 3 Söhne, und wir besitzen zahlreiche Märchen, die damit beginnen, daß diese Söhne „in ihres Vaters Garten" den Wunderbaum bewachen müssen, woran die übrigen Geschehnisse des Mythos anknüpfen. Die Gesetze der Zahlenverschiebung waren beim Rätsel vom Jahre sogar besonders deutlich tätig, da unter ihrem Einflusse nicht bloß die 3 der Wochen zur 12 der Monate, sondern auch die 9 der Nächte jeder Woche zu einer 7tägigen Woche umgestaltet wurde, wie sie alle Rätsel vom Jahre deutlich ausweisen. Ein Beispiel für einen 3ästigen Baum, der in jüngerer Überlieferung zu einem 12ästigen wurde, gab ich schon Ges. d. Zahlenversch., S. 122 (7).

11. Eine besondere Art des Eindringens der 12 an Stelle der 3 liegt vor, wenn die Erzählung ehedem 3 Gegenstände oder dergleichen namentlich anführte und nun der Erzähler jeden derselben verzwölffacht. Einige Beispiele, die B. aber nicht als solche anerkannt hat, seien aus seinem eigenen Stoffe angeführt. *a*) In einer Variante des Märchens von den 7 Raben (B. 28; s. u.) sind 12 Brüder in Enten verwandelt, und die Schwester entzaubert sie mit 12 Mützen, 12 Hemden, 12 Halstüchern, also mit 3 Arten Gegenständen, was auf einen Bestand von 3 Brüdern, deren jeder durch einen besonderen Gegenstand entzaubert wird, zurück verweist. Bei Grimm KHM Nr. 9 entsprechen den Brüdern, 12 Lilien, die 3 Lebenspflanzen, aus dem 3-Brüder-Märchen wohl bekannt. Für die 3 Gegenstände ist zu vergleichen Sklarek, II, 84, Nr. 7: Für Brüderchen und Schwesterchen, die nackt im Mondenscheine spielen, macht die Mondmutter 2 Mützchen und sagt zu ihrem Sohne, dem Monde: Gib das Kleinere dem Größeren und das Größere dem Kleineren: wenn sie Geschwister sind, werden sie es umtauschen. Die Sonnenmutter macht ihnen 2 Hemden, ebenfalls für den Austausch, die Windmutter Pantoffel (wonach wir also die Halstücher berichtigen können; über die 3 „Mütter" sieh Hüsing, Iran. Überl., S. 17f., zur ganzen Vorstellung vergleiche Plut. VII, sap. conv. 14, p. 157 A: Kleobulos erzählt einen λόγος τῆς ἐμῆς θυγατρός. ὃν πρὸς τὸν ἀδελφὸν εἶπεν. ἔφη γὰρ τὴν Σελήνην δεῖσθαι τῆς ἑαυτῆς μητρὸς ὅπως αὐτῇ χιτώνιον ὑφήνῃ σύμμετρον. τὴν δ' εἰπεῖν 'καὶ πῶς σύμμετρον ὑφήνω; νῦν μὲν γὰρ ὁρῶ σε πανσέληνον. αὖθις δὲ μηνοειδῆ, τοτὲ δ' ἀμφίκυρτον.) — *b*) Melanthios bringt den Freiern 12 Schilde, 12 Helme und 12 Lauten aus der Rüstkammer des Odysseus (B. 29); als er noch den alten, verrosteten Schild des Laertes haben will, wird er

abgefangen. B. erkennt zwar, daß der alte Schild „hier gewissermaßen das 13. Rüstungsstück", aber nicht, daß er in Wirklichkeit das 4. ist. Da Telemachos vorher 4 Schilde, 4 Helme und 8 Lanzen (für jeden Kämpfer 2!) geholt hat, und „ohne Zweifel nach der Absicht des Dichters diese Zahlenangaben in Beziehung zu einander stehen" sollen, bleiben bloß die 3 Arten der Gegenstände selbst übrig, und der verrostete alte Schild als 4. — Nachgetragen sei gleich hier auch ein Beispiel für eine Trugzahl. B. 24 zählt auf: 3 Goldhaare, 3 goldene Federn, 1 goldener Hufbeschlag. Der Stallbursche, der sie besitzt, muß auf Anstiften seiner Neider zu den Federn die 3 Enten (goldener Vogel), zum Hufbeschlage das Pferd und zu den 3 Haaren das goldene Mädchen (und nicht etwa 3 Mädchen) beschaffen. Wer die Gegenstände zusammen zählt, kommt auf $7 = 3 + 3 + 1$; es sind aber nur 3, wie die zugehörigen goldenen Lebewesen — trotz der aus Varianten als falsch erkennbaren 3-Zahl der Enten — belegen. So gestattet uns die Achtsamkeit auf das Gefüge der Erzählung, auch falsche Zahlenangaben in ihr zu berichtigen.

12. Die Zahl der Zwerge im Sneewittchen-Märchen habe ich bereits gelegentlich der Besprechung von Böklens Sneewittchenstudien I in OLZ 1910, Sp. 506ff., behandelt; B. erspart sich jetzt S. 46f. ein Eingehen auf meine Erörterungen, die feststellten, daß die 3 an dieser Stelle besser belegt ist als die 12, und daß das Vorkommen der 9 beziehungsweise 7 in etlichen Varianten auf dem Hereinwirken einer anderen Variantengruppe beruht. Daß in zahlreichen Erzählungen schon vor der Zahlenverschiebung Varianten die 3, andere die 9 aufweisen, also in Sachen der Zahl schwanken konnten, ist selbstverständlich, und es mögen dabei verschiedene Ursachen im Spiele gewesen sein. Als Beispiel seien die 3 Moiren neben den 9 Mousen genannt.

13. Böklen nimmt S. 37, 3, Anstoß an meiner Aufstellung, daß Herakles ursprünglich nur 3 Taten verrichtet habe, die erst später auf 12 erweitert worden seien; das scheint ihm zu erkünstelt. Jetzt ist als Vergleich heranzuziehen: 3 Taten des hl. Georg werden langsam zu 12 erweitert, Aufhauser, S. 236.

14. Eloëim hat von Edem 12 Kinder, Herakles von Echidna 3. Vgl. Dokumente der Gnosis S. 33.

15. Nestor hat λ 286 nur 2, aber Ilias Λ 692 schon 11 Brüder; die Odyssee hat also die ältere Fassung bewahrt. Das bemerkten bereits die Chorizonten; vgl. Christ-Schmidt, I, 36.

16. Nonnos Dionys. XIV, 74—92 (vgl. Gruppe S. 1289_1), hat 13 Pane, aus denen sich noch zwei Gruppen alter Dreiheiten herauslösen lassen.

1 Kelaineus	2 Glaukos
3 Daphoinos	1 Xantos
2 Argennos	3 Argos.

Die Namen deuten noch auf den Helligkeitswert der zugehörigen Phasen hin.

17. 12 Stuten hüten, Böklen °31; sonst sind es immer 3 Hasen.

18. Prügel mit 12 Stäben, Böklen °61 — mit 3 Stäben prügelt Iwan die Zarewna.

19. Hahn Var. zu Nr. 32: Der Held tötet 12 Schwarze; im entsprechenden Märchen bei Wolf (d. Hausmärchen, S. 253) tötet er 3 Riesen bis auf einen. In der letzteren Fassung spielt aber schon auch ein von 12 Riesen bewohntes Schloß seine Rolle. Bei Hahn Var. 3 zu Nr. 64 sind es 3 Drachen, während es sonst immer 12 (nur selten 40) sind.

20. Lüders a. a. O. 110: Ṛšijaśṛṅga trägt einen Krug, der infolge eines von der Gottheit gesandten Regens ihm offenbar zu schwer wird, so daß er ihn fallen läßt.

Darüber erzürnt, flucht er, daß es 12 Jahre nicht regnen soll. Auch S. 107 sind es 12 Jahre Dürre. Aber S. 116 fällt 3 Jahre lang kein Regen.

21. Die Hägse belauscht in 3 Nächten die 12 Burschen, die nur 3 Aussprüche tun, die sonst von 3 Brüdern getan werden. Sklarek, II, 298, zu vergleichen mit Köhler, I, 430.

22. 12 Trinker werden durch den Wein in Tiere verwandelt, die im Gefolge des Bacchus in einem fliegenden Blatte von Caspar Scheit, Fischarts Lehrer (Dähnhardt, I, 306), auftreten. In allen alten Fassungen sind es 3 Tiere (vgl. Mitra, Sp. 54).

23. Er lebt nach 12 Tagen auf dem Scheiterhaufen wieder auf (Platon, Respubl. X, 614, B 17); sonst geschieht die Wiederbelebung nach 3 Tagen.

24. Kwat hat 11 Brüder und ist also der 12. Einer davon ist Tangaro (Dingir?) Gilagilaga, der Weise, der andere Tangaro Lolokwong, der Narr. Die anderen 9 Brüder haben Namen von Blättern, Bäumen und Pflanzen, so daß sie sich als jünger und hinzugefügt zu erkennen geben. Alt ist also die 3, die 12 spätere, aus dem Rahmen der ursprünglichen Namen fallende Erweiterung.

25. 12 Männer im Schwitzhause (Böklen $^{0}60$); vgl. die 3 Jünglinge im Feuerofen.

2. Beispiele für 9 ersetzt durch 7.

1. M. Jastrow, Religion von Babylonien und Assyrien bildet in der Mappe Fig. 142 einen Gott, offenbar Ninsugir, ab, der eine 9kolbige Waffe in der Rechten hält. Nach den Inschriften besitzt Ninsugir eine *šar gaz* genannte Waffe, einen *ehernen Kolben mit 7 Augen,* eine *Keule mit 50 Köpfen* und eine *Keule mit 7 Köpfen* (C. Frank, Stud. I, 198). Das Denkmal hat die alte Zahl bewahrt. Zur vielgliedrigen Waffe vgl. R. Köhler, I, 264, und J. Bolte, Anmerkung zu Grimms KHM, I, 511.

2. 9 oder 7 böse Geister des Anu, Hommel Aufsätze und Abhandlungen, S. 267.

3. 9 Abschnitte muß daher auch der Weg des Anu haben, über den zu vergleichen ist E. Weidner, Beiträge zur babylonischen Astronomie, S. 2—23 (die 7 wäre hier sinnlos, und damit ist die ältere Geltung der 9 wohl festgestellt). Die bösen Geister sind die dem Monde nachstellenden. Weidners Nachweis, daß der Weg des Enlil 6, der des Anu und Ae nur je 3 Tierkreisbilder umfaßt habe, trifft also gewiß nicht die ursprüngliche Vorstellung von diesen 3 Wegen (selbst wenn Weidners ältester Beleg auf 4500 v. Chr. anzusetzen wäre), und Hommels Annahme, daß die 3 Wege ursprünglich gleich lang waren und sich auf die Einteilung der Mondhäuser bezogen, ist durchaus wahrscheinlich.

4. 9 oder 7 Monate beim Adler des Etana; vgl. Wlislocki, tr. Zig. 13.

5. 9 Hölzer zum Notfeuer, E. H. Meyer, 199; in Iran (Bundahišn) 7 Hölzer.

6. Zu den 9 Kentauren und 7 Gandharwen sieh meine Ges. d. Zahlenversch., S. 111, Anm. 1, wo ich Götterneunheiten und Göttersiebenheiten bei den Hellenen zusammengestellt habe (vgl. ebenda S. 112f. unter 9). Wāǰ. Samh. 1×7 belegt uns 27, d. h. 3×9 Gandharwen. Daneben ist die übliche Zahl 7 (Jaǰur-Weda); sogar ihre Namen werden genannt (L. v. Schroeder, Herakles und Indra, S. 45). Der Dichter des hesiodischen Schildes, 178ff, nennt 9 Lapithen im Kampfe mit 9 Kentauren; die Gegenüberstellung zweier Neunheiten beim hesiodischen Dichter ist offenbar das Ursprüngliche. Man vergleiche den Kampf der 9 Picriden mit den 9 Emathiden. Es müssen also gemäß dem hellenischen Belege für die 9 das Weinfaß hütenden Kentauren auch in Indien 9 den Soma hütenden Gandharwen gewesen sein.

7. 9 Tage Schönheit durch Verzehren von Hasenfleisch (Plin. n. h. XXVIII, 260), 7 Tage Schönheit, Lamprid. Alex. Sever. 38.

8. Balor hält sein Verderben bringendes 3. (Stirn) Auge mit 7 Stahlschilden bedeckt; in der Donegalfassung derselben Sage sind es 9 Schilde. Daß dies die ältere Fassung ist, hat H. Leßmann, Mitra, Sp. 172f., ausgeführt.

9. 9 Franziskaner, Krauß, südl. Märchen, I, 445, vgl. die Brüder des Barbiers in 1001 Nacht = Planetengötter.

10. 9-Meilenstiefel bei Campbell gälische Märchen Nr. 46 (Köhler, I, 265), '9 Meilen mit jedem Schritt' Voß, Idyllen, S. 374 (Bolte-Polivka, I, 442), ein Bundschuh, mit dem man auf den Boden schlagen muß, um durch 9 Reiche zu kommen bei F. S. Kraus, südsl. Märchen, I, 308; sonst 7-Meilenstiefel.

11. 7 *auf einen Streich;* in Fischarts Geschichtsklitterung: *ich will euch tödten wie die Mucken, 9 in eim Streich, wie jener Schneider.* Vgl. Köhler, I, 563f., Bolte zu Grimm KHM, I, 149 und 162 (*'The nine killing khan'* Swynnerton, Indian nights entertainment p. 208, nr. 54).

12. „Nach Luxemburger Sage verlangt die Melusine von dem, der sie erlösen soll, daß derselbe an 9 aufeinanderfolgenden Tagen jede Nacht Schlag zwölf hinter dem Altar der Dominikanerkirche in Luxemburg stehen müsse, keine Minute früher oder später. Habe er das 9mal getan, so werde sie in der 10. Nacht ihm als Schlange mit dem Schlüssel im Munde erscheinen, den er ihr abnehmen und in die Alzet werfen müsse (Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes, S. 9). Die Frist, in der die Melusine zu ihrer Erlösung erscheint, sind 7 Jahre (Gredt, S. 8.); ebenso die Jungfer vom Johannistage in Luxemburg (ebenda S. 217, 222, 228); nicht minder das weiße Wibje im Horselberge (Witzschel, Sagen, I, Nr. 131), die weiße Jungfer von Einbeck und von Heldenburg (Schambach-Müller, Ndz. Sagen Nr. 117, 107, 3). Die 7 hat hier überall die 9 verdrängt". Weinhold, S. 45.

13. Hüsing, Iran. Überl. S. 230: 7 Kissen = 9 Kissen und Erwägung über die Zahl der Häupter des Drachen in der Perseus-Sage.

14. Hüsing, Iran. Überl. S. 231: Der Zahlenbaum im ungarischen Märchen hat 99 und 77 Äste und Inwohner.

15. Wossidlo Nr. 262 *binnen ruuch un buten ruuch nägen äl in'n noors ruuch,* daneben seltener *soeben äl;* vergl. Simrock X *innen rauh und außen rauh und hinten sieben ellen rauh* ü. *L. Heufuder.* Einmal kommen auch 10 (= 4 + 1) Ellen vor.

16. Wossidlo zu Nr. 130 (S. 288) b. *ru ru rimmel, dat lock is verschimmelt; hett in nägen wäken keen mannsfleesch in stäcken,* a. *oh himmel, oh himmel dat lock is vull schimmel; dor is in soeben jahr keen Mannsfleesch in wäst.*

17. Wossidlo Nr 190b *up unsern acker wasst'n lütten racker; hätt nägen hüd', bitt alle lüd.* c. *ihr lieben, lieben leut, was dies bedeut, hat sieben häute, beißt alle leute.* Ähnlich Nr. 194.

18. Über die Rätsel von der Woche und den in ihnen durchgedrungenen Ersatz der 9 durch die 7 vgl. S. 284 und H. Leßmann, Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage, Berlin 1922, S. 277 ff.

Gewiß wäre es B. ein Leichtes gewesen, auch diesen Stoff, welchen ich erst aus Anlaß seines Buches zusammengestellt habe, wie den von mir bisher veröffentlichten, in seinem Sinne „brauchbar" zu machen; fußt doch sein ganzes Buch im wesentlichen auf dem schon von mir verarbeiteten Stoffe, über den es nicht allzusehr hinausgreift. Aber mit dem bloßen Umstülpen der von mir herausgestellten Beziehungen ist es denn doch wohl kaum getan: Es müßte irgend ein Nachweis hinzutreten, daß damit auch etwas Richtiges getroffen ist. Das Vertrauen darein,

man könne immerhin Vermutungen wagen, eine Widerlegung werde schwer sein und die Darlegungen anderer seien schließlich doch auch nur „Ansichtssache", ist angesichts der Fortschritte unserer Wissenschaft, welche solches Freibeutertum ausschließen, sehr vermessen. Unsere Pflicht geht dahin, es möglichst gründlich zu erschüttern und an seiner Stelle das Bewußtsein von der Zuverlässigkeit und Klarheit unseres Verfahrens zu zeitigen. Also wird es doch wohl lohnen, der Frage, ob B.s unbegründete Ansicht vom rein lunaren Ursprunge der 12 und 13 denn überhaupt wenigstens „möglich" ist, auch noch näher zu treten.

Auf jene Gruppe von 12-Zahlen, welche uns offenbar am nächsten an die Ursprünge des Gebrauches dieser Zahl heranführt, ihre erreichbar älteste Verbreitung bezeugt und daher allen Betrachtungen über diesen Gegenstand zugrunde zu legen wäre, nämlich auf die chronologisch-astrale Verwendung der 12-Zahl, ist B. gerade gar nicht eingegangen. S. 8f. berührt er zwar die 12-Zahl der Monate und erwähnt den Raben als 13. Tierkreisbild, stellt sich aber so an, als stünden Jahr und Tierkreis durchaus nicht in näherer Beziehung zueinander, sammelt auch nicht die zahlreichen bei Ginzel verstreuten Angaben über das 13monatige Jahr, das vom alten Westasien bis nach Amerika hinüberreicht, und erwähnt nicht einmal die Dodekaoros. Auch auf die Tatsache, daß die 12teiligen Tierkreise bloße Erweiterungen aus 8teiligen durch Hinzufügung der 4 Welteckentiere sind, wird keine Rücksicht genommen. So konnte B. auch der Gedanke nicht kommen, daß die genannten „astralen" Reihen (Sternbildreihen) letztlich auf 3+1gliedrige „lunare" Reihen (Mondbildreihen: die Vertreter der Wochen, auch der unvollständigen Epagomenen-Woche, und ihrer Gegenspieler — Gestalten des Sphinxrätsels und Tierschwäger) zurückgehen, die ihren Ursprung im arischen Kalender haben. Diese Zusammenhänge wird uns demnächst F. Röck, dem ich den Hinweis auf sie verdanke, klarstellen. B. hält die Tierkreisbilder zwar auch letztlich für Mondbilder, leitet aber eben daraus sogleich einen neuen Grund für die Mondhaftigkeit der 12 und 13 ab, während auch hier eine Auffüllung der 3+1 (durch Verdoppelung und Hinzufügung der Weltecken) auf 12+1 vorliegt, die 12 also erst die erkünstelte, einer weitergreifenden astrologischen Einsicht in das Wesen des Sonnenlaufes entgegenkommende Zahl ist. Dafür, daß die 12 einem anderen Vorgange ihren Ursprung und ihre Bedeutung verdanke, spricht (außer den von B. für seine Zwecke „brauchbar" befundenen — indirekten Zeugnissen; s. o.) bisher noch gar nichts. Aber B. meint, daß ein solcher Ursprung „viel zu astronomisch-gelehrt ist, als daß die außerordentliche Popularität und Verbreitung der Zahl verständlich würde" (S. 9). Als wäre das Sonnenjahr, das ihm schon „plausibler" erscheint, nicht auch höchst „astronomisch-gelehrt" und als hätten nicht noch viel gelehrtere und selbst abstrusere Dinge weiteste Verbreitung im Volke gefunden (man denke z. B. an die Chiromantie).

B. muß also gerade den entscheidenden Erscheinungen immer sorgsam aus dem Wege gehen. Daher vernachlässigt er auch den grundlegenden Unterschied zwischen der ungegliederten 4 und der gegliederten (3+1). S. 44 verschweigt er sogar bei Besprechung der 4 Nornen seinem Leser, was Hüsing, Iran. Überl., S. 9, über die Zerlegung dieser 4 in 3+1 an Hand der Belege entwickelte. Meine „mehr angedeutete als ausgeführte Meinung", daß die Epagomenen-Woche zu den 3 anderen als unvollständige 4 hinzutrete (sieh dagegen „Ges. d. Zahlenversch.", S. 106, wo sie sehr deutlich zu lesen steht), berührt er bloß S. 10, Anm. 1. Dieses Sichhinwegsetzen über sorgfältig Erarbeitetes ist um so unbegreiflicher, als B. auch schon aus meinem Systeme der Acht hätte entnehmen können, welch grundsätzlich verschiedene

Rolle da die gegliederte 8 = 3 + 5 (Ersatzzahl für die 3 der Epagomenen) im Gegensatze zur ungegliederten 8 (Ersatzzahl für die 9 der Wochen) spielt, und wie sehr man daher auf die Gliederung oder den Mangel an Gliederung bei einer Zahl achten muß. Der bei der 4 begangene Fehler B.s setzt sich dann bei der 13 fort. Im Index verweist zwar B. (S. 111), „sofern 13 = 12 + 1 ist", auf S. 32ff., bringt aber weder dort noch sonst eine Gegenüberstellung beider Arten und führt im Index von seinen eigenen, übrigens recht dürftigen Belegen für eine ungegliederte 13 gerade die methodisch wichtigen nicht an. Wir holen dies also zunächst nach. Es finden sich bei ihm:

13 Himmel mit 13 Göttern in Meschiko, B. 4.

13 Tagesstunden (und 9 Nachtstunden — zusammen 22 Stunden) in Meschiko B. 4.

13 Sterne, 13 Strahlen usw. im amerikanischen Wappen, B. 6_3.

13 als Grundzahl des Tonalamatl, B. 4, 14.

Es sind, wie man sieht, lauter neuweltliche Belege, zu denen noch zahlreiche Beispiele gefügt werden könnten. Warum hat B. nicht wenigstens E. Selers Index zum Codex Borgia für diesen Zweck ausgenützt? Daneben kommt auch in Amerika die gegliederte 13 vor, wofür ich aus B.s eigenem Stoffe hinweise auf die 13 Schlangengötter der Maja, unter denen Wotan hervortritt (B. 4), und auf die 13 Manitus (B. 6). Aber auch aus der alten Welt lassen sich in Ergänzung zu dem reichen Stoffe über die gegliederte 13 doch auch viele Belege für die ungegliederte 13 beibringen, insbesondere aus jüdischer Überlieferung. Ich führe an, was mir zur Hand ist:

13 × 4 = 52 Wochen des Jahres.

13 × 44 (= 572) Siegelringe bei Henning, I, 17 (1001 Nacht).

13 × 22 (= 70 Magier + 71 Juden + 72 Christen + 73 Mohammedaner) Sekten zählt Šahrastāni, I, 3. Vgl. System der Acht in Memnon, IV, 143.

13 Lewiten Ezras, Sch. 143_1.

13 Amoräer, Sch. 143_1.

13 halakische Schlußarten, Sch. 143_1.

13 von Geburt Beschnittene, Gorion, II, 195.

13 Balsamströme hat Gott dem R. Abahu vor dem Tode als Lohn für sein Torastudium gezeigt. Midr. Gen. r. I.

13 ethische Erzählungen in einem Midraš vereint. R. Wünsche, Aus Israels Lehrhallen, IV, 121 ff.

18 Baldachine hat Gott dem Adam im Garten Eden gewoben. Midr. Lev. r. XX, 2.

13 Jahre alt wurde Išmael beschnitten (Gen. XVII, 25), am 13. Nisan der 99 Jahre alte Abraham (Targum Onkelos in Mon. Talm. I, 103).

13 Jahre lang dienen 3 Jünglinge dem Könige Salomo nach dem Midr. der Gleichnisse bei A. Wünsche a. a. O., II, 19.

13. Jahr der Regierung Salomos, in dem sich die Königin von Saba bekehrt; Weil, Muselm. Legenden, S. 274.

13 weiße Eselinnen in Pumbedita, Šabat 100 a, Mon. Talm. I, 48, Nr. 287.

Die Stellen ließen sich häufen, und bei genauerem Zusehen wohl auch die Brücken von Vorderasien zur neuen Welt schlagen. Besonders wichtig ist uns jedoch das Vorkommen der ungegliederten 13 als Faktor der 11 (22, 44), womit wir das System der 11 auf Sumatra und eine Reihe von Nachweisen zur 11 in meinem Systeme der Acht S. 151 f. (Memnon IV) und bei F. Röck, Paläozodiakus (in Memnon VI) zusammen zu stellen haben. Hieraus ergibt sich, daß die ungegliederte 13 einem ganz anderen Systeme angehört, als die B.s Versuche hauptsächlich zugrunde liegende und von ihr grundverschiedene gegliederte 13 = 12 + 1. Beide Zahlen

so ohneweiters durcheinander bringen, ist ein Verstoß, der sich etwa mit dem Verfahren eines Sprachforschers vergleichen läßt, der lateinisch *formus* und *forma* etymologisch verknüpfen wöllte, oder den *Eingeborenen* (unigenitus) mit den *Eingeborenen* (aborigenes) zusammenwürfe, oder gar griechisch ὦλς zu deutsch *Hals* stellete. Ganz in derselben Weise holt sich B. seine Erklärung der gegliederten 13 in der alten Welt von der ungegliederten 13 in der neuen Welt her, wie gleich eingangs zu berichten war. B.s Versuch einer einheitlichen Erklärung aller 13-Zahlen ist schon deshalb verfehlt, weil er der Verschiedenheit der beiden Arten von 13-Zahlen, welche unsere Quellen ausweisen, nicht gerecht wird.

Immer noch läßt sich vielleicht entgegnen, daß nach diesen Einwänden B.s Deutung der 12 und 13 als reine Mondzahlen zwar auf die gegliederte 13 eingeschränkt werden müsse, daß ihr ferner auch die von Leon y Gamas hergeholte Stütze jetzt entzogen sei und auch jede andere fehle — ausgeschlossen sei sie aber deshalb noch immer nicht. Und das können wir wohl auch gelten lassen; denn, wo kämen wir hin, wenn wir alle unbegründeten Einfälle auch noch immer kunstgerecht ausschließen söllten! Das ist auch um so schwerer, je unbegründeter der Einfall ist; denn, wenn trotz sorgfältigster Prüfung noch immer nichts, gar nichts für ihn spricht, kann B. sich doch noch stets darauf berufen, daß die alten unmittelbaren Zeugnisse eben alle verloren gegangen sein können und seine mittelbaren, wenn man nur annimmt, daß es jene gegeben habe, sofort in ein anderes Licht rücken. Auf solch neuerliches: „Warum nicht?“ einzugehen, böte aber sicherlich keinen Nutzen mehr.

Wir könnten mit dieser Betrachtung schließen, wenn B. auf der letzten Seite seines Buches nicht auch noch versucht hätte, die Tierkreisbilder als die Gestalten des Mondes in eben so vielen aufeinander folgenden Nächten zu deuten. Das ist von seinem Standpunkte aus folgerichtig, denn er will ja allen 12- und 13-Zahlen gerecht werden. Doch zeigt er uns damit zugleich besonders deutlich, wie im Rahmen alles Überlieferten für seine These wirklich gar kein Platz ist. Denn die Tierkreiszeichen dienen nie zur Bezeichnung von 12 oder 13 aufeinander folgenden Nächten (oder Tagen) und der Mond durchläuft diese 12 oder 13 Zeichen eben nicht — wie es nach B. der Fall sein müßte — in einem halben, sondern in einem ganzen Monate, der Tierkreis erstreckt sich über die ganze, nicht bloß über die halbe Ekliptik und hat nicht etwa auf der anderen Hälfte ein Spiegelbild. Auch stimmt er nicht mit dem Anfange oder dem Ende der Reihe der Mondhäuser überein, die einander auch nicht paarweise vor oder hinter einer ungefähren Vollmondstelle ähneln; und die „Gegensterne“ stehen um 180° voneinander ab und sind nach dem Grundsatze der Welteckenpaare verteilt und nicht etwa symmetrisch von einem in der Ekliptik gelegenen Wendepunkte aus nach beiden Seiten fortschreitend. Für Böklens These könnte bloß auf dem Umwege über jüngere Alphabetüberlieferungen, die man dann als Zeugnisse älterer Vorstellungen müßte erhärten können, ein entfernter Anhalt gewonnen werden, nämlich durch Eingehen auf Stuckens, Hommels und meine Nachweise zur Buchstaben-Mondhäuser-Reihe und Anordnungen wie אתבש, אלבם und insbesondere LMNtum. Ob aber für den alten Bestand der Zeichenreihe, selbst wenn sich die Bustrophedon-Anordnung als wesenhaft erwiese, je 12 und 12 Zeichen festgehalten werden könnten — das bedürfte doch erst sorgfältigster Erhärtung im Einzelnen. Aber selbst wenn sie, was ich sehr bezweifle, gelünge, wäre damit doch noch lange nicht das ursprüngliche Haften der 12 am Monde, die 12 als eine der 3 und 9 an Alter gleichkommende Mondzahl erwiesen.

So bleibt nach der Betrachtung von Bolls und Böklens Arbeit der Eindruck übrig, daß trotz alles Einspruches, den wir geltend zu machen hatten, doch auch auf diesem Wege die mit dem Vorkommen der Zahlen im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung zusammenhängenden Fragen in mehrfacher Hinsicht vollständiger aufgerollt, und in manchen Einzelheiten geklärt wurden. Rascher und sicherer werden wir aber erst fortschreiten können, wenn unser Überblick über den Stoff selbst vervollständigt sein wird. Immer wieder werden zum Beispiele die auf die 12 bezüglichen Untersuchungen dadurch beengt, daß über diese Zahl noch keine ähnlich zusammenfassenden Arbeiten vorliegen, wie die von Roscher und Weinhold über die 7 bzw. 9; von Bolls Schüler K. Nagel hoffen wir, daß er in diesen Damm Breche lege und seine schon so lange angekündigte Sammlung bald herausbringe. Aber auch die Erforschung anderer Zahlensysteme wird klärend wirken; namentlich für das Verständnis des „konkurrierenden Spieles", wo immer es sich zeigt. W. H. Roscher, der unermüdliche, nun auch schon dahingeschiedene Vorkämpfer auf unserem Gebiete, hat uns mit einer Studie über die 50 beschenkt. Not tut eine Arbeit über die 4, 5 und $20 = 4 \times 5$ in ihren Beziehungen zu Hand und Mond.

Jedes Einbeziehen neuen Stoffes nötigt auch den Bearbeiter, seine Ansichten über einschlägige Fragen zu vervollständigen und zu berichtigen. Dabei ist zu wünschen, daß immer möglichst viel von ihnen auch ausgesprochen werde; das Zurückhalten mit der Meinung, die gleichwohl doch bei jedem Urteile mitwirkt, schließt die Verständigung aus und verhindert, daß Irrtümer rechtzeitig beseitigt werden.

LITERATURBERICHTE.

50.

Boule, Marcellin: *Les hommes fossiles. Éléments de Paléontologie humaine.* Deuxième édition revue et augmenté. Paris, Masson & Cie., 1923.

Die Neuauflage dieses Werkes ist ein Ereignis. Bei den Kontroversen, die heute über die relative Chronologie des Eiszeitalters herrschen, mag eine Wiedergabe der M. Bouleschen Chronologie von Wert sein.

Geologische Einteilung			Geologische Erscheinungen und Ablagerungen	Paläontologische Charakter	Archäologische Einteilung	Menschenformen
Quartär	Holocän		Recentes Klima	Rezente Fauna Haustiere	Metallzeiten	Homo sapiens
					Neolithikum	
	Pleistocän	oberes	Kaltes trockenes Klima der Steppen und Tundren Postglaziale Phase	Steppenfauna Periode des Ren Tundrenfauna	Azylien Magdalénien Solutréen	H. sapiens fossilis: Rasse von Chancelade; Rasse von Cro Magnon
					Aurignacien	Rasse von Grimaldi
		mittleres	Moränen der letzten großen Eiszeit Kaltes feuchtes Klima	Periode des Mammut E. primigenius Rh. tichorhinus	Moustiérien	Homo Neandertaliensis
					Acheuléon	Homo Dawsoni
		unteres	Interglazial Moränen der vorletzten Eiszeit	Periode des Hippopotamus H. amphibius E. antiquus Rh. Mercki	Chelléen	Homo Heidelbergensis

Interessant ist seine Stellungnahme zur Trinilkalotte. Er sagt darüber: „Pilgrim fand in den Siwalikschichten einen Affen, den er *Dryopithecus giganteus* nannte. *Megaladapis* aus subfossilen Ablagerungen Madagaskars ist eine Riesenform der Lemuriden. Auch *Archaeolemur* und *Hadropithecus* aus denselben Schichten sind größer als die rezenten Lemuren und zeigen morphologische Merkmale höheren Charakters, welche auf eine Tendenz zur Höherentwicklung hinweisen. Diese Tendenz ist nicht auf den Hominidenzweig allein beschränkt. Nun ist Pithecanthropus in derselben zoogeographischen Provinz gefunden worden, in der wir heute die Gibbons finden, denen diese Form wohl nahe stand. Diese Form war aber höher entwickelt als ihre rezenten Verwandten, nicht nur in bezug auf die bedeutendere Körpergröße, sondern auch durch die höhere Kapazität, durch welche sich Pithecanthropus noch am meisten den rezenten Hominiden nähert.

Wie man bei Archaeolemur und Hadropithecus wahrnehmen kann, daß bei niederen Primatenformen die Tendenz zu einer Höherentwicklung in der Richtung der höheren Affen vorhanden ist, so sehen wir bei Pithecantropus, die Tendenz einer Anthropoidenform sich weiter zu entwickeln „à une forme supérieure, analogue et parallèle à la forme humaine. Il représenterait ainsi un ramuscule du rameau Gibbon plus évolué, plus spécialisé que les ramuscules voisins et qui se serait flétrie de bonne heure, peut être à cause de cette spécialisation même. (S. 109.) Obwohl der Autor dem Eolithenproblem gegenüber einen ablehnenden Standpunkt einnimmt, hält er doch das Vorhandensein des Menschen im Pliocän für sehr wahrscheinlich. („L'existence d'un Hominien et même d'un véritable Homo est tout à fait probable", S. 112.) Dem Chelléen werden zugerechnet: Die Zähne von Taubach, der Unterkiefer von Mauer uud der Piltdownfund, aber auch die Reste von Ehringsdorf. Aber Piltdown, Mauer und Ehringsdorf stellen ganz verschiedene Typen dar. „Nous arrivons ainsi à cette importante conclusion que, dès le debut ou dès loi première phase des temps quaternaires, les Hominiens de nos pays étaient déjà diversifiés. C'est une preuve nouvelle que les origines de l'Homme se perdent dans un passé de plus en plus lointain." (S. 176.)

Die Rasse des Moustiérien ist der H. neandertaliensis. Hier gibt Boule eine zusammenfassende Beschreibung, die sich teils auf den Fund von La Chapelle-aux-Saints, teils aber auf die noch unpublizierten Funde von La Ferrassie stützt. Er weist mit Recht darauf hin, welch große Bedeutung der Tatsache zukommt, daß der kindliche Neandertalschädel bereits die spezifischen Merkmale des Erwachsenen wie die Dolichocephalie, die Überaugenwulste, die großen Augenhöhlen usw. besitzt.[1])

Es wäre nur zu wünschen, daß die glänzende Beschreibung eine Ergänzung durch die Wiedergabe der wichtigsten Messungen finden würde, die dem Leser die Möglichkeit gebe, von den Unterschieden zwischen den Individuen der Neandertalrasse, die wir bisher kennen, ein Bild zu bekommen. Sehr wichtige Ergebnisse hat das Studium des Gebisses und speziell des Aufbisses bei dem Schädel von La Ferrassie gegeben. Der Neandertaler war hauptsächlich an eine vegetarische Lebensweise angepaßt.[2])

Während der Mann von La Chapelle-aux-Saints 154 bis 155 *cm* groß war, ist die Körperlänge des Mannes von La Ferrassie 160, die des Weibes 145 *cm*. Die mittlere Kapazität der Neandertalrasse wird mit 1450 cm^3 angegeben, da auch der Mann von La Ferrassie eine hohe Kapazität hat. Über das Gehirn sagt er, es sei menschlich infolge seiner Maße. „Mais celle matière n'offre pas encore l'organisation supérieure qui caractérise les Hommes actuels", S. 139.

In der Rentierzeit werden die Rassen von Grimaldi, Cro-Magnon und Chancelade unterschieden. M. Boule findet viele Übereinstimmungen zwischen der Grimaldirasse und den Buschmännern. Der negroide Einfluß ist auch heute noch in manchen Gebieten Europas zu bemerken.[3])

Der Cro-Magnonrasse werden zugezählt: die Reste von Grimaldi, Cro Magnon, Paviland, Engis, Engihoul, Aurignac, La Madelaine, Grenelle, Bruniquel, Laugerie-Basse, Solutré, Gourdan, Placard (Charente), Hoteaux, Combe-Capelle, Brünn, Predmost, Lautsch, Obercassel. Die Cro-Magnonrasse hat sich erhalten in der Dordogne und — wenigstens bis ins Mittelalter auf den kanarischen Inseln. Der Fund von Grenelle erhält hier keine selbständige Stellung, wohl aber der von Chancelade, in dem uns eine kleinwüchsige (155 *cm*), aber ins Schädelbein (Kapazität 1710 cm^3) sehr hochentwickelte dolicho-

[1]) Martin H.: Une crâne d'enfant néanderthalien du gisement de la Quina. L'Anthropologie, XXXI, 1921, p. 331.

[2]) S. 213: Ici, en occlusion des mâchoires, les incisives d'en haut et celles d'en bas se rencontrent exactement comme chez les Australiens actuels; parfois même les incisives supérieures étaient légèrement en retrait sur les incisives inférieures, un peu comme chez les Chiens bouledogues. (Liegt hier Progenie vor? Dies wäre höchst interessant. Die Blutdrüsenformel der Neandertalrasse muß eine starke hypophysäre Komponente gehabt haben, wie wir aus der Skelettbildung schließen dürften. Über die möglichen Zusammenhänge zwischen Progenie und Akromegalie siehe H. Sicher. M. W. A. G. 1923.) L'étude des surfaces d'usure de dentitions complètes, comme celle du Crâne de la Ferrassie montre que la mastication devait se faire en partie par un mouvement de propulsion en avant de la mâchoire inférieure sur la mâchoire supérieure, mouvement que favorissaient le grand developpement en surface des cavités glenoïdes, leur faible profondeur et la forme peu saillante des condyles temporaux. Cette morphologie indique aussi une grande liberté pour les mouvements de diduction, ce que vient confirmer la puissance des muscles ptérygoïdiens. Tout cela dénote, en somme, une dentition plus broyante que coupante, impliquant un régime plus végétarien que carnivore."

[3]) Die Mitteilung in der Fußnote S. 284, daß im Neolithikum Illyriens und des Balkans neuerdings negroide Skelette gefunden wurden, beruht auf einem Mißverständnis. N. Zupanić hält Skelettreste aus der Troas für negroid. (N. Zupanić: Les premiers habitants des pays yougoslaves. Revue Anthropologique, 1919.)

cephale Rasse entgegentritt. Eine eingehende Besprechuug erfahren die Skulpturen des Aurignacien und Magdalenien. Auch in den Skulpturen des Aurignacien findet er weitgehende Übereinstimmungen mit den Buschmännern. [1]) Zwischen der Rasse von Chancelade und der „nordischen" Rasse werden Zusammenhänge vermutet Die Rassen des Neolithikums erfahren eine kurze, übersichtliche Darstellung. Fast hundert Seiten sind den fossilen Menschenfunden außerhalb Europas gewidmet. Für Vorderasien sind die neueren Arbeiten J. Bayers nicht erwähnt. In Südindien wurden paläolitische (?) Schädel gefunden, die noch nicht publiziert sind. (S. 365). [2]) Aus Ho-nan ist ein neanderthaloides Sacrum beschrieben worden. [3]) Aus Japan [4]), Tonkin, [5]) den Philippinen [6]) und Java [7]) sind neuerdings Funde beschrieben worden, die meist neolithisch oder unbestimmten Alters sind. Der protoaustraloide ♀ Schädel von Wadjak hat die enorme Kapazität von 1550 cm^3.

In dem Abschnitt über Australien vermissen wir die auch für die Rassengeschichte wichtigen Arbeiten von P. W. Schmidt und Fr. Graebner. Das Zusammenleben des Menschen mit den Riesenbeutlern Nototherium und Diprotodon ist neuestens nachgewiesen worden. [8]) Besonderes Interesse beansprucht der Schädelfund von Talgai [9]), ein protoaustralischer Typ.

Aus Mittel- und Südafrika kennen wir bisher 3 sehr alte Skelettreste: von d'Oldoway [10]), Boskop [11]) und Broken-Hill Mine (Rhodesia).

Eine kritische Übersicht über die amerikanischen Funde und ein zusammenfassendes Schlußkapitel beendigen das Werk, dem Ref. nur wünschen möchte, es möge durch eine Übersetzung auch hierzulande weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. *Dr. Viktor Lebzelter (Wien).*

51.

Scheidt, Walter: *Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde (Familienanthropologie).* München (J. F. Lehmanns Verlag) 1923. 216 S.

„Naturwissenschaftliche Familienkunde (Familienanthropologie) ist die vergleichende Betrachtung der naturwissenschaftlich erkennbaren Eigenschaften einer Gruppe von Menschen, welche miteinander blutsverwandt sind, mit dem Ziel, die Gleichheit oder Verschiedenheit dieser Eigenschaften in Beziehung zu setzen zu Verwandtschaftsart und Verwandtschaftsgrad der beobachteten Personen oder zu der ihnen gemeinsamen Lebensweise." Die Familienanthropologie besteht aus folgenden Teilen:

1. Geschlechterkunde (Genealogie):

a) Familiengliederung (Feststellung der Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Personen);

b) Familienzählung (Familienstatistik; Feststellung der zeitlichen und anzahlmäßigen Verhältnisse der Mitglieder einer Familie, Sippe oder Sippschaft).

2. Naturwissenschaftliche Personen- und Lebensbeschreibung.

a) Personenbeschreibung (auf Grund einer einmaligen anthropologischen Untersuchung der einzelnen Personen);

b) Lebensbeschreibung (auf Grund einer länger fortgesetzten anthropologischen Beobachtung der einzelnen Personen).

[1]) Vgl. Peringuey L.: The Bushman as a Palaeolithic Man. Transactions of the Royal Society of South Africa, V, 1915.

[2]) Mitra (Panchanan): Prehistoric cultures and Races of India (Calcutta University Journal of the department of Letters, Vol. I, III, 1920). — Wayland: Spolia Zevlanica, XI, part. 41, 1919.

[3]) Matsumoto (H): On some fossil Mammals from Ho-nan, China. Science Reports of the Tôhoku Imperial University 1915.

[4]) Matsumoto (H): Notes on the stone age people of Japan. American Anthropologist, XXIII, 1921.

[5]) Verneau (R): Les crânes humain du gisement préhistorique de Pho-binh Gia, Tonkin. L'Anthropologie, XX, 1909.

[6]) Sanchez y Sanchez (D): Un cráneo humano prehistórico de Manila. Mem. Real. Soc. Espan. Hist. nat., XI, 1921.

[7]) Dubois E.: The Proto-Australian fossil Man of Wadjak, Java. Verslagen Akad. Wetensch. Amsterdam, XXIII, Nr. 7, 1921.

[8]) Etheridge (R.): Memoirs of the Australian Museum, 1916.

[9]) Smith (S A.): The fossil human skull found at Talgai, Queensland. Philosoph. Transactions Royal Soc. London, série B. 208, 1918.

[10]) Reck H.: Erste vorläufige Mitteilung über den Fund eines fossilen Menschenskelettes aus Zentralfrika. Sitzungsberichte der Gesellschaft naturf. Freunde zu Berlin, 1914.

[11]) Haughton S. H.: Preliminary note on the ancient human skull remains from Transvaal, Transactions of the Royal Society of South Africa VI, 1917. — Broom: Anthropological Papers American Museum, 1918.

Dazu kommt als Ergänzung zu 2 a und b:

2 c) Familiengeschichte (geschichtliche, d. h. mittelbare Feststellung naturwissenschaftlicher Angaben über die einzelnen Personen).

Im Allgemeinen Teile werden die Probleme „Familie und Vererbung", „Familie und Umwelt", „Familie und Rasse" in klarer und übersichtlicher Weise besprochen. Überaus beherzigenswert sind die Bemerkungen über die Verquickung von Rassenforschung und Familienforschung: „Wenn die naturwissenschaftliche Familienkunde bei ihren Beobachtungen auf Rassenverschiedenheiten zu achten hat, kann es sich also . . . nicht oder nur in seltenen Fällen darum handeln, die Rassenzugehörigkeit der verschiedenen Familienmitglieder festzustellen.[1]) Die Aufgabe besteht vielmehr darin, daß sie solchen (körperlichen) Merkmalen besondere Aufmerksamkeit zuwendet, welche nach den bisher vorliegenden anthropologischen Forschungen Rassenmerkmale sein können. Sind solche Merkmale vorhanden, so ist die nächste und vordringlichste Frage die, ob sich bei demselben Menschen oder bei seinen Anverwandten noch andere als Rassenmerkmale bekannte Eigenschaften finden, die mit zur gleichen Rassenmerkmalsgruppe gehören, ferner, ob die (örtliche) Herkunft des Betreffenden oder seiner Vorfahren Anhaltspunkte dafür liefert, daß tatsächlich eine Rasseneigentümlichkeit vorliegt. . . . Die Schlüsse, die man daraus ziehen darf, werden sich zu richten haben nach dem Unterscheidungswert der betreffenden Merkmale und nach dem Grade der Übereinstimmung. Jedenfalls werden sie mit aller notwendigen Vorsicht bewertet werden müssen." (S. 59.) Von allgemeinstem Interesse ist die Zusammenstellung fast aller Beobachtungen über die Vererbung der normalen Exterieurmerkmale beim Menschen. (S. 75–109.)

Der besondere Teil des Buches enthält die Anleitung zur praktischen Arbeit. Diesbezüglich sei auf das Werk selbst verwiesen. Eine Fülle von Anregungen ist da gegeben und es wird wohl kaum ein Leser das Buch aus der Hand legen, ohne den Entschluß zu fassen, in der eigenen Familie Umschau zu halten. Mögen doch recht viele auch zur Ausführung dieses Entschlusses gelangen und systematische Arbeit auf diesem Gebiete leisten.

Bemerkenswerte Erweiterungen erfährt das bisher gebräuchliche Aufnahmeblatt für die Individualuntersuchung. Es ist sehr zu begrüßen, daß die Forschungen über die verschiedenen Habitustypen, die in der Konstitutionspathologie heute eine so große Rolle spielen, weitgehende Berücksichtigung finden. Unter dem Titel „Allgemeiner Eindruck der Erscheinung" sind folgende Merkmale angeführt:

Gestalt: schlank, untersetzt; schmächtig, gedrungen; hager, wohlbeleibt.

Haltung: aufrecht, gebückt; stramm, schlaff.

Gang[2]): langsam, schnell; gemessen, hastig; straff, nachlässig; steif, federnd; wiegend, watschelnd, schiebend, hüpfend; mit stark, mit wenig gebogenen Knien; mit großen, mit kleinen Schritten; mit großer, mit kleiner Armbewegung.

Gesichtszüge im allgemeinen: derb, fein; scharf geschnitten, weich; rund; verwaschen.

Mienenspiel: ruhig, lebhaft (nervös); beherrscht, unbeherrscht. Lachen: mit offenen, mit geschlossenen Lippen; mit starker, mit schwacher Bewegung des Mundes.

Gewöhnlicher Gesichtsausdruck: freundlich, streng; heiter, ernst, finster; stark wechselnd; aufgeweckt, stumpf.

Sprechweise: laut, leise; deutlich, undeutlich; schnell, hastig, langsam; eintönig, lebendig, singend, näselnd (Gutturales R; andere fehlerhafte Laute). Von lebhaftem, schwachem Mienenspiel begleitet.

Sprechstimme: tief, hoch, stark, schwach, klar, unrein.

Lautes Lachen: hell, dumpf, kurz abgerissen, langgezogen.

Gewohnheitsbewegungen: — Allgemeiner Eindruck der Wesensart: Sieht jünger — älter aus, als dem Alter entspricht; geschätztes Alter.

[1]) Abschreckende Beispiele für die Versuche, Einzelindividuen um jeden Preis in ein Rassenschema einzuzwängen, gibt die Beschriftung der Tafeln in Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes".

[2]) Unter elastischem (federndem) Gang ist eine Gangart zu verstehen, welche durch eine gute, doch nachgiebige Spannung des ganzen Körpers gekennzeichnet ist; der steife Gang ist mit geringer Biegung der Knie und hartem Aufsetzen des Fußes verbunden. Wiegender Gang kommt zustande, wenn die Verlegung des Körpergewichtes vom Standbein auf das Schwungbein mit einer runden, stark wahrnehmbaren Bewegung des Oberkörpers erfolgt. Watschelnd wird der Gang, wenn diese Bewegung vorwiegend nach den Seiten erfolgt. Beim schiebenden Gang erfolgt die Bewegung des Oberkörpers besonders stark nach vorn und zurück, die Knie werden meist stark abgebogen. Hüpfender Gang entsteht dadurch, daß sich der Gehende bei jedem Schritt stark auf die Zehenballen des jeweiligen Standbeines erhebt.

Die Forderung, auch die „verrichtungsmäßigen körperlichen Eigenschaften“ zu berücksichtigen, verdient Zustimmung.

Das Endkapitel „Betrieb und Ausbau der familienanthropologischen Forschung“ setzt im Programm das, was in München inzwischen bereits zur Tat geworden ist, nämlich die Schaffung von Beratungsstellen für biologische Familienforschung. Auch innerhalb der Münchner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte wurde eine Fachgruppe für Anthropologie und biologische Familienforschung gegründet. Ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis beschließt das sehr zu empfehlende Buch. *Dr. Viktor Lebzelter (Wien).*

52.

Sarasin, Fritz: *Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyaltyinsulaner.* Mit einem Atlas von 64 Tafeln in Heliogravüre, Lithographie und Lichtdruck sowie 55 Kurvenzeichnungen im Text. Berlin (C. W. Kreidel's Verlag) 1916—1922.

F. Sarasin hat in diesem Werke dem untergehenden Volksstamme der Neukaledonier ein glänzendes Denkmal gesetzt. Die Fülle des Tatsachenmateriales wie die vielen neuen Perspektiven, die sich aus den Darlegungen dieses biologisch hervorragend geschulten Forschers ergeben, rechtfertigen eine ausführliche Besprechung.

I. Methodische Neuerungen. Nach dem Haarindex werden folgende Gruppen gebildet: Hypertaeniomorph (x—45), taeniomorph (46—65), oomorph (66—85), cyclomorph (86—100). Der Glabellarindex wird nach der Formel $\frac{\text{Sehne} \times 100}{\text{Bogen}}$ bestimmt.[1]) Von großer Wichtigkeit ist die Bestimmung der Distanz des F. stylomastoideum vom Außenrande des Tympanicums.[2]) Sie beträgt beim Schimpansen 2·54, beim Schädel von La Chapelle l. 1·85, r. 2 *cm*, bei Kaledoniern 1·5 *cm* (1·15—1·85), bei Europäern 1·14 *cm* (0·75—1·55). Für die Winkelstellungen der Pars basilaris (S. 251) wird folgende Einteilung vorgeschlagen: hyperplatyclin (x—30°), platyclin (30·1°—35°), metrioclin (35·1°—40°), orthoclin (40·1°—45°), hyperorthoclin (45·1°—x). Auf die Darlegung über die Proportionen der horizontalen Gesichtsfelder des Schädels sei besonders hingewiesen (S. 253). Weiter werden eine Reihe für die vergleichende Kraniologie wertvoller neuer Indices berechnet.

II. Zur Biologie der untersuchten Populationen: Im Jahre 1911 wurden 16.902 Eingeborene gezählt. Die Bevölkerung ist in langsamem Rückgang begriffen, der freilich durch die furchtbare Grippeepidemie 1918, die 25% der Bevölkerung dahinraffte, sehr beschleunigt wurde. Hauptursache des Rückganges ist gewollte Geburtenbeschränkung. 11.289 Erwachsenen stehen nur 5613 Kinder unter 15 Jahren gegenüber. In Neukaledonien wurden 9554 Männer und nur 7348 Weiber gezählt. Die epidemischen und endemischen Krankheiten, von außen eingeschleppt, fügen den Eingeborenen großen Schaden zu. Besonders verbreitet ist die Lepra. Die Eingeborenen leben entweder in Einzelsiedlungen oder kleinen Dörfern. Von 283 Ansiedlungen haben 155 weniger als 50 und nur 6 150 und mehr Einwohner. Diese kleinen Einheiten sind zu Großstämmen vereinigt, die meist eigene Sprachen haben. Leenhardt unterscheidet 16 Sprachen, die alle auf gemeinsame Wurzeln zurückgehen. Dieser sprachlichen Zersplitterung steht eine große Einheitlichkeit der „Rasse“ gegenüber. Wohl aber lassen sich sowohl auf Neukaledonien wie auf den Loyaltyinseln viele lokale „Typen“ unterscheiden, die F. Sarasin „lokale Varietäten“ nennt, über welche er die folgende prinzipielle Auffassung hegt (S. 472 ff.):

„Meiner Meinung nach nimmt die Anthropologie viel zu wenig Rücksicht auf die zweifellos sehr große Variabilität vieler, vielleicht nicht aller, menschlicher Varietäten und verfolgt das Prinzip, immer nach womöglich historisch belegbaren Mischungen zu suchen, um unwillkommene Abweichungen von einem angenommenen Formschema zu erklären. Fälle wie E. Fischers „Rehoboter Bastarde“ kommen hier nicht in Betracht. Man scheint oft zu vergessen, daß die menschlichen Varietäten in der Regel ein viel zu hohes Alter haben, um mit Hilfe von rezenten Mischungen, wie nach dem Rezept einer Köchin, erklärt werden zu können.“ „Man vergißt ferner bei der Betrachtungsweise, nach welcher alle Abweichungen durch Mischung erklärt werden sollen, daß die Varietäten, die das Mischprodukt bilden, doch auch selber einmal entstanden sein müssen, ansonst völlige Gleichheit auf dem Erdball herrschen würde. Der Schluß ist daher unabweisbar, daß neue Varietäten selbständig sich entwickeln können.“

[1]) „Die Sehne geht vom Nasion zur tiefsten Stelle zwischen Pars glabellaris und cerebralis des Stirnbeins (Schwalbe); der zugehörige Bogen verbindet dieselben Punkte, der Kontur der Glabella folgend.“

[2]) Außenrand des F. stylomastoideum. — Außenrand der dem Mastoidfortsatz anliegenden hinteren, knöchernen Begrenzung des Porus acusticus oder — freier Rand des Porus acusticus.

„Die Erscheinung, daß auf der durch europäische Eingriffe am wenigsten gestörten Ostseite Neukaledonien von Norden nach Süden zu allmählich die Körpergröße und der L.-B.-Index von Kopf und Schädel zunehmen, die Nasalindices und die Prognathie dagegen abnehmen . . . erinnert mich an ganz ähnliche Erscheinungen in der Tierwelt, an die „Geographischen Formenketten."[1]) „Ein Anthropologe würde angesichts einer solchen Formenkette höchstwahrscheinlich zu einer anderen Deutung greifen; er würde die extremen Endformen als gegeben ansehen und die Zwischenglieder als Mischprodukte in Anspruch nehmen." Diesen beherzigenswerten Ausführungen wird wohl jeder biologisch denkende Anthropologe zustimmen.

Die somatischen Unterschiede zwischen den geographischen Gruppen der Kaledonier werden im wesentlichen nicht auf Mischung, sondern auf freie Variabilität zurückgeführt. Nur für die Maré- und Lifouinsulaner und vielleicht auch für die Bewohner von Ouvéa wird der Einfluß einer fremden Rasse zugegeben.

Die Hautfarbe schwankt von dunkelbraun bis hellbraun. Am dunkelsten sind die Inlandstämme im Nordteil der Insel, die kleinwüchsigen Pamboa und die Ouébia (76% dunkle, 24% helle Brustfarben); im Südwesten finden wir viel mehr Helle (Hienghène 22% dunklere, 78% hellere Brustfarben). An der Westküste sind die Bako in der Mehrzahl hellgefärbt. Der Pigmentierungsprozeß der Haut zieht sich bei den Kindern durch mehrere Jahre hin. Die Hautfarbe der Männer von Lifou und Maré entspricht der nordkaledonischen Gruppe, die der Ouvéa-Männer ist durchschnittlich heller. Das Kopfhaar ist schwarzbraun, schwarz mit braunem Einschlag (Rotkomponente), doch kommen auch helle Farben vor, 11 Ind. hatten dunkelbraune, 3 braune, 1 hellbraune und 1 dunkelblonde Haare. Die hellen Haare sind wahrscheinlich familiär lokalisiert und werden von Sarasin als „Vererbungserscheinungen individueller Variation, als Hinneigung zu Albinismus" aufgefaßt. Echte Albinos mit flachsblondem Haar sind nicht gerade selten und finden sich an einzelnen Orten häufiger als an anderen. Auch Rutilismus wurde beobachtet (S. 46). Die Irisfarbe ist dunkelbraun bis braun. Bei kleinen Kindern ist die Iris sehr dunkel, sie wird während des Wachstums heller! (S. 120.)

„Wir sehen beim Neukaledonier einen Haarwechsel sich vollziehen: braunes oder sogar blondes Kinderhaar von welliger, lockiger oder fast schlichter Beschaffenheit und rundlichem Querschnitt wird langsam ersetzt durch zuerst gleichfalls noch braunes, endlich durch schwarzes, bandartiges Spiralhaar. Es ist diese Erscheinung kaum anders zu deuten, als daß hier ein palingenetisches Moment zum Ausdruck kommt, wonach die Vorfahren der heutigen helicotrichen Kaledonier cymotriche Formen gewesen sind." (S. 62.)

F. Sarasin unterscheidet folgerichtig drei Haargenerationen, das primäre, fötale Haarkleid, das sekundäre Haarkleid (Lanugo) und die tertiäre endgültige Haargeneration des Erwachsenen.

Der L.-B.-Index des Kopfes bei den Kaledoniern beträgt bei ♂ 76·5, bei ♀ 76·7, schwankt aber ♂ von 63·5—91·5, bei ♀ von 69·9—88. Bei der männlichen Kurve fallen auf die Quote 60—64·9 1%, 65—69·9 8%, 70—74·9 38%, 75—79·9 23%, 80—84·9 22%, 85—89·9 7% und 90—94·9 1% aller Beobachtungen; für die Frauen lauten dieselben Zahlen: 0%, 4%, 42%, 30%, 20%, 4% und 0%. Auch hier bedeutende regionale Unterschiede. Die Nordstämme sind einheitlich dolichokephal; im mittleren Teile der Ostküste finden sich mehr Brachykephale, im Süden wieder weniger. Nun können ja gewiß Schädel von im Grunde dolichoidem Bau durch starke Entwicklung der Tub. parietalia und andere Ursachen einen leicht brachykephalen Index bekommen. Aber die ganz hohen Indices weisen doch auf einen anderen Grundplan. Betrachten wir einmal die Hyperbrachykephalen. Ihr Vorkommen ist lokal beschränkt. Auf Hienghene entfallen 2, auf Kanala 7, auf Thio 1, auf das Hinterland von Koné 1, auf Ni 1, auf Ouaoué 3 und auf Koindé 2. Die Hyperbrachykephalen sind, wie meine Berechnungen ergeben, größer als der Durchschnitt mit breiteren und niedrigeren Gesichtern und niedrigerem Nasenindex. Interessant ist das Vorkommen hellerer Komplexion gerade in den Gegenden von Kanala und Koindé. Die 5 hellhaarigen Individuen aus Koindé (Nr. 29, E. Fischer) haben die L.-B.-Indices 81·1, 83·4, 73·4, 82·9, 74·9, die Nasenindices 106·4, 90·6, 107·1, 87·2, 99, und die Körperlängen 158, 159, 165, 167, 178. Die hellere Komplexion kommt zwar mit der höheren Brachykephalie in derselben Gegend vor, fällt aber mit ihr nicht an denselben Individuen zusammen. Die Hyperbrachykephalen können, wie aus meinen Berechnungen hervorgeht, auch nicht als „entmischte" Vertreter eines brachykephalen Typus angesehen werden.

Die Tatsache, daß wir innerhalb einer dolichoiden Rasse kurzköpfige Lokalvarietäten finden, bei denen sogar extreme Kurzköpfe in gewisser Zahl vorkommen, Lokalvarietäten oder wie wir zu sagen pflegen „Typen", die wohl nicht

[1]) P. und F. Sarasin: Materialien zur Naturgeschichte der Insel Celebes, Bd. II, Landmollusken. Wiesbaden 1899.

durch fremde Beimischung entstanden sind, zerstört viele luftige Hypothesengebilde und stellt unsere Rassensystematik vor ganz neue Probleme.

Während in der nördlichen dolichoiden Gruppe 78% der Männer eine stark entwickelte Glabella aufweisen, ist diese starke Entwicklung bei der kurzköpfigen Kanala-Thiogruppe nur in 54% vorhanden und ist bei 11% bloß angedeutet oder fehlend. Nach der Gestaltung der Frontoorbitalgegend habe ich[1]) bei Australiern zwei Typen unterschieden, die sich auf die einzelnen Stämme regellos verteilen, und zwar Schädel mit starken Überaugenwülsten und fliehender Stirn, mit schwachem Orbitaeingangswulst und großer Orbitahöhle und Schädel mit schwachen oder fehlenden Überaugenwülsten, steilerer Stirn, mit starkem Orbitaeingangswulst und kleiner Orbitahöhe. Analoges ist nach den Angaben F. Sarasins wohl auch für die Kaledonier anzunehmen.

Die Gesichter sind im Durchschnitt breit. 33% der ♂ sind hypereuryprosop, 55% euryprosop, 15% mesoprosop und nur 2% leptoprosop. F. Sarasin hält die Leptoprosopen für atypisch, vielleicht bedingt durch europäische Beimischungen. Der Nasenindex schwankt bei ♂ von 75·9—133·3, bei ♀ von 77·9—120. Insgesamt wurden nur 11 Mesorrhine gezählt. Der mittlere Nasenindex nimmt in der Richtung von N. nach S. ab. Die Nase ist sehr breit mit niedriger Wurzel und meist nicht groß. „Die Kindernase ist klein, im Profil konkav, seltener gerade, mit aufwärts gerichteter Spitze, niedrigem Rücken und nicht so massig ausgebildeten Flügeln und Spitze als beim Erwachsenen." Die dicken Lippen sind dunkelviolett. Die Profillinie der Oberlippe ist bei 90% gerade, bei 7% konkav, bei 3% konvex. Die Schleimhaut der Oberlippe ist beim Kinde und beim Weibe nicht so stark evertiert wie beim erwachsenen Manne. Ein hell gefärbter, öfters zu einer Leiste erhobener Lippensaum ist immer vorhanden. Am Auge ist die Plica semilunaris wesentlich stärker als beim Europäer. Ganz eigenartig scheint die Ausbildung des Oberlides zu sein. Bei Kindern stehen die Brauen hoch über den Augen, Lid und Deckfalte freilassend. Während beim Europäer das obere Augenlid und die dieses überlagernde Deckfalte ein breites, nacktes Feld oberhalb des Auges bilden, reichen bei den Kaledoniern (♂) die Brauen entweder bis zum Oberrand des Lides, nur dieses freilassend, oder sie decken auch das obere Augenlid zum Teil oder auch ganz zu. Diese Erscheinung wird wahrscheinlich durch die starke Entwicklung der knöchernen Brauenbogen hervorgerufen, wodurch die Hautpartie über dem oberen Augenlid in die Tiefe gerückt wird (S. 117). Die ♀ verhalten sich ähnlich wie die Kinder. Das Ohrläppchen fehlt oder ist angewachsen.

Die Körperlänge zeigt eine ganz auffällige Variabilität. Sie schwankt bei ♂ von 151·3—189·8 und bei ♂ von 140·1—169·3 (Mittel: ♂ 166·4, ♀ 151·3). In den lokalen Gruppen verteilen sich die Individuen auf die einzelnen Größenklassen in verschiedener Weise.

Manche Stämme haben mehr Große, andere mehr Kleine, aber wo eine größere Individuenzahl gemessen wurde, sind doch fast alle Größenklassen vertreten. Die obere Extremität ist sehr lang. Die Handdimensionen sind sehr groß. Von den Lifouleuten gibt Deniker Länge 202 (180—216), Breite 97 (90—105); ebenso voluminös sind auch die Füße (265 und 109).

Von den untersuchten männlichen Schädeln der Kaledonier sind 11% oligenkephal, 48% euenkephal und 41% aristenkephal. Das Gewicht des Schädels ist sehr groß (♂ 734, ♀ 569). Besonders schwer sind die ♂ Mandibeln, die Werte bis 150 g erreichen. Nach meinen Berechnungen haben die Schädel mit einem Glabellarindex unter 89 einen im Durchschnitt um 10 g schwereren Schädel als das allgemeine Mittel.

Arthritis deformans des Kiefergelenkes ist sehr häufig. „Es erhebt sich dabei die Frage, ob die Häufigkeit der arthritischen Erkrankungen . . . . in einem gewissen Zusammenhang stehen könnte mit starker Inanspruchnahme des Kaugelenkes und ob diese ihrerseits gefördert werde durch die Flachheit der Gelenkgrube." (S. 224.) Die Gesichtsprognathie ist mit 76·3° neben der der Baining (76·4°) die stärkste, die bisher im Mittel einer Reihe gefunden wurde.

Ich habe jene Daten hervorgehoben, die von allgemeinem anthropologischen Interesse sind. Auf die sorgfältigen kraniometrischen und osteometrischen Untersuchungen an kaledonischem Material sowie auf die reichhaltigen Ergebnisse der Untersuchung der Loyaltyinsulaner und deren Skelettreste kann wegen Raummangel nicht näher eingegangen werden.

III. Ergebnisse und Ausblicke: Diese seien kurz zusammengefaßt.

1. Die Bewohner der Loyaltyinseln repräsentieren den Kaledoniern gegenüber, wenn man die Gesamtheiten ins Auge faßt, eine zwar verwandte aber höhere Entwicklungsstufe.

2. Die Nordkaledonier sind die primitivste Gruppe, die Bewohner der südlichen Ostküste sind eine deutlich verschiedene, höher stehende Gruppe.

---

[1]) V. Lebzelter: Morphologische Untersuchungen über die Jochbogengegend und deren Beziehungen zur Frankfurter Horizontalebene. Mitt. d. Wr. Anthr. Ges., Bd. 43, 1913.

3. Von den Loyaltyinsulanern stehen die von Ouvéa den Kaledoniern am nächsten, am entferntesten die von Maré; Lifou nimmt eine Mittelstellung ein. Jede der drei Inselchen besitzt seine eigene spezialisierte Menschenform.

4. Die Neukaledonier stehen auf einer bedeutend niedrigeren Organisationsstufe als die Europäer und andere hochentwickelte Menschenformen. Viele Annäherungen an die Neandertalgruppe sind zu erkennen, nicht selten weisen die Merkmale aber auf präneandertaloide Zustände hin.

5. Die Neukaledonier repräsentieren einen uralten Hominidenzweig, dessen Verbindung mit dem des Homo neandertaliensis erst in einer früheren Periode als der, in welcher diese letztere Form auftrat, erwartet werden kann

6. Australier, Tasmanier und Melanesier werden als „austro-melanesischer Stamm" zusammengefaßt.

7. Dieser „austro-melanesische Stamm" widerspiegelt uns von allen lebenden Gruppen noch am reinsten das Bild der Vorfahrenform der recenten, höher entwickelten Menschheit.

8. Die zartknochigen Kleinstämme (Pygmäen und „Pygmoide") sind vielleicht als partiell neotene Menschenformen aufzufassen, deren Entstehung freilich weit zurückliegt.

Alles in allem hat dieses Werk unsere Wissenschaft gewaltig gefördert und kann in der Fülle der damit aufgeworfenen Probleme ein Markstein sein in ihrer weiteren Entwicklung.

Dr. Viktor Lebzelter (Wien).

53.

Lévy-Bruhl, L.: *La Mentalité Primitive.* Paris (Alcan) 1922. III, 537 pp. (Bibliothèque de philosophie contemporaine. Travaux de l'Année sociologique.)

Bereits im 52. Bande dieser Mitteilungen (Lit.-Ber. Nr. 18) wurde Lévy-Bruhls Buch „Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures" in der uns unter dem Titel „Das Denken der Naturvölker" vorliegenden deutschen Bearbeitung besprochen. Das vorliegende Werk desselben Verfassers ist ein weiterer Ausbau und eine Ergänzung zu dem früheren. Ganz auf dem Boden der Lehren und Methoden der Durkheimschen Schule fußend, bringt es weitere Belege für die vom Verfasser aufgestellte Theorie, daß die Geistesverfassung des primitiven Menschen, wie sie in seinen Kollektivvorstellungen zutage tritt, vorwiegend mystischer Natur ist, und daß diese Charaktereigenschaft die Hauptsphären seines Seelenlebens, die Funktionen des Erkennens, Wollens und Fühlens zur Gänze beherrscht. Zahlreiche gut gewählte und von einer gründlichen Vertrautheit des Autors mit der ethnographischen Literatur Zeugnis ablegende Beispiele werden für die vorgetragene Lehre ins Treffen geführt. In eingehender Weise werden behandelt: Träume, Vorzeichen und Orakelwesen, die Gottesurteile, die mystische Interpretation unglücklicher Zufälle und der Ursachen des glücklichen Erfolges, die Reaktion der Naturvölker auf das Erscheinen der Weißen und die allgemeine Abneigung der primitiven Gesellschaft gegen die von letzteren angeregten Neuerungen; das Verhalten der Wilden gegenüber europäischen Ärzten. Ein Teil dieser Themen wurde bisher noch niemals einer eingehenden ethnologisch-soziologischen Untersuchung gewürdigt, da die betreffenden Abschnitte in Waitz' Anthropologie der Naturvölker (I. Bd.) als veraltet und nicht erschöpfend heute kaum noch brauchbar sind.

Die französische von Durkheim geführte völkerpsychologische Schule hat gegenüber der deutschen, die ihre Hauptvertreter in Fritz Schultze, Wilhelm Wundt und neuerdings in Richard Thurnwald gefunden hat, zweifellos das Verdienst, die Bedeutung der Psychologie der Masse, der Kollektivvorstellungen, für die Erkenntnis des primitiven Seelenlebens überhaupt, erkannt und ins richtige Licht gerückt zu haben, während die deutschen Forscher besonders in der jüngsten Zeit sich mehr auf die psychologische Erforschung des Individuums auf experimenteller Grundlage verlegen. (vgl. z. B. Thurnwalds schöne Arbeit „Ethno-psychologische Studien an Südsee-Völkern" im Beiheft 6 zur Zeitschrift f. angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung 1913). Überraschen muß es aber, daß Lévy-Bruhl seinen einzigen deutschen Vorgänger auf dem Gebiete, Vierkandt, der bereits in seinem im Jahre 1896 erschienenen Werke „Natur- und Kulturvölker" ähnliche Gedanken entwickelt hat (vgl. insbesondere das IV. Kapitel über die mythologische Denkweise der Naturvölker), nicht gekannt zu haben scheint.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

54.

Praschniker C.: *Kretische Kunst.* (Bibliothek der Kunstgeschichte, herausgegeben von Hans Tietze, Band 7). Klein-8°, 10 S. Text, 20 Abb. Leipzig. (E. A. Seemann.)

Das der kretischen Kunst gewidmete Bändchen dieser auf 500 Einzelnummern berechneten Serie, die schon ziemlich weit fortgeschritten ist, hätte schon früher angezeigt werden sollen. Gleichwohl sei auch heute noch auf diese brauchbare Übersicht hingewiesen, deren Preis es jedermann ermöglicht,

wenigstens einige der wichtigsten Denkmäler an guten Reproduktionen studieren zu können. Umfang und Bedeutung der kretischen Kunst auch für die allgemeine Entwicklung lassen ihre Berücksichtigung im Rahmen der Serie (ein Bändchen von 500) etwas stiefmütterlich erscheinen. Evans hätte es wohl verdient, wenigstens im Literaturverzeichnis genannt zu werden. Die Interieuransichten 7 und 8 (letztere nach eigener Skizze des Verfassers) sind besonders dankenswert. *M.*

55.

Oberhummer, E.: *Kypros.* S.-A. aus Pauly-Wissowa's Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. XII der I. Reihe, herausgegeben von W. Kroll. Stuttgart 1923.

Eine umfassende Darstellung des behandelten Gegenstandes, besonders wichtig durch ihre tiefschürfenden Untersuchungen zur alten Geographie und zum Bevölkerungsaufbau. Für die archäologische Seite des Problems siehe den in dieser Zeitschrift (Sitzungsberichte 1922—23, [9] f.) im Auszug abgedruckten Vortrag des Verfassers samt den Diskussionsbemerkungen. *V. Christian.*

56.

Grohmann, Adolf: *Südarabien als Wirtschaftsgebiet.* I. Teil. (Osten und Orient, I. Reihe, IV. Band). Wien 1922. Forschungsinstitut für Osten und Orient.

In dem Bestreben, zur Aufhellung der wirtschaftlichen Angaben in den alten südarabischen Inschriften Material aus der späteren Zeit heranzuziehen, erwuchs dem Verfasser eine derartige Stofffülle, daß er sich entschloß, sie auszubauen und in Buchform vorzulegen, wofür ihm nicht nur die engeren Fachkollegen, sondern auch die Geographen, Ethnologen, Anthropologen und Wirtschaftsforscher aufrichtigen Dank wissen werden. Verfasser hat das vorhandene Literaturmaterial mit derartiger Sorgfalt herangezogen, daß, soweit ich sehe, kaum Wesentliches sich hinzufügen ließe. Bedauern kann man nur, daß ihm noch nicht das reiche Tagebuchmaterial der Heinschen Südarabienexpedition von 1902 zur Verfügung stand, das hoffentlich nun bald zur Veröffentlichung gelangen wird. Im einzelnen möchte ich bemerken: Bezüglich des Petroleumvorkommens in Südarabien scheint mir Verfasser doch zu skeptisch. Wredes Angaben, die er selbst S. 185 zitiert, lassen meines Erachtens keinen anderen Schluß zu, als daß der sagenhafte Sandsee Bahr es-Säfī, von dem Wrede berichtet, nichts anderes als eine mit Flugsand zugedeckte Erdölansammlung darstellt. Stimmt diese Vermutung, so würde es sich doch um ein recht bedeutendes Vorkommen handeln, das für die Weltproduktion einmal von Wichtigkeit werden kann.

Zum anthropologischen Teil, der noch unter Mitarbeit von R. Pöch entstand, möchte ich bezüglich der armenoiden Kurzköpfe in Südarabien noch auf Seligman (JRAI XLVII, 219 ff.) verweisen, der die Einwanderung dieses Elementes fragend den Handelsbeziehungen Südarabiens mit Mesopotamien zuschreibt. Ich halte es allerdings für wahrscheinlicher, die südarabischen Armenoiden mit der etwa im vierten vorchristlichen Jahrtausend über Mesopotamien sich ergießenden Völkerwelle in Zusammenhang zu bringen, wodurch sich vielleicht auch manche Beziehungen zwischen dem alten Mesopotamien und Südarabien erklären könnten, so weit es sich nicht um gemeinsemitische Kulturgüter handelt. In diesem Zusammenhang erscheint mir auch erwähnenswert, daß Südarabien eine Gesellschaftsklasse der Miskīn (Pl. Masākin) kennt, zu der Grohmann wohl mit Recht die bab. muškenū vergleicht. An babylonische Wirtschaftsverhältnisse (vgl. Kod. Hammurabi, Vs. XIII, 49 ff.) erinnert auch die Stellung des da'if, der, ein Freier, gegen Anteil am Ertrag die Felder des Gutsbesitzers bestellt.

Interessant ist die Einrichtung des Habaṭ (Hauṭa, Hiǧra), Asyle, in denen Diebstahl etc. der sofortigen strengsten Ahndung unterliegen; Landberg hält sie für vorislamisch und sie finden ihre Parallele in gewissen inner- und vorderasiatischen heiligen Plätzen, die als diebesicheres Depot gelten (vgl. z. B. Consten, Weideplätze der Mongolen II, 153; Bauer, Volksleben in Palästina, 190, Anm. 1. usw.)

Bemerkenswert erscheint mir auch das Wort ra'wi (Pl. ra'ijje), der Name einer Gesellschaftsklasse, der nach Landberg ursprünglich „Landmann, Ackerbauer" bedeutet. Da die Bezeichnung von bab. rē'u „Hirt" nicht zu trennen ist, so muß das Wort wohl über „Viehzüchter" sich zu „Landmann, Ackerbauer" entwickelt haben, also von einer Bevölkerung stammen, die vom Nomadismus zum seßhaften Leben überging. Zur Erklärung des Mehri-Wortes hauǧor „Sklave", das Verfasser vom Wadi Ḥaǧr herleiten will, das Sklaven lieferte, möchte ich auf Bittner, Mehristudien IV, S. 54, verweisen, der es wohl besser mit der arabischen Wurzel 'ǧr zusammenstellt (vgl. dazu ass. agru „Sklave").

Ein sehr interessantes Bevölkerungselement Südarabiens bilden die Paria, die Verfasser eingehend behandelt. Was ihren Ursprung betrifft, so scheint mir der eine der gebräuchlichen Namen, ahl el-ḥums

(„Leute der Beute"; so ist wohl dieser Name zu deuten) dafür zu sprechen, daß es sich wenigstens zum großen Teile hier um die Nachkommen unterworfener Einwohner handelt. Zur Frage der künstlichen Befruchtung der weiblichen Dattelblüte sei schließlich noch, was das alte Mesopotamien betrifft, auf Schwenzner, MVAG XIX/3, 92 ff., verwiesen. *V. Christian.*

57.

Czaplicka M. A., *The Turks of Central Asia in History and at the Present Day.* An Ethnological Inquiry into the Pan-Turanian Problem, and Bibliographical Material relating to the Early Turks and the present Turks of Central Asia. Oxford (Clarendon Press) 1918.

Nach einer kurzen Einleitung über die politischen Ziele der panturanischen Bewegung werden wir mit der linguistischen und ethnographischen Gliederung der Turkvölker vertraut gemacht. Verfasserin gliedert sie in eine West- und eine Ostgruppe. Zur ersteren gehören vor allem die osmanischen Türken, letztere zerfällt in eine iranische und eine turanische Gruppe Die iranische besteht in der Hauptsache aus Turkmenen, Sarten, Usbegen, Tarantschen (Ili-Tartaren), Kara-Kalpaken und Kaizaken, die kulturell starke mongolische Verwandtschaft aufweisen. Zu den turanischen Turkvölkern werden gezählt die Kirgisen, die sibirischen Turkvölker mit den Jakuten und sibirischen Tataren, schließlich die Turkvölker der nordwestlichen Mongolei und Ost-Turkestans.

Sehr dankenswert ist der Abriß der Geschichte der Turkvölker, der uns einen guten Überblick über die ungeheuren Verschiebungen gibt, die im Inneren Asiens vor sich gingen und sich etwa von der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends an ziemlich gut verfolgen lassen. Sehr eingehend behandelt Verfasserin die Archäologie Inner-Asiens. Die Steinzeit wird kurz gestreift; bemerkenswert ist, daß Funde vom Moustier- und Aurignacien-Typus[1]) vorzuliegen scheinen, doch dürfte die Hauptmenge der bisher gesammelten Steingeräte dem Neolithicum angehören, etliche sollen geradezu Kjökkenmöddinger-Typus verraten Im übrigen finden sich Steingeräte durch die Kupfer- und Bronzebis in die Eisenzeit. Innerasien nördlich der großen Gebirgskette scheint also im Paläolithikum keine Faustkeilkultur gekannt zu haben, ein Ergebnis, das gut zu der von Obermaier (Anthropos XIV/XV, 146) festgestellten Tatsache paßt, daß auch Zentral- und Osteuropa anfänglich an der westeuropäischen Faustkeilkultur keinen Anteil hatte. Erst im Epipaläolithikum wären demnach Faustkeile in der Art der Kjökkenmöddinger-Industrie vom Süden her eingedrungen. Die Kupfer-Bronze-Zeit, die nach Tallgren etwa um 3000 v Chr. begonnen haben mag, wird in dem ersten nachchristlichen Jahrhundert von der älteren Eisenzeit abgelöst, die sich in den Formen der Geräte eng an die vorhergehende Epoche anschließt Erst die jüngere Eisenzeit (etwa vom 6. Jahrhundert an) bringt neue Formen.

Eine große Schwierigkeit bietet die Frage, wer die Träger dieser Metallkultur waren, deren Reste wir in den Kurganen von Minussinsk usw. finden. In ihrer Mehrzahl Langschädel, fallen diese Kurganenskelette ganz aus dem Rahmen der jetzigen kurzköpfigen Bevölkerung dieser Gebiete. Verfasserin meint daher, daß Turkvölker im iranischen Turkestan mit arischen Elementen in Beziehung kamen, von denen sie nicht nur die Kenntnis der Bronzetechnik und des Ackerbaues erwarben, sondern auch nachhaltig physisch beeinflußt wurden. Im Anschluß an Tallgren hält sie es für unwahrscheinlich, daß die Kurganleute zur Gruppe der (blonden) Jenissei-Ostjaken u. ä. zu zählen seien, da diese niemals die Kulturhöhe besaßen, wie sie uns aus den Kurganen entgegentritt. Dies zugegeben, so bleibt doch immer die mir recht wahrscheinliche Möglichkeit, daß die Kurgan-Kultur turkisierten Verwandten der Jenissei-Ostjaken angehörte, wie etwa ja auch unter den aus dem Jenissei-Gebiet stammenden (Ost-) Kirgisen das blonde (ostjakische) Element ziemlich stark vertreten zu sein scheint. Wenigstens schildern sie nach Kai Donner (Journ. Soc. finno-ougr. XXXVII 1/18) die Chinesen als groß, rothaarig (blond), hellhäutig, grün (d. i. blau-)äugig und diese Ost-Kirgisen sprachen nach demselben Autor (a. a. O. S. 20) vor ihrem jetzigen Turkdialekt eine dem Jenissei-Ostjakischen verwandte Sprache.

Ein Anhang A über die wirtschaftlichen Werte Zentralasiens und B über die damals aktuellen deutsch-türkischen Pläne in Südwest-Asien leiten über zu dem reichen bibliographischen Kapitel, das nicht weniger als 114 Seiten umfaßt und Zeugnis ablegt von der gründlichen Literaturkenntnis der Verfasserin, deren früher unerwarteter Tod für die Wissenschaft einen schweren Verlust bedeutet.

V. Christian.

[1]) Siehe hiezu jetzt auch American Anthropologist, 25, 21–55: Merhart, Gero v., The paleolithic Period in Siberia: Contribution on the Prehistory of the Jenissei Region, wo die Möglichkeit offen gelassen wird, daß genannte Funde der Magdalénien-Kultur angehören könnten.

58.

Rücker-Embden, Dr. Oskar: *Chinesische Frühkeramik. Eine Einführung.* Mit 42 Abbildungen im Text und 46 Tafeln. Leipzig 1922. (Karl W. Hiersemann).

Der vorliegende Band bringt, wie der Verfasser sagt, einen Versuch, in den Werdegang der chinesischen Frühkeramik einzudringen und die inneren Zusammenhänge zwischen den Erzeugnissen der einzelnen Perioden untereinander und ihre Beziehungen zu fremden Kunstkreisen aufzudecken. In dem gehaltvollen Vorwort weist er auf die Ursachen hin, durch welche der alten Töpferkunst in Europa so lange die Anerkennung versagt geblieben ist: „sie erfordert zum Unterschied von der japanischen Kunst, die auch breiteren Schichten leicht verständlich wird, vom Beschauer ein Einleben in die den unseren fernliegenden Auffassungen von künstlerischer Hoheit und Größe, die eben nicht jedermanns Sache ist." Nach mehreren einleitenden Kapiteln über einschlägige Literatur, Herkunft und Herstellungsorte der chinesischen Keramik wendet sich R.-E. den Denkmälern selbst zu und bespricht sie in historischer Folge. Bezüglich der Tongefäße aus der Vor-Han-Periode schließt er sich der vorherrschenden Meinung an, daß dieselben den Sakralgefäßen aus Bronze und Jade nachgebildet seien. Ob diese Vermutung zu Recht besteht, ist heute schwer zu entscheiden; die Beantwortung der Frage, ob im Opferdienst Bronzegeräte den Tonvasen vorausgegangen sind, wird wohl erst auf Grund eingehender Spezialforschungen möglich sein.[1]) Seine besondere Aufmerksamkeit wendet der Verfasser den fremden Einflüssen in der frühchinesischen Töpferkunst zu; sie liegen sowohl in der Formengebung als auch in der Ornamentik klar zutage. Auf den Grabgefäßen mit den bekannten Jagdszenen ist der Einfluß des Westens gewiß unverkennbar (es handelt sich bei diesen Ornamenten vermutlich um altpersische Traditionen, denn die Jagd gehört nach dem Avesta zu den Freuden des mazdaistischen Paradieses) und ebenso findet man in der Gefäßkeramik der T'angperiode unstreitig auch Formen sassanidischer Metallkrüge. Weniger überzeugend scheint es hingegen, wenn dem griechisch-römischen Kunstkreise allzu große Bedeutung zuerkannt wird und Ornamente wie Wellenlinien, Spiralen, Herzblattmotive und Knäblein zwischen Blattranken auf hellenistische Einflüsse zurückgeführt werden. Die chinesische Spirale ist aus dem ältesten chinesischen Schriftzeichen „Donner" hervorgegangen und wird auch in diesem Sinne symbolisch verwendet, das abendländische Herzblattmotiv ist in China dem herzförmig gestalteten Kopfe des heiligen Pilzes Ling-Tche nachgebildet dem schon seit der T'angzeit die Form des Szepters buddhistischer Gottheiten entlehnt wird und die Knäblein zwischen Blattranken, als deren Vorbilder hellenistische Kupidos angenommen werden, finden sich in ganz ähnlicher Bildung häufig an Faltschirmen und Heiligenscheinen frühbuddhistischer Skulpturen, auf denen das westliche Paradies des Amida dargestellt ist. Ein typisches Beispiel ist der Faltschirm des Tachibanaschreines im Kondo des Horiuji auf welchem auf Lotoskelchen hockende, von Lotospflanzen umsponnene, bänderumwehte Knabengestalten dargestellt sind, welche die Seelen der im Paradiese Aufgenommenen versinnlichen.[2]) Sehr fein und zutreffend sind die Beobachtungen Rücker-Embdens über die Töpferei der Sungperiode, deren autochthone Entwicklung er hervorhebt; er stellt sie in ihrer freien Schöpferkraft in Gegensatz zu den Erzeugnissen einer späteren Zeit, die neben der kraftvollen Herbheit der vorangegangenen Stilperiode glatt und süßlich wirken. Ching-te-chen, den Herstellungsort der berühmten Porzellane der Ming- und Mandschudynastien, bezeichnet er, in gerechter Abwehr gegen die oft maßlose Überschätzung dieser meist nur technisch hochwertigen Keramik, als die Grabstätte chinesischer Töpferkunst, weil dort an Stelle des früheren selbständigen Schaffens einzelner der Massenbetrieb getreten war. Ein eigenes interessantes Kapite ist den modernen Fälschungen gewidmet und damit einem Bedürfnis der Sammler Rechnung getragen, die über die wichtigsten Merkmale der Echtheit keramischer Erzeugnisse belehrt werden wollen. Dieses Buch ist daher in jedem Belang ein willkommener und bedeutungsvoller Beitrag zur Literatur des Faches, dessen Wert noch durch die vornehme Ausstattung und die schönen Bildbeispiele nach Stücken aus der Privatsammlung des Autors erhöht wird. *Stiassny.*

59.

Ferrand, Gabriel: *L'Empire Sumatranais de Çrîvijaya.* Paris (Imprimérie Nationale) 1922. 190 S. 8°.

G. Coedès hat im Jahre 1918 im Bulletin de l'École Française d'Extrême Orient das in Texte und Inschriften uns überlieferte Königreich Çrivijaya auf Sumatra — mit der Hauptstadt in oder bei Palembang lokalisiert. In der vorliegenden, ursprünglich im Journal Asiatique (1922) erschienenen

[1]) Das Tcheou li erwähnt als Ritualgefäße keine Bronzen, sondern nur verschiedenfarbig lackierte oder bemalte Tonvasen und hölzerne Becken.

[2]) Vgl. W. Cohn, O. Z. Bd. I, S. 141 ff.

Arbeit stellt der auf dem Gebiete der indonesischen Sprach- und Geschichtsforschung, besonders der Madagascars, verdienstvolle Verfasser alle in chinesischen, arabischen und persischen Texten und in malaischen und indischen Inschriften vorkommenden Belege über dieses Reich zusammen. Hiebei wird das chinesische *Che-li-fo-che* als lautliche Wiedergabe des Namens *Çrivijaya* erkannt, ebenso wie das arabische *Zabag* die lautliche Entsprechung von *Javaka* darstellt, das, wie *Suvarnadvipa* ebenfalls Sumatra bedeutet. Die Ansicht Kerns, daß *Suvarnadvipa* gleich *Javadvipa* Java bedeute, wird von F. abgelehnt, hauptsächlich deshalb, weil Java im Gegensatz zu Sumatra nie als „Goldland" kat'exochen bezeichnet worden ist. Den Abschluß bildet eine historische Skizze des Reiches, das mit dem benachbarten sumatranischen Königreich Malâyu (jetzt Minangkabau) stets in Beziehung stand, beginnend mit den Nachrichten des Râmâyana über Javadvîpa bis zu denen des arabischen Mu'allim Sulaymân ibn Ahmad al Mahrî (1. Hälfte des 16. Jahrhunderts). *L. Bouchal.*

60.

Kremer J.: *Atjèh.* Algemeen samenvattend overzicht van land en volk van Atjèh en onderhorigheden. I. deel. Leiden (E. J. Brill) 1922. XVI, 602 S. 8^0.

Der vorliegende Band ist der Initiative des 1914 gegründeten Atjèhinstituts zu verdanken, welches den Verfasser mit der Aufgabe betraut hatte, ein zusammenfassendes Buch über Atjèh abzufassen, das ein Bild des gegenwärtigen Zustandes von Land und Volk geben sollte. Auf Grund der vorhandenen Literatur, von Archivstudien in Koeta Radja und der Ergebnisse einer eigenen Studienreise im Lande (1916—1917), die der Ausfüllung der Lücken unserer Kenntnis des Landes und seiner Bewohner diente, hat Verfasser diese Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelöst. Der vorliegende I Band bringt nach einer 43 Seiten füllenden geschichtlichen Übersicht (von 1500 n. Chr. an), der sich eine Beschreibung der alten Ruinen und Grabdenkmäler des Landes anschließt, eine geographisch-statistische Beschreibung des Landes (einschließlich Geologie, Mineralvorkommen, Pflanzen- und Tierreich) auf 151 Seiten.

Die „Volksbeschreibung" (172 Seiten) bringt eine eingehende Schilderung der Eingeborenen und ihrer materiellen Kultur (physische und psychische Eigenschaften, Körperpflege, Tracht, Schmuck, Waffen und Kriegsbräuche, Nahrungs- und Genußmittel, Haus, Hausrat, Siedelung, Musik, Spiele), die „ökonomische Beschreibung" ist dem inländischen Ackerbau, der inländischen Viehzucht und Industrie unter Beschreibung aller damit zusammenhängenden Sitten und Gebräuche gewidmet. Der II. Band soll u. a. Sitten und Bräuche, Rechtswesen, Jagd und Fischerei, Gottesdienst, Heilkunde, Zeitrechnung, Sprache und Literatur behandeln.

Von dem in allen Fragen der Ethnographie bis ins kleinste Detail gehenden Inhalt des Werkes auch nur einiges hervorzuheben, müssen wir uns versagen; beispielsweise möchten wir nur anführen, daß die Textilindustrie unter Abbildung und Beschreibung aller einschlägigen Geräte genau erörtert wird. 18 Tafeln und eine Übersichtskarte (1 : 750.000) zieren das schön ausgestattete Werk.

L. Bouchal.

61.

Brown, A. R.: *The Andaman Islanders.* A study in social anthropology. Cambridge (University Press) 1922. XIV, 504 S., 8^0, 19 Tafeln, 2 Karten, 47 Textfiguren.

Der Verfasser, der unter Haddon und Rivers Ethnologie studiert hat, teilt im vorliegenden Werke die Ergebnisse seiner 1906—1908 auf den Andamanen ausgeführten Untersuchungen mit. Ein Versuch, vor allem das wenig bekannte Klein-Andaman zu erforschen, scheiterte an den Schwierigkeiten der Erlernung der Sprache in dem für das Eindringen in das Geistesleben der Eingebornen notwendigen Maße. Brown wandte sich daher wieder Groß-Andaman zu, über das vor allem die Arbeiten des Missionärs Man vorliegen, der speziell den Stamm der Aka Bea auf Süd-Andaman und Rutland Island genau kennen gelernt hat. Brown untersuchte besonders die Stämme der Aka Bale auf Süd-Andaman und Baratang Island und der A-Pučikwar in Ritchie's Archipel.

In mancher Hinsicht weichen die Erfahrungen des Verfassers von den sicher zuverlässigen Berichten Mans ab, der sich jedenfalls auf eine um Vielfaches längere Beobachtungsdauer berufen kann; vielleicht hat Verfasser doch bisweilen zuviel Vertrauen in die Unfehlbarkeit seiner eigenen Beobachtungen. Die Berichte Portmans sind nach ihm sprachlich unzuverläßlich.

Die heutige zu den Negrito gehörige Bevölkerung ist wahrscheinlich nach Aufhören der Landverbindung jedenfalls aber aus Unter-Birma (Arakan) eingewandert. Sie zerfällt kulturell und sprachlich

in zwei Hauptgruppen: Groß-Andaman, das sich wieder in eine Nordgruppe (Nord-Andaman) und eine Südgruppe (Mittel- und Süd-Andaman mit den anliegenden Inseln) teilt, und Klein-Andaman (mit Nord-Sentinel Island); zur letzteren Hauptgruppe gehören aber auch die Jarawa, die erst später von Klein-Andaman über Rutland Island nach Süd-Andaman eingewandert sind und dort neben den zur ersten Hauptgruppe gehörigen Aka Bea sitzen, streng von ihnen geschieden. Die Zahl der Eingebornen wird heute insgesamt auf weniger als 2000 geschätzt.

Vor dem Einsetzen der Entvölkerung der Inseln bestand die soziale Organisation in lose zu Stämmen vereinigten Lokalgruppen, die, aus mehreren Familien gebildet, etwa 40–50 Köpfe zählten. Klans gab es nicht. Innerhalb des Stammes herrschte grundsätzlich Spracheinheit. Die Lokalgruppe war Landeigentümer, Privateigentum gab es an Gebrauchsgegenständen (auch Booten, trotz der Mitarbeit anderer bei der Herstellung) und an Bäumen. Die Hütten waren Familienbesitz, und zwar auch dann, wenn bei Gemeinschaftshütten die Familie nur einen bestimmt abgegrenzten Teil innehatte; außer den stabilen Gemeinschaftshütten gab es je nach den wirtschaftlichen Erfordernissen halbpermanente Dörfer und Jagdlager (primitiver Laubschutz). Die Angelegenheiten der Gemeinde wurden durch die älteren Männer der Gruppe entschieden; eigentliche Häuptlinge gab es nach Brown (im Gegensatz zu Man) nicht. Es bestand auch kein klassifikatorisches Verwandtschaftssystem, ein Ehehindernis bestand nur zwischen Consanguinei. Verfasser geht auf alle diese Fragen der sozialen Organisation aufs genaueste ein und behandelt auch das Verhältnis der Lokalgruppen zueinander. In einem 2. Kapitel bespricht er die Bräuche bei Geburt, beim Eintritt der Reife und beim Tod, Narbenzeichen, zeitweise Speiseverbote und die Feste bei deren Aufhebung, Weinen, Schmuck und Bemalen, Tänze, Gesänge, Friedensschlußzeremonien u. dgl. Das 3. Kapitel behandelt religiöse und magische Anschauungen, die Deutung der kosmologischen Erscheinungen. Browns Ansicht weicht hinsichtlich der Deutung des Wesens *Puluga* (vgl. dazu die Auseinandersetzungen hierüber zwischen P. W. Schmidt, A. Lang und Brown in der Zeitschrift „Man" X, 1910, Nr. 2, 17, 30, 38, 47) von der Ansicht Man's ab, auch hinsichtlich des Jenseitsglaubens, den Man nach Browns Meinung allzu christlich darstellt.[1])

Im 5. und 6. Kapitel, die fast ein Drittel des Buches umfassen, gibt nun Brown eine eingehende Interpretation der Sitten, Gebräuche und des Glaubens nach ihrer Bedeutung in Beziehung auf das soziale Leben der Gemeinschaft. Eine Untersuchung des Ursprungs der Sitten und Gebräuche kann mangels unserer Kenntnis ihrer historischen Entwicklung zu keinem befriedigenden Ergebnis führen. Er bedient sich bei seiner Untersuchung einer neuen Arbeitshypothese, wonach jede Gesellschaft ein gewisses System von Empfindungen[2]) bei ihren Mitgliedern voraussetzt, durch welche das Vorgehen des Individuums entsprechend den Erfordernissen der Gesellschaft bestimmt wird.

Ebenso werden Mythen und Legenden aus der Erkenntnis der Eingebornen von den Funktionen des Lebens und der Natur in ihrem Zusammenhange mit dem sozialen Leben erklärt. Indem Brown unter Religion den Glauben an eine große moralische Macht in der Natur und eine organische Beziehung zwischen der Menschheit und dieser höheren Macht versteht, findet er, daß die Andamanesen religiösen Glauben und religiöse Bräuche haben; es sei aber eine strenge Scheidung zwischen Religion und Kunst, Moral, Spiel oder sozialen Zeremonien nicht möglich.

In einem Anhang gibt Brown eine eingehende Darstellung der technischen Kultur der Andamanesen, die ebenfalls die Zweiteilung in Groß- und Klein-Andaman erkennen läßt. Trotz ihrer Einwanderung in das Kulturgebiet der Groß-Andamangruppe sind die Jarawa doch von dieser Kultur nur wenig beeinflußt. Die Kultur von Nord-Sentinel Island ist noch zu wenig bekannt, der Bogenform wegen stellt sie Brown vorläufig zur Klein-Andamankultur. Im allgemeinen scheint die Groß-Andamankultur seit der Trennung der beiden Gruppen sich mehr verändert zu haben als die von Klein-Andaman. Die Töpferei, das Auslegerboot und andere Kulturgüter scheinen die Vorfahren der Andamanesen noch vor ihrer Trennung von einer anderen Rasse kennen gelernt zu haben; vielleicht von einem Zweig jenes Volkes, dem die Bewohner der Nikobaren angehören.

Ein sorgfältig zusammengestellter Index erhöht die Brauchbarkeit des vor allem durch seine methodischen Ausführungen bemerkenswerten Werkes.

L. Bouchal.

[1]) Nachdem diese Zeilen geschrieben waren, erschien im „Anthropos", XVI–XVII, S. 978, eine eingehende Würdigung der Brown'schen Ausführungen über die religiösen Verhältnisse der Andamanesen durch P. W. Schmidt.

[2]) sentiments, i. e. organised systems of emotional tendencies centred about some object.

62.

Gamio, Manuel: *Poblaciones regionales de la Republica Mexicana.* La Poblacion del Valle de Teotihuacan representativa de las que habitan las regiones rurales del distrito federal y de los estados de Hidalgo, Puebla, Mexico y Tlaxcala; Tomo I/Vol. 1: La Poblacion prehispanica. Tomo I/2: La Poblacion colonial. Tomo II: La Poblacion contemporanea (CLX+1448 S. Großoktav, mit 294 Tafeln und 221 Abb. im Texte).

Introduction, Synthesis and Conclusions of the Work The Population of the Valley of Teotihuacan by Manuel Gamio. (XCVIII Seiten Großaktav, mit 66 Tafeln.) Herausgegeben von der Secretaría de Agricultura y Fomento, Direccion de Antropologia. Druck der Direccion de Talleres Graficos de la Nation, Mexico 1922.

Unter der Leitung des Direktors Dr. Manuel Gamio gibt die Direktion der Abteilung für Anthropologie des Ministeriums für Ackerbau und Unterricht in Mexiko unter Mitarbeit einer Reihe namhafter Forscher, Ingenieure und Architekten groß angelegte und reich mit Tafeln in Farben- und Schwarzdruck, Karten, Plänen und Textabbildungen ausgestattete Monographien über die Bevölkerung der einzelnen Distrikte des Staates Mexiko heraus. Das vorliegende Werk, das über die Bevölkerung des nordöstlich der Hauptstadt gelegenen Tales von Teotihuacan handelt, umfaßt drei umfangreiche Bände, von denen je einer der Bevölkerung der vorspanischen, der kolonialen und der heutigen Zeit gewidmet ist. Auf eine längere Einleitung folgt ein geographischer Abschnitt von Ingenieur Ez. Ordoñez, ein weiterer über die Tier- und Pflanzenwelt der Gegend von Professor C. Conzatti, ein kürzerer über den physischen Typus der vorspanischen Bevölkerung des Tales, einer über die geistige Kultur derselben von Prof. Roque J. Ceballos Novelo; es folgt dann der wichtigste und interessanteste, daher auch durch seinen Umfang (S. 97—184) sich als Hauptteil des ersten Bandes abhebende Abschnitt über die alte Baukunst und Skulptur, verfaßt von Manuel Gamio, darauf ein Abschnitt über die kleinen Künste (Klein-Skulptur, Bearbeiter M. Gamio, Prof. M. Herrera; über Keramik u. a. bearbeitet von Carlos J. Betancourt, Roque J. Ceballos Novelo und José Maria Arreola); Kapitel V über Stratigraphie und Ausbreitung der Kultur von Ingenieur J. Reygadas Vertiz; Kapitel VI, von Liz. Ramon Mena bearbeitet, legt die Beziehungen der Zivilisation von Teotihuacan zu der aztekischen dar. In Kapitel VII behandelt Prof. R. J. Ceballos Novelo die Kultur der Bevölkerung in der nachteotihuacanischen oder Acolhua-Periode, das Schlußkapitel (Kapitel VIII) des ersten Bandes hat den namhaften deutschen Mexikanisten Hermann Beyer zum Verfasser und bespricht die Altertümer der nachteotihuacanischen und der aztekischen Zeit.

Der Band I/II befaßt sich ausschließlich mit der Bevölkerung des Tales während der spanischen Kolonialperiode. Geographische Daten diese Zeit betreffend, Dichte und Zusammensetzung der Bevölkerung, Sitten und Gebräuche, politische Geschichte, Religionsgeschichte, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Genealogie der Herren von Teotihuacan (Bearbeiter Prof. Ignacio B. del Castillo); Bilderhandschriften und Denkmäler in mexikanischer Sprache (von José Maria Arreola); Denkmäler der christlichen Baukunst bearbeitet von Architekt Igz. Marquina, die Kleinkünste, verfaßt von Prof. Antonio Cortés. Der vierte Teil dieses Buches behandelt die Bevölkerung des 19. Jahrhunderts. Prof. I. B. del Castillo steuert die geographischen Angaben bei, Lic. Alfonso Toro behandelt im folgenden Kapitel die Teilnahme der Talbevölkerung am Unabhängigkeitskriege; ein weiteres Kapitel von Lic. L. Mendieta y Nuñez stellt die kulturellen und staatlichen Verhältnisse der Einwohner im 19. Jahrhundert dar.

Der dritte Band behandelt die heutige Bevölkerung des Tales, Verkehrsmittel, Gesteine und Mineralien, bearbeitet von Ing. Henrique Diaz Lozano, die Steinbrüche des Tales, beschrieben von Ing. Pedro A. de Landero, die natürliche und künstliche Bewässerung des Tales von Ingenieur Jesús Oropesa, die Verbesserung der hydraulischen Bedingungen der Flüsse von Ing. P. Tapia, die Bedingungen für Bodenkultur (Ackerbau und Forstwesen) von Ing. Gonzalo Gonzalez, ein Verzeichnis der volkstümlichen und der wissenschaftlichen Namen der Nutz- und Waldbäume des Tales von Forsttechniker David Ferriz M. Lic. L. Mendieta y Nuñez bringt ein Kapitel mit tabellarischen Übersichten zur Volkszählung. Kapitel VII beschreibt die physischen und biologischen Lebensbedingungen der Einwohner unter Beigabe einer großen Anzahl anthropologischer Typenbilder und graphischer Darstellungen, bearbeitet von P. Siliceo Pauer und Dr. José Joaquin Izquierdo; darauf folgt ein Abschnitt über das ethnographische Material von Carlos Noriega Hope, über Folklore von Prof. Ceballos Novelo, ein Kapitel über Schulbildung und Erziehung von demselben

Gelehrten; ein Abschnitt über die wirtschaftliche Organisation der Pueblos des Tales vom L. Mendieta y Nuñez; das Agrarproblem in Mexiko von demselben bearbeitet; die zeitgenössische Baukunst von Architekt Ig. Marquina; eine linguistische Darstellung der mexikanischen Mundart von Teotihuacan mit einem Texte in phonetischer Umschrift und Übersetzung sowie einem reichhaltigen, mexikanisch-spanischen Wörterverzeichnis von P. Gonzalez Casanova; schließlich ein Kapitel über die einheimische Toponymie von J. M. Arreola.

Die archäologische Stadt Teotihuacan (der Name der Stadt bedeutet „Ort der Verehrer Gottes") lag in dem gut bewässerten gleichnamigen Tale, durch den erloschenen Vulkan Cerro Gordo vor den eisigen Nordwinden geschützt. Baumaterial wie vulkanischer Tuff u. a. war in unmittelbarer Nähe reichlich vorhanden und wurde z. B. in den natürlichen, jedoch schon in alter Zeit künstlich erweiterten Höhlen, den sogenannten „Grutas", gewonnen, welche heute den Teilnehmern an größeren Exkursionen als Speisesäle dienen. Im Nordosten des Tales bestanden große Obsidiansteinbrüche, welche das Rohmaterial für allerlei Waffen, wie Pfeilspitzen, Messer u. a., sowie für Schmuck lieferten. Die im Süden und Südwesten der Stadt gelegenen Seen von Texcoco, Xaltocan und Zumpango regelten die klimatischen Bedingungen der Gegend, boten überdies reichlich Gelegenheit zu Fischfang und zur Jagd auf Wasservögel und lieferten verschiedene Wasserpflanzen für den industriellen Gebrauch.

Die alte Stadt muß einen sehr beträchtlichen Umfang gehabt haben, da man Spuren von Bauwerken innerhalb einer Fläche von über 6 *km* Länge und 3 *km* Breite aufgedeckt hat. Den Hauptteil der Stadt bildete die heute durch einen Drahtzaun abgeschlossene archäologische Zone, welche einen Flächenraum von 200 *ha* bedeckt.

Als Baumaterial für die großen Bauten diente besonders der harte und gegen Feuchtigkeit undurchlässige vulkanische Tuff, der poröse Tezontli, für den Innenbau gewöhnlich an der Luft getrocknete Ziegel (nach einem spanischen Lehnworte aus dem Arabischen gewöhnlich „adobe" genannt) oder z. B. bei den Pyramiden Schuttwerk aus Stein und Lehm. Als Verkleidung derselben dienten dicke viereckige Platten, die entweder flach oder mit Skulpturen versehen und meist polychrom bemalt waren. Für Säulen und Innenbauten wurde Holz in verschwenderischer Weise gebraucht, wie man z. B. am Bau des Quetzalcouatl-Tempels sieht. Die Form der großen Bauten bekundet einen ausgebildeten Sinn der Erbauer für durchgängige strenge Symmetrie und einfache geometrische Form (Quadrat, Rechteck). Die Mauern waren durch Tore unterbrochen und häufig von Zinnen gekrönt. Ein reiches System von Abzugkanälen, bestehend in unterirdischen, mit Steinplatten bedeckten Röhren aus einheimischer Masse stand mit dem Hauptgraben, der die alte Stadt kreuzt, in Verbindung. Unter den Bauten sind die großen vierseitigen quadratischen oder rechteckigen Pyramiden oder Teocallis (Sonnen- und Mondpyramide und Pyramide des Gottes Quetzalcouatl), auf deren oberster Plattform in der Regel kleine Heiligtümer errichtet waren, ferner Tempel- und Wohnbauten für die Priester, die Paläste der Zivilbehörden und die Wohnungen des einfachen Volkes zu unterscheiden.

Die größte Pyramide ist die sogenannte Sonnenpyramide, eine abgestumpfte Stufenpyramide von quadratischer Form mit vier Terrassen oder Stockwerken und einem auf der obersten Plattform sich erhebenden Heiligtum. Die heutige Höhe der Pyramide beträgt 64 *m*, die Länge jeder Seite 215 *m*, der von ihr bedeckte Flächenraum somit 46225 m^2. Die einzelnen Maße waren einst etwas größer, da zur Zeit der Ausgrabung und Rekonstruktion im Jahre 1905 mehrere äußere Verkleidungen, jede von mehreren Metern Dicke, entfernt wurden.

Der Innenbau der Pyramide besteht aus getrockneten Luftziegeln. Die Sonnenpyramide ist auf drei Seiten, und zwar im Norden, Westen und Süden, von zusammenhängenden Plattformen umgeben, die von Gebäuden gekrönt sind. Die Bauten an der Nord- und Südseite sind völlig symmetrisch gebaut. An der Westseite der Pyramide erheben sich auf einem an der Totenstraße gelegenen großen Platze mit acht kleineren symmetrisch verteilten zweistöckigen Pyramidenbauten und einem kleineren Mittelbau unmittelbar an der Sonnenpyramide drei kleinere abgestumpfte Pyramidenvorbauten, von denen der mittlere eine dreistöckige abgestumpfte Pyramide von quadratischer Form bildet. Hinter den beiden kleineren Vorbauten führt zu beiden Seiten je eine Steintreppe zum ersten Absatze, eine breite Mitteltreppe weiter bis zum zweiten Absatze, wo wieder ein kleiner dreistufiger Bau errichtet ist, zu dessen beiden Seiten abermals je eine Treppe zum dritten und zur obersten Terrasse wieder eine Mitteltreppe emporführt.

Am Ende der von Süd nach Nord führenden Totenstraße, die in einen von einem Komplexe symmetrisch angeordneter kleinerer Bauten umgebenen geräumigen Tempelhof mündet, erhebt sich inmitten eines verwickelten Systems von Umgebungsbauten die sogenannte Mondpyramide mit der Aufgangstreppe gegen Süden. Sie hat eine Höhe von 42 *m* und bedeckt eine Grundfläche von 18.000 m^2. Diese Pyramide, welche nach der Richtung der Totenstraße zu schließen, die älteste in der ganzen archäologischen Zone zu sein scheint, ist noch wenig erforscht und nur in wenigen Teilen ihres

äußeren Baues aufgedeckt worden. An beiden Seiten der Totenstraße bedecken zahlreiche Erdhügel eine Anzahl alter Bauten, welche nach der Überlieferung des Volkes Gräber enthalten sollen, was den Namen „Straße der Toten" veranlaßte.

Die übrigen Bauten, mit Einschluß des Tempels des Regengottes Tlaloc und der fälschlich sogenannten Subterranneen, welche hier übergangen seien, verdient noch die große Pyramide des Gottes Quetzalcouatl, die sogenannte Zitadelle des Volksmundes, als die größte und interessanteste Erwähnung.

In einer Reihe mit der Sonnenpyramide und ihren Umgebungsbauten sowie dem südlich von ihr gelegenen Tempel des Wassergottes liegt, ebenfalls an der Ostseite der Totenstraße, von letzterem Bauwerke durch den San Juanfluß getrennt, das ausgedehnte Bautenviereck der sogenannten Zitadelle oder der Pyramide des Gottes Quetzalcouatl. Die bisherigen Ausgrabungen ließen einen quadratischen Grundriß des Ganzen erkennen, in dem sich ein großer ebener Hofraum mit gutem Pflaster ausbreitete, der von allen Seiten von einer drei Meter hohen Plattform umgeben ist. Auf der Westseite oder Vorderfront des Gebäudes erheben sich direkt über die Plattform vier Hügel, während die auf der Nord-, Ost- und Südseite gelegenen Hügel sich von einer zweiten, 4 *m* über der ersten errichteten Plattform erheben. Das Mittelquadrat wird in Nordsüdrichtung von einer schmäleren Plattform in zwei ungleiche Hofräume geteilt, einen vorderen, fast quadratischen und einen hinteren schmäleren, rechteckigen Hofraum mit etwas höher gelegenem Grunde. Auf der von Ost nach West laufenden Hauptsymmetrie-Achse erhoben sich die wichtigsten Bauten. Nördlich und südlich dieser Achse waren sämtliche Bauten des Komplexes in strengster Symmetrie zueinander angeordnet. Von den vier Hügeln auf der westlichen Plattform, die in einer Entfernung von 50 *m* voneinander symmetrisch gelegen sind, wurde einer bereits von Batres teilweise erforscht und ließ ein Fundament aus zwei Teilen erkennen Eine Stiege gewährte den Zugang zum oberen Teile, der sich durchschnittlich 3 *m* über die Fläche der erwähnten Plattform erhebt. Erhaltene Reste von Bemalung an den Mauern deuten an, daß die Mauerfelder mit Farben bemalt waren, unter denen ein roter Grundton vorherrschend war. Diese Bauten stammten aus der letzten Epoche von Teotihuacan. An der Nord- und Südseite erhebt sich 4 *m* über der Fläche der ersten Plattform eine etwa 80 *m* breite zweite, auf der wiederum je vier Schutthügel von kleinen Gebäuden in symmetrischen Abständen voneinander lagen. Von den unter ihnen begrabenen Bauten hat sich nur der Mauergrund erhalten. Die obere Plattform setzt sich auf der Ostseite fort und trägt drei ähnliche Hügel, von denen der mittlere genau auf der Hauptsymmetrie-Achse liegt. Auf dieser und dem Grunde des größeren Hofraumes stand der wichtigste Bau, heute ein Hügel von annähernd 70 *m* Länge und 17 *m* Höhe, der beide Hofräume voneinander trennte. An diesen Hügel angelehnt, stand ein zweiter an der Westseite. Die Mitte des größeren Hofraumes nahm ein Trümmerhügel ein, der offenbar einen schon lange zerstörten Bau mit zwei Absätzen und je einer Mitteltreppe auf allen vier Seiten andeutet. An den Innen- und Außenseiten der Plattform befanden sich Reste von Stufen oder hohen Treppen mit leuchtend weißem Grundpflaster. Von der Totenstraße gelangte man mittels einer breiten Mitteltreppe empor zu einer geräumigen Plattform, ebenso auf vier weiteren kleineren zu beiden Seiten der Haupttreppe symmetrisch verteilten Treppe zu den Terrassen mit den vier Gebäuden, von denen eines von Batres erforscht wurde. Nach dem Überschreiten der Breitseite der Plattform führte eine breite Mitteltreppe zu dem tiefer gelegenen großen Hofraume. Die rückwärtige, die beiden Höfe trennende Plattform stand in Verbindung mit zwei im Laufe der Zeit unter einem einzigen Hügel begrabenen, im Diagonalschnitt des Quadrates errichteten abgestumpften vierseitigen Pyramiden, einer kleineren vierstöckigen von 22 *m* Höhe und 25.000 m^2 Grundfläche und einer höheren ebensolchen auf deren oberster Plattform das eigentliche Heiligtum sich erhob. Jedes der vier Stockwerke der kleineren Pyramide zeigte ein rechteckiges Feld mit reicher Steinskulptur: von Meerschnecken umgebene Federschlangen, Sinnbildern des Gottes Quetzalcouatl, große mittels mächtiger Zapfen befestigte inkrustierte Schlangenköpfe, die aus Karniesen in Blumenform aus den rechteckigen Feldern hervorsehen. Die Enden der von verschiedenen Meerschnecken umgebenen gefiederten Schlangenkörper schließen mit den typischen Gliedern der Klappern von Klapperschlangen ab, während gegen die Mitte jedes Schlangenkörpers ein großer Kopf, wahrscheinlich ein Symbol des Regengottes Tlaloc angebaut ist. Auf den Rähmlingen der Treppe, die vom Grunde des Platzes zur oberen Plattform dieser Pyramide emporführt, ragen von Strecke zu Strecke inkrustierte Schlangenköpfe, jedoch ohne die gefiederten Schlangenkörper empor. Auf der oberen Plattform wurden sechs Gräber und sechs tiefe gepölzte Schächte mit großen Holzpfählen gefunden, welch letztere vermutlich bei der Errichtung der Pyramide als Stützen dienten. Dieser interessante Bau mit seiner gewaltigen Steinplattenverkleidung und den künstlerisch ausgeführten Skulpturen mit reicher Bemalung stammt aus der Blütezeit der Baukunst von Teotihuacan während der ersten Epoche. Erst während der Verfallszeit der alten Baukunst wurde gegen die West-

front dieser Pyramide eine zweite in Form und Stil im allgemeinen der früheren ähnliche Pyramide errichtet, deren Verkleidung jedoch nicht aus so sorgfältig behauenen großen Steinplatten, sondern aus mit Schlamm vermischtem Bruchsteinmauerwerk besteht, das nach außen hin mit geglättetem, rotbemaltem Mörtel bedeckt wurde. Auch in dieser zweiten Pyramide fanden sich noch Stützen und Deckbalken aus Holz vor.

Es würde zu weit führen und ist auch keineswegs meine Absicht, die reichen Altertumsfunde aller Art zu verzeichnen, die bei den früheren von D. Charnays, von Antonio Garcia Cubas von Leopoldo Batres sowie die bei den jüngsten unter der bewährten Leitung Manuel Gamios innerhalb der archäologischen Zone von Teotihuacan gemachten Ausgrabungen zutage gefördert wurden: vielmehr genügt ein bloßer Hinweis auf die von den Genannten und anderen Forschern wie, A. Peñafiel und Eduard Seler veröffentlichten Arbeiten, welche jetzt durch das monumentale, von der Direccion de Antropologia in Mexiko herausgegebene Werk in so umfassender Weise ihre Bereicherung und im gewissen Sinne abschließende Ergänzung gefunden haben.

Wer die Architektur und Skulptur des alten Teotihuacan, die stilvolle Ornamentik, die hochentwickelte Keramik in ihrer Formvollendung und ihrem Formenreichtum sowie andere von den Bewohnern dieses alten Kulturzentrums in mancher Hinsicht geradezu meisterhaft ausgebildeten Kunstzweige näher kennen lernen will, wird die obgenannten Arbeiten und vor allem diese neueste wertvolle Monographie nicht mehr entbehren können. Der amerikanische Altertumsforscher, wie auch der Freund altmexikanischer Kunst findet an Hand der zahlreichen Farben- und Schwarzdrucktafeln, die durch eine große Anzahl von Textabbildungen ergänzt werden, reichlich Gelegenheit zum Studium altmexikanischer Kunst. Die großen Bauwerke mit ihren teilweise noch erhaltenen polychrom bemalten Skulpturen und Fresken, die wir hier in Wort und Bild kennen lernen, geben uns eine genügend klare Vorstellung von der hohen Entwicklung altmexikanischer Baukunst, Bildnerei und anderer Kunstzweige während der ersten Epoche, der eigentlichen Blütezeit der alttoltekischen Pyramidenkultur. Die Frage nach dem Alter der Baukunst von Teotihuacan glaubt Gamio im Vergleiche mit der Entwicklung der Maya-Architektur dahin beantworten zu sollen, daß er jener ein höheres Alter zuerkennt. Abgesehen nun davon, daß es meines Erachtens heute noch kaum möglich und zum mindesten verfrüht ist, ein abschließendes und endgültiges Urteil über die Altersfrage zu gewinnen, bevor nicht die Ergebnisse der im Gange befindlichen Ausgrabungen in Mexiko überblickt werden können, scheinen einzelne Umstände eher für einen späteren Ansatz der Pyramidenbauten von Teotihuacan und ihre Gleichaltrigkeit mit der Blütezeit der Mayakultur zu sprechen. Wenigstens zeigt ein auf Tafel *L* der Introduktion unter *a* abgebildetes, in Teotihuacan ausgegrabenes Relief den reinsten Typus und Stil der klassischen Mayakunst, noch ohne das überwuchernde Beiwerk der späteren Zeit. Der charakteristische Mayastil dieses Reliefs, das freilich in Teotihuacan anscheinend ganz vereinzelt dasteht, dürfte darauf hindeuten, daß die Blütezeit der Kunst in Teotihuacan und im Mayagebiete nicht allzuweit voneinander abliegen dürfte. Derselben Meinung ist auch der gerade bei mir anwesende aus gezeichnete Kenner guatemalischer Altertümer E. B. Dieseldorff, der mir die auf dem Relief dargestellten Figuren als den großen guten Gott Tzultacá (der Maigott „E" der Mayahandschriften) und den vor ihm hockenden kleinen bösen Gott Mam (identisch mit dem Gotte „N" der Bilderhandschriften) deutet, über dem sich die Gestalt einer Schlange aufrichtet, deren Rachen wiederum den kleinen Mam verschlingt. Die am oberen Rande rechts und links angegebene Maya-Hieroglyphe „Anfang" bezieht sich nach Dieseldorff auf den Anfang eines neuen Zeitabschnittes, dessen Vertreter, der Schlangengott den schon recht klein gewordenen Vertreter der Schaltzeit (der šma ka ba kin, der fünf namenlosen, unheilvollen Schalttage) am Ende des Jahres verschlingt.

Sehr erwünscht gewesen wäre die Beigabe einer kurzen Legende und eines Maßstabes zu einzelnen Tafeln, besonders zu der von Architekt Marquina gezeichneten Tafel 12 des ersten Bandes, die einen Gesamtüberblick über die Bauten der archäologischen Stadt gibt, wie auch eine ausführlichere Beschreibung der einzelnen Wandmalereien, z. B. der im sogenannten „Tempel der Fresken". Der Referent vermißt besonders eine genauere Beschreibung des Freskengemäldes auf Tafel 32, in dem man allgemein die Darstellung eines stilisierten Uhus oder einer Ohreule zu sehen glaubt. Dieser Wandmalerei, die nicht bloß im Hinblick auf ihre Schönheit, sondern auch in kultur- und kunstgeschichtlicher Hinsicht von großer Bedeutung ist und aus diesem Grunde besondere Beachtung verdient, wird der Referent in dieser Zeitschrift in einem Aufsatze „Ein anziehendes Motiv altmexikanischer Kunst und seine Deutung" eingehend besprechen, auf den hier schon jetzt verwiesen sei.

In ebenso umfassender Weise wie das alte Teotihuacan vor dem Eindringen der Spanier ist in den beiden folgenden Bänden auch die Bevölkerung der spanischen Kolonialzeit und die heutige Bevölkerung des Tales, der Einfluß der Umgebung auf den Menschen wie auch die Umgestaltung der Landschaft durch ihn vor Augen geführt. In der kolonialen Periode Mexikos wurden außer einer übergroßen Anzahl katholischer Kirchen und großer Klöster, die den Stil der Kirchen im spanischen Mutterlande nachahmten, zuweilen aber auch unverkennbare Beeinflussung durch die altmexikanischen Bauten

zeigen, so daß sich im Laufe der Zeit ein eigener mexikanischer Kolonialstil entwickelte, fast gar keine größeren Bauten errichtet. Zum Bau dieser Kirchen und Klöster wurde die einheimische Indianerbevölkerung oft zwangsweise in so ausgiebigem Maße herangezogen, daß die hart geknechteten und durch Einhebung von Zehnten, Steuern und tausend anderen Abgaben gedrückten Indianer, deren Vorfahren jene prächtigen Paläste und Tempel errichtet hatten, die noch heute unsere Bewunderung hervorrufen, für sich selbst weder Zeit noch Kraft mehr erübrigen konnten, ordentliche Wohnungen für den eigenen Bedarf zu bauen, sich vielmehr mit dem Aufenthalt in elenden, finsteren, ungesunden Löchern, in feuchten Höhlen oder in Gras- und Laubhütten begnügen mußten. Von den im mexikanischen Kolonialstile gebauten Kirchen, die unter dem drückenden Joche, besonders der spanischen Augustinermönche mit dem Schweiße und Blute der Indianerbevölkerung gebaut wurden, ragt die von San Agostín Acolman durch ihre Pracht und Größe, die reichen Fresken an den Innenwänden und sonstige Kunstschätze hervor. Im 19. Jahrhundert geriet die Baukunst vollends in Verfall und zum Stillstande. Im Vergleich mit der hochentwickelten Baukunst der vorspanischen und der kolonialen Zeit wirken die elenden Behausungen eines großen Teiles der heutigen Bevölkerung verblüffend und geradezu beschämend. Der Verfasser erklärt, daß z. B. heute nicht weniger als 300 Menschen wie der Neandertalmensch in ganz unzulänglich als Wohnräume improvisierten ungesunden Höhlen leben.

Das mexikanische Ministerium für Ackerbau, öffentliche Arbeiten und Unterricht hat es sich nun u. a. in lobenswerter Weise zur Aufgabe gemacht, durch das Departement für Anthropologie die Lebensbedingungen dieser während der spanischen Kolonialzeit gänzlich verarmten und von der einstigen Kulturhöhe seiner Vorfahren jäh herabgestürzten Bevölkerung in jeder Weise zu verbessern und erzieherisch auf sie zu wirken. Wie viel wert- und verdienstvolle Kulturarbeit hier bereits geleistet wurde, verdient unsere Bewunderung in vollem Maße. Die Secretaría de Agricultura y Fomento hat u. a. die Altertümer und Kunstschätze dieses alten Kulturlandes unter ihren besonderen Schutz gestellt, neue Straßen, Brücken und Bahnen gebaut, eine Reihe von Regionalschulen eingerichtet, in denen die Indianerkinder auch praktischen Unterricht, z. B. im Brotbacken, in der Stroh- und Mattenflechterei, in der Anfertigung von Töpferwaren und noch anderem erhalten. Damit hat die mexikanische Regierung, welche beabsichtigt, auch die übrigen Distrikte des Landes wissenschaftlich zu erforschen und zugleich die durch Jahrhunderte geknechtete und verelendete Indianerbevölkerung allmählich wieder auf einen höheren Kulturzustand zu heben, eine in der ganzen Neuen Welt wohl einzig dastehende vorbildliche Kulturarbeit im Dienste edler Menschlichkeit geleistet, deren Segen nicht ausbleiben kann. Möge das in so großzügiger und musterhafter Weise in Angriff genommene, Wissenschaft und Kultur fördernde und seinesgleichen suchende Werk, das mit der Zeit alle wichtigeren Landschaften der Republik Mexiko einbeziehen will, in demselben Geiste fortgeführt werden, in dem es begonnen wurde.

Es wäre sehnlichst zu wünschen, daß die Wissenschaft vom Menschen auch in anderen Kulturstaaten der Welt aus ihrer bisherigen Aschenbrödelrolle erlöst würde und daß sich beide, Wissenschaft und Kulturleben, enger aneinanderschlössen, um gemeinsam desto leichter die kulturelle Hebung der Menschheit anzubahnen. Selbst unser verarmtes Österreich mit seinen großen und auserlesenen anthropologisch-ethnographischen und archäologischen Sammlungen in den Wiener Museen könnte dem von der mexikanischen Regierung gegebenen Beispiele folgen, wenn sich auch das einheimische Publikum des unabsehbaren ethischen und erzieherischen Wertes bewußt würde, den die Wissenschaft vom Menschen für die gesamte Gesittung und Bildung eines Volkes hat und wenn auch die österreichische Regierung allmählich zur Einsicht käme, daß eine erhöhte Pflege gerade dieser Wissenschaft eine der allerwichtigsten Notwendigkeiten zum Wiederaufbau des Staates und der Wiederherstellung seines alten Ansehens ist, sowie daß in ihr eine der reichsten Quellen künftigen Wohlstandes liegt. Wir können das mexikanische Ministerium für Ackerbau und Unterricht und besonders die Direktion seiner anthropologischen Abteilung mit Direktor Manuel Gamio an der Spitze zu ihren bisherigen Leistungen nur freudigst beglückwünschen und unserer uneingeschränkten aufrichtigen Bewunderung versichern.

Wien, im August 1923. *F. Röck.*

63.

Saville, Marshall H.: *Turquois mosaic art in ancient Mexico.* Museum of the American Indian, Heye foundation. Contributions, Vol. VI. Mit 40 Tafeln (davon zwei in Farbendruck) und 19 Abbildungen im Texte. XVIII, 110 S. Gr. 8. New-York 1922.

Das noch ziemlich neue Museum of the American Indian in New-York, eine großartige Schöpfung des für die Altertums- und Völkerkunde von Amerika begeisterten Mäcenas George Heye hat in der verhältnismäßig kurzen Dauer seines Bestehens alle anderen Sammlungen dieser Erde, welche Altertümer und ethnographische Gegenstände aus Amerika enthalten, weit überflügelt. Die Vereinigten

Staaten von Nordamerika, das einzige wirklich im modernen Sinne des Wortes hochzivilisierte Staatsgebilde in Amerika, zahlt damit eine alte Schuld heim, die sowohl die weißen Angehörigen britischen, wie auch jene romanischen Stammes — vornehmlich Spanier und Portugiesen — gegenüber den aboriginen Bewohnern dieses Doppelkontinentes auf sich geladen haben. Die ganz unglaublichen Räubereien und Verrätereien eines Pizzaro in Peru und eines Cortez in Mexiko sowie anderer Conquistadoren an den Bewohnern der alten einheimischen Kulturstaaten in Mexiko, Mittel- und Südamerika, die allmähliche Ausrottung der Indianer in den Vereinigten Staaten, in Kanada und an anderen Orten Amerikas, die namentlich in den ersten Zeiten von den eingedrungenen Weißen wie Wild gejagt und niedergemacht wurden, haben beinahe den Untergang des roten[1]) Menschen zur Folge gehabt Dieses an einer ganzen Menschenrasse, welche noch dazu so eigenartige Kulturen zu schaffen imstande war, begangene schreiende Unrecht kann heute einigermaßen dadurch gesühnt werden, daß man alles sammelt, was von diesen Menschen mit ihren eigenen originalen Kulturen herrührt, es sorgfältig konserviert und in guten wissenschaftlichen Veröffentlichungen der gebildeten Welt mitteilt, ob dies nun die toten Objekte, welche die Indianer früher gebraucht haben und heute noch gebrauchen, oder die eigenartige Psyche dieser Völker betrifft, deren Erforschung und Festlegung durch mehrere Jahrhunderte so arg vernachlässigt wurde. Die große und edle Aufgabe hat sich das Museum of the American Indian in New-York gestellt und der Name seines Schöpfers gehört dadurch in die erste Reihe wissenschaftlicher Philantropen, wie solche unsere Zeit nur wenige aufzuweisen hat.

Leider sind von den unermeßlichen Schätzen, welche nach der Eroberung und Zerstörung des alten Kulturstaates der Azteken in Mexiko sich der Nachwelt erhalten haben, nur außerordentlich wenige mehr vorhanden. Das gleiche gilt für die alten Kulturen der Mayas in Yucatan in Mittelamerika, von den Chibchas in Ecuador, den alten Peruanern, den alten Diagitas im nordwestlichen Argentinien und anderen, welche auf weniger hoher Kulturstufe gestanden sind. Fast überall hat die Gewaltsucht und Grausamkeit der Weißen in blindwütendem Fanatismus ihrer katholischen Geistlichkeit alles Erreichbare zerstört, was nur zu zerstören war. Namentlich taten sich die katholischen Erzbischöfe und Bischöfe hierin zuvor; sie feierten förmliche Autodafés mit den ihrer bornierten Meinung nach so scheußlichen und gefährlichen Götzenbildern, wobei alles andere auch vernichtet wurde. Sie haben sich dadurch mit unauslöschlicher Schmach und Schande bedeckt und ihre Namen verdienten es, der heutigen Kulturwelt auf einem Schandpfahle vorgeführt zu werden. Daß die von Spanien und Portugal zur „Eroberung" hingesandten Soldaten an Unintelligenz und Roheit diesen hohen geistlichen Würdenträgern durchaus nicht nachstanden, wird man nach dem Geiste der damaligen Zeit verständlich finden. So gingen unermeßliche und unschätzbare Kulturwerte endgültig und unwiederbringlich verloren, zum schwersten Schaden der Kulturgeschichte Amerikas.

Von all den zahllosen herrlichen und kostbaren Stücken, welche das alte Mexiko namentlich auf der Höhe seiner Macht hervorgebracht hat, ist uns, wie gesagt, nur ein winziger Bruchteil erhalten geblieben. Der Erste, der in frühester Zeit mit seinem für alle möglichen Kuriositäten geschulten Blicke dergleichen Dinge sammelte und konservierte, war der Gründer der reichen Ambraser Sammlung auf Schloß Ambras (richtiger Amras) in Tirol, Erzherzog Ferdinand von Tirol († 1595). Als ein jüngerer Verwandter des allmächtigen Kaisers Karl V. war es ihm nicht allzu schwer, durch diesen auch eine Anzahl der kostbaren Stücke für seine Sammlung zu erhalten, die als Geschenk des Kaisers Montezuma durch die Vermittlung von Ferdinand Cortez als Geschenke an den Kaiser nach Europa kamen. Wohl hat sich von den ehedem weit zahlreicheren Stücken heute nur ein Bruchteil erhalten, welcher aber jetzt den größten Schatz der ethnographischen Sammlung des naturhistorischen Staatsmuseums in Wien bildet. In der Stadt Mexiko selbst hat man in dem dortigen großen Nationalmuseum, das zumeist zufällige Funde und auch einige Ausgrabungen enthält, nur eine verschwindend geringe Anzahl von Stücken, welche sich aus dieser Zeit frei erhalten haben. Die Museen in Lima, Quito und La Plata enthalten ausschließlich nur zufällige Funde und Ausgrabungen.

Das Museum of the American Indian in New-York besitzt durch eine richtige Erfassung seiner wichtigen Aufgabe, freilich durch bedeutende materielle Mittel unterstützt, und bei dem außerordentlichen

[1]) Dieser Ausdruck ist hier nur ironisch gemeint, denn eine ausgesprochen rothäutige Menschenrasse hat es nie gegeben. Sie entstammte der meist sehr üppigen Phantasie von Abenteurern und Romanschreibern, welche die zu gewissen Festen versammelten und dann ihre Haut rot färbenden Indianer zu rothäutigen Menschen stempelten, was dann Jahrzehnte hindurch kritiklos nachgeplappert wurde. Wohl hat die Haut des Indianers mitunter einen Stich ins Rötliche und unterscheidet sich dadurch etwas von der einen gelblichen Stich aufweisenden Haut des Malaien, was einer verschiedenen Beschaffenheit der Haut dieser beiden Menschenrassen (ich anerkenne die Malaien nur als eine Subrasse) und ihrer verschiedenen Translucidität für die feinen Hautvenen zuzuschreiben sein dürfte. Immerhin ist dieser rötliche Stich bei den Indianern überaus schwach, so daß man von einer wirklichen roten Haut nicht ernstlich reden kann.

Eifer, mit dem es das Sammeln und Konservieren solcher Objekte betreibt, heute schon die weitaus größte und wichtigste Sammlung aus der Vorzeit und der Gegenwart der amerikanischen Eingeborenen. Es zählt heute schon über eine Million Nummern, die in einem großen, mustergültig eingerichteten Gebäude — gleichfalls eine hochherzige Stiftung seines Schöpfers George Heye — nicht nur aufbewahrt und dem Publikum zugänglich gemacht sind, sondern auch von einem geschulten Stabe wissenschaftlicher Mitarbeiter gründlich durchgearbeitet und veröffentlicht werden.

Das hier angezeigte Werk des an der Spitze dieses großartigen wissenschaftlichen Institutes stehenden Mannes, Marshall H. Saville, ist eine kostbare Frucht dieser bisher beispiellos dastehenden wissenschaftlichen Tätigkeit. Es behandelt eine Anzahl der wertvollsten und kostbarsten Stücke, welche sich aus der Vorzeit Mexikos in den verschiedenen Museen erhalten haben und welche alle die ehedem in Mexiko so hochstehende Kunst der mit feinen Türkisplättchen eingelegten Gegenstände umfaßt. In selten energischer Weise hat Saville alle die in den verschiedensten Museen und Sammlungen enthaltenen Stücke dieser Art zusammengesucht und sich von ihnen gute Abbildungen verschafft. Nach historischer Durcharbeitung des ganzen umfangreichen Stoffes war er in der Lage, dem XX. Internationalen Amerikanisten-Kongresse, der vom 20. bis 30. August 1922 in Rio de Janeiro tagte, das fertige Werk als eine tiefgründige und wichtige Studie vorzulegen. Referent hatte damals Gelegenheit, diesem Kongresse beizuwohnen und steht nicht an, diesen Vortrag Savilles als einen der bedeutendsten und interessantesten, die damals gehalten wurden, zu bezeichnen. Wir staunen bei dem Betrachten dieses Werkes mit seinen herrlich ausgeführten Tafeln über die mit Türkis eingelegten Helme, Masken, Schilde, Holzscheiben, Ohrpflöcke, Tier- und Götter-Figuren, Messergriffe und Menschenknochen, die als Musikinstrumente verwendet wurden. Überall sehen wir zumeist auf einer Unterlage aus Holz in eine dunkle Harzmasse die überaus feinen und dünnen, oft verschiedenfarbigen Türkisplättchen eingebettet, welche verschiedene Tier-, Menschen- und Götterfiguren sowie Ornamente zur Darstellung bringen. Diese bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für den gelehrten Amerikanisten, der nur immer bedauert, daß diese subtile Kunst im heutigen Mexiko ausgestorben ist. Auf prächtigen Farbentafeln und vorzüglichen Lichtdrucken werden alle diese Stücke vorgeführt und eingehend besprochen; die Geschichte und Entdeckung eines jeden Stückes wird, so weit bekannt, eingehend besprochen und kritisch beleuchtet und die Wichtigkeit und Bedeutung jedes einzelnen für die Altertumskunde Amerikas ins rechte Licht gesetzt. In gründlicher, aber doch ungemein anregender Weise weiß der Verfasser den wißbegierigen Leser bis zum Schlusse zu fesseln, welche Darstellung in diesem nur das tiefe Bedauern wachruft, wieso es möglich war, daß noch kostbarere Stücke in blindwütendem Fanatismus zerstört werden konnten. Insofern ist diese Studie ein Kulturdenkmal ersten Ranges und wir zollen dem gelehrten Verfasser innigsten Dank dafür, daß er sie uns in einer so schönen Form vorgeführt hat.

Möge die großartige Stiftung des wiederholt genannten Museums ihr großes und edles Werk weiter ausbauen und auf dem so verheißungsvollen Wege unaufhaltsam fortschreiten zum Heile der Wissenschaft und als ein gutes Beispiel für den Kulturgang des ganzen Menschengeschlechtes.

Franz Heger.

64.

Nordenskiöld Erland: *Comparative ethnographical studies. 4. The copper and bronze ages in South America.* With two appendixes by Axel Hultgren. Mit zwei Kärtchen und 66 Figuren im Text. Göteborg 1921. VIII, 196 SS.

In dieser für die Jetztzeit erschöpfenden Studie hat der gelehrte Verfasser alles das zusammengestellt und kritisch durchgearbeitet, was man heute über die Kupferzeit und über die Bronzezeit Südamerikas weiß. Mit der peinlichsten Genauigkeit, welche überhaupt alle seine wissenschaftlichen Arbeiten auszeichnet, sind alle die verschiedenen Quellen durchgeprüft, so daß man ein klares Bild über das gegenseitige Verhältnis der Kupferobjekte zu den aus der Kupfer-Zinnlegierung Bronze bestehenden Artefakten erhält. Dabei faßt der Verfasser unter dem Begriffe „Bronze" alle jene Metallgegenstände zusammen, welche zum Kupfer mindestens eine Beimischung von $^1/_2\,\%$ Zinn und darüber haben. Angenommen wird hiebei, daß hier eine wirklich beabsichtigte Legierung erzeugt wurde. Die Bronzezeitfrage ist daher auch für Südamerika eine Kulturfrage. Sie ist zusammen mit der Frage nach einer reinen Kupferzeit auch für diesen Kontinent eine Frage von der höchsten und einschneidendsten Bedeutung für die Kulturfolge und Kulturentwicklung der Völker desselben. Dabei betont der Verfasser ausdrücklich, daß nach seinen Erfahrungen und eingehenden Untersuchungen überall in Südamerika der Bronzezeit eine reine Kupferzeit vorangegangen war. Durch die vergleichende Betrachtung dieser Frage mit den bezüglichen Verhältnissen in den anderen Kontinenten wird sie zu einer der ersten Fragen der allgemeinen Weltkultur gestempelt.

Die größte Ausdehnung des altperuanischen Reiches und der durch seine Bewohner erzeugten Kulturbeeinflussung kann man im mittleren Teile des westlichen Südamerikas mit höchstens $^1/_8$ der Fläche des gesamten Kontinentes annehmen. Nur auf diesem verhältnismäßig beschränkten Gebiete kann von einer alten einheimischen Metallzeit die Rede sein, während in dem weitaus größeren anderen Teile von Südamerika dessen Völkern Metalle überhaupt ganz unbekannt waren. Die ganze Untersuchung beschränkt sich daher auf einen verhältnismäßig schmalen Streifen von der Westküste an landeinwärts, der von Columbien im Norden bis nach Chile im Süden zieht und der nur im mittleren Teile in der Gegend von Cuzco und des Titicacasees eine etwas größere Breite erreicht, der daher durch seine vorwiegende Längenausdehnung von Norden nach Süden ausgezeichnet ist. In diesem ganzen Gebiete ist aber die Entwicklung der Metallkultur durchaus nicht einheitlich erfolgt, sondern Nordenskiöld findet nach eingehenden Untersuchungen, daß im nördlichen Abschnitte dieses Gebietes, namentlich in Ecuador, die reinen Kupfergegenstände weitaus überwiegen, während im Süden, in Argentinien und in Chile, dies bei den Artefakten aus Bronze der Fall ist. In Peru und in Bolivien, welche zwischen den beiden vorigen Gebieten in der Mitte stehen, halten sich der Zahl nach die aus alter Zeit stammenden Kupfer- und Bronzegegenstände so ziemlich das Gleichgewicht.

Nordenskiöld hat eine genaue Liste aller der bisher gemachten chemischen Analysen altamerikanischer Metallgegenstände zusammengestellt. Dieselbe umfaßt im ganzen 506 Stücke, welche sich folgendermaßen verteilen:

1. Reines Kupfer:		
a) Ecuador	132 Stück	220 Stück.
b) Küste von Peru	71 „	
c) Inland von Peru und Hochland von Bolivien	11 „	
d) Argentinien	5 „	
e) Chile	1 „	
2. Kupfer mit Spuren von Zinn:		
a) Ecuador	0 Stück	25 Stück.
b) Küste von Peru	15 „	
c) Inland von Peru und Hochland von Bolivien	5 „	
d) Argentinien	5 „	
e) Chile	0 „	
3. Bronze:		
a) Ecuador	23 Stück	261 Stück
b) Küste von Peru	22 „	
c) Inland von Peru und Hochland von Bolivien	157 „	
d) Argentinien	50 „	
e) Chile	9 „	
	Gesamtsumme:	506 Stück.

Die Frage, warum im Norden unter den alten Metallartefakten mehr Kupfer, im Süden dagegen mehr Bronze vorwaltet, mag mit dem Umstande zusammenhängen, daß der Norden nirgends natürliche Lager von Zinnerzen aufzuweisen hat, während reines Kupfer vorkommt. Die reichen Lager an Zinnerzen in Argentinien und in Chile gestatteten schon in der präkolumbischen Zeit die Herstellung einer Kupfer-Bronzelegierung.

In der bisherigen Literatur finden wir Fingerzeige darüber, daß gewisse Typen von Gegenständen aus Kupfer und aus Bronze in Südamerika jünger sind als die anderen sowie die Vermutung, daß dem Bronzezeitalter in Südamerika eine reine Kupferzeit vorangegangen ist, welche hier unmittelbar auf die Steinzeit folgte. Letztere ist heute noch bei den verschiedenen Indianerstämmen, namentlich des Ostens, des Zentrums und des Südens vorhanden. Für die gebirgigen Teile des Westens ist die letztere mit ganz geringen Ausnahmen, welche unter die Kategorie der Überlebsel fallen, schon seit längeren Jahrhunderten durch eine Metallzeit ersetzt worden. Das Zentrum dieser Metallperiode befindet sich in der weiteren Umgebung des Titicacasees, dem später das allmählich sich immer mehr ausdehnende Kulturreich der Inca folgte, welches auch alle Teile des Westens vielleicht mit einziger Ausnahme des nördlichsten Gebietes (Columbien) sowie des südlichsten Teiles von Chile und Argentinien (Patagonien und Feuerland) umfaßte.

Es sei hier nur ganz kurz auf die einzelnen Kapitel dieses inhaltreichen Werkes hingewiesen, woraus zu ersehen sein wird, wie gründlich der Verfasser die vorliegenden schwierigen Fragen zu lösen versuchte.

Kapitel I. Handelt von jenen Kupfergegenständen, welche nach dem Zeugnis der alten Autoren aus den Zeiten der Conquista im Reiche der Inca im Gebrauche waren. Es werden genau die einzelnen Formen durchgegangen, wobei nur die Schwierigkeit auftritt, daß die alten Autoren nicht immer einen genauen Unterschied zwischen Kupfer und Bronze zu machen verstanden, wie dies damals bei der Unkenntnis chemischer Analysen auch begreiflich war.

Kapitel II. Es werden die auf alten Töpfereien, Textilien und Gegenständen aus anderem Material dargestellten Gegenstände aus Kupfer einer eingehenden Besprechung unterzogen. Auch hier stößt der Verfasser auf die im ersten Kapitel besonders hervorgehobene Schwierigkeit in der Beurteilung jener Objekte, welche aus reinem Kupfer hergestellt worden waren.

Kapitel III. Hier wird über jene Gegenstände aus Kupfer gehandelt, deren genaues Alter aus den Fundumständen sich ergeben hat. Berechtigt ist bei dieser eingehenden Untersuchung die Klage des Verfassers, daß bei den meisten der hier in Betracht kommenden Altertumsfunden auf eine genaue Konstatierung der näheren, für die Beurteilung des ganzen Fundes so wichtigen Fundumstände nicht geachtet wurde. Aus einer sorgfältigen Sortierung der einzelnen Funde schält Nordenskiöld geschickt die lokalen Typen heraus, welche Untersuchung im Kapitel IV durchgeführt wird, und gelangt dann im Kapitel V zu einer genauestens durchgeführten Typologie der einzelnen Formen, in welchen die alten südamerikanischen Metallgegenstände auftreten.

Im Kapitel VI wird eingehend über das Kupfer- und das Bronze-Zeitalter gehandelt, über welche Fragen wir uns schon in der Einleitung kurz geäußert haben.

Eine interessante, aber nicht leicht zu beantwortende Frage wird im Kapitel VII aufgeworfen, nämlich: Warum Zinn mit Kupfer eigentlich gemischt wurde? Für Südamerika gilt nur in sehr beschränktem Maße die in anderen Kupfer-Bronzegebieten gemachte Beobachtung, daß durch Beimischung von Zinn zum Kupfer die dann daraus verfertigten Gegenstände wesentlich an Härte gewinnen. Das ist daher sehr wichtig für alle Werkzeuge und Waffen, obwohl man bei Kupfer eine bedeutende Härtung der zur direkten Arbeit bestimmten Teile durch anhaltendes und starkes Hämmern und Klopfen erzielen kann. In Südamerika findet man sehr häufig, namentlich im Süden, die Ziergegenstände aus Bronze, dagegen die direkten Arbeitsgegenstände aus Kupfer verfertigt, was dieser Erfahrung direkt widerspricht Der Verfasser kommt zu der Überzeugung, daß in Südamerika der Zusatz von Zinn zum Kupfer nicht nach einem streng perzentuellen Verhältnis, wie solches bei der klassischen Bronze der Fall war, erfolgte, sondern dieses Verhältnis mehr dem Zufall und der Willkür überlassen blieb. Auch hier kommt die allen Bronzegießern bekannte Erfahrung zur Frage, daß diese Legierung bei wiederholtem Umschmelzen immer mehr an Zinn verliert, das betreffende Objekt daher immer zinnärmer wird.

Kapitel VIII behandelt die Standardization (mit einem deutschen Worte müßte man hier „Festlegung" sagen) von Bronzen in der Incazeit. Der Verfasser weist nach, daß auch im älteren Incareiche die Verhältnisse zwischen Kupfer und Bronze nicht überall gleich lagen, daß sich aber später bei der größeren Ausdehnung dieses Reiches und dem Wachsen seines Kultureinflusses nach außen eine Herrschaft der reinen Bronze geltend machte, welche auch jene Formen von Gegenständen beeinflußt hat, die ursprünglich nur aus reinem Kupfer verfertigt worden waren. Die Zusammenfassung dieses Kapitels schließt mit folgenden zwei Feststellungen: 1. daß das heute vorliegende Material zur genauen Beurteilung dieser Frage durchaus ungenügend ist und 2. daß die bisher gemachten Funde viel zu unvollkommen und wenig sorgfältig gesammelt wurden. Aus diesem Grunde wissen wir daher über diese Frage heute noch ziemlich wenig.

Im Kapitel IX wird die wichtige Frage behandelt: Woher kamen die Kupfer- und die Zinnerze und wo wurden die Kupfer- und die Bronzegegenstände gemacht? Eine Frage, welche wir schon in der Einleitung kurz gestreift haben

Kapitel X erörtert die Frage der Entstehung des südamerikanischen Kupfer- und Bronzezeitalters und der südamerikanischen Steinzeit. Diese Frage wird hauptsächlich durch eine genaue Analyse der betreffenden Formen eingehend geprüft und erörtert.

Das die europäischen Prähistoriker wohl am meisten interessierende Kapitel XI handelt über das Bronzezeitalter in der Alten und in der Neuen Welt. Auch diese Frage wird an der Hand der einzelnen Formen genau erörtert, namentlich an den Metallsachen, welche nach Flinders Petrie als direkte Kopien der südamerikanischen Steinäxte zu gelten haben. Auch weist dieser Forscher eine parallele Entwicklung gewisser Formen nach, namentlich an gewissen Steinaxtformen aus Südamerika und aus Altägypten, ferner aus China usw.

Zum Schluß folgt ein Kapitel mit dem Verzeichnisse der durch Nordenskiöld veranlaßten Analysen, dann die vom Chemiker Axel Hultgren ausgeführten Analysen. Auch dieses Kapitel schließt mit dem Wunsche, daß hierin in Zukunft fleißiger gearbeitet werden möge, da die bisher vorgenommenen

genauen Analysen südamerikanischer Altertümer aus Metall viel zu lückenhaft und gering seien, um eine genaue Übersicht zu ermöglichen.

Eine eingehende Bibliographie beschließt endlich das inhaltsreiche und wichtige Werk. Zum besseren Verständnis der einzelnen erörterten Fragen sind kleine Kärtchen beigegeben, welche die Verbreitung und Zahl der von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu beurteilenden Formen, sowie die sich daraus ergebenden Fragen klar veranschaulichen, eine Methode, welche in die Ethnologie erst durch Erland Nordenskiöld in so erfolgreicher Weise eingeführt wurde.

Alles in allem ein höchst bedeutendes Werk, das sich würdig seinen Vorgängern anschließt und von dem wir nur wünschen, daß ihm noch eine Reihe von ähnlichen folgen mögen. *Franz Heger.*

65.

Nordenskiöld Erland: *Comparative ethnographical studies. 5. Deductions suggested by the geographical distribution of some post-columbian words used by the Indians of S. America.* Mit 10 Kärtchen. XVI, 176 S. Göteborg 1922.

Die vorliegende Nummer 5 dieser vergleichenden ethnographischen Studien, von welchen bisher die Nummer 3 noch nicht erschienen ist, während die ersten zwei seinerzeit hier angezeigt wurden, enthält in weiterer Folge die durch den bekannten Südamerikaforscher mit eiserner Energie und Ausdauer, die durch seine nahezu erschöpfende Sachkenntnis gestützt werden, betriebene systematische Erforschung der südamerikanischen Indianer der Vorzeit und der Gegenwart sowie deren Kultur. In streng logischer Weise reiht er einen Baustein neben und auf den anderen, aus denen der wohlgefügte und stolze Bau einer südamerikanischen Ethnologie erwachsen soll. Zuerst die beiden ersten Bände, in welchen er, der erfahrene Südamerikareisende und Forscher, seine auf vier ausgedehnten Reisen im Chacogebiete Argentiniens und Boliviens, ferner in den nördlich und westlich daranstoßenden Gebirgsländern des Hochplateaus von Bolivien und in den Ebenen des östlichsten Brasilien sowie des südöstlichsten Peru gemachten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen über die dort lebenden Indianer, sowie die vorkommenden alten Kulturreste in mustergültiger Weise zum Aufbau einer südamerikanischen Altertums- und Völkerkunde verwendet hat, welche noch durch einige Spezialwerke, welche er zwischendurch herausgab, ergänzt werden.

In dem vorliegenden Werke greift er die Bedeutung einiger charakteristischer südamerikanischer nachkolumbischer Wörter heraus, wie sie heute noch bei den verschiedenen Indianerstämmen im Gebrauche sind. Die Zahl dieser Worte ist gering und diese selbst sorgfältig ausgewählt; sie betreffen das Haushuhn, das Pferd, das Rind, die Banane, das Eisen, die Feuerwaffen und die Schere. In höchst geistvoller, durch die von ihm eingeführte kartographische Methode unterstützten Deduktionen sucht er den Nachweis zu führen, wie die genannten Tiere, Pflanzen und Gebrauchsgegenstände von außen her aus einem ganz fremden Kulturgebiete (Europa, Asien usw.) in nachkolumbischer Zeit eingeführten Kulturelemente allmählich Aufnahme in die aboriginen Kulturen der südamerikanischen Natur- und Kulturvölker fanden. Mit Sicherheit zeigt er uns den Weg, den jedes dieser Elemente genommen hat. Besonders überraschend ist der Nachweis, daß die alten Kulturvölker des Westens von Südamerika verschiedene dieser Kulturelemente nicht direkt durch die Europäer nach der Conquista erhalten haben, sondern daß manche derselben durch die Vermittlung der primitiven Indianer allmählich von Osten und Südosten, aber auch aus dem Nordosten dieses Kontinents zu ihnen eingedrungen sind und dann dort Verbreitung gefunden haben. Man muß diese gedankentiefen Schlußfolgerungen an der Hand des Werkes studieren, um zu erkennen, mit welch vollendeter Meisterschaft, die geradezu unsere Bewunderung erregt, hier der gelehrte Verfasser das ihm so wohlbekannte Instrument der südamerikanischen Kultur- und Völkerkunde handhabt. Dazu reichen die noch so reichen Sachkenntnisse eines Stubenethnographen nicht aus, der in seiner Studierstube wohl die interessantesten und gewagtesten Theorien auszusinnen vermag, der aber bei seiner Unkenntnis des wirklichen Lebens nie aus sich selbst auf solche Themen und Methoden verfallen kann, wie sie der praktische, im Felde arbeitende Ethnograph, der noch dazu die gesamte Literatur über das ganze Gebiet in seltener Vollständigkeit umfaßt, mit seinem geschulten Auge zu sehen vermag. Nur ein Erland Nordenskiöld kann heute die doch so schwere Aufgabe des Aufbaues einer allumfassenden, vergleichenden Ethnographie Südamerikas mit Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen und durchführen In welcher sachgemäßen und geistvollen Form, die noch dazu ungemein präzis ist, er dies tut, zeigt uns das vorliegende Werk, welches wie seine Vorgänger bestimmt ist, die ganz neuen Methoden Nordenskiölds zu berechtigtem Ansehen zu bringen.

Den vorhergehenden Ausführungen über einige der wichtigsten und interessantesten Wörter von Tieren, Pflanzen und Gebrauchsgegenständen, welche sicher aus der alten Welt in nachkolumbischer

Zeit in Südamerika eingedrungen sind, schließt der Verfasser in einem zweiten großen Abschnitte einige Kulturelemente und deren Benennung an, welche nur teilweise den oben gestellten Anforderungen entsprechen. Es sind dies: Europäische Eisenmesser, Nadeln und Fischangeln, gleichfalls aus Eisen. Alle drei Objekte, allerdings aus anderem Material, waren bei den Indianern in vorkolumbischer Zeit im Gebrauche; wie sie diese durch das neue, ihnen früher unbekannte vorzügliche Material, das Eisen, allmählich umzugestalten wußten, das zeigt uns der Verfasser in seinen scharfen und geistvollen Ausführungen Die beigefügten zehn kleinen Kärtchen zeigen uns in höchst klarer und anschaulicher Weise die Richtigkeit und Exaktheit der von Nordenskiöld dargelegten Ausführungen und Schlüsse.

Mit großer Spannung sehen wir den weiteren Werken dieser Serie entgegen, welche bestimmt sind, eine neue Ära in der Erforschung der südamerikanischen Kultur- und Völkerkunde anzubahnen.

Franz Heger.

66.

Uhle, Dr. Max: *Las Ruinas de Tomebamba.* Conferencia leída en el Centro de Estudios Históricos y Geográficos del Azuay (12 S. Folio, mit 6 Tafeln und 11 Plänen). Quito 1923.

In dieser neuesten Arbeit veröffentlicht der hervorragende, um die archäologische Erforschung der alten südamerikanischen Indianerkulturen hochverdiente deutsche Gelehrte seine im Centro de Estudios Históricos y Geográficos del Azuay in Cuenca gelesene Abhandlung über seine jüngsten, in großem Stile durchgeführten Ausgrabungen auf der in unmittelbarer Nachbarschaft der heutigen Stadt Cuenca in der Provinz Azuay, Ecuador, gelegenen Ruinenstätte von Tomebamba oder wie es in alter Zeit hieß: Tumipampa. Es war die bedeutendste und größte Stadt im Gebiete der Cañari-Indianer und wurde etwa 70 Jahre nach dem ersten Eindringen der Inka in dieses Land unter der Regierung des letzten Inkaherrschers Huaina Capac (1470–1525 n. Chr.) erbaut. Die für den Durchzug der Inkaheere wichtige Lage der Stadt am Kreuzungspunkte dreier großer Heerstraßen hatte zur Folge, daß hier gleichsam ein zweites Cuzco erstand, dessen riesige Tempel und Paläste schon die Chronisten aus der Zeit der Conquista hervorhoben und beschrieben. Der Bedeutung der Stadt entspricht auch der Umstand, daß eine Reihe von Orten ihrer Umgebung gleiche Namen wie solche um die peruanische Hauptstadt Cuzco trugen. Obwohl die Ruinen der gewaltigen Inkabauten der Stadt Tumipampa in neuerer Zeit lange als Steinbrüche zur bequemen Beschaffung und Gewinnung von Bausteinen für die benachbarte Stadt Cuenca dienen mußten, bieten die mit aller Sorgfalt unternommenen Ausgrabungen Uhles, wenngleich sie erst im Anfangsstadium stehen, schon jetzt reiche Aufklärung über jenes alte Kulturzentrum und geben Kunde von dem überragenden Einflusse und der politischen wie strategischen Macht der Inkaherrscher in diesen Landstrichen Ecuadors.

Nach den Forschungen und den Ergebnissen der Ausgrabungen Uhles lag die alte Stadt auf einer ausgedehnten, nach Süden steil gegen den Fluß von Tomebamba abfallenden Hochfläche. Das Zentrum der alten Stadt war von einem großen unregelmäßigen Platze eingenommen, an dessen Nordseite der umfangreiche Tempel des Gottes Huiracocha, des Hauptgottes von Cuzco, angrenzte. Ihm gegenüber, in der Südostecke, erhob sich an der gegen feindliche Angriffe durch den Steilabfall nach Süden am meisten geschützten Spitze der von den alten Chronisten als ungemein reich und prächtig beschriebene Palast des letzten Inka, den dieser während seines kurzen Aufenthaltes gelegentlich der Heimreise von seinen Kriegszügen nach Norden bewohnte. Eine eingehendere Beschreibung von Tumipampa soll gegeben werden, sobald die Ausgrabungen weiter vorgeschritten sein werden.

Von archäologischen Fundgegenständen seien erwähnt: durchlochte Steinwerkzeuge, morgensternartige Keulenköpfe aus Stein vom Typus der altperuanischen Keulen der Inkazeit, Steinbeile von der für Südamerika typischen Form der Doppelschulteraxt vom Typus der „T-shaped axe“ ohne Durchlochung, die unverkennbar nach dem Muster gleichgeformter altperuanischer Kupferbeile gearbeitet waren.[1]) Die zahllos gefundenen Scherben von Tongefäßen deuten auf eine große Mannigfaltigkeit der Form im einzelnen und auf eine entwickelte Keramik im allgemeinen. Teller und Schalen mit reicher Bemalung, meist geometrischen Mustern, zeigen teils den typischen Inkastil, teils eine Mischung dieses mit dem einheimischen Ornamentstile, dessen Motive zuweilen an Motive der bemalten neolithischen Keramik erinnern. Tongefäße in Teller- und Topfform vom Typus der einheimischen Dreifußgefäße, Bruchstücke von flaschenförmigen Pfeifgefäßen mit aufsitzendem Vogelkopfe vom Typus der bekannten schwarzen Chimú-Ware, Instrumente aus Ton geformt in Pilzform zum Gebrauche bei Töpferarbeiten u. a.

[1]) Vgl. ähnliche Formen bei *Erland Nordenskiöld*, The Copper and Bronze Ages in South America.

Wir wünschen unserem berühmten deutschen Landsmanne, dem rastlos tätigen, hochverdienten Gelehrten und Forscher abermals recht viele große Erfolge bei seinen weiteren Ausgrabungen und werden nicht unterlassen, von Fall zu Fall über die neuen Entdeckungen und Forschungen Uhles in dieser Zeitschrift zu berichten.

Zum Schlusse dieses kurzen vorläufigen Literaturberichtes möchte ich noch der freudigen Genugtuung Ausdruck verleihen, die mich beim Lesen der Einführungsrede des Doktor Don Remigio Crespo Toral erfüllte über die begeisterte Anerkennung, die aufrichtige Bewunderung und dankbare Gesinnung, die er der deutschen Wissenschaft und ihren für die wissenschaftliche Erforschung und kulturelle Erschließung seines Landes verdienten Männern zollt. Unter ihnen hebt er die Namen: Alexander von Humboldt, Adolf Bastian, W. Reiß, O. Kolberg, Theodor Wolf, A. Stübel und Max Uhle besonders rühmend hervor. Don Toral erklärt, die jetzige Generation dürfe nicht vorübergehen, ohne daß dem größten deutschen Forscher Alexander von Humboldt in der Stadt Cuenca, wo er längere Zeit gewohnt habe, zum dauernden Andenken an dieses unumstrittene menschliche Genie, das Wissenschaft und Poesie in harmonischer Weise zu verbrüdern wußte, ein Denkstein errichtet werde. Möge deutsche Wissenschaft im fernen Ecuador auch in Zukunft hochgeschätzt werden und mächtig mit beitragen zur wissenschaftlichen Erschließung, zu weiterem kulturellen Aufstiege und zum Wohle dieses an Naturschönheiten so reichen, mächtig aufblühenden Landes!

Wien, September 1923. *Fr. Röck.*

67.

Beyer, Hermann: *El llamado „Calendario Azteca“*. Descripción y interpretación del cuauhxicalli de la „Casa de las Aguilas“. Mexiko, Verband deutscher Reichsangehöriger (Liga de Cindananos Alemanes) 1921. (126 und X Seiten, gr. 8°, mit 1 Tafel und 250 Abb. im Texte.)

Aus Anlaß der mexikanischen Jahrhundertfeier hat die deutsche Kolonie in Mexiko dem mexikanischen Volke eine Gabe gewidmet, die ein sprechender Zeuge für das lebendige Interesse ist, welches das deutsche Volk an dem Aufblühen dieses Staates und seiner alten Hochkultur von jeher genommen hat. Um dies sinnfällig zum Ausdrucke zu bringen, war in der Tat keine andere Gabe geeigneter, als ein mit echt deutscher Gründlichkeit geschriebenes wissenschaftliches Werk über eines der berühmtesten Denkmäler der heidnischen Kultur des alten Mexiko. Ein solches Denkmal ist der in seiner Bedeutung viel umstrittene mexikanische Kalenderstein, über den sich bereits eine beträchtliche Literatur angesammelt hat. Dennoch bestand bisher noch keine wissenschaftliche Arbeit, welche den Gegenstand auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse so allseitig in befriedigender Weise behandelt und sich die Feststellung des Denkmales im Einzelnen, seines gegenwärtigen Zustandes und seiner Geschichte sowie die Beschreibung der Darstellung im Besonderen zur Aufgabe gemacht hätte. Diese Lücke ist jetzt durch den deutschen Gelehrten Hermann Beyer ausgefüllt worden, der seit Jahren als Professor der mexikanischen Archäologie an der National-Universität in Mexiko tätig und durch seine umfassende archäologische Sachkenntnis und Gründlichkeit, wie auch als Herausgeber der wertvollen Zeitschrift „El Mexico Antiguo“, die Arbeiten über mexikanische Altertums-, Völker- und Sprachenkunde enthält, rühmlichst bekannt ist. Beyers Monographie über den Kalenderstein stützt sich weder auf Arbeitshypothesen und Theorien, noch auf wissenschaftliche Lehrmeinungen und zieht aus der Arbeit keine weitgehenden Schlußfolgerungen, sondern beschränkt sich in anerkennenswerter Weise auf schlichte Feststellung der wissenschaftlichen Wahrheit, was der Abhandlung besonders zum Vorteile gereicht und ihr bleibenden Wert sichert.

Der Gegenstand der Untersuchung ist in umfassender Weise in nicht weniger als 14 Abschnitten dargestellt, denen ein Vorwort vorangeht und noch Zitate und Anmerkungen folgen. Eine Aufzählung der Überschriften der einzelnen Abschnitte genügt, um zu zeigen, mit welcher Umsicht und Gründlichkeit der Verfasser bei Lösung seiner Aufgabe zu Werke gegangen ist:

I. Klassifikation des Denkmals.
II. Das Gesicht des Sonnengottes.
III. Die Klauen des Sonnengottes.
IV. Die Hieroglyphe „4 olin“.
V. Die vier vorgeschichtlichen Zeitalter.
VI. Die Embleme der vier Richtungen.
VII. Die 20 Tageszeichen.
VIII. Die Randdarstellung der Sonnenscheibe.
IX. Die beiden Feuerschlangen.

X. Das Profil des Feuergottes.
XI. Das Profil des Sonnengottes.
XII. Das Datum „13 acatl".
XIII. Der Himmelsfries.
XIV. Gegenstand des „Kalendersteins".

Durch Vergleichung des in Rede stehenden Denkmals mit anderen Denkmälern, durch Heranziehung der Bilderhandschriften und der einschlägigen Stellen der alten Chronisten ergibt sich die Feststellung, daß der Kalenderstein ein sogenanntes Cuauh-xicalli, eine „Adlerschale", d. h. ein Opferstein der Sonne war, der ursprünglich dem Gebäude des großen Tempels gegenüberstand und auf dem in aztekischer Zeit am Feste „4 olin" jährlich ein Kriegsgefangener der Sonne geopfert wurde, um ihr durch sein Herzblut wieder Kraft zu verleihen. Die Überschriften der 14 Abschnitte des Buches deuten zugleich den Inhalt der Darstellung genugsam an.

Bei dem hohen Interesse, das gerade dem in dieser Monographie dargestellten Denkmal aztekischer Religion, das in seiner Art auch einen beträchtlichen Kunstwert besitzt, in dem es eines der besten Beispiele mexikanischer Skulptur der klassisch-aztekischen Zeit bildet, im deutschen Volke entgegengebracht wird, wäre es sehr wünschenswert, wenn der gelehrte Verfasser seine ausgezeichnete Monographie auch in deutscher Sprache veröffentlichte. *F. Röck.*

68.

Preuß, Konrad Theodor: *Religion und Mythologie der Uitoto.* Textaufnahmen und Beobachtungen bei einem Indianerstamm in Kolumbien, Südamerika, Bd. I: Einführung und Texte (Erste Hälfte), 365 S., 4^0 und 3 Tafeln. (Quellen der Religionsgeschichte, herausgegeben im Auftrage der Religionsgeschichtlichen Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Gruppe 11: Amerikanische Religionen.)

Als ersten Teil der reichen Forschungsergebnisse seines fast zweijährigen Aufenthaltes unter den Uitoto- und Kägaba-Indianern im südlichen Columbien veröffentlicht der Verfasser nach sechsjähriger Abwesenheit von der Heimat von ihm selbst unter den genannten Indianern aufgenommene religiöse und mythische Erzählungen und Gesänge, versucht ihre Analyse und teilt den Wortlaut der Texte in der Ursprache sowie in deutscher Übersetzung mit. Der erste Teil, eine Einführung in die Texte, schildert Reiseleben und Aufenthalt des berühmten und wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit bestbekannten deutschen Forschers unter den Uitoto-Indianern und ihren Nachbarstämmen, vermittelt uns die Vorstellungen von dem Urvater, den Stammesvorfahren, den Dämonen sowie die mit dem Weltbilde verknüpften mythischen Vorstellungen der Uitoto. Nach einer eingehenden Analyse der Mythen berichtet er über die religiösen Feste, die dabei üblichen auf das Wachstum der Vegetation, wie der gesamten Natur bezüglichen Gesänge und über die Religiosität dieser Indianer im allgemeinen und schließt mit einem inhaltreichen Abschnitte über ihr gesellschaftliches Leben. Der zweite Teil bringt die Texte selbst im Urwortlaute und gegenübergestellter deutscher Übersetzung. Die Texte, die uns Preuß mitteilt, sind nicht Bruchstücke aus größeren Mythenkreisen, wie wir sie bisher aus Südamerika meist hatten, sondern vermitteln uns einen umfangreichen Stoff, der zum ersten Male nicht nur vereinzelte Streiflichter auf die große und höchst eigenartig gestaltete Mythenwelt gestattet, sondern uns diese Welt selbst eröffnet und uns das reichhaltige Mythengut der Uitoto darbietet. Schon der Verfasser hat sich die Frage gestellt, ob hier wirklich echtes Mythengut oder etwa bloße Zersetzungserscheinungen, Zerfallsprodukte und unverstandene Übertragungen von Mondmythen anderer Völker vorliegen (S. 146). Für die Beantwortung im Sinne der ersten Frage sprächen die zahlreichen am Monde erschauten mythischen Bilder dieser Überlieferungen, vor allem die auch von Preuß richtig erkannten Mondzüge. Erst eine eingehende vergleichende Untersuchung der Texte ließe erkennen, ob diese Züge organisch in die Erzählungen eingebaut sind und ob sie sich zu einer wohlgegliederten Motivkette zusammenschließen, wie dies bei echten Mythen durchwegs der Fall ist. Für die Beantwortung der Frage im letztgenannten Sinne dagegen fällt schwer ins Gewicht, daß, wie Preuß erklärt, „nicht die Aufeinanderfolge im ganzen, sondern bloß kleinere mondsymbolische Züge darin vorkommen, unterstützt durch menschenwidrige, sinnlose Motivierungen, denen man die gewaltsame menschliche Verknüpfung der naturwidrigen Vorgänge ansieht, die auf eine Bezugnahme auf den Mond hinweisen." Es fehlt also diesen Überlieferungen allem Anscheine nach das, was die vergleichenden Mythenforscher mit Recht als „das Gefüge des Mythos" zu bezeichnen pflegen, nämlich der ordnende Zahlenaufbau, der die einzelnen Züge eines Ganzen erst zu einer organisch gegliederten Kette mythischer Züge

zusammenschließt. Die einzelnen Glieder dieser Kette entsprechen den Teilfristen des Kreislaufes der Bewegung und des regelmäßigen Gestaltenwechsels des Mondes innerhalb eines oder mehrerer aufeinanderfolgender Monate, wobei die Schicksale der mythischen Gestalten dem Schicksale bestimmter Mondgestalten und die in die Motivkette verwobene mythische Handlung der in Aufzüge und Auftritte zerfallenden dramatischen Handlung gleichlaufen, die je nach dem Auftreten verschiedener mythischer Gestalten und dem Wechsel des Schauplatzes der mythischen Handlung aus kleineren Abschnitten besteht. Jeder dieser Abschnitte setzt sich schließlich aus nur wenigen mythischen Zügen und Bildern zusammen, deren Verkettung erst die Gesamthandlung des Mythos bestimmt. Niemand wäre berufener, der hochwichtigen Frage nach den typischen Zahlen und der organischen Verkettung der mythischen Züge in den Überlieferungen der Uitoto im einzelnen nachzugehen, als K. Th. Preuß. Meines Erachtens ist die Beantwortung dieser schwierigen Frage für das richtige Verständnis dieser Überlieferungen so grundlegend, daß sie nicht umgangen werden kann und darf. Von ihr hängt es ab, ob wir darin Erzählungen erblicken dürfen, die etwa noch einer vormythischen Stufe angehören oder aber – und dies dünkt mich wahrscheinlicher — ob diese ganzen Erzählungen als von anderen Völkern übernommen, im Zustande des Zerfalles und der Auflösung begriffene Reste alten Mythengutes aufgefaßt werden dürfen. Besonders beachtenswert ist der enge Zusammenhang der mythischen Überlieferungen der Uitoto mit ihren religiösen Naturfesten. Den Kern dieser Feste bilden Maskentänze mit Gesängen mythischen Inhaltes, ähnlich wie auch bei uns z. B. die Ballade und der Laich in alter Zeit gesungen, getanzt und gemimt, also gespielt wurden und im engsten Zusammenhange mit den Festbräuchen der alten Volksüberlieferung und ihren Maskenumzügen standen. Zweck solcher Maskenfestspiele mit Gesang und Tanz und ursprünglicher natursymbolischer und magischer Bedeutung war eine Art Analogiezauber zur Förderung des Wachstums und der natürlichen Fruchtbarkeit. Es wäre wichtig, zu erfahren, ob die Uitoto bereits eine ausgebildete Festordnung, eine Art Festkalender besitzen, ferner ob sich in Verbindung mit einer solchen Festordnung bereits eine genauere Zeitordnung, d. h. eine ausgeprägte Form von Kalender herausgebildet hat.

Die von Preuß als Mondzüge herausgehobenen Bilder sind zweifellos Bilder der mythischen Mondanschauung, wie sie sich auch sonst in Mythos und Natursymbolik bei anderen Völkern finden. Zu diesen Bildern kommt noch eine Reihe bisher bei anderen Völkern selten oder gar nicht bzw. in anderem Zusammenhange auftretender höchst eigenartiger Mondbilder, wie zum Beispiel: der Mond als roter Jaguar; als Steinbeil; als Wasserball; als roter axtgestaltiger Arara-Papagei; die Mondsichel als ausgespannte Hängematte; als kauernde Frau; der Dunkelmond als verschlossener Topf; als Schlitztrommel, aus der der Regen seinen Ursprung nimmt; als Tierfalle oder Fischreuse; als Scheinding oder unwirkliches Etwas, aus dem die Welt gebildet wurde (vgl. die alttestamentliche Vorstellung von der Erschaffung der Welt aus dem Nichts) u. a. m., Bilder, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann.

Weiteren Veröffentlichungen über das Geistesgut der Uitoto können wir nach dem im ersten Bande gebotenen reichen Stoffe mit um so größerer Spannung entgegensehen, als wir von den mythisch-kultisch-religiösen Vorstellungen, Anschauungen und Gebräuchen eines so abgeschlossenen, noch wenig bekannten Volkes auch manche Aufklärungen über Wesen und Schicksale mythischer Überlieferungen im allgemeinen erhoffen können, Aufklärungen, die früher oder später mit der Methode der vergleichenden Mythenforschung werden in Einklang gebracht werden müssen. *F. Röck.*

69.

Stefánsson, Vilhjalmur: *Länder der Zukunft. Fünf Jahre Reisen im höchsten Norden.* Leipzig (Brockhaus) 1923. 2 Bde. Mit 119 Abbildungen und 8 Karten.

Das neue berechtigtes Aufsehen erregende Werk des amerikanisch-norwegischen Polarforschers über seine den Zeitraum von 1913 — 1918 umfassenden Reisen im Parry-Archipel Nordamerikas bringt nicht nur eine ungeahnte Erweiterung unserer geographischen und zoologischen Kenntnisse des Polargebietes, sondern wendet sich auch ganz besonders an den Ethnographen. Hatte Stefánsson schon von seinen früheren Reisen in der Arktis wertvolle Beiträge zur Völkerkunde der Eskimos Alaskas und des polaren britischen Amerika geliefert,[1]) so eröffnet er uns jetzt dank seiner gründlichen

[1]) Von den wichtigsten derselben seien hier genannt: The Eskimo Trade Jargon of Herschel Island (American Anthropologist, 1909, p. 217—232); Notes on the Theory and Treating of Diseases among the Mackenzie River Eskimos. (Journal of American Folk-Lore, 1908, p. 43—45); Prehistoric and present Commerce among the Arctic Coast Eskimo (Canada Department of Mines, Geological Survey, Museum Bulletin Nr. 6. Ottawa 1914); My Life with the Eskimos. London and New York 1913.

Vertrautheit mit der Psyche und Sprache dieses Volkes weitere Einblicke in seinen materiellen Kulturbesitz, sein soziales und geistiges Leben. Um nur einige der wichtigsten Bereicherungen unseres Wissens hervorzuheben, seien die Bemerkungen über den Eintritt der Geschlechtsreife der Eskimofrauen (I, S. 110 f.), über die ehemalige und jetzige Verbreitung der Sitte, Lippenknöpfe zu tragen (I, S. 71 f.), über die Treibjagd auf Karibus oder amerikanische Rentiere unter Verwendung der Inuksuak oder sogen. steinernen Ebenbilder des Menschen (II, S. 83 f.), über den Aberglauben der Eskimo von Victorialand (II, S. 90 f. und S. 124), über die Abneigung der Eskimo gegen heiße Speisen (II, S. 112), über das Vorkommen der Geisteskrankheiten, die Häufigkeit der Polygamie, die Ehen zwischen Blutsverwandten, die körperlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen und die „blonden" Eskimos (II, S. 151 f.) angeführt. Wenn das Werk in erster Linie sich wohl an die allgemeine Leserwelt wendet und von jung und alt wegen der spannenden Erlebnisse, die es schildert, förmlich verschlungen werden wird, bildet es somit gleichzeitig durch seinen wissenschaftlichen Gehalt einen unentbehrlichen Bestandteil jeder völkerkundlichen Bibliothek.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

70.

Rasmussen, Knud. *In der Heimat des Polarmenschen.* Die zweite Thule-Expedition 1916—1918. Mit 70 bunten und einfarbigen Abbildungen und 10 Karten. Leipzig (F. A. Brockhaus) 1922.

Der Verfasser ist wohl mit Recht als einer der wagemutigsten und erfolgreichsten Forschungsreisenden der Jetztzeit zu bezeichnen; als gebürtiger Grönländer war er von früher Jugend auf in der Lage, sich in die Lebensweise und Sprache der Eingeborenen einzuleben. Sein liebevolles Sichversenken in die Psyche der Eskimo, das Aneignen ihrer Mittel, die in unaufhörlichem Kampfe, einer harten und unerbittlichen Natur die spärlichen Existenzmittel abzugewinnen, sich erprobt haben, befähigten ihn wie keinen anderen, sich der Erforschung der Eiswüsten Grönlands zu widmen und indem er die Eingeborenen, die er zu Begleitern wählte, auf seine genaue Kenntnis ihrer seelischen Eigenschaften gestützt, zu höchstem Opfermute anzueifern wußte, sich zur Gänze ihrer Lebensart anbequemte, waren ihm Erfolge beschieden, die viel reicher ausgestatteten Expeditionen häufig versagt geblieben sind. Seit dem Jahre 1910, als Rasmussen an der Westküste Grönlands nördlich des Kap York die Handelsstation Thule gründete, unternahm er eine Reihe von Forschungsreisen an die Nord- und Nordostküste, welche sehr ergebnisreich für die wissenschaftliche Erschließung der Insel waren. Im vorliegenden Bande ist die zweite Thule-Expedition geschildert, welche an der Nordwestküste entlang bis zum De Longfjord ging und dann unter unerhörten Strapazen und Entbehrungen, im steten Ringen mit dem Hungertode, dem eines der tätigsten Mitglieder der Expedition, der schwedische Naturforscher Dr. Thorild Wolff, zum Opfer fiel, quer über das Inlandeis zurückkehrte. Die zoologischen, botanischen und geologischen Ergebnisse der Expedition waren außerordentlich reich. Ethnographisch wichtig war die Feststellung von verlassenen Eskimowohnplätzen bis nördlich des Humboldtgletschers. Die Feststellung der Wanderungen der Eskimos um die Nordküste Grönlands herum durch die Entdeckung solcher Ruinenplätze, war eines der Ziele von Rasmussens Reise. Das Buch ist äußerst fesselnd und anziehend geschrieben, die großartige Natur der Insel, ihr Tier- und Pflanzenleben sind lebendig dargestellt und durch eine reiche Auswahl von Bildern veranschaulicht. Von besonderem Interesse ist das erste Kapitel, in welchem der Verfasser eine ethnographische Skizze der Polareskimo gibt, d. h. des Stammes, dessen Sitze sich nördlich der Melvillebucht erstrecken. Vor Ankunft des Nordpolfahrers Peary — also vor ganz kurzer Zeit — lebte dieses Völkchen noch ganz unberührt von der europäischen Zivilisation, seine Waffen waren noch Bogen und Harpune, die Messer bestanden aus einem Stück Meteorstein, der Schlitten war aus Walfischknochen kunstvoll zusammengefügt; heute hat das massenhaft eingeführte europäische Eisen und Holz fast alle Züge der alten primitiven Kultur verwischt, wieder ein Beispiel, wie schnell unsere Zivilisation die letzten Reste des primitiven Kulturgutes ausrottet. Auch die alte Weltanschauung und Überlieferung geht mit dem Aussterben des früheren materiellen Besitzes Hand in Hand; wie eine Art letzter wehmütiger Schimmer dieser aussterbenden Welt erscheint es, wenn die alte Simigak Rasmussen in der Nacht vor seiner Abreise besucht und ihn mit alten Zaubersprüchen, die ihm auf der Reise zu statten kommen sollen, einschläfert, und als Gegenstück dazu ein Bild der neuen Epoche, in die auch dieses am äußersten Rande der bewohnten Erde siedelnde Volk zu treten bestimmt ist — der Eskimo Mitaq (Eidervogel), welcher dem Verfasser auf seiner Rückreise 100 *km* von der ersten Siedlung entfernt begegnet und ihm die neuesten Nachrichten vom Weltkriege gibt, daß „das Land, das so viele angegriffen hatten, noch nicht überwunden sei", Amerika in den Krieg eingetreten, Rußland in der Revolution begriffen sei.

Die Polareskimos haben einen großen Anteil an den Nordpolfahrten der letzten 75 Jahre genommen. Kein anderer Forscher aber hat es wie Rasmussen verstanden, den schlichten, der höchsten Aufopferung fähigen Mut der Eingeborenen, ihre Fähigkeit im Ertragen von Strapazen für seine wissenschaftlichen Ziele heranzuziehen. *R. Bleichsteiner.*

71.

Rasmussen, Knud, *Grönlandsagen.* Berlin (Gyldendalscher Verlag) 1922.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt der Verfasser die Veröffentlichung des auf seinen zahlreichen Reisen in Grönland gesammelten alten Überlieferungsgutes der Eskimo, welches durch seine Reichhaltigkeit eine ganz unschätzbare Quelle zur Kenntnis der geistigen Kultur und der alten religiösen Anschauungen der grönländischen Stämme darstellt. Nur ein Forscher wie Rasmussen, der von früher Jugend an sich in das Denken und die Weltanschauung der Eingeborenen eingelebt und sich ihre Sprache vollständig angeeignet hatte, konnte einen für den Ethnographen so wertvollen Stoff erarbeiten. Auch bei den Eskimos setzte das Sammeln der ungeschriebenen Literaturdenkmäler gerade noch im letzten Augenblick ein, wo der alte Ideenkreis unrettbar dem Christentum und der Zivilisation zu weichen begann und nur mehr in den alten Leuten lebendig ist, welche die heidnische Epoche noch selbst erlebt haben, als noch der Zauberer beim Klange der magischen Trommel unter dem Beistande der durch seine Beschwörungen herbeigerufenen Hilfsgeister seine Seele auf die Wanderschaft in die jenseitige Welt schickte. Alte Frauen haben denn auch den größten Teil der hier veröffentlichten, aus dem Osten Grönlands stammenden Mythen, Sagen, Tiergeschichten, Schwänke und Lieder beigesteuert. Die Eskimos unterscheiden in ihrem Überlieferungsgut die Oqalugtuât, die alten Mythen, die meist allen Eskimostämmen gemeinsam sind und aus der Zeit stammen, wo sie ihre Ursitze noch westlich der Hudson-Bai hatten, und Oqalnatât, Lokalsagen, deren Helden in nicht so entfernter Zeit lebten, die aber auch stark mit sagenhaften Elementen ausgeschmückt sind. Diese Erzählungen bieten zugleich die alte Religion, Welt- und Lebensauffassung der Eskimos, andere dienen zur bloßen Unterhaltung in den langen Winternächten, sie werden lebhaft vorgetragen und von Mimik und Gesten begleitet — es ist bekannt, daß die Eskimos großes Talent für drastischen Humor besitzen — noch andere sollen einschläfernd wirken und werden daher in entsprechend monotoner Weise vorgetragen. Unter den Liedern gibt es solche, die aus der momentanen Stimmung geboren sind und oft große poetische Empfindung zeigen, Rudergesänge welche im Kajak chormäßig gesungen werden, und Spottlieder. Die letzteren spielten eine große Rolle bei den Sängerfesten, wenn vor der versammelten Menge feindliche Sänger einen Wettkampf veranstalteten, der häufig in einen mörderischen Zweikampf ausartete, besonders wenn zwischen den Gegnern irgendeine Rache schwebte. Harmloser ist das Uâjerutit, eine Art Singspiel, das große mimische Darstellungskunst verlangt und wobei irgendein Tier, z. B. der Finnwal, im Tanze nachgeahmt wird. In den mythischen Erzählungen ist das Zurücktreten der aus dem Märchengut der meisten Völker bekannten Motive auffallend. Von solchen fanden sich nur der Tiergatte, die Schwanenjungfrau und die magische Flucht, während die Erzählungen von Zwergen immerhin an entsprechende skandinavische zu erinnern scheinen. Besondere Erwähnung verdienen die Erzählungen von Bluträchern, welche meist nichts Wunderbares enthalten, dafür aber wertvolle Einblicke in das Eskimoleben gewähren. Allen Erzählungen gemeinsam ist die große Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderung, die eigentümliche Naturauffassung und Naturbeobachtung, welche in dem schweren Daseinskampfe, von einer harten Umwelt umgeben, gewonnen wurde. An manchen Stellen findet sich sogar ein überraschender höherer Schwung der Spekulation; so wenn es in der Erzählung vom „Großfänger Novagiaq, dessen Seele nach seinem Tode durch alle Tiere wanderte", heißt: „Während er sich im Körper des Hundes befand, geschahen bisweilen Dinge, die er gar nicht verstand und an die er sich später nicht mehr erinnern konnte. Das war, wenn er ganz Hund war und nicht wie ein Mensch im Körper des Hundes dachte". Das sind Gedankengänge, die z. B. beim Inder nicht erstaunlich wären, beim Eskimo aber ganz unerwartet anmuten. In einem Anhange behandelt der Verfasser die religiösen Vorstellungen der Eskimos. Er kennt keinen Schöpfer und kein höchstes gutes Wesen, er nimmt überhaupt auf die guten Mächte weniger Rücksicht als auf die bösen, die er zu versöhnen trachtet. Eine Menge von Tabu- und Reinigungsvorschriften regeln die wichtigsten Ereignisse im Leben der Eskimos, deren Nichteinhaltung der persönlich gedachte Mond bestraft. Der Mensch besitzt neben der unvergänglichen Namensseele, welche immer wieder in einen Körper eintreten kann, noch eine Reihe anderer Seelen, die, nach dem Tode zu einer Hauptseele vereinigt, in das Jenseits gelangen, das man je nach der Todes- bzw. Bestattungsart im Himmel oder im Meere gelegen denkt. Man sucht die Seele auf jeden Fall nach dem Tode dorthin zu senden, wo ihre Vorfahren und Verwandten weilen. An bösen Mächten kennen die Eskimos Riesen und andere blutdürstige Bewohner des Inlandeises, den riesenhaften Bären des Meeres und menschenfressende Hexen. Die Tupilaks sind

Unglückstiere, die ein zauberkundiger Mensch zum Verderben von Feinden zu schaffen versteht. Iman ukua, die Mutter des Meeres, gebietet über alle Seetiere; die Sünden der Menschen sammeln sich als Schmutz auf ihrem Körper, worüber sie in Zorn gerät und den Menschen keine Fangtiere mehr zusendet, bis ein Geisterbeschwörer die Reise zu ihr unternimmt, sie besänftigt und reinigt. Eine ähnliche Gestalt ist Asiaq, die Herrin über Wind und Wetter. Einen ganz besonderen Vorzug des Buches bilden die zahlreichen Illustrationen, die um so größeren Wert haben, da sie von einem Eskimo, dem Ostgrönländer Karale, entworfen wurden und so am besten zeigen, welche Vorstellung sich die Eingeborenen selbst von den in ihr Leben eingreifenden übernatürlichen Mächten machen. Aus dem Gesagten geht wohl deutlich hervor, welch kostbaren anregenden Stoff Rasmussen uns in seinem Werke zugänglich gemacht hat und es ist dringend zu wünschen, daß er bald die versprochenen weiteren Bände mit Sagen aus Westgrönland und dem Kap York Distrikt folgen läßt. *R. Bleichsteiner.*

72.

Fuhrmann, Ernst: *Neu-Guinea.* (Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker, Bd. XIV.) Hagen i. W. (Folkwang-Verlag) 1922. 51 S. Gr. 8°, 130 Tafeln.

Der Wert der Publikation liegt in den vorzüglichen Wiedergaben von Eingebornentypen und von Erzeugnissen des Kunstfleißes der Eingebornen; allerdings sind die Herkunftsangaben meist sehr allgemein gehalten; ob dies Schuld des Verfassers ist oder ob die Gegenstände in den betreffenden Museen nicht genauer beschrieben sind, entzieht sich der Beurteilung des Referenten. (Vgl. übrigens diese Mitt., LIII, S. 102.)

Über den Text, den Fuhrmann zu der Publikation geschrieben hat, ist nach den Urteilen über seine übrigen Veröffentlichungen wenig zu sagen. Fuhrmann bekennt selbst, daß er relativ weit in die Hypothese hineingeht und noch begründetes Material gesammelt werden muß; für seine Arbeit sind ihm nur hypothetische Vorstellungen von Bedeutung, deren exakte Bestätigung er den Forschern überläßt.

So läßt er denn auch seine Behauptungen unbewiesen: er spinnt weitläufige Gedanken darüber, warum die Neuguineer rot, weiß und schwarz färben, während die Lösung einfach wohl die ist, daß sie keine Farbstoffe kennen, mit denen sie anders färben sollten. Die Tätowierung und das Narbenzeichnen ist ihm ein Überrest der Bekleidung; schon das Vorkommen der Gesichtstätowierung spricht dagegen; daß die Ornamente der Tätowierung und der Ziernarben einen Zusammenhang mit Geflechts- und Gewebemustern aufweisen, ist wohl nicht verwunderlich, weil auch sonst (z. B. bei Gefäßen) die Ornamentik solche Muster nachahmt.

Bei Entstehung des Nasenpflockes schließt Fuhrmann die Möglichkeit aus, daß er lediglich ein „unüberlegtes Schmuckstück" sei und bringt ihn mit der Atmungstechnik in Zusammenhang. Merkwürdigerweise scheint er aber doch bei Arm- und Fußringen bisweilen das reine Schmuckbedürfnis als Entstehungsgrund zuzulassen. Die tiefsinnige Erörterung Fuhrmanns über die Bedeutung der „Muschel", die sich die Männer unterhalb des Nabels vorbinden, wird dadurch gegenstandslos, daß es gar keine Muscheln sind, sondern Schneckenschalen, aus denen also keine Perlen als „Same der Sonne" hervorgehen können. Der Zusammenhang mit den Peniskalebassen scheint doch viel näherliegender.

Es ist sicher nicht notwendig, daß jedes Ornament und jede Zier des Körpers oder eines Gebrauchsgegenstandes einen tiefen Sinn habe; einen gewissen selbständigen Spiel- und Schmucktrieb wird man ja doch dem Menschen zuschreiben dürfen; daß er die Motive dazu aus dem Mythos oder der Natur nimmt, muß nicht immer bedeuten, daß der so verzierte Gegenstand auf den Mythos selbst zurückgeht.

Knoten (und an ihrer Stelle Perlen) können zwar als Gedächtnishilfe dienen, aber nicht jeder Knoten und jede Perle muß als solche gedeutet werden und irgendeine Tradition verkörpern.

Welchen Zweck für den Naturmenschen „Uhrenmenschen" gehabt haben sollen, die tagelang rhythmisch beteten oder rezitierten, um ein gewisses Zeitmaß zu markieren, ist nicht verständlich, ebenso wie noch vieles andere, was Fuhrmann behauptet.

Was aus der Sprachforschung Fuhrmanns herauskommt, dafür nur einige Beispiele: in *baude,* dem Namen für Gott auf einer melanesischen Insel findet er *de = deo* „europäisches Gotteswort" (!) und *bau,* entweder = bab (*baba, papa,* Vater) oder = *bag* (*bog,* „slav." Gott).

Worauf die Behauptung beruht, daß gerade spanisch *dedo* (Finger) mit dem deutschen „Zitze" verwandt sei, ist angesichts der wohl unbestrittenen Entstehung des spanischen *dedo* nicht recht einzusehen. Fuhrmann vermutet in „Denar" ein Zahnwort" (!), wie nach seiner Ansicht „Drachme" auf Drachenzähne zurückgeht.

Die Gegenüberstellung der Vokabeln für 1, 2, 3, Mond, Wasser, Feuer, Kopf, Mund, Hand, Fuß, Mann und Frau in verschiedenen australischen Sprachen mit gleichbedeutenden in allen möglichen

anderen Sprachen ist wohl nicht ernst zu nehmen. Daß es in der Sprachforschung — wenn man nicht auf dem Standpunkt der Einheit des Sprachursprungs steht — doch auch zufällige Übereinstimmungen geben kann und muß, will Fuhrmann nicht zugeben.

Schließlich dürfte die Ansicht des Verfassers, daß in der Südsee ein Kontinent versunken sei, dessen einzelne Bevölkerungskomplexe ihr Dasein weiterführten, mit unseren gegenwärtigen Kenntnissen vom Alter des Menschen in Beziehung zu den großen geologischen Vorgängen auf der Erde wohl in Widerspruch stehen. *L. Bouchal.*

73.

Verslag van de militaire exploratie van Nederlandsch-Nieuw-Guinee 1907—1915. Met medewerking van andere Departementen en van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, samengesteld door het Departement van Oorlog in Nederlandsch-Indië. Weltevreden (Landsdrukkerij) 1920. Met 9 Kaarten, 10 schetsen en 166 foto's. IV, 440 S., 8.⁰

Was an Erforschung des holländischen Teiles von Neu-Guinea seit Beginn unseres Jahrhunderts geleistet worden ist, zeigt ein Blick auf die beiden Karten zum 8. Hauptstück: was in den Jahren 1903 und 1919 auf kartographischem Gebiete bekannt war. Welch dichtes Netz von Routen, insbesondere durch die militärische Untersuchung über das Land gebreitet wurde, zeigt die Karte bei S. 74. Das kartographische Gesamtmaterial ist auf der dem Buche beigegebenen großen Karte von Niederländisch-Neuguinea im Maßstabe 1 : 1,000 000 niedergelegt, auf der überdies in vier Nebenkarten kleinere Gebiete noch im Maßstabe 1 : 250.000 bzw. 1 : 50.000 dargestellt sind.

Während der Jahre 1907—1915 waren in Süd-, West-, Nord-Neu-Guinea und im Mamberamogebiete selbständige Forschungsdetachements tätig. Von den Ergebnissen sind Details bereits verschiedenenorts veröffentlicht worden (Zeemansgids, „Nova Guinea" u. a.). Das vorliegende Werk soll weder eine landeskundliche Monographie sein, noch gibt es die gesamten Tagebücher wieder. Es soll nur eine Übersicht über die Tätigkeit der Detachements und eine Zusammenfassung der Resultate auf geographischem, ethnographischem, naturwissenschaftlichem, geologischem und wirtschaftlichem Gebiete geben.

Das Buch enthält demnach nach einer kurzen Entstehungsgeschichte des Planes einer militärischen Erforschung eine Übersicht des Standes der Kenntnis von Neu-Guinea im Jahre 1907, eine Darstellung der Tätigkeit der Detachements und einiger in der gleichen Zeit unternommener nichtmilitärischer Reisen; eine Schilderung des befolgten Systems, der Expeditionsschiffe, der Ausrüstung und Verpflegung, des Sanitätsdienstes, eine Aufstellung der Kosten, endlich einen Abriß der Geschichte der Kartographie Neu-Guineas. Darauf folgt die Darstellung der Ergebnisse der Forschungsarbeit.

Der geographischen Beschreibung sind hievon 56 Seiten gewidmet, der Volksbeschreibung 129. Dank der zahlreichen guten Bilder, welche Typen, Wohnungen und verschiedene Ethnographica darstellen und dieser eingehenden ethnographischen Beschreibung ist das Werk für den Ethnographen von größtem Werte. Bemerkenswert sind bei der im Zentralgebiete beobachteten Isolierung der einzelnen Stämme untereinander und dem Mangel von Verkehrsmitteln zwischen diesen Beobachtungen, die auf weite Verschleppung von Gebrauchsgegenständen, selbst zwischen Nord- und Süd-Neu-Guinea, hindeuten. Eine der beigegebenen Karten zeigt die Verteilung der Bevölkerung und der Wohnhaustypen.

Die Wissenschaft ist der niederländischen Militärverwaltung für die Erforschung der großen Insel und die Veröffentlichung der Ergebnisse zu großem Dank verpflichtet.

L. Bouchal.

74.

Danzel, Hedwig und Theodor-Wilhelm: *Sagen und Legenden der Südsee-Insulaner (Polynesier).* Kulturen der Erde, Abt.: Textwerke. Hagen i. W. und Darmstadt (Folkwang-Verlag) 1923. 81 S. gr. 8⁰.

Eine freie Nacherzählung von 32 mythenhaltigen Erzählungen aus Polynesien, eingeleitet durch einen kurzen Überblick über die Hauptgestalten des polynesischen Mythos. Es ist ein dankenswertes Unternehmen, den reichen Märchenschatz dieser Völker, der eine hohe Geistesentwicklung verrät, einem breiteren Leserkreis zu vermitteln. Vor einigen Jahren hat P. Hambruch[1]) eine ähnliche Sammlung herausgegeben, die allerdings auch Australien, Melanesien und Mikronesien umfaßte. *L. B.*

[1]) Südseemärchen. Jena (Diederichs) 1916.

75.

Pfeiffer, Dr. L.: *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen.* Aus der technologischen Abteilung des Städtischen Museums in Weimar. Lex.-8°, 415 S. mit 540 meist Original-Abb. i. T. Jena (Gustav Fischer).

Pfeiffer, der unermüdliche Arbeiter auf dem Gebiete der urzeitlichen Technologie, ist nun auch schon von uns gegangen. Er hat in dem Weimarer Museum ein dauerndes Denkmal seiner Lebensarbeit hinterlassen und ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß Armin Möller dieses Erbe zur Erfüllung zu bringen berufen ist. Das Weimarer Museum erfreut sich des Vorteiles einer zentralen Lage inmitten wichtiger Stationen und vereinigt eine gute Ausgräberüberlieferung mit museal-technischen Erfahrungen, in denen es vielfach führend vorangegangen ist. Durch hochbedeutsame Ausgrabungen völkerwanderungszeitlicher Funde ist jetzt auch eine gewisse Abrundung zustande gekommen.

Pfeiffers Vorliebe gehörte ganz ausgesprochen der steinzeitlichen Ergologie, in deren Fragen er sich mit einer Ausdauer und Vielseitigkeit versenkte, wie kein anderer. Nicht alles davon blieb unwidersprochen und ein Lieblingsgedanke z. B. auch des vorliegenden Buches: „die Priester waren in allen Weltteilen im Besitz des besten Werkzeugmaterials" erscheint dem Referenten als ein recht zweckloses Theorem, aber Pfeiffer hat zu einer Zeit, da man kühnen Konjekturen zuliebe die Tatsachen vernachlässigte, den Mut der Entsagung besessen und, gewissermaßen von Pike auf, das Steinzeitleben experimentell studiert. Hätte er Ernst Kleins „Stenåldersliv" (Stockholm 1920) gekannt oder gar diese wissenschaftliche Robinsonade mitangesehen, er hätte seine helle Freude daran gehabt. In diesem empirischen Charakterzuge erweist sich Pfeiffer, der ja auch von der Medizin kam, als echter Angehöriger jener Generation von Naturwissenschaftern, denen die Prähistorie so viel verdankt.

Viele Einzelheiten des Buches sind verfehlt, zum mindesten schief; so ist. um nur einiges herauszuheben, Maglemose (S. 182) kein Kjökkenmödding, ist auch zeitlich älter und wird vom Verfasser nur wenige Seiten später (S. 188) richtig als ancyluszeitlich (wenn auch in falscher Parallelisierung mit Mas d'Azil) bestimmt. Auf S. 187 wird sogar die bisherige Deutung des Entdeckers „Maglemose — eine Siedelung auf einem Floß" wiedergegeben Dabei spricht aber Pfeiffer fortwährend von Pfahlgerüsten, von denen doch nach Sarauws erschöpfenden Beobachtungen keine Spur gefunden wurde, und versteigt sich schließlich zu der Bezeichnung, „ . . . auf floßartigem Packwerk, welches den Platz zu wechseln gestattete". Von Pfeiffer durfte man füglich erwarten, daß er die Begriffe Pfahlrost, Packwerk und Floß auseinander hielte. Das ganze Kapitel beweist, daß er Sarauws klassisch-klare Beschreibung entweder mißverstanden oder nur flüchtig gelesen hat.

Auch erregt es Kopfschütteln, daß Pfeiffer schreiben konnte (S. 186): „Rein steinzeitliche Pfahlbauten sind nur wenige vorhanden"; oder: „Das Gräberfeld von Hallstatt geht nach v. Sacken bis 500 v. Chr. zurück". 1920 war man doch über Sackens Ansichten von 1868 einigermaßen hinaus. Kannte Pfeiffer denn Reineckes Arbeiten so schlecht? Welchen chronologischen Wert soll denn überhaupt dieses Anfangsdatum der Hallstattkultur für das Enddatum der Pfahlbauzeit haben, wenn Pfeiffer in einem Atem von „blühenden" Pfahlbaudörfern der „Bronze-Hallstattzeit" spricht?

In derlei und zahlreichen anderen Flüchtigkeiten wird man wohl Alterssymptome erblicken müssen und darf sie dem greisen Verfasser daher auch nicht allzu schwer anrechnen. Das gilt auch von den häufigen Druck- oder Schreibfehlern bei den Namen der Fachgenossen, mit welch ersteren er offenbar auf Kriegsfuß stand. Fehler wie Fowke (statt Fewkes). Monro (Munro!), Cartaillac, Meßtorf, Nuesch, Pallearti (Palliardi!) Peyrony, Schedelig, Szombatty, Zumaffen (Zumoffen!!) sollten aber doch ich vorkommen, um so mehr, als das Literaturverzeichnis hauptsächlich Altersgenossen des Verfassers anführt (von der neuesten Literatur war Pfeiffer offenbar auch durch die allgemeinen Verhältnisse abgeschnitten). Der Verlag täte gut, derlei Schönheitsfehler in einer zweiten Auflage auszumerzen.

Mit allen diesen Einschränkungen möchte der Berichterstatter dem Pfeifferschen Werke doch einen dauernden Nutzen nicht absprechen. Und zwar liegt dieser weniger in der reichlich unsystematischen Anordnung (S. 49—53 Aurignac-Technik, 53—64 Madeleine-Technik, 65 - 72 Mikrolythen [sic!], 73—79 Solutré-Technik, 79 90 „das Übergangs-Neolithikum!") oder in den formgenetischen Gedankengängen, als in der Fülle des technologischen Details, in dessen Beobachtung Pfeiffer uns nicht leicht ersetzbar ist. Es war ihm vergönnt, sein reiches Wissen noch einmal zusammenfassend niederzulegen, ehe sein Tag zur Neige ging. Wenn hier von „Details" gesprochen wurde, so sei damit kein Werturteil gefällt, wenigstens kein qualitatives. Denn die Wichtigkeit der Detailbeobachtung wächst eher, als sie sinkt, wenn der Betrieb der Vorgeschichtsforschung vom grünen Tisch statt vom grünen Rasen

geschieht. Synthetische Arbeiten, die allein den Fortschritt bringen, basieren doch in letzter Linie auf ihr, ohne daß man den Beobachtern immer den schuldigen Dank zollt.

Und so seien denn diese Zeilen als ein kleines Blatt der Erinnerung dem Andenken an den vornehmen und gütigen Mann Pfeiffer gewidmet. *A. Mahr.*

76.

Fünfundzwanzig Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule, besorgt von **Hans Hahne.** Lex.-8°, 180 S., 161 Abb. i. T. und auf 14 Tafeln. (Mannus-Bibliothek, herausgegeben von Prof. Gustaf Kossinna, Nr. 22). Leipzig 1922. Curt Kabitzsch. Grundpreis 6 (Einband 1,5).

In diesem Bande liegt gewissermaßen die Festschrift eines Kreises jüngerer Prähistoriker vor, der unseren Lesern ja genugsam bekannt ist und der in den 25 Jahren seit dem Einsetzen der Kossinnaschen Arbeit Position nach Position für seine Methode erobert hat. Da entsprang es einem natürlichen Bedürfnisse, wie in einem Brennspiegel das Charakteristische dieser Richtung an einer größeren Anzahl von Beiträgen herauszuarbeiten und Hahnes Einleitung ist auch auf diesen Ton gestimmt. Man muß nur bedauern, daß er, der langjährige Kampfgenosse, nicht ausführlicher auf das Methodengeschichtliche dieser 25 Jahre eingeht, die — das muß auch der Gegner zugeben — manch grundstürzenden Wandel gebracht haben. In diesen Auseinandersetzungen spiegelt sich ja nicht nur ein Streit um Lehrmeinungen und um geistige Macht, sondern spiegeln sich auch Weltanschauungsfragen, nationale und politische Strömungen, die ihrerseits von der Wissenschaft nicht unbeeinflußt bleiben können. (Es braucht hoffentlich nicht betont zu werden, daß dies mit Voraussetzungslosigkeit gar nichts zu tun hat.) Denn die Wissenschaft ist, gleich dem Gelehrten, ein Kind ihrer Zeit, hilft ihr aber, die Zukunft zu erarbeiten.

So ist denn die Siedlungsarchäologie auch ein Stück deutscher Zukunftsarbeit im Sinne des Grimm'schen Wortes: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben." — Es gibt Leute, die derlei Chauvinismus nennen.

Ist uns also Hahne diesen Rückblick schuldig geblieben, so ist es zu begrüßen, daß Mötefindts zuerst in den „Deutschen Geschichtsblättern" erschienener Aufsatz „Richtungen und Ziele der Vorgeschichtsforschung" hier noch einmal gebracht wird. Er führt auch Fernerstehende gut in diese Fragen ein und das muß man von der Kossinna-Festschrift erwarten, in der die Person des Meisters übrigens beinahe zu kurz kommt. Nur der Kundige fuhlt sie überall im Hintergrunde. Die einzelnen Beiträge sind natürlich von ungleichem Wert. Bosch-Gimperas „Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien" ist für deutsche Leser hocherwünscht, denn die Originalliteratur ist nur an wenigen Anstalten zugänglich. Andree berichtet über „Das natürliche Vorkommen von Nephrit und Jadeit in Europa". Sein anderer Beitrag über vorgeschichtlichen Kupfer- und Salzbau in Europa fußt gänzlich auf Kyrle. Jahns Beitrag zur Herkunft der schlesischen Wandalen ist auch für österreichische Leser unentbehrlich zum Verständnis der späteren Wandalenfunde in Ungarn. Åberg hat einen „Beitrag zur Chronologie der Merowingerzeit" beigesteuert. Drei der Verfasser (Plettke, Quente, Krüger) sind im Kriege gefallen; die bisher ungedruckten Beiträge datieren also von früherer Zeit, ihre Aufnahme in den Band ist ein feinsinniger Zug des Herausgebers (Plettke, Fruhbronzezeitlicher Grabfund mit Teilbestattung aus Groß-Würbitz; Quente, Das germanische Haus von Vehlow, Ostpriegnitz; Krüger, Die Siedlung der Altslawen in Norddeutschland). Auch Girke (Zeitvergleichende Tabelle usw.) ist während des Erscheinens gestorben, wohl auch ein Opfer erlittener Kriegsstrapazen. Um die Besprechung abzukürzen, seien die übrigen Beiträge nur kurz angeführt: Lechler, Die reichverzierten Steinäxte des sächsischen Typus; Gummel, Steinzeitliche Streitäxte von Rügen; Gandert, Kugelflaschenfund bei Söllichau (Kr. Bitterfeld); Schulz, Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland; Winkler, Zur Herkunft der Aunjetitzer Keramik; Wahle, Die geographische Betrachtung vorgeschichtlicher Zeitabschnitte usw. — Hahnes eigene Arbeit (Der Reiterstein von Hornhausen) leitet ins Mittelalter und zeigt das Ausmünden siedlungsarchäologischer Arbeitsweise in den Bereich älterer Wissenszweige.

So liegt denn in diesem Bande ein stattlicher Beweis der Arbeitskraft unter namenlos erschwerten Verhältnissen vor. Der Titel verspricht mehr, als das Buch gibt: es sind dies nicht 25 Jahre, sondern etwa fünf Jahre Siedlungsarchäologie und doch gibt der so betitelte Band mehr, als man billig von fünf Jahren erwarten durfte. *A. Mahr.*

77.

Girke, Georg. *Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit.* Mit einem Anhange: Vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse. Band I: Von den ältesten Zeiten bis zum Ende der vorchristlichen Eisenzeit. 8°, VI+59 S. mit Porträt und 150 Abb. auf 30 Tafeln. Band II: Vom 1. bis zum 8. Jahrh. n. Chr. 8°, VIII+129 S., mit 196 Abb. auf 46 Tafeln. (Mannus-Bibliothek, herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna, Nr. 23 und Nr. 24.) Leipzig 1922 (Curt Kabitzsch). Grundzahl des geb. Doppelbandes 9.

Aus einer Dissertation des vor der Drucklegung gestorbenen Verfassers hervorgegangen, wurde die Arbeit in vorliegender Form von dessen Bruder, unter Beihilfe Kossinnas und mehrerer seiner Schüler, druckfertig gemacht. Wie überhaupt die Arbeiten der Schule Kossinnas, zeichnet sich auch diese durch eine sehr umfangreiche Sammlung des vorhandenen Stoffes aus, auf Grund deren die Trachtentwicklung im großen und ganzen nach chronologischer Anordnung dargestellt wird. In diesen Rahmen fügt sich die Einteilung nach festem Schmuck und eigentlicher Kleidung, letztere gegliedert nach den einzelnen Körperteilen, nach Männer- und Frauentracht. Leider wird die Einteilung nicht sehr folgerichtig durchgefuhrt, wie besonders ein Vergleich der Hauptdispositionen beider Bände, aber auch innerhalb dieser der einzelnen Hauptabschnitte beweist. Der Benützbarkeit des Werkes ist hiedurch zwar nicht sonderlich Eintrag getan, zumal die Inhaltsübersichten klar angelegt sind und die Gliederung: Funde, (sprachliche) Nachweise bzw. Nachrichten (und Darstellungen) mit einer gewissen Regelmäßigkeit, wenn auch keineswegs konsequent, festgehalten wird; aber störend wirkt dieses dauernde Schwanken doch. Die Literatur ist in weitem Umfang herangezogen und das allein schon sichert dem Werke einen dauernden Nutzen. Die Heranziehung des paläolithischen Materials im ersten, steinzeitlichen, Kapitel ist wohl nur durch den Wunsch nach Abrundung des Bildes zu rechtfertigen und dies gilt auch von sonstigem Belegmaterial des Steinzeitkapitels, das die Indogermanen noch als Ganzes behandeln muß. Mit der Bronzezeit beschränkt sich die Darstellung auf die Germanen. Diesem Abschnitte hätten wir größeren Umfang gewünscht. Zu den philologischen Erörterungen, über die sich der Referent kein Urteil anmaßt, tritt vom früheisenzeitlichen Kapitel ab auch eine, soweit ich sehen kann, fast erschöpfende Auswertung der antiken Literaturbelege für diese sonst wenig bearbeiteten Fragen. Die Fibel wird, wie gerechtfertigt, nur als Trachtbestandteil mitbehandelt, und zwar im Kapitel „vorchristliche Eisenzeit", wo auch das Bronzezeitliche nachgetragen wird Auffallenderweise bleibt im 2. Bande, wo der Verfasser ersichtlich sein eigentliches Arbeitsfeld betritt, die Fibel überhaupt, mit allen Rückschlüssen, die sie für die Trachtenfrage erlaubt, so gut wie unberücksichtigt. Dieser Band bringt, von der Haar- und Kopftracht angefangen, ausführliche Nachweise über Mantel, Leib- und Unterkleidung, Bein- und Fußbekleidung. Aus jedem Abschnitt erwächst eine Zusammenfassung der daraus folgenden Ergebnisse. Mit besonderer Sorgfalt ist das Kapitel „Schuh" behandelt, auch das „Beinkleid" und überhaupt die Kleidungsstücke aus Stoff, die natürlich den breitesten Raum einnehmen, während bewegliche Trachtbestandteile (von Schmuck sei hier abgesehen), Haarnadeln, Gürtel, Schnallen und Beschläge, Gewandbleche, bronzezeitliche Dosen (als am Gürtel getragene Behälter), überhaupt metallische Teile der Tracht, zu kurz kommen. Wenn es Seite 112 heißt, daß Darstellungen von Germaninnen mit Fuß- oder Beinbinden fehlen, so muß dies als irrelevant bezeichnet werden gegenüber der Tatsache, daß Gamaschenbinden genugsam, z. B. aus fünf Frauengräbern von Weimar (Götze, 1912) belegt sind. Girkes nachgelassene Arbeit würde gewinnen, wenn sie, wenigstens für die jüngeren Zeiten, auf die textilen Gewandstücke, Kopf- und Fußbedeckung beschränkt bliebe, wie dies auch wohl die ursprüngliche Absicht des Verfassers war. Dabei könnten dann auch die Gräberfunde der Völkerwanderungszeit ausgiebiger herangezogen werden, ein Belegmaterial, das noch viele Aufschlüsse erteilen kann.

Den Beschluß der fleißigen Arbeit Girkes bildet eine originelle Zusammenstellung „Vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse", die, zumal durch die zugehörigen Tafeln, oft ergötzlich wirkt (das „heutige" im Titel könnte wegbleiben, neun Zehntel des Abschnittes beschäftigen sich mit den früheren Phantasien). Daß Maler, Bildhauer und Bühnenkünstler, Dekorateur-Heraldiker vom Schlage eines Doepler d. Ä. dabei schlecht abschneiden, ist nicht verwunderlich; Girke betont aber selbst, daß die Schuld daran auch auf Seite der Vorgeschichtswissenschaft liegt, die z. B. Naues Kostümbilder habe passieren lassen. Man kann noch weiter gehen als Girke und sagen: das Bedürfnis nach leichtfaßlichen Schriften über die Vorzeit, nach sinnfälligen Darstellungen vergangener Zustände ist im Volke vorhanden Das ist ein Glück für die Prähistoriker. Es ist also nicht nur Pflichterfüllung, sondern wohlverstandenes eigenes Interesse, wenn die Vorzeitforschung an Stelle der Phantasien die richtigen Ergebnisse

in volkstümlichen Darstellungen setzt, die neben der engeren Fachliteratur einherzulaufen haben. Leider treffen das nur wenige Fachleute. Davon verspricht sich der Referent ebenso große Erfolge wie von der Reform der Schulbücher. Hahnes, Fleischers u. a. von Girke zitierte Rekonstruktionen sind hoffnungsvolle Anfänge dazu. *A. Mahr.*

Erwiderung.

Die Besprechung der von P. Borchardt in Gemeinschaft mit mir bearbeiteten Veröffentlichung seiner Sammlung kurdischer Silberschmiedearbeiten durch Ernst Diez (Bd. LIII, S. 237 f.) baut sich, soweit sie mich betrifft, auf zwei objektiven Unwahrheiten auf, die der Richtigstellung bedürfen. Die erste, bewußte liegt im Verschweigen des wirklichen, klar angegebenen Umfanges meiner Mitarbeit. Die zweite ist zum mindesten leichtfertig, da Diez, der die Pflicht hat, wenigstens auf seinem engsten Spezialgebiete die Literatur zu verfolgen, wissen muß, daß ich in den letzten Jahren zweimal auf einen verdienstlichen Abschnitt Altai-Irans hingewiesen habe. Er darf sich also nicht wundern, wenn ich auch seine Kritik zu den Sachen lege, die ich „nicht zu kennen scheine". *R. Berliner.*

* * *

Der Vorwurf der ersten „objektiven Unwahrheit" stimmt insofern, als ich es für überflüssig fand darauf hinzuweisen, daß R. Berliner auch den Abschnitt „Sammlungskatalog und Tafelbeschreibung" im Ausmaße von $7^1/_2$ (siebeneinhalb) Seiten mit P. Borchardt zusammen angefertigt hat. Ich konnte nicht wissen, daß der Verfasser darauf so viel Gewicht legt. Was die zweite „objektive Unwahrheit" anlangt, so habe ich nie gezweifelt, daß die beiden Verfasser, zumal Herr Berliner, Strzygowkis Altai-Iran kannten. Um so auffallender war mir das Totschweigen des für diesen Ornamentkreis vielfach grundlegenden Buches. Wie das „nicht zu kennen scheinen" aufzufassen ist, zeigt ja Herr Berliner im letzten Satze seiner Erwiderung selbst an. *E. Diez.*

Hiemit ist die Angelegenheit für die Schriftleitung erledigt.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

LEO BOUCHAL.

JAHRGANG 1922—1923.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
1923.

Monatsversammlung am 12. Oktober 1922.

Herr Univ.-Dozent Dr. Harry Sicher hält einen Vortrag

Zur Analyse der Gebiß- und Kiefermerkmale.

Der Vortrag ist in den „Mitteilungen" abgedruckt.

Diskussion: (1) Dr. V. Lebzelter: Der Anthropologie kann ein Zusammenarbeiten mit der Zahnheilkunde nur förderlich sein. Während man sich bei systematischen Untersuchungen auf zoologischem und botanischem Gebiete über den taxinomischen Wert der einzelnen Merkmale vollkommen im Klaren ist, kann dies nicht gerade von allen Merkmalen gesagt werden, die wir in der Rassensystematik verwenden. Der Vortragende hat mit Recht auf den komplexen Charakter jenes Merkmales hingewiesen, das wir als Gesichtsprofilierung bezeichnen. Ich selbst habe in einer früheren Arbeit[1]) darauf hingewiesen, daß nicht nur die (biologische) Partialkonstitution der einzelnen Organe, sondern auch die Gesamtkonstitution, die in der Blutdrüsenformel ihren Ausdruck findet, für die endgültige Ausbildung der einzelnen Merkmale von Bedeutung ist. Bei der Analyse der Progenie bzw. der Ausbildung des Unterkiefers überhaupt stehen wir vor dem Dilemma: Ist die exzessive Entwicklung des Unterkiefers in der Allgemeinkonstitution (Hyperfunktion der Hypophysis) begründet oder darin, daß die ererbte Anlage der Unterkieferausbildung nicht harmoniert mit der Ausbildung des übrigen Gesichtsschädels? Mit anderen Worten haben wir es hier mit einer durch Kreuzung hervorgerufenen Disharmonie in der Ausbildung der einzelnen Teile des Gesichtsschädels zu tun oder mit einer individuellen Konstitutionsanomalie? Wir brauchen eine Merkmalsanalyse der einzelnen von uns herangezogenen Merkmale und bei dieser Analyse können wir der Ergebnisse der Pathologie nicht entraten. Darum begrüße ich diesen Vortrag als einen Schritt zur gemeinsamen Arbeit.

[1]) V. Lebzelter: Konstitution und Kondition in der allgemeine Biologie. Zeitschr. f. d. ges. Anatomie, VIII, 1921.

(2) Hofrat J. Szombathy: Den Herrn Vortragenden hat das Studium der in den Klassen II und III dargestellten abnormen Verhältnisse menschlicher Gebisse zu der Ansicht geführt, daß diese Abnormitäten durch ein zu geringes oder zu starkes Wachstum des Unterkiefers bewirkt werden. Er nimmt die Schädelbasis (die Entfernung Basion—Nasion) und die mit ihr nahe zusammenhängenden Entfernungen des Nasospinale und des Prosthion vom Basion als das relativ Feststehende, Unveränderliche an. Dieser Annahme entspricht die Anlage des Index, durch den er die verschiedenen Verhältnisse recht klar zum Ausdruck bringt.

Mit der hier angewandten Formulierung des Index ist natürlich für die wirkliche Stabilität der Länge der Schädelbasis und für die Veränderlichkeit der Unterkieferlänge noch nichts bewiesen. Ich glaube im Gegensatze zu dem Herrn Vortragenden sagen zu dürfen, daß es sich in den meisten Fällen der vorgeführten Klassen II und III nicht so sehr um eine besondere Verkürzung oder Verlängerung des Unterkiefers als vielmehr um eine solche der Schädelbasis und des Obergesichtes handeln mag. In einzelnen Fällen (besonders solchen der Klasse II) kann die Annahme des Herrn Vortragenden wohl zu Recht bestehen, aber nicht in der Mehrzahl der Fälle.

Der Unterkiefer ist nicht nur der festeste Knochen des menschlichen Skelettes, sondern er darf auch als der in seiner relativen Größe stabilste des Schädels betrachtet werden. Schon seine ontogenetische Entwicklung aus dem Meckelschen Knorpel läßt dies voraussehen. Die vergleichend-anatomische Betrachtung lehrt, daß er in der ganzen Reihe der Säugetierarten, deren Schädel so verschiedene Gestalten aufweist, das seinem Grundtypus am meisten gleichbleibende Stück des Schädels ist. Seine embryonale Grundanlage, der erste Kiemenbogen, geht durch alle Wirbeltierklassen ganz gleichförmig hindurch.

Dieser theoretischen Wertung entsprechen die tatsächlichen Erscheinungen, die bei der Tierzüchtung am Gebisse von Haustieren,

wie Hunden, Schweinen, Schafen, Pferden usw., oft in unerwünschter und manchmal sehr unwillkommener Weise auftreten. Beschränken wir uns der Kürze halber auf das dem Städter geläufigste Beispiel, das uns der Hund liefert. Die Mops- und Bulldoggrassen sind Ihnen gut bekannt. Sie stellen in gewissem Sinne Degenerationsformen dar, sind bekanntlich nur in beschränktem Maße fortpflanzungsfähig und müssen immer wieder aus ihren normalen Stammformen neu aufgezüchtet werden; der Bulldogg z. B. aus einer normalschädeligen Doggenform. Das Gesicht des Bulldogg ist durch die vorgewölbte Stirne, die überaus kurze Nase und vor allem durch das weite Vortreten des Unterkiefers vor den Oberkiefer charakterisiert. Betrachten wir nun den Schädel des Bulldogg, so sehen wir, daß das Vortreten des Unterkiefers keineswegs durch eine Verlängerung dieses Knochens, sondern ausschließlich durch eine außerordentlich starke Verkürzung der Schädelbasis und des Oberkiefer- und Nasengerüstes bewirkt wird. Die Längenachse des Zahnbogens ist bei manchem Bulldogg auf die Hälfte des Gebisses der Stammform verkürzt. Die Zähne, besonders die Prämolaren, haben in dem verkürzten Zahnbogen nicht mehr in ihrer natürlichen Anordnung — einer hinter dem anderen — Platz. Sie sind annähernd in der von der Stammform ererbten Größe veranlagt und müssen sich nun quer auf den Verlauf des Zahnbogens, einer knapp neben den anderen zusammenschachteln. Der Unterkiefer ist, wie gesagt, nicht verlängert, sondern in vielen Fällen ebenfalls verkürzt, aber nicht in demselben Maße als der Oberkiefer. Er ist viel beständiger, konservativer als dieser und folgt den Impulsen zum Kürzerwerden nur zögernd nach. Den Vorzug, das meist bekannte Beispiel für die Bezahnungsklasse III abgeben zu dürfen, verdankt der Bulldogg also nur der leichteren Veränderlichkeit und der durch die Züchtung bewirkten Verkürzung seines Oberkiefergerüstes sowie der Unveränderlichkeit bzw. der geringeren Veränderlichkeit seines Unterkiefers.

Die bei anderen Säugetierarten beobachteten Mopsbildungen weisen die gleichen Elemente der Formgebung auf.

Tritt umgekehrt eine durch andere Züchtungsumstände veranlaßte Verlängerung der Schädelbasis und der Obergesichtsregion ein, so kommt es zu der Ramsnasenbildung, die uns besonders bei Schafen und Pferden bekannt geworden ist. Da haben wir es dann mit Gebißformen der Klasse II zu tun, bei welchen wieder nicht der Unterkiefer (der nicht verkürzt wird), sondern der Oberkiefer (der sich verlängert) die Abnormität verursacht.

Diese auf dem Gebiete der Tierzucht gewonnenen Erkenntnisse lassen sich ohne weiteres auf die Gebißabnormitäten des Menschen anwenden. Freilich liegen da die Erscheinungen nicht so bequem bei der Hand. Man kann keine Züchtungsversuche anstellen, sondern ist auf das Studium der zufällig anzutreffenden Formen beschränkt. So viel ich weiß, ist noch keine größere Zahl von Entwicklungsreihen auf unser Problem hin genau beobachtet worden. Es ist schwer, die in die Augen springenden Erscheinungen mit dem Maßstabe nachzuprüfen, und so müssen wir uns zunächst noch mit oberflächlich beobachteten Belegen begnügen. Zu diesem gehört beispielsweise ein allgemein bekanntes Vorkommen, welches die leichte Veränderlichkeit der Länge (nämlich der horizontalen Länge und nicht so sehr der Höhe) des Obergesichtsgerüstes neben dem konservativen Verhalten des Unterkiefers zeigt. Ich glaube wohl darauf hinweisen zu sollen. Es ist das die sogenannte Judennase, die mit der Ramsnase von Säugetieren unmittelbar zu vergleichen ist. Ich kenne einige Familien, deren in Mähren bzw. in Galizien ansässig gewesene Stammeltern nach Aussage der vorhandenen Porträts ganz normale Nasen besaßen. Nach der Verpflanzung in bessere Lebensverhältnisse vergrößerte sich bei der ersten und zweiten Nachkommenschaft die Nasengegend in der bekannten, etwas unharmonischen Art und Weise mit zurückbleibendem Unterkiefer, um bei den späteren Generationen wieder zu einer unauffälligen Gestalt zurückzukehren. Ich hatte nicht Gelegenheit, das Gebiß solcher Personen zu studieren. Da ist wohl die zahnärztliche Praxis in der Lage, der Forschung unter die Arme zu greifen und Beobachtungsmaterial zu sammeln.

Nebenbei bemerkt: Das von dem Herrn Vortragenden zuletzt vorgeführte Beispiel eines Gebisses der Klasse III an dem bekannten Riesenskelett unserer anatomischen Universitätssammlung erlaubt auch die Deutung, daß der Unterkiefer einfach in den Proportionen des gesamten Skelettes gewachsen ist, während das Oberkiefergerüst eine der Mopsbildung analoge relative Verkürzung erfahren hat.

Ich würde es als ein recht glückliches Ergebnis der heutigen Aussprache begrüßen, wenn sie Herrn Dozenten Dr. Sicher selbst eine Anregung zu guten Beobachtungen in der von mir angedeuteten Richtung geben

würden. Wir haben aus seinem lichtvollen Vortrage wertvolle Belehrungen über eine Reihe von interessanten Fragen gewonnen. In der einen Frage bleiben wir aber einstweilen wohl auf den Analogieschluß beschränkt, daß die Gebißklassen II und III beim Menschen ebenso wie bei den einwandfrei beobachteten Säugetieren ihrer Hauptsache nach durch Veränderungen des Oberkiefers und nicht durch solche des Unterkiefers hervorgerufen werden.

Außerordentliche Versammlung am 26. Oktober 1922.

Herr Universitätsprofessor Dr. Georg Kyrle hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Höhensiedlungen der Hallstattzeit am Westrande des inneralpinen Beckens.

Nach einigen einleitenden Worten kam der Vortragende zur Besprechung der hallstattzeitlichen Funde auf dem Rauhenecker Plateau (Hildegardenruhe) bei Baden, woselbst neben einer Reihe anderer Funde Überreste einer Bronzegußwerkstätte aufgefunden wurden, und ging dann zur Besprechung der Funde vom Kalenderberg bei Mödling über, die bereits im Jahre 1912 von dem Vortragenden eine ausführliche Edierung gefunden haben. Den Schluß des Vortrages bildete eine ausführliche Würdigung der Funde vom Malleitenberg bei Fischau. Neben den 13 kleinen Tumuli findet sich am Hange der Malleiten auch ein großer Riesentumulus, der erst in den allerletzten Jahren von Major Mühlhofer in Wiener-Neustadt durchgraben wurde. Nach Besprechung der Fundverhältnisse im Steinernen Stadel und der Hofmannshöhle wurden die Funde vom Töpferboden einer ausführlichen Kritik und Beachtung unterzogen. Ein aus der Sammlung Baillou stammendes verziertes Knochenstück, das angeblich auf der Malleiten gefunden wurde, ist eine moderne Fälschung.

Zusammenfassend konnte der Vortragende sagen, daß die Höhensiedlungen am Westrande des inneralpinen Beckens im Neolithikum gelegentlich und nur vorübergehend benützt, in der Hallstattzeit aber eine intensive Besiedelung erfuhren, wie aus der Anlage einer großen Tonwarenfabrik am Kalenderberg bei Mödling und dem hallstattzeitlichen Siedlungszentrum auf der Malleiten bei Fischau hervorgeht.

An der Diskussion beteiligten sich Herr Hofrat J. Szombathy und der Vortragende.

Herr Hofrat J. Szombathy: Der Herr Vortragende befindet sich im Irrtum, wenn er die Ansiedlungsfunde vom Kalenderberg, Rauheneck und der Malleiten und die Funde aus den Grabhügeln bei Fischau durchwegs der jüngeren Stufe der Hallstattperiode zuschreibt und mir des langen und breiten als Fehler ankreidet, daß ich einen Teil derselben in die ältere Stufe verweise. Ich muß die letztere Datierung aufrecht erhalten. Die reichen Tumulusfunde von Fischau sind, seit sie das Tageslicht wieder erblickten, in unserer prähistorischen Sammlung leicht zugänglich und nahezu vollzählig ausgestellt und gewiß jedem Hörer prähistorischer Vorlesungen an unserer Universität wohl bekannt. Man glaubt erwarten zu dürfen, daß die in natura vorliegenden Funde von einem Fachgelehrten verstanden werden können, auch wenn sie noch nicht schwarz auf weiß abgebildet in einer Publikation vorliegen. Da findet denn jedermann die für die ältere Stufe der Hallstattperiode charakteristische Harfenfibel, den glatten Bronzehalsreif mit eingerollten Enden usw. und die zugehörige Keramik. Das ist ganz unzweifelhaft die ältere Stufe der Hallstattperiode, etwa Reineckes „Hallstatt B".

Daß dann diese Ansiedlungen im Laufe der Jahrhunderte allmählich in die jüngere Stufe hineingewachsen sind und daß die späteren Tumuli auch jüngere Formen der Grabbeigaben zeigen, ist ganz selbstverständlich.

Was nun den auf dem vorgeführten Kärtchen mit Nr. 1 bezeichneten Riesentumulus anbelangt, so ist der Herr Vortragende wieder im Irrtum, wenn er behauptet, daß der Hügel von uns bis vor kurzem als Naturobjekt betrachtet worden sei. Er ist von den verdienten Lokalforschern Ignaz Hofmann und Julius Pichler und von mir schon zu einer Zeit als Grabhügel angesprochen und gezeigt worden, als die auf dem Kärtchen mit Nr. 2 bezeichnete Tumulusgruppe im Feichtenboden noch nicht entdeckt war. Im Berichte über die am 4. Juni 1893 ausgeführte Exkursion der Anthropologischen Gesellschaft wird zwar eine gewisse Unsicherheit in der Beurteilung des Tumulus angedeutet, diese bezieht sich aber nur auf die damals von mehreren angesehenen Exkursionsteil-

nehmern wegen der besonderen Größe des Objektes geäußerten Zweifel.

Eine Untersuchung dieses Grabhügels habe ich nach reiflicher Überlegung unterlassen, weil ich an der Stelle seines Gipfels eine große Grube fand, welche zeigte, daß der Tumulus bereits in früheren Dezennien vom Gipfel her angegraben und einer eingreifenden Beraubung zum Opfer gefallen war. Die Untersuchung der Tumuli bei Fischau fand auf Kosten des Ausgrabungsfonds der Anthropologischen Gesellschaft statt und ich betrachtete es als meine Pflicht, der Gesellschaft die mit einer Abgrabung des Riesentumulus verbundenen Kosten, die aller Voraussicht nach ohne einen entsprechenden Erfolg aufgewendet worden wären, zu ersparen. Die uns heute vorgelegten Resultate der nunmehr doch erfolgten Ausgrabung zeigen, daß meine Zurückhaltung gut angebracht war. Das Grab war bereits gründlich geplündert.

Nach den sachlichen und vollkommen vertrauenswürdigen Mitteilungen der an der Ausgrabung beteiligten Herren Major Mühlhofer, Dr. Hautmann und Gutsinspektor Wichmann, sowie nach meinen eigenen Beobachtungen lassen sich die Ergebnisse der neuerlichen Auflockerung des Tumulus folgendermaßen rekonstruieren: Der Hügel hatte in seiner Mittelachse eine Höhe von 6—7 m. In seinem Inneren befand sich ein in geringer Entfernung über dem gewachsenen Boden aufsitzender Steinsatz von annähernd quadratischem Grundriß mit etwa 8 m Seitenlänge. Das Material, aus dem er roh zusammengelegt war, bestand hauptsächlich aus größeren Kalkbruchsteinen, die bis zu 1 m³ Größe erreichten. Der Innenraum dieses Steinsatzes war jetzt in einer Breite von 4—5 m gelockert, die äußeren Teile desselben aber (von der ursprünglichen Errichtung her) festgelagert. An seiner Basis wurden keinerlei Funde angetroffen, wohl aber zwischen den Steinen ein bronzener Nagel, ein Beinknopf und ein verrostetes modernes Pechermesser mit Griff, das ich gesehen habe. An der Nordseite des gelockerten Innenteiles wurde eine T-förmige Verpölzung aus weichem Holz beobachtet, die nach der ausdrücklichen Versicherung des Herrn Majors Mühlhofer keine Kammer bildete; einzelne Balken auch an anderen Stellen des Innenraumes. Das Holz, das ich prüfen konnte, ist in so geringem Grade vermodert, daß ganze Balkenstücke ausgenommen werden konnten. Es kann kaum über ein Jahrhundert im Boden gelegen sein, eher weniger. Ziemlich viele nicht zusammengehörige Scherben von großen, hochhalsigen, schwarzen Urnen und anderen Tongefäßen fanden sich in der Erde ober dem Nordrande des Steinsatzes, andere in verschiedenen Teilen der gelockerten Ausfüllungsmassen, einige auch in der noch ungestörten Erde.

Nach diesem kurz skizzierten Befund darf man annehmen, die Raubgräber haben hier einen geräumigen Schacht angelegt, Erde und Steine mit großem Arbeitsaufwand ausgehoben, die an der Basis des Tumulus gefundenen Beigaben entnommen, die gering geschätzten Tongefäßscherben über dem stehengebliebenen randlichen Rest des Steinsatzes und an anderen Stellen liegen gelassen und darauf das aus dem Schachte geförderte Erd- und Steinmaterial regellos wieder eingefüllt. Dabei ist das Pechermesser in den Hügel geraten. Die Holzbalken scheinen von einer Pölzung des Schachtes übrig geblieben zu sein.

Einen ähnlichen, jedoch mit einer seitlichen, 3 m breiten Eingrabung vor sich gegangenen Fall der gründlichen Beraubung habe ich beim Tumulus Nr. 12 im benachbarten Feichtenboden genau zu studieren Gelegenheit gehabt.

Die im Innern des Steinsatzes gefundene Holzkammer, von der uns der Herr Vortragende berichtete, ist in das weite Reich der Erfindungen zu verweisen. Von einer solchen Kammer war jetzt keine Spur im Tumulus vorhanden.

Der besonders hervorgehobene Wechsel von einzelnen Portionen verschiedenen Materials in der Erdaufschüttung ist eine bei größeren Grabhügeln ganz gewöhnliche, nebensächliche Erscheinung, die sich von selbst erklärt, sobald das Material von verschiedenen Stellen der näheren und ferneren Umgebung herbeigetragen werden mußte.

Die aus den drei überaus ergiebigen Ansiedlungsstätten gesammelten Funde liegen in großen Massen vor. Schon im Jahre 1892 hatte der Vorstand des Mödlinger Museums Herr Skribany nicht weniger als 50 kleinere Kisten voll von prähistorischen Tonsachen und Knochen vom Kalenderberg zusammengebracht. Die klaren Bilder, welche der Herr Vortragende uns vorführte, bedeuten nur einen winzigen Ausschnitt aus den vorhandenen Vorräten. Bei Betrachtung dieser ungeheuren, dem konservierenden Boden entrissenen Fundmassen drängt sich uns die traurige Tatsache auf, daß sie leider ganz unsystematisch zusammengebracht sind. Wir erfahren nichts über den Anlageplan der ganzen Ansiedlung und nichts über dem Bauplan der einzelnen Hütten. Das kommt daher,

daß bei den Grabungen die Waldbäume geschont werden mußten und nur 1—2 m breite Gräben zwischen den einzelnen Stämmen hindurch geführt werden konnten. Die österreichische Gesetzgebung bietet keine Handhabe zur Verhinderung oder Verbesserung eines solchen Verfahrens. Wir haben keine Verbote gegen die unsystematische Ausplünderung alter Fundstätten, keinen ausreichenden Einfluß auf die Grundbesitzer zur Schonung der Fundplätze oder zur Freigebung derselben für eine systematische Untersuchung und keine ausreichenden Geldmittel, um solche Untersuchungen lege artis durchführen zu lassen. Ich bin fest überzeugt, daß unsere eifrigen Lokalforscher viel lieber ganze Arbeit machen würden als halbe, wenn man ihnen die erforderliche Beihilfe bieten könnte. Aber die gehörige Ausrüstung, die ich soeben andeutete, stand weder der vormaligen Zentralkommission für Altertümer zur Verfügung, noch dem jetzigen Denkmalamte. Und so müssen wir denn vor unseren Augen wichtige Dokumente für die Vorgeschichte unseres Landes nur halb verstanden zugrunde gehen sehen.

(D u p l i k.) Der Herr Vortragende behauptet, der Steinsatz des großen Tumulus sei jetzt intakt gewesen und die Raubgräber hätten ihren Schacht, dessen Spuren der Herr Vortragende nun wohl zugeben muß, nur bis zum Steinsatz hinabgetrieben und diesen selbst unberührt gelassen. Diese Behauptung hängt in der Luft. Das wäre eine recht lächerliche Unternehmung gewesen, die mit vieler Mühe einen Schacht von etwa 5 m Tiefe gräbt, um einen Schatz zu erbeuten und vor der den gesuchten Schatz bedeckenden Steinlage unverrichteter Dinge umkehrt. Und auf welche Art hätten denn dann die Raubgräber die unter dem Steinsatz geborgen gewesenen Beigaben herausbekommen, wenn sie den Steinsatz intakt gelassen hätten? Es ist eine bei allen bisher untersuchten prähistorischen Grabhügeln ausnahmslos beobachtete Erscheinung, daß das Grab und seine Beigaben von dem Steinsatze, wenn einer vorhanden ist, bedeckt sind. Das ist ja auch ganz natürlich. Und daß in dem Riesentumulus Beigaben vorhanden waren, ganz von derselben Art der anderen Tumuli, das zeigen die zahlreichen Überreste, die man bei der neuerlichen Eröffnung gefunden hat und die man im Wiener-Neustädter Museum sehen kann.

Wir haben aber auch ganz positive Belege für die Richtigkeit meiner Ansicht.

1. Waren in der von mir erwähnten und nun auch von Herrn K y r l e zugestandenen Gipfelgrube unter der Waldstreu mehrere herausstehende Steinblöcke zu erkennen, die sicherlich von dem gelockerten Steinsatze herstammten und beim regellosen Einräumen des Schachtes zufällig obenauf kamen.

2. Daß der Schacht bis auf den Boden des Tumulus gereicht hat, war mit Sicherheit an dem von dem festeren Gefüge der stehengebliebenen Teile des ursprünglichen Steinsatzes verschiedenen lockeren Gefüge des nach der Raubgrabung wieder in den Schacht eingefüllten Materials zu erkennen.

3. Die noch vorgefundenen Reste der Verpölzung des Schachtes.

4. Das Pechermesser, das nur bei einem in unseren Zeiten erfolgten Eindringen in das Innere des Steinsatzes dahin gelangt sein kann. Dieses Messer kann auch zur beiläufigen Feststellung des Zeitpunktes der Beraubung behilflich sein. Zunächst ist seine Form zu beachten, und dann wird sich wohl ermitteln lassen, seit wann in der Gegend die Harzgewinnung auf dem Wege des „Pechens" betrieben wird. Vielleicht erst, seit die unter Kaiserin Maria Theresia begonnenen Föhrenpflanzungen ein Harzerträgnis liefern.

Wenn Herr Dr. K y r l e behauptet, daß er den auffallenden Unterschied zwischen den alten Randteilen des Steinsatzes und dem aufgelockerten Innenteile desselben bestimmt nicht erkannt hat, so ist nur zu bedauern, daß ihm dieser Unterschied entgangen ist.

Monatsversammlung am 9. November 1922.

Herr Univ.-Dozent Dr. Otto A n t o n i u s spricht über

Horde und Familie in der höheren Tierwelt.

Der Vortragende weist zunächst auf die Schwierigkeiten einer wissenschaftlich einwandfreien tierpsychologischen Beobachtung hin, bei der die möglichen Fehlerquellen oft viel zu wenig berücksichtigt erscheinen, und führt einige Beispiele hiefür aus seiner eigenen Erfahrung an.

Unter den in der Tierwelt üblichen Geselligkeitsformen gestatten nur jene der höheren Wirbeltiere, insbesondere der Säugetiere, ohne weiteres Vergleiche mit menschlichen Verhältnissen, während z. B. die „Staatenbildungen" der Insekten u. dgl. tiefgreifende Unterschiede aufweisen und im

folgenden unberücksichtigt bleiben sollen. Aus der großen Zahl der Fragen greift der Vortragende besonders drei heraus, und zwar: 1. das Verhältnis der Monogamie zur Polygamie bei nächstverwandten Formen, 2. das Vorkommen bzw. die Vermeidung von Inzestzucht und 3. die Einwirkung der Domestikation auf die sexuellsozialen Instinkte.

1. Monogamie oder Polygamie treten oft bei ganz nahe verwandten Formen ausschließlich auf. So sind gewisse primitive Wiederkäuer (im Freileben) streng monogam, nahe verwandte höher entwickelte Formen ausgesprochen polygam. Letzteres gilt z. B. für alle Rinder, Wildschafe, die größeren Antilopen, Hirsche usw. Bei vielen dieser Tiere kann man außerdem von einer Art „Saisonehe" sprechen, da sich die Geschlechter nur zur Fortpflanzungszeit zusammenfinden, sonst aber in größeren oder kleineren, nur aus dem einen Geschlecht bestehenden Verbänden leben. Ein dauerndes Zusammenleben der Männchen mit ihren Harems ist besonders von den Equiden und von den großen Hundsaffen (Pavianen) bekannt. Bei beiden schließen sich oft mehrere solcher Harems zu größeren, mehr minder lockeren „Zweckverbänden" zusammen. Bei den Pavianen ist die sexuelle Grundlage dieser Geselligkeitsform noch so deutlich, daß z. B. die bei allen Arten gleiche Gebärde der geschlechtlichen Willfährigkeit des Weibchens zum Zeichen der Unterwürfigkeit überhaupt wurde. — Übergänge von der Monogamie zur Polygamie kommen auch bei einer und derselben Art vor, und zwar ist dann fast ausnahmslos die größere Neigung zur Polygamie dem männlichen Geschlechte eigen. So lebt der Wilderpel solange streng monogam, als seine Ente nicht brütet; sitzt sie auf den Eiern, so sucht er jedes fremde Weibchen zu vergewaltigen. — Hochinteressant sind neuere Beobachtungen von Reichenow jun. im westafrikanischen Urwald, die vermuten lassen, daß die dortigen Menschenaffen innerhalb größerer (Familien-?) Verbände monogam leben.

2. Während Inzestzucht bei den streng monogamen Formen von vornherein so gut wie ausgeschlossen erscheint, bei den „saisonpolygamen" mindestens unwahrscheinlich ist, wurde wenigstens bei den Equiden die Beobachtung gemacht, daß die Hengste erwachsene aber noch nicht rossende Stuten, also ihre eigenen Töchter, aus ihren Herden vertreiben; es dürfte also auch hier eine Inzestverbindung erschwert sein. Die Frage aber, ob eine instinktive Abneigung gegen solche Verbindungen in der höheren Tierwelt vorhanden ist, muß trotz mancher dafür sprechenden Beobachtung noch offen bleiben.

3. Die Domestikation erhöht ausnahmslos die Neigung zur Polygamie, so daß selbst im Wildleben streng monogame Formen, wie z. B. die Gänse, Singvögel u. a., im gezähmten Zustande polygam wurden.

Diskussion: (1) Hofrat Prof. Dr. Oberhummer bemerkt, daß das Zusammenleben in Horden bei höheren Tieren auch für analoge Verhältnisse beim primitiven Menschen Bedeutung hat. Die wunderbare Organisation des Ameisen-, Bienen- und Termitenstaates fordert zwar auch zum Vergleich heraus, steht aber doch von den menschlichen Verhältnissen zu weit ab. Maßgebend ist besonders das Hordenleben der Säugetiere, in erster Linie der Primaten. Bei diesen allein findet man den Gebrauch von Werkzeugen (Steine, Holz) als Waffen. Was über gegenseitige Hilfeleistung bei Affen und Elephanten mitgeteilt wurde, ist von großem Interesse für die ersten Keime sozialer Verhältnisse, wie wir sie beim Menschen im Urzustande voraussetzen müssen.

(2) Dr. V. Lebzelter: Ich glaube, die „Demoralisierung" der domestizierten Formen läßt sich damit erklären, daß mit fortgesetzter Domestikation eine gewisse Labilität des endokrinen Systems zutage tritt, die auch darin zum Ausdruck kommt, daß der Geschlechtstrieb, der bei freilebenden Formen auf bestimmte Jahreszeiten beschränkt ist, bei Haustieren während des ganzen Jahres mehr oder minder erhalten bleibt. Was nun die, wenn man so sagen darf, sozialen Gebilde unter den höheren Wirbeltieren anbetrifft, so möchte ich da auf einen bisher vernachlässigten Faktor hinweisen, nämlich auf die Suggestion, die die Tiere im Verbande aufeinander ausüben und die sich in oft ganz unzweckmäßigen Handlungen der Einzeltiere wie der ganzen Horde äußert.

(3) Baron Dr. F. Nopcsa, Prof. Dr. R. Stigler, Dr. A. Haberlandt, Prof. Dr. R. Much.

(4) Dr. K. Spieß: Die Insektenstaaten, die Staaten der Bienen, Ameisen und Termiten werden im Hinblick auf ihre ganz wunderbaren Einrichtungen oft mit menschlichen Staatenbildungen verglichen. Die Insektenstaaten sind als eine Differenzierung über das Individuum hinaus aufzufassen, das heißt, das einzelne Individuum verliert seine Selbständigkeit und bildet mit allen Angehörigen des Staates ein Individuum höherer Ordnung. Es ist, als wäre ein Tier in seine Organe zerlegt worden und diese Organe

hätten in eigenen Tieren Leben bekommen. Die Bienenkönigin ist nichts mehr als ein Eierstock. Die Drohnen, aus unbefruchteten haploiden Zellen hervorgegangen, sind nichts anderes als ins Riesige vergrößerte Samenzellen. Die Arbeitsbienen, die keine Fortpflanzungsmöglichkeit haben, sind als vervielfältigte Flügel und Sammelorgane eines einzigen Individuums anzusehen. Bei den tropischen Ameisen gibt es Individuen, die nur den Zweck haben, als Nahrungsspeicher zu dienen, die sogenannten Honigtöpfe. Bei den Termiten sind die Krieger zur Verteidigung vervielfältigte Beißzangen.

Im Insektenstaate gibt es keine Einzelpersonen. Das Individuum als solches hat keine Lebensmöglichkeit. Im menschlichen Staate, mag er noch so weitgehende Differenzierung zeigen, hat jedes Individuum die Möglichkeit der Fortpflanzung und der selbstgewählten, im gegebenen Falle der veränderten Betätigung. Der Menschenstaat ist auf fortdauernde, ununterbrochene Gemeinsamkeit der einzelnen Individuen aufgebaut und seine Veränderungen sind bedingt durch die Entwicklungsmöglichkeit der Einzelindividuen. Bei den Insekten ist der Staat ursprünglich eine Entfaltung vieler Individuen, die nur für eine Vegetationsperiode berechnet ist. Der ganze Staat stirbt z. B. bei Hummeln und Wespen im Herbste bis auf das Weibchen, das Geschlechtstier, ab. Der jedes Jahr völlig absterbende Staat ist der beste Beweis dafür, daß wir es hier mit einem in viele Glieder zerteilten Einzelindividuum zu tun haben.

Insektenstaaten und Menschenstaaten können daher nur in gewissen Punkten Ähnlichkeit aufweisen, dem Wesen nach sind sie etwas völlig Verschiedenes.

Außerordentliche Versammlung am 26. November 1922.

Herr Universitätsprofessor Dr. Eugen Oberhummer hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Probleme der Anthropologie und Urgeschichte Zyperns.

Redner hat nach seinem 1903 erschienenen größeren Werk über Zypern jetzt einen zusammenfassenden Artikel Kypros für die Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft geliefert und zu diesem Zweck das ganze Material durchgearbeitet. Hieraus wurden einige Momente von anthropologischem Interesse hervorgehoben. Die heutige Bevölkerung der 9300 km² großen Insel (= Kärnten) zählt 311.000 Einwohner, davon 79% Griechen, 20% Türken. Ein ähnliches Verhältnis bestand auch in früheren Perioden (Griechen und Phönizier im Altertum, Griechen und Lateiner im Mittelalter) in dem Sinne, daß stets die Griechen die überwiegende Mehrheit bildeten. Anthropologisches Beobachtungsmaterial war bis vor kurzem nur sehr wenig vorhanden, darunter drei altkyprische Schädel in unserem Naturhistorischen Museum. Jetzt liegt ein ziemlich reiches Material von Buxton vor in J. Anthr. Inst. 1920 und Biometrika 1920. Hienach scheint im Altertum wie heute der dolichoide (mittelländische) Typus vorzuherrschen, daneben ein kurzköpfiges Element vorderasiatischer Herkunft. Die ältere Steinzeit ist auf Zypern gar nicht, die jüngere nur durch wenige Funde vertreten, deren neolithischer Charakter nach den neuesten, von Professor Menghin in der Diskussion erwähnten Untersuchungen, die dem Redner noch nicht zugänglich waren, ebenfalls sehr zweifelhaft ist. Redner bespricht dann einige Denkmäler von anscheinend megalithischem Charakter, die sich jedoch von echter Megalithkultur mehrfach unterscheiden und jedenfalls wesentlich jünger sind. Der Beginn der Metallzeit hängt mit dem Vorkommen von Kupfer zusammen, das von der Insel den Namen erhalten hat (cuprum = aes cyprium seit der Kaiserzeit) und reicht wohl bis in das 4. Jahrtausend zurück. Die älteste Besiedlung beschränkte sich auf die Niederung zwischen den beiden Hauptgebirgen der Insel und dehnte sich allmählich weiter aus, so von der Bronzezeit bis zur mykenischen Zeit. Der vorgriechischen Bevölkerung scheint die eigentümliche Silbenschrift anzugehören, welche bis zum 4. Jahrhundert auch für das Griechische verwendet wurde. Neuerdings sind einige Inschriften in dieser Schrift, aber in einer noch unbekannten Sprache, offenbar dem Urkyprischen zutage getreten. Charakter der Schrift und der Ursprache wurde an einigen Beispielen dargelegt. Die griechische Besiedlung aus dem Ägäischen Meer ist in der Zeit von etwa 1500—1000 erfolgt, phönizische Niederlassungen lassen sich erst seit etwa 1000 nachweisen. Redner schließt mit einem Blick auf den Kampf des griechischen und semitischen Elementes, um die Vorherrschaft auf Zypern sowie auf die späteren Schicksale der Insel nach den Kreuzzügen.

Diskussion: (1) Dr. V. Lebzelter: Es ist richtig, daß die Bevölkerung Zyperns nach den Untersuchungen von L. H. Dudley Buxton[1]) vorwiegend dolichoid ist und nur einen geringeren brachykephalen Einschlag hat. Ich habe jedoch einige Reihen Buxtons auf die individuellen Merkmalkombinationen hin untersucht und bin zur Feststellung gekommen, daß offenbar mehrere langköpfige Elemente in der Bevölkerung Zyperns vorhanden sind. In relativ geringer Zahl finden wir die kleinwüchsigen dunklen Angehörigen der sogenannten mediterranen Rasse. Unter den großwüchsigen Dolichoiden fallen Leute mit dunklem Haar und hellen, besonders blauen Augen auf. Hier haben wir es offenbar mit einer nordischen Beimischung zu tun. Aber auch Negerblut dürfte unter den dolichoiden Elementen eine Rolle spielen, worauf die große Anzahl breiter Nasen hinweist. Auch Buxton sind diese Tatsachen nicht entgangen und wir können von dem in Aussicht gestellten zweiten Teil seiner Arbeit noch sehr wichtige Aufklärungen erwarten.

(2) Prof. Dr. G. Hüsing, Prof. Dr. O. Menghin, Dr. V. Christian.

[1]) L. H. Dudley Buxton: The Anthropology of Cyprus. J. R. Anthr. Inst., Vol. L., 1920.

Außerordentliche Hauptversammlung am 14. Dezember 1922.

1. Der Jahresbeitrag für 1923 wird mit 30.000 K festgesetzt.

2. Zu Ehrenmitgliedern werden gewählt:

Ferrand, Dr. Gabriel, Ministre plénipotentiaire, Paris, 28 Rue Racine.

Grünwedel, Prof. Dr. Albert, Berlin-Lichterfelde, Hans Sachsstraße 2.

Haddon, Alfred C., M. A., D. Sc., F. R. S. Cambridge, 3 Cranmar Road.

Zu korrespondierenden Mitgliedern:

Balfour, Henry, Curator des Pitt Rivers Museums, Oxford, England.

Ankermann, Prof. Dr. Bernhard, Direktor am Mus. f. Völkerkunde, Berlin-Steglitz, Grunewaldstraße 26.

Breasted, Prof. James Henry, Chicago, 5545 Lexington Avenue.

Culin, Stewart, Curator of Ethnology Brooklyn Institute Museum, Brooklyn.

Gräbner, Prof. Dr. Fritz, Köln, Teutoburgerstraße 12.

Fewkes. J. Walter, Direktor des Bureau of American Ethnology, Smithsonian Institution, Washington.

Hansen, Dr. Sören, Kopenhagen, Sölfgade 20.

Jijon y Caamaño, J., Director de la Academia Nacional de Historia, Quito, Ecuador.

Joyce, Thomas A., Direktor der ethnolog. Abteilung des brit. Museums, London, W. C.

Krämer, Prof. Dr. Augustin, Stuttgart.

Lindblom, Dr. Gerhard, Assistent am Rijks Museet, Etnografiska Avdeling, Stockholm, Wallingatan 1.

Lundborg, Prof. Dr., Leiter des Instituts f. Rassenbiologie, Uppsala.

Rosén, Erich Graf, Uppsala.

Schrieke, Dr. B. J. O., Weltevreden, Java.

Seligman, C. G., M. D., Prof., Oxford, Court Leys, Foot Baldon.

Lehmann. Prof. Dr. Walter, Direktor am Museum f. Völkerkunde, Berlin SW.

Preuß, Prof. Dr. K. Th., Direktor am Museum f. Völkerkunde, Berlin-Friedenau, Hähnelstraße 118.

3. Herr Universitätsprofessor Dr. Oswald Menghin hält einen Vortrag über

Steinzeitliche Kulturen und Völker in Großbritannien.

An der Diskussion beteiligen sich Prof. Dr. G. Kraitschek, Dr. A. Haberlandt, Prof. Dr. F. Lach, Dr. J. Weninger, Prof. Dr. R. Much, Frau Dr. Pöch und Dr. F. Röck.

Monatsversammlung am 11. Jänner 1923.

P. Dr. Wilhelm Koppers, S. V. D., hält einen Vortrag unter Vorführung von Lichtbildern und Phonogrammen über

die ethnologische Forschungsreise von Gusinde-Koppers nach Feuerland zu Anfang 1922.

Außerordentliche Versammlung am 19. Jänner 1923.

P. Paul Schebesta, S. V. D., hält einen Vortrag über

die Zugehörigkeit der Zimbabwe-Ruinen von Rhodesia zur Manamatapa-Kultur.

Seit der Wiederentdeckung der großen und sonderbaren Ruinen von Rhodesia durch Mauch im Jahre 1871, welche unter dem Namen Zimbabwe bekannt sind, wurde die Frage nach ihrer Entstehung oft aufgeworfen. Vor allem befaßten sich Süd-Afrikaner und Engländer mit ihr, doch auch in Deutschland und Österreich kam sie wiederholt zur Sprache, wie aus der Literatur ersichtlich ist. Eine befriedigende Lösung der daraus sich ergebenden Probleme ist trotz aller Erörterungen in Vortrag und Schrift nicht gegeben worden. Hier sehe ich von den Kontroversen der Archäologen ab, denn um solche handelt es sich eigentlich, da die Zimbabwe-Frage vom ethnologischen, will sagen kulturhistorischen Standpunkte kaum behandelt worden ist. Ich möchte Prof. Pöchs Äußerung unterstreichen, der betonte, daß in der Erforschung der Zimbabwe-Frage methodische Fehler unterlaufen sind, die schließlich jede weitere Forschung in gleicher Richtung resultatlos machen müssen. Verkehrt war es, außerafrikanische Zusammenhänge zu fordern, während man innerafrikanische sozusagen von vornherein für unmöglich erklärte.

Daran mag schuld sein, daß einzelne mit vorgefaßter Meinung an die Bearbeitung der Frage herangetreten waren, und hauptsächlich, daß die Hilfe der Ethnologie nicht in Anspruch genommen wurde. Auch die historischen Quellen sind nicht in ausreichendem Maße verwertet worden, und wo sie herangezogen wurden, da schien es an einer durchgebildeten ethnologischen Methode gefehlt zu haben wie bei Hall und Theal, den besten Kennern des Problems. Der Altertumsforscher allein steht der Frage ohnmächtig gegenüber; auch der Historiker als solcher versagt. Nach Einsicht der einschlägigen Literatur schien mir die Lösung des Problems aus den Bauten allein unmöglich, in Anbetracht der vielen schon gemachten Versuche, die alle vergeblich geblieben sind.

Anmerkung. Dieser Vortrag ist ein Auszug aus einer längeren Arbeit, über das gleiche Thema, welche anderwärts bald veröffentlicht wird. Auf diese sei hier der näheren Literaturbelege wegen verwiesen. Herangezogen wurden alle Quellen, gedruckte und ungedruckte, soweit sie sich in den Bibliotheken Lissabons vorfinden, sowie die neuere Literatur über diesen Gegenstand.

Die Idee einer Rekonstruktion der Zimbabwe-Kultur aus den Geschichtsquellen schien mir aus anderen Gründen verlockend. Von dieser Seite aus, durch Vergleich mit anderen innerafrikanischen Kulturen hoffte ich zum Ziele zu gelangen, und ich glaube auch, so den richtigen Weg eingeschlagen zu haben.

Mir war die günstige Gelegenheit geboten, die Bibliotheken Lissabons während eines Jahres zu besuchen, und ich gebrauchte sie auch, um alles Material zu sammeln, welches auf die Geschichte und Ethnographie des Zambesi Bezug hatte. Dieser Teil lag mir besonders nahe, da ich ihn aus meiner siebenjährigen Anwesenheit dortselbst kannte.

Die handschriftlichen Quellen handeln eigentlich ausschließlich von einem Reiche Manamatapa. Dieses Reich und auch der Name ist heute am Zambesi unbekannt. Das hat manche Forscher veranlaßt, dieses Reich unter die Mythen zu versetzen. Theal sagt es gerade heraus: „Ein solches Reich hat niemals bestanden.“ Er meint, daß nur die Phantasie der mittelalterlichen portugiesischen Schriftsteller es zu einem so gewaltigen Reiche gemacht habe; aber mit Unrecht. Es liegt kein Grund vor, den alten Schriftstellern zu mißtrauen. Wir müssen dieses Reich als Tatsache anerkennen. Es war da in einer gewaltigen Ausdehnung und mit einem komplizierten Verwaltungsapparat. Nachdem uns heute weitere Beispiele solch gewaltiger afrikanischer Reiche bekannt geworden sind, fällt es uns nicht mehr schwer, den alten Quellen zu glauben.

Daß das Andenken an die Manamatapa aus dem Gedächtnis der heutigen Eingeborenen weggewischt ist, hat seinen Grund darin, daß die Manamatapa und ihre Kultur dort fremd waren und nicht Zeit genug hatten, sich die Eingeborenen zu assimilieren.

Daß die Zimbabwe-Bauten zu den Manamatapa gehören, ist mir im Verlaufe der Untersuchung zur Überzeugung geworden. Darin liegt eigentlich die Lösung des Problems. Der Vergleich mit anderen afrikanischen Kulturen ergab weiterhin, daß es sich um eine Kulturschicht handelt, die weit in Afrika verbreitet ist.

Mit zwei Benennungen haben wir es zunächst hier zu tun: mit Manamatapa und Mocaranga. Nach beiden wurde das südafrikanische Reich benannt. Ersteres ist eine Bezeichnung des Herrschers, letzteres die des Volkes. Von den vielen uns überlieferten

richtigen und verstümmelten Namen ist Manamatapa, mwana-matapa und mwene-matapa und der Plural Bene-matapa sprachlich richtig.

Über die Etymologie des Namens sind bis heute die wunderlichsten Erklärungen im Umlauf gesetzt worden. Die portugiesischen Quellen geben es wieder mit emperador, filho da terra (Sohn der Erde) senhor de todo (Herr über alles). Natürlich wollen das keine etymologischen Erklärungen des Namens sein, sondern es ist dies die Wiedergabe der Anschauungen der Eingeborenen über die Person des Herrschers.

Die Bedeutung des Namens tritt klar zutage, wenn man nur jene Sprache zu Rate zieht, welche die Sprache der damaligen Manamatapa war. Es kommt da also nicht Tebele und Suto, sondern das heutige Sezuru (Shona) und deren Verwandte Njungwe, Sena, Njandja in Frage.

Mwana, mwene und mwini heißt soviel wie Herr. Es wird noch heute in vielen Verbindungen gebraucht.

Matapa ist ein Plural der ma-Klasse von ku-tapa (sapa) und heißt: etwas vorwegnehmen, etwas herausholen, wobei etwas zurückbleibt. Davon kennt heute noch der Sprachgebrauch das Substantiv n-tapo: ein Ort, wo Gold gegraben wird. Ku-tapa heißt soviel wie Minen graben.

Daß das Wort auch zur Portugiesenzeit diese Bedeutung hatte, ersehen wir noch aus einer anderen Quelle. Am Pfura-Gebirge, dem heutigen Mount Darwin, nördlich von Salisbury, war eine Niederlassung der Portugiesen, genannt Masapa. Das war der äußerste Punkt nach dem Westen, den die Portugiesen in der ersten Zeit betreten durften. Mit vollständigem Namen hieß er: As portas de Masapa, die Pforten von Masapa, d. h. die Pforten der Minen, zu den Minen. Hier hat sich uns die ursprüngliche Bedeutung erhalten. Manamatapa heißt demnach der Herr der Minen.

Das Reich, in dem Manamatapa herrschte, werden Mocaranga genannt (mit Aussprache: mu für mo). Heute nennt man sie mit richtigem Klassenpräfix Ma-Karanga. Es bedeutet Sonnenvolk und hängt mit dem Worte i-langa: Sonne, zusammen.

Die Grenzen des Reiches erstreckten sich von Rhodesia bis zum Indischen Ozean und vom Zambesi bis zum Limpopo.

Wenn auch das Reich in seiner Blüte eine sehr große Ausdehnung hatte, so wäre es verkehrt, auf ein einheitliches Volk zu schließen; vielmehr waren viele Stämme unter einem Zepter geeint. Die Schicht, welche das Königtum innehatte und auch die Trägerin der eigentlichen Kultur war, mag nur ein Clan gewesen sein, der von auswärts eindrang und das Reich gründete.

Die Geschichte dieser Kultur hier zu schildern, muß ich mir versagen. Der Anfang des Manamatapareiches ist dunkel. Zerstört wurde es durch innere Unruhen und durch den Einbruch der Barotse im Jahre 1693. Diese Barotse oder „Borobzes", wie sie genannt werden, waren anfänglich Vasallen Manamatapas; sie empörten sich später wiederholt und zerstörten schließlich das Reich. Der Einfall geschah von Westen her. Von nun an blieben die Makalanga in Abhängigkeit von den Barotse. Die Manamatapa wichen immer mehr nordwärts vor ihren Feinden zurück, so daß wir sie im 16. Jahrhundert dicht am Zambesi finden, während sie früher südlicher ihre Residenzen hatten. Als gigantische Zeichen ihrer früheren Macht, die im langen Frieden gediehen war, ließen sie im Süden ihre Tempel und Residenzen aus Stein zurück, die Zimbabwe.

Eine Schilderung der Manamatapakultur liegt meines Wissens noch nirgendswo vor. Die nun folgende kann nur in den Hauptzügen hier vorgelegt werden.

Die Makalanga unterschieden sich von ihren Nachbarn, den Botonga, derartig, daß selbst die alten Quellen eine Grenze zwischen beiden ziehen. Während die ersteren Tücher zur Bekleidung verwendeten, kleideten sich die Botonga in Felle. Manamatapa kleidete sich in Seide. Auf Stirn und Brust trug der Herrscher große runde Muscheln als Schmuck, während die Vasallen eine solche Muschel nur an der Brust tragen durften.

Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen und Lanzen. Mamatapa trug als Insignien in seiner Hand drei kunstvoll gearbeitete Stäbe. Vor ihm ging stets ein Trommler einher, um die Passanten auf sein Kommen aufmerksam zu machen.

Die Wohnungen waren in der geschichtlichen Zeit aus Holz, Lehm und Stroh, aber in großem Maßstab aufgeführt. Um den Palast des Königs, der neben verschiedenen Gebäuden des Herrschers auch die Gehöfte seiner Frauen innerhalb einer starken Umfriedung vereinigte, dehnte sich die Stadt aus, die sehr groß war.

Ackerbau und Viehzucht waren im Schwunge. Die Vasallen entrichteten Rinder als Tribut. Der Ackerbau oblag den Frauen.

Der Hofstaat bestand zu einem großen Teil aus den Frauen des Königs, deren er sehr viele hatte, nach manchen Quellen über 3000.

Gewiß sind hierin auch die Sklavinnen der Hauptfrauen mit einbegriffen, die er aber auch zu seinen Frauen erheben konnte. Sieben oder acht hatten die Stellung von Hauptfrauen inne. Viele von ihnen waren seine eigenen Schwestern. Die Königin aber, mit Namen Mazarira, mußte seine Schwester sein. Wenn sie starb, wurde sogleich eine andere an ihrer Stelle ernannt und erbte Namen und Stand. Sie war eine Königin und hatte Lehnsleute und Beamten unter sich wie der König selber. Die Kinder, die ihm von seinen Schwestern geboren wurden, sah er als seine eigentlichen Erben an, da in ihnen keine Beimischung fremden Blutes war. Diese Familienendogamie, selbst das Heiraten von eigenen Töchtern war erlaubt, jedoch nur dem Herrscher, den anderen aber unter Todesstrafe verboten. Die Königin-Mutter hatte gleichfalls eine hervorragende Stellung inne.

In dieser Kultur genossen die Frauen eine höhere Achtung und mehr Rechte. Sie gingen beim Tode des Herrschers zwar in den Harem des neuen über — soweit sie nicht mit dem Verstorbenen den Tod teilen mußten und wollten —, hatten aber bei der Wahl des neuen Königs das letzte Wort zu reden. Nur mit ihrer Zustimmung konnte jemand zur Regierung gelangen. Jeden Mißliebigen konnten sie fern halten; wer aber Gewalt anwendete, der war von vornherein von der Nachfolge ausgeschlossen.

Die Erbfolge war vaterrechtlich. Der Wunsch des sterbenden Königs wurde berücksichtigt, doch war er nicht maßgebend. Jeder legitime Sohn der früheren Könige konnte König werden. Die Legitimität hing von den Frauen ab; wahrscheinlich waren nur einzelne Clans thronberechtigt. Es war natürlich eifriges Bestreben der Clans, ihre Glieder auf den Thron zu erheben. So entstanden viele Revolten und Unruhen im Lande.

Zum Hofstaat gehörten weiterhin die Würdenträger, die als Häuptlinge über Provinzen gesetzt waren und am Hofe verschiedene Ämter versahen. Da war ein Kanzler, ein Oberintendant, ein Oberhofmeister, ein General für den Fall des Krieges, ein Obertrommler, dem alle Trommeln des Königs unterstanden, ein Obermagazineur, ein Oberfetischmann, wie ihn die alten Quellen nennen, der die Medizinen und Salben des Königs aufbewahrte u. a. m.

Die Trommeln symbolisierten das Königtum und wurden darum mit besonderer Sorgfalt gehütet. Wer in den Besitz der Trommeln und des Harems des Königs gelangte, der war König.

Eine große Schar von Dienern umgab den König. Der Pagendienst war für die Söhne von Häuptlingen eine Ehrensache. Innerhalb seines Palastes bediente er sich nur solcher Jünglinge, die keusch lebten; waren sie im heiratsfähigen Alter, so verließen sie diesen Dienst und traten einen anderen außerhalb des Palastes an, wo sie auch ihre Wohnungen aufschlugen. Der König belehnte sie dann mit den Gütern ihrer Väter oder mit anderen nach seinem Gutdünken.

Eine Musikkapelle war stets in seiner Gegenwart und begleitete ihn überall. Stets sangen sie Lieder zu seinem Lobe und gaben ihm die wunderlichsten Lobestitel: großer Löwe, großer Elefant, großer Räuber und andere. Eine Leibgarde, welche auch Henkersdienste ausübte, war auf seinen Wink bereit. Sie umkreiste seinen Palast und schrie: „Njama, njama", Fleisch, Fleisch. Er sollte ihnen jemanden zum Tode überliefern, damit sie in ihrem Amte etwas zu tun hätten.

Die Grausamkeit der Herrscher war bekannt. Wollte er jemanden töten, so ließ er nur einen der Stäbe, die er in der Hand trug, zur Erde fallen. Sofort wurde das Opfer von den Henkern gespeert.

Jeder, der sich dem König nahte, mußte ein besonderes Zeremoniell beobachten. Er warf sich vor ihm auf sein Angesicht und durfte ihn nicht anschauen. So redete er mit ihm. Auch die Weißen mußten dieses Zeremoniell einhalten.

Für gewöhnlich scheint der Herrscher nicht sichtbar gewesen zu sein. Bei der Inthronisation zeigte er sich seinen Häuptlingen, während diese vor ihm lagen und ihm huldigten.

Jede seiner guten und schlechten Eigenschaften wurde von seinen Hofleuten nachgeahmt. Auch wenn er irgendeinen Fehler aufwies, so machten ihm alle diesen nach. Wenn er hinkte, so hinkten alle. Wenn er hustete oder nieste, so begrüßten ihn die Umstehenden; das verbreitete sich durch die ganze Stadt.

Der Feuerkult wurde derart beobachtet, daß alle Häuptlinge und Vasallen alljährlich von Manamatapa das neue Feuer annehmen mußten. Wer es nicht tat, der galt als Rebell.

Die heiligen Tiere der Manamatapa waren der Löwe und der Adler. Niemand durfte einen Löwen töten, außer bei der Großjagd, wenn der Herrscher zugegen war, was einmal im Jahre statthatte. Er selber wurde Löwe genannt. Von den Adlern hegen die

heutigen Mashona die Anschauung, daß sie die Seelen ihrer Häuptlinge tragen. Beides sind also Sonnentiere, die dem König heilig waren.

Die Monate wurden von Neumond zu Neumond gerechnet und zerfielen in drei Teile. Sechs Feiertage wurden in jedem Monat gefeiert. An diesen Tagen gab der König Audienzen; konnte er sie nicht abhalten, so tat es Ningomoaxa sein Kanzler.

Das Erscheinen des Neumondes wurde mit Festen und Zeremonien gefeiert. Von den letzteren sind die Scheinkämpfe zu erinnern, die Manamatapa selber in seiner Hütte vollführte, in dem er mit zwei Lanzen bewaffnet, in der Wohnung auf und ab rannte. Im Mai und September waren die Neumondfeste besonders feierlich. Im Mai dauerten sie acht Tage, während welcher Zeit sich aber der König nicht sehen ließ. Am achten Tage ließ er einen seiner Häuptlinge töten. Auch bei Gelegenheit des Regierungsantrittes mußte ein Häuptling sterben.

Im September pilgerte der König mit seinem Volke zu den Grabstätten seiner Ahnen, Zimbabwe genannt, um sich bei ihnen Rat zu holen und sie zu befragen. Bei dieser Gelegenheit trat ein Medium, das in dem Zimbabwe wohnte, auf und vermittelte die Gemeinschaft mit den Verstorbenen. Es geriet in Trance und benahm sich wie der zu befragende Tote, redete wie dieser usw. Alle warfen sich vor ihm nieder und huldigten ihm wie dem König selber.

Die Manamatapa-Herrscher mußten ohne Fehl sein, wenn sie die Regierung antraten, mußten aber auch ohne Fehl bleiben. Wurde der König krank oder impotent oder irgendwie verunstaltet, so mußte er sterben, indem er Gift nahm. Den späteren Königen ist es gelungen, diese Sitte abzuschaffen; doch brachen ehedem Revolten aus, wenn sich ein sogearteter König zu sterben weigerte. Es galt als ehrenhafter, sogleich in den Tod zu gehen, um sich im jenseitigen Leben zu erneuern.

Beim Tode des Königs mußten seine Hauptfrauen mit ihm in den Tod gehen. Zu diesem Zwecke nahmen sie Gift, das sie immer bereit hatten.

Es braucht wohl nicht näher auseinander gesetzt werden, daß die eben geschilderte Kultur keine Bantu-Kultur ist. Daß nun heute diese Kultur vom Zambesi so gut wie ganz verschwunden ist, kann nur so erklärt werden, daß sie tatsächlich ein Eindringling war, der nicht Zeit genug hatte, sich die einheimische zu assimilieren. Diese Kulturwelle, die damals Südafrika überflutete und die bodenständige überlagerte, ohne sie jedoch ersticken zu können, aufzufinden und ihre Wanderrichtung festzustellen, ist die weitere Aufgabe. Nachdem wir die Manamatapa-Kultur als etwas Einheitliches, in sich Geschlossenes erkannt haben, wird der Vergleich möglich.

Ich wende mich zunächst nach Uganda. Beim Lesen des Werkes von Roscoe, „The Baganda, London 1911," nach meiner Rückkehr aus Afrika fiel mir sofort die Gleichheit der Manamatapa-Kultur mit der von ihm geschilderten, die jetzt zum Teil auch schon der Geschichte angehört, auf. Auf dieses Werk sei hier hingewiesen. Hier kann ich nur kurz die Hauptparallelen streifen, ohne aber eine Schilderung dieser Kultur geben zu wollen.

Die Einrichtung des königlichen Harems zeigt dieselben Züge wie in Rhodesia. Die Königin mußte eine Schwester des Herrschers sein; aber während in Uganda auch andere ihre Schwestern heiraten durften, war dieses in Rhodesia nur ein Vorrecht des Königs.

Die Stellung der Königin-Mutter war ähnlich jener der Schwester-Königin. Auch sie hatte ihren eigenen Hofstaat.

Die Nachfolge im Königtum war vaterrechtlich; der Wunsch des verstorbenen Königs wurde beachtet, war aber auch hier nicht maßgebend. Nicht die Frauen waren die eigentlich Entscheidenden, sondern ihre Clans, die ihre Macht dazu ausnützten, ihre Söhne auf den Thron zu bringen. Der König gehörte dem Clan der Mutter an, nahm dessen Totem an, dabei aber auch die Totems des Königtums, den Löwen, Leoparden und Adler. Diese drei hatte jeder König von Kintu angefangen. Es herrschte darum keine Mutterfolge, wie Roscoe anzunehmen scheint, denn dann müßte ja der Schwesternsohn Erbe werden, was aber nicht der Fall ist. Ein Kompromiß von Vaterrecht und Mutterrecht fand aber letzten Endes doch statt, dadurch nämlich, daß der König seine eigene Schwester heiratete, so daß der Schwesternsohn schließlich doch der Erbe wurde oder sein konnte. Somit blieb das Königtum in der Familie des Vaters, das Mutterrecht kam aber auch auf seine Rechnung. Das mag überhaupt der Beweggrund der Schwesternheirat gewesen sein, falls sie nicht etwa nur mythologisch zu erklären ist.

Beim Regierungswechsel in Uganda waren auch Unruhen an der Tagesordnung, da jeder Klan seine Macht zu seinen Gunsten auszunützen trachtete.

Das Verwaltungssystem war hier gerade

so kompliziert wie in Rhodesia. Wir finden fast dieselben Ämter und Beamten, die über die Provinzen gesetzt waren, sich aber meistens am Hofe aufhielten. Der Kanzler und der Oberhofintendant (K a t i k i r o und K i m b u g w e) waren die höchsten Posten. Dieselbe Dienerschaft, dieselbe Musikbande mit einem Obertrommler, dieselbe Leibgarde und eine große Schar Pagen bildete den Hofstaat des Ugandakönigs. Unter den Häuptlingen bestand ein Wettbewerb, ihre Söhne als Pagen an den Hof zu bringen.

Die Grausamkeit der Ugandakönige war womöglich noch größer als die der Manamatapa. Weder die Häuptlinge noch die Frauen des Königs waren ihres Lebens sicher. Nur eine kleine Verletzung der Hofetikette führte den Tod nach sich.

Das Zeremoniell beim Begrüßen des Königs glich jenem in Rhodesia. Auf dem Angesichte liegen, durfte man den Herrscher nicht anschauen. Wenn der König lachte, so lachte jeder mit; mochte er niesen, mochte er sich die Haare schneiden, jeder machte es ihm nach.

In einer Hütte vor seinem Palast brannte das heilige Feuer, das niemals auslöschen durfte. Es begleitete ihn auf allen seinen Wegen; wenn er starb, so wurde es ausgelöscht, und man durfte nicht sagen, der König sei gestorben, sondern das Feuer sei ausgelöscht, wie man in Rhodesia sagte, der Sohn der Erde sei gestorben.

Bei Manamatapa war eine Art Mumifizierung der Leichen durch Austrocknen bekannt; ob sie aber für die Leichname der Könige gebräuchlich war, ist uns nicht überliefert. In Uganda wurde die Königsleiche regelrecht mumifiziert und einbalsamiert.

Das Erscheinen des Neumondes wurde auch hier feierlich begangen, wenngleich die Zeremonien zum Teil andere waren. Scheinkämpfe werden auch erwähnt.

Die Zeremonien, die sich beim Besuche der Königsgräber abspielten, sind mit jenen in Rhodesia identisch. Auch hier tritt ein Medium auf, das mit der Ahnenwelt verbindet; es benimmt sich ebenso, wie wir es bei den Manamatapas gesehen haben.

Die so wichtige Sitte des Selbstmordes des Königs, falls er irgendwie verstümmelt oder gebrechlich wurde, finden wir in Uganda nicht. Da sie aber in Unyoro bekannt ist — wir wissen, daß nach der Überlieferung der Eingeborenen selber sie mit den Banyoro verwandt sind —, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß diese Sitte früher auch in Uganda bekannt war und nur von einem schlauen König abgeschafft worden ist, wie es die Manamatapa ebenfalls versuchten und auch erreichten.

Noch andere wichtige Parallelerscheinungen finden sich zwischen beiden Reichen, welche ich hier nicht näher auszuführen beabsichtige.

Wie stehen die Zimbabwe-Bauten zu der Manamatapa-Uganda-Kultur? Mit Zuversicht kann ich sie als Bauwerke dieser Schicht bezeichnen.

Die Tradition, die sich im Namen erhalten hat, spricht entschieden dafür. Z i m b a b w e und Z i m b a g w i sind die beiden heute gebrauchten Benennungen. Die Alten schrieben fehlerhaft z i m b a o e. Beides heißt Bauten aus Stein; das eine im Shona-, das andere im heutigen Karanga-Dialekt. Diesen Namen führten die Steinbauten, aber auch die Residenzen der Manamatapa, und zwar bis in die jüngste Zeit hinein, als die schwarzen Majestäten nicht mehr in Steinburgen hausten, sondern in Häusern aus Lehm, Holz und Stroh. Auch die Grabstätten der verstorbenen Könige hießen so.

Diese Benennung „Steinburg“ kann nur die eine Erklärung zulassen, daß die Manamatapa früher tatsächlich in solchen Steinburgen wohnten.

Auch die Geschichte verbindet diese Ruinen mit den Manamatapa. Von englischer Seite suchte man immer hervorzuheben, daß die Portugiesen, denen wir die ersten Nachrichten über diese Gebiete verdanken, die Ruinen selbst niemals gesehen haben. Diese Annahme widerspricht den Quellen; zumal Great-Zimbabwe war bekannt und wurde auch von Portugiesen besucht. Die Beschreibung, welche uns B a r r o s gibt, paßt nur auf Great-Zimbabwe. „Mitten in einer Ebene liegt eine quadratische Festung, innen und außen aus behauenen Steinen sehr gut gebaut und von wunderbarer Größe. Kein Kalk ist in den Fugen zu sehen. Die Mauer ist mehr als 25 Spannen breit, die Höhe entspricht jedoch nicht der Breite. Über dem Portal befindet sich eine Schrift, welche gelehrte maurische Kaufleute, die dort waren, nicht lesen noch auch die Schrift feststellen konnten. Auf verschiedenen Hügeln um dieses Gebäude herum befinden sich andere Bauten wie die ersteren. Darin steht ein Turm von mehr als zwölf Ellen Höhe. All diese Gebäude nennen die Eingeborenen S y m b a v e, was soviel heißt wie Residenz; denn jeden Ort, wo Benomotapa wohnt, nennen sie so.“

B a r r o s kann hier nur Great-Zimbabwe im Auge gehabt haben, denn in keiner anderen Ruine ist ein solcher Turm gefunden worden. Hieraus folgt aber auch mit Sicher-

heit, daß Barros diese Steinbauten den Manamatapa zuschreibt.

Es mag verwunderlich erscheinen, daß in späterer Zeit, mindestens vom 16. Jahrhundert an, keine Steinbauten aufgeführt worden sind. Die Manamatapa wohnten zwar in großen Palästen, wie aus den alten Quellen hervorgeht, aber sie waren aus Holz, Lehm und Röhricht. Eine Erklärung dafür sehe ich darin, daß die Makalanga durch verschiedene Wirren degeneriert und die Manamatapa aus der Gegend der Steinbauten durch Feinde verdrängt waren. Während im Süden „die geologischen Verhältnisse des Landes das Errichten von Steinbauten sehr leicht machten, ja dazu herausforderten," wie Prof. Pöch sagt, waren die Verhältnisse im Norden andere.

Weiterhin verlegen die portugiesischen Quellen den Standort der Bauten in westlicher Richtung, von Sofala gegen 170 Wegstunden entfernt. Das stimmt mit der Lage der Ruinen überein.

Verschiedene Hypothesen wurden aufgestellt, um den Ursprung der Bauwerke zu erklären. Man nannte die Phönizier, die Sabäer, die Südaraber und auch die Israeliten als deren Erbauer; gegen das eine sträubte man sich aber immer wieder, sie den Einheimischen zuzuschreiben. Als einmal die fixe Idee sich festgesetzt hatte, daß dieses Goldland nur von Ausländern ausgebeutet wurde und als man einem Sonnenkult auf die Spur kam, da lag es nahe, irgendein Volk mit ähnlichen Bauten und Sonnenkult nach Rhodesia gelangen zu lassen.

Bartels machte gegen die Anschauung von Fritsch und anderen, die dennoch die Einheimischen als die Erbauer ansahen, geltend, daß dann mehr solcher Ruinen in Rhodesia gefunden werden müßten. Dieser Fall ist heute eingetreten. Wir zählen dort mehr als dreihundert solcher oder ähnlicher Ruinen.

Man glaubte, Zimbabwe als Festung der Goldsucher ansprechen zu können. Dagegen spricht schon die einfache Erwägung, daß solche Ruinen auch in Gegenden gefunden werden, wo niemals Gold gefunden wurde. Auch auf dem ganzen Wege zur Küste hin, den die goldbeladenen Karawanen hätten gehen müssen, finden sich solche Ruinen nicht.

Venning behauptet auf Grund seiner Forschungen, daß die Bauten auf Eingeborene zurückgehen und daß sie Altersstufen darstellten; die jüngsten seien die unvollkommensten. Ein solches Resultat läßt auch die Geschichte vermuten. Die Verarmung und Verelendung der Manamatapa kommt in deren Residenzen am besten zum Ausdruck. Von den großen Steinbauten der ersten Zeiten sanken sie herab zu Häusern aus Lehm und Holz.

Man sträubte sich dagegen, diese Bauten Eingeborenen zuzuschreiben, weil man sie für unfähig hielt solche Bauten aufzuführen, und weil bei keinem Volke Afrikas ein Sonnenkult bekannt war, wie ihn verschiedene Funde von Zimbabwe vermuten ließen.

Daß afrikanische Völker es sehr wohl verstehen, groß angelegte Bauten aufzuführen, ist heute sattsam bekannt. Daß die Makalanga, „das Sonnenvolk", einen Sonnenkult übte, habe ich in der vorausgegangenen Skizze dargetan. Dahin weisen die Embleme der Herrscher, die Muscheln an Stirn und Brust getragen, der Löwe und der Adler, die heiligen Tiere der Könige, dafür spricht der Feuerkult, die Tötung des gebrechlichen Königs, die Anschauung der Eingeborenen, daß Manamatapa ihnen die Sonne und jede Fruchtbarkeit bringe. Dafür spricht auch der Name des Volkes, makalanga = Volk der Sonne.

Die ganze Staatseinrichtung ist letzten Endes nur eine Projektion des Astralmythus auf die Erde. Um die Sonne, welche der König ist, dreht sich alles. Er muß seine Schwester heiraten, das ist der Mond, nur sie kann Königin werden. Die Schwestern des Mondes sind die anderen Gestirne; auch diese können nur vom Könige, der Sonne geheiratet werden, welche die einzige Zeugungskraft ist. Heiratet er sie nicht, so müssen sie ledig bleiben.

Aber auch die in den Ruinen nachweisbaren Zeichen des Sonnenkultes finden in der Manamatapa-Uganda-Kultur ihre volle Erklärung, so daß es überflüssig ist, fremde Völker zur Erklärung heranzuziehen. Eine Erklärung finden die Bauten, welche auf Anhöhen stehen, die Monolithen, welche wohl die Sonnenstrahlen versinnbilden; eine Erklärung finden die verschiedentlich gefundenen Phallusobjekte und die Adlerfiguren auf den Mauern von Great-Zimbabwe, welche ursprünglich nach dem Osten schauten. Eine teilweise Erklärung findet auch der konische Turm, doch glaube ich, daß er nicht nur Symbol war, sondern auch einen praktisch religiösen Zweck hatte.

Die Manamatapa-Kultur war eine Sonnenkultur; in den Bauten von Zimbabwe wohnte ein Volk mit Sonnenkultur. Beide finden sich in der gleichen Gegend und zu derselben Zeit; darum ist der Schluß gerechtfertigt, sie zueinander zu bringen.

Ein Vergleich mit Uganda läßt die Zu-

sammengehörigkeit der Bauten mit der genannten Kultur noch deutlicher hervortreten. Hüben wie drüben waren die Residenzen oval und von hohen Zäunen umgeben, welche von mehreren Toren durchbrochen waren. Innerhalb der Mauern standen Umfriedungen mit heute noch sichtbaren Plattformen aus Erde gestampft, den Standorten von Hütten. Rings um die Ruinen sind viele kleinere sichtbar, welche die Ansiedlungen der Untertanen darstellen mögen.

Das Bild von Uganda erinnert lebhaft an das von Zimbabwe, nur daß dort die Bauten aus Holz und Röhricht aufgeführt wurden. Auch ist von Uganda bekannt, daß sich jeder neue König seine eigene Residenz baute an einem dafür ausersehenen Orte, welche Sitte bei den Manamatapa auch geherrscht zu haben scheint.

Wenn auch manche der Ruinen Residenzen der Könige gewesen sein mögen, so gilt das nicht von Great-Zimbabwe. Nach Vergleich mit dem Material von Uganda bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß es eine Begräbnisstätte oder vielmehr ein Tempel irgendeines verstorbenen Sonnenkönigs oder der Könige überhaupt gewesen ist. Die bereits erwähnte Exequienzeremonie spricht von einem solchen Tempel-Zimbabwe. Wie in Uganda, standen auch in Rhodesia diese Tempel auf Anhöhen.

Den wichtigsten Fingerzeig für diese Auffassung gibt aber eine Notiz bei Bocarro. Er schreibt: „An Mocaranga grenzt ein Reich, Beza genannt, wo ein Palast der früheren Manamatapa steht, welchen die Kaffern für das Höchste ansehen. In diesem werden alle Manamatapa begraben; er dient ihnen als Begräbnisstätte."

Auch bei Barros finden wir eine wichtige diesbezügliche Notiz. „Ein Edelmann ist zum Wächter über Sybave gesetzt nach Art des Alcaide mor. Dieses Amt nennt man Symbacayo, wie wenn wir sagen würden, Wächter von Zimbabwe. Darin wohnen einige Frauen, für welche der Symbacayo zu sorgen hat."

Ich korrigiere symbacayo in symbacoya, was die eben genannte Bedeutung hat.

Einmal soll Zimbabwe eine Begräbnisstätte sein, ein andermal ist es von mehreren Frauen Manamatapas bewohnt und von einem Edelmanne bewacht. Das ist kein Widerspruch. Die Erklärung finden wir in Ugandas Sitten.

War der König von Uganda gestorben, so wurde ein konischer Tempel gebaut, in dem die Mumie beigesetzt wurde. Verschiedene Frauen des Verstorbenen mußten innerhalb der Umzäunung ihre ständige Wohnung aufschlagen, um das Grab zu behüten und in Ordnung zu halten. Auch wurde noch ein anderer Tempel gebaut, wo der Unterkiefer und die Nabelschnur des Königs beigesetzt wurden. In diesen Tempel zog sich die Exkönigin zurück und verschiedene andere Frauen. Zum Teil hatten sie ihre Hütten innerhalb der Umfriedung errichtet. Über den ganzen Bezirk Busiro, wo die Könige begraben zu werden pflegten, war ein Häuptling gesetzt, der mit den Frauen für die Tempel zu sorgen und zumal der Exkönigin in der Verwaltung beizustehen hatte.

In beiden Fällen handelt es sich also wohl um Totenfrauen, die nur da waren, um dem Verstorbenen zu dienen.

Auch die Bauart der Tempel in beiden Gegenden erinnert aneinander. Sie waren oval, mit hohen Umfriedungen umgeben, und zwar mit einer äußeren und einer inneren. In Uganda wurden hier die furchtbaren Menschenopfer dargebracht. Um das Grab wurden mehrere Frauen des Verstorbenen aufgestellt und getötet. Die erste Umfriedung wurde geschlossen und zwischen den beiden Umfriedungen weitere Menschenopfer dargebracht. Auch die äußere wurde geschlossen, um die wilden Tiere von den Leichen abzuwehren. Ob etwa in Zimbabwe ähnliche Opfer zwischen den beiden parallel laufenden Umfriedungsmauern dargebracht wurden?

Ich vermute, daß der konische Turm zum Aufbewahren irgendwelcher Reliquien der verstorbenen Könige gebraucht wurden. Von Uganda wissen wir, daß der Kieferknochen und die Nabelschnur in einem solchen Miniaturturm aus Rindenstoff aufbewahrt wurden. Die Ähnlichkeit lockt zum Vergleich.

Auch sei hier auf die Bauart der Ugandatempel hingewiesen. Sie sind konisch und mit einem Pinakl versehen. Eine symbolische Bedeutung, welche auch der Turm in Zimbabwe hatte, ist unverkennbar.

Auf Grund von Ausgrabungen sind in der neuesten Zeit Stimmen laut geworden, welche die Zimbabwe als Begräbnisplätze bezeichnen. Webster sagt z. B. von der Munda-Ruine, die er zu den ältesten zählt: „Zusammenfassend muß ich sagen, daß das Gebäude nichts anderes war als ein Königsgrab; während die außen sich befindenden Gräber solche seiner Verwandten waren."

Dafür spricht auch die Scheu der Eingeborenen vor diesen Ruinen. Fügen wir noch dem bei, was die Mashona heute von ihnen sagen. Dasselbe Wort Zimbabwe wurde von den Shona stets Dzimbabwe ausge-

sprochen, und bei ihnen hat es die Bedeutung nach der allgemeinen Ansicht eines Grabmonumentes.

Der Einwand dürfte berechtigt erscheinen, daß dann auch Gräberfunde hätten gemacht werden müssen, die aber unbekannt sind. Aus diesem Umstande schließe ich, daß Great-Zimbabwe nicht so sehr ein Begräbnisplatz, sondern ein Tempel, vielleicht ein Reliquientempel der Manamatapa war, ähnlich den Tempeln in Uganda, wo der Kieferknochen und die Nabelschnur aufbewahrt wurden. Sie wurden in einer zu diesem Zwecke besonders gegrabenen Zelle aufbewahrt, um gegen Feuer und Diebe geschützt zu sein. Die erste Pflicht der Wächter war, bei herannahender Gefahr die Reliquien zu retten.

Die Annahme, daß wir in Zimbabwe einen Totentempel der Sonnenkönige von Rhodesia haben, und zwar einen aus der ersten Zeit dieses Reiches, scheint mir sehr gut begründet zu sein.

Wer waren nun die Manamatapa, die Erbauer der Zimbabwe und die Träger dieser Sonnenkultur? Die Geschichte übermittelt uns nur eine negative Kenntnis. Es waren nicht die Zulus, auch nicht die Barotse, denn die Makalanga treten zu beiden in Gegensetzlichkeit, wenn es auch wahr bleibt, daß sie mit beiden lateral verwandt sind.

Die Vergleichung mit anderen Kulturen Afrikas wird uns sicherer zum Ziele führen. Die Zimbabwe-Uganda-Kultur, die wir als nicht Bantu ansprechen müssen, stellt sich uns dar als eine jüngere Welle, welche die Bantukultur überlagert und auch sonst weit außerhalb des Bantugebietes auftritt.

Hier kann ich nur einen flüchtigen Überblick dieser jungafrikanischen Kultur geben. Aus Nachrichten vom Anfang des vergangenen Jahrhunderts erfahren wir Einzelheiten über das Cazembe-Reich nördlich vom Bangueolo-See, und westlich davon über das Muata-Jamvo-Reich im Gebiete der Balunda. Nordwestlich davon erstreckte sich das Reich von San Salvador, von dem das heutige Bushongo-Reich am Lulua, einem Nebenflusse des Kongo, abstammen soll. Diese Reiche mit Uganda und Manamatapa (die Barotse zähle ich dazu) bilden eine Gruppe für sich. Dazu gehören auch weiter gegen Norden das Unyoro-Reich, nordwestlich davon die Mangbettu, welche von den Nachbarstämmen Makalaka genannt werden, wie ihre Vettern am Zambesi. Schließlich ist noch Altäthiopien und Altägypten zu nennen, welches in seiner ältesten Form des Re-Königtums eine sehr große Übereinstimmung mit den genannten Völkern aufweist. Nun wird uns auch verständlich, daß sich bis zum Zambesi Typen nachweisen lassen, die an die Ägypter erinnern, und daß Objekte der materiellen Kultur, die nach Ägypten hinweisen, sich in ziemlicher Anzahl dort vorfinden.

Von Uganda ist es gleichfalls bekannt, daß zumal die Königsfamilie einen Hamitentypus darstellt, ohne jedoch — wie die Überlieferung behauptet — von den heutigen Hamiten abzustammen.

Wie weit die westafrikanischen Reiche, wie die Yoruba, Aschanti, Dahome u. a., am Tschad-See dieser Kultur angehören oder von ihr beeinflußt sind, mag heute noch dahingestellt bleiben; jedenfalls gehen die Fäden auch nach dem Westen. Schon Burton konstatierte Zusammenhänge zwischen Dahome, Yoruba einerseits und Uganda, Cazembe anderseits. Auch der Schlangenkult, der sich sporadisch durch ganz Afrika zieht bis zum Zambesi hinunter sei hier erwähnt. Er gehört meines Erachtens zu dieser Sonnenkultur.

Hier sind noch andere Völker zu erwähnen, die der gleichen Schichte angehören, aber eine andere Entwicklung genommen haben. Das sind die Zulu des Südens und die Dinka, Schilluk des Nordens, der Unterschied zwischen dieser und der vorhergenannten Gruppe liegt darin, daß die Zulu, Dinka mehr vaterrechtlich, die andere zum wenigsten einen starken Einschlag von Mutterrecht hat. Diese ist eine Bogenkultur, jene nicht. Die Königinmutter und -schwester scheinen bei den Schilluk-Zulu neben dem Könige keinen Platz zu haben.

Die Folgerung aus dieser Tatsache kann nur sein, daß die Zulu-Dinka-Gruppe die ursprünglichere, während die andere eine Mischung mit einer mutterrechtlichen Schichte darstellt. Ob diese Mischung im zentralen Afrika stattgehabt oder ob eine mutterrechtliche Schichte, über Ägypten einbrechend, die erstere Sonnenkultur überlagerte und sich mit ihr schon dort mischte, ist ein Problem, der Untersuchung wert. Die Tatsache bleibt bestehen, daß sich die mutterrechtlich orientierte Schicht von Ägypten aus über die Asande hinweg nach dem zentralen Westafrika und weiter nach dem Süden ergossen hatte, während die rein totemistische Sonnenkultur sich mehr im Osten hielt.

Diese Kultur ist viehzüchtend. Auf wen die Viehzucht zurückgeht, bedarf einer weiteren Klärung; da die Kultur aber älter zu sein scheint als die Hamiten in Afrika, möchte ich sie als prähamitisch ansprechen.

Die weitere Verfolgung dieser Kultur auch außerhalb Afrikas wird die dritte Phase der Untersuchung darstellen, falls nicht von außerafrikanischem Gebiet aus diese Arbeit in Angriff genommen wird. Ein solcher Versuch liegt bereits vor, und zwar von keinem geringeren als dem bekannten englischen Ethnologen Rivers. Er wagte einen Zusammenhang zwischen der von mir genannten Kultur Altägyptens und den Salomonen zu betonen. Der Träger dieser Kultur auf den Salomonen scheint der Stamm der Araha allein zu sein, welcher an die Manamatapa erinnert.

Fassen wir die Resultate der bisherigen Untersuchung zusammen, so ergibt sich:

1. daß die Manamatapa eine fremde Herrscherschicht war mit Sonnenkult;

2. daß die Ruinen vom Zimbabwe-Tempel des Sonnenkultes waren und zu den Manamatapas gehörten. Es sind also Bauten, die einer afrikanischen Kultur angehören;

3. daß die Zimbabwe-Manamatapa und die Uganda-Kultur identisch sind und daß sich diese Kulturwelle über einen großen Teil Afrikas nachweisen läßt.

In der Diskussion sprach Dr. A. Haberlandt.

Monatsversammlung am 8. Februar 1923.

Herr Dr. Heinrich Handel-Mazzetti hält unter Vorführung von Lichtbildern und Autochrombildern einen Vortrag:

Bei den Völkern Süd-West-Chinas.

Besichtigung der ethnographischen Sammlung Dr. Heinrich Handel-Mazzetti am 15. Februar 1923.

Die im Naturhistorischen Museum aufgestellte Sammlung wurde vom Sammler selbst eingehend erläutert.

Ordentliche Hauptversammlung am 8. März 1923.

1. Der Vorsitzende, Vizepräsident Hofrat Dr. M. Haberlandt, erstattet den

Jahresbericht über das Jahr 1922.

Es gehört zu den Obliegenheiten des Vorstandes unserer Gesellschaft, gelegentlich der Jahresversammlung über das Wichtigste in ihrem Vereinsleben kurzen Bericht zu erstatten.

Ich bemerke dabei zuerst, daß diesem Vorstand als neues Ausschußmitglied seit Jahresfrist Herr Dr. Friedrich Röck, Museumsassistent, angehört.

Bei der Rückschau über das verflossene Jahr müssen wir zunächst der schmerzlichen Verluste gedenken, die unsere Gesellschaft durch den Tod hervorragender Mitglieder erlitten hat. In dieser Liste der Verstorbenen stehen die Namen: Jaroslav Palliardi, Notar, Mähr.-Budwitz; Emile Rivière, Directeur à l'Ecole des Hautes Etudes au Collège de France; Julius Wisnar, Reg.-Rat, Znaim; Dr. Eduard Seler, Professor, Berlin; Dr. Otto Stoll, Professor, Zürich; Dr. Heinrich Obersteiner, Hofrat, Professor, Wien.

Der Mitgliederstand betrug am 31. Dezember 1922: 1921:

Ehrenmitglieder	20	(17)
Korrespondierende Mitglieder .	79	(66)
Stifter	7	(7)
Unterstützende Mitglieder . .	12	(18)
Wirkliche Mitglieder	338	(326)

An Subventionen flossen der Gesellschaft zu: vom Unterrichtsamt 80.000 K, von der Emergency Society for German and Austrian Science and Art 100 Doll., wofür bestens gedankt wird.

Den Hauptanteil an den Einnahmen, etwa fünf Siebentel, macht der Erlös aus Druckschriften aus. Die mit dem Vertriebe verbundenen Arbeiten konnte das Sekretariat nur dank der uneigennützigen Mitarbeit unseres Mitgliedes Frl. Lilly Pernt bewältigen. Sie hat sich damit um die Gesellschaft bestens verdient gemacht.

Die Veranstaltungen bestanden in einer ordentlichen und einer außerordentlichen

Hauptversammlung und in 6 ordentlichen und 3 außerordentlichen Monatsversammlungen. Ab Oktober fanden je 2 Monatsversammlungen im Monat statt, und zwar wurden sie auf jeden zweiten und vierten Donnerstag verlegt. Um das Zustandekommen der 11 Vorträge, die gehalten wurden, hat sich der Vortragssekretär Privatdozent Dr. Artur Haberlandt verdient gemacht, wofür er neben den Vortragenden selbst unseres aufrichtigen Dankes sicher ist.

Auch der laufende Band unserer Mitteilungen, von dem 6 Hefte gedruckt vorliegen, wird der Gesellschaft sowohl als auch seinem Redakteur Hofrat Dr. Bouchal gewiß nicht zur Unehre gereichen.

Im ganzen können wir sagen, daß wir in einer schwierigen Zeit wieder ein Jahr lang durchgehalten haben.

Eine Enttäuschung freilich hat uns das vergangene Jahr gebracht, sofern die Hoffnungen auf Wiederbesetzung der Lehrkanzel für Anthropologie an unserer Universität, deren Erfüllung schon in greifbare Nähe gerückt schien, wieder zunichte geworden sind. Die Interessen unserer Gesellschaft sind so innig mit der Frage der Vertretung der Anthropologie an unserer Universität verknüpft, daß sie nicht aufhören darf, für eine solche ihre Stimme zu erheben. Am Baume der Wissenschaft ist ein Ertrag nicht nur von älteren schon oft abgeernteten Ästen zu erwarten, sondern auch, und vielleicht in noch reicherem Maße, von jüngeren Trieben. Auch diese darf man nicht verdorren lassen.

2. Kommerzialrat R. Böhmker verliest den Rechnungsabschluß, dem folgendes entnommen ist:

Einnahmen:	K
Kassarest . . Mark 3921 und	755.272
Zinsen	883
Subvention des Bundesministeriums für Unterricht . . .	85.000
Mitgliedsbeiträge Mark 4997 und	2,309.809
Fürtrag: Mark 8918 und K	3,150.964
Übertrag: Mark 8918 und K	3,150.964
Spenden: Der Emergency Society	645.160
Sonstige	45.600
Einnahmen aus Druckschriften	10,850.948
Zuschuß aus dem Reservefonds für Druckkosten	1.082
Zusammen: Mark 8918 und K	14,693.754

Ausgaben:	K
Kosten der Publikation . . .	13,064.872
Kanzleiauslagen	652.696
Kassarest: Mark 8918 und . .	976.186
Zusammen: Mark 8918 und K	14,693.754

Wertpapierkonto:	K
Anlagekapital	6.324
Johann Wanner-Stiftung . . . . (unverändert)	100.000

Nach dem von Dr. R. Kulka erstatteten Bericht der Rechnungsprüfer wird die Rechnung genehmigt.

3. Wiedergewählt werden die Funktionäre Christian (Sekretär), Bouchal (Schriftleiter), Lasch (Rechnungsführer), die Ausschußräte Kraitschek, Menghin und Schmidt. Neugewählt werden als Sekretär der bisherige Ausschußrat Röck und als Ausschußrat der bisherige Sekretär A. Haberlandt.

Zu korrespondierenden Mitgliedern werden gewählt:

Crawford, O. G. S., Archaeology officer, Ordnance Survey, Southampton.

Bosch-Gimpera, Dr. Pedro, Universitätsprofessor, Barcelona.

Seler-Sachs, Cäcilia, Universitätsprofessorswitwe, Berlin.

Meinhof, Dr. Carl, Universitätsprofessor, Hamburg.

Stuhlmann, Dr. Franz, Geh. Regierungsrat, Hamburg.

4. Herr Dr. Fritz Röck spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

Kosmologie und Buddha-Legende.

Außerordentliche Versammlung am 15. März 1923.

(Gemeinsam mit der Geographischen Gesellschaft.)

Herr Major a. D. Dr. H. Detzner-Berlin hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag:

Vier Jahre unter Kannibalen in Neuguinea.[1])

[1]) Vgl. die Anzeige des Werkes des Vortragenden in den „Mitt", LI, S. 75.

Monatsversammlung am 26. April 1923.

1. Der Vorsitzende Prof. Dr. Much widmet dem vorstorbenen Ehrenmitgliede Hofrat Prof. Dr. Franz Wieser in Innsbruck sowie dem um die Vorgeschichte Mährens verdienten Prof. Dr. Anton Rzehak einen Nachruf.

2. Universitätsprofessor Dr. Rudolf Martin-München hält unter Vorführung von Tabellen und Lichtbildern einen Vortrag über

Körperwachstum.

An der Diskussion nahmen teil Dr. Lebzelter, Dr. Weninger und Prof. Dr. Reichel und der Vortragende.

Außerordentliche Versammlung am 28. April 1923.

Herr Carl Koch-Bonn hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag

Unter den Zwergvölkern Süd-Kameruns.

In der Diskussion sprachen Dr. Weninger und der Vortragende.

Außerordentliche Versammlung am 17. Mai 1923.

Herr Privatdozent Dr. Walther Andrae (Berlin) spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

Das Wohnhaus in Assur und Babylon.

Klima und Beschaffenheit Mesopotamiens bedingen die zwei Wohn- und Lebensweisen seiner Bevölkerung: die nomadische und die seßhafte seit der ältesten Zeit bis heute. Die nomadische kann sich im Laufe der Jahrtausende kaum geändert haben, und so können wir vermuten, daß sich die Beduinen zur Zeit der alten Reiche von Babylonien und Assyrien in ähnlicher Weise mit ihren Kamelherden durch die weiten Steppen und wasserarmen Wüsten bewegten, wie die heutigen, daß ihre Zelte den heutigen im wesentlichen glichen und ihr Hausrat nichts anderes enthielt, als die wenigen bescheidenen Dinge, die man heute bei Beduinen findet: einfache Teppiche, Decken, Kissen, Kannen und Kochkessel, Schläuche und Säcke. Das Zelt selbst aus Bahnen von Ziegenhaargewebe, die Zeltstützen aus Pappelholz, die Hanfstricke und Pflöcke haben vielleicht die ältesten Formen bewahrt. In assyrischen Darstellungen fehlt das Beduinenzelt, dagegen findet sich das Truppenzelt auf den annalenhaften Reliefs von Nineve vielfach abgebildet. Seine Bauart spiegelt möglicherweise das Beduinenzelt, die Einrichtung aber deutet auf städtische Bewohner. Betten, Sessel, Tische wurden ins Feld mindestens von den Offizieren mitgeführt. Dem Könige errichtet man im Feld ein großes, kompliziertes Zeltgebäude, das einen offenen Hof und zwei halboffene Räume zu enthalten scheint, ähnliche, nur kleinere bauten sich wohl auch die höchsten Offiziere im Lager: eine schon mehrfach diskutierte bewegliche Hausform, die in der stabilen Bauweise des Landes in dieser frühen vorchristlichen Zeit keine Analogie hat.

Im Süden Mesopotamiens ist heute die Schilfhütte die übliche Behausung des halbseßhaft gewordenen Bauern. Ob sie in ihrer Bauart auf altes zurückgeht, ist durch nichts belegt. Als Fluchtburg errichtet jeder Scheich für sich und seine Leute einen Hof und Turm aus Lehmbatzen. Diese Höfe, in die man das Zelt (oder die Srefe) stellte, waren das Vorbild des altmesopotamischen Stadthauses. Der Wohnraum liegt in Babylonien an der Südseite, in Assur gern an der Südwest- oder Südostseite dieses Hofes, ist aber nicht mehr so weit offen und einladend wie ein Zelt, dessen ganze breite Vorderfront dem Gaste geöffnet ist, sondern hat nur eine Tür auf der Breitseite hat.

Das entwickelte Wohnhaus von Assur und Babylon, das die deutschen Ausgrabungen kennen gelehrt haben, ergänzt unser Wissen vom altorientalischen Wohnwesen, das sich bisher nur auf die assyrischen Königspaläste beschränkte. Die vornehmeren Häuser haben eine gute Trennung von Männer- und Frauenhaus oder Geschäfts- und Familienhaus innerhalb der Umfassungsmauer. In Assur pflegt das Vorderhaus die Dienerschafts- und Wirtschaftsräume, den Brunnen und vermutlich auch die Küche zu enthalten. Die letztere ist so einfach eingerichtet, daß sie nie deutliche Spuren eines Herdes hinter-

lassen hat. Aborte sind nur in Palästen gefunden, sie sind wie die heute im Orient üblichen eingerichtet.

Im allgemeinen waren diese Häuser einstöckig. Treppen fehlen, zum flachen Dach, auf dem sich zweifellos das nächtliche Leben im Sommer wie noch heute abspielte, gelangte man auf Leitern oder auf einigen sehr unbequemen steilen Stufen wohl vom Hofe aus. Auch in Babylon, das nach antiker Überlieferung mehrstöckige Häuser gehabt haben soll, hat unsere Ausgrabung keine hinreichenden Nachweise dafür gefunden. Die Decken der Räume waren aus Palmstämmen oder Pappelstangen, Schilfmatten, Reisiglagen und Lehmschlag konstruiert.

Über die Möbel unterrichten uns am besten die assyrischen Reliefs und einige plastische Darstellungen aus Babylonien. Im allgemeinen hockte und schlief man an der Erde wie heute, Sessel, Tische Schemel, Ruhebetten konnte wohl nur der Vornehme und der König besitzen und benützen. Sie reichen hinsichtlich ihrer Bequemlichkeit und Schönheit nur selten an die Erzeugnisse altägyptischer Tischlerei heran. — Für die Erwärmung in den kalten mesopotamischen Wintern gab es tragbare und fahrbare Kohlebecken aus Ton und Bronze, für die Beleuchtung einfache Tonlämpchen.

Auch die Toten bewohnen Häuser, meist sind es die verlassenen, verfallenden Häuser der Vorfahren; es gab weder in Assur noch in Babylon Begräbnisplätze. Jedoch ist nicht erwiesen, daß die Toten im bewohnten Hause beigesetzt wurden. Sie liegen in kleinen Hohlräumen 1—3 m unter dem Fußboden, mit Scherben, Töpfen oder Ziegeln bedeckt, oder in Tonsärgen; Reichere werden in Grüften bestattet, wo sie außerdem noch bisweilen im Tonsarg liegen. Dies ist auch die Bestattungsart assyrischer Könige. Die Ausgrabung in Assur lehrte uns eine Gruppe assyrischer Königsgräber kennen, die im alten Palast daselbst liegen.

An der Diskussion beteiligten sich Hofrat Dr. Lippert, Prof. Dr. Menghin und Dr. Christian und der Vortragende.

Monatsversammlung am 24. Mai 1923.

Mr. Frederick Fawcett spricht unter Vorführung von Lichtbildern und von ethnographischen Gegenständen aus seiner im Naturhistorischen Museum befindlichen Sammlung über

The primitive peoples of Southern India.

Berichtigung.

In dem Aufsatze von J. V. Żelizko „Einige Bemerkungen zur Frage der Steatopygie des paläolithischen Menschen" diese Mitteilungen, LII. Bd., 1922, Heft V und VI, Seite [22]—[25], ist irrtümlich als Fundjahr der „Venus von Willendorf" 1909 angegeben, während sie bei der systematischen Grabung J. Bayers und H. Obermaiers im Sommer 1908 gefunden wurde.

Monatsversammlung am 14. Juni 1923.

Herr Dr. Wolfgang Schultz spricht über

Zauberwesen im deutschen Märchen.

Außerordentliche Versammlung am 28. Juni 1923.

Herr Privatdozent Dr. Robert Bleichsteiner hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Die georgischen Bergstämme.

In der Diskussion spricht Dr. Weninger.

Herr Dr. Alfons Gabriel, Gouvernementsarzt in Bonaire, übersendet folgende Mitteilung:

Über die Urbevölkerung Bonaires.

Wenig, fast nichts ist von den alten Indianern bekannt, die auf Bonaire, einer der Inseln „unter dem Winde" im Karaibischen Meer, lebten. Mit Ausnahme einiger 1875 durch A. J. van Koolwijk kopierten, auf überhängenden Strandterrassen und in Tropfsteinhöhlen gefundenen Petrographien und einer Sammlung Steingeräten, die sich jetzt im Reichsmuseum der Altertümer zu Leiden befinden, ist Direktes von der Urbevölkerung Bonaires nichts überliefert worden. Den in der heutigen Bonairer Bevölkerung aufgegangenen Resten dieser nachzugehen, ist Zweck dieser Zeilen. Groß scheint die inländische Bevölkerung auf Bonaire nie gewesen zu sein und wenn der Indianertypus hier im Gegensatze zum benachbarten Curaçao noch nicht völlig verschwunden ist, so ist das dem Umstande zu danken, daß im Jahre 1634, als Bonaire mit den Inseln Aruba und Curaçao aus dem Besitz der Spanier in den der Westindischen Compagnie überging, ihre inländische Bevölkerung nicht wie auf den zwei genannten Inseln auf das gegenüberliegende Festland Südamerikas gebracht wurde. Inzwischen sind die Ureinwohner in den weißen Eroberern und in den aus Westafrika eingeführten Negersklaven zum größten Teile aufgegangen und bloß in einer kleinen Ansiedlung nördlich des Hauptplatzes konzentriert sich, was an körperlichen Eigenschaften und kulturellem Besitz aus vergangener Zeit übergeblieben.

Als Nichtfachmann möchte ich mich darauf beschränken, das Beobachtete und in Erfahrung Gebrachte zu berichten, ohne weitere Schlüsse daraus zu ziehen.

Die Leute, die den Indianertypus am reinsten verkörpern, sind meist von mittelgroßer Statur; unter Mittelmaß ist jedenfalls häufiger als über Mittelgröße. Die Hautfarbe ist gelblich. Bei allen denen, bei denen die Hautfarbe ins Bräunliche übergeht, kann man Merkmale finden, die auf Mischung mit Negerblut hindeuten. Das Haar ist glatt und glänzend, fast immer schwarz. Doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß es ausgesprochene Indianertypen gibt mit rotblonden Haaren. Das Kopfhaar ist reichlich entwickelt, bei Frauen zu Zöpfen geflochten, bei Männern ohne besondere Haartracht. Der Bartwuchs ist schwach, meist bloß auf die Oberlippe beschränkt. Die Iris ist durchwegs dunkel. Auffallend deutlich tritt oft die Bildung einer Mongolenfalte hervor. Die Nase ist meist gerade, bisweilen sehr breit. Häufig ist ein leichter Grad von Ober- und Unterkieferprognathie. Die Zähne sind oft von auffallender Schönheit und Regelmäßigkeit, oft frühzeitig kariös. Die Leute sind überwiegend meso-, selten brachycephal. Der Gesichtsschädel ist massiv, die Jochbögen stark vorspringend, welche Eigenschaften zusammen mit der obenerwähnten Mongolenfalte dem Individuum manchmal einen ausgesprochenen mongoloiden Typus verleihen. Die Körperformen sind meist von seltener Schönheit; der Gang der jungen Mädchen eigenartig wiegend und elastisch. Die Leute sind gutmütig, wenig rauflustig, dabei falsch und überaus feig. Erwähnenswert, weil so stark ausgeprägt, ist die Disposition zu Neuropathien und funktionellen Geistesstörungen, die in das Gebiet der Hysterie fallen.

Die Kleidung ahmt ganz europäischen Stil nach. Die Frauen tragen lange, schwarze Kopftücher.

Die Körperpflege ist nicht groß. Bloß zur Zahnreinigung wird ständig ein kleines Aststück von Capparis cynophallophora (Fam. Capparidaceae) im Mund gehalten. Zum Haarwaschen wird der in Stücke zerschnit-

tene Stamm einer Kaktee (Cereus griseus) verwendet.

Die Behausungen haben durchwegs viereckigen Grundplan. Die höchst einfachen Hütten sind meist aus Holz geflochten, in den Zwischenräumen zwischen den Holzspangen mit Steinen gefüllt und mit Lehm bestrichen. Mit Vorliebe wird das Holz eines „Leele" oder „Wakura" genannten kleinen Baumes (Randia aculeata) oder das der Mangroven (Rhizophora mangle) oder des Manzanillabaumes (Hippomane Manzinella) verwendet. Oft wird der Eingangsfront der Hütte ein viereckiger Raum vorgebaut aus Planken, welche aus dem Holz der Stämme alter Cereuskakteen bestehen. Die Dächer werden aus den Stengeln und Blättern des kleinen Mais (Andropogon sorghum) verfertigt, manchmal auch aus einer zirka 50 cm hohen grasartigen Pflanze mit dreikantigen Stengeln und scharfen Blättern (Mariscus Brizaeus). Die Einrichtung einer Hütte ist überaus primitiv. Als Schlafstätte dient eine Holzpritsche, sofern nicht vorgezogen wird, am Boden zu schlafen. Auch Hängematten werden verwendet.

Gekocht wird am offenen Feuer. Hauptnahrung ist Mais (Zea Mais und Andropogon sorghum). Fisch und Ziegen- oder Schaffleisch. Dann noch Landesprodukte, wie Giambo (Hibiscus esculentus), kleine Gurken (Komkommers), lange Kalebassen, Bohnen oder Tamarindenfrüchte, aus welch letzteren eine Art Suppe bereitet wird. Eine Speise, welche die Leute „Kuki indian" (Indianerbäckereien) nennen, ist folgende: der unterste Teil des Stammes mit den saftigen Blattstümpfen einer auf Bonaire vorkommenden Agave (Agave vicina) wird in ein Erdloch gelegt, mit Steinen umgeben und bedeckt und darauf von allen Seiten trockene Äste geschlichtet. Dann wird alles mit Erde zugeschüttet, bloß eine oder zwei kleine Abzugsöffnungen für den Rauch gelassen. Nun werden die Ästchen angezündet und Stamm samt Blattstümpfen einem ein- bis zweitägigen Backprozeß unterworfen. Nach dem Erkalten wird die Pflanze ausgegraben, die Blattstümpfe vom Stamm gelöst und der süße kaffeebraune Saft aus denselben ausgesaugt. Eine andere Speisenzubereitung, die mehr und mehr im Schwinden begriffen ist, sind die „Boio": Maismehl und Wasser werden zu einem Teig angemacht; oft wird Zucker, Milch oder Zimt zugesetzt. Dieser Teig wird auf Maisblätter aufgestrichen, zu kleinen Paketen zusammengebunden und gesotten.

Als Haustiere werden Hühner, Schweine, Ziegen und Schafe gehalten. In vielen Hütten findet man zahme Papageien. Reit-, Trag- und Zugtier ist der Esel, der unter den kümmerlichsten Verhältnissen sich selbst um sein Futter umsehen muß.

Der Landbau ist der wichtigste Zweig des Lebensunterhaltes. Es wird einmal im Jahre während der Regenzeit gepflanzt, meist in den Monaten Dezember, Januar. Das wichtigste Landesprodukt ist der große und kleine Mais. Von letzterem werden viele Sorten angebaut. Es wird nie gedüngt. Die Männer hacken den Boden auf, die Frauen säen.

Umgangssprache ist das Papiamento.[1])

Die Bevölkerung folgt heute fast durchwegs dem römisch-katholischen Kultus. Viele alte Sitten und Gebräuche gehen langsam in die heutigen religiösen Übungen über und werden mit diesen verquickt, so daß es oft schwer zu sagen ist, was von früher da war und was neu dazugekommen.

Das gesamte Geistesleben wird beherrscht durch eine überaus rege Geisterfurcht. Ganz kindliche Erzählungen von Begegnungen mit Geistern werden von den Leuten berichtet. Meist haben die Geister Menschengestalt, oft sind sie übergroß, bisweilen fehlen Körperteile. Am häufigsten ist der Geist bloß gehört worden. Kaum einer wagt sich nach Einbruch der Dunkelheit allein auf den Weg. Kirche und Begräbnisplatz sind in der Nacht am meisten gefürchtet.

Über das Familienleben, das Verhältnis der Geschlechter untereinander, die Eheschließung ist Besonderes nicht zu sagen. Schwangere pflegen eine ganz besondere lichte Art Erde zu essen. Die Geburt vollzieht sich meist am Boden in Rückenlage. Zwischen Beginn der ersten Wehen und Ausstoßung der Frucht liegen bloß zwei bis drei Stunden. Pathologische Geburten sind selten. Während und acht Tage lang nach der Geburt wird ängstlich darauf gesehen daß der Raum der Wöchnerin nicht gegen das Freie zu geöffnet wird. Die Mütter lassen ihre Kinder jahrelang säugen. In einem Fall trank ein Kind bis zum Alter von sieben Jahren. Beim Abstillen tragen die Frauen um den Hals eine bis zu den Brüsten herabreichende Schnur, auf welche die zu kleinen Ringen zerschnittenen hohlen Blattstiele der Papayabäume (Carica papaya) aufgezogen sind. Es soll ein Schutz sein gegen die

[1]) Über die im Papiamento aufgenommenen Brocken des alten Indianeridioms verweise ich auf die in der „Encyclopaedie van Nederlandsch West-Indië" ('s Gravenhage, Martinus Nijhoff, und Leiden, E. J. Brill) angegebene Literatur über diesen Gegenstand.

schlechten Folgen, welche die in den Milchdrüsen zurückbleibende Milch ausüben könnte.

Sehr ausgeprägt ist Angst und Abscheu vor allem, was mit menschlichen Leichen in Zusammenhang steht. Naht bei einem Schwerkranken der Tod, so wird der Patient, für den Fall er auf einer erhöhten Liegestatt lag, auf den flachen Boden gelegt. Unmittelbar nach Eintritt des Todes wird in vielen Familien der Tote umgedreht und einige Zeit mit der Bauchseite nach unten gelassen. Auf die Kunde des Todes hin strömen Familienangehörige und Bekannte zur Stelle und beginnen einen weithin schallenden Heulgesang, der stundenlang, oft bis zum Zeitpunkt der Beerdigung fortgesetzt wird. Dabei erhält der Beobachter bald den Eindruck, daß es bei diesem Heulgesang hauptsächlich darum zu tun ist, ihn möglichst laut zu gestalten und nicht zum Stocken kommen zu lassen. Vielfach ist wenig oder nichts von echter Traurigkeit zu bemerken. Oft sieht man Personen, die, ermüdet vom langen Schreien, die Hütte verlassen, ein völlig gleichgültiges Tagesgespräch beginnen und andere zur Fortsetzung des Heulgesanges in den Raum des Toten schicken. Acht Tage bleibt das Fenster in der Abteilung des Verstorbenen Tag und Nacht offen. Am achten Tag versammeln sich Familie und Bekannte noch einmal und in Gebet und Festlichkeit wird des Verstorbenen gedacht.

Musik und Tänze werden bei möglichst vielen Gelegenheiten geübt. Die Drehorgel ist heute das beliebteste und weitverbreitetste Musikinstrument. Die alten Instrumente werden immer seltener. Sie sind äußerst primitiv und beschränken sich auf das Erzeugen irgendwelcher Geräusche. „Maraka“ wird ein Instrument genannt, welches aus den jungen Früchten des runden Kalebaßbaumes (Crescentia cujete) besteht. Die Früchte werden ausgehöhlt, mit kleinen Steinen gefüllt und die Öffnung mit einem Stiel, der zugleich Handgriff ist, verstopft. Martin[1]) fand dasselbe Instrument bei den Kariben Surinames. Dort hat es den Zweck, bei Erkrankungen den Krankheitsteufel auszutreiben.

Aus den Früchten desselben Baumes wird ein anderes Instrument erzeugt zum Blasen nach Art einer Okarina. Der landesübliche Name dafür ist „Gogobi“.

Die alten, vertrockneten Früchte des langen Kalebasses liefern ein Streichinstrument, „Watscharaka“ oder „Wiri“ genannt. In die harten, schmalen Fruchtschalen werden parallele Streifen geschnitten und mit einem Holzstück im Takt darüber gestrichen.

Sehr gefeiert wird in den Monaten März und April das Erntefest, um so mehr als infolge der großen Trockenheit oft jahrelang dazu keine Gelegenheit ist. Ein großer Festzug wird rangiert. Eine aus Maisblättern und Maisstengeln verfertigte Gestalt von Menschengröße wird vorangetragen. Sie heißt „Huantómba“. Frauen mit Körben voll Mais auf dem Kopfe folgen, eine große Zahl Menschen schließt sich an. Tanzend und singend bewegt sich der Zug fort. Auf einem trommelartigen, flachen Instrument aus Holz mit übergespannter Ziegenhaut wird ein rhythmischer Lärm erzeugt und dazu gesungen. Die eine Melodie geht auf den Text: „Ba huán simadám“, die andere auf: „Ban hunga mailó “. Mit Ausnahme von „ban hunga“, was so viel als „geh' spielen“ heißt, sind die Worte nicht Papiamento und der Sinn unklar.

Ein Tanz, der sich wegen des Verbotes der Behörden und der Geistlichkeit immer mehr im geheimen abspielt, ist der „Balja barrí“. Barri nennen die Leute ein großes, mit Ziegenhaut überspanntes Faß, auf dem mit den Händen geklopft wird. Zu dieser Musik wird getanzt, einzeln oder zu zwei, die Männer die Hände unter den Rockschößen und diese zwischen Arm und Körper pressend, die Frauen mit hochgehaltenen Röcken, die Hände am Gesäß. Während des Tanzes werden mit dem Becken rhythmische Bewegungen ausgeführt.

Einige Worte über die Behandlung der Kranken. Überaus viel wird rezeptiert. Ängstliche Beobachtung des eigenen Körpers und eine damit zusammenhängende übergroße Hypochondrie ist allgemein. Bei leisestem körperlichen Unbehagen werden weder Kopf- noch Barthaare frisiert oder geschnitten. Auch Baden und Waschen des Körpers wird meist eingestellt. Säuglingen wird ein von Vater oder Mutter stammender Zahn um den Hals gehängt, um die Zähne gut zum Durchbruch zu bringen. Schnüre aus Baumwollfasern werden den kleinen Kindern um die Extremitäten gebunden, um diese rasch erstarken zu machen. Auch bei Greisen sah ich solches. Oft werden Amulette getragen, die gegen jede Art Schädlichkeit schützen sollen. So viel ich in Erfahrung bringen

[1]) K. Martin, Bericht über eine Reise nach Niederländisch-West-Indien. Leiden 1888, S. 96, 97. Daselbst findet sich auch die Bemerkung, daß A. Ernst dasselbe Instrument bei den Ureinwohnern in den Gebirgen von Merida (Venezuela) gefunden hat und Koolwijk es von Aruba kennt.

konnte, sind die in Bonaire üblichen mit denen in Curaçao und Aruba ziemlich gleicher Art. Der kleine Sack, der die Schutzstoffe enthält, wird unter der linken Achselhöhle getragen. Den Inhalt des Sackes bilden drei kleine Steine, eine Kaffeebohne, ein Stück einer Knoblauchart und ein wenig Indigo.

Erwähnen möchte ich noch die Sitte des Trinkens von Meerwasser bei den verschiedenartigsten Krankheiten.

* * *

Herr Dr. Leonhard Franz übersendet eine Mitteilung über

Ein Meisterwerk archäologischer Kartographie.

Die zu Ende des zweiten Jahrzehntes des 17. Jahrhunderts angelegte Stadt Göteborg an der Mündung der Götaälv in Schweden erhielt im Jahre 1621 durch Gustav Adolf ihre Privilegien. Für das dreihundertjährige Jubiläum im Jahre 1921 war von der Stadt eine Ausstellung geplant, die jedoch verschoben werden mußte und erst im Mai 1923 eröffnet wurde. Unter den vielen großzügig angelegten Abteilungen, die die Entwicklung von Kunst, Industrie, Handel usw. in Westschweden sowie deren gegenwärtigen Stand darlegen sollen, befindet sich auch eine vorgeschichtliche, deren Vorstand Georg Sarauw, der bekannte Leiter der archäologischen Sammlung des städtischen Museums in Göteborg, ist. Diese vorgeschichtliche Ausstellung nimmt zwar nur einen verhältnismäßig kleinen Raum ein, aber hinter ihr steht vielleicht mehr mühevolle Arbeit als in mancher der anderen Abteilungen.

Sicher ist noch nie eine archäologische Aufnahme eines weiteren Gebietes mit einem so großen Aufwande von Mitteln ausgeführt worden wie von Göteborg aus. Seit 1916 war Sarauw mit 15 von ihm eigens zu diesem Zwecke geschulten Mitarbeitern (Lehrer) damit beschäftigt, planmäßig die Gegend von der norwegischen Grenze am Svinesund und Idelfjord bis südlich von Varberg und von der der Küste vorgelagerten Inselwelt landeinwärts bis zum See Vänern nach archäologischen Denkmälern zu untersuchen. Kirchspiel um Kirchspiel wurde nach neuen Fundplätzen durchsucht, die bereits bekannten Plätze von neuem begangen, Fundmaterial gesammelt und teilweise Grabungen vorgenommen. Alle Fundplätze wurden genau beschrieben und viele photographische Aufnahmen gemacht. Diese im Museum zu Göteborg verwahrten Beschreibungen und Funde bilden natürlich ein außerordentlich wichtiges Material zur Vorgeschichte des in Frage stehenden Gebietes, da sie eine Fülle von neuem bieten; dieses Material bildet auch die Grundlage für eine umfangreiche Studie über die Vorgeschichte des Götaälv-Gebietes, die Sarauw in Verbindung mit einem seiner Mitarbeiter, J. Alin, herausgegeben hat (Götaälvsområdets fornminnen, Göteborg, 1923).

Sämtliche Fundplätze des untersuchten Gebietes sind aber auch in Karten eingetragen worden. Es handelt sich um Karten im Maßstabe 1:50.000, die eigens zu diesem Zwecke aus den vorhandenen Karten im Maßstabe 1:100.000 vergrößert worden sind. Der gewählte Maßstab ist vorzüglich geeignet, genaue Eintragung und gleichzeitig Überblick über ein ziemlich großes Gebiet zu ermöglichen. Die Karten wurden ferner eigens laviert, und zwar in sehr geschickter Weise: das Kartenbild wirkt fast plastisch. Die Karten haben nur den einen Fehler, daß die Revision noch nicht weit vorgeschritten ist — einmal ist sogar noch eine optische Telegraphenstation eingetragen —, aber für archäologische Zwecke ist das ja nicht so arg. Aus 33 solcher Kartenblätter wurde dann eine Übersichtskarte zusammengestellt, die eine der Hauptsehenswürdigkeiten der vorgeschichtlichen Ausstellung ist. Sie mißt 5 m in der Länge und 1:8 m in der Breite. Auf ihr sind angegeben: Wohnplätze, Gräberfelder, einzelne Gräber, Steinsetzungen, Wallburgen und Einzelfunde, deren Fundplatz gesichert ist. Die Karte umfaßt also die Zeit von der Steinzeit bis zur Wende des ersten nachchristlichen Jahrtausends. Die Bezeichnung der Fundplätze geschah durch stählerne Nadeln mit farbigen Köpfen: weiße, schwarze, grüne für die Steinzeit, rote für die Bronzezeit, blaue für die Eisenzeit, gelbe für Funde späterer oder unbestimmter Zeit, vergoldete Nadelköpfe bedeuten Felszeichnungen, kleine rote Türme Wallburgen. Gibt so die Farbe des Nadelkopfes die Zeit des betreffenden Platzes an, so wird die Art des Denkmales durch die Form des Nadelkopfes ausgedrückt. So bezeichnet z. B. ein dreieckiger[1]) Kopf einen Wohnplatz, ein viereckiger einen Einzelfund.

Außerdem ist mittels kleiner, roter Vierecke die Besiedlung des Landes im 19. Jahrhundert angedeutet, so daß man allerlei Vergleiche ziehen kann. Ein Blick auf die Karte zeigt zum Beispiel, daß die früheste Be-

[1]) Die eckigen Nadelköpfe bestehen aus Lettermasse und sind eigens hergestellt worden.

siedlung sich vor allem an die Küste hielt, die ja lange durch die Fischerei wichtig war, während für spätere Zeiten, als man mehr und mehr zu Ackerbau und Viehzucht überging, die Loslösung von der Abhängigkeit vom Meere sich auch darin zu erkennen gibt, daß die Siedlungen weiter ins Landinnere vordringen.

Das untersuchte Gebiet umfaßt 8580 km² und enthält 21.974 Denkmäler. In diese Zahl sind freilich auch alle Streufunde und Funde unbestimmbarer Zeit eingerechnet, ferner wurde in jedem Gräberfelde jedes Grab als je eine Nummer gerechnet, während natürlich auf der Karte jedes Grabfeld nur eine Nadel bekam. Die Zahl der ausgesteckten Nadeln übersteigt 9800. Als nicht uninteressante technische Einzelheit sei noch vermerkt, daß die Karten nicht auf Holz, sondern auf Korkplatten aufgezogen sind, wodurch es möglich war, die Nadeln ohne Mühe einzustecken.

Die archäologische Kartographie steht im Norden ja besonders hoch und ist schon frühzeitig ausgebildet worden.[1]) Noch niemals aber ist eine archäologische Karte von solchem Umfange wie die besprochene angelegt worden. Sie gereicht nicht nur Sarauw und seinen Mitarbeitern, die trotz verschiedenen Schwierigkeiten jahrelang unentwegt arbeiteten, zur Ehre, sondern sie bildet auch ein Ruhmesblatt für die nordische Archäologie überhaupt, die stolz darauf sein kann, ein solches Werk ihr eigen nennen zu können.

* * *

Herr Dr. Robert Lehmann-Nitsche übersendet folgende Mitteilung:

Das Motiv „Schiff und Baum" auf vorgeschichtlichen Zeichnungen.[2])

In zwei Aufsätzen[3]) hat Georg Wilke die Darstellungen auf einem Ringe von Mochlos und auf dem Felsen bei Lökeberg miteinander in Verbindung gebracht. Er sieht darin „ein Schiff, das statt eines Mastes einen belaubten Baum auf einem altarförmigen Untersatze trägt" (Kulturbeziehungen . . ., S. 155), und in seinem zweiten Aufsatze schreibt er a. a. O. von dem Ringe von Mochlos, daß sich auf dem Schiffe statt des Mastes ein Baum erhebe, dessen Stamm von einem altarähnlichen Aufbau umschlossen sei; und von der Felsenzeichnung bei Lökeberg heißt es weiterhin: „Auch hier erhebt sich über einem Schiffe ein Baum und außerdem erblickt man in der Umgebung noch verschiedene Tierfiguren und symbolische Zeichen."

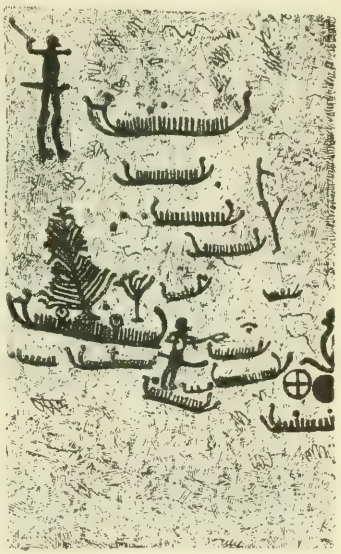


Abb. 1. Felsenzeichnung bei Lökeberg[1])

Als Zweck dieser Darstellungen sieht Verfasser „die Wechselbeziehungen zwischen Mond-, Baum- oder Pflanzenkultus" (Kulturbeziehungen . . ., S. 155); das betreffende Schiff sei eine Mondbarke (Der Mondkultus . . ., S. 172).

In seinen 1915 abgeschlossenen, 1918 gedruckten Untersuchungen über die Felszeichnungen von Bohuslän[2]) erwähnt Hermann Schneider, daß hierunter auch

[1]) Eine Übersicht über die archäologische Kartierung der Umgebung von Göteborg bietet Sarauw in einem Aufsatze: Upptecknandet och beskrivningen av bednatidens fornminnen i Göteborgs och Bohus län, in Göteborgs och Bohuslans Fornminnesförenings Tidskrift 1919, S. 1 ff.

[2]) Nach einem Vortrage, gehalten am 13. Januar 1923 vor der Prähistorischen Sektion der Anthropologischen Gesellschaft in München.

[3]) Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa. Mannus-Bibliothek, X, S. 155. Würzburg 1923.

Wilke, Der Mondkultus bei den indogermanischen Völkern in Sage und Kunst. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, XIII, S. 171. Wien 1916.

[1]) Der Bildstock dieser Abbildung wurde von der Schriftleitung der Wiener Prähistor. Zeitschrift in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

[2]) Schneider, Die Felszeichnungen von Bohuslän . . . als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion. Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle, I, Heft 2. Halle a. S. 1918.

Schiffe vorkämen, in welchen „Menschen, Tiere (Stier, Schlange), Bäume, ganz gekürzte Symbole ... und mancherlei andere Gebilde fahren“ (S. 11); „ein Baum im Schiff“ repräsentiere die Vegetation, welche von dem Sonnenschiffe gebracht würde (S. 9, Anm. 2).

Moriz Hoernes hat die Auffassung von dem Baum auf dem Schiff ohne weiteres zu der seinen gemacht, wie es schon aus dem Titel seiner diesbezüglichen Studie hervorgeht[1]), und außerdem schreibt er extra auf Seite 33: „In beiden Arbeiten sieht man ein Schiff mit einer darauf oder knapp darüber stehenden Baumfigur.“ Daran knüpft er nun die Darstellung auf zwei dänischen bronzenen Rasiermesserklingen; auf der ersten sieht man ein Schiff, „in dessen Mitte sich eine Figur erhebt, die allenfalls für eine schematisch vereinfachte Baumgestalt angesehen werden könnte“ (a. a. O. S. 34), und von der zweiten Klinge heißt es, daß auf dem Schiffe eine palmettenförmige Mittelfigur aufrage (ebenda). Diese Auffassung wiederholt sich im weiteren Verlauf der Studie fortwährend.

Hoernes frägt sich nun nach dem Zweck dieser merkwürdigen Kombination von Schiff und Baum: „Außer irgendeiner sinnbildlichen Deutung, wie sie für das Bild auf der Ringplatte von Mochlos als sicher anzunehmen ist, kommt für die nordischen Zeichnungen noch die Möglichkeit in Betracht, daß der „Baum“ auf dem Schiffe eine primitive Vorrichtung zur Benützung des Fahrwindes darstellt, eine Art Ursegel, wie es tatsächlich bei einigen Naturvölkern beobachtet wurde“ (folgen Beispiele, l. c. S. 38).

Letztere Auffassung bezüglich der Zeichnungen auf den beiden dänischen und anderen Rasiermessern der jüngeren Bronzezeit hat sich auch C. Schuchhardt gebildet[1]); auch er glaubt, daß „ein merkwürdiges Gebilde wie eine Trauerweide sich mitten im Boote erhebt“ (l. c. S. 178). Während aber Sophus Müller[2]) annahm, daß es sich hiebei um ein Schiff mit Mast und Segel handele, legt Schuchhardt dieses „Segel“ als natürlichen Busch aus, und damit scheint ihm

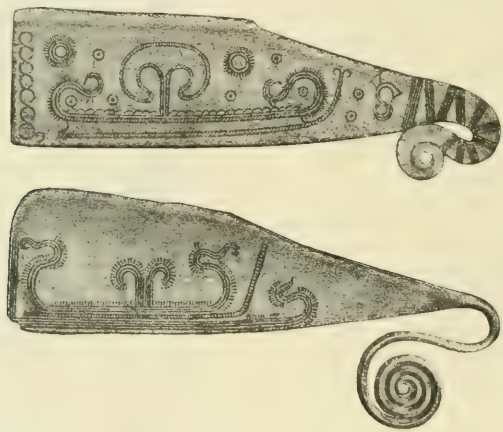


Abb. 2. Rasiermesserklingen aus der jüngeren Bronzezeit Dänemark. (Nach „Mannus“, XIV.)

das Rätsel jener Rasiermesserbilder gelöst: „Wie noch im 19. Jahrhundert die Leute von Guyana, von Cayenne und von den Mentawei-Inseln bei Sumatra, haben auch die alten Gernamen den Busch zum Segeln benützt“ (l. c. S. 179).

Unlängst hat nun der gleiche anfangs genannte Forscher Georg Wilke das Thema wieder aufgegriffen.[3]) Die Annahme, der auf diesen Barken mehrfach vorkommende Baum bedeute ein primitives Baumsegel, bezeichnet er als schnurrigen Einfall und deutet darauf hin, daß die das Schiff begleitenden symboli-

[1]) Hoernes, Prähistorische Miszellen. III. Der Baum auf dem Schiffe. Wiener Prähistorische Zeitschrift, IV, S. 32—38. Wien und Leipzig 1917.

[1]) Schuchhardt, Der Busch als Segel. Prähistorische Zeitschrift X, S. 178—179. Berlin 1918.

[2]) Müller, Nordische Altertumskunde I. S. 445—446. Straßburg 1897.

[3]) Wilke, Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst. Mannus, XIV, S. 91 ff. Leipzig 1922.

schen Figuren, wie Drachen, Schwäne, Triquetrum u. a. m., „allein schon zur Kennzeichnung der mythischen Bedeutung dieser Schiffe genügen". Genaueres darüber gibt er in einem späteren Aufsatze.[1]) Nachdem er in diesem ein mythologisches Zeichenmotiv, welches er „Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel" nennt, ausführlich und vergleichend durchgegangen, wendet er sich zu Varianten des Themas (Varianten nach seiner Auffassung), „in denen der Baum nicht mehr mit zwei Vögeln, sondern mit zwei Sternen vergesellschaftet und außerdem noch zum Meere in Beziehung gesetzt ist", eben jenen Schiffs- und Baumzeichnungen. Zunächst werden jene dänischen Rasiermesserklingen abgehandelt; „beide zeigen uns den Baum aus einem Schiffe emporwachsend, eine

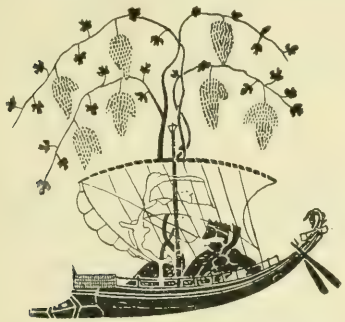


Abb. 3 Schale von Exekias. (Nach „Mannus", XIV

an sich gewiß äußerst fremdartige Erscheinung" (l. c. S. 91). Diese Auffassung der alten Zeichnungen hat Verfasser auch betreffend der schon erwähnten Gravierung auf dem Felsen bei Lökeberg und betreffend der Ringplatte von Mochlos, die „uns gleichfalls den aus dem Schiff emporwachsenden Baum, und zwar einen Fruchtbaum ... zeigt" (l. c. S. 94); auch betreffend der Exekiasschale, deren Schiff einen Weinbaum mit sieben Reben tragen soll (ibidem); auch andere Darstellungen mit dem Jungbrunnen sollen noch deutlich ihre Abstammung von dem alten Schema erkennen lassen, indem an Stelle des Mondnachens eine Mondsichel tritt, „aus der der Baum hervorwächst" (l. c. S. 96).

Wie man sieht, vertreten alle eben genannten Autoren die Vorstellung, daß auf oder aus dem Schiffe heraus nach oben mastartig ein Baum heraufrage. Seitdem Wilke die betreffenden Zeichnungen derart interpretierte, sind ihm alle anderen Autoren stillschweigend darin gefolgt, wohl unbewußt von dem jeweiligen Vorgänger beeinflußt. Schuchhardt ist unabhängig auf die gleiche Idee gekommen. In der Tat zeigen die von ihm allein herangezogenen Zeichnungen von Schiff und Baum auf den bronzenen Rasiermessern einen einzigen, anscheinend zusammengehörenden Gegenstand und konnten, für sich allein betrachtet, gewiß Veranlassung zu der Idee geben, daß sie ein Schiff mit einem Baum als Windfänger darstellen. Übersieht man nun aber alle die von Wilke in seiner letzten Studie zusammengestellten Zeichnungen, so kommt man zu einer anderen, viel einfacheren Auslegung. In manchen Bildern sind nämlich Schiff und Baum deutlich voneinander getrennt, so auf den Felsskulpturen von Lökeberg, welche nicht viel primitiver ausfallen konnten und gewiß ohne weiteres mit den Darstellungen auf den Rasierklingen verglichen werden dürfen. An beide Arten muß man also das gleiche Kriterium anlegen wie überhaupt an primitive Zeichnungen, welche verschiedene Gegenstände in verschiedener Entfernung vom Auge des Beschauers darstellen. Bekanntermaßen lösten die primitiven Zeichner die Schwierigkeiten der Perspektive gewöhnlich damit, daß sie den entfernteren Gegenstand nicht hinter, sondern über den näheren zeichneten. Und in dieser Art ist m. E. auch das Motiv „Schiff und Baum" auf dem Felsenbilde und den Rasierklingen aufzufassen: Schiff und Baum bilden gar keine körperliche Einheit! Der Zeichner wollte nur zum Ausdruck bringen, daß das Schiff vor einem Baume befindlich zu denken sei! Auf der Exekiasschale (deren Beziehung zu den skandinavischen Bildern dahingestellt sein mag) ist die Sache ganz deutlich: da ist ein Schiff mit Mast und Segel, dahinter ein Baum mit Trauben, alles äußerst graziös zu einem Ganzen verbunden, welches uns wie ein Genrebild anmutet. Auf den Messern ist das Motiv freilich verhunzt und beide Elemente nicht voneinander getrennt, so daß die irrtümliche Auslegung entstehen konnte, es handle sich um ein Fahrzeug mit einem Baume oder Busche als Segelvorrichtung. Immerhin haben die Aufsteller dieser Idee, Hoernes und Schuchhardt, eine plausible Erklärung für ihre Auffassung, daß aus dem Schiffe ein Baum herausrage, zu geben versucht. Georg Wilke lehnt diese Erklärung ab und sucht für diese „äußerst fremdartige Erscheinung" (Der Welten-

[1]) Wilke, Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und in der darstellenden Kunst der indogermanischen Vorzeit. Das Weltall, XIX, S. 203—204, Anm. Berlin-Treptow 1919.

baum ... S. 91) eine rein mythologische Deutung; wie wir schon vorhin darlegten, glaubt er, es sei der Mondnachen mit dem Weltenbaume darin, ohne aber diese auch für mythologische Gedankengänge gezwungene Kombination beweisen zu können. Für H. Schneider est es hingegen das Sonnenschiff, welches die Vegetation „bringt".

Nun ist es ja gewiß ohne Zweifel, daß die Vorlage der Zeichnungen ursprünglich ein mythologisches Thema ist, welches im Laufe der Zeiten und durch Übertragung in seiner Bedeutung verkannt, ja schließlich vergessen wurde und sich so zu einem einfachen Ornament ohne andere Bedeutung abschwächte. Der ursprünglich mythologische Sinn der nordischen Darstellungen geht ja auch aus den kosmischen Elementen hervor, welche in den ausführlichen Zeichnungen vorkommen (man achte besonders auf die eine der beiden Rasierklingen). Wir sehen da zahlreiche Sterne, durch einen Kreis mit Punkt darin dargestellt, welche symmetrisch angeordnet und eben dahin gesetzt sind, wo ein leerer Platz verfügbar war; außerdem zwei größere Kreise, der erste mit zwei, der andere mit einem kleineren inneren konzentrischen, beide aber mit einer radial strahlenden Peripherie versehen: wohl Sonne und Vollmond. Der Baum kann gut der Weltenbaum (d. h. ursprünglich die Milchstraße), das Schiff ursprünglich der Sichelmondnachen sein (den Mythus stört es nicht, daß auf einer gleichen Szenerie auch der Vollmond erscheint).

Die eigentliche ursprüngliche Bedeutung dieser mythischen Vorlage zu erörtern, ist gewiß zurzeit noch unmöglich. Ob das prähistorische Motiv „Schiff und Baum" mit jenem anderen, sehr weit verbreiteten zusammenhängt, in welchem eine runde Scheibe von zwei Tieren flankiert ist[1]) und in welcher ich die Darstellung einer Mondfinsternis erblicke, erscheint durchaus unwahrscheinlich; nicht ausgeschlossen wäre es, daß ganz spät, als der Sinn beider Vorlagen längst vergessen war, beide Motive durcheinander gebracht wurden; ursprünglich sind sie gewiß auseinander gehalten worden.

Unsere Auslegung der Darstellungen auf den alten Rasierklingen usw., nach welcher wir die primitiv perspektivische Zeichnung von einem Schiffe, einem Baume und den Himmelskörpern vor uns haben, erleichtert auch die mythologische Deutung derselben, worüber genaueres allerdings erst die spätere Zeit bringen kann. Auf jeden Fall ist die ganze Sache bedeutend vereinfacht, wenn wir nicht mehr annehmen, daß bei dem prähistorischen Motive „Schiff und Baum" letzterer aus dem Fahrzeuge herausragt, sondern daß er wie irgendein gewöhnlicher Baum am Uferrande steht, während sich auf dem Gewässer davor das Schiff befindet.

* * *

Herr F. J. Linders, Statistiker und Vertreter des Chefs des Schwedischen Staatsinstituts für Rassenbiologie, übersendet folgende Mitteilung:

Das Schwedische Staatsinstitut für Rassenbiologie.

Chef: Professor Herman Lundborg, Uppsala.

Schweden leistet schon seit Linnés Tagen ernste Forschungsarbeit auf dem Gebiete der Medizin und der meisten anderen Naturwissenschaften. Nachdem an der Wende des Jahrhunderts die Vererbungslehre und die Rassenbiologie durch die Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze eine exakte Grundlage zum Weiterbauen erhalten, haben auch schwedische Forscher diese verhältnismäßig jungen Zweige der Wissenschaft mit Eifer und Erfolg ausgestaltet. Für deren Bestrebungen hat der schwedische Staat — allen übrigen Ländern darin vorausgehend — zwei Institute errichtet, nämlich im Jahre 1918 eines für experimentelle Biologie und theoretische Vererbungslehre in der Nähe von Lund und 1922 eines für Rassenbiologie in Uppsala. Jenes wird von Professor H. Nilsson-Ehle, dieses von Professor H. Lundborg geleitet.

Rassenbiologische Forschungen in modernem Sinne betrieb man in Schweden schon 1898, da Professor Lundborg seine bekannten Untersuchungen an einem Bauerngeschlechte der Landschaft Blekinge be-

[1]) Karl v. Spieß hat darüber eine ausgezeichnete Zusammenstellung veröffentlicht, jedoch die eigentliche kosmische Vorlage nicht erkannt, denn er glaubt, es handle sich um die Darstellung der Mondphasen; siehe Spieß, Persönliche und unpersönliche Kunst. Korrespondenz-Blatt d. Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XLVI, S. 2—20, 1915.

Die primitiven Völker glauben ja vielfach, daß bei Finsternissen der Mond von einem Ungeheuer (Vogel u. dgl.) angegriffen wird; siehe Richard Lasch, Die Finsternisse in der Mythologie und im religiösen Brauch der Völker. Archiv für Religionswissenschaft, III, S. 97—152, 1900. Jene von zwei Ungeheuern flankierte Scheibe zeigt also den Vorgang einer Mondfinsternis in der Darstellungstechnik der Primitiven: die Scheibe in der Mitte ist der Mond; die beiden flankierenden Tiere sind ein und dasselbe Ungeheuer; auf der einen Seite greift dieses den Mond an, auf der anderen läßt es ihn wieder los!

gann. Diese Arbeit nahm ihn mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1912 in Anspruch, worauf er Forschungen im nördlichsten Schweden unter Lappen und Finnen ausführte, seit 1917 schon mit staatlicher Unterstützung. Im Jahre 1918 beschloß das Akademische Konsistorium der Universität Uppsala auf Vorschlag des damaligen Dozenten Lundborg, diesem einige Zimmer und die Einrichtung für ein rassenbiologisches Institut zur Verfügung zu stellen. Die Räume wurden 1921 in Gebrauch genommen. Mit Hinblick auf den Antrag einiger hervorragender Abgeordneter verlangte der Reichstag von 1920 eine Überprüfung des Planes zur Errichtung eines Staatsinstitutes für Rassenbiologie. Die Universitätsbehörden gaben günstige Gutachten ab und infolgedessen ließ Se. Majestät der König dem nächsten Reichstage in dieser Angelegenheit einen nachdrücklichen Vorschlag unterbreiten. Am 13. Mai 1921 beschlossen beide Kammern des Reichstages, ohne Abstimmung den Vorschlag gutzuheißen, doch wurden mit Rücksicht auf die gedrückte Lage der Staatsfinanzen gewisse Einschränkungen des Planes vorgenommen. Das Institut konnte seine Tätigkeit im Januar 1922 beginnen. Zum Chef ward Professor Herman Lundborg ernannt. Die unmittelbare Aufsicht über das Institut wird von einer aus sieben Mitgliedern bestehenden Direktion ausgeübt. Sechs derselben ernennt Se. Majestät. Der Chef des Institutes ist eo ipso das siebente Mitglied. Er ist in den Stand der Universität aufgenommen, wogegen die übrigen Beamten bis auf weiteres nach Bedarf und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel angestellt sind. Gegenwärtig verfügt das Institut über einen Statistiker, welcher zugleich Archivar und Stellvertreter des Chefs ist, ferner über einen Genealogen, einen Assistenzarzt, einen anthropologischen Assistenten, einen weiblichen Reiseassistenten und einen Assistenten für Statistik und Photographie; es beschäftigt außerdem einige Aushilfskräfte. Der Staatsvoranschlag für das Arbeitsjahr 1923/1924 beträgt K 55.000, den Gehalt für den als Ordinarius geltenden Chef abgerechnet. Dazu kommen gewisse Teuerungszuschläge.

Als seine nächste Aufgabe betrachtet das Institut die Erweiterung und Vollendung der Forschungen unter der Bevölkerung Norrbottens (des nördlichsten Schwedens), welche, wie gesagt, vor der Errichtung des Institutes von dessen gegenwärtigem Chef begonnen worden sind. Diese Arbeiten sollen das erste Glied einer allgemeinen rassenbiologischen Aufnahme der Bevölkerung in Schwedens verschiedenen Läns (Regierungsprovinzen) darstellen. Auf Norrbottens Län soll zunächst Gotlands Län folgen, in welchem das Institut schon begonnen hat, genealogisches und sonstiges Primärmaterial einzusammeln. Die beiden Läns unterscheiden sich in demographischer Beziehung wesentlich von dem übrigen Schweden, weshalb eingehende medizinisch-demographische Untersuchungen ihrer Bevölkerung von größtem Werte und Interesse sein dürften. Zur Gewinnung des nötigen Vergleichsmaterials, aber auch aus anderen Gründen wird die Arbeit des Institutes in den nächsten Jahren sowohl eine allgemeine anthropologische Untersuchung der Jugend Schwedens, insbesondere der Wehrpflichtigen, umfassen, sie wird aber auch andere Bevölkerungsgruppen, z. B. Sanatoriumspatienten und Gefangene, sowohl männliche als auch weibliche, mit einbeziehen.

Ende September 1923 bestand das in Frage kommende Material schon aus detaillierten Individualangaben über 75.845 Personen laut folgender Tabelle:

	Männl.	Weibl.	Summe
Wehrpflichtige und Festangestellte der Armee und Flotte	51.949	—	51.949
Schüler an Volksschulen . . .	7.185	6.763	13.948
Schüler anderer Unterrichtsanstalten (Lehrerbildungsanstalten u. dgl.)	1.668	3.463	5.131
Patienten in Sanatorien . . .	1.277	1.532	2.809
Andere	1.080	928	2.008
Summe .	63.159	12.686	75.845

Neben diesen obengenannten Hauptaufgaben sollen auch Spezialuntersuchungen ausgeführt werden. Eine solche über Zwillinge und Drillinge ist in Angriff genommen.

Außer statistischem und genealogischem Materiale wird auch photographisches (Rassentypen) gesammelt. Dieses umfaßt gegenwärtig weit über 1000 Nummern und soll den Grundstock für ein rassenbiologisches Museum bilden.

Zu den Aufgaben des Institutes gehört auch die Veranstaltung von Vorträgen über Rassenbiologie an der Universität Uppsala. Solche wurden das erstemal im Herbst 1922 gehalten und sowohl von der Studentenschaft als auch von der übrigen Bevölkerung zahlreich besucht.

Das Institut gibt ferner eine Serie von Schriften heraus, genannt: „Meddelanden från Statens Institut för Rasbiologi" (Mitteilungen des Staatlichen Institutes für Rassenbiologie). Deren erste Nummer ist erschienen und enthält einen vom Chef verfaßten Bericht über

die Entstehung, Organisation und Arbeitsaufgaben des Institutes.

Das Institut ist in seiner jetzigen Form nur als eine erste Abteilung einer derartigen umfangreicheren Forschungsanstalt zu betrachten. Dies wird auch im Regierungsvorschlage und im Protokolle des Reichstages betont und hervorgehoben, daß die medizinisch-genealogische Abteilung, welche bisher zustande gekommen, nur den eigentlichen Grundstock bilden solle.

Das Arbeitsprogramm der Rassenbiologie ist so umfassend, daß das Institut in seiner gegenwärtigen Gestalt nur teilweise die in den Bereich dieser Wissenschaft fallenden Aufgaben zu lösen vermag.

Die Grundmauer, auf der das rassenbiologische Gebäude aufgeführt werden soll, stützt sich auf mehrere wichtige Eckpfeiler. Diese sind: 1. Vererbungsforschung (Genetik); 2. Anthropologie; 3. Physiologie, Pathologie und Medizin; 4. Statistik und 5. Genealogie. Diese Zweige menschlichen Wissens verlangen eigene Vertreter. Dieselben arbeiten mit ganz verschiedenen Methoden und müssen daher auf verschiedene Weise ausgebildet sein.

Der Rassenbiologie obliegt es, die Völker gegen jene gefährlichen inneren Feinde zu schützen, welche sie zu verderben und zu vernichten drohen. Keinerlei Opfer sollten daher zur Erhöhung der konstitutionellen Kraft eines Volkes (seines rassenbiologischen Wertes) zu groß erscheinen, insbesondere, da die für solche Zwecke angewandten Ausgaben sich in künftigen Tagen gewiß bezahlen und mehr denn Zinsen und Zinseszinsen einbringen werden.

Die Bedeutung eines Volkes wird nicht bloß nach dessen äußeren Streitkräften gemessen, sondern noch vielmehr nach der Tüchtigkeit seiner Rassenbestandteile und nach dessen Einsätzen in der Kultur. Darum gilt es für alle Völker, sich nicht bloß von der Entwicklung mitschleppen zu lassen, sondern sich womöglich an deren Spitze zu stellen.

Eingänge für die Bibliothek.

Stein, Aurel, A third Journey of Exploration in Central Asia. 1913/16. (Geographical Journal, 1916.) London.

— The Desert crossing of Shüan-Tsang, 630 A D. (Geographical Journal, 1919.) London.

— Marco Polo's Account of a Mongol Inroad into Kashmir. (Geographical Journal, 1919.)

— Notes on Ancient Chinese Documents discovered along the Han Frontier Wall in the Desert of the Tun-Huang. (The new China Review.)

Joyce, T. A., Notes on the Physical Anthropology of Chinese Turkestan and the Pamirs. (RAIGBI) 1912.

Helm, Carl, Arier, Wilde und Juden, ihre Rassen, Kulturen und Ideen. Wien und Leipzig 1923.

Kaiser, Alfred, Die Sinaiwüste. (SA. Mitteil. d. Thurg. Naturf. Ges. 1922.) 1922.

Ferrand, Gabriel, L'Empire Sumatranais de Crivijaya. Paris 1922. (Geschenk Sr. Exz. Dr. G. Ferrand.)

Huet, Gédéon, Les contes populaires. Paris 1923.

Carra de Vaux, B., Maçoudi le livres de l'Avertissement et de la Revision. Paris 1897. (Geschenk Sr. Exz. Dr. G. Ferrand.)

Gaudefroy-Demombynes, M., Les cent et une nuits. Traduites de l'Arabe. Paris 1911. (Geschenk Sr. Exz. Dr. G. Ferrand.)

Culin, Stewart, Primitive Negro Art, chiefly from the Belgian Congo, Brooklyn 1923.

Locke, L. Leland, The ancient Quipu or Peruvian Knot Record. (The American Museum of Nat. Hist. Science, Education, 1923.)

Macalister, R. A. S., A Textbook of European Archeology. Vol I. The Palaeolithic Period. Cambridge 1921.

Mac Michael, H. A., A History of the Arabs in the Sudan and some account of the people who preceded them and of the Tribes inhabiting Dárfür. 2 Vols. Cambridge 1922.

Roscoe, John, Twenty-five Years in East Africa. Cambridge 1921.

Anderson, J. D., The Peoples of India. Cambridge 1913.

Macalister, R. A. S., A History of Civilization in Palestine. Cambridge 1921.

Spence, L., The Civilization of Ancient Mexico. Cambridge 1912.

Rivers, W. H. R., The History of Melanesian Society. 2 Vols. Cambridge 1914.

Brown, A. R., The Andaman Islanders. A Study in Social Anthropology. Cambridge 1922

The Cambridge History of India. Vol. I. Ancient India. Edited by **F. J. Rapson.** Cambridge 1922.

Miner, W. H., The American Indians North of Mexico. Cambridge 1917.

Read, Carveth, The Origin of Man. Cambridge 1920.

Rivers, W. H. R., Essays on the Depopulation of Melanesia. Cambridge 1922.

Santiago de Tesillo, Restauracion del Estado de Arauco. Quito 1923.

Thurnwald, R., Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus. (SA. Erinnerungsgabe für Max Weber, Die Hauptprobleme der Soziologie.) München 1923.

Keane, E. H , Man Past and Present. Revised and largely re-written by A. Hingston Quiggin and A. C. Haddon. Cambridge 1920.

La Baume, Conwentz als Vorgeschichtsforscher. (SA. Naturdenkmalpflege, Bd. IX/3, Berlin 1923.)

Boule, Marcellin, Les Hommes fossiles. Éléments de Paléontologie humaine. Deuxième édition. Paris 1923.

Guébhard, A., Notes préhistoriques sur le N. E. du Var et Confins des Basses-Alpes. (Bull. Soc. Préh. franç.) Le Mans 1916.

— Une curieuse survivance céramique. — A propos des squelettes trouvés dans la Maçonnerie des Murs préhistoriques. (Bull. Soc. Préh. franç.) LeMans 1914.

Société Préhistorique française. Rapport: LXIII—LXXIV.

Hertel, Johannes, Pantschâkhjâna Wârttika. Eine Sammlung volkstümlicher Märchen und Schwänke. (Indische Erzähler, Bd. VI.) H. Haessel, Verlag, Leipzig 1923.

— Zwei indische Narrenbücher. Die zweiundreißig Bharataka-Geschichten und Sômadêwas Narrengeschichten. (Indische Erzähler, Bd. V.) H. Haessel, Verlag, Leipzig 1922.

Die wichtigsten Erzählungen des Mâhabhârata, Bd. I., Liebesgeschichten Dewajâni, Schakuntalâ, Ardschunas Verbannung. Aus dem Sanskrit übersetzt von **Walter Porzig.** (Indische Erzähler, Bd. XII.) H. Haessel, Verlag, Leipzig 1923.

Japhetitische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens. Herausgegeben von F. Braun und N. Marr. Heft I: Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen von **Fr. Braun.** Heft II: Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur von **N. Marr.** Aus dem Russischen übersetzt von Fr. Braun. Berlin, Stuttgart, Leipzig, 1923.

Loewenthal, John, Isländische Rechtssymbole in Altamerika. (SA. „Zeitschrift f. vergl. Rechtswissenschaft, XL. Bd.) Stuttgart 1923.

Pires de Lima, A. C., Simbolismo juridico (comunicae ao congresso scientifico Luso-Espanhol, Porto 1921). Coimbra 1923.

Vedder, H., Die Bergdama. (Hamburger Universität, Abh. aus dem Gebiet d. Auslandskunde, Bd. 11, Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Bd. 7.) Hamburg 1923.

Verslag van de Militaire Exploratie van Nederlandsch Nieuw Guinea. 1907—1915. Welvreden 1920.

Friederici, Besprechungen: E. W. Dahlgreen, Were the Hawaian Islands visited by the Spaniards before their discovery by Capt. Cook in 1778? — Wahrhaftige Historia und Beschreibung einer Landschaft der wilden, nacketen, grimmigen Menschenfresser-Leuten, in der neuen Welt Amerika gelegen von Hans Staden von Homberg. Herausgeg. von Dr. Lehmann-Nitsche. (Göttinger Gelehrter Anzeiger, 1923, Nr. 4—6.)

— Besprechung: Arthur Wichmann, Nova Guinea, Vol. IV. (Göttinger Gelehrter Anzeiger, 1922, Nr. 10/12.)

Thurnwald, Richard, Die Krisis in der Ethnologie. Zur Entwicklungs- und Kulturkreislehre. (Kölner Vierteljahrsschrift III, 1.)

— Rasse. (SA. Politisches Handwörterbuch). Leipzig 1923.

Ehrlich, Lambert, Origin of Australian Reliefs. St. Gabriel-Mödling 1922.

Nordenskiöld, E., Deductions suggested by the geographical Distribution of some post-columbian words used by the Indians of S. America (Comparative ethnographical Studies V). Göteborg 1922.

Grubauer, Albert, Celebes, Ethnologische Streifzüge in Südost- und Zentral-Celebes. Hagen i. W. 1923 (Folkwang Verlag).

Danzel, H. u. Th. W., Sagen und Legenden der Südsee-Insulaner (Polynesien). Hagen i. W. 1923 (Folkwang Verlag).

Adam, Leonhard, Nordwestamerikanische Indianerkunst. (Orbis pictus, Bd. 17.) Berlin 1923.

Ittameier, Carl, Wissenschaftliche Beiträge zur Frage der Erhaltung und Vermehrung der Eingeborenen-Bevölkerung. (Hamburgische Universität, Reihe D [Medizin], Bd. 1.) Hamburg 1923.

Haupt, Albrecht, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen. Berlin 1923, Verlag E. Wassmuth, 2. Auflage.

Bossert, Helmuth Th., Altkreta. Kunst und Handwerk in Griechenland, Kreta und auf den Kykladen während der Bronzezeit. Berlin 1923. Verlag E. Wassmuth.

Boerschmann, Ernst, Baukunst und Landschaft in China. Berlin, Verlag E. Wassmuth.

Mandes Corrêa, A. A., Novas discussoes sobre a origem do homem. Porto 1923.

Leitner, Maria, Tibetanische Märchen. In das Deutsche übertragen. Berlin.

Catalogus van de Houtsnijwerk Tentoonstelling. Te Houden te Bandoeng van 18 tot en met 26 Juni 1921 (Congres Java Instituut.) Bandoeng 1921.

Lehmann Nitsche, R., El Grupo linguistico „Het“ de la Pampa argentina. Buenos Aires 1922.

Beyer, H., Sucinta Bibliografia sistematica de Etnografia y Arqueologia Mejicanas. Mexiko 1923.

Lewin, L., Die Pfeilgifte nach eigenen toxikologischen und ethnologischen Untersuchungen. Leipzig 1923.

Uhle M., Las Ruinas de Tomebamba. Quito 1923.

Sullivan, L. R., Essentials of Anthropometry. A Handbook for Explorers and Museum Collectors. New York 1923.

Kraitschek, G., Rassenkunde. (Urgeschichtliche Volksbücher, Bd. 1.) Burgverlag, Wien 1923.

Almgren, Oskar, und **Birger Nerman**. Die ältere Eisenzeit Gotlands. 2. Heft. (Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien.) Stockholm 1923.

(Abgeschlossen Ende September 1923.)

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Monatsversammlung am 12. Oktober 1922 . . . . . [3]
Sicher: Zur Analyse der Gebiß- und Kiefermerkmale.
Lebzelter, Szombathy: Diskussion . . . . . [3]
Außerordentliche Versammlung am 26. Oktober 1922 . . . . . [5]
Kyrle: Höhensiedlungen der Hallstattzeit am Westrande des inneralpinen Beckens . . . [5]
Szombathy: Diskussion . . . . . [5]
Monatsversammlung am 9. November 1922 . . . . . [7]
Antonius: Horde und Familie in der höheren Tierwelt . . . . . [7]
Oberhummer, Lebzelter, Spieß: Diskussion . . . . . [8]
Außerordentliche Versammlung am 26. November 1922 . . . . . [9]
Oberhummer: Probleme der Anthropologie und Urgeschichte Cyperns . . . . . [9]
Lebzelter: Diskussion . . . . . [10]
Außerordentliche Hauptversammlung am 14. Dezember 1922 . . . . . [10]
Jahresbeitrag, Ehrungen . . . . . [10]
Monatsversammlung am 11. Jänner 1923 . . . . . [10]
Außerordentliche Versammlung am 19. Jänner 1923 . . . . . [11]
Schebesta: Die Zugehörigkeit der Zimbabwe-Ruinen von Rhodesia zur Manamatapakultur [11]
Monatsversammlung am 8. Februar 1923 . . . . . [19]
Besichtigung der ethnographischen Sammlung Dr. H. Handel-Mazetti am 15. Februar 1923 [19]
Ordentliche Hauptversammlung am 8. März 1923 . . . . . [19]
M. Haberlandt: Jahresbericht über das Jahr 1922 . . . . . [19]
Rechnungsabschluß, Wahlen . . . . . [20]
Außerordentliche Versammlung am 15. März 1923 . . . . . [20]
Monatsversammlung am 26. April 1923 . . . . . [21]
Außerordentliche Versammlung am 28. April 1923 . . . . . [21]
Außerordentliche Versammlung am 17. Mai 1923 . . . . . [21]
Andrae: Das Wohnhaus in Assur und Babylon . . . . . [21]
Monatsversammlung am 24. Mai 1923 . . . . . [22]
Berichtigung . . . . . [22]
Monatsversammlung am 14. Juni 1923 . . . . . [23]
Außerordentliche Versammlung am 28. Juni 1923 . . . . . [23]
Gabriel: Über die Urbevölkerung Bonaires . . . . . [23]
Franz: Ein Meisterstück archäologischer Kartographie . . . . . [26]
Lehmann-Nitsche: Das Motiv „Schiff und Baum“ auf vorgeschichtlichen Zeichnungen (mit 3 Textabb.) . . . . . [27]
Linders: Das schwedische Staatsinstitut für Rassenbiologie . . . . . [30]
Eingänge für die Bibliothek . . . . . [32]

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

PROF. DR. RUDOLF MUCH, HOFRAT DR. RICHARD LASCH,
PROF. DR. OSWALD MENGHIN, PROF. DR. ROBERT STIGLER.

SCHRIFTLEITER: MINISTERIALRAT DR. LEO BOUCHAL.

LIV. BAND.

MIT 103 ABBILDUNGEN IM TEXTE UND 16 TAFELN.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER GESELLSCHAFT.
1924

W. Hamburger, Wien VI.

INHALT.

ABHANDLUNGEN UND MITTEILUNGEN.

Seite

Andersson Dr. J. G., Archäologische Studien in China. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Leonhard Franz. Mit einem Nachtrage von Dr. Leonhard Franz. (Mit 18 Abbildungen im Text) 60

Christian Dr. Viktor, Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients 1

Franz Dr. Leonhard, Die neuen Ausgrabungen J. G. Anderssons in China 202

Hrodegh Dr. A., Studien über die Neolithkeramik des niederösterreichischen Manhartsgebietes. (Mit 1 Tafel und 3 Abbildungen im Text) 51

Klebelsberg Dr. R. von, Über einen bemerkenswerten rezenten Menschenschädel von Wattens im Unterinntal (Tirol). (Mit 1 Abbildung im Text) 198

Klusemann Dr. Kurt, Die Entwicklung der Eisengewinnung in Afrika und Europa. (Mit 22 Abbildungen und 2 Karten im Text) 120

Stegmiller P. F., S. D. S., Opfer und Opferbräuche der Khasi. (Mit 6 Abbildungen im Text) . . 211

Szombathy Josef, Die Tumuli im Feichtenboden bei Fischau am Steinfeld. (Mit 14 Tafeln und 17 Abbildungen im Text) 163

Trauwitz-Hellwig Dr. Joachim von, Kulturverhältnisse am Ende der Stein- und Anfang der Bronzezeit in Südbayern. (Mit 10 Abbildungen im Text) 99

Weninger Dr. Josef, Leitlinien zur Beobachtung der somatischen Merkmale des Kopfes und Gesichtes am Menschen. Mit einem Beitrag von Dr. Hella Pöch. (Mit 17 Abbildungen im Text und 1 Tafel) 232

LITERATURBERICHTE.

Seite

Adam Leonhard, Nordwestamerikanische Indianerkunst (*F. Röck*) 91

— — Hochasiatische Kunst (*R. Bleichsteiner*) 278

Andrae Walter, Farbige Keramik aus Assur und ihre Vorstufen in altassyrischen Wandmalereien (*V. Christian*) 147

— — Hettische Inschriften auf Bleistreifen aus Assur (*V. Christian*) 277

Anthropologischer Anzeiger. Herausgegeben von Dr. R. Martin. I (*V. Lebzelter*) 274

Antonielli Ugo, La scuola italiana di paletnologia e le industrie paleolitiche in Italia (*E. Beninger*) 209

Antonius Dr. Otto, Grundzüge der Stammesgeschichte der Haustiere (*E. Oberhummer*) 162

Bauer Dr. Julius, Die konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten (*V. Lebzelter*) 271

Baur, Fischer, Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre u. Rassenhygiene (*G. Kraitschek*) 144

Becker P. Dr. C., S. D. S., Im Stromtal des Brahmaputra (*R. Heine-Geldern*) 282

Bieber Friedrich J., Kaffa, ein altkuschitisches Volkstum in Innerafrika (*V. Christian*) 205

Boerschmann Ernst, Baukunst und Landschaft in China (*M. Stiaßny*) 150

Bossert Hellmuth Th., Altkreta, Kunst und Handwerk in Griechenland, Kreta und auf den Kykladen während der Bronzezeit (*E. Beninger*) 94

Clercq L. de, Grammaire du Kiyombe (*K. Lang*) 158

Dengler Hermann, Indianer (*F. Röck*) 158

Detzner Hermann, Im Lande des Dju-Dju (*M. Schmidl*) 85

Döhring Karl, Siam (*R. Heine-Geldern*) 280

Feuerbach Ludwig, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie (*W. Schultz*) . 276

Franz Leonhard, Hesch Michael, Menghin Oswald und **Mitscha-Märheim Herbert,** Die prähistorische Sammlung des niederösterreichischen Landesmuseums (*J. Caspart*) 286

Frobenius Leo, Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas (*K. Lang*) 153

Grubauer Albert, Celebes. Ethnologische Streifzüge (*R. Heine-Geldern*) 283

Haberlandt M., Einführung in die Volkskunde mit besond. Berücksichtigung Österreichs (*K. Spieß*) 204

Seite
Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden Herausg. v. Dr. Emil Abderhalden. Vererbungsforschung (*V. Lebzelter*) . . . 142
Haupt Albrecht, Die älteste Kunst, insbes. die Baukunst der Germanen (*E. Beninger*) . . . 94
Hettner Alfred, Der Gang der Kultur über die Erde (*R. Lasch*) . . . 146
Illustrierte Völkerkunde. Herausgegeben von Dr. Georg Buschan. II. Bd., 1. Teil (*L. Bouchal*) . . 83
Jacob Georg, Schattenschnitte aus Nordchina (*R. Bleichsteiner*) . . . 205
Keane A. H., Man, Post and Present (*R. Lasch*) . . . 146
Keur van Indische Beeldhouwkunst. Première Série (*E. Diez*) . . . 284
Klotz Dr. Petrus, Vom Nil zum Kap (*K. Lang*) . . . 85
Koch-Grünberg Theodor, Vom Roroima zum Orinoco. III. Bd. (*L. Bouchal*) . . . 88
Krämer Augustin, Salamasina, Bilder aus altsamoanischer Kultur und Geschichte (*L. Bouchal*) . . 210
Kraitschek Dr. Gustav, Rassenkunde mit besond. Berücksichtigung des deutschen Volkes (*H. Pöch*) 141
Kyrle Dr. Georg, Grundriß der theoretischen Speläologie (*M. Hell*) . . . 161
Lagae C. R. et Van den Plas V. H., La langue de Azande (*K. Lang*) . . . 155
Lehmann Walter, Zentralamerika. Teil 1 (*F. Röck*) . . . 89
Leitner Maria, Tibetanische Märchen (*R. Bleichsteiner*) . . . 151
Mötefindt Dr. Hugo, Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient (*V. Christian*) . . . 148
Naumann Hans, Primitive Gemeinschaftskultur (*K. Spieß*) . . . 203
Otto Walter F., Die Manen oder von den Urformen des Totenglaubens (*F. Röck*) . . . 83
Pauer-Paul Siliceo, Condiciones fisico-biológicas del Valle de Teotihuacan (*V. Lebzelter*) . . . 275
Preuß Konrad Theodor, Religion und Mythologie der Uitoto (*F. Röck*) . . . 284
Ratzel Friedrich, Über Naturschilderung (*L. Bouchal*) . . . 95
— — Politische Geographie (*L. Bouchal*) . . . 96
Ray A. C., Bengalisches Leben (*R. Heine-Geldern*) . . . 279
Reallexikon der Vorgeschichte. Herausgegeben von Max Ebert I/1 (*E. Beninger*) . . . 285
Roß Colin, Der Weg nach Osten (*R. Bleichsteiner*) . . . 88
Samain A., La langue Kisonge (*K. Lang*) . . . 155
Scheidt Walter, Die eiszeitlichen Schädelfunde aus der großen Ofnet-Höhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen (*V. Lebzelter*) . . . 96
Scherman Lucian und Christine, Im Stromgebiet des Irrawaddy (*R. Heine-Geldern*) . . . 87
Schilling, Die Faserstoffe des Pflanzenreiches (*Handel-Mazzetti*) . . . 276
Schmidt Dr. Heinrich, Philosophisches Wörterbuch (*W. Schultz*) . . . 276
Schmidt P. W., S. V. D., Die geheime Jugendweihe eines australischen Urstammes (*L. Bouchal*) 93
Seler Dr. Eduard, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. IV Bd. (*F. Röck*) . . . 158
Strauß David Friedrich, Der alte und neue Glaube (*W. Schultz*) . . . 275
Svenska Orientsällskapets årsbok. I (*L. Franz*) . . . 276
Taylor F. W., A first grammar of the Adamawa dialect of the Fulani language (*K. Lang*) . . . 86
Transactions of the Oriental Ceramic Society (*M. Stiaßny*) . . . 204
Les travaux archéologiques en Syrie de 1920 à 1922 (*A. Mahr*) . . . 208
Vedder H., Die Bergdama (*K. Lang*) . . . 151
Weber Otto, Assyrische Plastik (*V. Christian*) . . . 277
Wissenschaftliche Beiträge zur Frage der Erhaltung und Vermehrung der Eingeborenenbevölkerung (*R. Lasch*) . . . 146
Zimmermann Ernst, Chinesisches Porzellan und die übrigen keramischen Erzeugnisse Chinas (*M. Stiaßny*) . . . 150

* * *

Erwiderung. Von *Dr. Fritz Wiegers* . . . 97

Sitzungsberichte. Jahrgang 1923/24 . . . [1]
Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Druckfehlerberichtigung:
Seite 165, Zeile 6 von unten statt „1985" richtig „1895".

Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients.

Von Dr. **Viktor Christian** in Wien.

Einleitung.

Die vorliegenden Untersuchungen bezwecken, das Werden der Kulturen des alten Orients zu verfolgen. Die Schichtenfolge im Aufbau einer Kultur zeigt sich jedoch nicht nur im materiellen Besitz, dessen Reste der Spaten den Trümmerhügeln entreißt, sondern auch im geistigen, wie ihn uns die Literatur des betreffenden Volkes überliefert. Es war daher naheliegend, für Mesopotamien, das älteste Kulturland Vorderasiens, eine Untersuchung anzustellen, die darauf abzielte, die Schichten bloßzulegen, aus denen Religion und Sitte der Akkader sich aufbauten. Dabei drängen sich für jeden ethnologisch Geschulten die Vergleiche mit Sitten und Bräuchen moderner Völker auf. Da sich weiter eine Reihe solcher Vergleichspunkte zu Beziehungskomplexen zusammenfügte, so glaubte ich mich bei Beantwortung der Frage nach der Art der Beziehungen nicht mit der Annahme einer Konvergenzerscheinung begnügen zu dürfen, sondern fühlte mich verpflichtet, der Möglichkeit einer inneren Verwandtschaft nachzugehen. Die gewonnenen Ergebnisse sprechen auch in der Tat entschieden für Zusammenhänge und nicht für Konvergenzen.

Unterstützt und bestätigt wurde dieses Ergebnis durch die Untersuchung des stofflichen Besitzes, den uns die Ausgrabungen in Mesopotamien zutage förderten. Hier liegen die Beziehungen, zum Osten und Nordosten vornehmlich, auf der Hand. Daß ich, wie ich hoffe, mit Erfolg, an die Behandlung der von Haus aus mir doch etwas ferner liegenden Fragen der Archäologie und Anthropologie herantreten konnte, danke ich der steten Unterstützung, die ich bei Prof. Dr. O. Menghin und Frau Doktor H. Pöch fand. Prof. Dr. Rudolf Pöch, meinem Lehrer, der in väterlicher Freundschaft mir stets zur Seite stand, erreicht mein Dank nicht mehr; seinem Andenken seien die Untersuchungen gewidmet.

I. Ethnologische Untersuchungen zur Religion und Sitte der Akkader.

Die semitisch sprechende Bevölkerung Assyriens und Babyloniens, die wir im Anschluß an den einheimischen Sprachgebrauch am besten als Akkader bezeichnen können, ist anthropologisch ein Mischprodukt verschiedener Rassenbestandteile, als deren gewöhnlich zwei, das semitische und das hettitische Element (vorderasiatischer Kurzkopf), namhaft gemacht werden. Kulturell, in Schrift, Religion usw. waren die Akkader Erben ihrer Vorläufer im Zweistromland, der Sumerer, von denen wir, da sie auf die Kultur der sie überlagernden Schichte einen derartig nachhaltigen Einfluß ausübten, nicht annehmen können, daß sie ohne stärkste Einwirkung auch auf die Physis der Eroberer geblieben wären. Wer aber waren die Sumerer? Weder der Linguistik noch irgend einer anderen Disziplin ist es bisher gelungen, diese Frage zu einer allgemein anerkannten Lösung zu führen. Im folgenden soll nun der Versuch

gemacht werden, eine neue Quelle zur Klärung dieser Frage heranzuziehen. Eine ethnologische Untersuchung der Religion und Sitte der Akkader könnte nämlich, sofern die untersuchten Vorstellungen sich als Ganzes oder zum Teil auf die Sumerer zurückführen lassen, vielleicht Anhaltspunkte für die Rassenzugehörigkeit dieses Volkes bieten. Damit wäre aber auch eine Grundlage gefunden, auf der die bisherigen linguistischen, archäologischen und anthropologischen Betrachtungen mit Aussicht auf Erfolg einer Überprüfung unterzogen werden könnten.

Wie erwähnt, entstammt das akkadische Volk einem Rassengemisch. Dementsprechend dürfen wir auch nicht erwarten, bei der Betrachtung der akkadischen Religion auf eine geschlossene, abgerundete und innerlich lückenlos zusammenpassende Weltanschauung zu stoßen, vielmehr haben wir im vorhinein mit einer gewissen Mannigfaltigkeit zu rechnen, die vielleicht sogar größer war, als uns heute die uns zur Verfügung stehenden Quellen zu erkennen erlauben. Denn wenn auch das keilinschriftliche Material, auf dem sich ja die Kenntnis der akkadischen Religion vorzüglich aufbaut, kaum ein wichtiges Gebiet des Alltagslebens unberücksichtigt läßt, so liegt doch in einem Lande, in dem Lesen und Schreiben nicht Gemeingut, sondern im wesentlichen Sache einer verhältnismäßig kleinen Gruppe war, die sich mit dem Priesterstande ziemlich deckte, die Gefahr nahe, daß die literarischen Äußerungen im großen und ganzen den geistigen Stempel des engen schreibkundigen Kreises, nicht der breiten, ungelernten Masse tragen. Nun können aber die Bildungsunterschiede, wenigstens zu großen Teilen, geradezu mit Rassen- und Weltanschauungsunterschieden zusammenfallen, so daß uns die einheimischen Quellen nur ein einseitiges Bild der Religion überliefern würden, indem sie etwa die Weltanschauung einer zahlenmäßig kleinen, gebildeten Schichte auf Kosten des Glaubens des Volkes in den Vordergrund stellten. Derartiges dürfte auch in der Tat für die akkadischen Verhältnisse zutreffen, so daß wir in unserer Untersuchung gut daran tun werden, zwischen der Religion des Volkes und der der gebildeten Oberschichte zu scheiden.

Wenn wir nun versuchen, für das Ende ihrer etwa drei Jahrtausende langen Entwicklung die akkadische Religion in ihren beiden Ausprägungen als Religion des Volkes und der Gebildeten hinsichtlich des Gottheitsbegriffes zu charakterisieren, so geschieht dies am besten durch die Bezeichnung „Latenter Monotheismus".[1]) Für die monotheistischen Züge in den Anschauungen der „Wissenden" darf wohl jener Keilinschrifttext als vollgültiger Beweis gelten, in dem Marduk, der seit etwa Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends in Babylonien als oberster Gott herrscht, in seinen verschiedenen Erscheinungsformen den verschiedenen Göttern gleichgesetzt wird. Aber auch für die Volksreligion läßt sich ein monotheistischer Grundzug nachweisen. Es tritt nämlich in ihr aus der ganzen Schar der Götter eine Gestalt, Anu, als Vater und König der Götter seit früher Zeit in den Vordergrund; er steht auch an der Spitze der schon um 3000 v. Chr. nachweisbaren[2]) Götterdreiheit Anu, Enlil, Ea, die als die großen Götter lange vor der Trias Sin, Šamaš, Ištar (bez. Adad) schon besondere Verehrung genießen. In späterer Zeit trat an die Spitze des Pantheons in Babylonien Marduk, in Assyrien Ašur, beide wohl „Sonnengötter". Daß Anu von

[1]) Für den Monotheismus der Religion der „Wissenden" s. A. Jeremias, Handb. S. 9; 236 ff.; für die „monarchische" Form des Polytheismus der Volksreligion mit seiner monotheistischen Tendenz ebenda S. 228.

[2]) s. Fichtner-Jeremias, M. V. A. G. 27/2, 12.

Haus aus allein Gott ist [1]) und die anderen „Götter" erst Erzeugnisse einer späteren Entwicklung, lehrt uns ein Vergleich mit den Weltanschauungen moderner Völker. Tessmann hat in seinem Werke „Die Pangwe" gezeigt, [2]) wie in einer bestimmten Kulturschichte die Seelen der Verstorbenen als Mittler zwischen den Menschen und Gott auftreten, der dem irdischen Treiben derartig weit entrückt ist, daß er für die Menschen unmittelbar nicht erreichbar. Die Seelen gewinnen so als diejenigen, an die sich der Mensch in erster Linie wendet, immer mehr Geltung, wogegen der eine Gott immer mehr in den Hintergrund tritt, bis schließlich aus den Seelen selbst „Götter" werden. Zu dieser aus dem modernen Völkerleben erschlossenen Entwicklungsgeschichte der Seelen-Götter stimmt es nun sehr gut, wenn Jastrow in seinem Werke „Die Religion Babyloniens und Assyriens" feststellt, daß in der akkadischen Weltanschauung die Grenze zwischen Göttern und Seelen (Dämonen, Geistern) eine fließende ist, daß man in vielen Fällen nicht mit Sicherheit sagen kann, ob eine bestimmte Gestalt dem Götter- oder dem Dämonenkreise angehöre (a. a. O. Bd. I, S. 184 f., 198 f., 242 u. pass.). Wir haben uns die Entwicklung der babylonischen Götter der Volksreligion also im wesentlichen wohl in der Art zu denken, daß besonders ausgezeichnete Seelen, und zwar die hervorragender Ahnen, in jedem Familien- und Sippenverband erst als Mittler und dann als Götter verehrt wurden. [3]) Ihre Mittlerrolle erhellt noch klar aus der bildlichen Darstellung von Anbetungsszenen, wie wir sie schon seit der sumerischen Zeit kennen, auf denen eine niedrigere Gottheit den Verehrer vor die große Gottheit führt (s. z. B. Ed. Meyer, Sum. u. Sem., Taf. VII). Daß es sich bei diesen „Seelen"-Göttern ursprünglich um die eigenen kultisch verehrten Ahnen handelt, lehrt wohl neben der häufig belegten Vergöttlichung der Könige ein Vergleich mit Anschauungen, wie wir sie besonders im heutigen Südafrika ausgeprägt finden. So wird z. B. von den Basutos berichtet (s. Ankermann, Z. f. E. 1918, 139): „Jede Familie betrachtet sich als unter dem unmittelbaren Einfluß und Schutz ihrer Ahnen stehend, aber der Stamm im ganzen erkennt als seine Nationalgötter die Vorfahren seines Herrschers an." Diese Stammesgötter galten im alten Mesopotamien geradezu als Herrscher des Landes und ihre Wegführung wurde als Zeichen politischer Entmündigung betrachtet. Daneben gab es natürlich noch eine Unzahl niedrigerer Seelen von guter und böser Art, von denen die einen als Schutzgeister (und zwar hat jeder Mensch eine ihm persönlich zugeteilte Schutzseele [4]), die anderen als Dämonen (Plageseelen) auftreten. Was die Art der kultisch verehrten Seele betrifft, so war es wohl auch in der assyr.-babylonischen Religion die Bildseele, die im Unterschiede von der Lebensseele den Körper überlebte und daher allein den Gegenstand der Verehrung bilden konnte. Bei dieser Zweiteilung der Seele, wie wir sie deutlich z. B. bei afrikanischen Völkern antreffen (s. Ankermann, a. a. O. 128), gilt erstere, die Hauchseele, als das belebende Prinzip, das seinen Sitz im Herzen, im Atem usw. hat und unmittelbar bei Eintritt des Todes den Körper verläßt. Die Bildseele dagegen, vermutlich aus dem Erinnerungsbilde des Toten entstanden, trennt sich als Schatten nach der Vorstellung

[1]) s. dazu auch Radau, Babyl. Exp. XXIX/1, S. 12 ff, der die babylonische Religion mit einer „prähistorischen Anu-Epoche" beginnen läßt, der eine halb vorgeschichtliche, halb geschichtliche Enlil-Epoche folgt; die Marduk- und Ašur-Epoche sind vollgeschichtlich.

[2]) Bd. II, 14 f.

[3]) Vgl. die sumer. Darstellung der Einführung des Anbetenden durch eine niedrige Gottheit zu dem mächtigen Gott.

[4]) Für den persönlichen Schutzgeist s. Jeremias, Handb. 297, 1; 298. Für den Schutzgeistglauben bei afrikanischen Völkern vgl. Ankermann, a. a. O. 101, 121[1].

vieler Völker erst nach einiger Zeit vom Leibe des Toten. Eine derartige Zweiteilung in Hauch- und Bildseele auch für Akkad anzunehmen, scheint mir deswegen geraten, weil wir so leichter verstehen, wieso bei Lebzeiten des Menschen im Schlafe sich die Seele (d. i. die Bildseele) vom Körper trennen kann, um Träume zu schauen.

Über die Tätigkeit der Seelen dachte der Babylonier etwa so, wie es Tessmann (Z. f. E. 51, 132 ff.: Die Urkulturen der Menschheit) als charakteristisch für die Auffassung der „Seelenkultur" bezeichnet; alles Geschehen, ob gut oder böse, geht auf die Seelen (Geister) zurück. Sie lenken als Götter den Lauf der Gestirne und verursachen alle Ereignisse in der Natur. Zur Ausführung ihrer Befehle stehen ihnen die niederen Seelen (Schutzgeister, Dämonen) als Boten u. dgl. zur Verfügung. Für den Menschen besonders unangenehm bemerkbar machen sich die bösen Seelen („Plageseelen"), auf deren Wirksamkeit der Volksglaube im wesentlichen alles Unheil, wie persönliches Mißgeschick, Krankheit und Tod, zurückführt. Gegen diese Dämonen, die sich der Babylonier in der Unterwelt, in der Wüste und an entlegenen Orten wohnend dachte, die, in Tier- und Menschengestalt auftretend, besonders Nachts den Menschen auflauern und zu denen auch die zur Ruhelosigkeit verurteilten Seelen der unbestatteten Toten gerechnet werden, gegen all diese Unholde wendet sich der bedrängte Mensch um Schutz an die Götter. Sie, die der Mensch durch eine Sünde (ein Vergehen moralischer oder kultlicher Art) erzürnte, haben den Plageseelen Macht über den Menschen gegeben, sie werden daher auch in Bußgebeten, Hymnen u. dgl. unter Darbringung von Opfern angefleht, ihrem Grimm zu entsagen, die bösen Geister zu vertreiben, so daß die Schutzseele wieder vom Menschen Besitz nehmen kann. Natürlich war man auch darauf bedacht, sich von vornherein möglichst gegen die Schädigungen durch die Plagegeister zu schützen, was man durch Amulette zu erreichen glaubte, Gegenstände, die am Körper getragen oder an der Haustür befestigt, mit Worten und Zeichen den Plageseelen die Anwesenheit der Schutzseele kundtun und sie von der Aussichtslosigkeit eines Angriffes überzeugen sollten.[1])

Aber nicht nur von bösen Seelen drohte dem Babylonier Unheil, er glaubte sich auch von Hexen und Zauberern verfolgt, die den Menschen auf verschiedene Art zu schaden vermochten; durch bösen Blick, böses Wort, Knotenbinden u. dgl. üben sie Macht über den Menschen aus. Auch dem Speichel wohnt Zauberkraft inne und sie verstehen es, durch Ähnlichkeitszauber zu schaden, indem das, was sie an dem Bilde eines Menschen ausführen, diesem in Person widerfährt; ja selbst über die Dämonen haben sie Gewalt.[2]) Diese zweite Seite der Weltanschauung des akkadischen Volkes, die den Zauberglauben zur Grundlage hat, ist scharf von der oben besprochenen Seelenkultur zu scheiden. Verlegt nämlich diese die wirkende Kraft, die Seelen, außerhalb die Materie, so nimmt sie jene im Stoff selbst an, eine Anschauung, die wir mit Kohlbrugge[3]) am treffendsten wohl als „Lehre von den

[1]) So deutet Tessmann a. a. O. die Amulette im Bereiche der „Seelenkultur"; da wir es in Babylonien aber auch mit ausgesprochenem Zauberglauben zu tun haben (s. unten), so kann mit Karutz (Z. f. E. 45, 594, 602) das Amulett in Babylonien auch auf emanistischen Anschauungen fußen. Die Bilder schutzverleihender Gottheiten (Jastrow, a. a. O. I, 285) werden wohl im Sinne Tessmanns zu fassen sein, dagegen sollten die an Türen angebrachten Texte wohl emanistisch wirken; auch die am Körper getragenen Amulette werden wohl meist letzterer Art angehört haben (vgl. Jastrow, a. a. O. I, 335 f., 838 f.). Bezüglich Insekten und Pflanzen, Esels- und Schweinsknochen usw., als Amulette verwendet, s. a. a. O. S. 466.

[2]) Jeremias, Handb. 298 f.

[3]) Tijdschr. van het Kon. Aardrijskundig. Gen., XXXVII., 1920, 729 ff.

strahlenden Kräften" oder mit Karutz (Z. f. E. 45, 545 ff.) als „Emanismus" bezeichnen können. Diese Lehre besagt, daß der belebten und unbelebten Materie von Urzeit her, und zwar den Teilen, ebenso wie dem Ganzen, eine Kraft innewohnt, die die Ursache aller Erscheinung bildet.[1]) Diese Urkraft äußert sich beim Menschen im Blick, Atem, in der Stimme, sie eignet auch den Ausscheidungen des Menschen, wie etwa dem Speichel, als einem Teil vom Ganzen. Aus dieser Gleichheit von Teil und Ganzem, aus dieser angenommenen untrennbaren Zusammengehörigkeit beider wird nun der Schluß gezogen, daß alles, was gegen einen Teil geübt wird, dem Ganzen fühlbar werden muß. Das heißt, um gegen einen Menschen mit Zauber vorgehen zu können, ist es nicht unbedingt notwendig, ihn selbst durch Blick, Wort u. dgl. zu beeinflussen, sondern es genügt, einen Teil von ihm, also etwa Haare, Nägel, ein Stück seines Kleides, ja sogar auch nur die Erde, die er betreten hat, der Zauberwirkung zu unterwerfen. Schließlich hielt man es für hinreichend, das Bild des verfolgten Menschen, besonders wenn es überdies vielleicht noch Teile von ihm enthielt, der Zauberkraft auszusetzen,[2]) wobei auch der Namen als ein durch Worte erzieltes Abbild des Gegners galt.[3]) Gegen Zauberei erwartet und erfleht der Babylonier ebenso wie gegen die bösen Dämonen den Schutz der Götter, aber sie sind nicht die einzige und wahrscheinlich nicht die ursprüngliche Hilfe. Denn dem Angriff entsprach wohl auch eine gleichartige Abwehr — Seele gegen Seele, Zauber gegen Zauber. Freilich, so wie nicht jeder Mensch über die Kräfte verfügte, um böser Zauberer zu sein, so besaß auch nicht jeder das gleiche Maß von strahlenden Kräften zur Abwehr; es waren eben auch hier einige wenige Menschen mit besonderer abwehrender Zauberkraft begabt — Priester, die als gute Zauberer die bösen bekämpfen. Noch eine andere Anschauung der babylonischen Religion, die besonders in den Riten stark zutage tritt, die Symbolik, fußt wohl auf der eben erörterten Lehre von den strahlenden Kräften. Wasser, Öl, Feuer u. dgl. gelten zufolge ihrer hellen Eigenschaften als Verkörperung des Reinen, sie strahlen daher die ihnen innewohnende Kraft der Reinheit auf alles aus, was mit ihnen in Berührung kommt. Auf dieser Anschauung, daß durch Berührung die einem Körper innewohnende Kraft auf einen anderen übergehen, ihn gewissermaßen sich angleichen kann, beruht auch eine bestimmte Art des Opfers, bei dem nämlich das Tier als Stellvertreter für den Menschen geopfert wird. Indem die Teile des Tieres Stück für Stück auf die entsprechenden Teile des Menschen gelegt werden, wird das Tier zum Stellvertreter des Menschen.[4]) Wir werden bei Besprechung der Leberschau auf diese Anschauung noch zurückkommen.

Dieser Volksreligion steht nun anscheinend eine auf astraler Grundlage sich aufbauende Weltanschauung der höheren, gebildeten Kreise gegenüber, als deren Hauptvertreter wir die Priester bezeichnen dürfen, auf die ja im wesentlichen die Bildung, d. i. Lesen und Schreiben, beschränkt war. Die Astrallehre bringt die Götter mit den Vorgängen am Himmel, mit dem Lauf der Gestirne in anderem Sinne in Zusammenhang als die Volksreligion. Waren nach dieser die Götter, also außerhalb der Gestirne existierende Mächte, die treibenden Kräfte für die Erscheinungen

[1]) Oder mit Karutz (a. a. O. 577) gesprochen: Emanismus ist die Fähigkeit der Objekte, ihre immanenten spezifischen Eigenschaften an die Umwelt abzugeben. Auch Wundts „Körperseele" ist dieser Zauberkraft gleichzustellen (s. Ankermann, a. a. O. 133 f.).

[2]) Ungnad, Religion der Babylonier und Assyrer, 252 f.

[3]) s. Kohlbrugge, a. a. O. 738.

[4]) Jastrow, a. a. O. I, 351; Jeremias, Handb. 289 f.; Zimmern, K. A. T.[3], 597.

am Himmel, so verlegte jene die Götter in die Gestirne, die Kraft in die Materie.[1]) Dieselbe Kraft, die dem Ganzen innewohnt (und sich im Laufe der Gestirne offenbart), wohnt aber auch dem einzelnen Teile inne, eine Vorstellung, wie sie uns schon oben bei Besprechung des Zauberglaubens entgegentrat. Aus ihr folgt nun die Lehre, daß alles irdische Geschehen genau dem himmlischen entspricht.[2]) In diesem Sinne kann auch der Mensch als Ebenbild der Gottheit bezeichnet werden und der „große" Mensch, der König, erlangt als Ebenbild des Götterherrn schon bei Lebzeiten geradezu göttliche Verehrung.[3]) Entspricht sonach alles irdische Geschehen dem himmlischen, so sind auch die Vorgänge auf Erden willenlos an die am Himmel gekettet, Die Schicksale der Menschen sind demnach vorher bestimmt und aus den Ereignissen am Himmel abzulesen.[4]) Besteht aber Vorherbestimmmung, so kann das Gute nicht belohnt, das Böse nicht bestraft werden, ein Kampf gegen das Böse ist aussichtslos und Aufgabe des Menschen kann es nur sein, sich demütig in den Willen der Götter zu fügen. Anderseits aber führt die Erkenntnis der Unmöglichkeit, in die Geheimnisse der göttlichen Schicksalsbestimmung Einblick zu gewinnen, zu einem Pessimismus, der geradezu in eine Anschauung von der Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit des Geschickes ausmündet.[5])

Anders die Volksreligion, für die sowohl am Boden des Zauberglaubens wie der Seelenkultur eine aktive Gestaltung des Schicksals möglich ist; gegen Zauber kann sich der Mensch durch Zauber schützen, den Angriffen der Plageseelen kann er entgehen, wenn er die Götter nicht erzürnt bzw. die erzürnten versöhnt. Wollte man also glücklich sein, so mußte man nach dem Willen der Götter leben, und diesen zu erforschen, wurde eine der wichtigsten Lebensaufgaben des Babyloniers. Das war der Boden, auf dem sich das für die akkadische Religion so charakteristische Vorzeichen- und Deutewesen entwickelte, das die „Chaldäer", wie man in späterer Zeit die Babylonier nannte, zu Weltruf gelangen ließ. Man suchte den Willen der Gottheit mit den verschiedensten Mitteln zu ergründen — aus den Bewegungen, die ein auf vermutlich heiliges Wasser getaner Öltropfen ausführte,[6]) aus der Gestalt der Leber des geopferten Schafes, aus Träumen, aus den Vorgängen am Himmel, aus den Ereignissen in der belebten und unbelebten Natur glaubte man, Schlüsse auf die Absichten der Götter ziehen zu können.[7]) Die Anschauung, auf Grund deren man meinte, in derartigen Vorzeichen Anhaltspunkte für den Willen der Gottheit zu besitzen, wurzelte wohl im wesentlichen in der Seelenkultur, die ja als wirkende Kräfte für alles Geschehen die Seelen einsetzte. Diese also, die Götter, offenbarten sich in den durch das Öl erzeugten Bewegungen des Wassers; an der Leber des geopferten Schafes, jenem Organ, das nach babylonischer Auffassung als Sitz des Lebensprinzips, der Seele, galt, gaben sie zu erkennen, ob sie gnädig ge-

[1]) Jeremias, Handb. 138: „Die sinnliche Welt ist eine, Gott oder in sich Gott als Weltseele enthaltend . . . (die Babylonier) durchforschen die Ordnung (der sichtbaren Welt) auf Grund der Umläufe . . . und der Zusammenhänge zwischen himmlischen und irdischen Vorgängen."

[2]) Jeremias, Handb., 171 ff.

[3]) Jeremias, a. a. O. 173 ff.

[4]) Jeremias, a. a. O. 139: Philo, Quis rerum divin. heres sit, 20: „Die Astrallehre der Chaldäer lehrt, daß der Kosmos nicht das Werk der Gottheit sei, sondern die Gottheit umfasse, und das Gute und Böse allen Wesen durch die Bewegungen und geordneten Umläufe der Gestirne zugemessen werde" und 137: „Planeten deuten Zukunft an, tun die Gnade der Götter kund."

[5]) Fichtner-Jeremias, M. V. A. G. 27/2, 54.

[6]) s. Jastrow, a. a. O. II, 97.

[7]) Für die verschiedenen Arten von Onima s. Fichtner-Jeremias, a. a. O. 42 f.

sinnt oder erzürnt. Nach dem oben über das stellvertretende Opfer Gesagte scheint es mir wahrscheinlich, daß die Schafsleber von Haus aus das Seelenorgan des geopferten Menschen vertrat[1]), an dessen anatomischer Gestaltung bzw. an der seiner Entsprechung nach babylonischer Meinung erkennbar sein mußte, wie die Gottheit zum betreffenden Menschen stand.

Im Traume verkehrte die menschliche Seele, und zwar wohl die Bildseele[2]), unmittelbar in der Seelenwelt und schaute so direkt das göttliche Wollen. Auch in den Vorgängen der Natur äußert sich die Tätigkeit der Seelen; Erdbeben, Sturm, Vogelflug, sonstige auffallende Bewegungen verschiedener Tiere u. dgl. m. sind Mittel, mit denen die Götter ihren Willen kundtun. So zeigen denn auch die Gestirne, da sie ja von den Göttern gelenkt werden, die göttlichen Absichten an. Allerdings dürfte gerade auf den Ausbau der Gestirn-Vorzeichendeutung die Astrallehre mit ihrer Anschauung, daß den Vorgängen am Himmel gleiche auf Erden entsprechen, wesentlichen Einfluß ausgeübt haben.

So wie nicht alle Menschen über ein gleiches Maß von Zauberkraft verfügten, so waren auch nicht alle gleich befähigt, den Willen der Götter aus ihren Kundgebungen zu erforschen, die „Seelensprache" zu verstehen. Diese Kunst verstanden nur wenige, von den Seelen (Göttern) besonders begabte Menschen, die Priester;[3]) und ihr Können, ihr Wissen war daher zum großen Teil ein Geheimnis, das nur innerhalb der Priesterschaft weitergegeben, vor der profanen Menge jedoch sorgsam gehütet wurde.[4]) Da aber dieses Können im Laufe der Zeit wirklich zu einer umfangreichen Wissenschaft sich entwickelte, die man nicht mehr mündlich überliefern, sondern schriftlich festhalten mußte, so wurden die Priester zu Gelehrten, auf deren kleinen Kreis sich fast ausschließlich die Kenntnis von Lesen und Schreiben und damit die Pflege der Wissenschaften beschränkte. Kein Wunder daher, daß der Priesterstand hohes Ansehen genoß, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß die Priesterwürde vielfach auf Ea zurückgeführt wird, jenem anscheinend sehr alten Gott des babylonisch-assyrischen Pantheons, mit dem auch das Zauberwesen in Verbindung gebracht wurde. Die Priesterwürde scheint in der Regel auf die Söhne vererbt worden zu sein.[5])

Wir haben nun die beiden Haupttypen der akkadischen Religion, auf der einen Seite eine durch Zauber- und Seelenglauben gekennzeichnete Volksreligion, auf der anderen Seite eine durch Astrallehre charakterisierte Religion einer Oberschicht, kennen gelernt und wir müssen uns wohl die Frage vorlegen, welche Folgerungen für das tägliche Leben der Babylonier der einen oder anderen Gruppe aus seiner religiösen Überzeugung gezogen hat. Beiden mußte wohl als Ziel der Lebensfrömmigkeit die Befolgung des göttlichen Willens erscheinen,[6]) für den Mann aus

---

[1]) Nicht also wie A. Jeremias, Handb. 10, 142 ff., meint, daß die Schafsleber Abbild des Kosmos im Kleinen; wenn von Berg, Fluß usw. der Leber die Rede ist (Klauber, Pol. rel. Texte XXXIII), so ist diese Gleichsetzung der Leber als Mikrokosmus dem Makrokosmus gewiß nichts Ursprüngliches.

[2]) Vgl. Ankermann, a. a. O. 98, 126, wonach bei einigen afrikanischen Völkern (z. B. Wasu, Dinka) der Glaube herrscht, daß die Bildseele im Schlafe den Menschen verlasse und Träume schaue.

[3]) Tessmann, a. a. O. 152, nennt diese Mittler zwischen Seele und Mensch sehr treffend „Seelenmann".

[4]) Zimmern, Z. D. M. G., 74, 432; s. a. Jeremias, A., Handb., 10f.; Langdon, Univ. of Penns., The Mus. Journ. IX, 152ff.

[5]) Jeremias, Handb. 284.

[6]) s Jeremias, a. a. O. 325.

dem Volke, weil die Widersetzlichkeit gegen den göttlichen Willen als Sünde eben nicht nur bei Lebzeiten, sondern auch nach dem Tode Leid brachte, für den Anhänger der Astrallehre, weil Auflehnung gegen das von der Gottheit bestimmte Schicksal zwecklos war. Streng genommen also konnte es nur für den Durchschnittsbabylonier den Begriff Sünde als Vergehen gegen die Gottheit, das Strafe nach sich zieht, geben. Nach der Astrallehre ist alles irdische Geschehen am Himmel vorgebildet, also ist auch die Widersetzlichkeit gegen den göttlichen Willen vorher bestimmt. Der Mensch handelt gewissermaßen unter göttlichem Zwange, kann daher für sein Tun nicht zur Verantwortung gezogen werden. Dieser Gedanke findet sich zwar in dieser Form in der babylonischen Literatur nirgend ausgesprochen, ergibt sich aber meines Erachtens als logische Folge aus der babylonischen Lehre von der Vorherbestimmung und aus der Vorstellung vom Jenseits. Wir finden bezüglich des Lebens nach dem Tode nämlich zwei Grundanschauungen ausgesprochen: die eine glaubt[1]) an ein Totengericht, scheidet also zwischen Gutem und Bösem, das belohnt bzw. bestraft wird. Die Seelen der Guten gehen in die Unterwelt ein, wo sie ein leidliches Leben zu führen scheinen, die der Bösen sind ruhelos und es ist einer der schwersten Flüche für Frevler, daß ihr Leichnam unbeerdigt bleiben solle, was nach babylonischer Vorstellung gleichbedeutend ist mit Ruhelosigkeit der Seele. Denn nur der Begrabene, dessen Todesruhe nicht gestört, kann auf ruhiges Leben im Jenseits rechnen. So gilt es denn auch als göttliches Strafgericht, das der König an dem sündhaften Aufrührer vollzieht, wenn er seine Gebeine der Erde entreißt und dadurch die Seele des Verstorbenen der Ruhelosigkeit anheim gibt.[2]) Es war daher nur natürlich, daß man daran dachte, sein Seelenheil vor späteren Ruhestörungen zu sichern, ein Streben, das unter anderem zum Sumpfbegräbnis führte, da ja der Sumpf die Spuren des Grabes binnen kurzem verschwinden macht und das Grab unauffindbar wird,[3]) also eine ähnliche Absicht, wie sie auch dem Flußbegräbnis zugrunde liegt.[4]) Die andere Anschauung, der Astrallehre angehörig, besagt: der Tod ist für den Menschen vorherbestimmt als Schicksal; den Aufenthalt der Toten bildet die Unterwelt, in die die Toten eingehen, wie denn überhaupt der ganze Begriff „Unterwelt" wohl im wesentlichen der Gestirnbeobachtung entlehnt ist. So wie etwa der Mond oder die

[1]) s. Fichtner-Jeremias, a. a. O. 16, 61 f.; A. Jeremias, Handbuch 322 f. hält allerdings mit Unrecht das Totengericht für nicht erwiesen; s. dazu auch Jensen, K. B. VI/1, 480, und Zimmern, Babyl. Neujahrsfest, 2. Nachtrag, S. 3[2], wonach das Totengericht vermutlich beim Erreichen des Weltberges abgehalten wurde.

[2]) Jeremias, Handb. 318 f.

[3]) Jeremias, Handb. 321.

[4]) s. a. Luschan, M.A.G.W. 48/49, S. 100 101. Einer vorgeschichtlichen Zeit scheint die Leichenverbrennung anzugehören, die literarisch für das alte Mesopotamien nicht sicher zu belegen ist, von der aber unzweifelhafte Spuren gerade aus den ältesten Schichten vorliegen (Meißner, Bab. u. Ass., I, 425 f.). Die Leichenverbrennung hat ihre Vorraussetzung vielleicht im Emanismus. Der Leichnam gilt als Sitz unheilvoller Kräfte, die sich allem, was mit ihm in Berührung kommt, mitteilen, daher wird er selbst mit allen Geräten verbrannt (oder letztere werden wenigstens durch Zerbrechen unbrauchbar gemacht, zerstört). Für eine Herleitung aus der Seelenkultur könnte jedoch sprechen, was Czaplicka in ihrem Buche „Aboriginal Siberia", S. 152 53, nach Schrenck über die Giljaken berichtet. Sie verbrennen nicht die Leichen der kleinen Kinder und jener, die von Bären getötet, die nach ihrer Auffassung selbst zu Bären werden und in den Wald gehen, während die Seelen kleiner Kinder nach dem Tode nicht wandern. Also, man verbrennt nur jene Leichen, von deren Seelen man annimmt, daß sie die menschliche Gemeinschaft heimsuchen, demnach muß die Leiche und alles, was mit ihr in Berührung kam, ein besonders geeignetes Medium für die Seele sein, den Überlebenden zu schaden; s. dazu auch meine Notiz in M.A.G.W., Bd. 51, S. 214.

Sonne bei ihrem täglichen „Sterben" im Westen unter die Erde in den Ozean tauchen, so wird auch die Unterwelt, der Aufenthalt der Toten, im Westen als Ort im Ozean gesucht.[1]) Aber die Gestirnbeobachtung lehrt noch ein weiteres: so wie die Gestirne „sterben", aber nach einer Weile wieder „auferstehen", so stirbt wohl auch der Mensch, wird aber zu gegebener Zeit zu neuem Leben wieder erstehen und als Symbol dieser Auferstehungsidee genießt der Mond mit seinem ständigen Wechsel zwischen Werden und Vergehen die höchste Verehrung. Das Leben in der Totenwelt stellt aber nur ein Zwischendasein dar, dem eine Auferstehung mit ewigem Leben folgt.[2])

Die Verschiedenheit der beiden Überzeugungen prägt sich auch in der Anschauung vom Tode aus. Die Volksreligion leitet der Hauptsache nach alles Unheil von der Wirksamkeit der Plageseelen ab, denen die Götter, erzürnt durch ein Vergehen des Menschen, Macht über diesen gaben. Das größte Unheil aber ist der Tod, der somit letzten Endes auf eine durch die Sünde des Menschen verursachte Handlung einer Plageseele zurückgeht. Freilich ist dieser Gedanke in der babylonischen Volksreligion nicht mehr in dieser Reinheit faßbar, da die Vorstellung vom Tode als einem vorherbestimmten Schicksale[3]) anscheinend auch in der Religion der breiten Menge vorherrscht und wohl auf Beeinflussung von seiten der Astrallehre zurückgeht. Aber auf das ursprüngliche Vorhandensein der Anschauung vom Tode als Folge persönlicher Schuld können wir aus manchen Umständen schließen; so gilt vorzeitiger Tod als besondere Gottesstrafe und auch der Namen des personifizierten Todesgeschickes, Mammêtu, den Delitzsch von Mamû „Zorn" ableitet,[4]) scheint die Auffassung zu bekräftigen, daß der Zorn der Götter die Ursache des Todes ist. Der Zorn der Götter wurde aber nach Anschauung der babylonischen Volksreligion durch die Sünde erregt, so daß die Gleichung besteht: Sünde = Zorn der Götter = Tod. Diese Annahme, daß der Tod eine Folge der persönlichen Sündhaftigkeit sei, scheint, wie gesagt, in Babylonien allerdings stark durch die Astrallehre zurückgedrängt worden zu sein, die den Tod als ein von den Göttern ohne Rücksicht auf Gut oder Böse verhängtes Schicksal auffaßt.

Versuchen wir nun das Ergebnis unserer Betrachtungen zu ziehen, so zeigt sich, daß die eingangs gegebene Teilung in Religion des Volkes einer-, die einer Oberschichte anderseits die Verschiedenheiten nicht erschöpft, daß vielmehr die erstere Gruppe sich noch in zwei Typen auflösen läßt, eine gekennzeichnet durch den Zauberglauben, die andere durch den Seelenglauben. Es sind also im wesentlichen drei Schichten, aus denen sich die akkadische Religion aufbaut, und die unter Vergleichung des völkerkundlichen Materials sich etwa, wie folgt, charakterisieren lassen:

Eine emanistische Schichte, die nach einem wesentlichen Zuge etwa Zauberkultur benannt werden könnte, nimmt an, daß das Urprinzip (Gott), als dessen Sitz in einer bestimmten Ausprägung dieser Kultur gewöhnlich das Wasser gilt,[5])

[1]) Jeremias, Handb. 323 f.

[2]) Jeremias, Handb. 323/24, bezweifelt gegenüber Jensen, wie ich glaube, mit Unrecht, die Annahme, daß die Babylonier die Hoffnung auf Auferstehung kannten. Auch Röck hält laut mündlicher Mitteilung dafür, daß die Akkader die Auferstehungsidee kannten.

[3]) s. Fichtner-Jeremias, a. a. O. 61 f.

[4]) s. Jeremias, Handb. 321.

[5]) s. Tessmann, a. a. O., 142 ff. Ich kann der von Tessmann a. a. O. durchgeführten Trennung der auf dem Emanismus beruhenden Kultur in eine Verwandlungs- und eine Zauberkultur nicht beipflichten, fasse daher beide hier unter den Namen „Zauberkultur" zusammen, da für Babylonien gerade die magische Anwendung der Lehre von den strahlenden Kräften mir das Charakteristische zu sein scheint.

im Anfange der Welt in die Materie eine wirkende Kraft hineingelegt hat, die jener Mensch, in dem diese Kraft besonders wirksam ist, und der diese Eigenschaft weiter vererbt (der Zauberer), nutzbar machen kann, sei es, um zu helfen, sei es, um zu schaden. Diesem Urprinzip scheint in der akkadischen Religion Ea, der Gott der Wassertiefe, zu entsprechen, der als Vater alles Wissens, besonders der Zauberkünste, gilt.[1]) Böse Zauberer, die schaden, sind Hexen und Hexenmeister, gute Zauberer, die den schädlichen Einfluß der Hexen abwenden, sind die Beschwörungspriester.

Eine zweite Schichte, die man Seelenkultur heißen mag, denkt sich die wirkende Kraft außerhalb der Materie gelegen; alles Geschehen verursachen die Seelen, die ihre Tätigkeit im Auftrage des Urprinzips, der Gottheit, ausüben. Dieser oberste Gott tritt aber praktisch für den Menschen derartig in den Hintergrund, er ist so weit dem irdischen Treiben entrückt, daß der Mensch nicht unmittelbar ihn erreichen kann, und daher der Seelen seiner Ahnen als Mittler benötigt. Aus der Mittlerrolle arbeiten sich nun besonders in Anspruch genommene Seelen, und zwar hauptsächlich wohl die Seelen der Vorfahren des Herrschers, zu Göttern empor, die allerdings dem Gottvater (Anu der akkadischen Religion) untertan sind. Neben ihnen stehen die Scharen der niederen Seelen als gute Geister (Schutzseelen) bzw. als böse Geister (Plageseelen). Schließlich schiebt sich zwischen den zu Göttern gewordenen Seelen und den Menschen noch ein Mittler in der Person eines von den Seelen besonders begabten Menschen ein, der Priester (Seelenmann), der sich besonders auf die „Sprache" der Seelen versteht. Wesentlich für die Seelenkultur ist endlich die Scheidung in Gut und Böse in dem Sinne der unterschiedlichen Behandlung der Seele nach dem Tode des Menschen.

Die dritte Schichte schließt sich in gewisser Hinsicht an die erste an, indem auch für sie die Kraft in der Materie liegt. Aber der große Unterschied ist der, daß hier die wirkende Kraft (Gott) nicht der Macht des Menschen unterliegt. Alles Werden und Geschehen vollzieht sich also unbeeinflußt vom Tun des Menschen nach göttlichen Ratschluß, der sich besonders eindrucksvoll in den Vorgängen am gestirnten Himmel offenbart. Da alles von einer wirkenden Kraft erfüllt ist, so steht nach den oben bei Besprechung des Emanismus aufgestellten Grundsätzen das Kleinste in untrennbarem Zusammenhange mit dem Ganzen, die irdische Welt entspricht also der himmlischen Welt, die menschlichen Schicksale sind vorherbestimmt. Glaubte die Seelenkultur, daß nach dem Tode ein Teil des Menschen, die Bildseele, weiterlebe, so lehrte vermutlich die Astralkultur, wie wir diese Schichte nennen wollen, im Anschluß an die Vorgänge am gestirnten Himmel, daß der Mensch zwar sterbe, aber nach einer bestimmten Zeit zu neuem Leben erweckt werden würde; wir können daher diese Weltanschauung auch treffend in Anlehnung an Tessmann (a. a O. 155) als Auferstehungskultur bezeichnen.

Die akkadische Religion stellt sich somit als eine Verbindung von Zauber- und Seelenkultur mit starkem Vorherrschen der letzteren dar, die von der Schichte der Astrallehre überlagert werden. Über ihr Verhalten zu den Anschauungen der benachbarten Gebiete Asiens, von denen her Einwanderungen nach Mesopotamien in vorgeschichtlicher Zeit stattfinden konnten, sollen die folgenden Betrachtungen Aufschluß geben.

In erster Linie fallen uns da die mannigfachen Beziehungen auf, die die akkadische Religion mit dem Osten und Nordosten verbinden. Auf die verwandtschaftlichen Züge

[1]) A. Jeremias, Handb. 14 f.

in der babylonischen und chinesischen Astrologie, der Deutung von Sturm- und Wettervorzeichen, der Tier- und Geburtsomina hat schon Jastrow, a. a. O. II, 745 f., hingewiesen; einen Einfluß von Babylonien auf China lehnt er jedoch ab und will für beide eine noch unbekannte gemeinsame Quelle ansetzen. Einen gegenteiligen Standpunkt nimmt Peake in J. R. A. I. XLVI, 172, ein, der die Chinesen auf ihrer Wanderung nach Osten um 2300 v. Chr. im Süden des Kaspisees in den Bannkreis babylonischer Kultur treten läßt. Diese Theorie wird sich wohl schwerlich erweisen lassen, aber auf der anderen Seite sind doch die Ähnlichkeiten zwischen dem alten Mesopotamien und China derartig deutlich und vielgestaltig, daß ich an die von Sinologen gern vertretene, völlig unabhängige Entstehung der chinesischen Kultur nicht glauben kann. Parallelen, wie die von Sachs (Alter Orient, Bd. 21, Heft 3/4, 5, 9) aufgezeigte zwischen der vorderasiatischen Zwillingsoboe und der chinesischen, oder die von Bezold (Ostas. Zeitschrift VIII, 142/49) behandelte zwischen chinesischen und babylonischen astrologischen Texten weisen unbedingt auf Zusammenhänge hin, wenn auch das Wie und Wann heute noch nicht recht klar ist. Eine wesentliche Mittlerrolle für diese anscheinend in historischer Zeit sich abspielenden Beziehungen dürfte hiebei innerasiatischen Turkvölkern zufallen, die in Turkestan und Baktrien durch persischen Einfluß mit mesopotamischen Gütern vertraut wurden. Wichtiger für unser Problem, und, so weit ich sehe, bisher wenig beachtet sind dagegen die Beziehungen, die zwischen dem alten Mesopotamien und dem Nordosten (Sibirien und Innerasien) bestehen. Und doch könnte man von der akkadischen Religion, wenn man von der extremen Astrallehre absieht, geradezu als schamanistischer Religion sprechen. Im alten Mesopotamien wie in Sibirien[1]) ein höchster Gott, der über allem Geschehen steht, den Menschen direkt unzugänglich, nur durch Mittler, die Geister, erreichbar (Czaplicka, a. a. O. 261, 267, 278, 289), die seinem Gebote unterstehen, und der den Plageseelen unter Umständen Macht über die Menschen gibt.[2]) Diese Geister sind Seelen teils guter, teils böser Art.[3]) Sie beleben die ganze Natur, jedes Ding hat seinen „Geist-Eigentümer", seinen „Herrn",[4]) sie sind die Ursache alles Geschehens, sie lenken auch den Lauf der Gestirne,[5]) sie (bzw. der höchste Gott) offenbaren sich in den Naturereignissen, wie Wind, Sturm Regen usw.[6]) Die Geister können Tiergestalt annehmen,[7]) böse insbesondere die mißgestalteter Tiere.[8]) Die bösen Geister

[1]) Für das sibirische Material benütze ich als Quelle das vorzügliche Handbuch von M. A. Czaplicka „Aboriginal Siberia", Oxford 1914.

[2]) a. a. O. 267.

[3]) a. a. O. 256 u. pass.

[4]) a. a. O. 258, 264 u. pass. Für die Eskimo s. Rasmusen, Neue Menschen, S. 162, Krickeberg in Buschans illustr. Völkerkunde I, 86: Vgl. dazu auch Jastrow, a. a. O. I, 195, wo Götter und Geister als Eigentümer des Feldes, von Grund und Boden erwähnt werden.

[5]) a. a. O. 265, 284 u. pass.

[6]) a. a. O. 257, 298 u. pass.

[7]) a. a. O. 179. Die Seele des Menschen kann auch die Gestalt der Biene annehmen (a. a. O. 158). Dazu darf wohl verglichen werden, was Musil, Arab. Petr. III, 448 f., berichtet, daß die Seelen nach der Meinung der Shur in Gestalt von Fliegen zur Unterwelt wandern; die ruhelosen Seelen gewaltsam Getöteter umkreisen bis zur Bestattung ihrer Gebeine als Fliegen die Knochenreste (a. a. O.). Daher ist auch Belzebub doch nicht, wie Brockelmann, Lex. Syr. S. 426, meint, „ass bêl dabâbi calumniator", sondern der „Herr der Fliegen", d. i. der Herr der als Fliegen versinnbildlichten bösen Seelen. Aus der Fähigkeit der Geister, Tiergestalten anzunehmen, erklären sich wohl auch die Tierkreiszeichen als Abbilder jener Tiere, deren Gestalt der am betreffenden Himmelsteil lokalisierte Geist anzunehmen pflegt; ebenso sind dann auch die Tiere zu verstehen, auf denen die babylonischen Götter stehend abgebildet werden. In Ägypten und Mexiko erscheinen die Götter selbst in Tierform (Jeremias, Handb. 234).

[8]) a. a. O. 259 f.

(Plageseelen) verursachen Krankheit und Tod,[1]) ihr Aufenthalt ist auf oder unter der Erde;[2]) Zu bösen Geistern werden die Seelen jener, die nicht rite bestattet, wer durch Gewalt gestorben oder wessen Tod nicht gerächt.[3]) Wie die Babylonier, so kennen z. B. auch die Ainu eine persönliche Schutzseele.[4]) Die Seele des Menschen hat ihren Sitz im Herzen oder in der Leber,[5]) sie trennt sich im Schlaf oder in der Krankheit zeitweilig, im Tode dauernd vom Körper.[6])

Wie in Babylonien so vermittelt auch in Sibirien den Verkehr zwischen Mensch und Seelen (Göttern) eine eigene Persönlichkeit, die sich auf die Sprache der Seelen versteht — dort der Priester, hier der Schamane. Beide sind der Verkünder der Zukunft,[7]) beide Führer und Ratgeber in Gebet und Opfer. An beiden Stellen genießt diese Mittelsperson hohes Ansehen, ihre Würde ist häufig erblich.[8]) Der babylonische Kultus kennt auch zahlreiche Klassen von Priestern, für die Kinderlosigkeit die Regel war und deren Unfruchtbarkeit vielleicht künstlich herbeigeführt wurde (Landsberger (Z. A. 30, 68 ff.); als Erklärung hiefür liegt der „Geschlechtswechsel" der Schamanin[9]) nahe, die ja als „Mann" keine Kinder gebären kann, vielmehr in Sibirien bei den Tschutschken sogar ein Mädchen heiraten kann.[10]) Da Landsberger a. a. O. eine eingehende Behandlung dieser Frage unter Beibringung ethnologischer Parallelen in Aussicht stellt, begnüge ich mich hier mit diesen Andeutungen. Eine wichtige Obliegenheit des babylonischen Priesters ist die Vorzeichendeutung, zu der gleichfalls Sibirien seine Parallelen hat. Der Schamane sagt die Zukunft voraus mit Hilfe des Schulterblattes eines Schafes oder aus dem Flug des Pfeiles;[11]) die Art, wie das geopferte Tier fällt, gilt als ominös;[12]) bei den Tschutschken wird dem Toten die Leber und das Herz geöffnet, um die Todesursache festzustellen.[13]) Wir haben hier

[1]) a. a. O. 163, 259 u. pass.

[2]) a. a. O. 258

[3]) a. a. O. 46, 161; die Blutrache ist somit ein wesentlicher Bestandteil der Seelenkultur; ihr Zweck ist, der ruhelos gewordenen Seele des gewaltsam Getöteten durch Tötung des Mörders oder eines Stellvertreters Ruhe zu verschaffen. Als „gesetzlicher" Niederschlag der Blutrache dürfen wohl auch einige Bestimmungen des Kodex Hammurabi gefaßt werden, in denen „Familienhaftung" vorgesehen ist. (Vgl. Kohler-Peiser, Ham. Ges. I., 128.)

[4]) a. a. O. 274.

[5]) a. a. O. 260.

[6]) a. a. O 158. Für Babylonien ist die Anschauu g, daß die Bildseele im Schlafe sich vom Körper trenne, indirekt durch den Glauben bezeugt, daß Traumbilder als Omen dienen können (s. oben S. 6). Vgl. im übrigen Musil, Arab. Petr. III, 313, wonach die Seele im Schlafe nach Meinung der Beduinen außerhalb des Körpers weile. Auch beim Niesen scheint die Seele auf kurze Zeit den Körper zu verlassen; so glauben nach Czaplicka (a. a. O. 158) die Burjäten, daß beim Niesen im Schlafe die Seele den Körper verlasse, wobei sie Gefahr läuft, von einem bösen Geist abgefaßt zu werden. Nach Musil (a. a. O. III, 313) vermeidet man nachts in der Wüste (ein beliebter Aufenthalt böser Geister) zu niesen, im übrigen begleitet man das Niesen mit einem Segenswunsche, eine Sitte, die nach Meißner (Beiträge zur Ass. V, 110 f.) auch im Iraq herrscht. Selbstverständlich gehört hieher auch unser Segenswunsch „Helf Gott", auf den der Niesende mit einem „Vergelts Gott" antwortet. Wenn bei uns ähnlich wie im peträischen Arabien (Musil, a. a. O.) das Niesen auch als Bekräftigung der Wahrheit des Gesprochenen gilt, so liegt eben wohl die Anschauung zugrunde, daß keiner, der durch eine Unwahrheit die Geister erzurnen würde, eine so riskante Sache wie das Niesen ohne Schaden überstehen könnte.

[7]) a. a. O. 191.

[8]) a. a. O. 169, 178.

[9]) a. a. O. 243 ff.

[10]) a. a. O. 250.

[11]) a. a. O. 191.

[12]) a. a. O. 291.

[13]) a. a. O. 147.

also noch ganz durchsichtig jene Vorstellung vor uns, die wir oben als Grundlage der babylonischen Leberschau annahmen, die Überzeugung nämlich, daß die Tätigkeit des Geistes, der in das menschliche Schicksal eingreift, im Sitze des Lebens (d. i. Leber und Herz) seine Spuren hinterlasse; nur daß in Babylonien die Leber des Opferschafes nach dem Grundsatze der Entsprechung die Leber des Menschen vertritt.

Die babylonische Geisterbeschwörung wird unter Umständen von Handlungen des kalû-Priesters mittels des „Fells des großen Stieres" und des „harten Kupfers" (d. i. die kupferne Pauke; Zimmern, Z.A. 32, 67) begleitet; nach Langdon, Univ. of Penns. The Mus. Journ. IX, 153, werden die bösen Geister durch Schlagen eines Kupfergongs[1]) vertrieben, wobei die Töne des Gongs die Stimme Enlils darstellen. Wir haben hierin wohl unzweideutig eine Hantierung mit der Zaubertrommel zu erblicken, etwa in der Art, wie sie so lebensvoll Consten in seinem Werke, Weideplätze der Mongolen II, 154, beschreibt (s. a. Czaplicka, a. a. O. 203 u. pass.). Wie in Babylonien, zeigt sich aber auch in Innerasien der der „Seelenkultur" fremde Zauberglaube; so kann z. B. die Geisterbeschwörung durch eine emanistische Zauberhandlung unterstützt werden; wie in Babylonien, so verbrennt auch der Lama, der aus der Jurte eines mongolischen Fürsten die bösen Geister austreiben soll, ein aus Brot und Butter gefertigtes Abbild des bösen Geistes im Feuer (Consten, Weideplätze II, 178.[2]) In das Gebiet des Emanismus oder der Seelenkultur gehört auch, wie schon oben erwähnt, das Brandbegräbnis. In Sibirien ist diese Bestattungsart heute noch sehr verbreitet (Czaplicka, a. a. O. 153f. u. pass.) und auch die Frühzeit Mesopotamiens kannte die Leichenverbrennung, wie die Funde von Surghul eindeutig dartun.

Astrologie ist den jüngeren sibirischen Schichten nicht fremd; auf Grund astronomischer Erwägungen bestimmt man bei den Kalmüken den für die Hochzeit günstigen Tag.[3]) Inwieweit die Astrologie Chinas und Indiens auf Einflüsse aus Babylon oder auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, läßt sich heute noch schwer entscheiden. Jedenfalls möchte ich neben Beeinflussungen in historischer Zeit auch gemeinsame Grundgedanken annehmen, die in Mesopotamien bis in die sumerische Zeit zurückreichen müssen.

Auch außerhalb der Religion, in Sitte und Brauch, in der Gesellschafts- und Rechtsordnung weisen das alte Mesopotamien und dessen moderne Erben mannigfache Beziehungen zu Sibirien auf. Wenn nach Czaplicka (a. a. O. 44/45, 139) das Feuer geradezu als Symbol von Haus und Familie gilt, so daß der kinderlose Burjäte sagen kann: „Das Feuer meines Herdes will ausgehen" und es bei demselben Volke als höchster Schwur gilt, zu sagen: „Möge mein Feuer ausgelöscht

[1]) Auf die Frage, ob diese „Kupfergongs" nicht das Urbild der chinesischen Metalltrommeln bilden, kann hier nicht näher eingegangen werden; Heger, Alte ostasiatische Metalltrommeln I, 237, meint, eine fellbespannte Trommel als Vorbild ablehnen zu müssen. Mir scheint aber doch, als seien auch diese chinesischen Metalltrommeln letzten Endes nichts anderes als Schamanentrommeln. Interessant ist übrigens, daß auch von den akkadischen Metalltrommeln gesagt wird, sie seien die Stimme eines Gottes und diese schrecke wie die eines Stieres die Bösen (Langdon, a. a. O.); s. dazu Heger, a.a.O. 228, wonach derartige Trommeln, an Stricken vibrierend, im Wasser befestigt wurden und so Töne gleich dem Donner hervorbrachten, wodurch der Feind, eine starke Besatzung fürchtend, irre geführt wurde.

[2]) Für ähnliche Riten in Babylonien vgl. Landersdorfer, Die Kultur der Babylonier und Assyrer 159; Ungnad, Rel. der Bab. u. Ass. S. 243 ff.

[3]) a. a. O. 121.

werden", so stellt sich dem zur Seite, wenn der Babylonier ein verlassenes Haus als ein Haus bezeichnet, dessen Herdfeuer erloschen (Landsberger, O.L.Z. 1916, 39). Wer kinderlos ist, sichert sich dafür durch Adoption einen Erben, der das erlöschende Licht der Familie wieder entzündet und die Opfergaben für den Verstorbenen darbringt.[1]) Die Ahnenverehrung spielt also an beiden Orten eine wesentliche Rolle. Daß sie in Mesopotamien sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Pinches sie schon für die Zeit der Dynastie von Ur (zirka 2300 v. Chr.) nachweist.[2]) Auch die göttliche Verehrung von Standbildern der Herrscher (Zeit Gudeas) sowie die im Kultraum der G-Schichte aufgestellten Figuren der Ischtartempels in Assur (Andrae, a. a. O. 21) sind wohl im Sinne des Ahnenkults zu verstehen. In Sibirien verehren besonders die Giljaken ihre Ahnen mit Opfern und Festen.[3]) Bei den Chalcha-Mongolen hat der Buddhismus den alten Ahnenkult verdrängt (Consten, Weideplätze II, 63).

Auf dem Boden der Ahnenverehrung wurzelt auch die Sitte, die Witwe des verstorbenen Bruders zu ehelichen und ihm „Samen zu erwecken" (Gen. 38, 8). Für das altassyrische Recht haben Meißner (O.L.Z. 1920, 246 f.) und Peiser (ebenda, 248) das Vorhandensein der Schwagerehe nachgewiesen; ersterer hat auch gezeigt, daß diese Sitte der althettitischen Gesetzgebung zur Grundlage diente (D.L.Ztg. 44/64). In Sibirien übernimmt bei den Giljaken ein Bruder des Verstorbenen gegenüber seiner Witwe die Pflichten des Ehemannes,[4]) oft ist diese Verpflichtung auf die jüngeren Brüder beschränkt.[5]) Auch für die altassyrische Sitte, daß der Witwer eine Schwester seiner verstorbenen Frau heiratet (Peiser, a. a. O.), bietet Sibirien in der Gepflogenheit der Korjaken eine Parallele, wo der Witwer die jüngere Schwester, jüngere Kusine oder Nichte der Verstorbenen ehelicht.[6])

Eigenartig ist das „Dienen um die Frau", das meines Wissens aus der Keilschriftliteratur noch nicht belegt ist, das aber jenem Kulturgebiet bekannt gewesen sein muß, wie die Geschichte von Jakob zeigt, der in Mesopotamien Laban, dem Bruder seiner Mutter, um Lea und Rahel (Gen. 29, 18 ff.) dient. Auch das arabische Heidentum scheint diese Sitte gekannt zu haben; so berichtet Wellhausen (Die Ehe bei den Arabern, 434), daß an Stelle des Kaufpreises auch eine in einer Waffentat, Knechtesdienst o. ä. bestehende Leistung treten konnte. Ähnlich dient auch der Tschutschke um seine Braut oft mehrere Jahre, ohne daß ihm daraus ein Anspruch auf das Mädchen erwüchse, wie ja auch Jakob statt der Rahel, um die er erst diente, die ältere Lea nehmen mußte.[7]) Bei den Korjaken kann der Freier selbst nach 5—10jährigem Dienst, ohne das Mädchen seiner Wahl zu erlangen oder sonstigen Lohn zu empfangen, entlassen werden, wenn er dem Vater des Mädchens nicht paßt.[8]) Auch

[1]) s. Torczyner, W.Z.K.M. 28, 445; Landsberger, Z.D.M.G. 69, 56; Thureau Dangin, Rev. d'Ass. X, 97.

[2]) s. O.L.Z. 1917, S. 30 (und Proc. of the Soc. of Bibl. Arch. XXXVII, 87 f.). Im Sinne der Ahnenverehrung ist natürlich auch die Sentenz in der arabischen Geschichte „Der närrische Mann" (s. Hein, Mehri- und Hadrami-Texte, 131 f.; Meißner, Beitr. z. Ass. V, 41) zu verstehen, wonach der Tote, dessen Söhne am Leben, lebend, der Tote aber, dessen Söhne gestorben, tot ist.

[3]) Czaplicka, a. a. O. 45, 104.

[4]) a. a. O. 44 u. pass.

[5]) Bei den Tschutschken (a. a. O. 79), bei den Korjaken (S. 85).

[6]) a. a O. 85.

[7]) a. a. O. 72 f., s. a. Frazer, Folklore in the Old-Testament II, 263 ff.

[8]) a. a. O. 82 83. Zur Dienstehe s. a. Frazer, Folklore in the Old-Testament II, 342 ff. Über Dienstehe in Hinterindien vgl. Heine-Geldern, M. A. G. W. 51, 107 f., der sie mit mutterrechtlichen Einrichtungen in Verbindung bringt.

bei den Kirgisen, die Czaplicka (The Turks of Central-Asia, 50) als typisches Turkvolk bezeichnet, weisen die Werbe- und Hochzeitsbräuche deutliche Zeichen eines ehemaligen „Dienens um die Frau" auf; nach Zahlung des ersten Teiles des Brautpreises bringt nämlich der Bräutigam zirka 14 Tage im Hause seiner Schwiegereltern zu und wird von dieser Verpflichtung nicht befreit, auch wenn er die Kaufsumme auf einmal erlegt. Es handelt sich eben hier um alte mutterrechtliche Anschauungen, die verlangten, daß der Mann überhaupt in das Haus seiner Schwiegereltern übersiedle. Als Überrest dieser Sitte ist es zu betrachten, wenn bei Turkmenen und Kasan-Tataren die Braut nach der ersten Hochzeitszeremonie noch einige Monate, ja sogar ein paar Jahre noch bei ihrer Familie verbleibt (Czaplicka, a. a. O. 51). Auch in Arabien finden wir Reste der mutterrechtlichen Sitte, daß der Mann in die Familie der Frau eingeht oder doch die Frau in ihrer Familie bleibt und nur zeitweilig von ihrem Gatten besucht wird (Wellhausen, Die Ehe bei den Arabern; Nachr. d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1893, 468f.; s. a. Ehelolf-Koschaker, Ein altassyr. Rechtsbuch, 19f.). Vielleicht ist es aus alten mutterrechtlichen Anschauungen zu verstehen, wenn Wellhausen (a. a. O. 433) von den alten Arabern bezüglich ihres Verhältnisses zu den Töchtern sagen kann: „Das Gefühl sitzt tief, daß es eigentlich eine Schmach sei, sein eigen Fleisch und Blut in der Gewalt eines fremden Mannes zu sehen." Ganz ähnlich kennt auch das altassyrische Rechtsbuch (s. Ehelolf-Koschaker, a. a. O. 17f.) noch eine Eheform, bei der die Frau im Hause ihres Vaters wohnt und dort die Besuche ihres Gatten empfängt. Diese Art der Ehe scheint eine eheherrliche Gewalt des Mannes auszuschließen und Koschaker (a. a. O. 19) betrachtet sie daher mit Recht als Überrest einer älteren Eheform, die von der Kaufehe immer mehr verdrängt wurde; in dieser zahlt der Mann den Kaufpreis für die Frau und Werbungsgeschenke an den Schwiegervater, worauf die Frau in sein Haus übersiedelt und völlig seiner Gewalt untersteht. Ähnlich finden wir auch in Innerasien alte mutterrechtliche Einrichtungen vaterrechtlich überlagert, etwa bei den Kirgisen, wo der Bräutigam an den Brautvater gleichfalls Brautpreis und Werbegeschenke entrichtet (Czaplicka, a. a. O. 50).

So wie Lea und Rahel ihrem Gatten Jakob eine Magd anboten (Gen. 30, 3, 9), so konnte auch die babylonische Frau im Falle der Kinderlosigkeit ihrem Gemahl eine Dienerin als Nebenfrau geben, deren Kinder als legitim galten, wenn sie der Vater anerkannte, ohne daß deswegen die Mutter dieser Kinder aus ihrer dienenden Stellung gegenüber der Hauptfrau entlassen wurde.[1]) Ganz ähnliches berichtet nun auch Consten (a. a. O. II, 183) von den Chalcha-Mongolen; eine kinderlose Fürstin hatte ihrem Gemahl eine Magd zum Beischlaf gegeben, die einen Knaben gebar. Trotzdem blieb die Magd in niedriger, untergeordneter Stellung. auch als ihr leiblicher Sohn regierender Fürst geworden war.

Eine weitere merkwürdige Einrichtung einiger Stämme Ost-Sibiriens stellt jene Art von „Gruppen"-Ehe dar, die Czaplicka „supplementary unions" nennt. Bei den Tschutschken[2]) bilden mehrere Paare einen solchen Verband; früher konnten sich nur Glieder einer Familie so zusammenschließen, jetzt aber nehmen auch Nichtverwandte daran teil und jeder Mann hat bei einem Besuch im Lager eines Teilhabers Anspruch auf dessen Frau. Bogoras bringt hiemit in seiner Monographie

[1]) Im übrigen folgt nach Kod. Ham. § 175 das Kind dem Stande der Mutter, falls diese eine Freie, der Vater aber Sklave des Tempels oder Halbfreier war. Nach vorislamischem Rechte folgten bei den Arabern die Kinder der Magd meist dem Stande der Mutter.

[2]) Ab. Sib. 78f.

der Tschutschken die Gastfreundschaft-Prostitution in Zusammenhang, die darin besteht, daß der Wirt dem fremden Gast sein Weib (oder auch eine Tochter usw.) als Schlafgefährtin anbietet.[1]) Hiemit scheint mir nun auch das babylonische Tempeldirnentum in Verbindung gebracht werden zu müssen, auf das vermutlich sich auch Herodots Bericht bezieht, daß jede Babylonierin verpflichtet war, einmal sich im Tempel der Ischtar einem Fremden hinzugeben.[2]) Wenn hier auch offenkundig eine religiöse Umdeutung der „supplementary unions" vorliegt,[3]) so scheinen doch an beiden Orten die ursprünglichen Motive dieselben zu sein, nämlich das Streben, dem Gaste es an nichts mangeln zu lassen.[4]) Freilich waren gerade bei jenen Stämmen, die streng geregelte Heiratsvorschriften besitzen, von vornherein einer allzu weiten Ausdehnung dieser Seite der Gastfreundschaft Grenzen gezogen; mit Rücksicht auf eventuell zu erwartende Nachkommenschaft konnte daher die Frau nur Gästen, die Mitglieder des eigenen Familienverbandes waren, angeboten werden. Die vertragsmäßige Festlegung der wechselseitigen Gastfreund-Verpflichtungen führte dann wohl zu den „supplementary unions", wie wir sie ganz ähnlich den sibirischen bei der vorislamischen Bevölkerung Syriens und Arabiens finden. Nach Strabo (s. Wellhausen, a. a. O. 462) hatten dort mehrere Verwandte eine Frau, der Nichtverwandte galt als Ehebrecher. Auch die Sitte, dem Gaste für die Nacht eine Frau beizugeben, war den Arabern bekannt. Mit Lockerung der alten Sitten kam es dazu, daß auch Nichtverwandte in einen solchen Verband aufgenommen werden konnten. Schließlich fiel auch noch das vertragsmäßige Gegenseitigkeitsverhältnis weg und es verblieb der Brauch, die gastliche Aufnahme des Fremden durch Anbietung der eigenen Frau oder eines anderen weiblichen Familienmitgliedes zu krönen. Daß in Babylonien die Sitte religiösen Charakter bekam, geht wohl darauf zurück, daß die seßhaften Bewohner vermutlich die Gäste nicht in ihrem eigenen Heim, sondern in einem eigenen Raum bewirteten, der als Versammlungsraum, gleichzeitig wohl auch für kultische Zwecke diente; so mochte es denn kommen, daß der Gastgeber dem Fremden das weibliche Familienmitglied in das Versammlungshaus sandte, eine Sitte, die auch beibehalten wurde, als das Versammlungshaus zum Tempel geworden war.[5]) Auf dieses für uns geschichtlich nicht erweisbare Stadium könnte sich Herodots Bericht beziehen. Jedenfalls war in jenen Zeiten, von denen uns die einheimischen Quellen berichten, an Stelle der hier angenommenen fall-

[1]) a. a. O. 79; s. a. 87 (Korjaken), 90/91 (Jukagiren), 107 (Orotschen).

[2]) s. A. Jeremias, Handb. 340f.

[3]) A. Jeremias (a. a. O.) sieht darin, daß das Weib sich einem Fremden (= Gott) hingibt, eine Verehrung des Zeugungsprinzips; ähnlich auch Nielson (Z. D. M. G. 1913, 379f.), der den Fremden als Buhlen-Gatten dem Monde bzw. Sonne, das Weib der Ištar-Venus gleichsetzt. Karutz (Z. f. E. 45, 588) faßt den Astartedienst gleichfalls als sakrale Ausartung des Geschlechtsverkehres, bestimmt, die Eigenschaften der Fruchtbarkeitsgöttin zu erhöhen.

[4]) Czaplicka (vgl. a. a. O. 91); „die Gastfreundschaft verlangt, daß ein gutes Lager dem Besucher geboten werde". Allerdings könnte in den supplementary unions auch eine Ausdehnung der im Levirat vorgesehenen Pflichten der männlichen Verwandten des Ehemannes gegen dessen Frau erblickt werden, indem diese Pflichten als Ansprüche bei Lebzeiten des Mannes geltend gemacht werden.

[5]) Vgl. hiezu Musil, Arab. Petr. III, 354, wonach die Beduinen kein Gastzelt besitzen; dagegen wird der Fremde bei Fellachen und Halbfellachen von den einzelnen Familien der Reihe nach in einem Gastzelt bewirtet (S. 356); vgl. auch arab. dschâmi^{c} = Moschee, eig. „Versammlung". In der Tat dienen die Moscheen Südarabiens heute noch gern als Nächtigungsort (s. z. B. die oben erwähnte Geschichte vom „närrischen Mann"). Für ähnliche Sitten bei den Berbern vgl. Frobenius, Atlantis I, 27f.

weisen Entsendung von Frauen und Mädchen in den Tempel die ständig im Tempel wohnhafte Hierodule getreten.[1])

Auch hinsichtlich der sozialen Stellung ergeben sich Parallelen zwischen Mesopotamien und Sibirien. Nach Meißner (Babyl. und Assyr. I, 464) wurde die Frau in der Regel abgeschlossen im „Frauenhause" gehalten,[2]) was im orthodoxen Islam bekanntlich zur strengen Trennung der Frau von der Außenwelt sich steigert. Die Ursache hiefür war wohl das Streben, die Frau, die als Medium gilt, das einerseits gefährliche magische Kräfte ausstrahlt, anderseits aber auch gegen solche sehr empfindlich ist, daran zu hindern, diese Eigenschaft aktiv oder passiv zur Geltung zu bringen.[3]) Hieher gehört auch gewiß die von Weber, Berl. Mus. XLII, 80/81, besprochene altassyrische Vorschrift für freie Frauen und Gleichgestellte, in der Öffentlichkeit den Scheitel zu verhüllen, wogegen die unverheiratete Hierodule, Dirne, Magd u. dgl. das Haupt unverhüllt zu tragen hatte. In diesem Sinne sind vielleicht auch die „Vermeidungen" zu fassen, die Czaplicka in ihrem Werke mehrfach bespricht; es sind dies Beschränkungen mannigfacher Art, die bei Jukagiren, Burjäten, Kalmüken und finnischen Ostjaken für den Verkehr unter Verwandten, besonders zwischen der Schwiegertochter und den Angehörigen ihres Mannes, festgesetzt sind,[4]) wenngleich wir in diesen Gebräuchen auch eine Reaktion gegen die „supplementary unions" sehen können. So berichtet Czaplicka (a. a. O. 120) von den Burjäten:

Die Schwiegertochter darf in Gegenwart eines „chadam" (d. i. sowohl der Schwiegervater wie auch jeder andere Verwandte des Gatten, der älter ist als dieser) nicht ohne Kopf- und Gesichtsbedeckung erscheinen, nicht ihr Kleid entfernen oder wechseln, sie schläft getrennt von ihnen in eigener, gesonderter Jurte, sie darf mit einem „chadam" nicht im selben Wagen fahren oder doch wenigstens nicht zu nahe an ihm, sie darf auch den Weg eines „chadam" vor ihm nicht kreuzen u. dgl. m. Er seinerseits muß (nebst anderem), wenn er ihre Jurte betreten will, vorher ein Zeichen geben, damit sie ihre Kleider in Ordnung bringen kann. All diese Vorschriften können natürlich im Sinne des Emanismus gedeutet werden, auffallend ist nur, warum gerade die Verwandten des Mannes diesen Vermeidungen unterliegen. Denn auch bei den Arabern (s. Wellhausen, a. a. O. 461) galten die Schwäger und der Schwiegervater als sehr gefährlich für die Frau und Mohammed verbietet daher ausdrücklich, daß jemand mit der Frau eines anderen allein sei, es sei denn ein naher Verwandter (von seiten der Frau). Das sieht wirklich nach einer mutterrechtlichen Reaktion gegen die wohl unter vaterrechtlichen Einflüssen entstandenen „supplementary unions" aus; im weiteren Verlaufe führte sie dann zu jenen Beschränkungen, die im Islam die Stellung der Frau bestimmen, die aber in Mesopotamien im wesentlichen wahrscheinlich schon vorislamisch in Übung standen.

Auch die Sklaverei weist in Sibirien ähnliche Züge wie im alten Mesopotamien auf: hier wie dort zwei Haupttypen von Sklaven, gefangene Stammfremde (bab.

[1]) Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I/2[3], 405, spricht mit Rücksicht darauf, daß ähnliche Sitten sich auch in Armenien und Lydien finden, die begründete Vermutung aus, daß die religiöse Prostitution unsemitisch sei, eine Annahme, die durchaus in den Rahmen der hier entwickelten Anschauung über Herkunft und Entwicklung der religiösen Prostitution paßt.

[2]) Auch die israelitische Frau wurde nach Beer, Die soz. u. rel. Stellung d. Frau im israel. Altertum, S. 5, aus dem öffentlichen, insbesondere kultischen Leben ausgeschlossen und auf Zelt oder Haus beschränkt; über ihre Sonderstellung im Kult s. ebenda, S. 34 f.

[3]) s. Lugn P., Die magische Bedeutung d. weibl. Kopfbedeckung im schwed. Volksglauben, M. A. G. W. 50, 81 ff.

[4]) Czaplicka, a. a. O. 91 f., 120, 122, 127 f.; s. a. Turks of Centr.-As.

wardum „Sklave" wohl „der Fortgeführte") und Schuldknechte des eigenen Volkes, nur daß in Babylonien für jede Schuld im Falle der Zahlungsunfähigkeit zum Sklaven gemacht werden konnte,[1]) während in Sibirien (z. B. bei den Tschutschken) nur im Falle von Blutschuld der Täter oder der Stellvertreter als Ersatz für den Gemordeten als Sklave in Diensten genommen werden kann.[2]) Die Bezeichnungen für Sklave sind bei den Tschutschken und anderen Stämmen Sibiriens meist verächtlicher Natur. Die Sklaven leben gewöhnlich mit den Frauen, Kindern und alten Leuten, so daß sie unmännlich, weibisch werden.[3]) Czaplicka schließt daran die sehr einleuchtende Vermutung (a. a. O. 235), daß auch die „Kuktschutsch" der Kamtschadalen, allem Anscheine nach weibisch gekleidete Männer, mit denen die Männer geschlechtlich verkehren (S. 251), von Haus aus nichts anderes sind als solche weibisch gewordene Sklaven. Von den babylonischen Bezeichnungen für Sklave benennt ihn sicher kallu als den „Geringen" und als Gegenstück zum Weibisch-Werden der sibirischen Sklaven ist wohl die von Meißner (Altor. Texte u. Unters. I/1, 46) zitierte Stelle zu verstehen, wo einem Fürsten für den Fall, als er seine Eide nicht hält, gedroht wird, er selbst solle in eine Hierodule, seine Krieger in Weiber verwandelt werden. Daß diese Deutung richtig ist, zeigt ein von Sommer (Z. A. 33, 99) übersetztes hettitisches Gebet, wo der König zur Göttin fleht: „dann nimm den Männern (der feindlichen Länder) die Mannheit . . . Gesundheit (?) . . . die Waffen, Bogen, Pfeile fort; lege ihnen in die Hand der Frauen Gerät, das . . . . . ; nun kleide sie nach Weiberart, nun . . . . . ihnen eine Haube (?) usf. (den Frauen werden die weiblichen Eigenschaften, Mutterschaft u. dgl. genommen). Eine volle Parallele dazu bietet das Akkadische in der (a. a. O.) mitgeteilten Stelle; Ištar sagt da von sich: Den Mann verwandle ich in ein Weib, das Weib verwandle ich in einen Mann, die den Mann als Weib verwandelt, bin ich, die das Weib als Mann ausstattet, bin ich.[4])

In der sozialen Organisation erweist sich wohl die sibirische Clanverfassung als verwandt dem sumerischen Stadtkönigtum, mit dem das alte Mesopotamien für uns in die Geschichte eintritt. So bildet nach Czaplicka (a. a. O. 50) bei den Giljaken jeder Clan mit seinen durch Heirat verbundenen Clans einen Freundschaftsverband, innerhalb dessen die einzelnen Teile enger zueinander stehen als zu fremden; und von den Clans der finnischen Ostjaken wird geradezu berichtet, jeder sei eine große Familie und ein unabhängiger Staat (a. a. O. 68). Ähnlich finden wir auch in Sumer die auf kleine Gebiete beschränkten Fürstentümer mit ihrem eigenen, wohl dem Ahnenkult entsprossenen Kreis von Göttern, die von Haus aus vermutlich nichts anderes sind, als die göttlich verehrten Vorfahren des Herrschers.

Aber auch noch eine andere Eigenheit der akkadischen Kultur scheint mir ihre Parallele in Sibirien zu finden. Einen wesentlichen Teil der Keilschriftliteratur bilden bekanntlich die zahllosen Kaufverträge u. dgl., die, vor Zeugen abgeschlossen, auch schriftlich auf Tontäfelchen festgehalten werden, die man im Tempel hinterlegte. Es

[1]) Schwenzner, Altbab. Rechtsleben. (M. V. A. G. 1919, 3, 34 f.)

[2]) Czaplicka, a. a. O. 26 f.

[3]) a. a. O. 39, 255; nach Littmann, D. L. Z. 34, 77, entmannen die südlichen Stämme Abessyniens die stammfremden Kriegsgefangenen, damit der fremde Stamm sich nicht vermehre. Vielleicht darf eine ähnliche Sitte auch für den Ursprung der „Kuktschutsch" angenommen werden.

[4]) Wenn, wie a. a. O. Anm. 1 ausgeführt wird, auch Priester, „um die Leute der Ištar Furcht zu lehren", ihre Männlichkeit in Weiblichkeit verwandelten, so ist wohl an den von Czaplicka in ihrem Werke, Kap. XII, ausführlich beschriebenen „Wechsel des Geschlechtes" bei Schamanen zu erinnern, wo ja auch der Schamane über Weisung seines Gottes sein „Geschlecht" ändert.

muß nun auffallen, daß da zuweilen eine recht stattliche Zahl von Zeugen aufgeführt wird, wo doch für die rechtliche Geltung des Vertrages auch die Unterzeichnung vor weniger Zeugen oder vor einer öffentlich-amtlichen Stelle genügen würde. Die Erklärung für die Gepflogenheit finden wir nun bei Czaplicka (a. a. O. 57), die von den Jakuten berichtet, daß bei ihnen alle wirtschaftlichen und gesetzlichen Fragen durch einen Rat der Älteren (Vater, Onkel, ältere Brüder) entschieden wurden. Sogar jetzt noch will kein Jakute kaufen oder verkaufen, ohne Vater, Onkel oder älteren Bruder zu befragen. Hieher wird wohl auch gehören, was Consten (Weidepl. I, 96, 105) von den Chalcha-Mongolen berichtet, wonach der ganze Bezirk für die Schulden des einzelnen haftet. Es besteht also ursprünglich wohl nicht nur ein gemeinsames Besitz- und Verfügungsrecht innerhalb der Clan-Genossen, sondern auch gemeinsame Haftpflicht, die z. B. auch in den Gesetzen der Blutrache klar zutage tritt. Diese Annahme einer vormals herrschend gewesenen Clan-Organisation mit gemeinsamen Besitzrecht wird für Babylonien bestätigt durch die Ausführung von Steinmetz (Über den Grundbesitz in Babylonien zur Kassitenzeit, A. O. XIX/1, 5, 6 ff.), der für die Zeit der Kassiten ein Auftauchen der Sippenwirtschaft (mit Eigentumsrecht der Sippe) feststellt und hierin eine Rückkehr zu früheren, bereits überwundenen Einrichtungen erblickt. Demnach möchte ich auch in den Zeugen der akkadischen Verträge ursprünglich die älteren Verwandten der beiden vertragschließenden Teile erblicken, die in der Urkunde deswegen ausdrücklich genannt werden, da ihre Zustimmung zur Gültigkeit des Geschäftes notwendig war.[1]) Daß Urkunden im Tempel hinterlegt wurden, hängt mit der Vorstellung zusammen, daß im Bannkreis der Gottheit das Hinterlegte vor Diebstahl und jedweder Beschädigung sicher ist. So deponiert man heute noch in Mesopotamien Gegenstände in Heiligtümern, in der sicheren Erwartung, daß nichts berührt wird (Langenegger, Baukunst des Iraq, 108). Die gleiche Sitte findet sich in Syrien und Palästina (Bauer, Volksleb. 109/1), im ägyptisch-semitischen Grenzgebiet (R. Hartmann, Z. D. M. G. 70, 155) usf. Von den Tungusen berichtet Consten (Weidepl. II, 153), daß sie gleichfalls im Schutze ihrer Götterfiguren Hausgeräte hinterlegen, die niemand von ihnen zu stehlen wagt.

Die Übereinstimmungen zwischen Religion und Sitte im alten Mesopotamien und im heutigen Sibirien bzw. Innerasien erscheinen demnach so durchgreifend und mannigfach, daß an zufällige Angleichung nicht gedacht werden kann; aus dieser Erkenntnis folgt aber die Pflicht, nach den Fäden zu suchen, die einstmals die Völker beider Gebiete verbunden haben könnten. In den inner- und nordostasiatischen Verhältnissen Ausstrahlungen akkadischer Kultur zu sehen, verbietet die ganze Sachlage; denn jene tragen — von einzelnen astrologischen Zügen abgesehen — in allem den Stempel der größeren Ursprünglichkeit an sich, wogegen sich verschiedene komplizierte Einrichtungen des Zweistromlandes gerade auf Grund der einfacheren Verhältnisse Inner- und Nordostasiens verstehen lassen. Um jedoch eine Vergleichsgrundlage zu gewinnen, wird es vorteilhaft sein, zu versuchen, die auf dem Gebiete der Religion herausgearbeiteten Schichten mit den soziologischen Erscheinungen in Beziehung zu bringen. Wir dürfen so hoffen, durch die so gewonnenen Komplexe,

[1]) Für das höhere Ansehen, das Eltern und ältere Geschwister bei den Sumerern genossen, s. Zimmern bei A. Jeremias, Handb. 335; beachte übrigens auch, daß assyr. šêbu = „Alter, Greis" auch „Zeuge vor Gericht" bedeutet (Z. A. 32, 43). Für Verwandte als Zeugen, besonders bei Adoption, Erbeinsetzung, Kauf, s. Schorr, Altbab. Zivil- u. Prozeßrecht, XXXV: „sie sollen sich durch ihre Zeugenschaft ihrer eventuellen Einspruchsrechte begeben und ihre Willenszustimmung zum Vertrag ausdrücken".

ergänzt durch die Ergebnisse der Linguistik, Archäologie und Anthropologie, zu einer Basis zu gelangen, auf der wir die mesopotamischen Kulturschichten, wie sie uns am Beginne der geschichtlichen Zeit entgegentreten, mit denen Innerasiens und der anderen Nachbargebiete vergleichen können.

Versuchen wir nun, die bloßgelegten Elemente der Religion und Gesellschaft in Gruppen zusammen zu fassen, so ergibt sich etwa folgendes Bild:

Von der Zauberkultur (Emanismus) zeugt die Sitte der Ähnlichkeitsmagie, die der Zauberpriester ausführt; auf die Lehre von den strahlenden Kräften gehen wohl in der Hauptsache auch die Amulette zurück. Vielleicht wurzelt auch die Leichenverbrennung in der Überzeugung von der Gefährlichkeit alles dessen, was den Toten betrifft und mit ihm in Berührung kam. Aus dieser Schichte erklären sich wohl auch die ausgeprägt vaterrechtlichen Züge der mesopotamischen Gesellschaftsordnung (Kaufehe u. dgl.), wie sie uns am Beginne der Geschichte entgegentreten. Nach Analogie der nordafrikanischen Verhältnisse darf man wohl auch den Sonnenkult dieser Schichte zurechnen, weiters wird man wohl mutmaßen dürfen, daß als Träger dieser Kultur hamitische bzw. semitische Jäger- oder Nomadenvölker ursprünglich in Frage kommen.

Der Seelenkultur gehören auf dem Gebiete der Religion außer den schamanistischen Zügen die Ahnenverehrung, Glaube an Totengericht, Schutz- und Plageseelen, Wahrsagepriester, Omendeutung an. Auch die Anfänge der Mondverehrung eignen vermutlich schon dieser Schichte, die wohl eine Kultur seßhafter Hackbauer und Viehzüchter darstellt, deren Gesellschaftsordnung mutterrechtlich aufgebaut war und die den Fremden in der Gasthütte beherbergten. Reste des Mutterrechtes zeigen sich wohl im Dienen um die Frau u. ä.

Als jüngste Schichte reiht sich die Astralkultur an, der vielleicht die weit verbreitete Verehrung des Mondes (als eines Sinnbildes der Auferstehung?) zuzuweisen ist. Sie scheint aus einer Verquickung emanistischer Vorstellungen mit dem Seelenglauben entstanden zu sein, was zum Begriffe des wirkenden Geistes in der Materie führte. Ihr gehört die Lehre von der Entsprechung Makrokosmos-Mikrokosmos an, aus der die Notwendigkeit der Gestirnbeobachtung sich ergibt. Aus der Seelenkultur scheint sie die mutterrechtlichen Züge übernommen zu haben, so etwa die Ehe, bei der die Frau im Hause ihrer Eltern wohnt, der Munt des Mannes entrückt. Die Schwagerehe wurzelt in der Ahnenverehrung, wohl aus dem Bestreben der männlichen Anverwandten des Ehegatten entwickelt, die Verehrung des Verstorbenen durch Zeugung eines Nachkommens sicher zu stellen; durch Verallgemeinerung dieses bedingten Anspruches der männlichen Verwandten des Gatten auf die Witwe entstanden vielleicht die supplementary unions, die im weiteren Verlaufe über die Gastfreundschaft-Prostitution vermutlich in das Tempeldirnentum ausmündeten. Als Reaktion gegen den Mißbrauch der Gewalt von seiten der männlichen Anverwandten des Ehegatten entstanden anscheinend, gestützt auf emanistische Ideen, die „Vermeidungen" und die darin begründete Absperrung der Frau.

Im folgenden wird es sich darum handeln, durch archäologische, anthropologische und linguistische Überlegungen einen Überblick über die materielle Kultur Mesopotamiens am Beginne der Geschichte sowie über die physische Beschaffenheit und rassenhafte Zugehörigkeit seiner Bewohner zu erlangen. Es wird sich dann zeigen, ob die aus diesem Material zu erschließenden Merkmalkomplexe sich mit den auf dem Gebiete der Religion und Soziologie gewonnenen Kulturschichten kombinieren lassen oder nicht. Bejahenden Falles gewinnen natürlich die Ergebnisse dieses Kapitels sehr an innerer Wahrscheinlichkeit.

II. Die Sumerer.

Die akkadische Kultur wird, wie schon eingangs erwähnt, gewöhnlich als ein Mischungsergebnis zweier Faktoren des semitischen und sumerischen, betrachtet,[1]) über deren gegenseitiges Altersverhältnis ziemlich einmütig die Meinung bestand, daß die Sumerer den älteren Bestandteil bildeten. An dieser Lehrmeinung rüttelte als erster Ed. Meyer, („Sumerier und Semiten", Berlin 1906), der glaubt, aus einer gewissen Ähnlichkeit der ältesten Götterdarstellungen mit den späteren, die rein semitischen Charakter tragen, auf eine semitische Urbevölkerung schließen zu dürfen, die in Südbabylonien, im Lande Sumer, von den Sumerern überlagert worden sei. Nordbabylonien (Akkad) sei überhaupt immer im wesentlichen semitisch gewesen.[2]) So unanfechtbar mir auch das von Meyer herausgearbeitete Tatsachenmaterial erscheint, so glaube ich doch, daß es eine andere Deutung zuläßt, ja gerade erfordert. Meyer läßt nämlich außeracht, daß die Sumerer selbst kein einheitliches Volkstum darstellen, daß also in ihnen ein Mischungsfaktor stecken kann, der, dem späteren semitischen Element verwandt, hinreichend das Vorkommen semitenähnlicher Charakteristika (denn nur um solche handelt es sich) in den sumerischen Darstellungen erklären würde. Meyer kam im Laufe seiner Untersuchungen selbst zu der Fragestellung, ob wir für das alte Babylonien nicht mehrere Komponenten, eine semitische und zwei „sumerische", anzusetzen hätten, er verbaut sich aber diesen aussichtsreichen Weg selbst dadurch, daß er die deutlich faßbaren anthropologischen Unterschiede zwischen den Sumerern der archaischen Zeit und denen aus Gudeas Zeit leugnet, indem er die verschiedene Darstellungsweise aus rein technischen Gründen zu erklären versucht. Ed. Meyer meint nämlich S. 91 seines angeführten Werkes: „Indessen bedarf es keiner Ausführung, wie nahe es einer primitiven Kunstübung liegt, den menschlichen Kopf in der Weise zu bilden, wie auf den archaischen Denkmälern von Tello. Die Nase und die Augen sind durchaus das Wesentliche; ihnen gegenüber kommt Stirn und Hinterkopf kaum in Betracht und wenn die Nase zu groß geraten, müssen Mund und Kinn kleiner werden".[3]) Indem er nun stilistische Übergänge von den archaischen zu den jüngeren Köpfen glaubt feststellen zu können, schließt er (s. S. 94), sich dabei auf Heuzey, Dec. p. 326, berufend: „Es handelt sich also nicht um einen Wechsel der Rasse, sondern nur um eine Fortentwicklung der Kunst, nicht um ein ethnologisches, sondern um ein archäologisches Problem: für die Ethnographie und Anthropologie haben die Gesichter der archäologischen Skulpturen von Tello keine Bedeutung und die Sumerier haben zur Zeit Eannatums in Wirklichkeit nicht anders ausgesehen als zur Zeit Gudeas." Lassen wir nun einmal das Material selbst sprechen. Als Beispiel der „Vogelgesichter" mit großer vorstehender Nase, fliehender Stirn und steilem Hinterhaupt sei vor allem die bekannte Tafel Ur-ninas (Ende des 4. Jahrtausends) angeführt (King, Sum. und Akkad. bei S. 110, Dec. en Chaldée, pl. 2 [bis]), weiters

[1]) Halévy, der die Existenz der Sumerer überhaupt leugnete, kann hier füglich übergangen werden. Für den Streit um die Existenz des Sumerischen s. Weißbach, Die sumerische Frage.

[2]) Für den gegenüber Meyers Hypothese ablehnenden Standpunkt Heuzeys in den von ihm mit Thureau-Dangin herausgegebenen Werke „Restitution matérielle de la stèle des vautours" s. O. L. Z. 1910, Sp. 199. Für Meyers Annahme setzt sich jetzt besonders Clay (J. A. O. S., 41, 261) ein, der die semitische (amoritische) Einwanderung vor die sumerische (aus Innerasien?) verlegt.

[3]) Das von ihm a. a. O. angeführte Beispiel altägyptischer Tonfiguren mit großer Nase beweist nichts; denn die technischen Vorbedingungen zur Herstellung einer Tonfigur sind andere als die zur Anfertigung einer Gravierung oder Plastik in Stein. Überdies zeigen Plastiken primitiver Völker, z. B. von afrikanischen Negern, daß durchaus nicht die Nase immer als das Wesentliche empfunden wird.

sei auf die Abbildungen 10—17 bei Meißner (Bab. u. Ass. Plastik) verwiesen (sog. Blausche Denkmäler, Vasenfragment aus Bismaya, archaisches Rundrelief usw.). Auch die Gestalten der Geierstele (ebenda 18—21) zeigen deutlich das „Vogelgesicht". Besonders lehrreich erscheint mir aber das archaische Köpfchen aus de Sarzec, Dec. en Chaldée, pl. 6, Nr. 3 (abgeb. bei Meißner, a. a. O. Abb. 23), das jedoch bei Ed. Meyer (a. a. O. 89) besser reproduziert ist, wo besonders das steile Hinterhaupt auffallend zutage tritt. Auch in Assur ist unser Typus durch Andraes Grabungen am Ischtartempel gut belegt; man vergleiche etwa die Köpfchen Nr. 84, Tf. 43; Nr. 90, Tf. 46, c –h usw. (s. dazu meine Besprechung des Andraeschen Werkes in M. A.G.W. LIII, 235). Man halte dagegen Köpfe aus Telloh mit ihren geraden feinen Nasen und dem stark ausladenden Hinterhaupt, wie sie Heuzey, Cat. S. 233, Nr. 93; S. 257, Nr. 95, und Heuzey et Thureau-Dangin (Nouv. Fouilles de Tello, pl. II, 5) abbilden, oder die ausgesprochen langschädlichen Köpfe mit fein geschnittenen Gesichtern bei Andrae (a. a. O. Nr. 70, Tf. 30, 31) und man wird bekennen, daß hier doch anthropologische und nicht stilistische Unterschiede vorliegen. Es bleibt — ein gewisses Maß von Übertreibung in der archaischen Darstellung zugestanden — eben doch immerhin genug Charakteristisches, wie die große vorstehende Nase, fliehende Stirne, das flache Hinterhaupt, übrig, das den archaischen Sumerer von dem der Gudea-Epoche trennt und ihn — eine Ähnlichkeit, die bereits Ed. Meyer (a. a. O. 90) auffiel — dem armenoiden (Hettiter-)Typus nahestellt. Demgegenüber ist der sumerische Typus der Gudea-Zeit nach Ed. Meyer ausgezeichnet durch feine Lippen, gerade schmale Nase mit kleinen Nasenflügeln, fliehende Stirn, und, wie wir wohl hinzufügen dürfen, durch stark ausladendes Hinterhaupt (s. z. B. die Köpfe bei Meißner, Plastik, Abb. 57, 59, 60, 62, 68, 69). Diese Schädelform steht in ihrem ganzen Aufbau aber sehr nahe dem von Sergi aufgestellten mediterranen Typus, dem ich sie auch zuzählen möchte. Wir werden sofort sehen, daß diese Annahme von seiten der Linguistik eine gewisse Stütze erfährt.

Der Zweiheit im Aufbau der „Sumerer", die wir aus ihren Schädelformen ablesen, steht nämlich auch eine aus mindestens zwei verschiedenen Komponenten zusammengesetzte Sprache gegenüber. Der erste, der auf die Tatsache einer Mischung hinwies, war meines Wissens Meinhof in der Besprechung von Delitzschens Sumer. Grammatik (Zeitschr. f. kolon. Sprachen, Bd. V, 318 ff.[1]). Er findet im Sumerischen zwei Sprachtypen vertreten, einen dem hamitischen nahestehenden („Prä- oder Protohamitisch"), hauptsächlich gekennzeichnet durch Klasseneinteilung der Nomina und die damit verbundene Fülle der Pronominalpräfixe, Pluralbildung durch Verdoppelung des Stammes, Stellung des Genitivs nach dem Nomen, Verbalstammbildung, die Bezeichnung von Subjekt, Objekt und Ortsbeziehung durch besondere Präfixe am Verbum; und einen den Sudansprachen nahestehenden isolierenden,

[1]) Drexels Versuch (Anthropos XIV/XI. 215—224), die Sprachen von Bornu und Sumer zusammenzustellen, kann mich nicht restlos überzeugen. Beides sind Mischsprachen, deren Vergleichspunkte sich daraus ergeben, daß zumindest eine Komponente gleich oder doch ähnlich geartet ist — das Hamitische. Daraus müssen sich natürlich mehr oder minder starke Gemeinsamkeiten ergeben. Von einer durchgehenden Parallelität beider Sprachen, einer Gleichartigkeit aller Mischungsbestandteile, kann meines Erachtens keine Rede sein. Am überzeugendsten finde ich etliche der von Drexel vorgebrachten grammatischen Übereinstimmungen, im großen und ganzen wenig beweiskräftig, zum Teil geradezu unrichtig erscheinen mir die lexikalischen Vergleiche. Von einer Völkerwelle zu reden, die als Träger einer gemeinsamen (Bornu-Sumer-)Sprache von Sumer nach Bornu ging (a. a. O. 287[1]), berechtigen die von Drexel aufgezeigten Beziehungen zwischen beiden Gebieten gewiß nicht.

charakterisiert durch musikalischen Ton, Voranstellung des Genitivs, Vigesimalsystem.

Mit der Zweiteilung des Sumerischen hat Meinhof sicher recht, wie man schon daraus hätte ersehen können, daß z. B. ein Ideogramm a + igi (Wasser des Auges = Träne) nicht, wie man das erwarten sollte, a — igi o. ä., sondern er(ir), eš, isiš gelesen wird; die Stadt Šir-bur-la^{ki} heißt Lagaš, Giš-hu[1]) Umma (oder Sirma?) usf. Das bedeutet doch nur, daß ein bereits vorhandenes Schriftbild von einem anders sprechenden Volke übernommen und nach seiner Art gelesen wurde, also genau derselbe Vorgang, den das Semitische später dem Sumerischen gegenüber einschlug. Aus dieser Doppelschichtigkeit des Sumerertums erklärt sich denn auch die wechselnde Stellung des Genitivs, indem jede Epoche imstande war, die Genitivverbindung nach ihrer Art auszusprechen, ohne gerade das Schriftbild ändern zu müssen. Daß dabei die Voranstellung des Genitivs älter sei als das Nachstellen, wie Delitzsch, Sum. Gr. § 66 a, b, vermutungsweise angibt, ist durchaus nicht erwiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich, denn aus dem Überwiegen der Stellung Regens-Rektum kann man nicht auf ihr geringeres Alter schließen, sondern nur auf ihre größere Durchschlagskraft. Im übrigen wird die Voranstellung des Genitivs von Meinhof als ein Merkmal angeführt, das das Sumerische mit den Sudansprachen gemein habe; aber auch die westliche Gruppe der altkaukasischen Sprachen (Chaldisch, Mitanni, Arzawa) verfährt so (s. Hüsing, Völkerschichten in Iran, M. A. G. W. 46, 223), wogegen in den modernen Kaukasussprachen[2]) der Gebrauch (bei Überwiegen der Nachstellung) schwankt. Was die übrigen von Meinhof als zwischen Sudanisch und Sumerisch bezeichneten Merkmale betrifft, so kennen auch die Kaukasussprachen gleichlautende Wurzeln, die möglicherweise einmal durch musikalischen Ton unterschieden wurden. Nach Tserethelli (J. R. A. S. 1913, 814) sind auch die georgischen Wurzeln ursprünglich wohl wie im Sumerischen zweikonsonantig. Auch fehlt bei einem Teile von ihnen (wie im Sumerischen) das grammatische Geschlecht. Wortbildungen, wie sumerisch lu-gal (Mensch-groß = König), kennt z. B. auch das Georgische[3]) (wašk'aci „Mann-Mensch" = „Mann", dedak'aci „Mutter-Mensch" = „Frau" u. a.).[4]) Die Zwanzigerzählung ist in den Kaukasussprachen die Regel.[5]) Wir sehen also, daß die von Meinhof im Sumerischen als unhamitisch empfundenen und dem Sudanischen an die Seite gestellten Elemente zum großen Teil sich auch in den Kaukasussprachen finden, denen wir sie wohl daher auf Grund der örtlichen Lagerung eher zu vergleichen geneigt sein werden, ohne daß wir allerdings die Vergleichungsmöglichkeit mit Sudansprachen außeracht lassen wollen.

Bezeichnend ist nun, daß Kluge (Versuch einer Beantwortung der Frage, welcher Sprachgruppe ist das Sumerische anzugliedern? Leipzig 1921) zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Meinhof kommt. Er stellt (a. a. O. 96) fest: „Das Sumerische ist eine Sprache, die den heutigen Sudansprachen lautlich, morphologisch,

[1]) Ich lasse die in der Assyriologie üblichen diakritischen Zeichen als für unsere Zwecke belanglos weg.

[2]) Bezüglich der Kaukasussprachen fußen meine Darlegungen auf den Angaben meines Kollegen Priv.-Doz. Dr. Robert Bleichsteiner.

[3]) s. a. Tserethelli, J. R. A. S. 1914, 1 f.

[4]) s. a. Tserethelli, J. R. A. S. 1913, 820 f.

[5]) Die Bildung zusammengesetzter Verba (Meinhof, a. a. O. 325) ist auch den Hamitensprachen nicht fremd (s. Meinhof, Sprache der Hamiten, 28), kann also für sudanische Verwandtschaft kaum geltend gemacht werden; im übrigen kennen sie auch die Kaukasussprachen, besonders das Abchasische.

grammatisch und syntaktisch am nächsten steht." Aber auch ihm scheinen engere Beziehungen zu den Kaukasussprachen trotzdem vorzuschweben, wenn er betont: „Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich ausdrücklich, daß ich nicht gesagt habe, das Sumerische ist eine Sudansprache, denn mit Rücksicht auf das Elamische und die kaukasischen Sprachen muß dies vorläufig noch offen bleiben", wobei er noch hinzufügt: „Daß das Elamische eine Sprache gleichen Charakters ist wie das Sumerische, ist ja ohne weiteres klar." Bezüglich des Verhältnisses des Sumerischen zu Hamitensprachen meint Kluge (a. a. O. 95), die Hamitensprachen zeigten zwar in gewissem Umfange in ihren Bildungen Ähnlichkeiten mit dem Sumerischen, das reiche aber nicht aus, um das Sumerische als eine Hamitensprache zu erklären. Das heißt doch zusammengefaßt nichts anderes, als daß das Sumerische eine mit hamitischen Einschlägen durchsetzte Sprache vom Typus der Sudansprachen ist, wobei auch aus Kluges Fassung ebenso wie aus der oben vorgenommenen Durchsicht der Argumente Meinhofs die Tatsache sich ergibt, daß auch die Kaukasussprachen viele Merkmale mit den Sudansprachen gemein haben. Bemerkenswert erscheint mir schließlich auch die Feststellung Kluges (a. a. O. 89 f.), daß das Sumerische in mancher Hinsicht dem Malayo-Polynesischen nahestehe, woran ich seine, a. a. O. 92, abgedruckten Worte über die Beziehungen zur austronesischen Gruppe, also der Sprache der Überbevölkerung (?) Vorder- und Hinterindiens, anfüge: „. . . es ist nicht unmöglich, daß sich auch im Sumerischen Einwirkungen des austronesischen Astes des austrischen, also des ozeanischen Sprachzweiges nachweisen lassen können, also der Sprachen, die von der Osterinsel über die Sunda-Inseln bis Madagaskar eine sprachliche Einheit bilden." Wir werden auf diese Feststellung bei der Erörterung der Frage, wer als der Träger des „sudanischen" Sprachtypes im Sumerischen in Betracht komme, noch zurückkommen müssen.

Versuchen wir nun, die zwei auf anthropologischem und sprachlichem Wege gewonnenen „Sumerer-Typen" untereinander zu kombinieren, so ergibt sich ohne weiteres die Gleichstellung des (mediterranen) Gudea-Typus mit der hamitischen Sprachkomponente, da wir ja z. B. auch in Ägypten Formen, die mit der mediterranen Rasse identisch oder nahe verwandt sind (s. Breasted, The scientific Monthly 1919, 427), als Träger hamitischer Sprachmerkmale finden. Bleiben daher als Anteil des hettidoiden Typus nur mehr die von Meinhof als „sudanisch" bezeichneten Sprachelemente übrig, die, wie oben gezeigt, sich zum Teil ebenso gut auch in kaukasischen Sprachen finden; da diese aber ziemlich allgemein mit dem hettidoiden Typus vergesellschaftet werden, so erscheint es wohl für Sumer nicht zu gewagt, den hettidoiden physischen Typus mit dem kaukasischen sprachlichen Typus zusammenzustellen, so daß Tserethellis Versuch (J. R. A. S. 1913, 783 ff; 1914, 1 ff.), das Georgische mit dem Sumerischen zu vergleichen, sich durchaus auf den Boden des Möglichen bewegt.[1]) Für diese asiatische Komponente des Sumerertums ist die jetzt ziemlich allgemein angenommene östliche Herkunft der „Sumerer" durchaus wahrscheinlich. Anthropologisch vorläufig unbelegt bleiben bei dieser Zusammenstellung der linguistischen und physischen Merkmale die dem sudanischen Sprachtypus zugewiesenen Erscheinungen, soweit sie außerhalb des Bereiches der Kaukasussprachen liegen. Diese Frage wird im Anschlusse an die archäologischen Ergebnisse nochmals aufgegriffen werden.

[1]) Balls Aufsatz in P. S. B. A. 1918, XL, 95—100, über Beziehungen zwischen Sumerischen und Tibetischen bewegt sich wohl letzten Endes noch im Bereiche des Möglichen, da eine Vergleichung von Kaukasussprachen mit dem Tibetischen mir durchaus nicht ein aussichtsloses Beginnen zu sein scheint.

Treten wir nun an das archäologische Material heran, das uns Mesopotamien für diese alten Zeiten bisher geboten hat, so verdienen unsere Aufmerksamkeit vor allem die Ergebnisse der neuesten englischen Grabungen in Südbabylonien, die unter Vergleich derer von Assur, Susa und Anau doch bereits bestimmtere Schlüsse zu gestatten scheinen.

Über die im Jahre 1918 für das Britische Museum durchgeführten Ausgrabungen zu Abu Šaḥrain berichtet R. C. Thompson in Archaeologia LXX, 1920, 101 ff. (The Britisch Museum Excavations at Abu Shahrain in Mesopotamia in 1918). Abu Šaḥrain, die Trümmerstätte des alten Eridu, war nach der spätsumerischen Zeit kaum mehr wesentlich besiedelt, da es an der Oberfläche sumerische Begräbnisse aufweist. Typisch für die Grabkeramik dieses Tells ist ein Gefäß mit Ausgußrohr und Fußansatz, ähnlich den von Andrae (Arch. Ischtartempel, S. 49) beschriebenen Formen; die Tonware der Gräber ist in der Mehrzahl handgemacht, doch kommt Scheibenarbeit vor (Thompson, a. a. O. 111). Neben dieser mehr roheren Keramik kam eine sehr fein gearbeitete zum Vorschein, die angeblich ohne Scheibe gefertigt ist und sich durch geometrische Bemalung auszeichnet (Farbe meist schwarz auf [gelblich-] grünem Grunde, aber auch braun auf lederfarbigem Grunde). Vereinzelt finden sich daneben hauptsächlich grünliche Scherben mit eingeritzten Mustern, mit und ohne schwarze Bemalung, auch ein rot-schwarz-weiß bemalter Scherben (Thompson, a. a. O. 129, Graben VIII/$_1$) verdient Erwähnung, ebenso ein innen schwarzer, außen rötlicher Scherben, der durch seine Farbengebung an die prähistorische ägyptische Keramik erinnert, von der er allerdings durch gröberen Ton abzuweichen scheint (Graben XIV/$_1$). Nicht unerwähnt dürfen schließlich auch die etwas roheren, unbemalten Töpfe mit bogenförmigen Horizontalhenkeln bleiben, da sie bis zu einem gewissen Grade an die Ausgangsformen der ägyptischen „Wellenhenkel"-Krüge erinnern. Neben der bemalten Keramik finden sich Steinbeile, zirka 12 *cm* lang, von offenkundiger Faustkeilherkunft, nicht geschliffen, oft mit einer Verjüngung, die sie zur Befestigung an einem kurzen Knieschaft geeignet macht, so daß man wohl an Hauen für die Bodenbestellung denken kann. Daneben kamen polierte Steinbeilchen zutage, wie sie sonst auch aus Elam und Kleinasien häufig sind; ferner Obsidian-Pfeilspitzen, Knochenpfriemen (vgl. Susa, Del. Pers. XIII, Abb. 21), Mahlplatten samt Quetschstein (ebenfalls aus Susa bekannt; a. a. O. Abb. 16), Schleudergeschosse aus Stein und Ton, Spinnwirtel, Tonnägel (meist mit krummem Stiel) und Tonsicheln, in der Form den ägyptischen Holzsicheln mit Steineinsätzen völlig gleichend. Thompson hält sie für Gebrauchsgegenstände, eine sicher irrige Annahme, wie ein im Britischen Museum ausgestelltes Stück dartut, das am Innenrande schwarze Bemalung aufweist; eine derartige Verzierung ist nur bei einem Modell verständlich und läßt sich auch an anderen Gegenständen dieses Fundplatzes nachweisen, so etwa an einer durchlochten Doppelaxt aus grünem Ton, die durch einen schwarz bemalten, leicht erhabenen Vertikalwulst in der Mitte noch erkennen läßt, daß es sich hier um eine ehemals umschlungen geschäftete Waffe handelt. Was die Musterung betrifft, so ist sie in Eridu durchaus geometrisch, in Ur (Muqayar), das von Thompson und Hall untersucht wurde, treten pflanzliche und tierische Motive häufig auf. Was die Bestattungsform anlangt, so meldet Thompson (a. a. O. 139) aus Ur Hocker, in Matten gehüllt, auf der linken Seite liegend. Die ebenfalls gefundenen „Badewannen"-Särge (s. a. Hall, Proc. of the Soc. of Antiqu. of London XXXII, 1920, 22 ff.), die an die frühdynastischen ägyptischen „Cists" erinnern, gehören in der Hauptsache (Thompson, a. a. O. 116) der Zeit nach Hammurabi an, können also hier außer Betracht bleiben.

Die chronologische Einordnung dieses Materials bietet einige Schwierigkeiten, da mit Ausnahme der spätsumerischen Grabkeramik eine zuverlässige Schichtenfolge nicht vorzuliegen scheint; denn Thompsons Angaben (a. a. O.) bieten ein derartiges Kunterbunt, daß man zur Vermutung gedrängt wird, es lägen hier keine ungestörten Schichten vor. Vielleicht würde eine systematische Ausgrabung am Tempelturm von Eridu ein genaueres Bild ergeben, da Thompson daselbst unter einer Schichte mit Bur-Sin-Ziegeln eine starke Brandschichte feststellte, die etwa der gutäischen Eroberung entsprechen könnte, ähnlich wie ja auch in Assur am Ischtartempel diese Zeit durch Brand und Verwüstung gekennzeichnet wird. Auffallend ist das seltene Vorkommen von Kupfergeräten, da wir nach Analogie der verwandten Anau- und Elam-Schichten der Periode der bemalten Keramik in Mesopotamien sicher die volle Kenntnis der Metallverarbeitung zusprechen müssen. Im übrigen sind die Beziehungen zu Anau und Elam unverkennbar und wurden auch von allen Archäologen betont, die sich mit dieser südmesopotamischen Kultur beschäftigten. Am nächsten scheint die bemalte Keramik in Technik und Ornamentierung Anau I (unterste Schichten) und II (obere Schichten) sowie Elam, Stil I, zu stehen; das Vorkommen eines polychromen Scherbens sowie geritzt verzierter Ware erinnert wieder an Assur H-G, Anau II (obere Schichten) und III sowie an die Periode des II. Stiles in Elam. Nach diesem Vergleich müßte man daher annehmen, daß die dunkel auf hell geometrisch bemalte feine Keramik auch in Südmesopotamien älter sei als die eingeritzt verzierte und die polychrome.

Dazu stimmt nun sehr gut der Befund, wie in Hall (J. of Eg. Arch. VIII, 253) auf Grund der Grabungen von Tell el Obeid feststellte; danach ist die meist schwarz auf grünlichem Grunde bemalte Keramik die ältere, während die jüngere Schichte, der auch die Kupferlöwen usw. (s. unten) angehören, eine fast ausnahmslos unbemalte, nur selten mit rudimentärer Bemalung versehene hellfarbige Ware aufweist. Der älteren Periode gehören allein die zahlreichen Schalenfragmente an, die ausladenden Rand zeigen, von dem Hall (a. a. O. 255 f.) es sehr wahrscheinlich macht, daß er die Nachbildung einer metallischen Form darstellt; verwandt sind nach demselben Autor bestimmte ägyptische Steinschalen der 3. bis 4. Dynastie, ohne daß ich allerdings annehmen möchte, daß hier Ägypten Babylonien beeinflußte, sondern beide Gebiete ahmten wohl unabhängig voneinander eine gemeinsame Metall-Urform nach, das eine in Stein, das andere in Ton. Auf Grund dieser Vergleiche können wir daher mit ziemlicher Sicherheit die bemalte hellfarbige Keramik dem endenden vierten und beginnenden dritten Jahrtausend, die unbemalte helle Ware aber der ersten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends zuweisen; in Assur entspricht letzterer die gleichfalls meist unbemalte helle Töpferei der Schichten H und G, die Andrae (a. a. O.) wohl zutreffend mit dem Sturze der Dynastie von Akkad enden läßt.

Bot demnach der von Hall ausgegrabene Tell el Obeid (s. Hall, a. a. O.) ganz ähnliche Kulturreste wie Abu Šaḥrain und Muqayar, so kamen daneben aber auch Funde zutage, die uns Südmesopotamien mit einem Schlage auf ganz anderer Stufe zeigen. In El Obeid tritt uns plötzlich, nach Hall um 3000 v. Chr., mit der jüngeren Keramik eine ungeheuer entwickelte, naturalistische Kunst entgegen, die ich aus stilkritischen Gründen nur den Werken Narâm-Sins, also der Zeit der semitischen Könige von Akkad (zirka 2845 bis 2649 v. Chr.), vergleichen kann, der ich sie daher auch zuweisen möchte. Für diese Datierung spricht auch der Umstand, daß Hall (a. a. O. 246) die zu Hierakonpolis gefundenen, der 6. Dynastie angehörenden Metall(Kupfer?-)

figuren Pepi I. und seines Sohnes technisch und stilistisch den Funden von El Obeid an die Seite stellt, die sich daher als ungefähr gleichalterig mit den verwandten ägyptischen Kunstwerken erweisen.

Die merkwürdigsten Erzeugnisse dieser Epoche bilden wohl die Kupferplastiken, deren technische Herstellung noch der Klärung bedarf. Ihr Ausgräber Hall glaubt, daß die Tierköpfe gegossen und mit einem Kern von Ton und Bitumen ausgefüllt seien; die Körper waren durch Überziehen eines Holzkernes mit Kupferplatten gebildet. Ich möchte jedoch glauben, daß auch die Köpfe aus gehämmerten Platten bestehen, wenigstens machten mir die maskenartigen Kupferüberzüge den Eindruck, als ob die vertieften Details der Vorderseite auch auf der Rückseite und als Abdruck am Bitumenkerne in Erscheinung träten, was wohl nur dann möglich ist, wenn die Köpfe über dem Kerne ziseliert und gehämmert wurden. Prächtig wirkt die Ausstattung dieser Köpfe: die aus rotem Jaspis, schwarzem Schiefer und weißer Muschel gefertigten Augen sowie die Jaspis-Zunge weisen auch heute noch leuchtende Farben auf. Technisch das bedeutendste Stück liegt wohl im Imgig-Relief vor, den löwenköpfigen Geier darstellend, der zwei Hirsche greift, deren Kopf in Vollplastik herausgearbeitet ist. Daneben spielt das Steinmosaik, dessen Farben wir schon bei den Löwenkopfaugen kennen lernten, eine große Rolle; Beispiele hiefür sind die Verkleidung eines Lehmpfeilers und die sternförmigen Auflagen auf dem Kopfe der Tonnägel. Wir stehen hier vor einer scharfen Aufwärtsbewegung in der mesopotamischen Kunst, einem Bruche mit der Vergangenheit, und zur chronologischen Festlegung dieser Epoche wird es sich empfehlen, Umschau zu halten, ob nicht auch auf anderem Gebiete sich im Beginne des 4. Jahrtausends ein Wandel erkennbar macht. Da läßt sich nun vor allem in der Kleidung ein grundlegender Wechsel feststellen. Kleidete sich der Sumerer der vorsargonischen Zeit in einen Blätterschutz,[1]) so kommt mit der Zeit der Dynastie von Akkad der nun mit wirklichen Wollfransen besetzte Plaid und das an einem Rande gefranste, die linke Schulter bedeckende Gewand auf. Die Göttin und gelegentlich auch der König tragen die Hörnerkrone, ihre Kleidung ist das wagrecht gestreifte, plaidartige Gewand. Wir sehen also Ablösung der vegetabilischen Substanz in der Kleidung durch tierische, eine Erscheinung, die dem aus Jägern und Nomaden entsprossenen Semitentum durchaus angepaßt ist. Auch der Naturalismus in der Kunst, die Komposition großer Szenen, wie sie uns bei Narâm-Sins Stele entgegentritt, paßt gut zu einem Volke, dessen primitivere Verwandte vermutlich es waren, welche die lebenstrotzenden und von gründlichster Naturbeobachtung zeugenden Felsgemälde Spaniens und Nordafrikas im ausgehenden Paläolithikum schufen. Dieser semitische Impuls war es wohl auch, der dem im Sumerertum enthaltenen verwandten Hamitenelement, das der Ackerbaukultur mit ihrer Neigung zur stilisierenden geometrischen Verzierung unterlegen war, den Anstoß in der Richtung zum Naturalismus gab, wie

[1]) s. dazu meine Ausführungen in M. A. G. W. LIII, 236, und vgl. die Abbildungen der Plastiken aus Susa in Del. Pers. XIII, pl. XXXVII, 8, usw., die deutlich zeigen, daß man auch in Elam den Blätterrock kannte. Eine willkommene Parallele bietet weiters die Tracht der indischen Urbewohner, von der Grünwedel (Mythologie des Buddhismus) bei Beschreibung der Göttin Parnaçavari (Abb. 126) folgendes aussagt: „Ihre eigentümliche Tracht (die Schürze aus Blättern) zeigt, daß sie als den Urbewohnern Indiens angehörig gilt, wie sie ja auch . . . . die Namen Pukkaçî (Name eines Stammes der Urbewohner) . . . . führt. Auch wird sie direkt sarva-Çavarânâm bhagavatî ‚Göttin aller Çavaras' genannt; noch heute gibt es in Indien einen so benannten Aboriginerstamm". Kleider aus Blättern in Gestalt von pelerinenartigen Mänteln kennt heute noch das südliche China.

er uns sich in der Renaissance-Periode eines Gudea und seiner Zeitgenossen offenbart.[1])

Als sicher sumerisch möchte ich demnach nur die Kultur der geometrischen Keramik bezeichnen, ganz im Gegensatze zu Thompson, der die Träger dieser Schichte vorsumerisch nennt. Der Unterschied der beiden Auffassungen liegt aber nicht im Wesen, sondern nur im Namen „Sumerer", wie daraus hervorgeht, daß auch Thompson für die geometrische Ware an die „Armenoïden" als Urheber denkt. Auffallen muß nun allerdings, daß das archäologische Material von den bisher besprochenen zwei Mischungskomponenten des Sumerertums nur die eine, die armenoïde, deutlich erkennen läßt. Denn ihr müssen wir anscheinend die geometrisch bemalte Keramik und zum Teil auch den Blätterschurz zuweisen, ebenso wohl auch die Kenntnis von Metall und Töpferscheibe, falls diese wirklich der frühsumerischen Zeit bekannt war. Auf ein hamitisch-mediterranes Mischungselement könnte etwa die Technik der eingeritzten Verzierung hinweisen, vielleicht auch das Vließ, das Eannatu auf der Geierstele zur Bedeckung des Oberkörpers trägt. Dieser Sachverhalt könnte nun in der Tat zu ernsten Bedenken gegen die hier vorgetragene Mischungshypothese führen, wenn wir annehmen sollten, daß armenoïde Ackerbauer mit Metallkenntnis und bemalter Keramik ein rein hamitisch-mediterranes Jäger- oder Nomadenvolk überlagerten. Um über die Natur der vorarmenoïden Bewohner Mesopotamiens Klarheit zu gewinnen, wird es hier am Platze sein, einige allgemeine Erwägungen anzustellen.

Wo wir hamitische Völker oder ihre Vorfahren kennen, sind sie Jäger oder Nomaden, in letzterem Kulturzustande oft mit erworbenen Ackerbaukenntnissen ausgestattet, die aber bei echten Hamiten nie die Viehzüchterneigungen überdecken. Nun können wir kaum annehmen, daß Mesopotamien vor dem armenoïden Einfall von hamitischen Jägern oder Nomaden bewohnt gewesen sei, also keinen Ackerbau besessen habe. Dagegen spricht doch die anscheinend recht rasche Einwurzelung der Kultur der bemalten Keramik, die sich demnach in schon vorhandene Verhältnisse ziemlicher Ordnung niedergelassen haben muß. Wir haben also für Mesopotamien vor Auftreten der armenoïden Schichte mit einer Bevölkerung zu rechnen, deren Physis hamitisch, deren Ackerbaukultur jedoch unhamitisch war. Ganz ähnliche Zustände treten uns auch in Ägypten entgegen; auch dort finden wir schon vor dem „Gizeh"-Typus, der dem vorderasiatischen Kurzkopf zu entsprechen scheint und in der Zeit der III. bis IV. Dynastie auftritt, eine ackerbautreibende Bevölkerung von mediterran-äthiopischem, also hamitischem Typus (s. Giuffrida-Ruggeri, Man 1915, 32). Nun widerspricht es aber, wie schon gesagt, jeder ethnologischen Erfahrung, dieser aus Jägern und Nomaden hervorgegangenen Bevölkerung die Erfindung des Ackerbaues zuzuschreiben. Es muß in dieser scheinbar so einheitlich hamitischen Schichte ein Element stecken, das, in den Kreis der seßhaften Hackbauvölker gehörig, den Anstoß gab zur Urbarmachung des Bodens, das aber später durch Eindringen nicht seßhafter Elemente hamitischer Art aufgesogen wurde, ohne daß seine Kulturerrungenschaften verloren gegangen wären. Anhaltspunkte für diese Schichte könnten uns vielleicht die vereinzelt in Ägypten der Frühzeit auftretenden „negroïden" Merkmale geben. Um hier zu einiger Klarheit zu kommen, müssen wir ein wenig weiter ausholen.

Schon die epipaläolithische Faustkeilkultur des Orients dürfen wir wohl mit den Anfängen der Bodenbestellung in Verbindung bringen; Nachkommen dieser Faustkeile sind anscheinend die Hauen, die wir aus den alten Schichten Süd-

[1]) s. dazu auch Ed. Meyer, Sum. u. Sem. 39, der die Kunst Gudeas gleichfalls auf die Anregungen der Semiten von Akkad zurückführt.

mesopotamiens sowie aus Elam kennen, wo sie bereits Spuren von Schliff aufweisen, so daß in Del. Pers. VIII, 86, geradezu von einem Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum gesprochen wird. Wie die Träger dieses Faustkeil-Epipaläolithikums physisch aussahen, darüber gibt uns der Orient keinen Aufschluß; europäische Funde lassen aber auf Kurzköpfe schließen (s. Blanckenhorn, Die Steinzeit Palästina-Syriens und Nordafrikas; Tabelle), deren afrikanische Verwandte wir noch vielleicht als Mischungsbestandteile der echten Neger ausfindig machen werden. Ihnen folgen Hackbauer mit entwickeltem Steinschliff und den Anfängen der Haustierzucht; hieher gehört die Schichte der ältesten alpenländischen Pfahlbauten, als deren Träger meines Erachtens der von den Anthropologen als mongoloïd bezeichnete homo alpinus (s. Fischer, Menschliche Erblichkeitslehre I, 148) in Frage kommt. Daß die Kultur an Seen siedelt, ist ein Zeichen, daß ihr der Umgang mit dem feuchten Elemente vertraut war. Was nun den Orient betrifft, so müssen wir uns hier wohl der schon oben erwähnten Tatsache erinnern, daß sowohl Meinhof als auch Kluge von einem stark hervortretenden sudanischen Typus im Sumerischen sprechen. Einzelne der für das Sudanische geltend gemachten Merkmale lassen sich, wie wir oben sahen, auch auf Kaukasussprachen beziehen, aber es bleibt doch noch immer ein derartig bedeutender Rest, daß an der Existenz dieses „sudanischen" Mischungsfaktors meines Erachtens nicht zu zweifeln ist. Kluges sprachliche Erwägungen scheinen mir da nun den Weg zur Lösung zu bieten; er findet nämlich Beziehungspunkte des Sumerischen zum Malayo-Polynesischen und zur Sprache der Urbevölkerung Indiens. Wir erinnern uns nun, daß wir zum sumerischen Blätterschurz eine Parallele aus der Urbevölkerung Indiens beibringen konnten und daß hervortretende Backenknochen und schräggestellte Augen verhältnismäßig häufig zu beobachtende physische Merkmale an sumerischen Köpfen sind. Es zeichnet sich also eine Gruppe von Kurzköpfen mit „mongoloïden" Merkmalen ab, die Hackbau betrieben, die Schiffahrt kannten, die niederen Haustiere züchteten, pflanzliche Substanz zur Kleidung verwendeten, in sozialer Hinsicht mutterrechtlich organisiert waren. Da die hier angeführten Merkmale im großen und ganzen die Wesensart der malayischen Völker charakterisieren, so möchte ich diese Gruppe prämalayisch nennen und damit zum Ausdruck bringen, daß ich auch die Malayen für Abkömmlinge eines verwandten Astes halte. Aufgabe der Anthropologie wird es sein, in der Bevölkerung des heutigen Orients und Afrikas nach diesem Rassentypus zu suchen, der sich dort ebenso erhalten haben wird wie in unseren zentraleuropäischen Bergen der homo alpinus. Es werden sich vermutlich viele der Merkmale, die heute kurzer Hand als negroïd bezeichnet werden, als Zeichen der Zugehörigkeit zur prämalayischen Gruppe entpuppen. Besonders das frühgeschichtliche Skelettmaterial Ägyptens dürfte in dieser Hinsicht ergiebig werden. Haben wir nun auch in Mesopotamien mit dieser prämalayischen Schichte zu rechnen, so hat der „sudanische" Typus der sumerischen Sprache wohl seine anthropologische Erklärung gefunden. In der Tat glaube ich, für das Vorhandensein der Prämalayen in Elam und Mesopotamien zwei archäologische Argumente anführen zu können, den schon erwähnten Blätterschurz und das „Bogenmesser". Daß der sogenannte Zottenrock von Haus aus ein Blätterschurz gewesen sein muß, wurde schon oben erwähnt, desgleichen daß wir ihn von Darstellungen aus der Zeit der geometrisch bemalten Keramik kennen. Daß er aber in dieser Kultur nur ein Überlebsel aus einer älteren Schichte ist, zeigen die Parallelen aus Indien, Afrika,[1]) Ozeanien, auf Grund deren wir ihn

[1]) Hieher möchte ich auch den bekannten nubischen Lederfransenschurz rechnen, von dem ich glaube, daß er nur eine unter hamitischem Einfluß entstandene Nachahmung des Schurzes aus vegetabilischen Stoffen (Blättern bzw. Schnüren) darstellt.

wohl dem prämalayischen Kreise zuweisen dürfen. Auf das andere in Rede stehende Kulturgut, das Bogenmesser, hat Seligman im Man 1916, 81, aufmerksam gemacht, indem er es als Erntemesser aus Kordofan nachwies und bereits auf die Parallelen aus den Schweizer Pfahlbauten hinwies. Ein Exemplar aus Elam ist in Del. Pers. XIII, Abb. 98, abgebildet und bei der Verwandtschaft der elamischen Kultur mit der sumerischen dürfen wir sein Vorkommen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch für Mesopotamien annehmen. Ähnliche Geräte hat in jüngster Zeit Andersson (Ymer, 1923, 189ff) auch aus prähistorischen Fundstätten Chinas nachgewiesen, die auch in anderen Dingen, besonders in ihrer Keramik, unverkennbare Verwandtschaft mit Anau, Elam und Mesopotamien bekunden. In China werden nach Andersson ähnliche Geräte, allerdings nicht aus Stein, sondern aus Eisen gefertigt, heute noch als Erntemesser gebraucht, wozu wieder das Reiserntemesser des malayischen Archipels eine willkommene Parallele bietet. Was nun das Alter dieses Messers betrifft, so finden wir es in China und vermutlich auch in Elam (es handelt sich um einen Streufund aus Susa) vergesellschaftet mit der bemalten Keramik. Daß es aber älter sein dürfte, lehrt folgende Überlegung: Das charakteristische Erntegerät der Epoche der bemalten Keramik in Susa und in Mesopotamien ist die Sichel, in deren Holzfassung sägeartig gezähnte Steine eingesetzt sind. Wir werden daher das primitive Gerät, das Erntemesser, einer älteren Schichte, und zwar wohl dann der prämalayischen zuweisen müssen, ein Ergebnis, das auch mit der heutigen Verbreitung unter malayischen Völkern gut in Einklang steht.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß noch vor Auftreten der Armenoïden eine vom südlichen Asien (etwa Indien?) ausgehende Völkerwelle Elam, Mesopotamien und Teile Afrikas mit einer Hackbaubevölkerung bedeckte. An eine Einwanderung afrikanischer Elemente in Vorderasien zu denken, wie dies Kluge will, verbietet der ganze Sachverhalt. Weist doch gerade die Kultur, die in Afrika als verwandt in Frage kommt, nach dem außerafrikanischen Osten als ihrem Ursprungslande, ist also in Afrika selbst nicht autochthon, sondern vermutlich spät eingewandert.

Diese prämalayische Welle möchte ich, wie dargetan, als die Schöpferin des Ackerbaues in Mesopotamien und Ägypten-Nubien betrachten; freilich hat sich physisch von ihr bis zu der Zeit, die im Morgenrote der Geschichte uns entgegentritt, nicht viel erhalten, da stets immer wieder von neuem hamitische Nomaden eindrangen, die sich zwar der vorhandenen Kultur assimilierten, den physischen Typus der Seßhaften jedoch völlig änderten. Über dieses anthropologisch in der Hauptsache mediterrane Volk mit einer im wesentlichen prämalayischen Kultur lagerte sich in Mesopotamien als Träger der bemalten Keramik ein armenoïder Typus, der uns auch in den Denkmälern der archaischen Zeit in sehr guter Wiedergabe entgegentritt. Ihm dürfte bald das semitische Element gefolgt sein, das mit der Dynastie von Akkad die Vormachtstellung in Mesopotamien gewinnt.

Sehen wir nun von der jüngsten, der semitischen Einwanderung ab, so erhalten wir drei Schichten, eine prämalayische, eine mediterrane und eine armenoïde. Die erstere und die letztere scheinen einander näher zu stehen (Ackerbau, Blätterschurz usw.), obzwar einzelne Züge der armenoïden Kultur (Ritztechnik) vielleicht Verbindungslinien zur mediterranen Schichte aufweisen. Diese ihrerseits besaß anscheinend wieder Ähnlichkeiten mit der semitischen Welle (Verwendung tierischer Substanz für Kleider u. dgl.), was verständlich wird, wenn wir bedenken, daß dieses Semitentum sich im wesentlichen aus mediterran-äthiopischen Elementen aufbaute (s. Anthropos, XIV bis

XV, 729—739). Diese archäologisch und anthropologisch gewonnene Dreiheit der Schichten findet nun ihre Parallele in den drei Lagerungen, zu denen uns eine Untersuchung der Religion und Gesellschaft der Akkader führte. Wir erhielten dort eine emanistisch-vaterrechtliche und zwei mutterrechtliche Kulturen, die eine schamanistisch als Seelenkultur, die andere als Astralkultur gekennzeichnet. Bei letzterer glaubten wir Beziehungen zur emanistischen Schichte feststellen zu können. Kombinieren wir, wie dies schon oben vermutungsweise geschehen ist und wie es ja auch durch ethnologische Parallelen nahegelegt wird, das Hamiten- und Semitentum mit der emanistischen Schichte, so ergeben sich als Entsprechung für die prämalayische Bevölkerung die schamanistische Kultur und für die jüngere, armenoïde Lage die entwickeltere Kultur der Astrallehre. Diese Zusammenstellung fügt sich aufs beste in das oben entworfene Bild: Vorherrschen der prämalayisch-armenoïden Kultur bei überwiegend mediterraner oder äthiopischer Bevölkerung.

Nun finden auch Ed. Meyers Beobachtungen, die ihn dazu führten, vor den Sumerern für Mesopotamien semitische Einwohner anzunehmen, ihre Erklärung. Der dargelegte Aufbau des Sumerertums zeigt uns, daß in ihm ein Mischungselement, das mediterran-hamitische, steckt, das mit dem aus mediterranen und äthiopischen Komponenten zusammengesetzten Semitentum nahe verwandt ist. Da kann es uns dann nicht wundern, wenn sumerische Götter Merkmale aufweisen, die an die Semiten erinnern. Ed. Meyers Beobachtungen über die Haartracht der Götter rechtfertigen also keineswegs die Schlüsse, die daraus gezogen wurden. Die ziemlich weitgehende Ähnlichkeit in der Haartracht der frühsumerischen Götter mit der der semitischen Zeit erlaubt durchaus nicht die Gleichsetzung beider Typen. Ed. Meyer selbst betont ja (a. a. O. 105), daß der echte semitische Vollbart, der Oberlippen und Wangen bedeckt, bei Göttern und Menschen erst in der Zeit Sargons und Narâm-Sins nachweisbar sei. Die Götter der früheren Zeit tragen Lippen und Backen rasiert, ihr Bart setzt erst am Kinn an. Was das Haupthaar betrifft, so tragen es Urnina und die mit ihm Dargestellten geschoren, wogegen auf dem archaischen Rundrelief von Telloh auch Leute abgebildet sind, die nach Hettiter-Art bei glattrasiertem Gesicht das Haar wallend in den Nacken fallen lassen, ja einige tragen auch Vollbart, ähnlich einzelnen Figuren auf Steinplatten-Reliefs der 2. keramischen Periode in Elam. Auf der Geierstele weisen Eannatu und seine Soldaten das unter dem Helme hervorquellende Haupthaar auf; daß es den Kriegern am Marsche fehlt, ist wohl nur eine durch die Kleinheit der Darstellung hervorgerufene Vernachlässigung eines Details, das beim Herrscher genau wiedergegeben ist. An eine Perücke zu denken, wie Ed. Meyer will, liegt meines Erachtens kein Grund vor. Zu Gudeas Zeit schließlich wird Haupt- und Gesichtshaar wieder geschoren. Wie ist dieses Tatsachenmaterial zu verstehen? Wir haben wohl von Haus aus zwei Gruppen anzusetzen, eine, die Haupt- und Barthaar rasierte, und eine, die beide wachsen ließ, jedoch, vielleicht beeinflußt von ersterer, Oberlippe und wohl auch Backe rasierte. Letztere Tracht weisen die vorsargonischen Götterdarstellungen auf. Dazu kommt als dritte Gruppe diejenige, die, ähnlich den späteren Hettitern und den meisten männlichen Gestalten der Periode des II. Stiles in Elam, das Haupthaar stehen ließ, das Gesicht rasierte; ihr gehören der Herrscher auf dem archaischen Rundrelief und die ihm gegenüberstehenden Personen an, ebenso Eannatu und seine Soldaten. Aus dem Rahmen fällt die Sitte des Kahlscherens bei Urnina. Ich bin jedoch nicht überzeugt, daß Urnina und die Seinen wirklich Haupt- und Barthaar schoren. Die Reliefplatte, auf der die ganze Gruppe dargestellt ist, trägt kultischen Charakter und die An-

nahme ist nicht von der Hand zu weisen, daß der König und seine Familienangehörigen einer bestimmten Überlieferung zuliebe kahl dargestellt wurden, ohne es in Wirklichkeit gewesen zu sein. Es würde sich also hier um eine aus Gründen religiöser Überlieferung übernommene Tracht einer schon vorhandenen Bevölkerung handeln. Wirkliche, auch in den obersten Kreisen herrschende Mode wäre das Kahlscheren dann erst in der Renaissancezeit des Sumerertums nach dem Gutäereinfall geworden. Der echt semitische Vollbart dagegen trat, wie Ed. Meyer selbst betont, erst mit der Dynastie von Akkad auf. Es besteht also kein Grund anzunehmen, daß die ältesten sumerischen Götterbilder schon unter bestimmendem semitischen Einfluß gestanden seien. Gegen eine derartige Annahme von einem derartig frühen Vorherrschen semitischer Kulturmerkmale spricht noch eine andere Tatsache: die typisch neue semitische Kampfwaffe, die uns in der Zeit der Dynastie von Akkad entgegentritt, ist der Bogen; das Heer Eannatus kämpft aber mit Speer und Schild. Wäre in jener Zeit der semitische Einfluß wirklich derartig stark gewesen, daß er sogar die Götterdarstellungen ergriff, so müßten wir seine Spuren in erster Linie in der Bewaffnung erkennen. Davon kann aber keine Rede sein. In Einklang damit stehen auch die Funde von Eridu, die, ähnlich wie die von Susa und Anau, für die Zeit der bemalten Keramik nur wenig Pfeilspitzen aufweisen; der Bogen war vermutlich nur eine von der mediterranen Schichte her bekannte Jagdwaffe.

Zusammenfassend können wir also feststellen, daß anthropologische, ethnographische und sprachliche Gründe dafür sprechen, das sumerische Volk als ein Mischprodukt dreier verschiedener Typen zu betrachten. Der eine (der mediterrane), anthropologisch durch einen ausgesprochenen Langschädel mit stark ausladendem Hinterhaupt, schmaler, gerader Nase mit kleinen Nasenflügeln, feinen Lippen, ethnologisch durch Stehenlassen des Haupthaares und eines Bartes an der Kinnunterseite, Vließ als Bekleidung des Oberkörpers, Keule und Bogen, religiös durch Emanismus, linguistisch durch die „proto-hamitischen" Sprachmerkmale (Klassenpräfixe, Unterscheidung von Person und Sache, Nachstellung des Genitivs u. a.) charakterisiert, darf wohl als östlicher Ausläufer der durch das ganze Mittelmeer-Gebiet verbreiteten mittelgroßen brünetten Rasse betrachtet werden, die ihren Schwerpunkt in Nordafrika und Westeuropa besaß; sie gab auch einen wichtigen Bestandteil zum Aufbau der Semiten ab und dürfte weiters in einzelnen Sprachen Kleinasiens (Proto-Hattisch und Verwandten) ihre Spuren hinterlassen haben. Als anthropologische Kennzeichen des zweiten Typus, des prämalayischen, sind vermutlich die oft stark hervortretenden Jochbogen und die häufig zu beobachtende Schrägstellung der Augen zu betrachten. Die Menschen dieser Kultur schoren Haupt- und Gesichtshaar, trugen Blätterschurze, benützten vermutlich wie die folgende Schichte Speer und Schild, waren Hackbauer, die ihr Getreide mit den „Bogenmessern" schnitten, und wohnten in rechteckigen Lehmhäusern aus ungebrannten Ziegeln. Grundzug ihrer Religion ist der Schamanismus, ihre Gesellschaft war mutterrechtlich organisiert. Linguistisch gehören dieser Gruppe die Merkmale an, die das Sumerische den Sudansprachen nahe bringt. Diese prämalayische Bevölkerung stellt den Teil einer großen, zum Teil auf Wasserwegen im Neolithikum über weite Gebiete Asiens, Afrikas und Europas sich ausbreitenden Welle dar. Der dritte aus dem Sumerertum herauszuschälende Typus (der armenoïde) wird anthropologisch durch Kurzköpfigkeit, verbunden mit steilem Hinterhaupt, durch große, stark vorspringende, gebogene Nase gekennzeichnet, wodurch das Gesicht etwas Vogelartiges erhält. Ethnographisch läßt sich dieser Schichte vermutlich die Sitte zuschreiben, das Haupthaar wachsen zu lassen, aber

den Bart zu scheren. Als Kleidung diente neben dem Blätterrock auch ein Schurz aus gewebtem Stoff, der vielleicht als Charakteristikum dieser Epoche zu gelten hat. Zur Ernte dienten Holzsicheln mit eingesetzten Sägesteinen. Von gewerblichen Erzeugnissen entspricht wohl die bemalte Keramik dieser Schichte; auch die Verbreitung der Kenntnis der Metallverarbeitung[1]) werden wir wohl dem armenoïden Kurzkopf zuschreiben dürfen. Kampfwaffe sind Schild und Speer; in sozialer Hinsicht wird diese Kultur durch das Mutterrecht charakterisiert; in religiöser Hinsicht gehen auf sie wohl die Anfänge der Astrallehre zurück. Linguistisch weist der Typus Beziehungen zu den Kaukasussprachen auf. Diese armenoïde oder vorderasiatische Kurzkopfrasse wurzelt in Asien und zeigt westliche Wanderungsrichtung. In Ägypten finden wir sie mindestens seit der IV. Dynastie, weiter westlich, in Algier und Tunis, haben sie Bertholon und Chantre[2]) als sogenannte „Ğerba-Rasse" festgestellt.

Fragen wir uns nun, welche von diesen drei Schichten zur Erklärung der im I. Kapitel festgestellten Beziehungen zwischen akkadischer Religion und Sitte einerseits und den verschiedenen Bräuchen des heutigen Inner- und Nordostasien anderseits herangezogen werden können, so können in erster Linie nur die prämalayische und armenoïde in Betracht kommen, die wir ja beide unmittelbar aus dem Osten herleiten zu müssen glaubten. Das hamitische und semitische Element scheidet dagegen für unmittelbare Zusammenhänge mit Innerasien aus, da es aller Wahrscheinlichkeit nach die bodenständige Umformung primitiverer, vermutlich in vorneolithischer (paläolithischer) Zeit eingewanderter Rassen gleichfalls asiatischer Herkunft darstellt (s. Anthropos, XVI—XVII, 578). Sehen wir von späteren Einflüssen ab, die, wie Zimmern, Z. A. 33, 20, gezeigt hat, gerade von hettitischer Seite sich bei der Leberschau geltend machten, so können wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sagen, daß die Kulturen des Prämalayen und des Armenoïden es waren, die die Fäden spannen, die in so überraschender Weise das alte Akkad mit dem modernen Innerasien und Sibirien verknüpfen.

III. Anau und Elam.

Wir haben im vorangehenden Kapitel einen Bestandteil des Sumerertums auf Grund archäologischer Erwägungen mit Elam und Anau in Beziehung gebracht, müssen uns aber jetzt doch die Frage vorlegen, ob einem derartigen Vergleiche nicht chronologische Hindernisse im Wege stehen. Es ergibt sich daher die Notwendigkeit, das Anau- und Elam-Material einer kritischen Prüfung zu unterziehen und zu versuchen, ihre zeitliche Stellung festzulegen.

S. R. Pumpelly (Explorations in Turkestan, 2 Bände, 1908), der die Ausgrabungen in Anau leitete, unterscheidet mit H. Schmidt, dem der archäologische Teil der Arbeit unterstand, vier Kulturschichten. Kultur I besaß handgemachte, bemalte Keramik mit geometrischen Mustern; Keulenköpfe aus Stein, Flintsplisse, ähnlich denen, die in den prähistorischen Lagen Ägyptens und Susas für Sicheln dienten, Beinahlen, Spinnwirtel; Blei und Kupfer waren, wenn auch in geringer Menge, so doch bekannt. Die Träger dieser Kultur bauten Weizen (Triticum vulgare) und Gerste

[1]) Ähnlich, wie später ja auch das Eisen von Vorderasien (und zwar Kleinasien) seinen Ausgang nahm; bekanntlich bezogen die Ägypter zur Amarna-Zeit Eisen durch den Hatti-König aus dem am Pontus gelegenen Kizwadna (s. Meissner, Z. D. M. G. 72, 61).

[2]) s. Bertholon und Chantre, Recherches anthropologique dans la Berberie orientale (Tripolitain, Tunisie, Algerie), Lyon 1913.

(Hordeum distichum), und zwar finden sich deren Spuren schon von den untersten Lagen an; die Getreidekörner zerrieb man auf Mahlsteinen. Während zu unterst sich angeblich nur die Reste wilder Tiere fanden, treten später gezähmte auf, und zwar ein Langhornrind (Bos namadicus), Sus palustris, Ovis aries palustris, Equus caballus Pumpelli. Die Bewohner der Schichte I waren also ausgesprochene Ackerbauer, die nebenbei auch Viehzucht trieben und der Jagd oblagen. Sie wohnten in rechteckigen Häusern, aus luftgetrockneten Ziegeln gefertigt. Bemerkenswert ist die Sitte, Kinder, und zwar fast ausschließlich Kinder, unter dem Fußboden des Hauses, meist auf feuergehärtetem Lager, in Hockerstellung zu bestatten. Pumpelly neigt dazu, darin richtige Begräbnisse zu erblicken, obzwar er auch die Möglichkeit nicht ausschließt, daß hier Opfer vorliegen (a. a. O. I, 39).

In Kultur II herrscht die rote und graue monochrome Keramik vor, die mit einem polierten Überzug versehen ist; die rote Ware weist häufig schwarze Flecken auf („Flämmung"), wodurch sie an die „Vasiliki"-Keramik Kretas gemahnt. Einzelne Spuren lassen erkennen, daß die Scheibentechnik schon geübt wurde (a. a. O. I, 134). Rote und graue monochrome Ware tragen gewöhnlich keine Verzierung, doch sind wenige Beispiele eingeritzter Ornamente belegt. Selten ist auch die Bemalung, von der zwei Arten auftreten: eine dunkel (gewöhnlich schwarz) auf meist nicht geglättetem Grunde (auch nicht, wenn ein „slip" vorhanden ist) bemalte Keramik, die in Mustern und Technik meines Erachtens am ehesten an die ältere bemalte Keramik von Kultur I sich anschließt und deutlich zu der von Kultur III überleitet. Sie scheint, ähnlich wie die zweite Art bemalter Keramik (die polychrome Ware, schwarz und rot auf meist hellem Grunde), nur den oberen Schichten von Kultur II anzugehören. Im übrigen finden wir in der materiellen Kultur noch manchen Zuwachs.

Vor allem tritt das Kupfer mehr in den Vordergrund, neben den schon genannten Steingeräten finden sich auch Schleudersteine. Bezüglich des Hausbaues wäre das Vorkommen von Türpfostensteinen bemerkenswert. Für Schmuckzwecke werden neben den in Kultur I schon gefundenen Türkisperlen solche aus Lapis-lazuli und Karneol häufig. Am stärksten aber tritt die Kulturwandlung in den Haustieren zutage. Ein Kurzhornrind tritt auf, ein hornloses Schaf; als vollständige Neuerscheinung sind zu verzeichnen: die Ziege (capra hircus rütimeyeri), das Kamel und der Schäferhund (canis familiaris matris optimae).

Damit sind die Kulturschichten des nördlichen Ruinenhügels von Anau erschöpft: ihnen scheinen sich zeitlich ohne wesentliche Lücke die Schichten des südlichen Hügels anzuschließen, dessen unterste als Kultur III von den Verfassern bezeichnet wird. In der Keramik wird diese Kultur durch den herrschenden Gebrauch der Töpferscheibe und des Töpferofens gekennzeichnet. Die Ornamentierung tritt neben der Formgebung stark in den Hintergrund, neben seltener Bemalung spielt nun das eingeritzte Ornament, das in älteren Schichten sehr spärlich vorkommt (s. oben), eine Rolle. Die Kupfergeräte sind zahlreich, gelegentlich weisen sie bereits einen geringen Zusatz von Zinn auf, auch Legierung mit Blei findet sich. Die Waffen- und Geräteformen vermehren sich um Pfeilspitzen aus Obsidian und anderem Stein, ferner auch aus Kupfer, dazu kommen noch Speerspitzen, Dolche und Sicheln aus Kupfer, Gefäße aus Alabaster und Marmor. Charakteristisch sind auch die Tonfiguren von Göttinnen und Rindern. Das Kinderbegräbnis im Hause ist auch dieser Kultur eigen, jedoch nicht mehr der späteren. Nach einer Periode des Verlassenseins, deren Dauer unsicher ist, folgt in den obersten Schichten des südlichen Hügels Kultur IV, die bereits als Eisenzeit charakterisiert ist, jedoch nur kurz geherrscht haben kann.

Dies der Tatsachenbefund, dessen chronologische Festlegung Pumpelly und Schmidt auf verschiedenen Wegen angehen, wobei sie auch zu ganz abweichenden Ergebnissen gelangen. Pumpelly baut seine Schlüsse auf seinem System der periodischen Austrocknung und auf der Abschätzung der Kulturschichthöhen auf, Schmidt versucht, archäologisch die Funde an zeitlich datierbare Nachbargebiete anzuschließen, an sich jedenfalls die zuverlässigere Methode. Pumpelly kommt bei seinem Verfahren nun zu folgenden Ansätzen (a. a. O. I, 57 und Taf. V), denen ich die Schmidts (a. a. O. 186) gegenüberstelle.

Daten nach Pumpelly:	Daten nach Schmidt:
Beginn der Kultur I 9. Jahrtausend v. Chr.	3. Jahrtausend v. Chr.
„ „ Zähmung von Haustieren zirka 8000 v. Chr.	
„ „ Kultur II (Kupfer-Steinzeit) zirka 6000 v. Chr.	2000 bis 1500 v. Chr.
Kultur III (Kupferzeit) zirka 5200 bis 2200 v. Chr.	um 1500 v. Chr. bis gegen 1000 v. Chr.
Kultur IV (Eisenzeit) 450 v. Chr. bis 150 n. Chr.	1000 bis 500 v. Chr.

Von vergleichbaren Funden erwähnt Schmidt vor allem eine Sichel aus Kultur III, die mit ihrem zurückgebogenen Heft an ähnliche Stücke aus Troya VI sich anschließt. Aus Kultur III stammt auch ein dreiseitiges graviertes Steinsiegel mit der Darstellung eines Mannes, eines Greifen und eines Löwen, das Schmidt für kleinasiatisch hält und der Mitte des 2. Jahrtausends zuweist (a. a. O. I, 182 3). Demgegenüber macht Pumpelly (a. a. O. 45, Anm; ferner 48) darauf aufmerksam, daß Morgans Funde von Elam eine ganz ähnliche Kupfersichel enthalten, ferner gestielte Kupferdolche, ähnlich denen von Anau, alle aus der „elamitischen Periode" (gemeint ist wohl die Periode II der elamitischen Keramik). Auch für die Darstellungen am Siegel fänden sich aus der archaischen Zeit Susas Analogien, die etwa der Zeit Sargons von Akkad (zirka 2850 v. Chr.) angehörten. Eine weitere Beziehung, auf die Pumpelly (a. a. O. I, 47) aufmerksam macht, ist das Auftauchen der weiblichen Gottheitsfiguren in Kultur III, die ihre Gegenstücke in Elam, Mesopotamien, Syrien, Kleinasien und Südosteuropa haben. Überhaupt findet Pumpelly (a. a. O. 73 f.) zwischen den ältesten Schichten von Susa und Mussian einerseits und denen von Anau anderseits große Ähnlichkeiten; gleichartige Flintsplisse, vermutlich für Sicheln u. dgl., vollständiges Fehlen von steinernen Pfeil- und Lanzenspitzen, gut entwickelte bemalte Keramik, während Schmidt damals noch (a. a. O. I, 179) glaubte, derartige Vergleiche ablehnen zu müssen. Seitdem hat sich aber das zugängliche Vergleichsmaterial aus Elam gewaltig vermehrt und heute ist in der Tat die innere Zusammengehörigkeit der älteren Schichten von Anau mit denen von Elam ziemlich allgemein anerkannt. Die Grundlage zum Vergleiche bildet hauptsächlich die dunkel (schwarz) auf hellem Grunde geometrisch ornamentierte Keramik[1]), die in Anau den Schichten I—III, in Elam den Perioden I und II angehört. Ihr vergleicht z. B. auch King (Sum. and Acc. 356) mit Recht die geometrisch orna-

[1]) In der Tat sind die Ähnlichkeiten einiger Ornamente der Keramik von Anau I mit solchen von Moussian aus den kupfersteinzeitlichen Schichten schlagend. Man vergleiche etwa das Winkelbandmuster Del. Pers. VIII, Fig. 137, mit Pumpelly I, Fig. 111, Del. Pers. 138 (Mitte), 141, mit Pumpelly, 67–69; Linien mit aufgesetzten Punkten (Del. Pers. 138 rechts, Pumpelly, 79–80 usw.), gestielte Kreise (Del. Pers. 188, Pumpelly, 95; Del. Pers. 190, Pumpelly, 93) usw.

mentierte Keramik der älteren Anauschichten. Und in der Diskussion zu Sykes Vortrag über seine siebente Reise in Persien (G. J. 45, 368) setzt er die von Sykes am Yarim Tappa, einem Hügel zwei Meilen nordwestlich von Mohammedabad (Chorossan), gefundene, mit schwarzen geometrischen Ornamenten auf lederfarbigem Grunde verzierte Keramik sowie die von Anau in Beziehung mit der „buff"-Ware mit dunklen geometrischen Mustern aus Susa und Mussian. Die Schwierigkeit, die uns beim Vergleiche der Kulturen von Anau und Elam sich entgegenstellt, liegt hauptsächlich in der anscheinend nicht ganz zuverlässigen Schichtenbeobachtung bei den elamischen Ausgrabungen, deren kritischer Betrachtung wir uns jetzt zuwenden wollen, um eine geeignete Vergleichsbasis mit den Funden von Anau zu gewinnen.

Die Hauptmasse der elamischen Keramik gliedert sich in zwei nach Technik und Verzierung gut voneinander scheidbare Gruppen, in die dünnwandige, geometrisch schwarz auf hellem Grunde bemalte Keramik der I. Periode und die gröbere der II. Periode, in der sich ein stark naturalistischer Einschlag in der Verzierungsweise kundgibt; außerdem tritt in dieser Epoche die polychrome (schwarz-rot) Bemalung auf. Vor die I. Periode möchten Gautier und Lampre (Del. Pers. VIII, 82, 93) eine nur in wenigen Fragmenten gefundene, dunkelrot auf hellrot bemalte Keramik setzen, die sie in tiefen Schichten im Tepe Moussian sowie in Mohammed Djaffar antrafen. Auch eine an letzterem Orte mit gespaltenen Silexgeräten zutage geförderte dicke, meist ockergelbe, aber auch dunkelbraune bis dunkelrote Ware (letztere oft geglättet) mit eingeritzten und erhöhten Verzierungen sowie Ösenhenkeln soll in die Zeit vor der Periode I zu verlegen sein, in die nach den Verfassern auch ein Bruchstück eines Gefäßes gehören soll, das, wie die Abdrücke zeigen, auf einer geflochtenen Unterlage hergestellt wurde (a. a. O. 93). Ein ähnlich gefertigter Gefäßboden, Del. Pers. XIII, 99, beschrieben, der aus den Lagen unmittelbar über der Nekropole stammt, legt dagegen eine andere Datierung dieser Technik nahe. Zeitlich gut bestimmte Beispiele einer eingeritzten sowie auch reliefartig aufgelegten Verzierung besitzen wir anderseits von Susa aus der II. Periode (a. a. O. XIII, 23, Fig. 115, 116; 44; VIII, 32, Fig. 64), wobei zu bemerken ist, daß nach Bd. XIII, 23, die eingeritzte Keramik schon den älteren Lagen anzugehören scheint. In den mittleren Schichten kommt dazu noch eine weiß inkrustierte Ware (a. a. O. 23, Fig. 118), von der wir auch undatierte Beispiele (Bd. VIII, 80, Fig. 143) besitzen (s. a. Bd. XIII, 98). Schließlich muß noch eine sehr grobe Ware erwähnt werden, handgemachte graue oder gelbliche Näpfe von zirka 15 *cm* Durchmesser, die vermengt mit Knopfsiegelabdrücken in Ton sich finden (a. a. O. XIII, 97).

Was nun das Verhältnis der bemalten Keramik der Epoche I zu der von II betrifft, so sieht Pottier (a. a. O. XIII, 61[3]) in letzterer eine direkte Fortsetzung der ersteren, wogegen Jequier (a. a. O. VIII, 2) einen Bruch zwischen beiden annimmt. Der Tatsachenbefund, der in dem idealen Schnitt durch den Tell von Susa (a. a. O. XIII, Fig. 113) leider nicht zum Ausdruck kommt, der aber aus dem Text hiezu klar hervorgeht (S. 22 f), besagt nun, daß im Tell von Susa über der Nekropole, die die Keramik der I. Periode enthält, eine 5 –8 *m* dicke, feste Erdschichte folgt, die Knopfsiegel und die schon erwähnte rohe Keramik enthält; erst nach oben zu treten, immer mehr sich häufend, Fragmente bemalter Keramik sowie Gefäße und Amulette aus Alabaster auf. Darüber lagert sich endlich eine Schichte, die Morgan (a. a. O. 23) der Zeit Narâm Sins zuweist und die Keramik der II. Periode neben eingeschnittener verzierter Ware und Siegelzylindern enthält. Das widerspricht meines Erachtens unzweideutig

der Annahme einer unmittelbaren Aufeinanderfolge von Periode I und II, vielmehr lassen uns die Schichten erkennen, daß wir zwischen beide eine „barbarische" Zwischenlagerung ansetzen müssen, wie dies ja auch vollkommen richtig Jequier will (s. oben). Die Aufeinanderfolge stellt sich für Elam, wenn wir die oben erwähnten, schwer datierbaren Einzelfunde von Tepe Moussian und Mohammed Djaffar beiseite lassen, folgendermaßen dar: Keramik der Periode I, gekennzeichnet durch Scheibenarbeit, technisch sehr hochstehend, außerordentlich dünnwandig, heller Grund, schwarze geometrische Bemalung, bei der auch die vereinzelten Motive aus dem Tier- und Pflanzenreiche einer strengen Stilisierung unterworfen sind. Diese Periode kennt außer Steingeräten bereits auch solche aus Kupfer (a. a. O. XIII, 11), die Siegelform ist der etwa halbkugelige, querdurchbohrte Knopf. Die folgende barbarische Epoche scheint ob ihrer Armseligkeit nur wenig Beachtung gefunden zu haben; alles, was aus dem publizierten Material hervorgeht, ist, daß grobe, handgefertigte Näpfe ihr angehören, ferner eine reliefartig verzierte Keramik und Knopfsiegelabdrücke. Vielleicht fand in dieser Zeit auch schon die eingeritzte Verzierung Eingang, die wir in der nächsten Periode antreffen.

Die nun folgende Epoche der zweiten Art der bemalten Keramik erweist sich technisch gegenüber der Ware der Epoche I als deutliches Verfallsprodukt. Der Ton ist weniger fein, die Wandung dicker, die Bemalung lässiger und technisch unvollkommen; darüber kann auch die Neuerung nicht hinwegtäuschen, daß als Farbe der Bemalung neben Schwarz häufig auch Rot auftritt. Siegelzylinder und eingeschnittene verzierte Keramik sind in dieser Periode das erste Mal nachweisbar, dazu gesellt sich reliefartig verzierte und in den oberen Lagen auch weiß inkrustierte Ware. Auch Inschriften sind uns aus dieser Zeit belegt, und zwar in elamischer Schrift, neben der schon die Keilschrift in Gebrauch steht. Die noch immer geometrische, aber doch vielfach zum Naturalismus neigende Verzierung der bemalten Keramik weist unzweideutig auf einen Zusammenhang zwischen der Ware der Gattung I und II hin. Letztere ist aber nicht die direkte Fortsetzung der älteren, sondern eine Wiederbelebung alter Formen mit unzulänglichen Mitteln, indem die gute Überlieferung durch eine fremdartige, technisch tieferstehende Zwischenlagerung verloren gegangen war.

Was nun die absolute Chronologie anlangt, so halte ich Morgans Annahme, der die II. Periode der Zeit Narâm-Sins gleichsetzt, durchaus für zutreffend. Pottier neigt allerdings dazu, die II. Periode in die Zeit vor der Dynastie von Akkad zu verlegen, indem er sich hauptsächlich auf die durchbohrten Reliefplatten beruft, die aus dieser Schicht stammen und Beziehungen zu den vorsargonischen Funden aus Telloh aufweisen. Dies zugegeben, läßt sich doch nicht verkennen, daß einige dieser Objekte schon aus stilistischen Gründen unbedingt als jünger anzusehen sind (s. a. a. O. XIII, pl. XLIV, 3, 6; vgl. auch die stilistisch den Telloh-Funden verwandte, aber entschieden jüngere Reliefplatte pl. XXXVII, 8). Ja, man fühlt sich geradezu versucht, die „barbarische" Zwischenschichte mit den Wirren in Beziehung zu bringen, die wohl im Gefolge der semitischen Einwanderung nach Mesopotamien auch Elam heimsuchten. Da die Dynastie von Akkad nur den Schlußpunkt dieser Bewegung darstellt, so kämen wir mit der Zwischenschichte allerdings in vorsargonische Zeit, also die Periode der ältesten Patesis von Lagasch (Telloh). Daraus folgt aber, daß die Keramik des I. Stiles zeitlich etwa der Eridu-Ware gleichzusetzen ist, der sie auch technisch wie dekorativ nahe steht, so daß sie auch schon vielfach mit ihr verglichen wurde. Berücksichtigen wir noch, daß Assur mit seinen Schichten H und G etwa der Dynastie von Akkad und der Zeit unmittelbar davor entsprechen dürfte, so gewinnen

wir für Mesopotamien und Elam ein ziemlich sicheres chronologisches Gerippe, das uns als Grundlage eines Vergleiches mit Anau dienen kann.

Da Assur G, das ungefähr der Dynastie von Akkad entsprechen dürfte, mit Anau III gleichgesetzt wurde, so müßte dieses wiederum etwa der „zweiten" elamischen Periode gleichzustellen sein. Sehen wir nun zunächst von der bemalten Keramik ab, so erweist sich als beiden gemeinsam die Sitte der eingeschnittenen und reliefartigen Verzierung. Niedrige Tonuntersätze in Gestalt eines Kegelstumpfes kennt Elam (a. a. O. XIII, Fig. 278—280) und Anau III (Bd. I, 139, Fig. 183, 184), auch aus Assur sind sie belegt (Andrae, Ischtar-Tempel, Tf. 20, i—m), allerdings mit geschweiften Wänden, so daß eine Sanduhrform entsteht. In Elam wie in Anau sind in dieser Periode Kupfer das hauptsächlich verarbeitete Material für die Herstellung der Waffen und Werkzeuge. Was die bemalte Keramik betrifft, so weist Anau III neben der vorherrschenden monochromen Ware auch eine auf hellem Grunde schwarz geometrisch bemalte Töpferei auf, die ihre Vorläufer schon in den oberen Lagen der Kultur II hat, neben der auch polychrome Bemalung auftritt, also dieselbe Erscheinung, wie in Elam in der Periode des II. Stiles. Wir dürfen demnach wohl die Zeit des II. keramischen Stiles in Elam ungefähr den oberen Lagen von Kultur II sowie Kultur III von Anau gleichsetzen, d. h., in absoluten Zahlen ausgedrückt, die oberen Schichten von Anau II fallen in das endende 4. Jahrtausend.

Dieses Ergebnis findet nun eine Stütze, wenn wir versuchen, zur Keramik des I. Stiles, die wir gemeinsam mit der Eridu-Ware etwa der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends gleichsetzen dürfen, ein Gegenstück in Anau zu finden. Es kann kein Zweifel bestehen, daß hier die von Schmidt als Gruppe *c* der I. Kultur eingeführte Keramik herangezogen werden muß, die nicht nur hinsichtlich der Technik, sondern auch in den Mustern auffallende Entsprechungen aufweist. Diese lediglich in den untersten Schichten des nördlichen Kurgans gefundene Ware zeichnet sich durch fein geschlämmten Ton, helle Farbe und harten Brand aus; die Oberfläche hat dünnen, hellen Farbüberzug, der jedoch nie poliert wurde, so daß ebenso wie in Elam die schwarze Bemalung auf einem matten Grunde aufsitzt. Als einziger technischer Unterschied wäre zu vermerken, daß die Anau-Ware ohne Scheibe hergestellt zu sein scheint (Schmidt, a. a. O. I, 131). Die Musterung (a. a. O. Fig. 106 bis 113) zeigt Vorliebe für karriert ausgefüllte Dreiecke und Winkelbänder, ist viel zierlicher und feiner als die der Gruppen *a* und *b* der Kultur I und steht dadurch der Dekorationsweise von Elam nahe. Auf der anderen Seite hat die Keramik des I. Stiles wieder Muster, wie die Linie mit seitlich angesetzten Punkten oder die auf Stäben aufgereihten Kreise, die typisch für die Ware *a* und *b* der Kultur I von Anau sind. Eine weitere Ähnlichkeit zwischen den alten Schichten von Anau und Elam ergibt sich, wenn wir die oben erwähnte, dunkelrot auf hellrotem Grunde bemalte Keramik von Tepe Moussian und Mohammed Djaffar in Betracht ziehen, da sich ihr anscheinend gut die in Anau I *a* (und *b*) vertretene Dekorationsweise (s. Bd. I, Tf. 23, 1—4; 28, 1—2) vergleichen läßt. Gautier und Lampre halten diese rot auf Rot bemalte Ware für einen Vorläufer der Keramik des I. Stiles. Trifft dies zu, so wäre die Keramik der I. elamischen Periode zeitlich nicht so sehr der verwandten Töpferei von Anau I *c* gleichzusetzen, die ja nur in den untersten Lagen des Nordhügels sich findet, als vielmehr den Gruppen *a* und *b* der Kultur I, die bis zu den oberen Schichten durchgehen und mit denen Stil I ja auch Muster gemein hat. Die Verhältnisse wären dann so zu denken, daß aus dem Ensemble der Gruppen *a*—*c* von Anau I nach den unteren Lagen *c* verschwindet und erst in den oberen

Lagen von II in der verwandten, schwarz auf hellem, mattem Grund geometrisch bemalten Ware seine Fortsetzung findet, nachdem überdies die Reihe der bemalten Keramik vom Beginne der Kultur II an durch eine monochrome (rot oder grau) unterbrochen war. In Elam dagegen verschwindet die der Gruppe *a*—*b* entsprechende, dunkelrot auf Hellrot bemalte Keramik und es behauptet sich lediglich die mit Gruppe *c* verwandte schwarz auf Hell ornamentierte Ware vom Stile I, vermehrt allerdings um zahlreiche Muster der Gruppen *a* und *b*. Es entspricht also Anau I ziemlich gut der I. Periode der bemalten Keramik in Elam. An beiden Orten folgt eine unbemalte Ware, in Anau II von den unteren Lagen an die einfarbige, rote oder graue, polierte Töpferei von großer technischer Vollkommenheit, mit seltenen Fällen eingeritzter Verzierung, zum Teil vielleicht auch schon auf der Scheibe hergestellt. Im großen und ganzen dürfen wir also wohl in der monochromen Ware von Anau II den Vorläufer der technisch hochstehenden Scheibenkeramik von Anau III sehen, neben denen von den oberen Schichten von Anau II an sich auch wieder bemalte Stücke zeigen, die eine etwas vergröberte Fortsetzung der alten feinen Ware von Anau I *c* bilden.

Auch in Elam wird die Periode der feinen bemalten Keramik abgelöst durch eine monochrome Ware, nur daß diese in der Technik nicht an die einfarbige Keramik von Anau II heranzureichen scheint und daher genetisch mit ihr wohl nichts zu tun hat, obzwar sie zeitlich ihr ungefähr entsprechen dürfte. Es folgt ihr eine verhältnismäßig grobe, dunkel auf Hell bemalte Keramik, vermehrt wie die oberen Schichten von Anau II um den Besitz der Polychromie, begleitet von eingeritzter und reliefierter Ware, hierin Anau III ähnlich. Nur der Anau völlig fehlende Hang zum Naturalismus kann als schärfer scheidendes Merkmal geltend gemacht werden und zeigt eben, daß neben dem mit Anau Gemeinsamen auch eine grundverschiedene Komponente beim Aufbau der Kultur von Elam beteiligt war. Vielleicht dürfen wir gerade diese Neigung zum Naturalismus als ein Erbe der „barbarischen" Zwischenschichte betrachten, ein Umstand, der dafür sprechen könnte, hier semitische Einflüsse anzunehmen, da ja das Jäger- und Nomadenleben der semitisch-hamitischen Urvölker vermutlich der Entwicklung des Naturalismus in der Kunst sehr günstig war.

Versuchen wir nun, das Ergebnis dieser Vergleiche in absoluten Zahlen auszudrücken, so erhielten wir für Anau II, obere Schichten, und Anau III eine ungefähre Gleichzeitigkeit mit der Dynastie von Akkad. Wir können daher den Beginn dieser Periode roh um etwa 3000 v. Chr. ansetzen, für ihre Dauer fehlen uns feste Anhaltspunkte, doch mag das von Pumpelly angenommene Ende der Kultur III um 2200 v. Chr. ungefähr als spätester Zeitpunkt stimmen. Wir kämen damit in die Mitte und zweite Hälfte des 3. Jahrtausends, eine Zeit, in der die iranischen Völker vermutlich aus Südrußland und den Nachbargebieten abwanderten — eine bewegte Periode, die wohl das Ende von Anau III herbeigeführt haben und Ursache gewesen sein kann, daß diese Stätte längere Zeit unbewohnt blieb. Auf Grund der so gewonnenen Basis, die uns erlaubt, die Zeitdauer der in der oberen Hälfte von Kultur II bis zum Ende der Kultur III erfolgten Ablagerungen zu schätzen, können wir nun ungefähr für die an Höhe etwas geringeren Schichten von Kultur I bis einschließlich erste Hälfte von Kultur II eine Zeitspanne von etwa 500 Jahren ermitteln, d. h. die untersten Schichten des Nord-Kurgans von Anau fallen etwa in die Mitte des 4. Jahrtausends — eine Annahme, die darin wieder eine Stütze findet, daß die ihr vermutlich gleichzeitige Eridu-Keramik in der Tat im wesentlichen der in Anau I zu unterst gefundenen Ware zu vergleichen ist. Denn auch diese alte mesopotamische

Keramik ist dunkel auf hellem, matten Grunde geometrisch verziert, dünnwandig, hartgebrannt und lehnt sich in der Musterung enge an die Töpferei des I. Stiles in Elam und der Kultur I von Anau an.

Es läge nun nahe, zum Vergleich auch noch die bemalte Keramik des übrigen Vorderasiens heranzuziehen, doch möchte ich hievon aus zwei Gründen absehen: Was die palästinensische Ware betrifft, so ist sie offenkundig jünger, geht daher über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Die nordsyrische und kleinasiatische Keramik scheint mir aber trotz der vorzüglichen Studie von Myres (J.R.A.I. XXXIII) noch nicht eine sichere Datierung und Scheidung des älteren vom jüngeren Material zuzulassen, so daß es mir geratener erscheint, von einer Verwertung dieser Funde vorläufig Abstand zu nehmen. Auch dem schon mehrmals gemachten Versuche, einen Vergleich mit der ägyptischen „prähistorischen" bemalten Keramik anzustellen, entsage ich; eine derartige, aus mancherlei Gründen naheliegende Zusammenstellung kann nur dann fruchtbar werden, wenn sie im Rahmen einer Gesamtbehandlung der noch immer auf recht schwankender Grundlage aufgebauten relativen und absoluten Chronologie des frühgeschichtlichen Ägyptens erfolgt.

Dagegen erscheint es mir sehr nützlich, mit einigen Worten auf die Zusammenstellung einzugehen, die Wilke im Jahrbuch d. städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 7, 21—47, zwischen Formen der elamischen Keramik und solchen der Tripoljekultur vornahm. Sie sind meines Erachtens überzeugend, was ich allerdings von den durch Wilke aus dem Material gezogenen Schlußfolgerungen nicht sagen kann. Die Tripoljekultur, die sich von Galizien und Ungarn-Siebenbürgen über Podolien, Gouvernement Kiew, Tschernikow, Cherson, Bessarabien, Bukowina und Rumänien bis Ostrumelien und Thessalien fortsetzt, zeigt neben einer in Ritztechnik verzierten Keramik hauptsächlich bemalte Ware, und zwar schwarz oder violettbraun, selten gelb oder rot, auf gelblich-weißem bis braunem oder rotem Grunde bemalte Töpferei, zu der sich noch eine schwarz und rot auf hellem Grunde verzierte gesellt. Der Grund besteht in beiden Fällen aus einem Überzug. Im Verein mit dieser Keramik treten auf: Tonfiguren von weiblichen Gestalten und Rindern, Obsidianspitzen, Knochenpfriemen, Feuersteinmesser, Schleudersteine, also ein Inventar, wie wir es ähnlich aus Anau II, obere Schichten, und Anau III, sowie aus Elam, Periode II, kennen, nur daß wenigstens in den älteren Schichten fast jedes Metall fehlt. Von Haustieren besaßen die Träger dieser Kultur Ziege, Schaf, Hund, Schwein und Rind, an Getreidearten sicher Hirse und Weizen. Sie waren daher, da Nomaden keine Schweine züchten, bestimmt Ackerbauer; bezüglich der Leichenbestattung wissen wir, daß sie Leichenbrand übten (s. Stern, Prämykenische Kultur). Die Beziehungen zur Ackerbaukultur von Anau sind unverkennbar, abweichend zeigt sich im wesentlichen nur die Ornamentierung der Töpferei, in der auf geometrischer Grundlage die Spirale und die Darstellung von Naturobjekten in den Vordergrund tritt, hierin im großen und ganzen sich an die metallzeitliche Keramik von Elam (Type II)[1]) anschließend. Auch Wilkes Vergleiche (a. a. O.) nehmen überwiegend auf Ornamente und Geräte des II. Stiles Bezug. Einen ähnlichen naturalistischen Zug können wir auch bei der kappadokischen Keramik (s. Chantre, Miss. en Cappadoce, pl. XI, Keramik von Kara-euyuk) feststellen, wo Myres (J. R. A. I. XXXIII, pl. XL und S. 383 f.) neben einer prämykenischen, rein geometrischen Musterung, die stark an Anau I und II und die

[1]) Beachte besonders Del. Pers. VIII, 112 f., ferner Fig. 184, ein Stück vom Typus I mit einer durch einen Quadranten geteilten Spirale. Eine degenerierte Spirale auf einem Gefäße der Type II s. auch bei Wilke, a. a. O. 33, Abb. 9a, abgebildet.

Polychromkeramik von Anau II erinnert (s. besonders Chantre, a. a. O. pl. XII, 3), einen mykenischen und nachmykenischen Einschlag nachweist, der sich hauptsächlich in Spiralen, Kreisornamenten und Darstellung von Naturobjekten kundgibt. Ich bezweifle allerdings, daß hier „mykenischer" Einfluß vorliegt, glaube vielmehr, daß diese Richtung in der kappadokischen Keramik auf eine gemeinsame Quelle mit der mykenischen Stilübung zurückgeht, die wir in Südosteuropa im Bereiche der Tripolje- und Donau-Balkankultur zu suchen haben. Was nun die Datierung dieser Periode betrifft, so ist sie nach Menghin etwa gleichzeitig mit der frühminoischen Epoche anzusetzen, die ihrerseits wieder nach Evans der frühdynastischen Zeit Ägyptens, also dem endenden 4. Jahrtausend, entspricht. Mit anderen Worten, die bemalte Keramik der Tripoljekultur erweist sich auch an der Chronologie Ägyptens gemessen als ungefähr gleichzeitig dem Beginne der ihr auch formal verwandten Kultur von Anau II und III.

Wer sind nun die Träger dieser Kultur, die wir von Elam über Anau nach Südrußland und von dort, da auch die minoische Kultur in diesen Kreis gehört (s. H. Schmidt, Z. f. E. 1911, 597 ff.), über den Balkan nach Kreta verfolgen können? Harold Peake (Racial Elements concerned in the first siege of Troy, J. R. A. I. XLVI, 145—172) stellt auf Grund der vermutlichen Rassenverteilung in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends in Europa die recht wahrscheinliche Hypothese auf, die Träger der Tripoljekultur seien Kurzköpfe vom vorderasiatischen Typus gewesen, die von einer nordischen Aristokratie beherrscht wurden; und in der Tat könnte der aus dem Bereiche der verwandten thessalischen Keramik gefundene mesokephale Schädel mit zum Teil nordischen Merkmalen (s. Peake, a. a. O.) diese Meinung bekräftigen. Auch die von Pittard (s. Buletinul Societatii de Sciente diu Bucuresci-Rom. XII, 365—378) publizierten Maße neolithischer Skelette von Cucuteni, auf die mich Dr. V. Lebzelter aufmerksam machte, bringen leider in diese Frage keine Klarheit, da einerseits das Skelettmaterial sehr gering, anderseits die Zugehörigkeit der Langknochen zu den Schädeln nicht mehr feststellbar ist. Unter den vier meßbaren Schädeln zeigt einer Dolichokephalie (♂ Längen-Breiten-Index 73·51), zwei Mesokephalie (Längen-Breiten-Index ♂ 78·26, ♀ 79·31), einer Brachykephalie (Längen-Breiten-Index 82·14). Als Körpergröße ließen sich folgende Maße errechnen: 160, 162 bis 166, 169, 171, 174, 176, 183 *cm*. Dieser Befund kann im Sinne von Peakes Annahme gefaßt werden, kann aber auch ein ganz anderes Bild ergeben, wenn etwa Langschädligkeit und kleine Statur zu kombinieren wären. Was wir folgern können, ist lediglich, daß Cucuteni eine Mischbevölkerung von Kurz- und Langköpfen besaß, ohne über deren Art näheres sagen zu können.

Daß wir es bei der Tripoljebevölkerung der Hauptsache nach wahrscheinlich mit dem vorderasiatischen Kurzkopf zu tun haben, könnte aus dem Umstande geschlossen werden, daß auch alle anderen oben genannten Gebiete, in denen die Tripoljekeramik und ihre Verwandten sich finden, nach Peake (a. a. O.) von vorderasiatischen Kurzköpfen bewohnt werden, deren Herkunft er wohl mit Recht in Asien sucht. Und für die Verbindung dieser Kultur mit dem vorderasiatischen Kurzkopf spricht es erst recht, wenn der genannte Autor (a. a. O. 166) als verwandt neolithische Keramik aus Oberösterreich, Bosnien, Triest und Jablanica in Serbien, lauter typischen Wohngebieten des vorderasiatischen Kurzkopfes, zitiert. Ich kann mich daher Peakes Ansicht nicht anschließen, der die Tripoljekultur ursprünglich auf Südrußland beschränkt sein läßt, von wo sie nordische nomadische Einwanderer in die Alpen, nach Ungarn, den Balkan und Kleinasien verbreitet hätten, schon weil Nomaden kaum als Träger einer hochentwickelten Keramik in Betracht kommen

können, auch wenn sie die Frauen der besiegten Ackerbauer mit sich führten; ein ruheloses Wanderleben verträgt sich nicht mit einer derartig hohen Töpfereikunst. Ist aber die Tripoljekultur eine einheitliche Ackerbauerkultur, zugehörig in der Hauptsache dem aus Asien stammenden Kurzkopfelement, und zwar dem jüngeren, das als dinarische bzw. vorderasiatische Rasse auftritt, so liegt es nahe, auch die ackerbauende Anau-Bevölkerung mit ihrer dem Tripoljekreise verwandten Kultur dieser Rasse zuzuweisen. Weiters müßte dieses Rassenelement im wesentlichen auch als Träger der minoischen Kultur in Betracht kommen, deren Beziehung zum Donau-Balkankreise H. Schmidt (a. a. O.) wahrscheinlich gemacht hat. Mit einer derartigen Annahme läßt sich nun in der Tat sehr gut der anthropologische und archäologische Befund vereinen, wie ihn uns die englischen Ausgrabungen im Osten Kretas zutage gefördert haben, daß nämlich durch eine mit der minoischen Kultur einwandernde Bevölkerung eine mediterrane langschädelige Bevölkerung mit anscheinend älterer Kultur nach dem Osten der Insel zurückgedrängt wurde, wo sie bis zu einem gewissen Grade ein Eigenleben führte. Allmählich werden die Beimischungen von vorderasiatischen Kurzköpfen in dieser Bevölkerung stärker und Hand in Hand damit gehen auch Einflüsse der gleichzeitigen Epoche der minoischen Kultur. Schließlich führte diese Einwanderung zu einer völligen Verdrängung der ursprünglichen mediterranen Schichte, so daß diese Gebiete heute eine fast ausnahmslos vorderasiatische Bevölkerung aufweisen.[1]) Wir erkennen also auch in Kreta eine (vermutlich aus Norden kommende) kleinasiatische Bevölkerungsschichte (daß sie nicht aus dem Osten nach der Insel kam, geht daraus hervor, daß in frühminoischer Zeit hier Langköpfe saßen, die von der weiter westlich herrschenden minoischen Kultur noch verhältnismäßig wenig beeinflußt waren). Was Mesopotamien betrifft, so wurde schon oben, S. 28, darzutun versucht, daß die Kultur der bemalten Keramik von Eridu das Auftreten des vorderasiatischen Kurzkopfes im Zweistromlande anzeigt.

Bezüglich der frühgeschichtlichen Bewohner Elams und Kleinasiens, bei denen wir ja mehrfach nahe Beziehungen zur Anaukultur feststellen konnten, sind wir hinsichtlich ihrer Physis leider im großen und ganzen auch nur auf Vermutungen angewiesen, da bei keiner der zahlreichen Ausgrabungen der Erhaltung und wissenschaftlichen Bearbeitung der Skelettreste auch nur die geringste Aufmerksamkeit geschenkt worden zu sein scheint. Linguistisch dürfen wir sie wohl mit dem kaukasischen Sprachtypus zusammenbringen (s. Hüsing, W. P. Z. VII/VIII, 36) und damit wohl auch anthropologisch mit dem vorderasiatischen Kurzkopf, eine Annahme, die, soweit sie Elam betrifft, eine Stütze in den Darstellungen findet. Gestalten, wie Del. Pers. XIII, Pl. XXXVII, 8, XL, 3, 9, kann man schwerlich einer anderen als der vorderasiatischen Kurzkopfrasse zuweisen. Was Kleinasien betrifft, so liegt es nahe, den heutigen Zustand des Vorherrschens des armenoïden Kurzkopfes auf eine entsprechende Einwanderung in der Mitte des 4. Jahrtausends zurückzuführen. Vorläufig, solange nicht Ausgrabungen mit genau datierbaren Schichtenfolgen aus dem Innern Kleinasiens vorliegen, kann aber eine derartige Annahme nur den Wert einer Arbeitshypothese in Anspruch nehmen.

Sehen wir in allen verwandten Kulturen an der Wende des Neolithikums zur Metallzeit den vorderasiatischen Kurzkopf mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit als Hauptträger auftreten, so drängt sich der Schluß auf, auch die Anau-

[1]) s. hiezu die anthropologischen Untersuchungen von Dawkins in Annual of the Brit. Schools at Athen, Bd. VII, 150–155, Duckworth, ebenda Bd. IX, 344–355, und Hawes, ebenda Bd. XI, 293–297; ferner Stuhlmann, Ein kulturgeschichtlicher Ausflug in den Aures, 128, Anm. 1.

kultur gehöre im wesentlichen dieser Rasse an. Dem scheint allerdings eine Schwierigkeit entgegenzustehen. Die in Anau gefundenen Schädel (es handelt sich hauptsächlich um kindliche Individuen) bezeichnet Sergi bei Pumpelly (a. a. O. II, 445f.) als meso- bis dolichokephal und weist sie der mediterranen Rasse zu. In scheinbarem Gegensatze dazu steht das Ergebnis der Untersuchung des Langknochenmaterials durch Mollison (a. a. O. II, 464), der primitive Merkmale feststellt und Beziehungen zu europäischen Rassen strikte verneint. Die Aufklärung dieser Gegensätze liegt wohl in folgendem: Wir besitzen keinerlei sichere Anhaltspunkte dafür, daß die gefundenen Menschenreste wirklich den Trägern der Anaukultur angehören, denn außer einigen wenigen adulten Individuen ergaben die Grabungen in Anau nur kindliche Skelette, alle in den Häusern unter dem Estrich beigesetzt, einmal fand sich ein Skelett auch unter einer Schwelle (a. a. O. II, 113); das scheint aber doch dafür zu sprechen, daß hier Bauopfer und keine wirklichen Begräbnisse vorliegen, zumal, worauf ja auch Schmidt (a. a. O. I, 181) bereits hinweist, in Palästina eine ähnliche Sitte bis ins 8. Jahrhundert herrschte.[1]) Stellen aber die Skelettfunde von Anau Bauopfer dar, so ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu sagen, daß die Opfer nicht den Trägern der Kultur, sondern einer unterworfenen Sklavenschichte oder im Wege einer Art Kopfjagd, einer primitiveren umwohnenden Bevölkerung entnommen wurden.[2]) Die Skelettfunde von Anau besagen also, wenn diese Annahme zutrifft, nichts über die anthropologische Beschaffenheit der Anauleute. Auf diesem Wege wird aber auch eine andere Schwierigkeit beseitigt, auf die Mollison mich in Beantwortung einer brieflichen Anfrage wegen des Verhältnisses der untersuchten Langknochen zu den gefundenen Schädeln hinweist. Faßt man nämlich die primitiven Merkmale an den Knochen als ererbte Rassenmerkmale, so lassen sie sich mit den Schädeln nicht in Zusammenhang bringen, was nach den ganzen Fundverhältnissen kaum angeht. Gehören aber, wie es den Anschein hat, die Knochen zu den Schädeln, so müssen die primitiven Merkmale funktionell erklärt werden, d. h. mit anderen Worten, die betreffenden Leute müssen Jäger gewesen sein. Das aber scheint wieder in Widerspruch mit der Tatsache zu stehen, daß die Kultur, in der sie angetroffen wurden, sicher eine Ackerbaukultur darstellt. Diese Schwierigkeit löst sich nun, wenn die vorgefundenen Skelette Bauopfern zu verdanken sind, die eben nicht den Anauleuten selbst, sondern umwohnenden primitiven Jägern im Wege der Menschenjagd entnommen wurden.

Zusammenfassend ergibt sich, daß wir im vorderen Orient in vorgeschichtlicher Zeit mindestens seit dem 4. Jahrtausend ein kurzköpfiges Bevölkerungselement antreffen, das aus dem Osten zu stammen scheint und das vermutlich der vorderasiatischen Kurzkopfrasse zuzuweisen sein dürfte. Inwieweit es vielleicht auf noch älteren Kurzkopfelementen, etwa von der Art des Homo alpinus auflagert, kann hier nicht untersucht werden. Für Mesopotamien glaubten wir ja eine solche ältere Kurzkopfschichte annehmen zu müssen. Der genannte armenoïde Kurzkopftypus wird nun durch folgende kulturelle Merkmale gekennzeichnet:

Wir finden ihn überall in Verbindung mit einer feinen, hauptsächlich in geometrischen Mustern bemalten Keramik, als deren Fundorte bereits Anau, Elam und Südbabylonien genannt wurden. Sie gliedert sich in Elam, wie erwähnt, in eine

[1]) s. a. Macalister, Gezer II, 431: „Erwachsene oder jugendliche Opfer („adult or adolescent") waren selten im Verhältnis zur Zahl von kleinen oder ganz jungen Kindern („infants or very young children"), deren Überreste unter den Ecken von Häusern gefunden wurden."

[2]) Für Sklaven u. dgl. als Opfer s. a. Klusemann, Das Bauopfer 3f.

technisch bessere Qualität (Stil I) und eine gröbere (Stil II), die von polychromer Ware begleitet wird und naturalistische Züge aufweist. Mit der feinen bemalten Keramik stehen wohl auch die von Sykes in Chorossan (Yarim tappa bei Mohammed Abad) aufgesammelten Scherben von Anaucharakter (G. J. XLV, 365 f., 368) in Beziehung, ferner vermutlich die von Aurel Stein aus Seistan (Afghanistan) erwähnten farbig verzierten Töpfereireste aus einer spätneolithischen bzw. äneolithischen Zeit (G. J. XLVIII, 222); schließlich gehören in diese Epoche wohl auch Teile der „kappadokischen" Keramik, die Myres a. a. O. als prämykenisch bezeichnet. Eine jüngere Entwicklung dieser geometrischen Keramik stellt vermutlich die mehrfarbige Ware in Kleinasien und Syrien dar, wohin sie wohl aus der Agäis gelangte. Hieher gehören wahrscheinlich auch die vorgeschichtlichen Gefäßreste aus dem Zhob-Tale in Belutschistan vom Charakter des zweiten elamischen Stiles, die Wilke, a. a. O. 30, bespricht. Ihr verwandt ist auch die Töpferei des Tripolje- und Donau-Balkankreises, welche die besonders in der jüngeren Elamkeramik (Stil II) geübte naturalistische Verzierung in Verbindung mit der Polychromtechnik zu hoher Blüte bringt. Im einzelnen sei für diese Beziehungen auf Wilke (a. a. O. 34) verwiesen, der, wie erwähnt, bis ins Detail gehende verwandtschaftliche Züge zwischen dem südrussischen und elamischen Verbreitungsgebiet nachweist. Vermutlich durch nordische Einbrüche wurden diese vorderasiatischen Kurzkopfelemente Südosteuropas in Bewegung gesetzt; in Kleinasien eindringend, tauchen sie in der Mitte des 3. Jahrtausends als Kanisier auf. Im Laufe dieser Völkerbewegung wird auch, wie Peake (a. a. O. 169) gezeigt hat, Troya II zerstört worden sein, obzwar ich seiner Ansicht nicht beistimmen kann, daß die Zerstörer nordische Nomaden waren.

Ein weiteres für den vorderasiatischen Kurzkopf in gewissen Gebieten vielleicht charakteristisches Merkmal könnte der Leichenbrand sein, wie schon Peake (a. a. O.) vermutet, wobei allerdings die Möglichkeit offen gelassen werden muß, daß diese Sitte von einer anderen Kulturschichte übernommen wurde. Der exakte Nachweis wird natürlich dadurch sehr erschwert, daß die Leichenverbrennung die Skelette zerstört, so daß wir, wenn nicht besonders günstige Umstände vorliegen, auf einen Indizienbeweis angewiesen sind. Wir wollen hier vom mitteleuropäischen Vorkommen absehen, das vermutlich gleichfalls seinen Ausgang vom Verbreitungsgebiete der Kurzköpfe nahm [1]), und uns Osteuropa und dem östlichen Mittelmeergebiet zuwenden. Wir finden da Leichenbrand im Gebiete der Tripoljekultur und der nordkarpathischen bemalten Keramik (Bukowina). Für Anau, das nur Begräbnisse von Kindern und Jugendlichen lieferte, die vermutlich als Bauopfer zu erklären sind, legt das anscheinende Fehlen anderweitiger Begräbnisse gleichfalls die Übung der Feuerbestattung nahe. Aus Kleinasien kennen wir die Verbrennung spätmykenisch (Troya VI; s. Schuchhardt, Sitzb. d. preuß. Akad. d. Wiss. 1920, XXVI, 520). Aus Mesopotamien, das schon zur sumerischen Zeit mit vorderasiatischen Kurzköpfen durchsetzt gewesen zu sein scheint, ist die Feuerbestattung in sehr alten Schichten aus Surghul, Adab, Babylon und Assur belegt (Meißner, Bab. u. Ass. I, 425). Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I 2^3, 446 f., bezeichnet allerdings die Annahme eines altmesopotamischen Leichenbrandes als einen Irrtum und meint, die angeblichen „Totenstädte" seien Städte der Lebenden gewesen; wo Leichen halb oder ganz verbrannt sind, rühre dies von späteren Bränden in der Stadt oder von der schließlichen Zerstörung durch Feuer her. Diese Deutung könnte man nun zur Not für den Bestattungstypus gelten lassen, den

[1]) Vgl. Menghin, W. P. Z. VII–VIII, 98.

Koldewey (Z. A. II, 410) „Leichengrab" nennt, wo also die Reste der Leiche am Orte der Verbrennung unberührt liegen blieben. Wie aber sollten nach Ed. Meyers Deutung Koldeweys „Aschengräber" erklärt werden, bei denen die Aschenreste in besonderen Gefäßen gesammelt wurden? Und diese Bestattungsform ist in Surghul und El Hibba nicht etwa Ausnahme, sondern Regel (a. a. O. 412), ja Surghul besteht nach Koldewey (S. 415) überhaupt nur aus Aschengräbern. An der Tatsache, daß im alten Babylonien also Leichenverbrennung geübt wurde, läßt sich danach wohl kaum rütteln.

In Palästina liegen die Verhältnisse etwas verworren; dort tritt in Gezer (s. Macalister, Gezer I, 58 f.) vermutlich in vorsemitischer Zeit als Träger des Leichenbrandes eine kleinwüchsige, schmächtige Bevölkerung auf, die nach der Beschreibung am ehesten mediterran zu nennen wäre (s. a. Karge, Rephaim, 686 f.). Nun ist Leichenbrand meines Wissens für Mediterrane und ihre Verwandte bisher nicht nachgewiesen, und es entsteht die Frage, ob der Leichenbrand von Haus aus dieser Langschädelbevölkerung angehört oder ob diese mediterranen Brandgräber irgendwie anders zu erklären sind. Man könnte z. B. daran denken, daß die Mediterranen von eingewanderten Kurzköpfen diese Sitte angenommen hätten, die dann später wieder durch das eindringende Semitenelement beseitigt wurde. Möglich wäre aber auch, daß die anscheinend mediterranen Leichenreste gar nicht der feuerbestattenden Bevölkerung angehören, sondern Reste von Menschenopfern darstellen, die bei der Leichenverbrennung stattfanden.[1]) Die Opfer aber hätte man eben der unterworfenen mittelländischen Schichte entnommen und so würde sich auch ungezwungen erklären, warum die Skelette nur zum Teil verbrannt sind. Bei den Opfern sah man eben vermutlich nicht genau auf vollständiges Einäschern, wie die anderen Ortes gefundenen Reste von Tierbrandopfern zeigen.[2]) Beachten wir noch, daß sowohl in Elam als auch in historischer Zeit in Mesopotamien das Erdbegräbnis herrscht, wobei nur das Del. Pers. VIII, 77 f., beschriebene Grab im Tepe Moussian und die von Andrae, Ischtar-Tempel, 101, geschilderten Herde vielleicht an ehemals geübte Brandbestattung gemahnen, so wird man doch kaum mehr sagen können, als daß der Leichenbrand ein beim vorderasiatischen Kurzkopf häufig anzutreffendes Kulturgut sei, von dem aber durchaus nicht feststeht, ob es ihm auch von je eigen war.

Eng verknüpft mit dem Auftreten des vorderasiatischen Kurzkopfes scheint die Technik der Metallverarbeitung zu sein. Ohne hier die Frage nach den Erfindern der Metalltechnik in ihrer Gänze aufrollen zu wollen, möchte ich doch kurz darauf hinweisen, daß das Auftreten des Kupfers in Vorderasien ungefähr in die Zeit zu fallen scheint, in der auch der vorderasiatische Kurzkopf im Bereiche des vorderen Orients greifbar wird. Anau I, dessen Beginn wir etwa in die Mitte des 4. Jahrtausends verlegten, kennt bereits das Kupfer, ebenso treffen wir um diese Zeit auch in den ältesten Schichten der elamischen Ausgrabungen und in den altsumerischen Fundplätzen Babyloniens die Kenntnis dieses Metalles an. Breasted (The Orig. of Civil.; The Scient. Monthly 1919, 420), der das Auftreten des Kupfers in Ägypten in das 5. Jahrtausend verlegt, meint allerdings, daß die ältesten asiatischen Kupfergegenstände etwa 1000 Jahre jünger seien als die ägyptischen. Ich erachte jedoch die ägyptische Chronologie nicht für derartig feststehend, um in dieser

[1]) Für Menschenopfer bei Leichenverbrennung siehe z. B. Stoll, Mitt. d. geogr.-ethn. Ges. in Zürich XVIII, 17 f., der einen Auszug aus Ibn Foslan über die Bestattungsriten der heidnischen Russen des Wolgagebietes bringt.

[2]) Vgl. z. B. Stern, a. a. O. 75 f.

Annahme ein absolutes Hindernis für das höhere Alter der vorderasiatischen Metallfunde zu erblicken, von denen wir glauben, daß sie dem 4. Jahrtausend angehören, wie etwa in Surghul, das Jahrhunderte vor Gudea aufhörte, bewohnt zu sein und dessen oberste Schichten etwa 3000 v. Chr. angesetzt werden dürfen (Geller, O. L. Z. 21, 215, 217), das aber bereits in tieferen Lagen, und zwar 9 *m* unter dem Hügelgipfel (Koldewey, Z. f. E. II, 409), die Kenntnis von Kupfer zeigt. In Elam tritt das Kupfer, wie schon oben erwähnt, vorsargonisch auf und darf auch dort wohl schon im 4. Jahrtausend als bekannt angenommen werden. In dieselbe Zeit scheint aber das Auftreten des vorderasiatischen Kurzkopfes im vorderen Orient zu fallen.[1]) In Ägypten finden wir ihn sicher etwa von der III. bis IV. Dynastie an als Gize-Typus (s. Derry bei Junker, Turah, 86 ff.; vgl. auch Luschan bei Meinhof, Sprachen der Hamiten, S. 243, der für das alte Reich bereits die Existenz vorderasiatischer Typen bezeugt). Aus Mesopotamien fehlen leider anthropologische Untersuchungen über das ausgegrabene Skelettmaterial,[2]) doch haben wir oben gezeigt, daß der schon in ältester geschichtlicher Zeit auftretende armenoïde Typus der sumerischen Plastiken höchstwahrscheinlich dem vorderasiatischen Kurzkopf zuzuweisen ist. In Europa finden wir diesen Kurzkopf vermutlich mit einer Kupfer-Steinkultur vergesellschaftet im Tripolje- und Donau-Balkankreise. Für Kreta haben die Ausgrabungen es wahrscheinlich gemacht, daß die Kurzköpfe von vorderasiatischem Typus erst mit dem Beginn der Metallzeit auftreten (s. Stuhlmann, Aures, 128, Anm. 1); daß aus der Verteilung der Kurz- und Langschädel in jener Zeit auf eine Einwanderung des Kurzkopfelementes aus Norden geschlossen werden könne, wurde schon oben S. 42. gezeigt. Weiter nach Westen scheint in Europa die Metallkultur gleichfalls in Begleitung des vorderasiatischen Kurzkopfes gelangt zu sein, den wir aus dem ausgehenden Neolithikum bereits belegt finden. Es mag dabei dahingestellt bleiben, ob diese Kulturschichte nicht bereits auch die Kenntnis des Kupfers für kleinere Gegenstände (Perlen, Nadeln u. dgl.) kannte, die infolge völliger Zerstörung bisher bei den Ausgrabungen nicht aufgefunden wurden. Jedenfalls scheint für Europa eine aus Osten kommende Kurzkopfwanderung anzusetzen sein, die in Kreta und in Mitteleuropa etwa um 3000 v. Chr. ihr Ende findet, auf ihrem Wege Spuren in Gestalt der Kultur des Tripolje- und Donau-Balkankreises zurücklassend. Auf die Völkerbewegung, die dieser östliche Vorstoß nach Mitteleuropa auslöste und die nordische Elemente durch Westeuropa und Nordafrika bis nach Palästina führte, soll später zurückgekommen werden. Aus der Art der Wanderung des vorderasiatischen Kurzkopfes als nördlicher Ast durch Südosteuropa nach Mitteleuropa und der Balkanhalbinsel, als südlicher Ast durch Elam, Mesopotamien über die Sinaihalbinsel nach Ägypten [3]) erklärt sich nun auch ungezwungen, warum Kleinasien sowie Syrien und Palästina verhältnismäßig spät in den Besitz der Metallkultur gelangt sind. Diese

[1]) Der vorderasiatische Kurzkopf hatte, wie schon erwähnt, vermutlich bereits einen Vorläufer in einem anderen, etwa dem homo alpinus verwandten Kurzkopfelement, das als Träger der Technik des polierten Steines auftritt.

[2]) Die bei den letzten deutschen Ausgrabungen in Babylon und Assur gewonnenen Skelettreste sind nach einer freundlichen Mitteilung Dr. Güterbocks wohl als verloren zu betrachten.

[3]) Eine derartige Wanderung setzt allerdings voraus, daß die nordarabischen Gebiete, die heute Steppe oder Wüste sind, damals noch gangbare Durchzugsstraßen besaßen — eine Annahme, die unter Berücksichtigung der günstigeren Klimaverhältnisse, die in diesen Strichen einmal bestanden haben dürften, durchaus möglich ist. Die Verbreitung armenoïder Kurzkopfelemente bis nach Südarabien ließe allerdings auch die Möglichkeit offen, daß die Einwanderung über das Rote Meer, etwa in das Gebiet von Koptos-Theben, erfolgte.

Länder wurden eben von der genannten Wanderung nicht direkt berührt, sondern erhielten die Kenntnis der Metalltechnik vermutlich erst von dem einen Endpunkte der Nordwanderung, aus der Ägäis.

Bezüglich der Erwerbung des Lebensunterhaltes erscheint uns allenorts der vorderasiatische Kurzkopf als Viehzüchter und Ackerbauer. Ackerbau (als Hackbau) und die Anfänge der Viehzucht waren sicher auch schon seinem Vorgänger, dem anderen aus Asien kommenden Kurzkopfelemente bekannt, und es fällt oft schwer, zwischen beiden Schichten zu trennen. Was den Nahrungserwerb betrifft, so gewannen Mesopotamiens und Ägyptens Bevölkerung sicher seit der frühesten Zeit durch Feldbestellung ihren Lebensunterhalt. In Europa kennen wir bisher sichere Anfänge des Ackerbaues erst aus dem Campignien, das nach Niklasson (Korr.-Bl. 51, 19 f.) ungefähr in das 5. Jahrtausend zu verlegen ist, das aber doch wohl etwas früher anzunehmen sein dürfte. Ist nun die Feldbestellung an all den genannten Orten unabhängig erfunden worden oder stehen die angeführten Verbreitungsgebiete in irgendeinem Zusammenhange? Diese Frage drängt sich auf und erheischt dringend der Lösung.

Betrachten wir die Verhältnisse Nordafrikas im beginnenden Neolithikum, so ergibt sich die Tatsache, daß die Steinindustrie des Nordens mit ihren Pfeilspitzen u. dgl. das Inventar eines Jägervolkes repräsentiert, wogegen die geschliffenen Steinwerkzeuge des Südens auf Ackerbau hinweisen; bemerkenswert ist, daß sie in ihrer Form nach Verneau (l'Anthrop. XXX, 365) unverkennbare Zusammenhänge mit der Industrie des polierten Steines im nigritischen Gebiet aufweisen. Beachten wir weiter, daß als Träger des sogenannten westafrikanischen Kulturkreises, einer ausgesprochenen Ackerbau(Hackbau)kultur (s. Ankermann, Z. f. E. 1905, 54 f.), vermutlich der nigritische Rassentypus in Frage kommt, so dürfen wir wohl mit größter Wahrscheinlichkeit dem Nigritier bereits im Neolithikum eingehende Kenntnisse des Ackerbaues zuschreiben. Den damals noch günstigeren Klimaverhältnissen entsprechend, reichte diese Rasse allerdings viel weiter nördlich als heute, wie aus den Funden hervorzugehen scheint. Hier im nördlichen Afrika kam sie in Berührung mit dem Jägervolk der nördlichen Steinindustrie, das wir wohl mit dem mediterranen oder einem ihm verwandten Typus gleichsetzen dürfen, der von Haus aus, soweit ich es überblicken kann, nirgends als Ackerbauer auftritt. Aus dieser Berührung mit dem nigritischen Element mag der afrikanische, von Mediterranen und Verwandten bewohnte Norden die Anfänge des Ackerbaues empfangen haben. Hiebei bleibt noch zu entscheiden, inwieweit die Nigritier selbst etwa unter dem Einflusse einer asiatischen Kulturwelle standen, die in Begleitung der Technik des polierten Steines auftrat, neben Ackerbau wohl auch schon die ersten Haustiere kannte und in Palästina durch ein die Neolithkultur einleitendes Campignien repräsentiert wird, das mit den ersten geschliffenen Beilen und mit den Anfängen der Keramik auftritt (Karge, a. a. O. 122, Blankenhorn, Steinzeit Pal., Syr. u. N.-Afr. III, 21 f.). Welche Rasse als Träger dieser Kultur in Frage kommt, läßt sich vorläufig mit Sicherheit noch nicht sagen. Blanckenhorn (a. a. O. 22) denkt an ein Volk mongolischer oder negroïder Rasse, ich möchte aber vermutungsweise den Vorläufer des vorderasiatischen Kurzkopfes in Europa, den homo alpinus, damit in Zusammenhang bringen, da seine Spuren in Europa wenigstens weit in das Neolithikum zurück zu verfolgen sind. Ob diese Kultur von den mutmaßlichen Schöpfern selbst oder einem von ihnen beeinflußten, etwa mediterranen Volk nach Nordafrika gebracht wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls tun wir aber gut daran, mit einem ziemlich hohen Alter des Kurzkopfes in

Nordafrika zu rechnen. Im westlichen Teile Nordafrikas stehen die Kurzköpfe (nach Bertholon und Chantre, a. a. O. 344) den westalpinen Europas näher als den westasiatischen, gehören demnach wohl der homo alpinus-Gruppe an. Bezüglich ihres Alters besagt die Tatsache, daß die Ausgrabungen in Nordafrika erst aus der Zeit der Megalith-Denkmäler Kurzschädel ergaben, nichts Entscheidendes gegen die Annahme, daß sie schon im Neolithikum im Lande saßen, da wir nicht wissen, ob sie nicht eine Art der Bestattung übten, die den Körper völlig zerstörte. Für ein neolithisches Alter des homo alpinus in Nordafrika könnte gegebenen Falles sprechen, daß man auf den kanarischen Inseln diese Rasse zur Zeit der Entdeckung durch die Spanier im Besitze einer Neolithkultur fand (s. Abercromby, J. R. A. I. XLIV, 322).

Diese neolitischen kurzköpfigen Ackerbauer waren es wohl auch, denen die erste Zähmung von Tieren zuzuschreiben ist. In erster Linie handelt es sich wohl, wenn wir vom Hunde absehen, um das Schwein, das Schaf und die Ziege. Später folgten Rind und Pferd. Bezüglich des Kulturzustandes jener Völker, die zuerst zur Domestikation wilder Tiere schritten, glaube ich, mich dafür entscheiden zu müssen, daß seßhaften Völkern, bei deren Wohnsitzen sich in Zeiten großer Not die Tiere einfanden, die erste Zähmung zu danken ist.[1]) Von ihnen lernten vermutlich erst die Jäger die Kunst der Zähmung, wodurch sie zu streifenden Hirten, Nomaden, wurden. Auf diesem Wege bildeten sich die nordafrikanischen Jäger, die als Vorläufer der heutigen hamitischen Bevölkerung zu betrachten sind, teils zu nomadisierenden Viehzüchtern, teils zu seßhaften Ackerbauern mit ausgedehnter Kenntnis der Viehwirtschaft um. Ähnlich werden wir uns auch die Entwicklung in Arabien, Palästina, Syrien und Mesopotamien zu denken haben, wo sich aus ähnlichen Bevölkerungselementen in den Kulturländern eine Ackerbaubevölkerung, in den Steppen eine Nomadenbevölkerung heranbildete.

Was Europa betrifft, so haben wir die ersten sicheren Spuren des Ackerbaues bisher aus dem Campignien belegt, dessen Steinindustrie bekanntlich eine gewisse Verwandtschaft mit den Faustkeilen des Altpaläolithikums aufweist. Welcher Menschentypus als Träger der Campignienkultur in Betracht kommt, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Jedenfalls besteht die Möglichkeit, daß auch in Europa der Anstoß und Übergang zum Neolithikum, zur Technik des polierten Steines, von einem Kurzkopftypus ausging, der gleichzeitig wie im Orient auch im Besitze der Ackerbaukultur und mit keramischen Kenntnissen auftritt. Für einen Kurzkopftypus als Träger der Campignienkultur könnte vor allem geltend gemacht werden, daß wir gerade in Asien, dem Ausgangspunkte des mongoloiden alpinen wie des vorderasiatischen Kurzkopfes, Anhaltspunkte besitzen, daß dort die Faustkeilkultur zur neolithischen Industrie sich entwickelte. So weist z. B. Obermaier (Mensch der Vorzeit 321) darauf hin, daß aus Indien von gut gehobenen Fundplätzen alle Arten von Übergängen, vom Fäustling zum halbgeschliffenen und schließlich vollpolierten neolithischen, schmalnackigen Beil, vorliegen. Vielleicht ist mit den Trägern des Campignien auch der Kurzschädel von Grenelle in Verbindung zu bringen, falls die Datierung in das beginnende Neolithikum zurecht besteht.[2]) Nach Birkner (Rassen und Völker der Menschheit, 392) besitzt dieser Typus sein Verbreitungszentrum nördlich und nordöstlich von Paris und ist mit einem Kurzkopfzentrum im Süd-

[1]) s. Pumpelly, a. a. O. II, 437. Ferner Koppers, Sitz.-Ber. d. M. A. G. W. 1917/18, 66, der W. Schmidts Ansicht über den Ursprung der Domestikation vertritt, wonach die Viehzucht aus der urzeitlichen Jagd sich entwickelt habe.

[2]) s. dazu Peake, a. a. O. XLVI, 157, 161.

osten Frankreichs in Beziehung zu bringen, das wieder mit den brachykephalen neolithischen Schädeln aus den Alpen in Verbindung steht. Für Mitteleuropa wissen wir, daß vor dem vorderasiatischen Kurzkopf, der, wie oben gezeigt, vermutlich mit der Metalltechnik kam, schon im Neolithikum ein mongoloider Kurzkopf im Gebirge saß, der eigentliche alpine Kurzschädel (homo alpinus)[1]), der seßhaft war und neben Viehzucht auch Ackerbau trieb. Auch für Westeuropa haben Fleure und James (J. R. A. I. XLVI, 137 f.) das Vorhandensein eines dunklen Breitschädeltypes nachgewiesen, der sich von der „Beakermaker"-Form der beginnenden Bronzezeit (vorderasiatisch-nordischer Mischtypus)[2]) durch geringe Schädelhöhe unterscheidet und somatisch dem eigentlichen homo alpinus nahe zu stehen scheint. Seine Verbreitung haben die beiden Autoren für Großbritannien hauptsächlich an der Westseite der Insel in Wales und Nordschottland, für Irland an der Ostseite festgestellt. Sie verfolgen diesen Typus einerseits durch West- und Südfrankreich (Gegend von Narbonne), Nordost- und Südspanien, quer durch Süditalien (vom Golf von Palermo bis in die Gegend von Bari), anderseits im Norden über die Shetland-Inseln bis an die Westküste Norwegens, wogegen sie glauben, die Kurzköpfe Jütlands und Hollands (an der Rheinmündung) als nicht dazu gehörig ausscheiden zu dürfen, was wohl nicht gerechtfertigt ist. Die Einwanderung dieses Types verlegen Fleure und James in den späteren Teil des Neolithikums und halten einen Zusammenhang dieser Wanderung mit der Verbreitung der Dolmen für möglich (a. a. O. 141). Diese, wie die Verfasser selbst zugeben, durchaus nicht zwingende Hypothese scheint mir auch tatsächlich nicht zutreffend, und ich möchte vermutungsweise den alpinen Kurzkopf Englands zeitlich in den Beginn des Neolithikums verlegen.

Wir erhalten aus den angeführten Daten tatsächlich Anhaltspunkte für eine Kurzkopfschichte, die vor dem vorderasiatischen Kurzschädel in Europa auftrat und zeitlich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit an den Beginn des Neolithikums verlegt werden kann. Kulturell wäre sie, wenn ihre Verbindung mit dem beginnenden Neolithikum richtig ist, etwa durch folgende Merkmale charakterisiert: Ansatz zur Technik des geschliffenen Steines bzw. ihre Entwicklung, Keramik, Ackerbau (als Hackbau) und Viehzucht. Vielleicht darf, was die technische Seite des Ackerbaues betrifft, dem vorderasiatischen Kurzkopf im Oriente die Verbreitung des Pfluges zugeschrieben werden. Doch betone ich ausdrücklich, daß es sich bei dieser Vermutung lediglich um eine Arbeitshypothese handelt, für die derzeit ein exakter Beweis nicht zu erbringen ist.

Die Funde von Anau, zusammengehalten mit den archäologischen Forschungsergebnissen aus Elam, Mesopotamien, Syrien, Palästina, Kleinasien und Nordafrika einerseits, Europa anderseits, machen es demnach wahrscheinlich, daß das Auftauchen der Technik des polierten Steines und der Metallverarbeitung im Westen der Oikumene mit zwei Kurzkopfwellen zusammenhängt, die sich aus Asien westwärts ergossen. Historisch besser faßbar ist die jüngere, metallzeitliche, die ich mit dem vorderasiatischen Kurzkopf vergesellschafte. Sie tritt im Orient wie in Europa im 4. Jahrtausend zutage. Für die Ansetzung der älteren Welle, die ich hypothetisch mit dem homo alpinus identifizieren möchte, bieten Vorderasien und Ägypten keine sicheren Anhaltspunkte. Niklasson (a. a. O.) hat nun für das europäische Cam-

[1]) Nach Fischer, Menschliche Erblichkeitslehre I, 148, wäre das Auftreten des homo alpinus noch in das Paläolithikum zu verlegen, was wohl kaum richtig ist.

[2]) Fleure und James nennen ihn „alpin-northern cross", gemeint ist aber nicht der alpine Typus (nach Fischer), sondern der vorderasiatische.

pignien den Zeitraum zwischen 5000 und 4000 v. Chr. angenommen, dem er die Zeit des polierten Steines zwischen 4000 und 2000 v. Chr. folgen läßt. Auch in Vorderasien und Afrika wird das Vollneolithikum kaum über das 5. Jahrtausend hinausreichen, so daß wir für das Faustkeil-Protoneolithikum dieser Gebiete schwerlich über das 6. und 7. Jahrtausend hinausgehen können, entgegen Blanckenhorn, der, a. a. O. III, 21, für das palästinensische Campignien eine Dauer von 12.000 bis 7000 oder 6000 v. Chr. annehmen will. Da wir bei diesen von Ost nach West gerichteten Kulturströmungen immer mit einer gewissen Verzögerung im Auftreten der europäischen Parallelformen rechnen müssen, so ergibt sich zwischen den Ansätzen für Europa und denen Vorderasiens eine durchaus zufriedenstellende Übereinstimmung, zumal wenn wir bedenken, daß das europäische Vollneolithikum zwischen 4000 und 2000 v. Chr. vielenorts sicher bereits die Verwendung des Kupfers kannte, das im Oriente vermutlich im 4. Jahrtausend auftritt.

* * *

Verzeichnis der Abkürzungen.

A. O. = Der Alte Orient, Leipzig.
Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, St. Gabriel-Mödling bei Wien.
Babyl. Exp. = The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania, Series A: Cuneiform Texts. Philadelphia.
Beitr. z. Ass. = Beiträge zur Assyriologie, Leipzig.
Berl. Mus. = Berliner Museen, Berichte aus den preuß. Kunstsammlungen, Berlin.
Del. Pers. = Délégation en Perse. Mémoires publiées sous la Direction de I. de Morgan, Paris.
Delitzsch, Sum. Gr. = Delitzsch, Sumerische Grammatik, Leipzig.
D. L. Ztg. = Deutsche Literaturzeitung.
G. J. = The Geographical Journal of the Royal Geographical Society, London.
J. A. O. S. = Journal of the American Oriental Society, New Haven.
J. of Eg. Arch. = Journal of Egyptian Archaeology, London.
J. R. A. I. = Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, London.
J. R. A. S. = Journal of the Royal Asiatic Society, London.
Korr.-Bl. = Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Braunschweig.
L'Anthrop. = L'Anthropologie, Paris.
M. A. G. W. = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
Man. = Man, a monthly Record of Anthropological Science, London.
M. V. A. G. = Mitteilungen der Vorderasiatisch-ägyptischen Gesellschaft in Berlin, Leipzig.
O. L. Z. = Orientalistische Literaturzeitung, Leipzig.
Rev. d'Ass. = Revue d'Assyriologie, Paris.
Univ. of Penns., The Mus. Journ. = University of Pennsylvania, The Museum Journal, Philadelphia.
W. Z. K. M. = Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Wien.
Z. A. = Zeitschrift für Assyriologie, (Heidelberg) Berlin.
Z. D. M. G. = Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Leipzig.
Z. f. E. = Zeitschrift für Ethnologie, Berlin.

Studien über die Neolithkeramik des niederösterreichischen Manhartsgebietes.

Von Dr. ph. **Anton Hrodegh**, Schwarzau i. G.

(Mit 1 Tafel und 3 Abbildungen im Text.)[1])

Für Südmähren hat bekanntlich J. Palliardi eine chronologische Gliederung des neolithischen Materials auf stratigraphischer Grundlage durchgeführt, wobei er anläßlich seiner Grabungen in Boskovštýn und Střelice folgende drei vollneolithische Kulturepochen aufstellte:

1. Stufe der Linearkeramik,
2. Stufe der Stichkeramik,
3. Stufe der bemalten Keramik.

Da für Niederösterreich derzeit noch stratigraphische Untersuchungen größeren Stils fehlen, so sind wir beim Studium des besonders im Manhartsgebiete reichlich vertretenen, rein neolithischen Fundensembles darauf angewiesen, unsere Beobachtungen typologischer Natur mit den Resultaten Palliardis über das nahe Südmähren in Parallele zu setzen.

Wir finden um den Manhartsberg bisher nur zwei Epochen vertreten, die wir in folgendem näher würdigen wollen:

1. die linearkeramische,
2. die bemaltkeramische Stufe.

Stichkeramik scheint bis auf einige Spuren aus Groß-Weikersdorf zu fehlen.

1. Linearkeramik.

a) Paste. Häufig außen rötlicher oder rötlichgelber Überzug, innen blaugrauer oder dunkelgrauer Kern; die Topfreste fühlen sich samtweich an, da sie fast keine Quarzkörner oder sandige Bestandteile enthalten; an Stelle letzterer gewahrt man auf Bruchstellen eine Menge Reisignadeln und andere Vegetabilien, welche die Paste wie mit Klammern zusammenfügen und am Zerspringen hindern. Aus demselben Anlasse geben heute noch die Ofensetzer Schweineborsten, Granen usw. in den zum Ausschmieren der Öfen dienenden Lehm. Bei Auswitterung der pflanzlichen Stoffe entstehen in der Topfwand typische Narben, Poren und Gänge, die unsere Linearkeramik auch bei kleinen Fragmenten leicht kenntlich machen. Wegen der Vergänglichkeit der am Feuer verkohlenden Pflanzenteile scheint sich diese sonst praktisch dünkende Festigungsart nicht recht bewährt zu haben, weshalb man später zur Beimengung von Sand und Quarzkörnern überging.

Oft ist aber die Gefäßoberfläche dunkelgrau, schwärzlich und wie poliert, die Wandung derb und sandig. Häufig ist die Paste fein geschlämmt und teils milde, teils etwas sandig anzufühlen; die fast klingend gebrannte Masse ist dann entweder taubengrau, lichtgrau, gelblichtrapp oder braun und wird zu feineren Gefäßen verwendet.

b) Keramikformen. Mehr oder minder weitmündige Bombentöpfe verschiedener Dimensionen, oft mit kleiner Standfläche (Abb. 1 aus Pulkau); birn-

[1]) Nach Zeichnungen von J. Krahuletz und Fachlehrer Koller.

förmige Traggefäße (Butten) mit Henkeln (Abb. 2 aus Klein-Meiseldorf; seltene Ständergefäße, z. B. aus der reichen Linearstation Reikersdorf; seltene Tonidole, z. B. ein männliches, mit derben Ritzlinien verziert, aus derselben eindeutigen Paste wie die mitgefundenen Klauen-, Kegel-, Kraterhenkel und die Ständergefäße, gleichfalls aus Reikersdorf (vgl. Abb. M. A. G. LIII, 1923, S. 199); flache Tonscheiben mit zentraler Delle, speichenförmigen, derben Ritzlinien und typischem „Hasenspurmuster", z. B. aus Klein-Meiseldorf, Lissen; an letzterem Exemplar sieht man besonders gut die beigemengten Reisignadeln; flache Tonlöffel mit vollem, kantigem Stil und gelber, lichter Feinpasta; Idole und Löffel scheinen ursprünglich aus Holz verfertigt worden zu sein, später aus Ton.

Die Wanddicke der Gefäße erreicht öfter 3 *cm*. Charakteristisch sind die linearen, wegen ihrer Massigkeit gut erhaltenen Henkelformen:

a) Knopfhenkel, derb, oft seitlich gequetscht;

b) Doppelknöpfe, nebeneinander;

c) Kegelhenkel, ungefüge, bis 7 *cm* hoch, entstanden durch Zuspitzung obiger Buckel (Tafel Fig. 1);

d) Kraterhenkel, mächtig, mit grubenförmiger Vertiefung oben (Tafel Fig. 2);

e) Strebehenkel, auf einer Seite steiler, auf der anderen zur Verstrebung länger verlaufend (Tafel Fig. 3);

f) Lappenhenkel, öfter am Rande derb zerschnitten und gekerbt (Tafel Fig. 6), öfter muschelig gewölbt;

g) Doppelhenkel, Lappen mit zwei Löchern nebeneinander (Tafel Fig. 8);

h) Sattelhenkel, Lappen am Rande mäßig eingesattelt, mitunter aufgebogen;

i) Klauenhenkel, durch ein- oder zweimalige Quereinlage des Zeigefingers in den derben Knopf oder dicken Lappen senkrecht gespalten, so daß eine Art Klaue entsteht; manchmal sitzen seitlich zwei Daumeneindrücke; sehr typisch (Tafel Fig. 4);

k) Rundhenkel; entstanden durch senkrechte Perforation des Knopfes oder Lappens; Querschnitt wie Rundbogenfenster; Lochung englicht; mitunter groß und derb (Tafel Fig. 9); oft aber schon feiner; zuerst horizontal abstehend, später etwas aufwärts gebogen (Tafel Fig. 10, 11); auch schon vorn spitz und so eine noch unvollendete Buttennase bildend (Tafel Fig. 12). Solche Übergänge zur eigentlichen, spitz aufwärts geschwungenen Buttennase (Hornhenkel) Tafel Fig. 13 der bemalten Keramikstufe hat z. B. die gute Linearstation Pulkau und Roggendorf (Königsberg), (Museum Eggenburg), etwas aufwärts gebogene, unvollendete Buttennasen besitzt z. B. ein lichtgelber Bombentopf aus Groß-Weikersdorf im naturhistorischen Staatsmuseum zu Wien;

l) Tunnelhenkel; Lappen der Länge nach durchbohrt, so daß ein langer Gang entsteht;

m) Tonnenhenkel; faßartig gebauchter Tunnelhenkel, mitunter 12 *cm* lang, 7 *cm* breit (Tafel Fig. 7);

n) Zungenhenkel; Lappen zungenförmig in die Länge gestreckt, auch an der Spitze aufgerollt (Tafel Fig. 5).

Die Henkel sind entweder in der Gefäßwand verzapft oder einer Quetschung in derselben aufgesetzt, auch mit einer halbkugeligen Basis in die Topfwand gedrückt.

c) Ornamentik: Diese besteht bei großen Gefäßen aus tief und derb eingegrabenen Mäandern oder Voluten (Abb. 2, Tafel Fig. 14), ferner Winkel und Zickzack bildenden von einem Knopf zum anderen verlaufenden Tupfen oder Fingernagelkerben, die Reihen oder Doppelreihen formieren; dann aus länglich ovalen, bald

seicht, bald tiefer eingedrückten Dellen, die in Reihen liegen und einer Wildfährte im Schnee ähnlich sehen. Häufig sind diese „Wildspuren" unregelmäßig verteilt, daß sie einer „Hasenfährte" gleichen, manchmal ist die ganze Gefäßwand mit tränenartigen Schlitzen überdeckt, so daß das Muster des „Hermelinmantels" entsteht (Tafel Fig. 15); auch ganz nachlässige „Tannenzweigmuster" kommen vor; dann gibt es rohe Daumeneindrücke, herausgehobene Fingerquetschungen, schräg eingestochene Tiefstiche usw.

Die fein geschlämmten Gefäße, aber auch die groben (z. B. in Pulkau, S. Eggenburg) besitzen gern Bänder von parallelen Ritzlinien, die innen mit gleichsinnig verlaufenden Strichlein ausgefüllt sind (Tafel Fig. 10, 16), ferner Voluten mit grübchenförmigen „Notenpunkten" (Abb. 1, Tafel Fig. 16); auch Tiefstiche, mit einem vorn querkantigen Stäbchen schräg eingestochen, kommen vor, ebenso Schachbrettmuster usw. (Tafel Fig. 17); öfter laufen bloß parallele Ritzlinien um den Saum des Bombentopfes.

d) Zu lösende Fragen: Es bleibt der künftigen Detailforschung überlassen, mittels stratigraphischer Anhaltspunkte die lineare Hauptstufe in Untergruppen zu teilen. Dabei wird sich herausstellen, ob wir, wie es Palliardi für Südmähren annimmt, auch in Niederösterreich eine ältere und jüngere (mit Notenpunkten und Bändern aus Strichlein!) Linearstufe zu unterscheiden haben, ob nicht etwa unsere lichttrappe Keramikgattung mit ihren Tiefstichreihen usw. das Äquivalent für die so spärlich angetroffene Stichkeramik bildet, ob sie schließlich nicht vereinzelt schon bemalt erscheint, wie z. B. Bombentöpfe aus Šárka in Böhmen, Stichkeramik aus Hödnitz in Mähren. Freilich wird es nicht so leicht sein, eine geeignete Station mit unverletzter Schichtenfolge zu finden, da die Manhartsbergfundplätze dieser Epoche meist in vom Pflug und Spaten zerwühlten Terrains liegen.

e) Topographie der Linearstufe des Manhartsgebietes:

Die dem Autor bisher bekannt gewordenen Keramikfundplätze zählen über 30 und gliedern sich, den Gang der Besiedlung zeigend, an folgende Flußläufe oder Gräben:

I. Flußnetz des Kamp mit
   1. Gscheinzbach: Mühlbach;
   2. Teichwiesenbach: Buttendorf, Sachsendorf;
   3. Taffa: Horn, Breiteneich, Rodingersdorf, St. Bernhard, Strögen;
   4. Altenburgerbach: Altenburg.

Vom Kamptal selbst sind wohl noch Stationen zu erwarten.

II. Flußnetz der Schmida:
   1. Hauptfluß: Groß-Weikersdorf, Rohrbach, Frauendorf, Klein-Reinprechtsdorf, Stoizendorf;
   2. Ravelsbach: Gaindorf, Unter-Ravelsbach, Grübern;
   3. Schleinzbach: Burgschleinitz, Reikersdorf (weites Vordringen gegen den Manhartsberg!);
   4. Grafenbergerbach: Grafenberg, Vitusberg;
   5. Maignerbach: Roggendorf;
   6. Lateinbach: Wieshof, Klein-Meiseldorf, Stockern.

III. Thaya mit
   1. Fladnitzbach: Ober-Fladnitz;
   2. Pulkaubach: Retz, Pulkau, Rafing, Missingdorf, Brugg, Walkenstein, Röhrawiesen.

IV. Felbergraben gegen Wagram; Gösing.

2. Stufe der bemalten Keramik.

a) Paste. Die gröbere Gefäßgattung präsentiert sich jetzt für gewöhnlich mit gelblicher, sandiger Oberfläche und fühlt sich rauh wie Sandstein an. Scherben, die nicht zu stark durch Atmosphärilien gelitten haben, lassen aber die einstige Technik noch gut ablesen: Die gelblich-sandige Tonmasse war ursprünglich fast glasurartig geglättet und darüber wurde erst die Farbe aufgetragen. Andere Gefäße sind mehr ziegelrot und haben zuweilen starken Glimmerzusatz; wieder andere, besonders die Tonlöffel mit Stielrohr, sind dunkelgrau bis schwarz und mit zahlreichen Quarzkörnern weiß übersät; auch blaugraue Paste mit rötlichem Überzug findet sich. Sowohl im Rosenburger als Eggenburger Museum erliegen jene indigoblauen Mineralstücke, die meist vom Vitusberg stammen und vermutlich als blaufärbender Zusatz sowohl zur bemalten als junghallstättischen Töpferware dienten; daher sind Scherben beider Gattungen oft schwer zu unterscheiden.

Abb. 1. Pulkau. 1/3 nat. Größe.

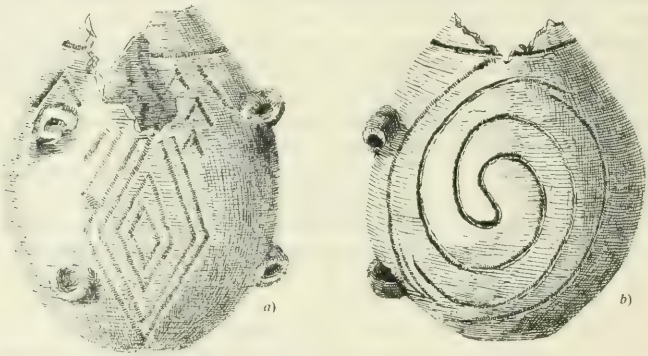


Abb. 2. Klein-Meiseldorf in zwei Ansichten. 2/3 nat. Größe.

Die feinere Keramikgattung unserer Gegend ist gut geschlämmt, recht dünnwandig und fast klingend gebrannt; ihre Tonmasse ist bald dunkel-, bald lichtgrau, auch braun und sich fettig anfühlend, dann wieder blau und feinsandig, schließlich mitunter glimmerig.

b) Keramikformen. Diese sind im allgemeinen besser studiert als die linearen; wir finden Butten (verschnürte Traggefäße) mit meist 5 bis 6 Hornhenkeln (2 an der Schulter oder Bauchung dicht nebeneinander und öfter zu einem Doppelhenkel vereint; 2 auf der anderen Seite in gleicher Höhe, doch weiter voneinander abstehend; 2 unten unweit vom Boden; letztere wieder enger aneinander rückend). In der Hochblüte stehen jetzt die Ständergefäße (Pilzgefäße), deren Fuß vom niedrigen Standring bis zum hohen, hohlen Säulenschaft, von der Zylinderform

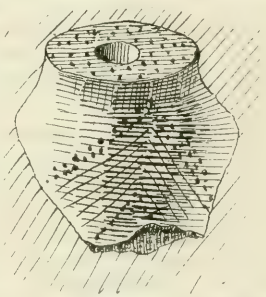
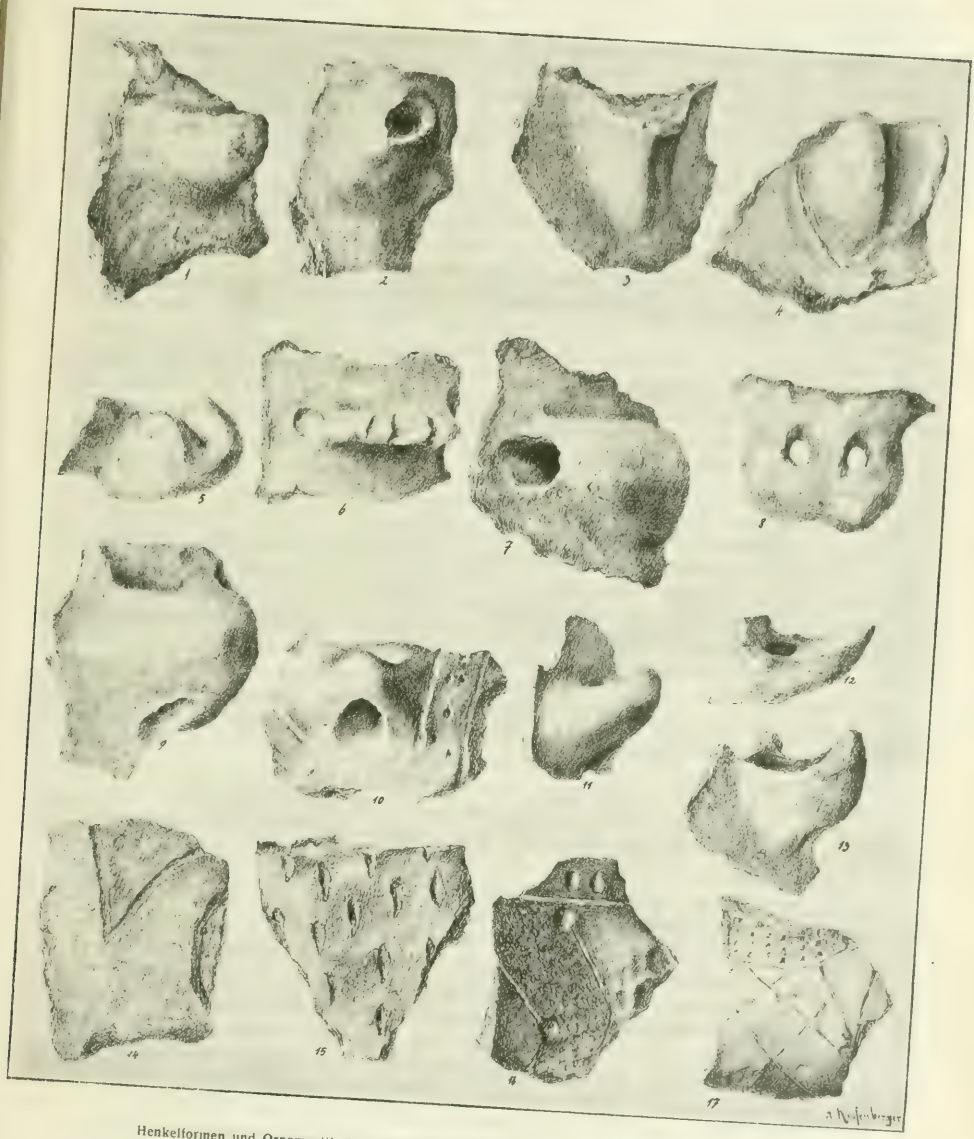


Abb. 3. Vitusberg bei Eggenburg. 2/3 n. Größe.



Henkelformen und Ornamentik der Linearstufe des Manhartsgebietes. (Nr. 13 aus der Malstufe.)

zum Kegelmantel variiert; bald sind diese Gefäße klein und der Standzylinder hat nur etwa einen Umfang von 10 *cm*, bald mächtig bei einem Zylinderumfang von 40 *cm*. Der Gefäßoberteil schwillt oft wie in Butmir kugelig an, oder er ist im Profil mehr oder minder scharf geknickt und einer Schale ähnlich; Gefäße mit doppelkonischer Form und enger Mundöffnung sind oft nur 5 *cm* hoch, oft aber ziemlich groß und tragen an ihrer größten Ausbauchung Wärzchen; als sonstige Verzierungen sind aufgelegte Leisten und Fingertupfenreihen üblich. Manche Gefäße besitzen Ausgußrohre von Zylinderform, z. B. von Wieshof, Holzbroaten; Fragmente von flaschenförmigen Krüglein erliegen im Eggenburger Museum. Über die Idole der Gegend, die nahe Verwandtschaft mit denen von Butmir zeigen, vide M. A. G. LIII, Wien 1923, S. 199. Die Tonlöffel wechseln in ihren Dimensionen von kleinen bis großen Stücken mit 5·5 *cm* Stildurchmesser; meist haben sie durchlochte Stile, die mit den Buttennasen zu den häufigsten und eindeutigsten Funden gehören, selten fehlt der Stil und das Loch durchsetzt gleich die Wand des nestförmigen Schöpfers; zuweilen findet man Exemplare mit am Ende abwärts gebogenem, vollem Stil, die nach Palliardi der jüngsten Facies angehören. Zu den auffallendsten Erscheinungen gehören Tonwürfel mit daumenstarker Höhlung oben und kleinen Löchern in den Ecken; ein mehr plattenförmiges Stück dieser Gattung vom Eichberg bei Stockern hat die Gestalt einer Tuschschale und scheint auch als Farbenschale gedient zu haben. Ein Tonstempel mit siebartigen Löchern in der S. Engelshofen zu Rosenburg gehört vermutlich in unsere Gruppe.

Die typischesten Henkelformen sind:

1. Hornhenkel (Buttennasen), durchlocht, undurchlocht, schön aufwärtsgebogen bis verkümmert; spitz oder mehr stumpf; auch weihwasserbeckenartige Exemplare kommen vor. An den durchlochten Stücken sieht man häufig starke Abscheuerungsspuren der Tragschnur, die sowohl horizontale als vertikale Verschnürung des Gefäßkörpers voraussetzen. Die Töpfe mag man nach Art heutiger Naturvölker auf wagrecht über die Schultern gelegten Stangen getragen haben.

2. Knöpfe: Sie finden sich massenhaft und wechseln von den größten bis zu den kleinsten, von flachen bis dreiviertelkugeligen, an der Basis eingeschnürten Exemplaren; teils sind sie oval, teils zylindrisch, viele einfach, viele seitlich gequetscht, sehr viele seitlich angestochen und durchbohrt; wenn bei letzterer Art der Knopf an den Lochseiten noch dazu eingeschweift ist, entsteht ein dicker

3. Ösenbandhenkel, der erst später zum richtigen Bandhenkel ausreift.

4. Dachhenkel entstehen, wenn vorige Art im Bogen dachförmig geknickt ist. Die Knöpfe sind meist auf Wandquetschungen aufgesetzt, fallen leicht ab und hinterlassen in der Topfwand narbenartige Falten.

c) Ornamentik:

Die feinere Gefäßart hat noch gern tief eingeschnittene, scharf gezogene Mäander und Voluten, die manchmal Farbspuren zeigen; aber auch rohere Ware, wie z. B. ein Tonlöffel vom Vitusberg (Abb. 3), besitzt lineare Ornamente, und zwar Dreieckmuster aus parallelen Ritzlinien, eingefaßt von tief eingestochenen Punkten. Hornhenkel haben zuweilen an ihren Flanken vertiefte Scheibchenreihen; die lineare Zierweise erinnert öfter an die Hallstattornamentik, nur sind die Linien schärfer eingeschnitten, die Punkte und Scheibchen tiefer eingestochen (bis 2 mm).

Neues gegenüber der älteren Stufe bringt die Bemalung der Gefäße, nach der Palliardi drei Gruppen unterscheidet:

1. rot auf schwarz oder polychrom in rot, braun, gelb;

2. weiß auf natürlichem oder rot übertünchtem Grund; rot auf licht, rot und glänzend poliert;

3. weiß in breiten Bändern, feinen Zickzacklinien, Mäandern und Ketten auf natürlichem oder rotem Malgrund; Graphitpolitur.

Bemalte Gefäße mit erhaltenen Farbspuren haben wir z. B. aus Straning: rote oder gelbliche Streifen auf schwarz; weiß und rot auf lichtem, braunem Grund; Randscherben eines Schälchens haben an der Außenseite die Kante rot eingefaßt, der Hals ist durch gelbe, schmale Striche, zum Runde parallel, verziert; innen war die Bemalung gelb und rot; ein anderes Fragment besitzt weiße Farbspur und schwarzes Gitterwerk; das Stück einer feinen Schale hat eingeritzte Doppelspiralen, ferner weiße und rote Farbe. Grübern lieferte Topffragmente mit weißen und roten Zickzackbändern, die Heidenstatt und der Wieshof bei Stockern ergaben schön über und über weinrot gefärbte Gefäßfragmente; Buttennasen sind bisweilen weiß übertüncht (S. Engelshofen). Aus Groß-Weikersdorf bildet Dr. L. Franz in W. P. Z., X, 1923, Tafel I, gute Stücke mit Bemalung weiß auf rot, aus Gösing solche mit roten Streifen auf braunem Naturgrund ab.

Wir haben also um das Manhartsgebiet so ziemlich dieselben Malweisen wie in Südmähren vertreten; ob sie den drei chronologischen Malgruppen Palliardis entsprechen, ist zu vermuten, muß jedoch erst durch Schichtenbeobachtungen sichergestellt werden.

d) Topographie der Stationen mit bemalter Keramik:

Die dem Autor zur Kenntnis gelangten Stationen betragen zirka 60 an der Zahl und haften sich wie die linearkeramischen an die Fluß- und Bachläufe rings um das Manhartsgebiet.

I. Flußnetz des Kamp mit

1. Gscheinzbach: Hadersdorf, Obernholz, Mühlbach, Zemling;
2. Teichwiesenbach: Buttendorf, Sachsendorf;
3. Taffa: Horn Breiteneich, Rodingersdorf;
4. Altenburgerbach: Altenburg;
5. Hirschbach: Wolfshof (Schmalhoferbigl);
6. Winterleitenbach: Etzmannsdorf;
7. Bründlleitenbach: Wanzenau;
8. Kamp selbst: Heiligenstein bei Zöbing.

II. Flußnetz der Schmida:

1. Hauptfluß: Groß-Weikersdorf, Rohrbach, Stoizendorf, Eggenburg;
2. Ravelsbach: Ober-Ravelsbach, Baierdorf, Wilhelmsdorf, Grübern;
3. Schleinzbach: Ober-Dürnbach, Burgschleinitz, Heidenstatt, Reikersdorf;
4. Straningbach: Straning, Etzmannsdorf, Zogelsdorf;
5. Grafenbergerbach: Wartberg, Grafenberg, Vitusberg;
6. Maignerbach: Roggendorf, Kattau, Maigen;
7. Lateinbach: Gauderndorf, Wieshof, Engelsdorf, Klein-Meiseldorf, Stockern.

III. Thayanetz:

1. Hauptflußnähe: Wollmersdorf;
2. Thumeritzbach: Wolfsbach, Zissersdorf;
3. Fugnitzbach: Dallein;
4. Pulkaubach: Retz, Theras, Ober-Markersdorf, Groß-Reipersdorf, Rafing, Missingdorf, Brugg, Walkenstein, Röhrawiesen, Hötzelsdorf.

IV. Felbergraben gegen Wagram: Gösing.

3. Beziehungen zwischen Linear- und bemalter Stufe im Manhartsgebiete.

Das Studium beider Neolithkulturen macht die genetische Entwicklung der bemalten Stufe aus der linearen im hohen Grade wahrscheinlich, mit anderen Worten: Das Manhartsgebiet war während des ganzen Vollneolithikums von Menschen desselben Volksstammes bewohnt, bis mit Beginn der Kupferzeit ein neues Volk (wohl die ersten Indogermanen) sich mit völlig anders gearteter (nordischer) Kultur an ihre Stelle setzte.

Dies ergibt sich aus folgenden triftigen Gründen:

A. Keramik. Das im Eggenburger Museum befindliche Traggefäß aus Klein-Meiseldorf, mit typischer, schwärzlicher Oberfläche, rohen Voluten und ineinander geschachtelten Rauten, mit vier Traghenkeln ältester Form, gibt uns einen klaren Beweis, daß die Butten der bemalten Keramikstufe bereits in der Linearepoche ihre Vorbilder haben. Eine interessante Erscheinung bilden die frühen, bisher kaum beachteten linearen Ständergefäße, die, nach den Fragmenten zu urteilen, eine weite, mehr flache oder kugelförmige Kuppa gehabt haben dürften, ähnlich den drei Stücken des Wiener Staatsmuseums aus Urhau, Bezirk Brünn. Die doppelkonischen Gefäße der bemalten Keramik sind wahrscheinlich durch Knickung des linearen Bombentopfes entstanden. Von großem Interesse ist das Vorkommen der Idole in der Linearstufe, die man bisher als nur zur bemalten Stufe gehörig erachtete; sowohl der derbe Ritzliniendekor als die eindeutige Paste (außen rötlich, samtartig, innen dunkelgrau, porös, wie die Ständergefäßfragmente und charakteristischen Linearhenkel aus der Linearstation Reikersdorf) lassen die chronologische Zugehörigkeit des männlichen Idols außer Zweifel. Ebenso gehört, nach der lichtgelben Feinpaste und außergewöhnlichen, flachen, vollstiligen Form zu schließen, ein fragmentierter Tonlöffel aus Wieshof, Holzbroaten (S. Engelshofen) wohl noch der Linearepoche an. Instruktiv ist das Studium der Henkelformen, wie sie z. B. die guten Linearstationen Pulkau und Roggendorf (Museum Eggenburg) führen und in unseren Abbildungen von Stücken anderer Orte (Reikersdorf, Stockern, Spitzbroaten), Tafel Fig. 9, 10, 11, 12, 13, zu verfolgen sind. Die Gefäßgattung mit jener rötlich samtartigen, innen dunklen porösen Tonmasse hat meist noch Henkel mit geradliniger Achse, teils derbe, wie Fig. 9, teils schon zartere; bei den feinen Topfarten mit taubengrauer oder lichtgelber Paste und dem charakteristischen Ornament (Strichlein von parallelen Ritzlinien eingefaßt) sind die Henkel wohl vorn noch rund, aber ihre Achse zeigt bereits eine Aufwärtsbiegung (Fig. 10 taubengrau aus Klein-Meiselsdorf—Oberfeld; Fig. 11, lichtgelb, beide fein geschlämmt). Roggendorf und besoders Pulkau haben neben diesen aufwärts gebogenen Rundhenkeln auch schon „unvollendete" Buttennasen, d. i. die Henkel mit Tendenz nach aufwärts sind vorn schon zugespitzt, aber sämtlich noch recht unbeholfen (vgl. die Exemplare von Pulkau und Roggendorf neben der gleichartigen typischen, mit Strichlein und parallelen Ritzlinien verzierten Keramik im Museum Eggenburg und unsere Fig. 12, mit lichtgelber Feinpaste). Ein lichter Bombentopf klassischer Form mit um den Mundsaum ringslaufenden Ritzlinien und feinem Material aus Groß-Weikersdorf (naturhistor. Staatsmuseum, Wien) zeigt Henkel, die zur Buttennase der bemalten Keramik, wie wir sie in Fig. 13, Tafel, bereits in ihrer Vollendung sehen, die ersten Ansätze bilden. In der Malstufe setzen die Buttennasen ihre Entwicklung fort, zeigen durchbohrte und undurchbohrte Formen, bis sie schließlich degenerieren. Unsere Typenserie von Henkeln deutet wohl sicher auf ungestörte Entwicklung und

somit auf genetischen Zusammenhang beider Neolithepochen im Bereiche des Manhartsgebirges und wahrscheinlich auch darüber hinaus.

Derselbe Zusammenhang fällt bei Betrachtung der Ornamentik in die Augen; hier wie dort Voluten und Mäander, Winkelfiguren und Zickzackbänder, nur in der älteren Epoche grob, in der jüngeren feiner. Die Bemalung der letzteren hat eigentlich mehr eine akzessorische Bedeutung und findet sich, wie oben erwähnt, bereits in der Linear- und Stichkeramik, wenn auch selten; im großen und ganzen ist die bemalte Keramik eine Linearform jüngerer Ausprägung.

B. Lehrreich ist ferner die Betrachtung der Kolonisationsentwicklung unseres Gebietes, die gleichfalls einen ruhigen Verlauf zeigt und dem ungestörten Emporwachsen eines kleinen Baumes zum großen, weitverzweigten Blätterdache gleicht.

Gehen wir von einem bis ins einzelne gut abgesuchten Territorium, z. B. vom engsten Fundbereich Engelshofens: Stockern, Eichberg, Klein-Meiseldorf, Wieshof, aus. Die Siedlungen liegen:

1. Stockern: linear Flur Spitzbroaten,
   bemalt „ „ und Gemeindeberg;
2. Eichberg: linear Maierhoferacker,
   bemalt „ und Silbergraben;
3. Klein-Meiseldorf: linear Oberfeld, Sandäcker, Ebenfeld, Mühläcker, Teich;
   bemalt Oberfeld, Sandäcker, Ebenfeld, Mühläcker, Teich, Kalchäcker, Mitterwiese, Taureracker;
4. Wieshof: linear Holzbroaten,
   bemalt Holzbroaten, Pfaffenleiten.

An genannten, durch Keramik meist reichlich vertretenen Fundplätzen sehen wir, daß die Siedlungen mit bemalter Keramik an die Fluren, die schon in der Linearstufe bewohnt waren, anknüpfen (Spitzbroaten, Maierhoferacker, Oberfeld, Holzbroaten) und sich von diesen Zentralpunkten weiter verzweigen.

Dasselbe nehmen wir beim Studium des gesamten Territoriums wahr: an die zirka 30 Linearstationen fügen sich zu allermeist gleich die bemalten Stufen an, verästeln sich neben diesen weiter und greifen über das ursprüngliche Siedlungsterrain hinaus auf bisher unbewohnte Gebiete wie das Hochplateau im Kampknie, die Thayagegend um Drosendorf usw., so daß sich die Anzahl der Stationen ungefähr verdoppelt. Der Grund hiefür liegt im starken Bevölkerungszuwachs, der die Leute der bemalten Keramik nötigte, auch schon unfruchtbarere Landstriche (das steinige Plateau um Etzmannsdorf, Wanzenau, Wolfshof usw.) zu besiedeln. Die Vorliebe für Höhensiedlungen ist jedoch nicht bloß ein Charakteristikum der Malstufe, sondern findet sich in gleicher Weise bereits bei den Linearkeramikern (Eichberg, Königsberg, Vitusberg). Die Höhen bildeten offenbar Wart- und Wachstationen für die Neolithiker der Niederungen.

Obige Siedlungsumstände und die augenscheinlich starke Bevölkerungszunahme machen unbedingt einen friedlichen Eindruck, zeigen keine Störungen und unterscheiden sich sichtlich von den unsteten Zeiten des folgenden Jungneolithikums.

Archäologische Studien in China.

Von Dr. J. G. Andersson, Peking.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Leonhard Franz, Wien.

Mit einem Nachtrage von Dr. Leonhard Franz.

(Mit 18 Abbildungen im Text.)

Der schwedische Geologe J. G. Andersson ist seit einigen Jahren im Dienste der chinesischen Regierung tätig. Außerdem aber betreibt er mit schwedischer Unterstützung eine ausgedehnte Sammler- und Forschertätigkeit auch außerhalb seines eigentlichen Faches. Eine Frucht davon ist ein Aufsatz, Arkeologiska studier i Kina, in der Zeitschrift Ymer, 1923, S. 189—247, den wir hier in verkürzter Übersetzung bringen. Für die freundliche Erlaubnis, den Aufsatz ins Deutsche übertragen zu dürfen, und für die Überlassung der Bildstöcke sei dem Schriftleiter des Ymer, Prof. Gunnar Andersson, Stockholm, auch an dieser Stelle bestens gedankt. Der Übersetzer.

Noch vor wenigen Jahren war unsere Kenntnis über das Vorkommen von Steingeräten in China sehr gering. Berthold Laufer, sicherlich der kritischeste Forscher auf dem Gebiete der chinesischen Altertumskunde, gab 1912 im Einleitungskapitel zu seiner Arbeit „Jade. A Study in Chinese Archaeology and Religion" (Field Mus. of Nat. Hist. Publ. 154, Chicago 1912) eine Übersicht, was damals über diesen Gegenstand bekannt war. Laufer selbst kannte bloß einige wenige Steinartefakte und auch die von anderen Verfassern erwähnten Funde sind nicht zahlreich (mit Ausnahme von Coggin Brows Aufsammlungen in Yünnan). Laufer ist der Meinung, daß die Steingeräte, die seiner Vermutung nach in China bloß selten auftreten, nicht von einer frühchinesischen Kultur herrühren, sondern entweder von Volksstämmen, die das Land vor den Chinesen bewohnten, oder von barbarischen Nachbarvölkern, die zu der Zeit, als das chinesische Reich schon eine weit höhere Kultur besaß, noch in einer Steinzeitkultur lebten. Was die Chinesen selbst betrifft, scheint sich Laufer der allgemeinen Auffassung anzuschließen, daß sie ein eingewandertes Volk seien, das bei seiner Ankunft in seine gegenwärtigen Sitze schon die Verwendung von Metall kannte. 1914 und 1915 veröffentlichte der japanische Archäologe Torii zwei Arbeiten [1]), in denen er über seine umfassenden Untersuchungen auf Fundplätzen von Steingeräten und zu ihnen gehöriger Keramik in der östlichen Mongolei und südlichen Mandschurei Bericht erstattet.

Diese Arbeiten haben unsere Kenntnisse außerordentlich erweitert, besonders was die in dem erwähnten Gebiete auftretenden Typen von Steingeräten betrifft. Nach Toriis Anschauung stammen diese von den Tung Hu, den Vorvätern der heutigen Mongolen. Er ist der Meinung, daß die Funde zum Teile nicht vorgeschichtlich seien, da er Bronzegegenstände und sogar Münzen der Han-Dynastie zusammen mit seinen Steingeräten gefunden haben will. Ich selbst habe bis jetzt niemals Metall auf den von mir untersuchten Wohnplätzen getroffen, obwohl ich

[1]) Populations primitives de la Mongolie Orientale. Journal of the College of Science, Tokyo Imperial University. Vol. XXXVI, art. 4. 1914.

Populations préhistoriques de la Manchurie Méridionale. Ibid. XXXVI, art. 8. 1915.

einmal sogar in der selben Gegend arbeitete, wo Torii gegraben hatte. Wenn man auch Toriis wertvolle Pionierarbeit voll anerkennt, so muß doch hervorgehoben

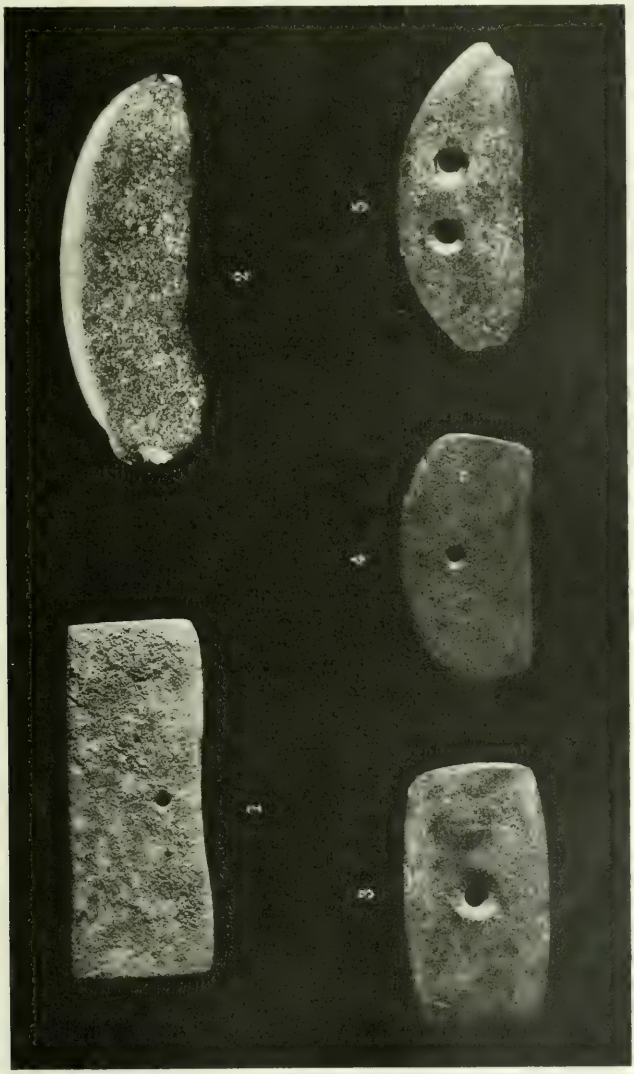


Abb. 1. Steinerne Messer.

werden, daß seine Beschreibungen keinerlei topographische und stratigraphische Angaben bieten, weshalb es äußerst schwer ist, zu einem sicheren Urteile über die

von ihm gehobenen geschlossenen Funde zu kommen. In einer 1922 erschienenen chinesisch geschriebenen Arbeit „Lapidarium Sinicum" spricht ihr Verfasser, H. C. Chang, Ansichten aus, die mit denen Laufers und Toriis übereinstimmen und wahrscheinlich von diesen auch in gewissem Grade beeinflußt sind.

Zu der Zeit, da ich meine Arbeiten begann, war also die herrschende Auffassung die, daß die in China und in den angrenzenden Ländern gefundenen Steingeräte nicht chinesischen Ursprungs seien, sondern entweder von vorchinesischen Völkern herrührten oder von Barbarenstämmen, die unter den ersten Dynastien auf einem neolithischen Kulturzustande an den Grenzen des wachsenden chinesischen Reiches lebten. Die erste Aufsammlung von Steingeräten gelangte 1919 durch T. O. Chu, einem jungen chinesischen Geologen, in meine Hände; sie stammt aus den Grenzgebieten zwischen der östlichen Mongolei und der südlichen Mandschurei, also aus den selben Gegenden, in denen Torii gesammelt hatte. Später bekam ich weiteres Material aus verschiedenen Gegenden des nördlichen China. Gegenwärtig umfaßt meine Sammlung mehr als 2000 Nummern, darunter Typen, die teils vom europäischen Neolithikum her wohlbekannt sind, teils solche, die für Ostasien eigentümlich zu sein scheinen. Ich will mich hier zunächst nur mit einem Typus beschäftigen, der für meine Zwecke gewisse interessante Vergleichsmöglichkeiten bietet.

Es handelt sich um halbmondförmige oder auch rechteckige Messer, ein, wie es scheint, für die Mongolen charakteristisches Gerät (Abb. 1). Von Europa sind mir bloß halbmondförmige Flintsägen aus dem nordischen Neolithikum bekannt, die der Form nach jenen asiatischen Stücken an die Seite gestellt werden könnten. Die erwähnten Messer bestehen aus Grünstein, Schiefer oder Sandstein, haben eine gerade Schneide und einen verdickten, geraden oder bogenförmigen Rücken, an dem das Messer gefaßt wurde. Torii hat solche Messer in großer Zahl getroffen und ich besitze in meiner Sammlung sehr schöne Exemplare, teils aus dem nördlichen China, teils aus der Provinz Honan. Torii hat darauf aufmerksam gemacht, daß ähnliche Steinmesser auf alten Wohnplätzen im nordasiatischen Tschutschengebiete ebenso wie bei den nordamerikanischen Eskimos vorkommen. Messer vom selben Typ, jedoch aus Eisen, sind auch heute noch bei diesen arktischen Völkern in Verwendung. Dieser Typ lebt in gleicher Weise auch bei der nordchinesischen Bevölkerung fort. Im nördlichen Teile der Provinz Chihli, wo Mohrhirse (Andropogon sorghum) in großer Ausdehnung gepflanzt wird, verwendet man eine halbmondförmige, rechteckige oder trapezoidale Klinge aus Eisen zum Abschneiden der Ähren. Dieses Eisenmesser ist mit zwei Löchern versehen, ganz so wie die mandschurischen Steinmesser. Der Rücken des eisernen Messers ist umwickelt mit Zeug oder Leder, welches mittels einer Schnur, die durch die zwei Löcher läuft, festgehalten wird (Abb. 2, 1 bis 3). Später habe ich gefunden, daß solche Eisenmesser auch in anderen Teilen des Landes in Verwendung stehen. So erhielt ich aus Loyang (Honan) einige größere, unregelmäßig rechteckige Eisenklingen mit zwei Löchern. Es steht wohl außer Zweifel, daß diese modernen Eisenmesser Nachkommen der halbmondförmigen oder rechteckigen Steinmesser sind. Diese müssen, da sie bei arktischen Stämmen in Asien und Amerika vorkommen, ein uraltes Erbe von den noch ungeteilten mongolischen Stämmen sein, also noch über die Zeit zurückreichen, da eine mongolische Gruppe den Behringsund überschritt. Mit diesen jungen Derivaten der Steinmesser wollen wir uns hier nicht länger aufhalten, nur eine merkwürdige Erscheinung sei noch kurz berührt.

Jedem, der Peking besucht hat, ist wohl ein Zug in dem malerischen Straßenleben aufgefallen, nämlich die wandernden Kaufleute, die die Aufmerksamkeit der

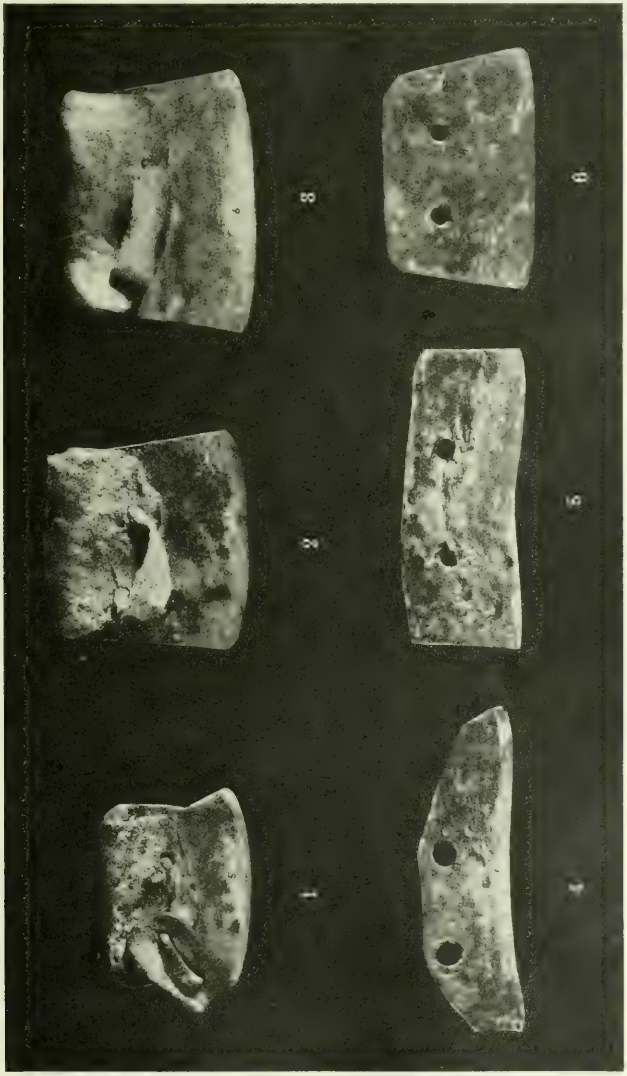


Abb. 2. Eisenmesser (1/3 mit Ledergriff).

Käufer mit Hilfe verschiedenartiger musikalischer Instrumente auf sich zu ziehen versuchen. Der Tuchhändler schwingt an einem Holzgriffe eine kleine Trommel, an der

mit kurzen Schnüren zwei Kugeln befestigt sind, der Limonadenverkäufer klirrt mit zwei Messingschalen, der Raseur mit einer riesengroßen Stimmgabel usw. Der Scherenschleifer, der mit seinem Schleifsteine herumzieht, verwendet entweder eine

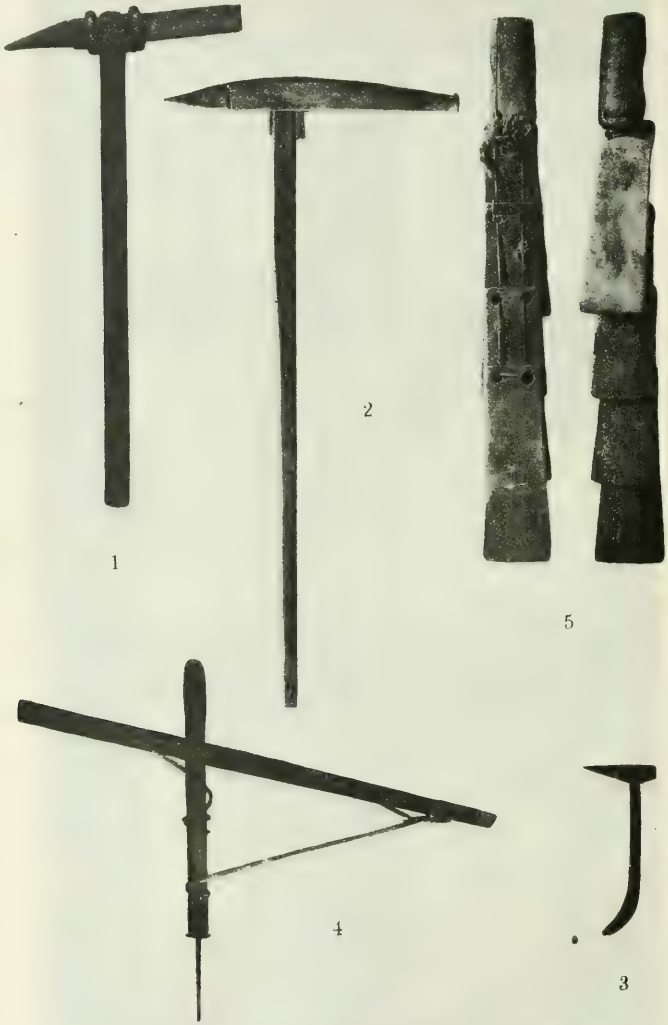


Abb. 3. 1—4: Moderne chinesische Tischlerwerkzeuge. 5: Rassel der Scherenschleifer.

Trompete oder ein merkwürdiges Instrument, das aus vier rechteckigen Eisenplatten besteht, von denen jede an einer Schmalseite zwei Löcher trägt. Durch diese Löcher läuft eine Schnur, welche die Eisenplatten lose mit einem Griffe aus Holz zusammen-

hält (Abb. 3, 5). Wenn dieses Instrument rhythmisch in Bewegung gesetzt wird, entsteht ein eigentümlicher, metallischer Laut. Um die Entstehung des Instrumentes zu erklären, müssen wir einen Augenblick zu den rechteckigen Erntemessern zurückkehren. Unter diesen gibt es nämlich auch eine Art, die außerordentlich hoch und etwas trapezoidal ist. Die Teile der erwähnten Scherenschleiferrassel waren offenbar zunächst nichts anderes als vier solcher Messer. Diese Erklärung wurde für mich evident, als ich eines Tages einen Schleifer traf, dessen Instrument aus ausgesprochenen Messern bestand: die vier Eisenplatten besaßen richtige, scharfgeschliffene Schneiden. Der Mann selbst wußte nicht, warum die einzelnen Platten mit einer Schneide versehen waren. Er erklärte bloß, das sei so alte Sitte. Wir haben es hier

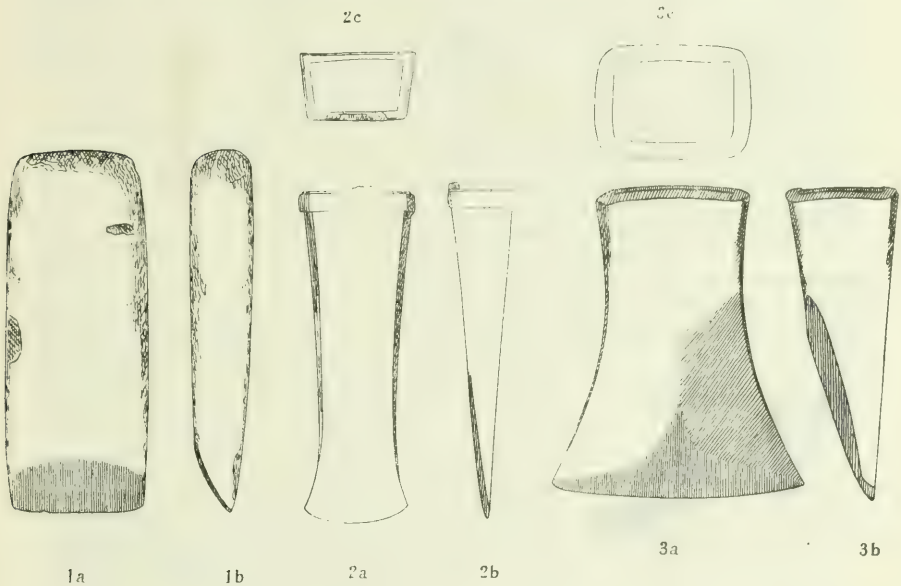


Abb. 4. Chinesische Querbeile aus Stein (1), Bronze (2) und Eisen (3).

ohne Zweifel mit einer Einrichtung zu tun, die einmal sinnvoll war, deren ursprüngliche Bedeutung jedoch heute den Leuten nicht mehr klar ist.

Die Entdeckung, daß die Rassel des chinesischen Scherenschleifers wahrscheinlich ein Nachkomme des rechteckigen Steinmessers ist, war für mich die Veranlassung, verschiedene moderne chinesische Werkzeuge zu untersuchen und ich fand bald verschiedene mit primitiven Zügen, die man auf uralte Vorbilder zurückführen kann. Besonders lehrreich in dieser Beziehung sind Tischlerwerkzeuge. So ist z. B. der Bohrer (Abb. 3, 4) eine Abart des Bogenbohrers, der bei verschiedenen Primitiven heute noch vorkommt.

Ein anderes merkwürdiges Gerät, das von den Tischlern und Zimmerleuten in Chihli und Honan und wahrscheinlich auch in vielen anderen Gegenden Chinas verwendet wird, heißt p e n. Es ist eine Queraxt, und zwar eine Tüllenaxt, gewöhnlich von bedeutender Größe. Solche Äxte aus Eisen haben gegenwärtig eine weite Ver-

breitung. Sie kommen bei den Shanstämmen in Südwestchina ebenso vor wie in Sibirien und in manchen Gegenden Afrikas. Bronzene Tüllenäxte kennen wir aus chinesischen Grabfunden. Sie sind im allgemeinen sehr einfach im Vergleich zu den oft prachtvollen Stücken dieser Art aus Europa.

Abb. 5. Angenommene Schäftung eines Querbeiles aus Stein.

Unter den chinesischen Tüllenäxten aus Bronze gibt es eine Art (Abb. 4, 2), die auffallend dem modernen p e n aus Eisen gleicht, und die letztere geht zweifellos auf die erstere zurück. Die Ähnlichkeit ist eine schlagende, wenn wir davon absehen, daß die Bronzeaxt schlanker und länger ist. M o n t e l i u s hat die Entwicklungsreihe von der einfachen Steinaxt des Neolithikums bis zu den zierlich geformten und reich geschmückten Tüllenäxten der Bronzezeit beschrieben. Eine solche typologische Reihe besitzen wir aus China noch nicht, aber ich darf wohl auf einen Typus einer Steinaxt (Abb. 4, 1) hinweisen, der, nach der Form zu urteilen, das Vorbild für die chinesischen Tüllenäxte gewesen sein kann.[1])

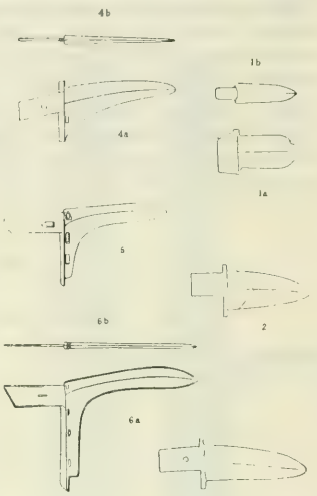


Abb. 6. Entwicklung des chinesischen Dolchstabes (1 aus Stein, die übrigen aus Kupfer und Bronze).

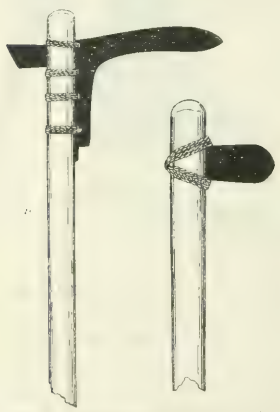


Abb. 7. Angenommene Schäftung eines Dolchstabes aus Bronze (*b*) und aus Stein.

Zwischen den europäischen Tüllenäxten und der Mehrzahl der chinesischen gibt es einen Unterschied. Die europäischen sind in der Regel so geschäftet gewesen, daß Schneide und Axtstiel parallel standen. Die chinesische Axt dagegen ist eine Queraxt, Schneide und Stiel stehen in rechtem Winkel zu einander. Queräxte sind auch die meisten bronzenen Tüllenäxte (Abb. 4, 2 u. 3). Zusammen mit zahlreichen Steinäxten von verschiedenen Formen tritt in China sehr häufig ein unsymmetrisches, oft schwach gebogenes, meißelförmiges Steingerät auf, dessen Schäftung aus Abb. 5 hervorgeht. Es scheint, daß man in China im Gegensatz zu Europa eine ausgeprägte Vorliebe für Queräxte gehabt hat.[2])

[1]) In Europa geht die Entwicklung bekanntlich von der Flachaxt aus Stein über die Flachaxt aus Kupfer, die die erstere nachbildet, weiter über die Randleistenaxt zur Lappenaxt, deren Lappen dann im oberständigen Stadium zur Tülle zusammenwachsen. Auf keinen Fall wird die Tüllenaxt in China u n m i t t e l b a r aus der steinernen Flachaxt hervorgegangen sein. Anm. des Übersetzers.

[2]) Auch im Neolithikum Europas, und zwar in verschiedenen Kulturkreisen, gibt es Queräxte; es scheint sich da um ausgesprochene Ackerbaugeräte zu handeln. Bronzene Tüllenmeißel sind nur hie und da mit Querschäftung versehen gewesen. Anm. des Übersetzers.

Unter den chinesischen Waffen gibt es eine, die, soweit mir bekannt, nicht mehr verwendet wird, aber scheinbar eine Lieblingswaffe der Bronzezeit war. Die in Frage stehende Waffe wird von den Chinesen k o' genannt und gewöhnliche Wörterbücher geben an, daß es eine Art Speer sei. Die grundlegende Frage für das Verständnis der Waffe ist die, wie sie geschäftet war. S h e t e l i g hat in seinem Aufsatze über Munthes Sammlung chinesischer Kleinbronzen (Vestlandske Kunstindustrimuseums Aarbog. 1913—1917, S. 10) dieses k o' mit dem Dolchstabe der frühen europäischen Bronzezeit verglichen und es ist klar, daß die typische Form, wie sie auf Fig. 6 zu sehen ist, einen solchen Vergleich unterstützt. Doch ist es bemerkenswert, daß in dem altertumskundlichen Werke Chin Shih So (Untersuchungen über Metalle und Stein) der Brüder Feng die Abbildung einer Skulptur der Han-Dynastie zu finden ist, die einen Mann mit einer Waffe zeigt, welche in der Beschreibung k o' genannt wird und einem solchen außerordentlich gleicht, aber wie ein Speer oder eine Hellebarde geschäftet ist. Ich habe mich an Herrn P. L. Y u n, meinen Assistenten bei der später zu beschreibenden Grabung, mit der Bitte um Auskunft gewendet und er ist nach eingehendem Studium der Frage zu der Auffassung gekommen, daß es z w e i Arten von Waffen gab, die eine eine Hellebarde, abgebildet in Chin Shih So, die andere das hier erörterte k o', eine Art Dolchstab, der so, wie Abb. 7 es zeigt, geschäftet war. Daß diese Bronzewaffen, von denen einige Stücke in Abb. 6 wiedergegeben sind und die oft in Gräbern der ersten Dynastien angetroffen werden, wirklich so geschäftet waren, wird erhärtet durch die Tatsache, daß der archäische Typ des Schriftzeichens k o', der oft auf Bronzegefäßen der ersten Dynastien zu lesen ist (s. Abb. 8, obere Reihe), unzweideutig das Bild eines Dolchstabes darstellt. Die Ähnlichkeit zwischen diesen frühen Piktogrammen und Abbildungen des europäischen Dolchstabes, wie er auf den ligurischen Felszeichnungen erscheint, ist auffallend. Es braucht aber wohl kaum betont zu werden, daß diese Ähnlichkeit zwischen chinesischen und italischen Bronzezeitbildern bloß als Parallelismus in der Kunst dieser entlegenen Zeit und auf keine Weise als ein Beleg für die Zusammengehörigkeit der chinesischen und der europäischen Dolchstäbe aufzufassen ist. Übrigens besitzen ja auch die ligurischen Felszeichnungen gewisse Züge, die von dem archäischen Charakter k o' abweichen, und aus Gründen, auf die ich später noch zu sprechen kommen werde, möchte ich das chinesische k o' als autochthon ansehen.

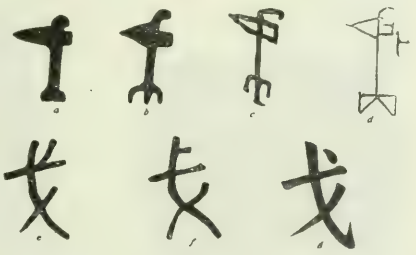


Abb. 8. Entwicklung des Zeichens ko'.
a d aus Inschriften auf bronzenen Gefäßen und Waffen, *e, f* Übergangsformen zum modernen Zeichen (*g*).

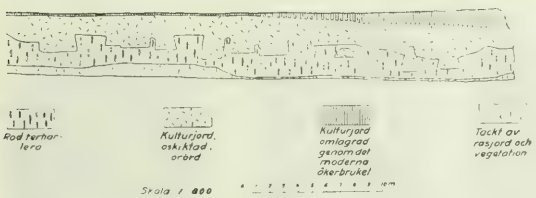


Abb. 9. Teil des Profiles durch die Yang Shao-Siedlung.

Shetelig hat in dem erwähnten Aufsatze die Meinung ausgesprochen, daß die Dolchstäbe Chinas und Europas auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen. Doch unterscheiden sich die europäischen Dolchstäbe sowohl nach der Form als auch nach der Art der Schäftung von den chinesischen. In der Auffassung, daß das chinesische ko' wahrscheinlich ein autochthon ostasiatischer Typ ist, bestärkt mich der glückliche Fund eines sicheren, wenn auch äußerst primitiven ko' aus Stein (Abb. 6, 1, mit angenommener Schäftung Abb. 7, a) im nördlichen Chihli, das ein ursprünglicheres Stadium als die bisher bekannten entsprechenden Bronzestücke aus der Zeit der ersten Dynastien darstellt.

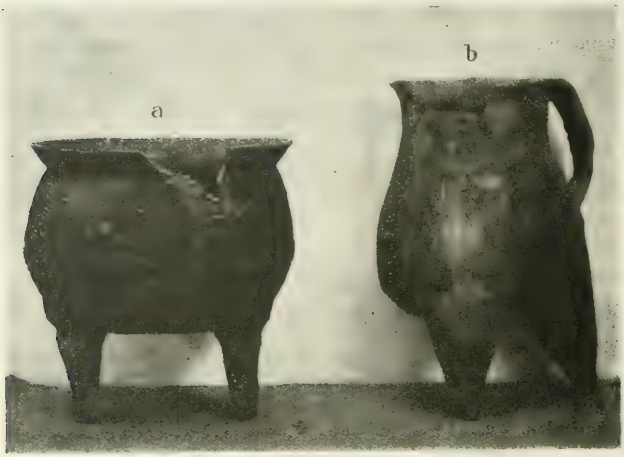


Abb. 10. a) Tönerner Ting-Dreifuß. b) Tönerner Li-Dreifuß.

Die bisher behandelten Geräte konnten mehr oder weniger sicher auf Vorbilder aus Stein im nördlichen China zurückgeführt werden. Der Zusammenhang zwischen Steinartefakten und späteren, ja selbst modernen Geräten führt weiter auf die Frage: Protochinesisch oder barbarisch? Um eine Beantwortung versuchen zu können, muß ich zunächst über eine von mir durchgeführte Grabung berichten.

Abb. 11. Tönerne Li-Dreifüße (c ein Mittelding zwischen Typus li und ting).

Es handelt sich da um einen Wohnplatz bei Yang Shao Tsun in der Provinz Honan. Den ersten Antrieb zu unserer archäologischen Arbeit an diesem Platze bildete ein reicher Fund, der von den Einwohnern eines einzigen Dorfes zusammengekauft war. Er bestand aus mehreren hundert Steingeräten, meist Äxten und Meißeln. Eine Siedlung mußte sich also irgend wo in der Nähe dieses Dorfes befinden und ich suchte eifrig nach einer Gelegenheit, eine Untersuchung vornehmen zu können.

Die in Frage stehende Gegend kannte ich sehr gut von einem Besuche, den ich früher zu ganz anderem Zwecke gemacht hatte. Hier befanden sich nämlich seit 1918 einige der ergiebigsten Fundplätze für pliozäne Säugetiere. Die plateauartige Landschaft wird von zahlreichen Einschnitten durchzogen, in denen unter der Lößdecke fossilführende tertiäre Tone zugänglich sind. In diesen Einschnitten im Löß hatte man schon früher einige der seltenen Lößfossile, z. B. Zähne jener Elefantenart, die für den Löß bezeichnend ist (wahrscheinlich Elephas namadicus), gefunden. Dort gelang es mir auch, eines der Rätsel der Paläontologie Chinas zu lösen. Ich konnte nämlich feststellen, daß die außerordentlich großen Eier einer ausgestorbenen Straußenart, die in zahlreichen Exemplaren unter dem Namen Struthiolithus chersonensis bekannt sind, die aber bis jetzt jeder Bemühung, ihr Muttergestein ausfindig zu machen, getrotzt hatten, mit Sicherheit aus dem echten primären Löß stammen und sogar als dessen Leitfossil betrachtet werden können.

Wenn diese Gegend also außerordentlich reich an Resten tertiären und quartären Lebens ist, so gilt das nicht minder in Bezug auf historische Denkmäler. Mien Chih Hsien, der Distrikt der Provinz Honan, um den es sich hier handelt, liegt an dem bedeutenden, uralten Wege zwischen Loyang im Osten und Sianfu im Westen, den zwei Brennpunkten des staatlichen und kulturellen Lebens unter den Dynastien Chou und Han. Die Berge, die die Mien Chih-Ebene umgeben, sind bekrönt mit Tempeln und alten Festungsanlagen. Wenn man von der Distriktsstadt nach Yang Shao Tsun wandert, führt der Weg vorbei an Hunderten von schönen und reich mit Inschriften versehenen Denkmälern, die zur Erinnerung an bedeutende Männer errichtet worden sind. Man kann sich kaum eine an Altertümern im weitesten Sinne des Wortes reichere Umrahmung für den imposanten Wohnplatz einer vergangenen Zeit, der uns nun hier beschäftigen soll, denken.

In der Wand eines Weges, der von der Stadt Mien Chih nördlich nach Yang Shao Tsun führt und im Löß eingeschnitten ist, sah ich im April 1921 ein interessantes Profil. Über rotem tertiären Ton als Liegendem fand ich eine deutlich begrenzte Schicht, die aus lockerer Erde bestand und voll mit Asche und Tonscherben war. Es schien mir nicht unwahrscheinlich, daß die früher erwähnten Steinartefakte aus dieser Schicht stammen könnten. Bald fand ich auch an ihrem Boden einen feinen, auf rotem Grunde schwarz bemalten Tonscherben. Weitere Funde folgten rasch nach und es wurde mir klar, daß wir es hier mit einer mächtigen, fundreichen Kulturschicht zu tun hatten. Im Herbst 1921 erhielt ich die Erlaubnis zur Ausgrabung, die vom Oktober bis zum Dezember währte.

Der Yang Shao-Wohnplatz dehnt sich vom südlichen Teile des Dorfes hauptsächlich nach Süden aus und wird durch zwei tiefe Einsenkungen im Lößplateau begrenzt. In südlicher Richtung erstreckt er sich über 960 *m*, in ostwestlicher über 480 *m*. Der nördliche Teil des Wohnplatzes ist weniger ergiebig an Funden, während die südliche Hälfte aus einer reicheren Kulturschicht besteht, deren Mächtigkeit zwischen einem und fünf Metern schwankt. Zum Vergleiche sei darauf hingewiesen, daß die Kökkenmöddinger Dänemarks bei einer Breite von 5 bis 6 *m* und einer Länge von 100 bis 300 *m* eine Mächtigkeit zwischen 1 und 3 *m* besitzen. Von den Anau-Kurganen ist der nördliche 100 *m* lang. Die Höhe dieser Hügel beträgt 10 bis 15 *m*, sie stellen allerdings das Ergebnis der Kulturablagerung einer längeren Zeit dar. Der Yang Shao-Wohnplatz gehört dagegen einer einzigen Periode an, die zudem wahrscheinlich nicht sehr lang war, was daraus zu schließen ist, daß die selben Artefakte gleichmäßig durch die ganze Kulturschicht verteilt waren.

Die Kulturschicht war durch ihre lockere Zusammensetzung, ihre graue Farbe und ihren Reichtum an keramischen Einschlüssen leicht vom Liegenden zu unterscheiden und ihre Grenze nach unten ist außerordentlich scharf. Schwerer war es schon, von Fall zu Fall festzustellen, ob die Kulturschicht durch spätere Eingriffe gestört worden war. Ein in der Schicht in beträchtlicher Tiefe angetroffener glasierter Tonscherben, der höchstens aus der Sung-Zeit stammen kann, mahnte sowohl bei der Grabung als auch später bei der Diskussion der Funde zu äußerster Vorsicht.

In der Kulturschicht sind an vielen Stellen deutlich begrenzte, scharfwinkelige Einsenkungen, die bis in den roten Tertiärton gehen, zu beobachten. Diese Gruben die im Grundriß kreisförmig sind, messen 1·9 bis 2·8 *m* im Durchmesser und ihre gegenwärtige Tiefe wechselt zwischen 0·5 und 1·9 *m* (Abb. 9). Es können keine Gräber sein, da keine Spur von menschlichen Knochen darin gefunden worden ist. Ihre Füllung besteht aus der gewöhnlichen Erde der Kulturschicht mit Tonscherben und anderen Artefakten. Vielleicht handelt es sich um Wohngruben oder noch eher um Kellergruben, wie solche z. B. Forrer, Reallexikon (s. v. Achenheim, Kellergruben, Stützheim, Wohngruben) von neolithischen Siedlungen im Elsaß beschreibt.

Unter den Artefakten von dem hier in Frage stehenden Platze ist in erster Linie zu nennen eine große Anzahl von Steinäxten verschiedener Form und Größe; es sind ausschließlich Flachäxte. Nicht gering ist die Zahl von Queräxten und Meißeln der früher beschriebenen Art. Die größten dieser Queräxte dürften als Ackerbaugeräte in Verwendung gestanden haben. Auf Kenntnis des Ackerbaues deuten auch die gefundenen Spinnwirtel aus Stein und Ton; Schnurabdrücke auf vielen Tongefäßen beweisen das Vorhandensein von Textilgewächsen. Von diesem Wohnplatze stammen ferner zahlreiche Bruchstücke sowie ein ganzes Exemplar von den früher besprochenen rechteckigen Steinmessern, die hier, wie es scheint, in einer Lokalabart, mit einem einzigen Loche versehen, auftreten (Abb. 1, 1). Selten sind flache, breite Steinringe, wie ich solche in größerer Zahl in einer Höhle in der Provinz Fengtien (südl. Mandschurei) zusammen mit ähnlichem Inventar wie von unserem Wohnplatze gefunden habe; dagegen sind Ringe (meist Armringe) mit dreieckigem Durchschnitte häufig. In verschiedenen Formen treten Pfeilspitzen aus Schiefer auf, aber auch solche aus Knochen und sogar aus Muschelschalen. Aus Bein und Horn sind verschiedene spitzige Gegenstände verfertigt, wie Nähnadeln und Pfriemen. Interessant sind auch ein paar Bruchstücke von Hirschhornäxten, die denen aus den dänischen Kökkenmöddingern sehr ähneln. Schließlich gibt es noch Mahlsteine.

Die größte Masse der Funde bestand aber aus Tongefäßscherben. Vollständige oder auch nur halbwegs ganze Gefäße sind selten, doch konnten wir in vielen Fällen die Gefäße aus den Scherben wieder aufbauen. Das Material kann man in zwei Gruppen einteilen. 1. Grobe, graue oder graubraune Scherben mit eingedrückten oder eingeritzten Ornamenten. Die Mehrzahl dieser Gefäße ist handgemacht, bei einigen aber kann man vermuten, daß sie auf der Drehscheibe gearbeitet sind. Sicher auf der Drehscheibe geformt ist eine kleine Zahl äußerst dünnwandiger Gefäße. Die handgemachten Gefäße sind meistens auf einer Unterlage aus Zeug oder Mattengeflecht hergestellt und diese Unterlage hat vielfach im Ton Abdrücke hinterlassen. 2. Sehr feine Tongefäße, die durch Brennen oft rot gefärbt sind. Die Mehrzahl dieser Gefäße trägt auf dem roten Untergrunde schwarze Muster. In seltenen Fällen ist zusammen mit der schwarzen Farbe auch noch Weiß und Rot verwendet

worden. Einige der charakteristischen Formen sollen später noch eingehender beschrieben werden.

Was die Frage nach der zeitlichen Stellung des Yang Shao-Wohnplatzes betrifft, so kann man ohne weiteres sagen, daß er einen neolithischen Eindruck macht. Niemals habe ich auch nur die Spur von einem Metallgegenstande getroffen. Eine Art grüner, leichter, poröser Schlacke, die sich fast überall in der Kulturschicht vorfand und zunächst die Vermutung aufkommen ließ, daß es sich um einen von Metallbearbeitung herrührenden Abfall handelte, stammt von der Tätigkeit des Töpfers her. Den Beweis hiefür erbrachte ein Fundstück, das an einem Ende ein Tongefäß war, während das andere Ende aus jener formlosen porösen Schlacke bestand. Ein topographischer Zug, der für das hohe Alter des Wohnplatzes spricht, sind die tiefen Einschnitte im Boden, die, wie später gezeigt werden soll, entstanden sind, nachdem der Wohnplatz bereits verlassen war. Diese Tatsachen sowie andere (z. B. das Fehlen von Schrift) deuten auf das Neolithikum.

Unter den Tongefäßen von Yang Shao Tsun erscheinen Dreifüße charakteristischer Form (Abb. 10 u. 11), die sich an jene bronzenen Dreifüße anschließen, welche unter den ersten Dynastien, besonders Chou, häufig waren. Es wäre vielleicht zunächst naheliegend, diese Dreifüße als Leitfossil für die Chou-Dynastie anzusehen, auf jeden Fall für frühe geschichtliche Zeit, und den Yang Shao-Wohnplatz einem Volke zuzuweisen, das ohne Kenntnis von Metall während der Chou-Periode lebte. Ich kann mich jedoch zu einer solchen Ansicht nicht bequemen, da wir wissen, daß die Chou-Dynastie bereits in ein spätes Stadium der chinesischen Bronzezeit fällt, in der ein Volk auf der offenen Honan-Ebene, am Hauptwege von Loyang nach Westen, kaum auf einer reinen Steinzeitstufe stehen bleiben konnte. Ich glaube vielmehr, daß unser Fund der Übergangszeit vom Neolithikum zur Metallzeit angehört.

Ohne Zweifel werden die Altersfrage erst weitere, genaue Untersuchungen lösen können. Aber schon jetzt ist es offensichtlich, daß wir es mit einem Kulturstadium zu tun haben, das so reich vertreten ist und sich von den anderen bereits bekannten Stadien so scharf abhebt, daß wir es mit einem eigenen Namen bezeichnen dürfen. Ich möchte daher einfach die Bezeichnung Yang Shao-Kultur vorschlagen. Ich kenne bereits mehrere andere, noch nicht näher untersuchte Wohnplätze, die diese Kultur vertreten, nicht bloß in Honan, sondern auch im nördlichen Shansi. Hieher gehört unter anderem eine Höhle bei Sha Kuo Tun in der Provinz Fengtien.

Neben der Frage nach der zeitlichen Stellung der Yang Shao-Kultur erhebt sich die weitere Frage nach ihrer ethnologischen Zuteilung: Ist sie protochinesisch oder barbarisch? Es läßt sich leicht zeigen, daß sie in ihren allgemeinen Zügen chinesisch ist. Das Einzige, was möglicher Weise gegen eine solche Auffassung sprechen könnte, ist die Sitte, die Toten in den meisten Fällen mit dem Kopfe nach Südost zu begraben. Die von uns anderwärts gehobenen Skelette lagen alle auf dem Rücken, in verschiedener Richtung orientiert, doch meist nach Südost. Heute begraben die Chinesen, so weit mir bekannt ist, ihre Toten mit dem Kopfe nach Norden, doch gibt es Ausnahmen von dieser Regel. — Alle auf dem Yang Shao-Wohnplatze gefundenen Tierknochen stammen vom Schweine; die Häufigkeit von Schweineknochen ist geradezu verblüffend. Die Hauer wurden zur Herstellung von Pfeilspitzen und Schmuckstücken verwendet. Die Art des hier auftretenden Schweines ist noch nicht festgestellt, aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich aber um ein zahmes Schwein. Schweinefleisch ist auch heute noch die Lieblingsnahrung der Chinesen dagegen fast unbekannt bei den Mongolen. — Die früher erwähnten Ton-Tripoden

waren sichtlich Kochgefäße, da sie vielfach noch eine Kruste von Ruß an der Außenseite tragen. Ein ähnliches Tongefäß mit kürzeren Beinen wird noch heute von den Chinesen verwendet. Noch bedeutungsvoller ist aber die Tatsache, daß es unter den Bronzegefäßen der frühen Dynastien eine sehr berühmte Gattung, t i n g genannt, gibt (Abb. 12, 2, 3), deren Form dem hier in Frage stehenden Dreifuße sehr nahekommt. Diese Bronzegefäße sind mit zwei Handgriffen versehen und tragen oft reichen ornamentalen Schmuck, was bei den Yang Shao-Dreifüßen nicht in dem Maße vorkommt.

Ein für die Datierung wichtiges Gefäß konnten wir aus den Scherben wieder aufbauen. Es ist ein tönerner Dreifuß, der schlagende Übereinstimmung mit einem ebensolchen, vermutlich aus der Chou-Zeit stammenden, bei Laufer, Chinese Pottery of the Han Dynasty, Taf. 1 und 2, abgebildeten zeigt. L a u f e r hat in der erwähnten Arbeit die nahe Verwandtschaft dieser tönernen Dreifüße mit bronzenen Dreifüßen des Typus l i der Chou-Dynastie dargelegt. (Abb. 12 zeigt in der Mitte einen tönernen Dreifuß von Yang Shao, rechts und links Bronze-Tripoden, angeblich aus der Chou-Zeit.) Die Yang Shao-Tripoden des Typus li bilden eine Gruppe für sich durch ihre verhältnismäßig bedeutende Höhe (Abb. 10 b und 11 a, b) sowie durch das Auftreten eines Henkels. Im großen und ganzen stimmen diese Yang Shao-Tripoden mit Laufers Tondreifuß sowie mit den von ihm und von mir abgebildeten li aus Bronze überein, so daß wir auch den in der Yang Shao-Kultur vorkommenden hohen Typ zur Gruppe li rechnen dürfen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß es in der Yang Shao-Kultur auch niedrige Exemplare solcher Tripoden gibt.

Herr Yuan hat mich auf eine archäische Form des Schriftzeichens li, das ein unter der Chou-Dynastie verwendetes Gefäß bezeichnen soll, aufmerksam gemacht (Abb. 13): Dieses Piktogramm ist ein Bild des Bronze-Tripoden li! Wir haben also hier einen Zusammenhang zwischen den Dreifußgefäßen der Yang Shao-Kultur und der frühen Dynastien, der auch durch eine archäische Form des Schriftzeichens li, das den niedrigen frühgeschichtlichen Typ dieser Tripoden darstellt, bezeugt wird. Vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Funde ebenso wie Reihen von Schriftzeichen aus verschiedenen Zeiten deuten daher in die selbe Richtung, mit anderen Worten, die Träger auch der Yang Shao-Kultur waren Chinesen.

Die gehobenen Skelette sind noch nicht so weit untersucht, daß sie in der Diskussion verwendet werden könnten. Doch hat sich bis jetzt bereits das eine herausgestellt, daß die Schädel mit denen der heutigen Chinesen vieles gemeinsam haben. Persönlich bin ich der Meinung, daß das Yang Shao-Volk als die Vorfahren der heutigen Chinesen zu betrachten ist, auf jeden Fall als eine Rasse, die nahe Verwandtschaft aufweist mit dem komplexen anthropologischen Agglomerat, das heute unter der Bezeichnung Chinesen geht.

Über die früher behandelten Dreifußgefäße wäre noch einiges zu bemerken. Die Tripoden von Yang Shao Tsun sind in einfacher Weise verziert, die Ting-Tripoden z. B. tragen ein kunstloses Muster aus Fingereindrücken. Diese anspruchslosen Muster sind auf den frühhistorischen Bronzegefäßen durch eine reiche und eigenartige Ornamentik aus Spiralen und Mäandern ersetzt worden. Zu diesen geometrischen Mustern gesellt sich mitunter eine „reiche Symphonie aus Tiermotiven", um einen Ausdruck Rostovtzeffs zu gebrauchen. Wie dieser Zierstil aufgekommen ist, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Zum großen Teile besteht er wohl aus fremden Elementen, die zu einem eigentümlich chinesischen Stil umgearbeitet worden sind. Reinecke hat schon vor langer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß es Gegen-

stände gibt, die für China und das skythisch-sibirische Gebiet in gleicher Weise bezeichnend sind, und Rostovtzeff (Iranians and Greeks in South Russia) hat vor kurzem zu zeigen versucht, daß die chinesischer und skythisch-sibirischer Kunst gemeinsamen Tiermotive ihren Ursprung im Hochlande von Iran haben, wohin sie ihrerseits wieder aus Assyrien und Babylonien gekommen sind. Fennollosa (Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst) nimmt dagegen Befruchtung der chinesischen Kunst aus der Inselwelt des Stillen Ozeans an, mit welchem Rechte, entzieht sich meiner Beurteilung. In diesem Zusammenhange sei darauf hingewiesen, daß Matsumato (Notes on the Stone-Age People of Japan, Am. Anthr. 1921, Nr. 1, S. 55) aus der japanischen Steinzeit einen Tongefäßscherben abbildet, dessen geometrisches Muster stark an die Mäandermuster früher chinesischer Bronzen erinnert. Wie immer es sich auch mit dem Ursprung dieses frühchinesischen Kunststiles verhalten mag, scheint doch das Eine sicher, daß er jünger ist, als die Yang Shao-Kultur.

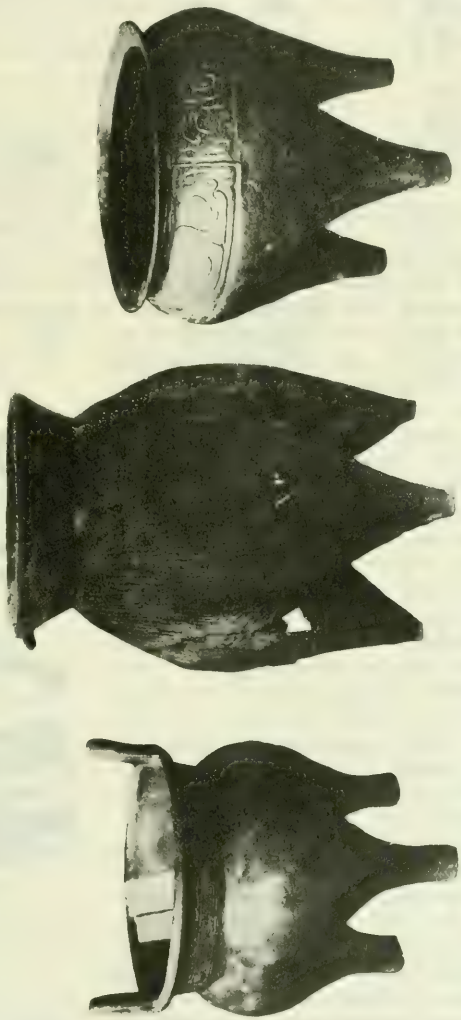


Abb. 12. In der Mitte: Tönerner Li-Dreifuß von Yang Shao. Rechts und links: Bronzene Li-Dreifüße der Chou-Dynastie

In einem Punkte erhebt sich die Yang Shao-Kultur hoch über alle späteren Zeiten, nämlich in dem überwältigenden Reichtume der Keramik. Die polychrome Ware, deren wichtigste Züge schon früher kurz angegeben worden sind, tritt in den Kulturschichten von Yang Shao Tsun überall, wenn auch verhältnismäßig spärlich, auf. Es sei besonders hervorgehoben, daß sie schon im untersten Teile der Schichte vorhanden ist. Die Mehrzahl der gefundenen bemalten Gefäße waren kleine, halbkugelförmige Schalen mit einfachem Profil (Abb. 14). In einem anderen Fundorte in Honan mit der gleichen Kultur fanden sich dagegen Gefäße bis zu einer Höhe von 37 *cm*. Die Malerei ist gewöhnlich in Schwarz auf rotem Grunde ausgeführt, doch werden

nicht selten auch weiße und rote Farben in verschiedenen Abtönungen verwendet. Die Muster sind abwechslungsreich. Die häufigsten bestehen aus wagrechten Bändern, die durch kurze senkrechte Striche verbunden sind. Gruppen von krummen Linien, die vom Mündungsrande nach abwärts laufen, sind gewöhnlich auf den kleinen Schalen von Yang Shao Tsun. Auf andere, kompliziertere Muster sei vorläufig nicht weiter eingegangen.

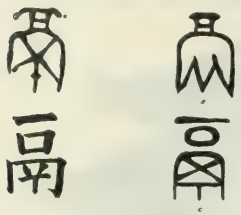


Abb. 13. Entwicklung des Zeichens li. Das moderne Zeichen unten links.

Im Laufe des Jahres 1922 gelangte ich in den Besitz neuer Typen und vollständiger Stücke polychromer Tonware von verschiedenen Wohnplätzen in Honan. Dadurch bin ich in die Lage versetzt, bereits, wenn auch zunächst nur in großen Zügen, eine Anknüpfung nach dem Westen hin versuchen zu können. R. L. Hobson, der bekannte Fachmann auf dem Gebiete chinesischer Keramik im Britischen Museum, der eine Probesammlung von Yang Shao-Scherben zur Begutachtung erhalten hatte, wies darauf hin, daß ähnliche bemalte Tonware aus Babylonien, von der Ostgrenze Persiens, aus Kleinasien und Thessalien, schließlich aus Anau und Tripolje bekannt ist (Abb. 15). Er ist der Ansicht, daß sie in China auf etwa 2000 v. Chr. anzusetzen sei. Von großem Interesse ist der Vergleich mit den Ergebnissen von de Morgans Ausgrabungen bei Susa in Elam. In den untersten Kulturschichten treten dort Feuersteinpfeilspitzen und geschliffene Dioritäxte zusammen mit einfachen Kupferäxten auf. Der bezeichnendste Zug dieser kupferzeitlichen Kultur ist der Reichtum an polychromer Tonware. Auch in dieser protoelamischen Kultur gibt es bereits auf der Drehscheibe hergestellte Gefäße. Ein halbmondförmiges Messer von der Art wie die früher beschriebenen aus China verdient besondere Aufmerksamkeit. Bei einem Vergleiche zwischen unseren Honanfunden und der Keramik von Susa fällt auf, daß an ersterem Orte Tiermotive, die in Susa so zahlreich sind, vollständig fehlen. Dagegen können wir auf unserem chinesischen Materiale die meisten der in Susa auftretenden Muster feststellen (vgl. Abb. 16). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Gefäßmalerei vom Westen nach Osten gewandert und nicht in umgekehrter Richtung. Schon die außerordentliche Verbreitung und der Reichtum dieser Keramik im

Abb. 14. Bemalte Gefäße der Yang Shao-Kultur (nicht von der Yang Shao-Siedlung selbst stammend, sondern von einem anderen Fundorte in Honan mit der selben Kultur).

westlichen Asien machen dieses als Ausgangspunkt wahrscheinlich.[1]) Daß bei Susa ein halbmondförmiges Messer zu Tage gekommen ist, eine Form, die wir eingangs als uralt mongolisch feststellen konnten, braucht nicht notwendiger Weise auf eine Kulturwanderung von Osten nach Westen deuten, denn es handelt sich bloß

Abb. 15. Bemalte Tonscherben aus Honan, Anau und Tripolje.

um ein einziges Stück, und außerdem kann dieser so einfache Typus an verschiedenen Orten unabhängig erfunden worden sein.

Kulturwanderung über ein so weites Gebiet wie von Westasien nach Ostasien ist durchaus nichts Auffallendes. Reineckes, Laufers und Rostovtzeffs Arbeiten haben

[1]) Zwei Fundplätze in der Nähe von Yang Shao Tsun, die beide das gleiche Fundmaterial wie dieses selbst ergeben haben, unterscheiden sich von dem ersteren durch den Mangel an bemalter Keramik. Möglicher Weise sind diese Fundplätze etwas älter als der von Yang Shao, d. h. mit anderen Worten, die bemalte Keramik kam vom Westen während der Yang Shao-Periode.

gezeigt, daß das Volk des Reiches der Mitte seit frühester historischer Zeit in teils friedlicher, teils kriegerischer Berührung mit dem Westen gestanden hat. In diesem Zusammenhange sei darauf hingewiesen, daß der Missionär Joel Eriksson bei seiner

Abb. 16. Muster von bemalten Gefäßen aus Susa (oben) und einem der neuen Fundplätze der Yang Shao-Kultur in Honan (unten).

Abb. 17. Tongefäß der Yang Shao-Kultur (von einem neuen Fundorte dieser Kultur stammend). Höhe 57 *cm*.

Station Hallong Osso (bei Kalgan) zwei eigentümliche, monolithische Menschenfiguren gefunden hat, wie solche bis ans Kaspische Meer vorkommen und als von einem Turkvolke herrührend betrachtet werden. Ebenso wie der Mensch haben sich auch Tiere über weite Gebiete Asiens bewegt. Ich konnte gelegentlich zeigen, daß der jetzt ausgestorbene asiatische Riesenstrauß zu einer Zeit, die ungefähr der älteren Steinzeit in Westeuropa entspricht, vom Schwarzen bis zum Gelben Meere vorkam.

Bevor wir von der Keramik der Yang Shao-Kultur Abschied nehmen, sei noch eine Gefäßform kurz erwähnt. Es handelt sich um schlanke, mit einem spitzen Boden versehene Gefäße, die oft über einen halben Meter hoch sind (Abb. 17). Sie sind aus ziegelrotem Ton mit der Hand verfertigt und tragen gewöhnlich ein Paar Henkel in der Mitte oder im unteren Drittel. Die Oberfläche ist mit Schnurabdrücken verziert. Das Aussehen der Mündung ist unbekannt, nur in einem einzigen Falle liegt eine einfach profilierte Mündung vor. Ähnliche Gefäße habe ich als Ölbehälter auf einem Schiffe, auf dem Huang Ho, gefunden.

Abb. 18. Teilansicht des Yang Shao-Wohnplatzes (östlicher Abschnitt).

Unsere archäologische Arbeit in Honan hat uns nicht bloß mit den Überresten einer eigenartigen Kultur bekannt gemacht, sondern sie war uns auch ein wertvolles Hilfsmittel zur Klärung gewisser geologischer Fragen.

Wie schon früher erwähnt, liegt der Yang Shao-Wohnplatz zwischen Einschnitten, die 40 bis 50 *m* tief in den Löß und den tertiären Ton einschneiden. Teilweise sieht man isolierte Pfeiler aus Ton und Löß stehen, die oben noch eine dünne Kappe aus Kulturschicht tragen (Abb. 18). Das deutet darauf hin, daß jene Einschnitte in den Boden zustande gekommen sind, als der Wohnplatz verlassen oder zumindestens bereits angelegt war. Besonders deutlich sprechen die Verhältnisse im südlichen Teile des Fundgebietes. Dort tritt an die Stelle der aus Erde, Asche und Artefakten bestehenden Kulturschicht eine vom Wasser bewirkte Ablagerung, die aus Sand und Schotter besteht und eine Mächtigkeit von 6 *m* besitzt; in ihr fanden sich zahlreiche Artefakte. Daraus ergibt sich folgender Schluß: Zu der Zeit, als diese artefaktführende Sand- und Schotterschicht entstand, bestanden die jetzigen Bodeneinschnitte noch nicht, sondern ein Gewässer bewegte sich ungefähr in gleicher Höhe mit dem Plateau. Es handelte sich damals also nicht um eine vertikale Erosion, sondern um eine Akkumulation, wie aus der vom Wasser abgesetzten mächtigen Artefaktschicht hervorgeht. Ob diese Ablagerung stattfand, als die Yang Shao-Leute noch an Ort und Stelle saßen, wissen wir nicht. Es ist auch für den von uns gezogenen Schluß, daß die Bodeneinschnitte zur Yang Shao-Zeit noch nicht bestanden, gleichgültig. Das Steinzeitdorf wurde jedenfalls auf der noch ungestörten Ebene, die durch einen seichten Bach bewässert wurde, angelegt. Ähnliche Verhältnisse konnte ich auch an anderen Stellen in Honan studieren. Die Lößflächen des nördlichen China sind überhaupt durch die erodierende Tätigkeit des Wassers außerordentlich zerstückt. Die scharfe V-Form der Erosionstäler zeigt, daß sie verhältnismäßig jung sind, ja stellenweise kann man noch heute das Wasser an der Arbeit sehen.

Die bis jetzt vorliegenden Tatsachen berechtigen uns zu sagen, daß das Yang Shao-Volk auf einer viel mehr zusammenhängenden Ebene, als sie es heute ist, lebte, und daß ein großer Teil der Erosionstäler in diesem Gebiete den letzten 4000 Jahren ihre Entstehung verdankt. Damit gewinnen wir neuen Einblick in die Besiedlungsgeschichte des nördlichen China und mittelbar auch in seine politische Geschichte. Das Geheimnis der vernichtenden Tendenz im Laufe des Huang Ho und der übrigen nordchinesischen Ströme liegt in ihrem überaus großen Ablagerungsvermögen, durch das sie ihr Bett rasch erhöhen, bis sie während einer Regenperiode an einem schwachen Punkte durchbrechen und sich einen neuen Lauf suchen. Ein Grund für die starke Ablagerung ist der Löß, der den größten Teil der Schlammassen des Huang Ho abgibt. Allein so lange man sich vorstellte, daß die erodierende Tätigkeit des Wassers im Lößgebiete sich über das ganze jüngere Quartär verteilte, blieben die Verheerungen, die der Strom anrichtete, mehr oder weniger unerklärlich. Da wir nun wissen, daß die Erosionsarbeit sich unter den letzten 4 Jahrtausenden abgespielt hat, müssen wir, wenn wir bedenken, welche ungeheuren Massen an Löß fortgeschwemmt worden sind, uns vielmehr darüber wundern, daß der Strom bei allen seinen Durchbrüchen und Änderungen seines Laufes überhaupt im Stande war, das ganze Material, das einst die unzähligen Ravinen ausfüllte, fortzutragen.

Eine andere nachteilige Folge der Erosion ist außer dem Verluste an verwendbarem Boden auch die Trockenlegung des Gebietes. Zu der Zeit, als das Yang Shao-Volk hier hauste, stand das Grundwasser noch dicht unter der Oberfläche der Ebene. Nun steht es 40 *m* tiefer am Grunde der Täler. An einigen Stellen haben wir 7 *m*

tiefe, mit Asche und Erde ausgefüllte Löcher gefunden, die vermutlich die Brunnen der Yang Shao-Leute waren. Heute sind sie in Folge der geschilderten Umstände völlig trockengelegt. Daß die Senkung des Grundwasserstandes für den Ackerbau in einem Klima, das von August bis Juni fast regenlos ist, außerordentlich viel bedeutet, ist ohne weiteres klar.

Die Ursache für diesen verhängnisvollen Verlauf der Erosionsarbeit des Wassers ist zunächst in der Tätigkeit des Menschen selbst zu suchen. Das reichliche Vorkommen von Holzkohle und Holzasche in der Kulturschicht von Yang Shao Tsun beweist, daß einstens Wald in der Nähe gewesen sein muß. Jetzt ist er aus der unmittelbaren Umgebung des Platzes vollständig verschwunden. Die sichtlich von Menschen vorgenommene Abholzung leistete natürlich dem Wasser Vorschub.

Die Kulturschichten von Yang Shao Tsun vermögen uns aber noch mehr über vergangene Zeiten zu erzählen. Unter den Tierknochen traten mehrere Male Hirschknochen auf und die Yang Shao-Leute verfertigten sich aus Hirschhorn Äxte. Daß der Hirsch damals in dem Gebiete lebte, in dem er heute nicht mehr bekannt ist, will ja nicht viel sagen, denn der Hirsch stand und fiel mit dem Walde. Bedeutsamer ist der Fund eines anderen Säugetieres, des Stachelschweines. Von diesem fanden wir eine Unmenge Knochen nicht bloß auf dem Yang Shao-Wohnplatze, sondern auch auf anderen aus der selben Zeit. In der Gegenwart reicht das Stachelschwein nur bis zum Nordrande des Yangtzetales und westlich bis zur Bergkette Tsing Ling Shan im mittleren Honan und südlichen Shensi. Das Vorkommen von Hystrix bei Yang Shao Tsun, von wo sie heute verschwunden ist, deutet darauf, daß die Yang Shao-Zeit eine wärmere und wohl auch feuchtere gewesen ist.

Noch ein Fund verdient erwähnt zu werden. Zuerst bei Yang Shao Tsun, später auf einem anderen nahe gelegenen Fundplatze entdeckten wir Schalen von der Kauri-Schnecke (Cypraea moneta). Wie bekannt, spielt diese kleine Meeresschnecke bei verschiedenen Völkern, in Afrika und in Indien und nach historischen Quellen auch frühzeitig in China, eine Rolle als Münze; die Lolo verwenden sie heute noch zu diesem Zwecke. Von befreundeter Seite erhielt ich einen Fund aus An-Yang im nördlichen Honan. Neben Beinstücken, auf denen in einer altertümlichen Schrift Orakelfragen eingeritzt sind, fanden sich Schalen von Cypraea moneta sowie Nachbildungen von ihr in Bein und Stein. Der ganze Fund stammt aus der Zeit der Shang-Dynastie. Diese Nachahmungen der Kauri-Schnecke sind offenbar ein Ersatz für die nicht in entsprechender Anzahl zur Verfügung stehende Originalschnecke gewesen. Wir haben also in diesem Funde aus der Shang-Dynastie einen Beleg für die Zuverlässigkeit der historischen Angaben, daß die Kauri-Schnecke unter den ersten Dynastien als Münze verwendet wurde. Dafür gibt es übrigens auch sprachliche Zeugnisse. In der modernen Schriftsprache erscheint ein Schriftzeichen, pei, das eine Molluskenschale bezeichnet, aber meistens in Zusammensetzungen zum Ausdrucke des Begriffes „Wert" verwendet wird. Eine archäische Form dieses Schriftzeichens scheint eine Abbildung der Kauri-Schnecke zu sein.

Das Gesagte gibt einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Aufklärungen, die aus dem Nachweise des Vorkommens der Cypraea auf den Wohnplätzen der Yang Shao-Kultur gewonnen werden können. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir einmal mit Hilfe dieser Schnecke auch die Handelsverbindungen des Yang Shao-Volkes aufdecken können. Die Kauri-Schnecke scheint nach China von Indien gekommen zu sein. Sie lebt aber vielleicht auch irgend wo an der chinesischen Südküste. Klarheit in dieser Frage werden weitere zoogeographische Untersuchungen bringen müssen.

Für uns ist vorderhand das Vorkommen der Cypraea auf den Yang Shao-Wohnplätzen einerseits, auf einer Kultstätte aus der Shang-Dynastie anderseits abermals ein Fall von Übereinstimmung zwischen vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Kultur. Die Verwandtschaft moderner chinesischer Kultur mit der jener längst vergangenen Zeit kann kaum schöner versinnbildlicht werden als durch das Schriftzeichen pei, das jetzt das Abstraktum „Wert" bezeichnet, in seiner alten Form aber ein Bild der Kauri-Schnecke ist, der Scheidemünze des Yang Shao-Volkes und der Shang-Dynastie.

* * *

Nachtrag des Übersetzers.

Nachdem die vorstehende Übersetzung bereits in Druck gegeben war, erschienen zwei neue Arbeiten J. G. Anderssons, die weiteren Stoff zur Yang Shao-Kultur bringen und daher im Zusammenhange besprochen werden sollen.

Die eine Arbeit ist betitelt: An early chinese culture (Bulletin of the Geological Survey of China, No. 5, Peking, 1923). Sie ist eigentlich eine Übersetzung des schwedischen Aufsatzes und enthält im Texte gegenüber diesem nichts wesentlich Neues, bringt aber eine Reihe neuer Bilder. Diese zeigen vor allem die verschiedenartige Anwendung der bereits oben in der Übersetzung abgebildeten Verzierungsmuster auf bemalten Tongefäßen. Wichtig ist, daß Spiralen (ebenso wie Mäander) vollständig zu fehlen scheinen; nur einfache Voluten und Zirkumflexfiguren sind hie und da vorhanden. An Gefäßformen bildet Andersson in der englischen Arbeit außer den auch oben wiedergegebenen noch folgende ab:

1. Schalen mit nach innen gebogenem Rande und Standfläche.
2. Hohe Gefäße mit ausladendem Mundsaume; die Gefäßwand ist entweder gewölbt oder stumpf geknickt.
3. Eine Schale auf drei Füßen.
4. Eine Schale auf hohem, hohlen, mit sieben runden Löchern versehenen Fuße.

An sonstigen Artefakten bildet Andersson hier u. a. Pfeilspitzen aus Stein und Schiefer mit Schaftzunge oder abgerundeter Basis, ferner steinerne und tönerne Ringe ab.

Die zweite Arbeit heißt: The cave-deposit at Shao Kuo T'un in Fengtien und ist gedruckt in der vom Geological Survey of China herausgegebenen Monographienreihe „Palaeontologia Sinica", series D, vol. 1, fasc. 1, Peking, 1923. Darin berichtet der Verfasser über seine 1921 vorgenommene Grabung in einer kleinen Höhle bei Shao Kuo T'un, der Endstation einer Seitenlinie der Eisenbahnstrecke Peking—Mukden.[1]) In der Höhle fanden sich Artefakte, die in folgende Gruppen geteilt werden können:

I. Steinartefakte.
   1. Pfeilspitzen mit eingezogener Basis, aus Kalzedon und ähnlichem Gesteine.
   2. Kleine Beile, deren ungefähr rechteckige Breitseiten gleichmäßig gewölbt sind; die Seitenkanten sind teils scharf, teils abgeschliffen, der Nacken dick. Material noch nicht bestimmt.
   3. Schaber und Absplisse.

[1]) In Kürze hatte Andersson über diese Höhle schon in seinem schwedischen Aufsatze gesprochen; dieser Abschnitt ist in meiner Übersetzung weggelassen.

4. Flache, dünne Ringe aus Marmor und anderem Gesteine. Ihr Durchschnitt ist teils rechteckig, teils dreieckig. Der größte der Ringe mißt 11·2 *cm* im äußeren Durchmesser, der kleinste 2·9 *cm*.
5. Kugelige Perlen mit V-Bohrung sowie röhrenförmige; beide Arten bestehen vorwiegend aus Marmor.
6. Eine kleine Tierfigur, am ehesten ein katzenähnliches Tier darstellend, aus Marmor. In der Mitte des Körpers befindet sich eine wagrechte Durchbohrung.

II. Beinartefakte.
Pfriemen, Glätter und Nadeln.

III. Aus Muschelschalen geschnitten sind kleine Ringe, deren größter einen Durchmesser von 10 *cm* hatte.

IV. Keramik.
1. Graubraune oder rötliche Ware aus mit Quarzkörnern versetztem Ton, dickwandig, mit Abdrücken von Matten oder eingeritzten Linienmustern.
2. Rötliche Ware aus feingeschlämmtem Ton, dünnwandig.
3. Ebensolche, mit schwarzen Mustern auf rotem Grunde.

Die Mattenabdrücke können nach Anderssons Meinung auch unabsichtlich bei der Herstellung der Gefäße entstanden sein. Die linearen Muster bestehen aus Zickzacklinien oder aus schräg gestellten Linien, die sich gitterartig kreuzen. Bemalte Scherben fanden sich nur in drei Exemplaren. Sie tragen auf rotem Grunde schwarze Bänder; sie sind zu klein, als daß man auf die Art des Musters schließen könnte. Zwei Scherben, ein bemalter und ein unbemalter, stammen nach Andersson von Drehscheibengefäßen. Bedeutsam ist der Fund von zwei Füßen von tönernen li-Tripoden.

V. Menschliche Reste.

In großer Zahl kamen menschliche Knochen zu Tage. Sie waren fast alle in Stücke zerbrochen und bildeten in der Höhle stellenweise eine förmliche Schicht. Nur ein einziger, halbwegs ganzer Schädel wurde gefunden, dieser merkwürdigerweise angefüllt mit kleingeschlagenen Knochen. Nach Ansicht von Anderssons anthropologischem Mitarbeiter sollen die Knochen noch im frischen Zustande, vielleicht sogar noch, als sie von Fleisch umgeben waren, zerbrochen worden sein. Ob es sich hier um eine Opferstätte handelt oder die Behausung von Menschenfressern, bleibt vorläufig ungeklärt. Das Überwiegen von Menschenknochen gegenüber Tierknochen könnte zur Unterstützung ersterer Annahme herangezogen werden. Die vorgefundenen menschlichen Knochen gehören mindestens 42 Individuen, vom zarten Kindesalter bis ins reife Alter hinein, an.

Aus den Funden, die diese Höhle ergeben hat, geht hervor, daß sie die selbe Kultur vertritt wie der Yang Shao-Wohnplatz. Die Funde sind allerdings ungleichmäßig verteilt: Gewisse Formen, wie die Tripoden, waren in der Höhle spärlich vorhanden, in der Freilandsiedlung zahlreich, umgekehrt steht es z. B mit den Muschelringen. Aber immerhin sind die wesentlichen Züge gemeinsam, so daß die Annahme gleichartiger Kultur berechtigt ist.

Andersson hat schon in seiner schwedischen Arbeit versucht, durch Vergleich mit Anau und Susa festen Boden für die relative und absolute Datierung der Yang Shao-Kultur zu bekommen. Das ist der richtige Weg, ich kann aber Anderssons Schlüssen nicht zur Gänze beistimmen.

Die Muster der Gefäßbemalung in Honan haben oft schlagende Übereinstimmungen in Anau I und II, kaum mehr in III. Dagegen gemahnt manches Andere wieder an Anau III, so Voluten, die in I und II noch fehlen. Ferner ist die Fußschale erst aus Anau III bekannt. Dort sind auch Drehscheibengefäße festgestellt, schließlich gibt es Perlen mit V-Bohrung; doch ist vielleicht besonders der letzte Punkt kein sonderlich gewichtiges Zeugnis für Zusammenhang, da diese Bohrung an verschiedenen Orten leicht selbständig erfunden worden sein kann; in Europa ist sie weit verbreitet, sie tritt fast durchgehend am Ende der Steinzeit auf, was freilich für Europa wieder einheitliche Entstehung vermuten läßt, doch braucht das ja nicht auch gleichzeitig für Asien der Fall sein. Ähnlich wird es sich bei eingeritzten Zickzacklinien verhalten, wie sie einerseits auf Scherben aus der Höhle bei Sha Kuo T'un (Andersson, Cave-deposit, Taf. XI) vorhanden sind, anderseits verblüffend ähnlich in Süditalien (Molfetta) auftreten (Monumenti antichi, XX, S. 303, Abb. 55 und 56); auch hier wird an einen Zusammenhang, der zeitlich nicht so ganz unmöglich wäre, kaum zu denken sein.

Die Yang Shao-Kultur verbindet eine größere Anzahl von ähnlichen Zügen mit Anau II—III als mit Susa, dessen Beziehung zu China Andersson stark zu überschätzen scheint. Doch sind vom Westen nur einzelne Kulturelemente nach China gedrungen, so vor allem die Gefäßmalerei, im übrigen aber besteht die Yang Shao-Kultur aus einheimischen Bestandteilen; zu letzteren sind in erster Reihe die charakteristischen Dreifußgefäße zu rechnen, die aus keiner anderen gleichzeitigen Kultur bekannt sind. Eine solche Kultur mit Bestandteilen verschiedener Herkunft ist für den Prähistoriker keine neuartige Erscheinung; er wird aber auch an der großen Entfernung zwischen Transkaspien und China keinen Anstoß nehmen, um so weniger als für die Wanderung der Gefäßmalerei vielleicht nicht Transkaspien der Ausgangspunkt war, sondern ein dazwischen liegendes Gebiet sowohl Anau als auch Honan befruchtet haben kann.

Ich glaube nach dem Gesagten, daß die Yang Shao-Kultur zwischen Anau II und III anzusetzen ist, wobei die Gefäßbemalung vielfach ältere Anau-Elemente bewahrt hat. Daß hier schon Kupfer in ausgedehntem Maße, dort überhaupt noch nicht verwendet wurde, spricht nicht gegen einen solchen Ansatz; ist es uns doch aus Europas Urgeschichte hinlänglich geläufig, daß in einem Kulturkreise ein Metall bereits bekannt sein kann, während es zur selben Zeit in einem anderen noch beinahe völlig fehlt.

Was nun die absolute Datierung von Anau II—III anbelangt, so ist eine solche möglich, einerseits durch vereinzelte kretische Formen, anderseits von Mesopotamien her. Hier sind es die von W. Andrae untersuchten Ruinen des Ischtartempels in Assur, die für die Datierung wichtig sind. (Die archaischen Ischtartempel in Assur, Leipzig 1922.) V. Christian hat in seinen „Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients" (Mitteilungen d. Anthrop. Ges. in Wien, 1924) gezeigt, daß die Schichten H G in Assur gleichzustellen sind mit Anau III. Die Schichten H—G haben aber wieder ihre Entsprechungen in Babylonien; Andrae bringt das Ende der Schicht G in Zusammenhang mit dem Sturze der Dynastie von Akkad um 2600 v. Chr. Wenn alle die angedeuteten Ansätze und Verhältnisse richtig sind, dann ist also die Yang Shao-Kultur um 2700 v. Chr. anzusetzen. Die folgende Übersicht, bei deren Ausarbeitung mich die Herren Prof. O. Menghin und Dr. V. Christian in dankenswerter Weise unterstützt haben, soll die Verhältnisse über ein weiteres Gebiet in ein geordnetes Bild bringen.

Mittleres Donaugebiet	Osteuropa und Thessalien	Kreta	Assyrien	Elam	Transkaspien	China
Linearkeramik	Sesklo-Kultur	Neolithikum			Anau I	
		3000 v. Chr.		Susa I		
Lengyel-Kultur	Dimini-Kultur	Frühminoische Zeit			Anau II	Yang Shao-Kultur
Jungneolithikum	Tripolje. Cucuteni I		Assur H—G (Ende von G um 2600 v. Chr.)	Susa II	Anau III	
		2300 v. Chr.				
Bronzezeit	Tripolje. Cucuteni II					

Weitere Grabungen in China werden über die zeitliche und ethnische Stellung der Yang Shao-Kultur sicherlich helleres Licht werfen. Aber schon jetzt kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die Entdeckungen Anderssons einen bedeutenden archäologischen Wert haben. Sie ermöglichen es uns, gewisse kunsthistorische Ansichten als falsch zu bezeichnen (so verschiedenes, was bei Rücker-Embden, Chinesische Frühkeramik, S. 12—14, steht), sie rollen aber auch eine Reihe wichtiger Fragen zur Urgeschichte nicht nur Chinas, sondern Asiens überhaupt auf und bieten Stoff zu deren Lösung. Da ich diese Fragen in größerem Zusammenhange behandeln möchte, habe ich meine Ergänzungen zu Andersson ohne ausführlichere Begründung nur andeutend gehalten und auch da manche Frage einfach unterschlagen; Andersson hat eine Monographie über die Yang Shao-Kultur in Aussicht gestellt und diese ist natürlich unbedingt abzuwarten, da sie wohl weiteren, bisher unbekannten Stoff an die Hand geben wird.

LITERATURBERICHTE.

1. **Otto, Walter F.:** *Die Manen oder von den Urformen des Totenglaubens.* Eine Untersuchung zur Religion der Griechen, Römer und Semiten und zum Volksglauben überhaupt. 93 S. 8°. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1923.

Ausgehend von dem umfassenden und gründlichen Werke E. Rohdes: Psyche, Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen (3. Auflage 1923, 2 Bände), bespricht der Verfasser die psychologischen Grundlagen und die verschiedenen Formen des Totenglaubens. Der Inhalt entspricht allerdings den an den Titel gestellten Erwartungen insoferne nicht, als sich die Untersuchung des Totenglaubens der Griechen ausschließlich auf Homer erstreckt, die einschlägigen Vorstellungen der Römer zu kurz kommen, von den Semiten nur die Israeliten berücksichtigt sind und vom Volksglauben nur ein winziger Ausschnitt behandelt wird. Die Auffassung der homerischen Kultur als einer den primitiven Kulturen gleich zu stellenden Kulturstufe scheint mir nicht gerechtfertigt, da es sich bei der Kultur des homerischen Zeitalters zweifellos um das Endergebnis einer langen Entwicklung und um eine recht beachtenswerte Kulturhöhe handelt. Der Vergleich mit den religiösen Vorstellungen der sogenannten „Primitiven" läßt sowohl in Hinblick auf seine Begründung, als auch auf eingehenderes Studium manches zu wünschen übrig. Das zweite Kapitel soll nach seiner Überschrift den Totenglauben anderer Kulturvölker besprechen, behandelt aber bloß Israeliten und Römer, trägt also die Überschrift ohne Berechtigung. Daß etwa der Verfasser außer den drei genannten Völkern keine anderen als Kulturvölker anerkennen sollte, ist von einem ordentlichen Professor an einer deutschen Universität doch wohl kaum anzunehmen. Das dritte und vierte Kapitel enthalten anregende Ausführungen über die allgemeine Unterscheidung zwischen Lebensseele und Totengeist sowie über die Herkunft des Totenglaubens im allgemeinen. Ob freilich der Verfasser wirklich bis zu den ältesten Urformen des Totenglaubens vorgedrungen ist, möchte ich stark bezweifeln, denn dazu hätte die Untersuchung auf eine viel breitere Grundlage gestellt werden müssen und sich nicht auf Homer, die Römer und die Israeliten allein beschränken dürfen.

F. Röck.

2. **Illustrierte Völkerkunde.** Herausgegeben von Dr. Georg Buschan. II. Band, 1. Teil. *Australien und Ozeanien. Asien.* 2. und 3., vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Mit 49 Tafeln, 587 Abb. und 9 Karten. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1923. XXIII, 1078 S. 8°.

Auf das Verdienstvolle der Neuherausgabe dieses Werkes ist schon bei Besprechung des I. Bandes (diese Mitt., LIII. 91) hingewiesen. Was über die vortreffliche illustrative und sonstige Ausstattung des Werkes dort gesagt wurde, gilt im gleichen Maße vom vorliegenden Band und ist diese Leistung unter den seither noch erschwerten Verhältnissen um so höher anzurechnen. Die europäische Völkerkunde, die nach dem ursprünglichen Plan auch noch im II. Bande Platz finden sollte, ist infolge der Fülle des über Asien und den jüngsten Erdteil Gebrachten nicht mehr untergekommen; ihr wird also eine 2. Hälfte des II. Bandes gewidmet werden.

Den Abschnitt über Australien und Ozeanien hat wie in der ersten Auflage der Herausgeber verfaßt. Er wurde dabei von den beiden hervorragenden Vertretern der Kulturkreislehre P. Wilh. Schmidt, dem auch die sprachlichen Ausführungen zu danken sind, und Fritz Gräbner unterstützt. Der Unterabschnitt über Ozeanien hat durch die Einzeldarstellung der Inselgruppen ganz wesentlich gegenüber der 1. Auflage gewonnen. Daß die Besiedlung Melanesiens — wie die Tasmaniens — auf dem Landwege von Australien aus erfolgt sein müsse, also zu einer Zeit einer weit nach Osten reichenden Ausdehnung des australischen Kontinents, ist jedenfalls

nicht so sicher, als Buschan annimmt. Wie auch aus dem Literaturverzeichnis entnommen werden kann, scheint ihm Pöchs Arbeit über die Tasmanier (in diesen Mitt., XLVI) entgangen zu sein[1]). Auf der Sprachenkarte Australiens ist das bei Kap Bedford eingezeichnete, den südaustralischen Sprachen zugehörige Gebiet der Kokoyimidir und Bulponara (siehe P. W. Schmidt, Die Gliederung der australischen Sprachen. Wien 1919, S. 209) irrtümlich mit der Signatur einer nordaustralischen Sprachgruppe versehen.

Die Aufzählung der Stämme in Neuguinea (S. 66) ist wohl etwas dürftig; es sind nicht so sehr die wichtigsten als die am meisten genannten und bestbekannten; es erweckt, wenn z. B. vom niederländischen Gebiet bloß die Arfak und Tugeri (heute mehr unter dem Namen Marindanim bekannt) genannt werden, den Anschein, als ob diese zwei Stämme den größten Teil des Gebietes bewohnten. Ebenso ist die Aufzählung der Papuasprachen (S. 92) natürlich nicht erschöpfend, abgesehen davon, daß das Mafoor (wie auch die Völker- und Sprachenkarte von Neuguinea zeigt) gar keine Papuasprache ist. Die Stelle auf S. 83: „steht die Breitenachse der Klinge (des Beiles) senkrecht, also ziemlich parallel (!) zur Längenachse des Stieles (nicht horizontal, wie") ist unverständlich. Im Literaturverzeichnisse zu Melanesien vermissen wir u. a. die Namen Erdweg, Deitzner, Sarasin, Williamson, bei Polynesien Routledge. Dafür scheint uns die ausführliche Würdigung der Atlantistheorie L. Cohns (S. 61) entbehrlich zu sein.

Eine umfassende Umarbeitung bei weit eingehender spezialisierter Darstellung hat Asien erfahren. Nord-, Mittel- und Westasien hat wieder A. Byhan bearbeitet, W. Volz, der in der 1. Auflage das ganze übrige Asien behandelt hatte, gibt jetzt nur eine allgemeine Einleitung über die natürlichen Grundlagen der Besiedlung Süd- und Ostasiens, Hochasien und Vorderindien ist jetzt von Arthur Haberlandt geschildert, Ostasien von Michael Haberlandt, beides in eingehender und gründlicher Darstellung.

Eine der schwierigsten Aufgaben zusammenfassender Darstellung bieten die äußerst komplizierten und in vieler Hinsicht noch sehr ungeklärten ethnischen Verhältnisse Südostasiens, Hinterindiens und Indonesiens. R. Heine-Geldern hat diese Aufgabe, die eine genaue Kenntnis der außerordentlich zerstreuten und unübersichtlichen Literatur voraussetzt, in glücklicher Weise gelöst. Er behandelt die anthropologischen Verhältnisse der malaischen Halbinsel und Inselwelt unter Zugrundelegung einer Einteilung der Bewohner in Negritos, Weddoide und Malaien, die Hinterindiens (mit Assam) unter Zugrundelegung der sprachlichen Einteilung in austrische, und zwar austroasiatische, annamitische und indochinesische Sprachen. In der Schilderung der verschiedenen Kulturen ist ebenfalls eine verschiedene Methode beobachtet: die primitiven Kulturen (z. B. Negritos der Philippinen, Andamaner, Semang und Senoi, Weddoide, Orang Laut, Primitivmalaien usw.) werden jede für sich einzeln behandelt; für die mittleren Kulturen (zu denen z. B. Batak, Dayak, Tagalen, Mentawei-Insulaner, Naga, Katschin, Lolo gehören) hat der Verfasser eine zusammenfassende Darstellung gewählt, die nach den einzelnen Seiten des Kulturbesitzes gegliedert ist. Das hat natürlich den Nachteil, daß die einzelnen Völker und Kulturbezirke nur stückweise dargestellt werden, ist aber jedenfalls durch den beschränkten Raum gerechtfertigt und ermöglicht es, anderseits die einzelnen Bestandteile des Kulturbesitzes vergleichend zu behandeln. Hiebei ergibt sich aber wenigstens für die Gegenwart vielfach nicht mehr ein örtliches Zusammenfallen der von der Kulturkreislehre für einzelne Kulturtypen geforderten Kulturmerkmale, z. B. des Vater- oder Mutterrechtes mit bestimmten anderen Erscheinungen. Heine-Geldern hält es daher für aussichtsreicher, vorerst gewisse organisch zusammenhängende Gruppen von Kulturmerkmalen herauszuarbeiten: als solche Typen hebt er die mit dem Reisbau in Waldrodungen oder mit der Rinderzucht vergesellschafteten Kulturkomplexe hervor. Zum Schlusse sind dann die Einflüsse der Hochkulturen, vor allem indischer, chinesischer und islamischer, erörtert. Jedenfalls muß dieser Abschnitt des Bandes als besonders geglückt bezeichnet werden. Die unsichere Abgrenzung zwischen Ost- und Südostasien hat eine gewisse Doppelbehandlung in beiden Abschnitten nach sich gezogen, die vielleicht bei einer neuen Auflage zu vermeiden wäre. Eine Bemerkung sei nur gestattet: der auf Kopfbedeckungen vorkommende Hörnerschmuck (S. 852, 948) ist nicht immer als Nachbildung von Büffelhörnern zu deuten, sondern vielmehr auch als Nachahmung von Nashornvogelschnäbeln. Vgl. hiezu Meyer & Richter, Celebes I (Publ. Ethn. Mus. Dresden, Bd. XIV, 1903), S. 61 und 68/69.

Reichhaltige Literaturverzeichnisse und sehr genaue Register tragen zur Brauchbarkeit des schönen Werkes erheblich bei.

L. Bouchal.

[1]) Ebenso auch Pöchs anthropologische Studie über die Australier, diese Mitt. XLV.

3. **Detzner, Hermann:** *Im Lande des Dju-Dju. Reiseerlebnisse im östlichen Stromgebiete des Niger.* Mit zahlreichen Abb., Zeichnungen und Karten. Berlin 1923.

In einem für weitere Kreise bestimmten Reisebericht schildert der Verfasser seine Erlebnisse während seiner unmittelbar vor dem Kriege unternommenen Arbeiten in der deutsch-englischen Grenzfestsetzungskommission in Kamerun, deren Leitung ihm von deutscher Seite übertragen war. Vom Atlantika-Gebirge ausgehend, über das Massiv des Scheboschi hinweg, gelangt die Expedition auf mehr und weniger schon betretenen Wegen — eigentliches Neuland wird nur für einige Tage auf den vom Suntai durchschnittenen Höhen beschritten — in das Gebiet der Djumperi, von wo aus in weiterer Verfolgung der Grenze auch das Gebiet der scheuen Bergstämme durchquert wird. Die westlichsten Bafum werden berührt und ebenso südwestlich davon die Munschi, über deren Stammesverhältnisse Detzner einige interessante Aufschlüsse gibt. Nach einer nicht ganz reibungslosen Überschreitung der Benue-Crossfluß-Wasserscheide finden die Arbeiten am Beginn des Waldlandes ihren Abschluß.

Das Buch ist frisch und lebendig geschrieben, bringt jedoch, und das lag wohl auch nicht in den Intensionen des Verfassers, nur wenig ethnographisch brauchbares Material.

M. Schmidl.

4. **Klotz, Dr. Petrus:** *Vom Nil zum Kap.* Fünf Äquatorlängen um die Erde. I. 152 S. Mit 24 Bildern und einer Karte. 1. bis 8. Tausend. Freiburg im Breisgau (Herder & Co.) 1923.

Der Verfasser selbst spricht sich über sein Buch ganz zutreffend aus. Er sagt im Vorwort: „Es ist kein geographisches oder ethnographisches Gelehrtenwerk, kein Reisehandbuch, kein Missionsbericht, auch kein Roman und keine Biographie, auch keine Naturästhetik und keine Philosophie auf Reisen, aber doch wieder alles mitsammen und schildert, was ein Mensch mit seinen Augen zwischen Nil und Kap schauen und mit seinem Herzen empfinden kann.“ Jeder, der das Buch gelesen hat, muß dem Verfasser hierin beistimmen. Was ich gleich besonders hervorheben will, ist die klare Schreibweise, der gute Stil, die vorzügliche Beobachtungsgabe und das empfindsame, jedoch niemals überschwengliche Gemüt des Verfassers. Viele, auch manche Wissenschaftler könnten bezüglich des Stiles usw. sehr viel aus diesem Buche lernen. Und ich glaube, daß Afrikanisten (Ethnologen, Geographen) auch manches Neue finden werden. Was aber die meisten Leser fesseln wird, ist der Mensch, der Verfasser selbst, der so seltsame Abenteuer im schwarzen Erdteil erlebte.

Von den herrlichen Schilderungen seien die über die Fahrt nach Uganda, seinen Aufenthalt bei den Batwa-Pygmäen, in Dar-es-Salam und in den Gold- und Diamantenminen besonders hervorgehoben. Ausgezeichnet trifft der Verfasser die Schilderung einzelner Menschen, die ihm während seiner Reise begegneten. So schildert er in anziehender Form auf S. 68—69 einen Negerboy, auf S. 87 einen Herrn und auf S. 112—113 einzelne Sucher in den Gold- und Diamantenminen. Von den landschaftlichen Schilderungen möchte ich besonders die auf den S. 30—36 hervorheben. Ich kann es nicht unterlassen, wenigstens einige Zeilen davon zu bringen. Auf S. 31: „Die Mangobäume bleiben zurück, Kokosplantagen nehmen uns auf. Mitten durch die Palmen fährt der Zug und läßt sich von ihren Wipfeln die heiße Stirn kühlen. In freien Lichtungen treffen wir die Hütten der Eingeborenen, braune, stumpfe Kegel im grünen Plan. Reizend aber hat der Siedler aus Europa sein Heim gebaut. Zwischen Palmen und Bananen steht ein lauschiges Häuschen, von Blumen umrankt. Gewehre hängen an der Wand. Käfige mit bunten Vögeln stehen auf der Veranda. Ein Büffelkopf krönt den flachen Giebel, auf einem Aste baumelt ein Papagei und ein possierlicher Kettenaffe spielt mit den Kindern Ball. Hinter den Blumen aber steht die blonde Farmerin am Fenster und wartet auf die Heimkehr ihres Mannes. Sie hat ihm soeben ein gutes Mahl bereitet. Der Rauch, der aus dem Kamine steigt, verrät ihre treue, weibliche Sorge am Herd.“ Diese Zeilen allein zeigen schon, was für ein gewandter und stilgeübter Schilderer Dr. Klotz ist.

Wenn der Verfasser auf S. 11 schreibt: „Auch die Sphinx hat sich seit meinem letzten Besuch nicht viel geändert“, so muß ich ihm mitteilen, daß bei den Ägyptologen sich lange schon „die Sphinx“ zu „dem Sphinx“ verändert hat. Dies aber verzeihe ich dem vortrefflichen Menschen und Weltreisenden Dr. P. Klotz von ganzem Herzen und hoffe, daß seine nächsten Bücher wieder so gut geschrieben sein werden.

Dr. Karl Lang, Wien.

5. Taylor, F. W.: *A first grammar of the Adamawa dialect of the Fulani language* (Fulfulde). Oxford 1921.

Das Werk ist für die fulistische Literatur ein trefflicher Zuwachs, weil es viel Neues enthält. Der große Wert des Werkes liegt schon darin, daß der Verfasser damit einen Dialekt vorführt, der eigentlich bis jetzt nicht aufgezeichnet wurde, nämlich den Dialekt in und um Yola. Taylor bringt für die Erscheinung, welche von Meinhof „Polarität" benannt wurde, einen neuen Terminus: „the phonetic chiasmus". Auch dieser Terminus ist, wie bei Meinhof, der äußeren, materiellen Erscheinung nach geprägt und zeigt, daß der Sinn dieser Erscheinung nicht erfaßt worden ist.[1]) Er illustriert diesen Terminus, wie folgt:

male person, gorko — wor'be, male persons.
male dog, wordu — gor'di, male dogs.
female person, debbo — reu'be, female persons,
female dog, reuru — debbi, female dogs.

Man sieht also, daß der Terminus nach der äußeren Erscheinung (graphischen Darstellung) geprägt wurde. Im Yoladialekt kommt wie im Westful das Singularsuffix für Personen -owo vor, das ich für ursprünglicher halte als das Suffix -o, -o̲o̲ im Sokotodialekt. Westermann meint, daß das Suffix -owo, das allerdings auch vereinzelt im Sokotodialekt vorkommt, älter sei als -o̲, -o̲o̲. An das Westful erinnert auch das Pluralsuffix der Deminutivklasse „koi (hoi, oi)", das im Sokotodialekt koń (hoń, oń) lautet. Taylor macht ferner auf ein Suffix -ku aufmerksam, das ich auch bei einzelnen Substantiven im Sokotodialekt antraf, z. B. dewā-ku weibl. Genit. guraku membr. vir. (Zu de̲b-, dew- weiblich und go̲r wor Mann, männlich). Im Yoladialekt findet sich weiters das Suffix- ki bei Verbalnomina. Barth zeichnete in Adamau schon einige Substantiva mit diesem Suffix auf, das bis jetzt in den Fulgrammatiken nicht berücksichtigt wurde, z. B. helūki Händeklatschen, doptō-ki Geleit, tabwā-ki Empfang, sam-nu-ki Galopp (Barth). ki erinnert übrigens an das Infinitivsuffix, das zuweilen bei den Bororō'bē gebraucht wird. Am Schlusse der Darstellung der Klassensuffixe gibt der Verfasser eine sehr übersichtliche Tabelle über die Augmentativ- und Deminutivsuffixe. Sehr ausführlich und mit vielen Beispielen versehen ist die Darstellung der Pronomina. Ein zweites Possessivum, das in diesem Dialekt vorkommt, findet sich auch bei Arensdorff (Manuel pratique de langue Peulh). Es wird gebildet, indem der unverbundenen Form des Pers. Pron. -djei angehängt wird. -djei hängt offenbar mit -djo̲m, djaumu „Besitzer von" zusammen. Sehr anschaulich für den Wechsel der Anfangskonsonanten und den Gebrauch der Suffixe ist eine Tabelle von zusammengestellten Adjektiven samt den sie regierenden Substantiven. Sehr wichtig sind die Verstärkungsadverbien, die in anderen Dialekten noch nicht beobachtet worden sind. Man kann nicht annehmen, daß hier eine Beeinflussung durch das Haussa oder gar das Kanuri vorliegt, wo sie auch vorkommen. Diese Adverbien sind vielmehr als bodenständiges, eigenes Sprachprodukt aufzufassen. Einige dieser Verstärkungsadverbien brachte schon Westermann, jedoch nur vokabularisch in seinem Wörterverzeichnisse.

Sehr übersichtlich ist die Darstellung der Numeralia. Die Präpositionen werden mit trefflich erläuternden Beispielen vorgeführt, was um so angenehmer berührt, da viele Fulisten in ihren Grammatiken sich mit ihrer kahlen, trockenen Aufzählung begnügen.

Beim Verbum bringt der Verfasser einen Kontinuativ, der mit e gebildet wird, z. B. e-mi ta'a ich schneide. Das im Präsens auftretende 'don wird als „lokal" erklärt. Das Imperfekt wird mit vorgesetztem no gebildet. Dieses no ist offenbar identisch mit dem no als Suffix im Präteritum des Sokoto- und Futa-Djallondialektes. Beim negativen Imperfekt steht no hinter der Negation ta: mi ta'a-ta no ich schnitt nicht. Der Form nach abweichend von anderen Dialekten werden hier zwei Futura gebildet, und zwar das eine mit dem Suffix -ta und das andere mit dem Suffix -n. Ein Futurum exact. wird mit lātake (von lāti geschehen) und dem Nomen agens gebildet. Der in dem Buch angeführte Exhortativ ist der Form nach gleich dem Konjunktiv im Sokotodialekt. Zum Schluß der grammatischen Darstellung folgt eine Liste der Monatsnamen, Wochentage, Tages- und Jahreszeiten und eine sehr erwünschte Sammlung von notwendigen Grußformeln. Zu den zwischen den einzelnen Kapiteln in der Grammatik eingestreuten Übungen befindet sich rückwärts ein Schlüssel. Da diese Übungen jedesmal dem vorhergehenden grammatischen Kapitel gut angepaßt sind, so ist das Werk vom pädagogischen Standpunkt aus wirklich ein praktisches Handbuch.

Sehr gern hätte man, daß das Vokabular größer wäre. Wahrscheinlich hat der Verfasser zu

[1]) Man sehe meine sinngemäße Erklärung dieser grammatischen Erscheinung in der Studie „Die Explosiva und der Nasal der Qualität und Quantität im Fulfulde". Anthropos, Bd. XVI—XVII. S. 1058—1061.

einer größeren Sammlung von Wörtern nicht die Zeit gehabt. Weiters wäre es sehr gut gewesen, wenn man den Substantiven und den Verben im Vokabular auch die Pluralform hinzugefügt hätte.

Daß die Wurzel Pul- in Pulo (der Fulmann) identifiziert wird mit Phut, dem dritten Sohn Hams, scheint nicht gerechtfertigt zu sein.

Dr. Karl Lang, Wien.

6. Scherman, Lucian und Christine: *Im Stromgebiet des Irrawaddy. Birma und seine Frauenwelt.* München-Neubiberg (Oskar Schloß) 1922. 132 S. mit 65 Originalabbildungen.

Das Buch ist die Frucht einer Reise, die der Leiter des Münchner Museums für Völkerkunde, Prof. Scherman, im Jahre 1911 zusammen mit seiner Frau nach Birma und Assam unternommen hat. Einer Reihe kleinerer Mitteilungen, die unter dem Sammelnamen „Völkerkundliche Notizen aus Oberbirma", leider nur allzu weit verstreut, in Festschriften und dem Ethnologen nicht immer leicht zugänglichen oder wenigstens nicht geläufigen Zeitschriften erschienen sind — eine Ausnahme bildet die Arbeit über die Wohnhaustypen in Birma und Assam im Arch. f. Anthr. —, folgt nun hier die erste etwas umfangreichere Veröffentlichung eines Teiles der Reiseergebnisse. Sie enthält in gedrängter Kürze ein sehr reiches Material. Das Hauptgewicht liegt natürlich auf den eigenen Beobachtungen der Verfasser, doch ist auch die Literatur in umfassender Weise mitverarbeitet, so daß das kleine Buch als eine willkommene Einführung in die Ethnographie Oberbirmas und der Schanstaaten gelten kann. In gesonderten Kapiteln werden die Birmanen, Schan, Palaung, Karen, Katschin, Tschin, Naga und Lisu behandelt. Wenn auch das Frauenleben der betreffenden Völker im Vordergrunde steht und den verbindenden Faden der Darstellung abgibt, so werden doch auch eine ganze Reihe anderer Gegenstände berührt und die allgemeinen Fragen der Herkunft, Geschichte und Verwandtschaft der einzelnen Völkergruppen in zwar knapper, aber sehr klarer und übersichtlicher Weise erörtert. Auch eine Reihe einheimischer Handwerke werden unter Beibringung interessanten neuen Materials genauer besprochen, so insbesondere die Weberei, Wirkerei, Töpferei und Papierbereitung. Einige Seiten sind der Ornamentik der Katschin gewidmet, die die Verfasser schon an anderer Stelle (in der Festschrift für Ernst Kuhn) ausführlicher behandelt haben. Die Sage von der einst besessenen und durch Unachtsamkeit verlorenen Schrift, die die Verfasser bei den Maring, einem Nagastamm an der Westgrenze Birmas, hörten, gibt Gelegenheit zu einigen Ausführungen über Herkunft und Verbreitung dieser Sage bei den Naga, Abor, Katschin und Karen in Assam und Birma. Der Gegenstand ist von Interesse und würde eine genauere Untersuchung lohnen. Kommt doch die Sage in verschiedenen Abwandlungen außer bei den genannten Völkern auch bei den Moi-Stämmen des östlichen Hinterindien, bei den Besisi und Mantra der Malaiischen Halbinsel und wahrscheinlich noch in anderen Gegenden Südostasiens vor. Scherman weist auf eine Stelle bei Alberuni hin, die das Vorhandensein einer anscheinend verwandten Sage in Vorderindien schon für das 11. Jahrhundert belegt.

Den für den Ethnologen wertvollsten Teil des Buches bilden die Darlegungen über die Frauentrachten, insbesondere über jene der Bergstämme im westlichen Teil der Schanstaaten und in den Karennistaaten. Dieser sehr interessante, aber auch schwierige Gegenstand wurde bisher noch nie in gleich klarer und gründlicher Weise behandelt. Seine große Bedeutung liegt darin, daß gerade die Frauentrachten die wichtigsten und oft die einzigen Anhaltspunkte für den Nachweis alter, die Bergvölker des mittleren Hinterindien mit dem Norden (Jünnan und China überhaupt) verbindenden Kulturzusammenhänge bieten. Welch mühevolle Arbeit hier von den beiden Verfassern geleistet wurde, kann vielleicht nur ganz ermessen, wer, wie Referent, selbst in den Basars der Schanstaaten über die verwirrende Mannigfaltigkeit der Kleidungs- und Schmuckformen gestaunt und sich bei der Durcharbeitung der Fachliteratur immer wieder an der Unklarheit und Lückenhaftigkeit der Beschreibungen gestoßen hat. Dabei versteht es L. Scherman, von dem der Text des Buches herrührt, während wir die zugrunde liegenden Originalaufzeichnungen zum großen Teil Frau Christine Scherman verdanken, den an und für sich ja recht spröden Stoff dem Leser nach Möglichkeit mundgerecht zu machen. — Überhaupt gebühren der Darstellung einige rühmende Worte. Selbst altbekannte und, leider nur zu oft von wenig berufener Seite, in unzähligen Büchern breitgetretene Gegenstände, wie z. B. der birmanische Buddhismus, gewinnen infolge der anschaulichen, prägnanten, das Charakteristische hervorhebenden und eine Fülle von Anregungen bietenden Art der Behandlung doch wieder ein neues Aussehen. — Sehr bedauerlich ist es, daß aus Ersparungsrücksichten das Sachregister fortbleiben mußte, was hoffentlich bei Gelegenheit einer Neuauflage nachgeholt werden wird.

Die 65 Abbildungen geben mit wenigen Ausnahmen eigene Aufnahmen der Verfasser wieder.

Besonders willkommen sind jene aus den Schan- und Karennistaaten. Sind doch darunter Stämme vertreten, von denen, soweit Referenten bekannt, bisher überhaupt noch keine oder wenigstens keine wissenschaftlich brauchbaren Photographien veröffentlicht wurden. Obwohl der Verlag sich mit der Reproduktion anerkennenswerte Mühe gegeben hat, möchte man doch einige besonders schöne Bilder, wie die Abbildungen 6 (Festhalle für ein Ohrbohrfest in Mandalay), 7 (Wassertragende Frauen), 13 (Buddhistische Morgenandacht), 14 (Buddhistische Abendandacht), 15 (Eremit U. Kanti) gern in noch besserer Ausführung sehen, die die prächtige Stimmung und den künstlerischen Wert dieser Aufnahmen erst voll zur Geltung bringen würde. R. Heine-Geldern.

7. **Roß, Colin:** *Der Weg nach Osten.* Leipzig (F. A. Brockhaus) 1923.

Im vorliegenden Bande bringt der durch sein Buch „Südamerika, die aufsteigende Welt" weiteren Kreisen bekannte Verfasser die Beschreibung seiner letzten Reise, die ihn durch Polen und die Ukraina nach Transkaukasien, Persien bis tief nach Turkestan hinein und von dort über Rußland zurück nach Hause führte. Das mit Abbildungen reich ausgestattete Buch ist für uns um so wertvoller, als seit Friedensschluß das weite Gebiet des russischen Reiches für uns beinahe eine terra incognita geworden ist, da wir dauernd nur tendenziöse Nachrichten über die inneren Zustände erhalten, die je nach der Parteizugehörigkeit des Gewährsmannes zu rosig oder zu düster gemalt sind. Und ähnlich sind wir ja auch von den Ländern des Orients so gut wie abgeschnitten. Hier füllt Colin Roß eine Lücke aus, er zeigt uns den neuen Orient und das neue Rußland im Gärungsprozesse neuer Entwicklung begriffen. Das Buch liest sich stellenweise wie ein Roman und fesselt den Leser von der ersten bis zur letzten Seite; spannende Reiseabenteuer — man kann in jenen Gegenden wieder Abenteuer erleben — wechseln mit oft knappen, aber immer anregenden Beobachtungen über Land und Leute, politische und wirtschaftliche Zustände. Mag dabei über dem Politiker und dem Kaufmann der Ethnograph zu kurz kommen, so bietet doch auch für ihn die Schilderung des Orients der Nachkriegszeit manches Interessante, besonders nach der psychologischen Seite, wenn man dabei auch vielfach zwischen den Zeilen lesen muß: Allüberall ein wildes Streben und Jagen nach nationaler Geltung, nach europäischer Bildung und Zivilisation, deren Machtmittel der Orientale zu schätzen gelernt hat, deren Aneignung aber für ihn nur einen ganz äußerlichen Kostümwechsel darstellt, hinter dem die nur in ihren Ausdrucksformen erstarrte, in ihrem Wesen aber ungebrochene Seele des Orients nach neuer Gestaltung ringt.

Robert Bleichsteiner.

8. **Koch-Grünberg, Theodor:** *Vom Roroima zum Orinoco.* Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. III. Band: Ethnographie. Mit 66 Tafeln, 16 Abb. im Text, 1 Karte und Musikbeilagen. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1923. XI, 446 S. 8°.

Die ersten drei Bände des Werkes, die bereits erschienen sind, und die wir in früheren Jahrgängen der „Mitteilungen" schon gewürdigt haben[1]), enthielten die Schilderung der Reise (I), Mythen und Legenden der Taulipang und Arekuna (II), sowie ein Typenalbum (V). Der vorliegende Band behandelt in drei Abschnitten die Taulipang und ihre Nachbarn, die Schirianá und Waika und ihre Nachbarn, sowie die Yekuaná und Guinaú. Vorausgeschickt ist eine Einleitung über das Gebiet zwischen dem oberen Rio Branco (Uraricuéra) und dem mittleren Orinoco, der wir entnehmen können, wie ungemein schwach bevölkert dieser große Landstrich ist, ja wie große Strecken heute überhaupt menschenleer sind. So zählt der volkreichste Stamm, die Makuschí, heute nur mehr etwa 3000 Seelen, manche Stämme, wie die Yauaraná, die einst der Hauptstamm des Rio Ventuarí waren, sind auf kaum mehr als 30 Seelen zusammengeschmolzen. Bei dem rapiden Verschwinden dieser Völker, das voraussehen läßt, daß manche von ihnen in wenigen Jahren vielleicht völlig der Vergangenheit angehört haben werden, ist es ein unschätzbarer Verdienst des Verfassers, uns über diese aussterbenden Menschen ein so genaues Bild gegeben zu haben. Zum größten Teil gehört die Bevölkerung des von Koch-Grünberg erforschten Gebietes zur Karaibengruppe: die Makuschí, die Arekuná und die von ihnen bisher nicht unterschiedenen Taulipáng, die Yekuaná, Yauaraná u. a. Zwischen ihnen und zum Teil mit ihnen vermischt leben Aruakstämme, wie die Wapischána und die Guinaú. Schließlich trifft man auch noch isolierte Sprachstämme an, wie die Schirianá und Waika, Máku u. a.

[1]) s. „Mitt." XXXXVIII/IX, 228, XXXXVII, 128 und LIII, 341.

Der heutigen verwickelten Gruppierung der Bevölkerung des Gebietes sind wohl schwere Kämpfe vorangegangen. Zur ältesten Schicht gehören die heute noch ganz primitiven Stämme, die seit unvordenklichen Zeiten in den gleichen Wohnsitzen leben, wie die Schirianá und Waika. Dann scheinen zuerst die Aruakstämme von Westen und Südwesten her eingewandert zu sein. Dann kamen die räuberischen Karaiben von Norden und Nordwesten her, unterwarfen zum Teil die friedlichen, aber kulturell höherstehenden Aruakstämme und nahmen ihre Kultur an, zum Teil setzten sie sich friedlich mit ihnen auseinander; über den oberen Orinoco sind die Karaiben nach Süden nicht vorgedrungen.

Auf Einzelheiten der ethnographischen Beschreibung einzugehen ist unmöglich. Sie ist so eingehend, daß wir kaum von irgendeinem späteren Beobachter mehr werden erfahren können, zumal die beschriebenen Völker ja, wie erwähnt, raschem Untergange geweiht sind. Es sind also Dokumente für alle Zukunft. Illustrativ bleibt an dem Bande nichts zu wünschen übrig. Lichtdruckbilder mit Szenen aus dem Leben der Indianer, Zeichnungen von ethnographischen Gegenständen von der Meisterhand Wilhelms von den Steinen u. a. ergänzen in reicher Fülle den anziehend geschriebenen Text, der trotz Eingehens auf die kleinsten Einzelheiten nie ermüdend wirkt.

Einem Literaturverzeichnis folgt noch ein von E. M. von Hornbostel verfaßter Anhang über die Musik der Makuschí, Taulipáng und Yekuaná, der eine Beschreibung der Instrumente, eine Analyse der Gesänge nach ihrer tonalen Struktur, Rhythmus und Aufbau sowie eine Charakteristik der Indianergesänge — auch im allgemeinen — bietet.

Der Band ist wieder ein Meisterwerk deutscher Forscherarbeit und ein immerwährendes Denkmal eines hinschwindenden Menschenschlages.

L. Bouchal.

9. Lehmann, Walter: *Zentralamerika.* Teil I: Die Sprachen Zentralamerikas in ihren Beziehungen zueinander sowie zu Südamerika und Mexiko. 2 Bände Groß-Quart (XXIV + 1090 S.) mit 2 Karten. Herausgegeben im Auftrage der Generalverwaltung der Museen zu Berlin. Berlin (Dietrich Reimer [Ernst Vohsen]) 1920.

Die verwickelten Sprachenverhältnisse Mexikos und Mittelamerikas schienen unter einander und zu den nord- und südamerikanischen Sprachen bis vor kurzem schier unentwirrbar. Zwischen die deutlich erkennbaren größeren Gruppen der Nahua, der Maya, der Chorotegen, der erst in letzter Zeit als zusammengehörige Einheit erkannten Misquito-Matagalpa-Sumo-Ulua-Sprachen und der Chibcha-Sprachen sind nämlich eine Reihe größerer und kleinerer Sprachinseln eingesprengt, deren linguistische Einreihung in größere Zusammenhänge bisher nicht gelungen ist. Solche Sprachen, die mit keinen anderen verwandt schienen, wie z. B. das Otomí, das Taraskische, das Totonakische, das Chocho-Popolokische, Mazatekisch, Mixtekisch, Tzapotekisch, Chiapanekisch u. a., wurden daher von den Sprachforschern bisher als isolierte Sprachen angesehen.

Erst den neuesten Forschungen von Rivet, Radin und W. Lehmann ist es gelungen, in diesem Sprachenwirrwarr größere alte Zusammenhänge zu erkennen und das bunte Bild übersichtlicher und einheitlicher zu gestalten. In allgemeinen Zügen erkennen wir jetzt folgende Sprachenzusammenhänge:

I. Den uto-aztekischen Sprachstamm, der bekanntlich die schoschonische Sprachfamilie, die sonorische und die Nahua-Sprachen umfaßt. Zur schoschonischen Gruppe gehören außer dem Schoschonischen selbst die Sprachen der Hopi in Arizona, der Yute, nach denen der Staat Utah der nordamerikanischen Union seinen Namen trägt, der Paiute im Staate Nevada, der Chemehuevi am Rio Colorado und der Comanchen in Texas. Zur Familie der Sonora-Sprachen gehören die Sprachen des nördlichen und nordwestlichen Mexiko, und zwar das Pima, das Opata und Cahita, die Sprachen der Tarahumara-Indianer, der Tepehuan, der Acaxee, der Cora und der Huichol-Indianer sowie ein Teil der Chichimeken.

Die Nahua-Sprachen umfassen die mundartlich in zwei deutlich unterschiedene Gruppen, in das altertümliche Nahuat (ohne tl-Laut) und das jüngere Nahuatl (mit tl-Laut an Stelle eines älteren t-Lautes) zerfallenden Sprachen der Tolteken, der Azteken und der Nahuatlaken. Der jüngeren Gruppe gehört die Hauptmasse der mexikanischen Nahua-Stämme, der älteren die Sprachen und Mundarten der Naua von Soconusco, der alten Itzá im nördlichen Yukatan, der Pipil von Guatemala, der Izalcos und der Pipil von Salvador sowie der Nicarao an der Westküste von Nicaragua an.

II. Die Maya-Sprachen (Maya von Yukatan, Chol, Tzotzil, Tzeltal, Mam,

Qu'iché, Chorti, Pokonchi, K'ekchi, Lacandon u. a.). Zu ihnen gehört auch das durch eingedrungene Nauastämme vom Hauptstamme vollkommen abgetrennte Huaxtekische, das an der Westküste des Golfes von Mexiko von Tampico bis Tuxpan und im Hinterlande dieses Küstenstreifens gesprochen wird. Für urverwandt mit diesen Sprachen hält L. die Sprachen der Zoque, der Mixe und der Huave, ferner das Totonakische und das Taraskische. Vom Urmaya und der Mixe-Zoque-Huave-Gruppe führen sprachliche Zusammenhänge zum Xinca, ferner zum Lenca, Jicaque und Paya, welche Sprachen weiter mit denen der Sumo-Misquito-Gruppe und den Chibcha-Sprachen des südlichen Mittelamerika zusammenhängen. Ungemein wichtig ist Lehmanns Entdeckung, daß das an der Küste Kolumbiens gesprochene Chocó eine bloße Mischsprache aus Chibcha und Karif, letzteres einer Karibensprache, darstellt, daß ferner sprachliche Zusammenhänge von den Chibcha-Sprachen Panamas (Rama, Guatuso, Güetar, Talamanca, Térraba, Boruca, Guaimi, Dorasque, Chuchurisch und Cueva-Cuna) weiter zu einer Reihe südamerikanischer Sprachen führen, welche u. a. die Sprachen der Betoi, der Arhuaco und Kágaba, der Tairona und Chimila, der Paniquitá, der Coconuco, der Esmeraldas-Caraques-Gruppe und des im Zwischenandentale von Quito gesprochenen Cara sowie die Barbacoa-Sprachen umfassen. Die letztgenannten reichen bis nahe an den Golf von Guayaquil, also fast bis zur Nordwestgrenze Perus. Ganz besondere Bedeutung gewinnen die neuen Forschungsergebnisse Lehmanns noch dadurch, daß derselbe nicht nur alte, über die mit den Maya-Sprachen urverwandte Mixe-Zoque-Huave-Gruppe, über das Xinca-Lenca, die Sumo-Misquito-Gruppe und die Chibcha-Sprachen führende Zusammenhänge aufgedeckt hat, sondern daß es ihm außerdem gelungen ist, auch eine Urverwandtschaft all dieser Sprachen mit dem Chontal und der Gruppe der Hoka-Sprachen in Kalifornien (Diegeño, Chumash, Salinan, Washo, Pomo, Yana, Achomawi, Shasta, Chimariko und Karok) aufzuzeigen. Es bestehen also alte, auf die Urbevölkerung Mittelamerikas zurückgehende Sprachzusammenhänge von Kalifornien durch Mexiko und Mittelamerika nach Kolumbien und Ecuador. Der südlichste Ausläufer dieser Gruppe war das Mochica, die jetzt ausgestorbene Sprache der Chimú an der nordperuanischen Küste. Wichtig ist auch der Nachweis von Klassensuffixen und der Unterscheidung des grammatischen Geschlechtes bei Nomen und Verbum in den Talamanca-Sprachen, im Bribri, Térraba und im Rama.

III. Eingesprengt sind in Mittelamerika kleinere Sprachinseln und ein größeres Sprachgebiet, deren Sprachen zur Familie der Mangue von Nicaragua, Nicoya und Orotiña gehören und denen sich außerdem im Süden das Chorotegische der Halbinsel Parita in Panama, im Nordwesten das Chiapanekische (Grenzgebiet von Mexiko und Guatemala), das Mazatekische, das Chocho-Popolokische, das Trique, das Ixatekische und das Otomí in Mexiko anschließen.

Es ist unmöglich, im Rahmen einer bloßen Besprechung die Bedeutung des groß angelegten Werkes von Walther Lehmann auch nur in allgemeinen Zügen so zu würdigen, wie es dies wohl verdiente und worauf schon der unterdessen verstorbene Altmeister der deutschen Amerikanistik E. Seler in seinem Vorworte zu Lehmanns Werk ausdrücklich hingewiesen hat. Lehmann hat in dankenswerter Weise die historischen Quellenwerke sowohl als auch die Archiv- und Bibliothekschätze Amerikas sowie die gesamte Bibliographie der von ihm bereisten Länder ausgiebig benützt und in den Dienst seiner Forschungen gestellt, vor allem aber keine Mühen und Beschwerden gescheut, um noch in zwölfter Stunde lebendiges Sprachmaterial für die Wissenschaft zu retten. So hat sich Lehmann um die Erforschung der Menschheit ein unsterbliches Verdienst durch die Aufnahme der Subtiaba-Sprache aus dem Munde einer 84jährigen Frau erworben, der einzigen Indianerin dieses Stammes, welche ihre Muttersprache noch leidlich beherrschte. Das Subtiaba von Nicaragua wurde von Lehmann als urverwandt mit dem Tlappaneca-Yopi, einer im mexikanischen Staate Guerrero gesprochenen Sprache, erwiesen, weiter Beziehungen des Subtiaba-Tlappaneco zum Washo und anderen Sprachresten der kalifornischen Hoka-Gruppe festgestellt.

Die neuen Erkenntnisse, welche auf die alte Urbevölkerung Mittelamerikas ein helles Licht werfen, bedeuten eine völlige Umwälzung der bisherigen Anschauungen über die Sprachenverhältnisse Amerikas, welche eine gesonderte Darstellung erforderten.

Die von Lehmann eingeschlagene linguistische Methode, zu deren Begründung es tief schürfender und schwieriger lautphysiologischer, phonetischer, lexikalischer, grammatischer, sprachpsychologischer, historischer, archäologischer und ethnographischer Vorarbeiten bedurfte, muß als mustergültig und vorbildlich für sprachliche Untersuchungen überhaupt bezeichnet werden.

Hoffentlich gelingt es Lehmann, trotz der Ungunst der Zeiten und der immer unabsehbarer anwachsenden Not des deutschen Volkes mit Unterstützung des hochherzigen Förderers der Amerikanistik, Sr. E. des Herzogs Florimond de Loubat, sowie der Generalverwaltung der Museen zu Berlin, der wissenschaftlichen Welt auch seine weiteren bahnbrechenden Forschungsergebnisse in nicht allzu ferner Zeit zur Gänze vorlegen zu können. Dem rastlosen Forscher Walter Lehmann müssen wir aber schon jetzt unsere uneingeschränkte Bewunderung vor seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seinen bisherigen Achtung gebietenden Leistungen zollen, nicht ohne ausdrücklichen Dank an alle Faktoren, welche das Zustandekommen dieses monumentalen Werkes ermöglicht und gefördert haben.

Wien, November 1923. F. Röck.

10. **Adam, Leonhard:** *Nordwestamerikanische Indianerkunst.* (Orbis pictus, Weltkunstbücherei, herausgegeben von Paul Westheim, Bd. 17), Berlin (E. Wasmuth A.-G.). 44 S. 4°. Mit 48 Tafeln in Schwarzdruck.

Fußend auf den für das Verständnis nordwestamerikanischer Kunst grundlegenden Forschungen von Franz Boas hat schon Kurt Breysig im ersten Bande seiner „Geschichte der Menschheit" unter dem poetischen, der Kritik jedoch nicht standhaltenden Untertitel „Die Völker ewiger Urzeit" die Nordwest-Kunst[1]) Amerikas einer eingehenden kunstsinnigen Würdigung unterzogen. Durch seine begeisterte Schilderung und ästhetische Wertung der einzelnen Schöpfungen dieses Kunstkreises und gelegentliche Vergleiche einzelner ihrer besten Leistungen mit Werken europäischer Kunst hat er das Interesse und das Verständnis weiterer Kreise für die eigenartige Schönheit und frische Originalität dieser Kunst wachgerufen. Das unbestrittene Verdienst Breysigs, als Erster auf die oft ebenso fremdartig als schön wirkende nordwestamerikanische Indianerkunst aufmerksam gemacht zu haben, wird denn auch vom Verfasser mit Recht hervorgehoben.

Mit dem vorliegenden Bande, der dem begeisterten Freunde indianischen Kultur- und Geisteslebens und ausgezeichneten Kenner indianischer Kunst Theodor Koch-Grünberg gewidmet ist, hat uns der Verfasser, der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über die geistigen, sozialen und religiösen Grundlagen der nordwestamerikanischen Kulturen rühmlichst bekannt ist, eine treffliche Einführung in die originelle Kunst dieser Indianerstämme geschenkt, die der in diesen Mitteilungen bereits angezeigten altmexikanischen Kunst von Walter Lehmann (Orbis pictus, Bd. 8) vollwertig an die Seite gestellt werden kann. Adam versteht es in ganz hervorragendem Maße, die geistigen und gesellschaftlichen Grundlagen der Nordwest-Kunst darzustellen und die leitenden Grundsätze dieses ohne die Kenntnis jener kaum zu verstehenden Kunstschaffens aufzuzeigen. Der Verfasser schildert, wenn auch nur skizzenhaft, die nordische Schönheit und überwältigende Großartigkeit des Landes und der See mit ihren mannigfachen Gefahren und Schrecknissen der Natur, welche sich gleichsam auch in der Vorstellungswelt der Nordwest-Indianer[1]) und in dem Gepräge ihres künstlerischen Schaffens spiegle. Dabei vermisse ich freilich eine wichtige Angabe bei Adam, daß nämlich auffallender Weise gerade die Schönheit der Landschaft in der darstellenden und bildenden Kunst dieser Indianer gar keine Rolle spielt, indem in diesem Kunstkreise kein einziges Mal die Landschaft als selbständiger Vorwurf oder auch nur als Hintergrund verwendet ist. Der Nordwest-Indianer zeichnet, ritzt, tatauiert, webt oder bildet wohl die Gestalt des Menschen und dieses oder jenes Tieres oft mit meisterhafter Naturwahrheit und nicht selten sogar mit einer aus tiefer innerer Eingebung entspringender und in das Bewußtsein tretender Empfindung und trefflicher Wiedergabe des Wesenhaften, des Seelischen, niemals aber stellt er die einzelnen Wesen in die Landschaft oder schreitet etwa gar zur Darstellung der Landschaft selbst weiter. Der Begriff der Landschaft fehlt sowohl der Dichtung als auch der Kunst Nordwestamerikas, wie auch der meisten neuweltlichen Kunstkreise vollkommen. Diese Tatsache hätte der Verfasser meines Erachtens ausdrücklich betonen sollen, als er das Verhältnis der Nordwest-Kunst zur dortigen Landschaft hervorhob. Naturgemäß ist überall dort, wo dem Künstler der Begriff der Landschaft fehlt, der darstellenden Kunst auch der Begriff der Fernsicht oder der Perspektive völlig fremd.

Ein eigenartiges Gepräge zeigt die Kunst wie die gesamte Kultur der Nordwest-Indianer infolge ihres völligen Durchdrungenseins mit totemisti-

[1]) Breysigs Bezeichnung der Nordwestkunst als „kolumbianische Kunst" ist wegen ihrer Doppeldeutigkeit lieber zu vermeiden.

[1]) Unter diesem Sammelnamen werden vor allem die Tlinkit-Indianer in Südalaska, die Haida auf den Königin Charlotte-Inseln, die Tsimshian, die Kwakiutl und Nutka verstanden.

schen Vorstellungen, was der Verfasser mit Recht hervorgehoben hat.

Der Verfasser führt uns Zeichnung und Zierkunst, die stilisierte Plastik und die realistische Plastik näher vor Augen. Zeichnung und Ornamentik der Nordwest-Kunst sind ausgesprochene, zuweilen ins Monumentale gehende Linienkunst. Das sie am meisten kennzeichnende Motiv ist das von H. Schurtz sogenannte „Augenornament", welches jedoch, wie F. Boas gezeigt hat, mit wirklichen Augen ursprünglich nichts zu tun hatte, sondern von den runden und ovalen Gebilden der Gelenksoberflächen und, wie Adam ergänzend bemerkt, auch von den Flächen der Hände und Füße der Menschen und Tiere abgeleitet ist. Diese Gelenksornamente, deren künstlerische Vorstufen Adam in den kreis- oder halbkreisförmigen Gebilden der alten realistischen Tierzeichnungen im Wohngebiete der Kwakiutl-Indianer sucht, seien wegen ihrer Ähnlichkeit mit wirklichen Augen Anlaß geworden, diese Ähnlichkeit zu steigern und hätten zur Hervorbringung tierkopfartiger Ornamente geführt. Diese Annahme dürfte wohl der Wahrheit nahe kommen. Als Hauptgrundsätze der künstlerischen Darstellung lernen wir das Prinzip der Zerschneidung, Auseinanderfaltung und Doppelprofil-Bildung sowie das der Reduzierung oder der Beschränkung auf die Darstellung einzelner Körperteile kennen. Ersteres führte zur Entstehung symmetrischer Bilder nach Art mancher Zeichnungen unserer alten heraldischen Kunst. Die Zerschneidung geht oft so weit, daß durch sie der Zusammenhang der einzelnen Teile völlig verloren geht, während eine oft wundervolle heraldisch wirkende Symmetrie erhalten bleibt. Während einfache Profilbildung selten vorkommt, ist die Doppelprofil-Bildung ungemein häufig. Der Nordwest-Indianer zeichnet die Lebewesen in völlig durchschnittenem Zustande und sieht sie gleichsam mit Röntgenaugen „durch und durch". Diese Darstellungsweise, die man geradezu als „transparente Darstellung" bezeichnen könnte, deutet daher auch die unsichtbaren Wirbel, Knochen und Rippen des Tier- und Menschenkörpers an. Als Entstehungsursache des Grundsatzes der Zerschneidung hat Adam richtig die Art der praktischen Anwendung des Ornamentes erkannt. Das Bild des dargestellten Wesens sollte nämlich beispielsweise den Träger einer Tanzdecke oder einer totemistischen Darstellung gleich einer Maske umgeben, seinen Körper umschließen, um die völlige Verwandlung des Trägers in dieses Wesen sinnfällig zum Ausdrucke zu bringen. Zufällige Ähnlichkeit des in den Körper oder zwischen die zwei zerschnittenen und symmetrisch auseinander gefalteten Körperhälften an Stelle des primitiv gezeichneten Knochengerüstes mit einem Gesichte oder einer menschlichen Figur führte zu spielerischer Vergrößerung dieser Ähnlichkeit und läßt das häufige Auftreten von menschlichen Gesichtern oder ganzer Menschenfiguren auf dem Körper der Tierzeichnungen erst verstehen. Aus dem Zusammenwirken der Grundsätze der Reduzierung, der Zerschneidung und der Doppelprofil-Bildung im Vereine mit dem naturgemäßen Abschleifen der Ornamentformen im Laufe der Zeit ergab sich eine starke Stilisierung der Formen der Nordwest-Kunst, infolge der es oft ungemein schwierig ist, die Elemente der Gesamtkomposition im einzelnen richtig zu erkennen. In bezug auf die künstlerische Anwendung der Farbe steht die nordwestamerikanische Zeichnung und Ornamentik auf der primitiven Stufe der bloßen Kolorierung ohne Anwendung von Licht und Schatten. Adam betont daher mit Recht, daß der Nordwest-Kunst eigentliche Malerei, d. i. die von der natürlichen Form absehende, ausschließlich durch die Farbe wirkende Darstellungskunst unbekannt ist. Unter den einzelnen oft rein willkürlich gewählten Farben überwiegt die schwarze, zu der meist noch rot und die bloße Naturfarbe des verwendeten Stoffes hinzukommt. Manchmal ist aber auch durch sparsame Mitverwendung von blau, meergrün, gelb und weiß eine gewisse Farbenfreudigkeit und leuchtende Farbenpracht mit harmonischer Abstimmung der einzelnen Farben zueinander nicht zu verkennen. Wenn nicht das Unheimliche, Schreckhafte im künstlerischen Ausdrucke angestrebt wird, wie in der realistischen Plastik, erwecken die Schöpfungen besonders der älteren Nordwest-Kunst fast stets den Eindruck des Getragenen, feierlich Ernsten, des Althergebrachten, auf lange Überlieferung Zurückgehenden und mit der totemistischen Weltanschauung organisch Verbundenen, dem ein leichter mythisch-religiöser Zug anhaftet.

Hoch entwickelt ist die stilisierte Plastik, die gleichsam eine Übertragung der Ornamentik ins Körperliche vorstellt. Die Nordwest-Indianer sind geborene Holzbildhauer. Mittels bloßer in Holz geschäfteter Steinbeile und einer Art Kupfermesser oder stemmeisenartigen Werkzeugen wurden in alter Zeit Toten- und Hauswappenpfähle von oft gewaltiger Höhe kunstvoll behauen, wobei jede Schlagmarke an der richtigen Stelle geschickt für die Darstellung ausgenützt wurde. So erreichen die Hauswappenpfähle der Haida-Indianer oft eine Höhe von über 30 m über dem Erdboden. Die Herstellung solcher Pfähle erforderte oft lange Jahre und die Mitwirkung aller Künstler des Dorfes. Entweder bildeten die Wappenpfähle den Mittelpfahl oder die Eckpfähle der großen Sippenhäuser oder sie standen auch frei in einiger Entfernung von denselben, so daß das Gesamtbild eines Dorfes der totemistischen Nordwest-Indianer auf den Be-

schauer einen recht unregelmäßigen und bunten Eindruck macht. Von großer Lebendigkeit sind auch die von den Mitgliedern der Festgenossenschaften und Geheimbünde bei den Winterfesten getragenen Holzmasken, die mit ihrer Umrahmung aus natürlichem Menschenhaar mit Absicht recht unheimlich und schreckhaft wirken. Die älteren Holzmasken zeigen gegenüber den neueren liebevollere Behandlung des Materials, angenehmere Farbentönung und oft geradezu meisterhafte realistische Darstellung mit trefflicher Wiedergabe seelischer Zustände. Die stilisierte Kleinplastik der nördlichen Stämme, wie der Tlinkit, der Haida und der Tsimshian, ausgeführt in Holz, Talkschiefer und Horn mit schönen Perlmuttereinlagen, zeigt gleichfalls großen Formenreichtum, oft meisterhafte Naturtreue und eine ausgesprochene Stilreinheit. Von ganz eigenartiger Schönheit sind die bei den Tanzfestlichkeiten verwendeten Tanzrasseln, deren Darstellungen meist auf die bekannten Sagen vom Feuerraube durch die tiergestaltigen Totemwesen Bezug haben, unter denen besonders der beim Raube des Feuers verbrannte und seitdem schwarz gebliebene Rabe als der Feuerbringer eine wichtige Rolle spielt.

Nach Adam ist der Entwicklungsgang der Nordwest-Kunst, voran der Ornamentik und Plastik, etwa in der Weise vor sich gegangen, daß sie von angestrebter, aber noch unvollkommen erreichter zu wirklicher Naturtreue und auf dem Wege über die ornamentale Flächenkunst zu immer stärkerer Stilisierung fortschritt. Daneben wurde eine naturgetreue Bildnerei gepflegt, die bei den einzelnen Schöpfungen eine hohe Vollendung in realistischer Wiedergabe und eine ausgesprochene Freude an dem Kunstwerke selbst zur Schau trägt. Die im Süden besonders ausgebildete Porträtplastik zeichnet sich durch treffliche individuelle Gesichtsgestaltung, durch gute Wiedergabe des angestrebten Gesichtsausdruckes, der Mienen und Gebärden und in manchen Fällen durch eine unüberbietbare Realistik aus, die durch Umrahmung mit natürlichem Menschenhaar noch gesteigert wird.

Der Verfasser schließt seine Betrachtung der nordwestamerikanischen Kunst mit den begeisterten Worten Breysigs, der z. B. in den beiden aus der Sammlung Jacobsen in Berlin stammenden Holzköpfen der Kwakiutl (Tafel 28 und 29 bei Adam) nicht mit Unrecht einen der Gipfel wirklichkeitswahrer Kunst der Menschheit erblickt, einem Urteile, in welches sicherlich jeder Kunstsinnige einstimmen dürfte. Ein kurzer Abschnitt streift die mutmaßlichen Beziehungen der Nordwest-Kunst zu anderen Kunstkreisen, welche Frage Adam mit Recht heute noch nicht für spruchreif erklärt. Dem Völkerpsychologen und dem Kunstfreunde, der sich in die Geheimnisse der Nordwest-Kunst weiter vertiefen will, gibt ein Verzeichnis der Literatur in Auswahl nähere Aufschlüsse. Mit besonderer Sorgfalt und wissenschaftlicher Gründlichkeit ist das darauffolgende 10 Seiten starke Verzeichnis der Abbildungen mit ausführlichen Erläuterungen zu den Vignetten im Textteile und den Tafeln ausgearbeitet und bildet so eine erfreuliche sachliche Ergänzung zum Haupttexte. Die Fülle und die künstlerisch geschmackvolle Auswahl der vom Verlage in ausgezeichneter Reproduktion besorgten Tafeln besonders hervorzuheben, erscheint überflüssig. Unser Gesamturteil zusammenfassend, kann gesagt werden, daß der gelehrte und geistvolle Verfasser die an schwierigen Problemen, aber auch an urtümlicher fremdartiger Schönheit so überaus reichen Schöpfungen der nordwestamerikanischen Indianerkunst mit seinem verdienstlichen Buche unserem Verständnisse wirklich näher gebracht hat und daß auch dieser Band der Orbis pictus-Reihe der Bücherei jedes kunstsinnigen Gebildeten unstreitig zur Zierde gereicht.

Wien, Oktober 1923. F. Röck.

11. **Schmidt, P. W.,** S. V. D.: *Die geheime Jugendweihe eines australischen Urstammes.* (Dokumente der Religion, III. Bd.) Paderborn (Ferd. Schöningh) 1923. 73 S. 8°.

Der Verfasser schildert nach den Berichten Howitts die Vorgänge bei der Weihe der Jünglinge und Mädchen beim Kurnai-Stamm in den südostaustralischen Alpen. Sie ist die Einführung in die von einem höchsten Wesen begründeten sozialen und sittlichen Stammeseinrichtungen, frei von irgendwelchen astralmythologischen Beziehungen. An die Schilderung knüpft Verfasser einen kurzen Überblick der soziologischen und religionsgeschichtlichen Entwicklung der australischen Stämme. Die Kurnai gehören dem ältesten Kulturkreise, der australischen Urkultur oder dem Kulturkreis des Geschlechtstotemismus, an; auf diese Kulturschicht folgt die Bumerangkultur, dann der vaterrechtlich-totemistische, dann der mutterrechtliche Zweiklassen-Kulturkreis, dann drei Mischkulturen, deren letzter die Aranda in Zentralaustralien angehören, bei denen das höchste Wesen keine Verehrung mehr findet und bei denen auch schon Sonnen- und Mondmythologie durch neue totemistische Wandersagen verdrängt sind. L. Bouchal.

12. **Bossert, Hellmuth Th.:** *Altkreta, Kunst und Handwerk in Griechenland, Kreta und auf den Kykladen während der Bronzezeit.* (Bd. 1 der Sammlung: „Die ältesten Kulturen des Mittelmeerkreises.") 2., vermehrte Auflage. Berlin (Ernst Wasmuth) 1923.

Die Ausbildung des modernen Reproduktionsverfahrens und dadurch die Möglichkeit von Faksimilewiedergaben hat der Kunstschriftstellerei die weitesten Kreise gewonnen. Gerade die Nacherscheinungen der Kriegsjahre haben gezeigt, welchen großen Absatz die Luxusdrucke am Büchermarkt finden. Die ziemlich billige Vervielfältigung von Federzeichnungen durch die Strichätzung oder die Wiedergabe von Kunstwerken durch Lichtdruck oder Heliogravüre haben den großen Vorteil der photomechanischen Aufnahmen, was Wahrhaftigkeit und Verläßlichkeit betrifft, schlagend erwiesen; selbst das Zusammenwachsen der Farbentöne und das Craquelé erscheinen auf guten Photographien. Die Kunstbetrachtung gewinnt dadurch sogar in vielen Fällen, z. B. bei Teilansichten. Früher waren zu den umfangreichen Beschreibungen die Illustrationen (in Kupfer gestochene Umrisse, später Tonschnitt) das notwendige Übel, heute überwiegt selbst in wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Abbildungsteil.

In diese Reihe von Büchern stellt sich nun auch dieses von Bossert, das so schnell eine zweite Auflage erlebte. Es hat zu 352 Abbildungen auf 256 Tafeln nur 25 Seiten Text, der in Form von Anmerkungen zu den einzelnen Abbildungen gehalten ist. Es ist klar, daß einem Forscher dadurch größere Schwierigkeiten erwachsen, als man auf den ersten Blick glauben würde. Bei Bossert ist der Wert auf kunstgeschichtliche Besonderheiten und auf Literaturnachweis gelegt; man erhält hier den Eindruck peinlichster Gewissenhaftigkeit. Freilich, der Prähistoriker würde gern auch in einem kunstgeschichtlichen Buch eine kurze Einführung in die kretische Kultur der Bronzezeit sehen. Daß diese fehlt und so dem Leser eigentlich der Organismus jener Kultur, deren Kunsterzeugnisse er so ausreichend zu bewundern bekommt, nicht recht greifbar wird, wollen wir aber bei einer so prächtigen Publikation nicht als Mangel hinstellen. Wir glauben nur, daß das Interesse für die Ausführungen einer Einzelwissenschaft durch die Ergebnisse einer Nachbarwissenschaft bei dem breiteren Publikum, für die ja solche Bücher auch bestimmt sein können, noch wachsen würde. Eduard Beninger.

13. **Haupt, Albrecht:** *Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen.* 2., neubearbeitete erweiterte Auflage. Berlin (E. Wasmuth) 1923.

Der Verfasser ist Baurat und Professor an der Technischen Hochschule in Hannover. Ein Vergleich mit der ersten Auflage war mir nicht möglich. Diese hat übrigens bei ihrem Erscheinen in den wichtigeren Zeitschriften der Urgeschichtsforschung, so viel ich sehe, keine Anzeige erfahren. Schon der Titel des Buches ist nicht glücklich gewählt; er sollte lauten: „Die Baukunst der Germanen von der Völkerwanderungszeit bis zu Karl dem Großen." Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit der Völkerwanderungszeit, weil „das Eigengermanische in der Entwicklung der germanischen Kunst erst von der Zeit nach Christi Geburt anhebt"; das begründet er wieder damit, daß die Stammeseigentümlichkeiten in den vorchristlichen Jahrhunderten nicht deutlich genug zu unterscheiden seien. Von solchen logischen und sachlichen Fehlern wimmelt es, sobald sich der Verfasser dem Gebiet der prähistorischen Archäologie nur nähert. Die Existenz einer Urzeit wird zwar immer „nachdrücklichst" erwähnt, aber doch immer sehr rasch abgetan. Seltsam mutet so der Satz an (S. 27): „Die sonst noch in Frage kommenden älteren Bronze- und Bronzeeisenzeiten, die Hallstatt- und die ihr folgende La-Tèneperiode aber erstrecken sich über so gewaltige Flächen Europas in einer merkwürdigen, wenig unterschiedenen Gleichartigkeit, daß wir da von einer bereits ganz scharf abgegrenzten nordisch-germanischen Kunstart nicht reden können." Für Haupt sind eben schon die nachchristlichen Germanen die „Germanen vor uralter Zeit". So sieht man auf einer Zeichnung vor einem Dolmen einen Metallhelm und phantastische Keramikbemalungen. Oder es heißt (S. 58), daß die Griechen und Römer das Kunstwerk schon vor der Entstehung als ein in sich geschlossenes Gebilde im Geiste vor sich sahen, während die Germanen jeden Gegenstand zuerst zweckdienlich herstellten und dann verzierten, so daß z. B. die germanischen Fibeln eine nicht wegzuleugnende Einförmigkeit besäßen. Oder es wird bei Besprechung des Gräberinventars ein wenig über die Keramik gesprochen, die „weniger ansehnlich ist, weil sie meist der Farbe, stets der Glasur entbehrt"; dazu wird nun in einer Zeichnung ein Becher der sächsisch-thüringischen Keramik und andere prähistorische Gefäße gezeigt; und sofort wird dann dem Leser beteuert, daß es noch „genug merkwürdige" Dinge in den Gräbern gäbe, z. B. ein Sattelzeug. Aber auch in der germanischen Altertumskunde ist der Verfasser nicht zu Hause. Er

schreibt „Katten", behauptet, daß das (!) Seramasax bei den Franken am gebräuchlichsten gewesen sei. Daß er dieses germanische Neutrum als Maskulinum gebraucht, teilt Haupt leider auch mit wirklichen Prähistorikern. Geradezu empörend aber ist der Satz (S. 4): „Selbst England hatten die eingebrochenen Angelsachsen deutsch gemacht." Wie man sagen kann, das Bauen mit liegenden Balken scheint slawischer Herkunft zu sein, ist mir geradezu schleierhaft. So ist es nicht verwunderlich, daß man in Abschnitten, wie „Rasse" u. dgl., natürlich gar nichts erfährt. Man könnte allerdings einwenden, warum gerade dieses Buch hier besprochen wird, da ja die meisten Bücher dieser Art solche Mängel aufweisen. Aber Haupt ist Mitarbeiter am Hoopsschen Reallexikon und deswegen müßte sein Buch auch hier einer Kritik standhalten.

Dafür sind wir in der angenehmen Lage, betonen zu können, daß solche Zustände nur zu Beginn des Buches herrschen, für die übrigen Abschnitte wird der Prähistoriker sicher gern und dankbar dem Verfasser folgen. Hier ist er in seinem Fach, hier weiß er nicht nur mit gut wirkenden Zeichnungen zu befriedigen, sondern auch durch den Inhalt der Darstellung zu fesseln. Die Sehnsucht nach einer halbwegs entsprechenden Darstellung der germanischen Baukunst der Völkerwanderungszeit ist ja bereits eine überaus große. Und es ist nicht des Verfassers Schuld, wenn sich jetzt noch der Forschung unübersteigbare Schwierigkeiten entgegenstellen. So möchte ich geradezu als einen Vorteil des Buches bezeichnen, daß die wesentlichen Probleme gar nicht angeschnitten werden. Dadurch stellt sich ein gewisser Plauderton ein, man folgt dem Verfasser wie mit einem Bädecker in der Hand in uns jetzt unerreichbare Länder und wird so auf die leichteste Art über vieles unterrichtet, über ein Material, das dem Prähistoriker nicht leicht zugänglich ist. Obwohl ich also in einem gewissen Sinne das Buch empfehle, möchte ich trotzdem noch zu einer Frage des Hauptthemas Stellung nehmen.

Für meine Anschauungen legt der Verfasser ein zu großes Gewicht auf den gewiß vorhandenen Einfluß, den die „Holzkunst" ausübt. Daß die nordischen Bauten aus Holz sind und die Holzschnittskunst zu einer gewissen Zeit eine große Rolle spielte, muß doch nicht gleich besagen, daß die einfachsten Kunstprinzipien sich nur aus dem Holzmaterial und seiner Verwertungsmöglichkeit erklären lassen. Wenn in der Völkerwanderungszeit die Kunst des Zimmermanns eine überragende war, so besagt dies noch nicht, daß sie als Grundlage einer Kunstbetätigung anzunehmen sei; daß sie zu Beginn der germanischen Kunstentwicklung bestimmend auf Kunsttendenzen hätte einwirken können. Ich unterschreibe also nur solche Worte, wie sie Haupt selbst in Hoops Reallexikon verwendet: „Bei dem quantitativen Vorwiegen des Holzbaues ist es selbstverständlich, daß die Formen aus diesem sich in den gleichzeitigen germanischen Steinbau übertragen." Aber auch hier wird das entscheidende Wort noch fallen müssen: ich erinnere nur daran, daß Baldwin Brown die Annahme, daß die Tradition des Holzbaues bei der Ausbildung des angelsächsischen Steinbaustiles einen wesentlichen Anteil geübt hat, völlig ablehnt. Was die germanische Ornamentik betrifft, kann nicht nachdrücklichst genug betont werden, daß sie einem Stilgefühl, nicht der Abhängigkeit von einem Material entspringt. Die germanische Ornamentik hat ihren Ursprung in einer Kunstrichtung, die der Prähistoriker „geometrischen" Stil nennt. (Unter den Bezeichnungen der Kunstästheten ist mir noch der von Worringer in Schwung gebrachte Ausdruck „Abstraktion" am sympathischesten.) Der „naturalistische" Stil (Worringers „Einfühlung") ist in Europa während des Vollneolithikums nur durch die arktische Kultur, während der Bronzezeit nur durch die kretische Kultur vertreten. Gerade die Metalltechnik der bronzezeitlichen Germanen zeigt, daß es Kunsttendenzen gab, die nichts mit Holzschnittskunst zu tun haben. Aber wie weit Haupt in seiner Hypothese geht, beweist folgender Satz (S. 52): „Denn wenn wir die mannigfachen Werke der germanischen Metallkunst, die durch Guß hergestellt sind, näher betrachten, so finden wir bestätigt, daß alle Originalmodelle, nach denen solche gegossen sind, in Holzschnitzerei hergestellt gewesen sein müssen." Ja, man liest sogar folgenden Satz: „Noch bis heute ist der Deutsche derjenige Mensch, der am wenigsten ohne das Holz leben kann."

Viel Lob verdient der Verlag. Das Buch macht in Ausstattung und Druck den besten Eindruck.

Eduard Beninger.

14. Ratzel, Friedrich: *Über Naturschilderung.* 4. Auflage — Volksausgabe. München und Berlin (R. Oldenbourg) 1923. VIII, 394 S. 8°. Mit 7 Abbildungen.

Das schöne Buch, kurz vor dessen erstem Erscheinen der gelehrte Verfasser gestorben ist, bedarf wohl keiner weiteren Empfehlung. Es ist dankbar zu begrüßen, daß der Verlag durch die Neuherausgabe in der alten Form Gelegenheit bietet, in weiteren Kreisen das Verständnis für die Schönheiten der Natur zu wecken und zu vertiefen und zu künstlerischem Naturempfinden und zu künstlerischer Schilderung anzuleiten.

L. Bouchal.

15. **Ratzel, Friedrich:** *Politische Geographie.* 3. Auflage, durchgesehen und ergänzt von Eugen Oberhummer. Mit 47 Kartenskizzen. München und Berlin (R. Oldenbourg) 1923. XVI, 627 S. 8°.

Die politische Geographie als selbständigen Zweig der allgemeinen Geographie hat Ratzel begründet. Was die politische Geographie will, hat Ratzel in der Vorrede zur 1. Auflage seines grundlegenden Werkes selbst umschrieben:

Sie hat die Beziehungen zwischen dem Staat und dem Boden vergleichend zu erforschen. Sie kann ihre Lehre vom Staat als geographische Wissenschaft nur auf dem gegebenen Boden der Erde aufbauen. Der Staat kann ihr nur ein menschliches Gebilde sein, aber eines, das nur auf dem Boden der Erde gedeiht. Die Berührung von Problemen der Soziologie und der Staatswissenschaft ist dabei nicht zu vermeiden; auch müssen die Gesetzmäßigkeiten der politischen Geographie naturgemäß einen Teil der Gesetzmäßigkeiten der Geschichte bilden. Die Methode muß die geographische sein.

Die Probleme der politischen Geographie, also die Beziehungen der staatlich organisierten Menschheit zum Raume, sind daher auch für den Ethnographen und Soziologen von größter Bedeutung.

Es ist eine dankenswerte Aufgabe, der sich der Herausgeber unterzogen hat, das Werk ohne Umarbeitung, die seine Eigenart ja nicht verträgt, den heutigen Verhältnissen anzupassen. Die angeschnittenen Fragen alle dem heutigen Stand der Literatur entsprechend weiter zu entwickeln, war natürlich räumlich unmöglich. Der Herausgeber hat in pietätvoller Weise alle seine Zusätze und Änderungen äußerlich im Druck kenntlich gemacht. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch das sorgfältigst zusammengestellte Register erworben. Eine sehr zu begrüßende Ergänzung des Werkes ist auch die vom Herausgeber verfaßte Darstellung der Entwicklung der politischen Geographie vor Ratzel und bis zum heutigen Tage.

So möge denn diese neue Auflage den unerschöpflichen Schatz, den Ratzels Werk an Problemen, Gedanken und Gesichtspunkten für jeden birgt, noch weiteren Kreisen vermitteln.

L. Bouchal.

16. **Scheidt, Walter:** *Die eiszeitlichen Schädelfunde aus der großen Ofnet-Höhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen.* Mit 7 Textfiguren, 8 Tabellen, 18 Kraniogrammen und 8 Tafeln. J. F. Lehmann, München 1923. G.-Z. 18 = 252.000 ö. K.

Die Funde aus der Ofnethöhle sind die reichsten aus dem Diluvium Deutschlands. Schon die vorläufige Darstellung, die Schliz gegeben hat, zeigte, daß man es hier mit einer sehr gemischten oder — was ebenfalls möglich ist — mit einer sehr variablen Population zu tun hat.

Viele der absoluten Maße kommen fast in der ganzen vom rezenten Menschen bekannten Variationsbreite vor, z. B.

größte Länge 166—205 (H. sap. rec. 143—225)
„ Breite 133—152 („ „ „ 101—173)

Freilich sind viele Schädel, weil postmortal verdrückt, nur mit Vorsicht zu verwerten.

Die Längenbreitenindices der verwertbaren Schädel sind 70,24, 72.77, (73—76), 75.71, (77.27), 77.47, 78.53, 79.35, 80,77, 83.24, 86.71.

No.	Längenbreitenindex	L.-H.-I.	B.-H.-I.	Längenhöhenindex	Transversaler Frontoparietalindex	Sagittaler Frontalindex	Gesichtsindex	Obergesichtsindex	Orbitalindex	Nasalindex	Maxilloalveolarindex	Gaumenindex	Ganzgesichtswinkel	Kapazität	Stirneigungswinkel	Geschlecht	Stirnbr. Hinterhauptwinkelbreite
1818	70·24	—	—	56·58	(68·75)	89·31	—	—	—	—	—	—	—	1380	64°	♂	+3
1821	72·77	71·73	98·56	59·69	72·66	86·07	—	—	82·05	(47·17)	—	(77·78)	—	1441	57°	♂	−1
K	77·47	76·37	98·58	64·29	66·67	87·68	(92·0)	(51·2)	70·73	54·17	131·1	105·56	84°	1422	57°	♂	−2
1800	79·35	—	—	63·04	—	86·15	(78·47)	(45·82)	(88·24)	41·18	125·9	—	83°	(1421)	66°	♂	—
1829	(73–76)	(70–72)	95·49	58·8–60·5	(68·42)	87·18	77·34	(45·31)	68·29	54·55	129·79	(111·43)	89°	(1232)	60°	♀	−2
1822	(77·27)	71·59	(92·65)	(63·07)	67·65	88·33	—	45·7	67·5	45·45	123·4	87·8	—	(1343)	65°	♀	−10
1811	75·71	74·58	98·51	62·15	67·91	88·10	—	—	72·97	(46·94)	—	88·64	91°	1039	64°	♀	+1
1813	78·53	68·93	87·77	61·02	63·31	85·6	—	(49·19)	67·5	(50·0)	—	—	92°	1293	64°	♀	−11
1809	80·77	74·73	92·52	58·79	68·71	82·81	78·57	45·0	—	—	—	89·13	—	1380	64°	♂	−11
1806	83.24	68·16	81·88	53·63	61·74	85·95	—	(45·11)	73·68	51·16	—	—	90°	1264	60°	♀	−5
1802	86·71	79.89	92·67	64·37	64·0	87·9	—	(42·03)	74·36	—	120·4	95·12	90°	1493	61°	♀	—

Aus dem Vergleiche der Indices ergibt sich, daß das Gesichtsskelett viel einheitlicher in den allgemeinen Formen ist, wie das Schädelskelett. Dasselbe trifft auch für die Neukaledonier Sarasins zu. Die Jochbogenbreite ist mit 133 bis 144 mm außerordentlich groß. Die Schädel sind vorwiegend euryprosop mit euryenem Obergesicht. Chamaekonchie, Brachyuranie, Brachystaphylie und Orthognathie herrschen vor. „Die Nasenformen sind sehr verschieden, meist nieder, aber hinsichtlich der Breite stark variierend. Die Unterkiefer sind kräftig, verhältnismäßig dick, zeigen meist gedrungene Äste und ein gut ausgeprägtes Kinn." Da die Unterkieferwinkelbreite meist bedeutend größer ist, als die kleinste Stirnbreite, mußte bei den Ofnetleuten auch physiognomisch das Untergesicht stark hervortreten. Auffallend ist das große und starke Gebiß. Weder Karies noch Alveolarpyorrhöe sind vorhanden.

Eine wichtige biologische Tatsache ist die große Häufigkeit persistierender Stirnnahtreste bzw. des Metopismus bei den Ofnetleuten (13). Da bereits eine Reihe solcher Schädel publiziert ist, ergibt sich eine Gesamtzahl von 19 diluvialen Schädeln mit Metopismus bzw. supranasalen Nahtresten. W. Scheidt meint gegen Papillault: Man kann ebensogut annehmen, daß bei der Ofnetbevölkerung möglicherweise ganz allgemein solche Gleichgewichtsstörungen im Sinne einer stärkeren Entfaltung des Stirnhirns bestanden haben, die nur bei einer Minderzahl von Individuen kompensiert sind.[1])

W. Scheidt kommt zu folgenden Schlüssen:

„Ein Vergleich der Ofnetschädel mit den mährischen Lößfunden und den Vertretern der Cro-Magnon-Rasse sowie denen der Grenelle-Rasse zeigt, daß die beiden dolichokranen Ofnetschädel morphologisch den ersteren, die mittel- bis kurzköpfigen Ofnetschädeln den letzteren in vieler Beziehung nahestehen. Für den Schädel vom Kaufertsberg und den Ofnetschädel 1800 lassen sich außer einigen Beziehungen zur Grenelle-Rasse vielleicht auch Anklänge an die Furfooz-Rasse finden. Eine Identifizierung der in der Ofnet vertretenen Typen mit den genannten Rassen dürfte jedoch in Rücksicht auf die geringe Zahl der vorhandenen Schädel und den Mangel an Resten des Extremitätenskeletts nicht hinreichend gesichert sein. Die (gefundene) große Variabilität fast aller Merkmale macht es, zusammen mit den Ergebnissen der vergleichenden Untersuchung, jedoch wahrscheinlich, daß in den Schädelfunden aus der großen Ofnethöhle und vom Kaufertsberg Reste eines Rassengemisches vorliegen. Es ist auch, soweit die morphologische Untersuchung darüber Aufschluß erteilen kann, möglich, daß die aus dem Jungpaläolithikum bekannten Typen der sogenannten Brünn-Rasse (vielleicht auch der Cro-Magnon-Rasse) und der sogenannten Grenelle-Rasse für die Zusammensetzung der Ofnetbevölkerung in Frage kommen."

Dr. Viktor Lebzelter.

[1]) Referent möchte noch folgende ganz allgemeine Erklärung versuchen: Nehmen wir an, daß sich die modernen Rassen aus neandertaloiden oder australoiden Vorläufern entwickelt haben, dann müssen die Anlagen für die neandertaloide Stirnkonfiguration einmal verloren gegangen sein. Dies wäre auf zweierlei Wegen möglich, entweder durch eine Umstellung der Anlagen für den endokrinen Apparat — die Ausbildung der Überaugenwulste ist ja zum Teil hypophysär bedingt — oder durch eine Verlustmutation. Denn die steilere Stirn mit persistierender Naht ist zweifelsohne etwas weniger Spezialisiertes als die theromorphe Stirnbildung der Primigeniusgruppe. Diese Verlustmutation bedingte ein Verbleiben der Stirnregion auf einem kindlichen Stadium. Der Metopismus der Jungpaläolithiker wäre vielleicht — so paradox der Ausdruck in diesem Zusammenhang klingt — ein particller Infantilismus.

Erwiderung.

In Band 52 dieser Zeitschrift, Seite 150, hat Herr Josef Bayer eine Besprechung meines Buches: „Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft" veröffentlicht, die ich nicht unwidersprochen lassen kann. Die Besprechung ist von einer ruhigen Sachlichkeit weit entfernt, dafür tritt das Persönliche um so stärker in den Vordergrund. Gegen eine kritische Besprechung werde ich niemals etwas einzuwenden haben; mit Recht aber verwahre ich mich gegen eine bewußte und sachlich ungerechtfertigte Heruntersetzung meiner Arbeiten.

Herr Bayer möchte auf prähistorischem und diluvialgeologischem Gebiete gern klüger sein als alle Fachgenossen. Obwohl es ihm, dem Prähistoriker, an geologischen Kenntnissen in hinreichendem Maße mangelt, wie es verständlich und oft genug nachgewiesen ist, glaubt er zum Beispiel über die Zahl der Eiszeiten sicherer urteilen zu können, als sämtliche Diluvialgeologen von Fach. Nach seiner neuesten dogmatischen Auffassung hat es nur zwei Eiszeiten gegeben, folglich erklärt er alles für grundfalsch, was im Sinne von vier alpinen oder drei norddeutschen Eiszeiten ge-

schrieben wird. Wer aber noch zögern sollte, dies als eine Überhebung zu betrachten, wird zu einer solchen Einschätzung gelangen müssen, wenn er sieht, daß Herr Bayer die von Penck geschaffene geologische Basis mit den Worten abtut: „Ihre Unhaltbarkeit hat Referent längst bewiesen", also seine Ansicht bereits als feststehende Tatsache hinstellt. Dabei richtet sich das nicht weniger als gegen mich, auch gegen hervorragende Mitglieder der Wiener Anthropologischen Gesellschaft selbst. Den Vorwurf des Chauvinismus, einer durch unsachliche Motive beeinflußten Auffassung, kann ich nur aufs entschiedenste zurückweisen. Es genügt, hinzuzufügen, daß Ton und Inhalt der Rezension, wie ich weiß, auch innerhalb der Gesellschaft, die diese Zeitschrift herausgibt, darunter von denjenigen Mitgliedern ihres Vorstandes, deren Meinung ich kenne, verurteilt werden.

Dr. Fritz Wiegers.
Preußischer Landesgeologe.

Kulturverhältnisse am Ende der Stein- und Anfang der Bronzezeit in Südbayern.

Von **Joachim von Trauwitz-Hellwig** in München.

(Mit 10 Abbildungen im Text.)

Hinsichtlich aller Einzelheiten verweise ich auf meine Dissertation, die, in Schreibmaschinenschrift ausgefertigt, in der Staatsbibliothek München einzusehen ist. — Die Richtung der Skelette ist schädel-fußwärts angegeben. — Unter „typischer Hocker" verstehe ich ein Skelett, dessen untere Extremitäten so stark gebogen sind, daß die Oberschenkelknochen mit der Wirbelsäule einen kleineren als rechten Winkel bilden. Unter „Schlafstellung" verstehe ich die Lage eines Skelettes, bei der die Oberschenkelknochen zur Wirbelsäule in einem größeren als rechten Winkel stehen. Mit anderen Worten, beim „typischen Hocker" muß Fesselung der Ober- und Unterschenkel mit dem Körper vorgelegen haben. Die Kniee befinden sich in extremen Fällen am Brustkorb, die Fersen am Becken. Bei der „Schlafstellung" dagegen macht es den Eindruck, als ob der Bestattete schliefe; Fesselung braucht hierbei im allgemeinen nicht angenommen zu werden. Selbstverständlich gibt es Übergänge. Sämtliche zu besprechende Hocker sind liegend; sitzende kamen nicht vor. — Die Angabe: „Schädel Nr. . . . ." zeigt an, unter welcher Bezeichnung der betreffende Schädel in meiner Arbeit „Rassenverhältnisse am Ende der Stein- und Anfang der Bronzezeit in Südbayern" (Mitt. Anthrop. Ges. Wien, LIII, 1923, S. 251) zu finden ist. — In den beiden Fundübersichten ist die Literatur nur am Schluß eines jeden Fundplatzes angegeben; im allgemeinen Teil dagegen dort, wo nötig, vermerkt und am Schluß der ganzen Arbeit nochmals nach der Buchstabenfolge geordnet.

Glockenbecherzeit.

Fundübersicht.

Gräber.

I. Altach. B.-A. Regensburg (Oberpfalz). Ulrichsmuseum Regensburg.

Flachgrab mit auf rechter Seite liegendem, von WSW nach ONO orientiertem typischen (Beine und Arme im Spitzwinkel an den Körper gepreßt) Hocker — Gesicht nach S — in einer kaum 1·20 *m* langen Mulde.

Glockenbecher, Glockenzonenbecher (Abb. 1), kleines Gefäß (Handhabe flachgepreßt, mit 2 Schnurlöchern), Henkeltopf, schaberförmiges Feuersteinwerkzeug, vierkantiger Kupfer- oder Bronzepfriemen.

Literatur: Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, LX (1908), S. 143—146, 243, 251 und T. V. — Verh. LXV (1915), S. 64.

II. Regensburg—Pürkelguterweg. Ulrichsmuseum Regensburg.

Flachgrab (Tiefe 130—140 *cm*) mit in nordsüdlicher Lage orientiertem langgestreckten Skelett, das auf weißlich-kalkiger Masse ruhte. — Unverzierte, breitrandige Schale (Abb. 2). Neben dieser Bestattung Brandgrab oder Wohnstätte der

Hallstattzeit mit Fundstücken und weiter ein Splitter terra sigillata. Die in Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, LXV (1915), S. 153, erwähnte „vollständige Schüssel" und der Schädel gehören der Glockenbecherzeit an (nicht Hallstattzeit, wie dort irrtümlich angegeben). Schädel: Regensburg—Pürkelguterweg.

Abb. 1. Zonenbecher von Altach (fast $^1/_2$ nat. Gr.).

III. Straubing—Kasernstraße (N.-B.). Mus. Straubing.

Flachgrab (120 *cm* tief). Skelett in Schlafstellung (l. Femur etwa 90° zur Wirbelsäule, r. weniger an den Körper herangezogen), N—S orientiert, auf l. Seite ruhend, Gesicht nach O. Lag in einer 40 *cm* tiefen, 1·65 *m* langen und 90 *cm* breiten Grube. Arme im Spitzwinkel an den Körper gepreßt, r. Hand am Gesicht, l. davor. — Hornsteinpfeilspitze, Henkeltopf, Glockenzonenbecher. — Jahresber. Hist. Ver. Straubing, XVI (1913), S. 11—12.

IV. Straubing—Jungmeiersche Ziegelei, Landshuterstr. Mus. Straubing.

Flachgrab (Tiefe 45 *cm*). Skelett (Schlafstellung), W—O orientiert, auf r. Seite ruhend, Gesicht nach S. Über Armstellung s. S. 108.

Knochenzierscheibe, Durchm. 7 *cm*. In der Mitte zwei Löcher, um diese ein Zierkreis von 9 runden, unregelmäßig angeordneten Vertiefungen. — Jahresber. Hist. Ver. Straubing, XII (1909), S. 9—10.

V. Großmehring. B.-A. Ingolstadt (O.-B.).

Skelette (größere Anzahl) verschleudert. Nach Angabe des Hebers (Laie!): Ungleichmäßig, 8—10 *m* voneinander entfernt liegende Flachgräber (Tiefe 40—45 *cm*); Skelette in gestreckter Lage, Schädel nach N, Arme über die Brust geschlagen. Auf dem gleichen Platze Brandgräber der Hallstattzeit.

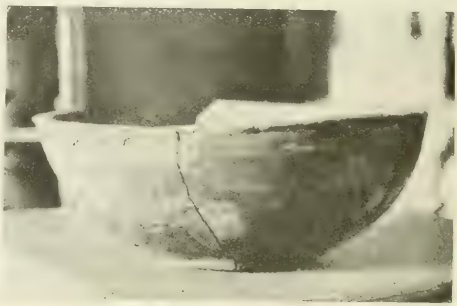


Abb. 2. Schale von Regensburg, Pürkelguterweg (etwa $^1/_4$ nat. Gr.).

1. Glockenzonenbecher. Präh. Staatss. Abg. A. h. V., V, Nr. 1103. 2. Glockenzonenbecher. Präh. Staatss. 3. Glockenzonenbecher. Mus. Ingolstadt (Abb. 3). 4. Glockenzonenbecher. Mus. Ingolstadt (Abb. 4). 5. Schüssel. Präh. Staatss. Abg. A. h. V., V, Nr 1111. 6. Schüsselförmiges Gefäß. Präh. Staatss. 7. Kl. Schüssel; unter dem Mündungsrand zwei Schnurlöcher. Präh. Staatss. Abg. A. h. V., V, Nr. 1110. 8. bis 19. 12 kl. Henkelkrüge; einige mit scharf gegen den ausladenden Bauch abgesetztem, etwas eingeschnürten Halse. Einer schon mit einer an die Aunetitzer Gefäße erinnernden scharfen Bauchkante (s. A. h. V., V, Nr. 1107). An einem Gefäß Standboden mit roh eingeritzter kreisförmiger Einfassung. 8 15 präh. Staatss.; 16—17 Mus. Ingolstadt (nach Ingolst. Ztg. Unterhaltungsblatt vom 28. Juli 1912, Nr. 30, handelt es sich

um 3, nicht um 2, im Mus. Ingolstadt befindliche kleine Henkelkrüge. Nach dem gleichen Blatt befindet sich in diesem Museum „ein am Rand verziertes Schalenbruchstück der Glockenbecherstufe“ mit Henkel); 18—19 im Besitze des Hauptlehrers Stettmayer, Lenting, B.-A. Ingolstadt. — Z. T. Abg. A. h. V., V, Nr. 1104—1108. — Teilweise Voraunetitzer Keramik! 20. Kl. Topf. Präh. Staatss. Abg. A. h. V., V, Nr. 1112. 21. Kl. plumper Becher. Präh. Staatss. Abg. A. h. V., V, Nr. 1109. 22. 3 Scherben einer breitrandigen Schale. Rand mit Zickzacklinien ornamentiert. Präh. Staatss. 23. Armschutzplatte. An den Schmalseiten mehrere Querrillen. Eine Ecke abgesprengt. Präh. Staatss. 24. Knochenzierstück. Präh. Staatss. 25. Tonwirtel. Präh. Staatss. 26. Gegenstand aus Knochen „in Form eines Ankers ohne Stiel“. Mus. ? 27. „Fundstücke, darunter ein Goldblechstreifen“. Mus. Ingolstadt. 28. Ovalförmiger Lignitring. Präh. Staatss. 29. Bronzering. Präh. Staatss. 30. „Bronzeangel“. Präh. Staatss. 31. Bronzeahle. Mus. ?

Abb. 3. Glockenzonenbecher von Großmehring (etwa $^1/_2$ nat. Gr.).

Abb. 4. Glockenzonenbecher von Großmehring (etwa $^1/_2$ nat. Gr.).

Literatur: Birkner F., 1906, Die vor- u. frühgesch. Funde d. Münchener Gegend (S.-A. aus Nr. 300 der „Beil. zur Allg. Ztg.“, München.) — Birkner F., 1906, Neue steinzeitl. Funde in Bayern (Korr.-Bl. Anthrop. Ges., XXXVII, 1906, S. 137—138). — A. h. V., V, S. 355 u. T. 61, Nr. 1103—1112. — VII. Ber. d. Röm.-Germ. Komm., 1912, S. 47. — Weber, Vorgesch. Denkm., I, S. 72. — Schumacher K., im VIII. Ber. d. Röm.-Germ. Komm., 1913—1915, S. 72 u. 73 Anm. — Beitr. Anthrop. München, XVI, 1907, S. 125 und XV, 1903, S. 115—116. — Forschungen zur Gesch. Bayerns, XVI, 7. — Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, 1908, S. 145. — Ingolst. Ztg., Unterhaltungsblatt vom 28. Juli 1912, Nr. 30.

VI. München—Wolfratshauser-, Ecke Plinganserstraße. Präh. Staatss. Hockerflachgräberfeld. Grab I und II vor Hebung teilweise zerstört.

Grab I. Anscheinend typischer Hocker (Länge des Grabes nur 105 *cm*). Arme über Brust gekreuzt. — Triangul. Dolch (Abb. 5), Kupfer, mit viereckiger Griffzunge; Glockenzonenbecher (Abb. 6); ziegelrote, breitrandige Schale.

Grab II. Hocker (aus Lage des unteren Extremitätenskeletts zu schließen). — Stark ergänztes Gefäß.

Grab III. Tiefe 160 *cm*. Auf l. Seite ruhender, N—S orientierter typischer Hocker, Gesicht nach O. — Hornsteinspitze (Abb. 5), Armschutzplatte (Abb. 5), Glockenbecher.

Grab IV. Tiefe 110 *cm*. Typ. Hocker, auf r. Seite, S—N. Gesicht O. — 2 Keilergewaffen, triangul. Dolch, Kupfer, mit viereckiger Griffzunge, Knochenzierstück, Glockenbecher, Armschutzplatte.

Grab V. Tiefe 130 *cm*. Typ. Hocker. Orientierung und Lage wie bei Grab IV. Arme im Spitzwinkel an den Oberkörper gepreßt. — 10 kegelförmige „Beinknöpfe" mit V-Bohrung (Abb. 5), der größte mit eingestochenen Punkten verziert, lagen an Halswirbeln (also keine Knöpfe, wohl Halsschmuck); Glockenbecher, durchlochte Muschel (Abb. 5).

Abb. 5. München: Dolch aus Grab I, Hornsteinspitze und Armschutzplatte aus Grab III, durchbohrte Muschel und 3 „Beinknöpfe" als Halsschmuck aus Grab V, Knochenzierstück aus Grab VI (etwa 2/5 nat. Gr.).

Grab VI. Tiefe 120 *cm*. Typ. Hocker. Orientierung und Lage wie bei Grab III. Arme im Spitzwinkel an den Oberkörper gepreßt. — „Die Beine waren so stark gegen den Körper herangezogen, daß Knie- und Ellenbogengelenk sich fast berührten." Knochenzierstück (Abb. 5), Glockenbecher.

Richtung und Lage der letzten 4 Hocker wechselte also: Grab 3 und 6: N—S, linke Seite; Grab 4 und 5: S—N, rechte Seite.

Das Gesicht war aber bei allen nach O gewandt. Bei allen 4 Skeletten waren die Oberschenkel stark an die Brust herangezogen; die Füße lagen fast am Becken.

Abb. 6. Zonenbecher aus München, Grab I (etwa 1/2 nat. Gr.).

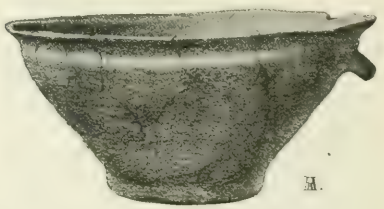


Abb. 7. Schüssel aus Haunersdorf, Grab I (etwa 1/4 nat. Gr.).

Literatur. Birkner F., 1906, Neue steinzeitl. Funde in Bayern (Korr.-Bl. Anthrop. Ges., 1906, S. 138 Anm. — Birkner F., 1906, Die vor- u. frühgesch. Funde der Münchener Gegend („Beil. z. Allg. Ztg.", München, 1906, Nr. 217 und Nr. 300). — Weber F., 1906 und 1908 in Altbayer. Monatsschr., VI, 1906, S. 125, und VIII, 1908, S. 49. — A. h. V., V, S. 354 und 356 und T. 61. — Westd. Ztschr., XXV, 1906, S. 478, Abb. S. 478, Fig. 7 und Taf. 15, Fig. 1 und 2. — Weber, Vorgesch. Denkm., I, S. 157. — Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, LX, 1908, S. 145.

Schädel: 4 K 1500 (Grab I) und 4 K 1499 (Grab III).

VII. Bahnhof Moosach, B.-A. München. Präh. Staatss.

Hockergrab. Tiefe 60 *cm*. Skelettreste einer 20—30 Jahre alten, anscheinend weiblichen Person und eines etwa 10 Jahre alten Kindes. — Glockenbecher (Bruchstücke).

Literatur. Münchener Neueste Nachrichten vom 28. Oktober 1908, Nr. 505; vom 29. Oktober 1908, Nr. 507; Beil. d. M. N. N. vom 30. Oktober 1908, Nr. 104. — Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, LX, 1908, S. 145.

VIII. Pasing (bei München), etwa 1 *km* von der Würm, zwischen Bahnlinien Pasing—Starnberg und Pasing—Fürstenfeldbruck. Juni 1923. Hockergrab — zum Teil bereits durch Arbeiter zerstört; daher Richtung und Seitenlage des „typischen Hockers" unsicher. Tiefe 70—80 *cm*. 1 Glockenbecher, 1 Glockenzonenbecher, Reste eines kleinen Henkelgefäßes. Gehoben durch Dr. Wagner, München. (Freundliche Mitteilung von Dr. Wagner.)

IX. Fürstenfeldbruck (O.-B.). Präh. Staatss.

Kleiner zierlicher Glockenzonenbecher. — Lit. Notiz im Arch. d. präh. Staatss.

X. Haunersdorf, B.-A. Deggendorf (N.-B.)

Grab I. Hockerflachgrab; Tiefe 40 *cm*; Hocker N—S orientiert. — Schüssel (Abb. 7) der Voraunetitzer Keramik, 2 Keilergewaffen, Gefäßbodenscherbe mit Standring, Knochenpfriemen oder -dolch — Schädel von grüner Patina teilweise überzogen (Metall!).

Präh. Staatss. — Lit. Ber. im Landesamt f. Denkmalspfl. München. — Schädel: 4 S. 31.

Grab II. 40 *cm* tiefes Flachgrab 8 *m* von Grab I entfernt — eines auf linker Seite ruhenden, in „Schlafstellung" befindlichen Skeletts. Arme spitzwinkelig im Ellbogengelenk gebeugt. — Armschutzplatte, Silexschaber, Knochenzierstück.

Literatur. Verh. Hist. Ver. N.-B., LII, 1916, S. 193. — Schädel: Haunersdorf-Landshut. Mus. Landshut.

XI. Grunosche Ziegelei bei Dillingen (Schwaben und Neuburg). Mus. Dillingen.

Über 30 Gräber der verschiedensten Perioden, unter ihnen folgende Gräber (mit nach unten spitz zulaufenden Wänden) mit Voraunetitzer Keramik:

Grab I mit 2 Skeletten. — Henkeltöpfchen, 2 Schüsseln mit 4 zapfenförmigen Füßen; dicht bei Grab I fand sich 1 *m* tief: Topf, kleiner Henkeltopf; auf gleichem Acker: vereinzelte Scherben.

Grab II mit 2 Schädeln und wirr durcheinander liegenden Skeletteilen. — Henkeltopf mit Verzierung (gekerbte Leisten), Schüssel, ähnlich denen in Grab I, Henkeltopfscherben.

Grab III mit 2 Schädeln und anderen Skeletteilen. — Schale mit 2 Hängeösen unter dem Rande, Scherben eines dickwandigen Gefäßes, Schüssel, ähnlich denen in Grab I und II, aber fußlos, kleiner Henkeltopf.

Auf dem gleichen Lehmgrundstück: Schädel „Dillingen" und kleiner Henkeltopf.

Literatur. Jahrb. Hist. Ver. Dillingen, II, 1899, S. 33—36, III, 1890, S. 30 bis 31, IV, 1891, S. 32—33, XIV, 1901, S. 172—173, XXIII, 1910, S. 252—253, XXIV, 1911, S. 227—231 mit Abb., XXV, 1912, S. 188—190.

Wohnstätten.

XII. Altheim, B.-A. Landshut (N.-B.). Mus. Landshut.

Anscheinend mehrere Wohngruben. Eine fast kreisrund, muldenförmig (oberer Durchm. 2 *m*, Tiefe 0·90 *m*), mit Resten von etwa 20 Tongefäßen, Steinartefakten, Tierknochen, u. a.: Scherben von Glocken- und Glockenzonenbechern darunter eines, nach den zusammengesetzten Scherben zu schließen, ungewöhnlich großen Zonenbechers — und großen dickwandigen Gefäßen, Knochenmeißel, Feuersteingeräte und -pfeilspitze.

Literatur. Verh. Hist. Ver. N.-B., XL (1904), S. 289—291 mit Tafel und Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, LX (1908), S. 145.

XIII. Karlstein, B.-A. Berchtesgaden (O.-B.). Mus. Reichenhall.

Bruchstücke eines Glockenzonenbechers.

Literatur: Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, LX (1908) S. 145. — Altbayer. Monatsschr., V (1905), S. 156—160.

XIV. Mainkofen, Gem. Natternberg, B.-A. Deggendorf (N.-B.).

Große Wohngrubenansiedelung mit vereinzelten Skelett- und Brandgräbern. „Die Wohngruben überwiegend spiralkeramisch, dazu aber etwas Rössener Typus, ferner Altheimer, Münchshöfener Gattung und Glockenbecher." (Verh. Hist. Ver. Niederbayern, LII, 1916, S. 192). Es handelt sich jedoch hinsichtlich letzterer nur um das Bodenstück eines Zonenbechers, das sich in Grube 6 fand. Ferner Steinwerkzeuge usw. Die Siedelung, welche vom Neolithikum bis zur La-Tène-Zeit reicht, wurde gelegentlich der Ausschachtung für die neue Heil- und Pflegeanstalt 1909—1910 gehoben.

Literatur: Außer der angegebenen: Fundberichte im Landesamt für Denkmalspflege, München. — Gütige Mitteilung von Prof. Wolf-Landshut.

Allgemeiner Teil.

Verwandte Kulturen.

Eine dieser südbayerischen nahe verwandte Kultur findet man zur gleichen Zeit in Böhmen, Mähren und Schlesien, Ländern, die während der Steinzeit und Anfang der Bronzezeit starke gegenseitige Einwirkungen aufweisen:

1. Sowohl die Form der Glocken- bzw. Glockenzonenbecher Südbayerns wie die Verzierungsweise der letzteren findet man bei oder auf entsprechenden Bechern Böhmens und Mährens wieder (s. meine Dissertation, S. 194—198). Ein grelles Licht auf dieses verwandtschaftliche Verhältnis Südbayerns zu Böhmen wirft die Beobachtung Birkners, daß der Becher von Großmehring (s. Fundübersicht, Nr. V, 2) und der von R. v. Weinzierl in den Präh. Bl., VIII, 1896, T. XII, 1, abgebildete böhmische Becher, beide den gleichen Bruch am Halse zeigen: gleichsam als ob beide Becher aus einer „Fabrik" hervorgegangen wären, die Gefäße herstellte, an denen der Hals sozusagen auf den Körper besonders aufgesetzt wurde, so daß gerade die Grenze zwischen Hals und Körper am meisten dem Bruche ausgesetzt war.

2. Die Dillinger Schüsseln mit ihrem ein wenig verdickten und breiten Rande, den vier zapfenförmigen Füßchen, dem senkrecht oder wagrecht an oder unterhalb des Randes angebrachtem Henkel mit sehr geringem Durchlaß, der hellgrauen bis grauschwarzen einförmigen Tönung und meist dem Mangel jeglicher Verzierung (Jahrb. hist. Ver. Dillingen, XXIV, 1911, S. 227—231) und die Haunersdorfer Schüssel (Abb. 7) mit ihrer Einfarbigkeit, ihrem fußartig abgesetztem Standboden, dem typischen Henkel und der charakteristischen unterhalb des Randes rund um das

ganze Gefäß laufenden Rinne haben ihre Parallelen gleichfalls in Mähren in der sogenannten „Voraunetitzer Keramik" (Cerny F., in Wiener Prähist. Zeitschr. III, 1916, S. 31—43, spez. S. 40, 41 und Abb. S. 32, 35, 36, 38; s. a. Palliardi, Wiener Prähist. Zeitschr., VI, 1919, S. 47, Abb. 5, Fig. 7) und in Böhmen („Vor- und Frühaunetitzer Schalen" in Mannusbibl. 22, 1922, Taf. X, Fig. 54 und 56).

3. Ebenso bezeugen nahe Verwandtschaft einige derselben Voraunetitzer Keramik Böhmens („Vormönitzer" Keramik Mährens) nahe stehende Henkeltöpfe von Großmehring und Dillingen. „Der Voraunetitzer Henkeltopf, ein bauchiges Gefäß mit geschweiftem Hals, der von dem Bauch scharf abgegrenzt ist und von einem kleinen plumpen Henkel überspannt wird" (Cerny, Wiener Präh. Zeitschr., III, S. 39), und einen „gewissermaßen verengten" Hals (nach Cerny, S. 39, Unterschied gegenüber den sonst sehr ähnlichen Töpfen in Gräbern der Zonenbecherkeramik) zeigt, erscheint wieder in den Dillinger und gewissen Großmehringer Henkeltöpfen (s. Jahrb. hist. Ver. Dillingen, XXIV, 1911, S. 227 231, ferner Fundübersicht S. 100/101 [Großmehring] unter Nr. 8—19).

4. Neben Böhmen und Mähren weist vor allem die schlesische Keramik erhebliche Ähnlichkeiten mit der südbayerischen in der Glockenbecherperiode auf:

Die gleiche Verzierungsweise (Sparrenmotiv und Intervalle innerhalb einer Zone) findet sich auf dem schlesischen Becher (Seger, Schlesiens Vorzeit, N. F. VII, 1. Hälfte, Abb. 288) und dem im Fundbericht an zweiter Stelle genannten Becher von Großmehring. Die Schüssel mit den beiden Durchbohrungen unterhalb des Randes tritt in Schlesien (a. a. O., Abb. 289) wie in Südbayern auf (Großmehring, A. h. V., V, Nr. 1110). Die flachgepreßte Handhabe mit doppelter Durchbohrung in dem schlesischen tassenförmigen Gefäße (Seger, a. a. O., Abb. 291) hat ihr Gegenstück in der Dillinger Schale (Jahrb. Hist. Ver. Dillingen, XXIV, 1911, Abb. auf S. 229). Die schlesischen Henkelkrüge (Seger, a. a. O., Abb. 290 291) zeigen starke Übereinstimmung mit einigen Großmehringer Krügen (A. h. V., V, Nr. 1104—1105).

Daß übrigens in dieser Epoche die Kultur Südbayerns auch nach anderen Gebieten hin Beziehungen — wenn auch geringere — aufweist, soll nicht geleugnet werden. So erinnert z. B. der eine Glockenzonenbecher von Großmehring (Fundübersicht S. 100, Nr. 3) hinsichtlich seiner sehr breiten Form an die „holländische" Form der Zonenbecher, wie sie z. B. Abercromby im Journal of the Anthropological Institute, 32, 1902, T. 34, Nr. 93, abbildet, zeigt allerdings nicht den Knick zwischen Hals und Schulter, der den holländischen Becher auszeichnet. Auch der Zonenbecher von Straubing—Kasernstraße (S. 100) weist fremde Elemente auf; er ähnelt in der Form dem Becher von Ober-Olm (Rheinhessen), den Abercromby auf T. XXX, Nr. 61, gut wiedergegeben hat, und zeichnet sich durch eine den Mündungsdurchmesser übertreffende Höhe, im Gegensatz zu allen übrigen südbayerischen Zonenbechern aus. Die Verzierungsweise dieses Bechers und zum Teil des eben erwähnten Großmehringer ist in Südbayern sonst fremd.

Der Donauzug der Glockenbecherkultur.

Hinsichtlich der Frage, ob die Glockenbecherkultur (über die Herkunft der Voraunetitzer Kultur s. S. 115/116) in diesen Ländern von Osten nach Westen oder umgekehrt vorgedrungen sei, stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Dr. del Castillo, der die Zonenbecherkultur Europas jahrelang zum Gegenstand seiner Studien gemacht hat, nimmt an, daß diese von Spanien ausgehende Kultur von Norditalien über die Alpen nach Südbayern eingedrungen und von da weiter nach Osten gerückt sei.

Mein Lehrer, Prof. Birkner, München, meint, die Kultur sei umgekehrt von Osten (Böhmen, Mähren) aus nach Bayern vorgedrungen. Wie sie von Norditalien nach Böhmen und Mähren gekommen sei, läßt Birkner dahin gestellt; möglich, daß sie längs des Südrandes der Alpen allmählich nach Osten, dann nordwärts und schließlich westwärts wanderte, die Alpen in einem großen Bogen umgehend oder wenigstens das Gebirge erst an seinen östlichen Ausläufern überschreitend.

Dieser letzteren Ansicht hatte auch ich mich in meiner Dissertation angeschlossen. Ich stand auf dem Standpunkte meines Lehrers, die Alpen seien in so früher Zeit ein zu gewaltiges Hindernis für eine Überquerung gewesen. Heute, nach Einsichtnahme in Tschumis Arbeit „Die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz", sind mir Zweifel gekommen. Tschumi zeigt nämlich, wie schon von der Bronzezeit an, also in sehr frühen Zeiten, eine Überquerung der Alpen (er nimmt den St. Bernhard an) stattgefunden hat und kommt schließlich auf Grund seiner Untersuchungen über die steinzeitlichen Schweizer Hockergräber zu dem Schlusse: „Aus allen diesen Indizien ziehen wir den Schluß, daß der Große St. Bernhard der große Verkehrsweg von Süden nach Norden gewesen sei, vom Frühneolithikum hinweg bis in die geschichtliche Zeit." (Anz. f. Schweizer. Altertumsk., N. F. XXIII, 1921, S. 8.)

Auch Menghin (Wiener Prähist. Zeitschr., IX, 1922, S. 78) hält eine Überquerung der Alpen im Neolithikum für durchaus möglich, wenn er bei Besprechung der Arbeit Tschumis schreibt: „Auf Grund schlagenden Materials zeigt Tschumi, daß die Schweizer Alpenpässe schon in prähistorischer Zeit wichtige Verkehrsadern waren. Wenn er dabei vor allem den Großen St. Bernhard als den Hauptverkehrsweg von Süden nach Norden ansieht, so möchte ich demgegenüber doch darauf hinweisen, daß der um mehr als 400 *m* niedrigere Simplonpaß gerade für frühprähistorische Zeiten noch stärker in Frage kommt, führt er doch unmittelbar aus dem oberitalienischen Seengebiet herüber und geradeswegs auf Glis zu, die erste Station der Chamblandeskultur!"

Wenn nun in derartig frühen, weit vor Entstehung der Glockenbecherkultur gelegenen Zeiten die Steinzeitleute es gewagt haben, so hohe Pässe (Simplonpaß über 2000 *m*, Großer St. Bernhard über 2400 *m*) zu überschreiten, darf man wohl auch annehmen, daß die Träger der Glockenbecherkultur vor einer Überquerung der Alpen auf einem ungleich niedrigeren Passe, nämlich vor Überschreitung des Brenners (1370 *m*), nicht zurückgeschreckt haben; insbesondere die „Glockenbechermenschen", die ihre Ware über halb Europa verbreiteten und die weder vor Seefahrten noch rauhen, unwirtlichen Gegenden zurückschreckten.

Funde dieser Kultur liegen bislang allerdings im Alpengebiete selbst nicht vor. Zwischen Oberitalien (Brescia) und Südbayern (Reichenhall) klafft eine Lücke. Aber am Südsaume der Alpen von Brescia bis weit nach Österreich hinein besteht die gleiche Fundlücke.

Wenn nun der Grund, die Alpen seien ein zu bedeutendes Hindernis für die Glockenbecherkulturträger gewesen, fortfällt, liegt, wie mir scheint, keine Veranlassung mehr vor, aus jenem Grunde für die Verbreitung dieser Kultur einen bedeutend weiteren Weg, nämlich um die Alpen herum, anzunehmen. Damit ist freilich noch kein direkter Beweis dafür geliefert, daß die Glockenbecherkultur die Alpen überschritten haben muß; denn dazu gehören entsprechende Funde in den Alpen selbst und diese Funde fehlen.

Auch aus den sonstigen Beigaben der Glockenbechergräber auf ein höheres oder jüngeres Alter der Kultur in Südbayern gegenüber Böhmen und Mähren und daraus wiederum auf West-Ost- oder Ost-West-Wanderung des Donauzuges der Glockenbecherkultur zu schließen, ist zurzeit noch nicht möglich. Sichere Bronzefunde als Zeichen jüngeren Alters kommen in beiden Gebieten zur Glockenbecherzeit nicht vor. In Bayern stellen die beiden Dolche aus dem Münchener Grabfelde, wie mir die Strichprobe [1]) zeigte, reines Kupfer dar. Auch das Vorkommen von Bronzen und des Lignitringes in Großmehring (Zonenbecher- und Voraunetitzer Keramik) besagt nichts. Denn dieses Grabfeld ist von einem Laien ausgebeutet und es sind auf der gleichen Stelle Brandgräber der Hallstattzeit nachgewiesen. Ob also die Bronzen zu dem zonenbecherzeitlichen Grabfelde gehören oder erst später hinzugekommen sind, diese Frage bleibt offen. Schließlich kann aus dem in Grab I (Voraunetitzer Keramik, siehe nächstes Kapitel) von Haunersdorf gefundenem Schädel, der von grüner Patina überzogen war, auch nichts gefolgert werden. Denn ob es sich hier um Kupfer oder Bronze handelt, steht dahin, ebenso bei dem Pfriemen von Altach. Die übrigen 7 Grabfelder zeigten kein Metall; ebensowenig sprechen die drei Wohnstätten für ein Hineinreichen der Glockenbecherkultur bis in die Bronzezeit. Nur der frühbronzezeitliche Fund von Safferstetten (s. S. 110, 114, 116) scheint eine Ausnahme zu bilden. Es handelt sich hier aber nicht mehr um einen echten Glockenbecher, sondern um ein „Derivat", ein „Überlebsel". Auch die Armschutzplatte kann nicht als Beweis für eine Dauer der Glockenbecherkultur bis in die Frühbronzezeit angesehen werden, da Armschutzplatten auch in anderen Kulturen (z. B. in der Marschwitzer Kultur) vorkommen können. — Ebensowenig wie in Südbayern sind aber in Böhmen und Mähren, wie ich einer gütigen Belehrung durch Prof. Menghin entnehme, sicher Bronzen in glockenbecherzeitlichen Gräbern nachgewiesen.

Zusammenfassend darf ich sagen, daß zurzeit über die Richtung, die die Glockenbecherkultur auf dem Donauzuge genommen hat, meines Erachtens noch nichts Sicheres gesagt werden kann.

Verhältnis der Zonenbecherkultur zur Voraunetitzer Keramik.

Letztere erscheint im Dillinger Grabfelde wohl ganz rein und tritt in Großmehring mit Zonenbecherkeramik gemischt auf. In Haunersdorf liegt in Grab I eine typische Voraunetitzer Schüssel vor. 8 *m* von diesem Grabe entfernt fand sich Grab II mit einer für die Zonenbecherstufe typischen Armschutzplatte. Aus dem Umstande, daß so dicht beieinander die gleiche Bestattungsart erscheint (Hocker) und daß anthropologische Merkmale an den in den beiden Gräbern gefundenen Schädeln auftauchen, die unbeschadet mancher Verschiedenheiten starke eigenartige Übereinstimmungen (massiger Knochenaufbau, schweres Gewicht) aufweisen, darf man meines Erachtens wohl annehmen, daß es sich hier um einen Bestattungsort handelt und somit die beiden Gräber gleichzeitig sind. Auch Cerny kommt auf Grund seines böhmischen und mährischen Materials zu dem Schlusse, daß die Zonenbecherkeramik mit der Voraunetitzer Keramik Böhmens (Vormönitzer Keramik Mährens) die sogenannte Übergangsstufe ausfüllt, daß beide Kulturen also in die gleiche Zeit fallen. Weiteres über die Voraunetitzer Kultur s. S. 115/116.

[1]) Über das Wesen der Strichprobe siehe L. Weiß und W. v. Schwarz, Strichprobe zur Erkennung vorgeschichtlicher Bronzen und Kupfergegenstände (Korr.-Bl. Anthrop. Ges., XL [1909], S. 11—12).

Sonstiges Bemerkenswertes.

Aufgefallen ist mir bei Durchsicht des Materials noch folgendes:

1. Die eben erwähnte Armschutzplatte von Haunersdorf zeigt nur auf einer Schmalseite 2 Durchbohrungen. Die andere Schmalseite scheint abgebrochen und wieder zurecht geschliffen zu sein, ohne daß es für nötig befunden wurde, neue Durchbohrungen anzubringen.

2. Bei der Armschutzplatte von Großmehring fehlt die eine Ecke, gleichsam als ob diese bei einem zu scharfen Rückprall der Bogensehne abgesplittert wäre; vorausgesetzt, daß diese Platten wirklich Arm- oder Daumenschutzplatten gewesen sind.

3. Die Knöpfe mit V-Bohrung ferner treten in Grab V München als Halsschmuck auf. Wenigstens lagen sie an den Halswirbeln des Skelettes.

4. Endlich darf als Besonderheit auch der Goldblechstreifen angesehen werden, der sich in Großmehring fand. Es ist ein Streifen von 184 *mm* Länge; an einem Ende 8·3 *mm*, am anderen 7·1 *mm* breit; Dicke unter 1 *mm*; Gewicht 2·03 *g*. Der Streifen ist ehemals an beiden Enden durchlocht gewesen; heute befindet sich jedoch an jedem Ende nur noch eine halbe Durchbohrung, da das Band an beiden Enden abgebrochen gefunden wurde. Die Längsränder sind beschädigt und nicht parallel. Es handelt sich um hellgefärbtes Gold, das auf der einen Seite etwas gelb glänzend, auf der anderen heller und matt erscheint. (Gütige Mitteilung des Herrn Major a. D. Witz, Sammlungswart des Ingolstädter Museums.) „Es ist dies die erste Gold-Tänie dieser Stufe" — gemeint ist die Glockenbecherstufe —, „die aus Süddeutschland bekannt ist. Über die Verwendung solcher Streifen ist man im unklaren. Es kann ein Stirnband oder ein Halsschmuck gewesen sein oder auch nach Analogie von Funden der mykenischen Epoche eine Art Bandage, um den Unterkiefer der aufgebahrten Leiche festzuhalten oder endlich ein Mundblech, um die Lippen der Leiche zu schließen." (Ingolst. Ztg., Unterhaltungsblatt, 28. Juli 1912, Nr. 30.)

Grab- und Bestattungsformen. Friedhöfe. Siedlungsgeschichtliches.

1. Sämtliche Gräber waren, soweit sich dies feststellen ließ, Flachgräber mit einer Tiefe von 40—160 *cm*.

2. Die meisten Skelette waren als „typische Hocker" oder in „Schlafstellung" beigesetzt. Nur bei zwei Grabfeldern kamen gestreckte Skelette vor: einmal in Großmehring (von Laien gehoben, Irrtum möglich!), dann bei dem Grabe Regensburg—Pürkelguterweg. Typische Hocker: Altach, München Nr. 3, 4, 5, 6, Pasing. Schlafstellung: Straubing—Kasernstraße, Straubing—Jungmeiersche Ziegelei und Haunersdorf-Landshut.

3. Die Arme waren, soweit Beobachtungen vorliegen, meist im Spitzwinkel an den Oberkörper gepreßt, rechte Hand am Gesicht, linke davor, und zwar kommt diese Stellung der Arme bei Hockern beider Art vor. Eine besondere Armlage wies Straubing—Jungmeiersche Ziegelei auf: der rechte Arm lag gegen die Knie lang ausgestreckt, während der linke, auf Oberkörper ruhend, mit dem Daumen nach unten den rechten Unterarm umfaßte. Eine weitere Armlage, die Arme gekreuzt über der Brust liegend, soll in Großmehring angetroffen worden sein und wurde in München Grab I fast einwandfrei festgestellt.

4. Das gestreckte Skelett von Regensburg—Pürkelguterweg lag von N—S. Von 8 typischen Hockern oder in Schlafstellung befindlichen Skeletten lagen 4 von N—S, 2 von S—N, 2 von W—O. Von 7 ruhten 4 auf der rechten, 4 auf der linken Seite. Das Gesicht nach O gewandt hatten 5, nach S 2. Richtung, Seitenlage und

Gesichtslage wechselten also stark. Auffallend ist jedoch, daß die 4 typischen Hocker von München bei verschiedener Richtung und Lage sämtlich das Gesicht nach Osten gewandt hatten, gleichsam als ob Richtung und Lage gleichgültig seien und es nur darauf ankäme, das Gesicht dem Osten zuzuwenden.

5. Grabmulden wurden bei Altach und Straubing—Kasernstraße beobachtet. Bei Dillingen waren die Grabanlagen „trichterförmig", also mit nach unten spitz zulaufenden Wänden ausgehoben.

6. Bei Dillingen kamen bei den 3 für die Voraunetitzer Periode in Betracht kommenden Gräbern Doppelbestattungen vor. Leider war bei der Ausbeutung der Grabgruben fast nie ein Fachmann zugegen, so daß nähere und sicherere Angaben über diesen eigenartigen Bestattungsbrauch fehlen.

7. Meist bestanden die Friedhöfe aus einigen wenigen Gräbern (Altach, Regensburg, Straubing—Kasernstraße, Straubing—Jungmeiersche Ziegelei, Moosach, Fürstenfeldbruck mit je einem Grabe — wenigstens wurde nur je eines festgestellt; Haunersdorf mit zwei Gräbern; München mit 6). Nur bei Dillingen handelt es sich um ein größeres Grabfeld, ebenso bei Großmehring.

8. Siedlungsgeschichtliches (Abb. 8): Wohnstätten begegnen uns 3 in Südbayern, in Altheim an der linken Isarterrasse, in Mainkofen südlich der Donau und in Karlstein bei Reichenhall an der Saalach. Die Friedhöfe (die Siedlungen natürlich ebenso) liegen entweder dicht an größeren Gewässern oder wenigstens in nächster Nähe solcher. An der Donau ziehen sie sich von W—O entlang in folgender Reihe: Dillingen (nördlich der Donau) — Großmehring (nördlich) — Regensburg (südlich) — Altach (südlich) — Straubing (südlich). Haunersdorf liegt am Reissingerbach (Isarnebenfluß), das Münchener Grabfeld westlich der Isar, Pasing an der Würm, Fürstenfeldbruck an der Amper. Nur Moosach scheint eine Ausnahme zu machen. Aber auch hier ist Wasser in reichlicher Menge vorhanden (durch das Dachauer Moor gespeiste Bäche).

Karlstein ist der südlichste Punkt der Glockenbecherkultur Südbayerns, Mainkofen der östlichste, Regensburg der nördlichste, Dillingen (Voraunetitzer Kultur) der westlichste.

Frühbronzezeit.

Fundübersicht.[1])

Gräber.

I. Aufhausen, B.-A. Regensburg (Oberpfalz). Ulrichsmuseum Regensburg. Etwa 25 — stets langgestreckte — Skelette (auch übereinander) in Flachgräbern. Tiefe 80—120 *cm*. Richtung der Skelette W—O. Sargbestattung zweimal, Geröllunterlage einige Male festgestellt. Bei 11 Skeletten Gesichtslage beobachtet: 10 sahen nach O bzw. NO, SO, 1 nach NW. Nördlich der letzten Gräber Spuren von Wohnstätten.

Henkelbecher, 18 Blechröhrchen, 3 aufgewundene Drahtspiralen mit erhöhter Mittelspitze, 2 Ösenhalsringe, Bruchstücke von 3 dünnen Armringen, starker offener Armring (in Gestalt den Halsringen ähnelnd), Armspirale, Bronzekamm: Bei letzterem handelt es sich wohl um ein Kopfschmuckstück, Durchm. 13·5 *cm*, um einen starken offenen, innen zum mindesten teilweise hohlen, an einem Ende durchlochten Reif mit sich verjüngenden Enden. Zinken nach innen gebogen, von Mitte nach Enden

[1]) In die Fundübersicht sind nur Fundstätten aufgenommen, die in Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, Kataloge des Röm.-Germ. Zentral-Museums Nr. 6, Mainz 1916, nicht oder nur kurz erwähnt sind.

zu an Länge abnehmend. Vorn in Mitte Rest eines kleinen aufsitzenden Zierstückes. Patina heller wie bei den anderen Bronzen. Zeitstellung dieses Kammes unsicher, da auch Eisenwaffen sich auf der Fundstelle fanden und Bronzehohlguß und helle (Messing?) Patina nach bisherigen Erfahrungen auf spätere Zeit schließen lassen (Abb. 9).

Literatur. Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, LXX, 1920, S. 56—57 — Gütige Mitteilung von Konrektor Steinmetz. Schädel: 4 K 2127 — 4 K 2130.

II. Straubing, Ortlersche Ziegelei. Mus. Straubing. (Näheres s. meine Dissertation S. 132 ff.) Planmäßig als Bestattungsplatz angelegtes Grabfeld. 22 Hockerflachgräber seit 1899 — weitere schon früher zu Tage gefördert — gefunden. Lagen in verschieden großen Abständen voneinander, keineswegs parallel, in einer Tiefe von 20—90 *cm*, wohl sämtlich in typischer Hocker- oder Schlafstellung.

Richtung: 6 SW—NO; 6 NO—SW; je 3 N—S und S—N; 1 O—W.

Körperseite: 8 auf der rechten; 6 auf der linken.

Gesichtslage: In 5 Fällen nach O und 7 nach SO, in 1 Falle nach S.

Hockerlage: Typische Hocker: Grab VI, VII a und VII b, XV, XVII, XXI, XXII. Schlafstellung: IV, XIII, XX.

Auffallend ist die Übereinstimmung in der Richtung der Gesichtslage.

An Hocker XV und XIII — siehe die Abbildung in Jahresber. Hist. Ver. Straubing V, 1902 — ist der Unterschied zwischen typischem Hocker und in Schlafstellung befindlichem Skelett gut zu sehen. Ersterer zeigt deutlich, daß Fesselung vorgelegen haben muß; ohne Fesselung ließe sich ein solches Zusammenschnüren (Kniee am Ellbogen, Fersen am Becken, Arme spitzwinklig gebeugt, am Gesicht liegend) nicht erklären. Hocker XIII befindet sich dagegen in mäßig gebogener Lage (Oberschenkel bilden mit Wirbelsäule und mit Unterschenkel je etwa einen Rechten). Vielleicht ist auch das Skelett aus Grab III untere Extremitäten fehlten, aber Arme, Rippen und Schädel aneinandergedrückt „und bis zur Unkenntlichkeit ineinander geschoben" (Jahresber. Hist. Ver. Straubing, 1899, S. 2) — die Folge einer überaus starken Verschnürung.

In Straubing fand sich auch eine Doppelbestattung: in Grab VII lagen die „Überreste zweier Kinder, Grab VII a und VII b, die mit den Füßen gegeneinander gerichtet und förmlich ineinander geschoben waren" (Jahresber., II, 1899, S. 2). 60 *cm* davon der Hocker einer Frau (Grab VI).

Literatur 1. Jahresber. Hist. Ver. Straubing II, III und V. — 2. Schliz A., 1912, Beiträge zur prähist. Ethnol. (Prähist. Ztschr., 1912, S. 61—67). — 3. Behrens, Katalog Nr. 6, S. 65—67; S. 88 91; T. V. — 4. Schumacher K., 1917, Stand und Aufgaben der bronzezeitl. Forschung in Deutschland (X. Ber. d. Röm.-Germ. Komm., 1917, S. 22, und Abb. 3, S. 23). — 5. Beschreibung und Lichtbild im Museum Straubing.

Schädel: Straubing VI, XI, XII, XIX.

III. Safferstetten, B.-A. Griesbach (N.-B.). Präh. Staatss. Mindestens 5 Flachgräber mit anscheinend Hockern.

Grab I. Tiefe 60—80 *cm*; fraglich ob Hockerstellung. — Bronzedolch, Armschutzplatte, den Glockenbechern ähnelndes Gefäß (Abb. 10).

Grab II. Hocker ohne Beigaben. — Mindestens 3 weitere Skelette und anscheinend ein Zonenbecher (?) schon früher verschleudert.

Literatur. Behrens, S. 64 und 91. — Ber. im Arch. d. Präh. Staatss. — Schädel: 226[1].

IV. Otzing-Plattling, B.-A. Deggendorf (O.-B.). Präh. Staatss.

Nicht zusammengehöriger, aus wohl 4 verschiedenen Fundplätzen stammender Fund.
Fundplatz I: mit Skelettresten, Tiefe 180 *cm*. — Bronzedolch, Halsring.
Fundplatz II: 6 Bronzebruchstücke.

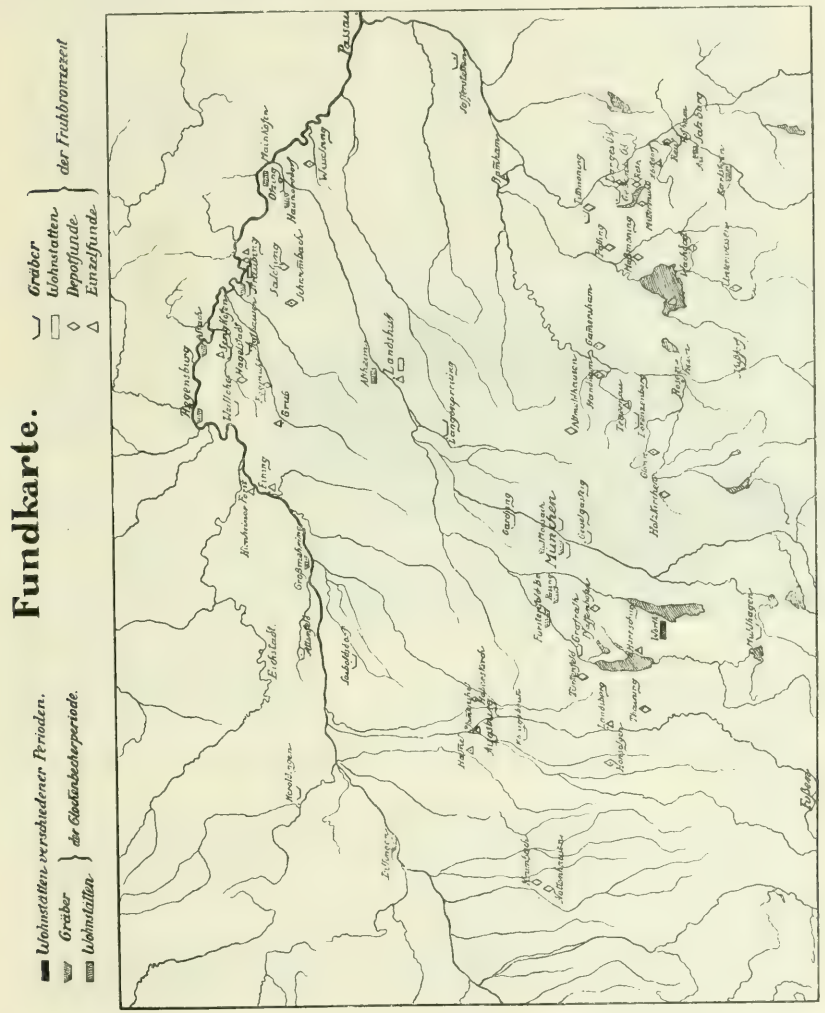


Abb. 8 (Maßstab 1:1,500.000).

Fundplatz III: Tiefe 250 *cm*. Offener starker Reif mit rundem Querschnitt. Lichter Durchm. 33 *mm*. Verwendung unbekannt.
Fundplatz IV. Tiefe 80 *cm*. Schwarzer Gefäßscherben, kantiger Armreif, Nadel mit Kopfring, große runde Bronzespirale.

Literatur. Behrens, S. 64, Nr. 10 (nur Fundplatz I) — Altbayer. Monatsschr., VII (1907), S. 39, Anm. 1. — Ber. in d. Präh. Staatss.

V. Langenpreising, B.-A. Erding (O.-B.). Präh. Staatss.

Hockerflachgräberfeld: von 11[1]) in Schlafstellung befindlichen Skeletten (Tiefe 30—35 *cm*) lagen Nr. 1 –8 in nordsüdlicher Richtung auf der linken Seite, Nr. 9—11 in südnördlicher Richtung auf der rechten Seite.

Auffällig ist hier die gleiche Gesichtslage (nach Osten) aller Skelette bei verschiedener Richtung (wie in München Gruppe 3—6, Glockenbecherzeit) und die schwache Beugung der unteren Extremitäten ebenfalls bei sämtlichen Skeletten (Gegensatz zu Straubing, Ortlersche Ziegelei). Über Stellung der Arme s. S. 117.

Bronzedolch, 2 durchlochte Eckzähne vom Fuchs oder Dachs, Gefäßbruchstücke, zu halbem Topfe ergänzt, Topf mit ausgeprägter Randfläche.

Literatur. Ber. im Landesamt f. Denkmalspflege.

VI. Hofham, B.-A. Laufen (O.-B.). Samml. Hist. Ver. O.-B.

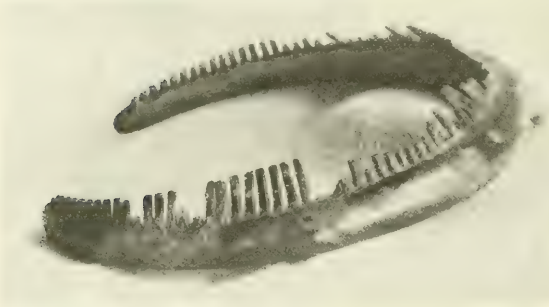


Abb. 9. Schmuckstück (Messing?) aus Aufhausen. (Durchm. 13·5 *cm*.)

Flachskelettgrab mit Arm- und Halsringen. — Literatur: Altbayer. Monatsschr., VII (1907), S. 39, Anm. 1. — Weber, Vorgesch. Denkm., I, S. 147. — Monatsschr. Hist. Ver. O.-B. von 1896, S. 127.

VII. München, rechts der Isar. Präh. Staatss.

Flachgrab, menschl. Oberkieferstück. — 2 kleine Drahtgewinde, verzierter Knochenring, kleiner Bronzering. — Literatur. Altbayer. Monatsschr., VII (1907), S. 39, Anm. 1. — Ber. in Präh. Staatss. — Birkner F., 1906, die vor- und frühgesch. Funde der Münchener Gegend (Beil. z. Allg. Ztg., 1906, Nr. 217, S. 540).

VIII. München, Valleyplatz. Präh. Staatss.

Anscheinend Hockergrab. — Dolch, verzierter Knochenring. — Ber. im Arch. d. Präh. Staatss.

VIII a. München-Sendling. Ulrichsmuseum, Regensburg.

Anscheinend Grabfund. Verzierter Knochenring (wie bei VII und VIII), 2 (3?) Armspiralen, 2 Rudernadeln, 5 Bronzeblechröhrchen, Drahtspirale, Bronzeblech (Gürtelspiralscheibe?), Anzahl eigentümlicher Knochenringe von 2—6 *cm* Durchm. — Literatur: Verh. Hist. Ver. Oberpfalz, 73, 1923, S. 27.

IX. Geiselgasteig. B.-A. München (O.-B.). Präh. Staatss.

Grab I. Hockerflachgrab. Skelett (typischer Hocker: Beine im Spitzwinkel gegen den Leib gepreßt) südnördlich orientiert, auf rechter Seite liegend; Gesicht nach Osten. — Rudernadel.

Grab II und III zerstört. In einem von beiden: Scherben eines mit Reihen von etwa 1 *cm* langen, tiefen, halbkreisförmigen Eindrücken verzierten Gefäßes, das nach Form und Verzierung in den Kreis der Schnurkeramik zu stellen ist.

[1]) Skelett Nr. 1—5 durch Arbeiter zerstört. Angaben für diese 5 Skelette also nicht ganz zuverlässig.

Literatur. S.-A. aus Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst, 7 (1912), II. Halbband, S. 251—252. — Behrens, S. 64. Ztschr. Bayerland, XXIV, S. 473. Münchn. N. Nachr. vom 24. April 1912, Nr. 209. — (Gefäß noch nicht publiziert.) Schädel: 231[1].

X. Mühlhagen, B.-A. Weilheim (O.-B.). Samml. Hist. Ver. O.-B.

Bronzenadel, angeblich bei einem Skelett und verschollenen Tonscherben.

Literatur. Weber, Vorgesch. Denkm., I, S. 47.

XI. Heroldingen (s. meine Dissertation S. 148—149 und Behrens, S. 68). Skelette (Hocker?, verschleudert) mit frühbronzezeitlichen Beigaben unter einer Steinschicht. Größeres Gräberfeld.

Auf gleichem Grundstücke, 15 *cm* tief, von NO—SW orientierter Hocker, auf linker Seite liegend, Gesicht SO. Beigaben fehlten; Hocker gehört aber wohl zum frühbronzezeitlichen Grabfeld.

Abb. 10. Grabfund von Safferstetten (etwa $\frac{1}{4}$ nat. Gr.).

XII. Feldflur von Königsbrunn, B.-A. Schwabmünchen (Schwaben und Neuburg). Präh. Staatss.

Steinkistenflachgrab (Deckplatte nur 10—15 *cm* unter Oberfläche) aus zum Teil riesigen Tuffplatten. In ihm langgestrecktes, in Richtung N—S auf linker Seite ruhendes Skelett mit nach O gewandtem Gesicht. — Dolch, Armspirale, 2 Spiralröhrchen.

Literatur. Noch nicht veröffentlichter Aufsatz von Prof. Reinecke, München. — Korr.-Bl. Anthrop. Ges., 50, 1919, S. 16 (präh.) und S. 19 (anthrop.). Schädel: 4 S. 23.

Gräber der Übergangsperiode von der Frühbronzezeit zur Älteren Bronzezeit.

XIII. Sengkofen—Breite, B.-A. Regensburg (Oberpfalz). Ulrichsmuseum, Regensburg.

Flachgräber. — 2 Scheibenspiralen mit erhöhter Mittelspitze, Randaxt vom „sächsischen" Typus, 5 Armringe, Fuß- oder Oberarmring, 2 Armspiralen, Randaxt vom „süddeutschen" Typus, runder Golddrahtohrring, 2 Keilergewaffen, Nadel mit durchlochtem Kugelkopf, Scherben. — Verh. Hist. Ver. Oberpf., LVII, 1905, S. 344. Mitt. von Konrektor Steinmetz.

XIV. Weillohe, B.-A. Regensburg (Oberpfalz). Ulrichsmuseum, Regensburg.

Flachgrab. 2 Kugelkopfnadeln. — Mitt. von Konrektor Steinmetz.

XV. Garching, B.-A. München (O.-B.). Präh. Staatss.

Anscheinend Flachgrab. — Bronzenadel mit verdicktem und durchbohrten Kopfe, Dolch, Bronzenadel mit flachem durchbohrten Kopfe. — Ber. in Präh. Staatss.

XVI. Kirchheim, südl. Tittmoning, B.-A. Laufen (O.-B.). Mus. Tittmoning.

Flachgrab (Tiefe etwa 60 *cm*). — Löffelaxt, Dolch, Nadel mit durchlochtem Kugelkopf. — Mitt. von Prof. Birkner, München.

XVII. Lorenzenberg bei Leitersdorf, B.-A. Ebersberg (O.-B.). Präh. Staatss.

Etwa 60 *cm* eingetieftes Flachgrab. — Langgestielte Randaxt; nach Angabe der Arbeiter ferner ein Gefäß und anscheinend Bernsteinperlen. — Lit. Mitt. von Prof. Birkner.

Depotfunde der Frühbronzezeit.

XVIII. Tittmoning (südlich des Ortes), B.-A. Laufen (O.-B.). Mus. Tittmoning.

14 Barrenringe. — Mitt. von Prof. Birkner.

XIX. Buchendorf, zwischen Vachendorf und Bergen bei Bernhaupten, B.-A. Traunstein (O.-B.). 108 Barrenringe (davon 83 Präh. Staatss., 5 Mus. Traunstein. 2 Samml. Hist. Ver. O.-B., Rest verstreut und verschollen).

Literatur: Beitr. Anthrop., München, IX, 1891, S. 11 und XI, 1895, S. 101—103. — Mitt. des Mus.-Ver. für vorgesch. Altertümer Bayerns, Nr. 1, April 1885. — Altbayer. Monatsschr., II, 1900, S. 4. — Weber, Vorgesch. Denkm., I, S. 137. — Behrens, S. 2, Nr. 8 und 9 (Nr. 8 und 9 stellen den gleichen Fund dar).

XX. Erziehungsanstalt Piusheim bei Glonn, B.-A. Ebersberg (O.-B.).

17 Rippenbarren (16 Präh. Staatss., 1 Samml. Hist. Ver. O.-B.).

Literatur: Ber. des Landesamtes für Denkmalspflege im Arch. d. Präh. Staatss. — Altbayer. Monatsschr., XIV, Heft 1.

XXI. Pleitmannschwang, B.-A. Bruck (O.-B.). Samml. Hist. Ver. O.-B.

3 große Barrenringe, lichter Durchm. 26, 28 und 30 *cm*, aus stark kupferhaltiger Bronze. Vielleicht gehören diese Ringe zu dem gleichen Fund wie der große Barrenring, der bei Türkenfeld (näherer Fundort nicht bekannt) gefunden wurde (Behrens, S. 2, Nr. 15).

Einzelfunde der Übergangsperiode.

XXII. Landshut (N.-B.). Mus. Landshut.

Langgestielte Randaxt. — Mitt. von Prof. Wolf, Landshut.

XXIII. Eining, B.-A. Kelheim (N.-B.). Ulrichsmuseum, Regensburg.

Langgestielte Randaxt. — Mitt. von Konrektor Steinmetz.

Allgemeiner Teil.

Elemente der frühbronzezeitlichen Kultur in Südbayern.

Verschiedene Einflüsse haben auf die Keramik Südbayerns während der Frühbronzezeit eingewirkt:

I. Unter der Einwirkung der Glockenbecherkultur steht der „Glockenbecher" (Abb. 10) von Safferstetten, besser vielleicht als „Glockenbecherderivat" zu bezeichnen, da die typische eigentliche Glockengestalt diesem Gefäße fehlt, es vielmehr eher den Eindruck eines gedrückten Kruges, einer nicht ganz gelungenen Nachahmung der typischen Glockenbecher macht. Die Höhe ist im Gegensatz zu den typischen Glockenbechern höher als der Mündungsdurchmesser; auch in der hellbräunlichen Färbung weicht es von den eigentlichen hellrötlichen und roten Glockenbechern der vorigen Stufe ab.

II. Eine Beeinflussung seitens der Schnurkeramik macht sich bei dem Gefäße von Geiselgasteig bemerkbar.

III. Am stärksten hat aber auf die Keramik des von mir behandelten Gebietes die Vor- und Frühaunetitzer Keramik Mährens, Böhmens und Schlesiens eingewirkt:

1. Die drei Henkelurnen von Straubing (Behrens, T. V, 18, 20, T. VI, 6) erinnern durch ihren geschweiften Hals, der von dem Bauche scharf abgegrenzt ist, an die Voraunetitzer Henkeltöpfe Mährens (Cerny, Voraunetitzer Keramik in Mähren, Wiener Präh. Ztschr., III, 1916, S. 39ff.), insbesondere an das Gefäß von Serowitz (Cerny, S. 34, Fig. V, Abb. 2). Die Straubinger heben die Abgrenzungen des Halses vom Bauche durch Rippen und Warzen zum Teil scharf hervor und zeigen dadurch schon deutlich die Tendenz, die sich in der späteren Aunetitzer Keramik so scharf zu erkennen gibt, zwischen Bauch und Hals eine an Metallvorbilder erinnernde, schneidende Grenze zu setzen. Die Trennungslinie zwischen Hals und Bauch rückt von der Voraunetitzer bis zur Aunetitzer Keramik immer mehr nach dem Boden zu herab, so daß der Bauch kleiner und der Hals um so länger wird (s. bes. Behrens, T. V, 20). — Parallele in Schlesien: z. B. Mannusbibliothek, 22 (1922), T. IX, 21, Marschwitzer Stufe (weitmündiger Henkeltopf, ebenda, S. 138).

2. Die Henkelurne von Heroldingen (Behrens, S. 68, Abb. XVI, 1) ähnelt den Voraunetitzer Gefäßen durch die noch dazu durch einen Schulterknick angedeutete Verlängerung des Halses, die nach Cerny, S. 39, das charakteristische Merkmal der Voraunetitzer Krüge darstellt. Hinsichtlich des Schulterknicks siehe die Bemerkung Winklers in Mannusbibliothek, 22, S. 136, über den Schulterabsatz bei Definition der „Früh-" und „Hochaunetitz-Stufe".

3. Weiter ist die Henkelurne von Landshut—Höglberg (Behrens, T. VI, 4) hieher zu stellen (typischer Voraunetitzer verengter Hals). Gehört in die Kategorie der Schlauchkrüge — s. Mannusbibliothek, 22, Taf. IX, Schlesien, und Taf. X, Böhmen.

4. Die Henkeltasse von Straubing, Ortlersches Gräberfeld, Grab VI, (Behrens, T. V, 19), ähnelt in ihrer Form und der Rinne unter dem Rande den „Schüsseln verschiedener Art" (der Voraunetitzer Keramik), die Cerny S. 40 ff. anführt.

5. Die schlauchförmige Flasche von Straubing, Jungmeiersche Ziegelei, Regensburgerstraße (Behrens, Taf. VI, 8), hat ihre Parallelen in Mähren (Cerny, S. 37; Abb. S. 32, Fig. I, Nr. 3; S. 36, Fig. VI, Nr. 5 usw.) und in Böhmen (Simek E., Grundzüge der Vorgeschichte Böhmens, Wiener Präh. Ztschr., I, 1914, S. 35, Abb. 6) und kommt auch in Schlesien in der Marschwitzer Keramik und später vor (s. Mannusbibliothek, 22, Taf. IX und X, und Seger, Schles. Vorzeit, N. F. VII, 1. Hälfte, 1916, S. 65ff., spez. Abb. S. 67 und 69, und die Bemerkung über Verschwinden der Ornamentik, S. 68).

6. Die drei Teller von der Ortlerschen Ziegelei, Straubing (Behrens, T. V, 21, 22), deuten schließlich auch nach Böhmen und Mähren hin (s. Cerny S. 40 41, unter „Schüsseln verschiedener Art". — Über schlesische Schalen s. Mannusbibliothek, 22, T. IX, spez. Abb. 33).

Diese Voraunetitzer Kultur ist von Osten (Schlesien, Böhmen, Mähren) nach Südbayern vorgedrungen (Bayern also der empfangende Teil), was daraus hervorgeht, daß in Bayern (Straubing, Ortlersches Gräberfeld), die Aunetitzer Bronzen zwar vorkommen, die Aunetitzer Keramik aber durchaus fehlt und eben durch die Voraunetitzer Keramik vertreten wird, während in Böhmen und Mähren, den typischen Ländern der Voraunetitzer Keramik, diese sich zur eigentlichen Aunetitzer Keramik entwickelt. Durch diese die Keramikentwicklung in Südbayern betreffende Beobachtung erhält die Ansicht Wincklers (Mannusbibl., 22, S. 140 —141) eine Stütze, nach der die

Hauptformen der Voraunetitzer Stufe in Böhmen, Mähren und Schlesien sich auf nordische Gefäße der Marschwitzstufe und schließlich auf die „Oderschnurkeramik" zurückführen lassen, also vom Norden her (untere Oder) gekommen sind (nicht etwa umgekehrt). In Schlesien, Böhmen, Mähren entwickelte sich dann die Kultur weiter und drang schließlich auch nach Südbayern vor.

IV. Das Grabfeld von Heroldingen weist seiner Lage zwischen der Rheinhessischen und Straubinger Gruppe nach zwei Einwirkungen auf, nämlich seitens der Straubinger Keramik (III, 2) und seitens der Rheinhessischen Gruppe, mit welch letzterer das Heroldinger Gefäß (Behrens, S. 68, Abb. XVI, 5) hinsichtlich der Ornamentik harmoniert (Behrens, S. 78, Abb. 20 und S. 82, Abb. 22). Schumacher hat im X. Ber. der Röm.-Germ. Komm., S. 22, auf diesen Zwischenfundort hingewiesen. Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, daß hier Rheinhessen mit seiner ganzen Anzahl derartig ornamentierter Gefäße der gebende Teil ist, während das Heroldinger Gefäß nur einen Ausläufer dieses Stiles bildet.

V. Daß, wie in der Glockenbecherstufe, so auch in der Frühbronzezeit neben den vorherrschenden östlichen Formen auch andere (abgesehen von dem eben erwähnten Heroldinger Gefäß) ins Land gekommen sind, beweist z. B. der spanische Dolchstab von Abtsdorf-Brünntal (Behrens, S. 63, Nr. 2).

Verschiedenes.

I. Depotfunde.

Wenn man die Fundkarte (Abb. 8) überblickt, so bemerkt man an zwei Stellen eine starke Häufung der Zahlungsmittel- oder Rohmaterialdepotfunde (Rippenbarren, Barrenringe), nämlich einmal im SO meiner Karte, zwischen dem Chiemsee und der Salzach mit den Barrenringdepotfunden von Langesöd, Roth, Palling, Reut, Vachendorf-Bergen, Unterwessen und den Rippenbarrendepotfunden von Tittmoning, Mittermühle, Haßmoning und dann in dem Dreieck, das gebildet wird durch Regensburg—Landshut—Mündung der Isar in die Donau, mit den Barrenringen von Hagelstadt, Eggmühl-Rogging, Straubing, Salzing-Niedersunzing, Schwimmbach und dem Rippenbarrenfund von Wisselsing.

Von diesen beiden Häufungsstellen sind die Wege der Händler gut zu verfolgen Von dem Gebiete im SO geht ein Weg nach W mit den Barrenringdepotfunden von Gammersham, Altmühlhausen, Holzkirchen und dem Rippenbarrenfund von Standham; dann noch weiter westlich nach Glonn und Niederscheiern-Pfaffenhofen, Thaining (hieher ist der große Barrenring von Türkenfeld und die drei großen von Pleitmannschwang zu stellen), Krumbach.

Ich darf auch hier auf das O—W-Vordringen der Händler hinweisen, das mit der eben entwickelten Ansicht eines O—W-Vorrückens der Voraunetitzer bzw. Aunetitzer Kultur gut zusammenstimmt.

II. Safferstetten.

Hervorgehoben zu werden verdient der Fund von Safferstetten: Das Gefäß (Abb. 10) ist ein Überlebsel aus der Glockenbecherperiode, wohl auch die Armschutzplatte; der Dolch ist dagegen frühbronzezeitlich. Der Fund spricht, ebenso wie die von Behrens, S. 86, erwähnten aus der Rheinpfalz, Rheinhessen und Hessen-Starkenburg, für einen friedlichen Übergang von der ausklingenden Stein- zur frühen Bronzezeit. Für das rechtsrheinische Bayern ist Safferstetten das erste Beispiel.

Auch die Safferstettener Armschutzplatte zeigt, wie die oben erwähnte von Großmehring (S. 108), die eine Ecke abgesprengt.

III. Geiselgasteig.

In Grab II oder III fand sich das nach Form und Verzierungsweise in den Kreis der Schnurkeramik zu stellende Gefäß.[1]) Da die drei Gräber (Grab I mit der Rudernadel) auf einem Grundstücke dicht beisammen lagen, liegt kein Grund vor, sie verschiedenen Perioden zuzuteilen. Dann hätten sich also Form und Verzierungsweise der Schnurkeramik bis in die Frühbronzezeit erhalten.

IV. Der Fund von Königsbrunn findet seine Bedeutung in dem für Süddeutschland fremden Gebrauche des Steinkistengrabbaues und in der erstaunlichen Technik der Tuffsteinbearbeitung.

V. Die Übergangsperiode von der Frühen zur Älteren Bronzezeit.

Im Laufe der Zeit kamen eine Reihe von Gräbern zutage, die 50—60 *cm* und mehr unter der Oberfläche lagen mit Grabbeigaben, die im wesentlichen der Älteren Hügelgräberbronzezeit zugerechnet werden. Da bisher in Südbayern Hügelgräber der Älteren Bronzezeit mit einer Bestattung in einem Schachtgrabe unter dem Hügel nicht bekannt sind, so ist mit Prof. Birkner, München, anzunehmen, daß die Sitte der Flachgräber sich bis in den Anfang der Hügelgräberbronzezeit erhalten hat. Es sind deshalb diese in Flachgräbern gefundenen Formen als Übergangsformen zu betrachten. Von anderer Seite werden diese Gräber als die Reste verschleifter Hügelgräber angesehen.

Zu den Formen, die vom Ende der Frühbronzezeit bis in den Anfang der Älteren Bronzezeit reichen — siehe die Belege in meiner Dissertation, S. 253 , gehören z. B. Randäxte vom süddeutschen und sächsischen Typus, langgestielte Randäxte, Nadeln mit durchbohrtem Kugelkopf, das Hammerbeil von Herrsching (Behrens, S. 63, Nr. 5) und das „ungarische" Beil von Landsberg (Behrens, S. 64, Nr. 6), von der Keramik die kugelförmige Flasche von Landshut-Högelberg (s. Behrens, S. 92, und S. 64, Nr. 11).

Auf Grund dieser Feststellungen habe ich in diese Übergangsperiode zu stellen: die Flachgräberfelder von Sengkofen-Breite, Weillohe, Garching, Tittmoning, Lorenzenberg; die Einzelfunde von Straubing (Behrens, S. 68, Nr. 17a), Landshut, Eining, Herrsching, Landsberg und den Depotfund von Mittermühle-Waging (Behrens, S. 2, Nr. 7).

Grab- und Bestattungsarten. Siedlungsgeschichtliches.

I. Hockergräber.

1. Sämtliche Gräber waren, wie in der Glockenbecherperiode, Flachgräber.

2. Die Tiefe hielt sich im allgemeinen in den Grenzen von 15—90 *cm*. (In der Glockenbecherperiode 40—160 *cm*.) Nur der Fundplatz I (mit Skelettresten) von Otzing-Plattling war 180 *cm* tief.

3. Typische Hocker: Straubing, Ortlersche Ziegelei, Grab VI, VII a, VII b, XV, XVII, XXI, XXII; Geiselgasteig Grab I. — Schlafstellung: Straubing, Ortlersche Ziegelei, Grab IV, XIII, XX; Langenpreising I—XI.

4. Die Arme von den Skeletten VI, VII, IX, XI von Langenpreising waren im Spitzwinkel an den Körper gepreßt, die Hände lagen vor dem Gesicht — auch in Straubing, Ortlersche Ziegelei, kam bei beiden Hockerarten diese Stellung vor (wie bei Hockern und in Schlafstellung befindlichen Skeletten der Glockenbecherperiode).

5. Richtung: Von N—S lagen 11 Skelette (3 von Straubing, 8 von Langenpreising); von S—N lagen 7 Skelette (3 von Straubing, 3 von Langenpreising, 1 von Geiselgasteig); von SW—NO lagen 6 Skelette (6 von Straubing); von NO—SW

[1]) s. S. 112, 114.

lagen 7 Skelette (6 von Straubing, 1 [allein gehobene] von Heroldingen); von O—W lag 1 Skelett (Straubing.)

Seitenlage: Auf linker Seite lagen 15 Skelette (6 von Straubing, 8 von Langenpreising, 1 [allein gehobene] von Heroldingen).

Auf rechter Seite 12 (8 von Straubing, 3 von Langenpreising, Skelett I von Geiselgasteig).

Gesichtslage: Das Gesicht nach Osten gewandt hatten 17 Skelette (5 Straubing, sämtliche 11 Langenpreising, Grab I Geiselgasteig); nach SO 8 Skelette (7 Straubing, 1 [allein gehobene] von Heroldingen); nach S 1 (Straubing). Einmal war das Gesicht nach oben gewandt (vielleicht durch Erddruck?), nämlich bei Grab XIX Straubing. — Auch bei den Hockerflachgräbern der vorigen Stufe waren die meisten Gesichter nach Osten gewandt.

6. Es kamen sowohl Einzelgräber, wie Grabgruppen (Safferstetten mindestens 5 Gräber, Geiselgasteig 3) und größere Leichenfelder vor (Heroldingen — Zahl der Gräber nicht festzustellen; Langenpreising 11; Straubing mindestens 22).

7. Im Straubinger Grabfelde lagen die Gräber in verschieden großen Abständen voneinander. Von einer parallelen Anordnung der Gräber kann nicht gesprochen werden. — Eine Steinschichtbedeckung der Skelette fand sich anscheinend beim Grabfelde von Heroldingen.

II. Gräber mit langgestreckten Skeletten (Flachgräber).

1. Bestattungen in blanker Erde (ohne Steinkisten usw.): Aufhausen (s. S. 109/110)

2. Steinkistengrab: Königsbrunn (s. S. 113).

III. Über die Besiedelung des Landes gibt am besten die Fundkarte (Abb. 8). Aufschluß. Die Gräber und Wohnstätten stehen auch in der Frühbronzezeit in einem innigen Verhältnis zu den Wasserstraßen: sie liegen stets an oder in der Nähe solcher, ein Verhältnis, wie es auch die Fundstätten der Glockenbecherperiode aufweisen.

IV. Wenn ich die Beobachtungen über die Bestattungsgebräuche der beiden Epochen zusammenfasse, komme ich zu dem Schluß:

1. In der Glockenbecherperiode und Frühbronzezeit kommen lediglich Flachgräber und ausschließlich Leichenbestattungen (keine Brandgräber) vor.

2. In der ersten Epoche bestanden 2 Bestattungsarten: Hocker (typische Hocker und in Schlafstellung befindliche Skelette) und langgestreckte Skelette, alle in bloßer Erde. In der zweiten Stufe 3: wiederum Hocker beider Arten, dann langgestreckte Skelette, alle in blanker Erde oder höchstens in „Holzsärgen" (Aufhausen zweimal beobachtet) oder mit Steinen bedeckt (Heroldingen?) und drittens das langgestreckte Skelett in der Steinkiste von Königsbrunn.

3. Auf eine bestimmte Richtung und Seitenlage der Skelette wurde kein großer Wert gelegt, da beide auch im gleichen Grabfelde stark wechselten (Ausnahme Aufhausen, alle beobachteten Skelette W—O gelagert). Den Trägern der Kulturen beider Epochen kam es aber ersichtlich darauf an, daß die Gesichter ihrer Toten der aufgehenden Sonne zugewandt waren. Denn bei allen drei Bestattungsarten[1]) schauten die Gesichter in der weit überwiegenden Anzahl direkt nach Osten oder in östlicher Richtung und nur sehr selten nach anderen Himmelsgegenden.

[1]) Ich führe hier die drei Bestattungsarten, die ja Ausdrücke verschiedener Kulturempfindungen sind und deren Vermengung bei der Besprechung daher ohne weiteres unzulässig ist, trotzdem zusammen an, um zu zeigen, eine wie große Bedeutung die östliche Richtung selbst bei drei so verschiedenen Kulturen gehabt haben muß.

4. In der Glockenbecherperiode handelt es sich meistens um Friedhöfe mit einigen wenigen Gräbern, wenn auch größere Grabfelder nicht geleugnet werden sollen. Es läßt dies auf wandernde Familien und Sippen schließen, die selten seßhaft wurden oder gar zu größeren Siedlungen sich zusammenschlossen.

Das gleiche gilt zum Teil auch für die Frühbronzezeit; auch hier oft kleine Gruppen von Gräbern oder Einzelgräber. Dann aber auch größere Grabfelder in höherer Zahl und in größerer Ausdehnung wie in der vorhergehenden Stufe. Die Wanderungen scheinen also in dieser Epoche ihr Ende gefunden zu haben.

* * *

Für gütiges Entgegenkommen und Unterstützung habe ich vor allem zu danken den Herren Prof. Birkner, München, Prof. Reinecke, München, Konrektor Dr. Steinmetz, Regensburg, Prof. Wolf, Landshut, Landgerichtsrat Groll, Straubing, und Major a. D. Witz, Ingolstadt, letzteren vier Herren als Vertretern der betreffenden historischen Vereine. Besonders haben sich der Arbeit angenommen Frau Dr. Pöch, Wien, und Herr Prof. Menghin, Wien, welchen beiden mein verbindlichster Dank gewiß ist.

* * *

Literatur.

1. Abercromby, I., The oldest bronze-age . . . (Journal of the Anthrop. Inst. . . XXXII, 1902, S. 373—397 u. T. XXIV—XXXVII.)

2. Behrens, G., 1916, Kataloge des Röm.-Germ. Zentralmuseums, Nr. 6, Bronzezeit Süddeutschlands.

3. Cerny, F., 1916, Die Voraunetitzer Keramik in Mähren (Wiener Prähist. Zeitschr., III, 1916, S. 31—43).

4. Lissauer, A., 1904. Erster Bericht über die Tätigkeit der . . . . . Kommission für prähist. Typenkarten (Zeitschr. Ethnol., 1904, S. 537 ff.); ders., 1907, Vierter Bericht . . . . . (Zeitschr. Ethnol., 1907, S. 785 ff.).

5. Menghin, in Wiener Prähist. Zeitschr., IX, 1922, spez. S. 78.

6. Seger, H., 1916, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens (Schles. Vorzeit in Bild und Schrift, N. F. VII, I. Hälfte 1916, S. 1 ff.).

7. Palliardi, F., 1914, Die relative Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mähren (Wiener Prähist. Zeitschr., I, 1914, S. 256 ff.).

8. Ders., 1919, Beiträge zur Kenntnis der Glockenbecherkultur (Wiener Prähist. Zeitschr., VI, 1919, S. 41—56).

9. Schumacher, K., im VIII. Bericht der Röm.-Germ. Komm. 1913—1915, S. 69—74; ders. im X. Bericht, S. 7—29 und S. 77 ff.

10. Schumacher, K., 1909, in Altertümer unserer heidnischen Vorzeit (A. h. V.). V, S. 2—4, und T. I, Nr. 10 und 11, und S. 357—358 und T. LXI.

11. Simek, E., 1914, Grundzüge der Vorgeschichte Böhmens (Wiener Prähist. Zeitschr., I, 1914, S. 22 ff.).

12. Siret, L., 1913, Questions de chronologie et d'ethnographie iberiques, Bd. I, Kapitel VI, S. 204—245 mit Abb.

13. Tschumi, O., Die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz (Anz. f. Schweiz. Altertumsk.; spez. N. F. XXIII, 1921, S. 8).

14. Wahle, E., 1920, Die Besiedelungen Südwest-Deutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen (im XII. Bericht der Röm.-Germ. Komm.). Dazu Fundkatalog (Anlage II)

15. Winckler, A., 1922, Zur Herkunft der Aunetitzer Keramik (Mannusbibliothek, Nr. 22, 1922, S. 134 ff. und Taf. IX—X) — dort nähere Literatur!

16. Weinzierl, R. v., 1916, Importierte neolithische Keramik in Böhmen (Prähist. Blätter, VIII, 1896, S. 89—92).

17. Weiß, L., und Schwarz, M. v., Strichprobe zur Erkennung vorgeschichtl. Bronzen und Kupfergegenstände (Korr.-Bl. Anthrop. Ges., 40, 1909, S. 11—12).

Die Entwicklung der Eisengewinnung in Afrika und Europa.

Von Dr. **Kurt Klusemann**, Graz.

(Mit 22 Abbildungen und 2 Karten im Text.)

Herrn Professor Dr. Robert Sieger anläßlich des 60. Geburtstages am 8. März 1924 gewidmet.

Welche Probleme die Eisentechnik Afrikas der Wissenschaft zu lösen gibt, zeigte ein Vortrag Felix von Luschans, veröffentlicht in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 41 (1909), S. 22—59. Die anschließende Diskussion ließ erkennen, daß manche Hypothesen des Vortragenden nicht unangefochten geblieben sind, wozu später eine Literatur für und gegen Luschan trat.

Der Gelehrte beginnt mit der Besprechung der verschiedenen Gebläsearten[1]) und läßt die „Schmelz- und Hochöfen"[2]) folgen, mit welch letzteren Ausdrücken ich mich nicht einverstanden erklären kann, weil wir nur im Sudan und Gebiet von Katanga eigentliche Hochöfen finden, wie ich später erläutern werde. Hochöfen im Sinne des modernen Ingenieurs mit Wechsel von Brennstoff und Erz bei Dauerbetrieb kennen wir in Afrika nicht, obwohl die Vorstufe zu dieser Entwicklung gegeben ist. Da das Gebläse nicht nur bei der Eisenreduktion, sondern auch beim Gelbgusse benützt wird, so halte ich dieses bei dem Eisenverhüttungsprozesse für eine sekundäre Erscheinung. Es ist durchaus nicht zu verwundern, daß Luschan die von H. Grosse besprochenen Eisenöfen von Dabern[3]) nicht restlos erklären konnte, weil viel zu wenig Material vorlag, das die Brücke zwischen Afrika und dem alten Europa herstellte.

Wenn auch heute kein geschlossenes Bild über die gesamte Eisenverhüttung Afrikas infolge Mangels diesbezüglicher Nachrichten entworfen werden kann, so hätte man doch, nach dem Titel des Vortrages zu schließen, von Luschan erwartet, daß der Verfasser nicht nur die höchsten Formen, sondern auch die einfachen Methoden entwicklungsgeschichtlich verfolge.

Bedeutend übersichtlicher ist Luschans Zusammenstellung der Gebläsearten, obwohl ich nicht den Standpunkt teile, das Schalengebläse dem Schlauchgebläse als das typologisch ältere gegenüberzustellen.

Ich werde nun die verschiedenen Arten der Erzglutstellen anführen, um dann unter Zuziehung der verschiedenen Luftzuführungsarten eine Entwicklung der Verhüttungstechnik zu geben. Erst nach kartographischer Festlegung der Hauptverbreitungsgebiete der Eisenreduktion in Afrika wird es möglich sein, die Hauptwanderungsrichtungen aufzuklären und dann Beziehungen zwischen primitiv europäischer und afrikanischer Eisengewinnung zu erhellen.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 41 (1909), S. 23.
[2]) a. a. O. S. 37.
[3]) a. a. O. S. 72 ff.

A. Afrikanische Eisenreduktion.

1. Erzglutstellen.

a) Die Grube.

Die Reduktion des Erzes erfolgte in Darfur[1]) in 12—14 Zoll tiefen und gleichweiten, trichterförmigen Gruben, wobei man den Luftstrom in einer nach abwärts gebogenen Düse (Neigung 40—45°) in die Masse, bestehend aus Holzkohle und Erz, einführte (vgl. Abb. 1). Das zusammengesetzte Schalengebläse mit einer Ziegenhaut, die am obersten Teile ein Ventilloch enthält, ist auf dem Bilde gut ersichtlich. Gleichzeitig ist zu erwähnen, daß man auch Wasserschläuche als Gebläse verwendet.

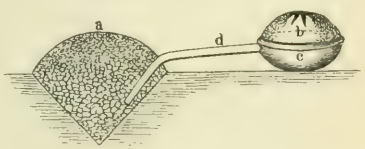


Abb. 1.

Kmunke[2]) beschreibt die Schmelzhütten der Tobur (Uganda): „In der Mitte der Hütte steht ein Lehmklotz, auf dem das aus der Schmelzhütte gewonnene Eisenmaterial glühend gemacht wird. Der Klotz hat eine muldenförmige Vertiefung, von der nach abwärts ein schmaler Kanal führt, durch den die aus Tierfellen hergestellte Blasbalganlage zur Feuerung einmündet." Nun wird der eigentliche Schmelzprozeß geschildert: „Das Erz wird mit glühenden Kohlen in die Vertiefung gelegt und dem Feuer durch den Blasbalg so viel Sauerstoff zugeführt, bis das Eisen rotglühend ist." Über die Tüchtigkeit der Eisenschmiede der Tobur berichtet R. H. Leeke[3]): „Diese Leute sind die ersten Speermacher und Eisenarbeiter des Landes, sie machen Speere für den größeren Teil der Acholi und für die Jive, Karamodscho, Turkana und einen Teil der Suk. Die Berge enthalten Eisenerze in Überfluß.

Wenn in diesem Falle die Grube in einem Klotz hergestellt ist, so ist der Zusammenhang mit der in die Erde gegrabenen Vertiefung klar ersichtlich. Schließlich wird man auch so weit gehen können, die Schmiedgrube in einen Zusammenhang mit der Eisenreduktionsgrube zu bringen, wie zum Beispiel bei den A-Lur[4]), Wanyoro, Wakondjo[5]) und Waniambo[6]) u. a. m.

Nach Karl Andree[7]) benützen die Ostafrikaner allgemein zur Reduktion ein Loch, das mit Erz und Holzkohle gefüllt wird.

Bei den Zimpy[8]), die zu den Zulukaffern gehören, befinden sich in einem Raume drei Schmelzgruben in einer Linie. Sie sind oval, 6 Fuß lang, 3 Fuß breit, eben so tief. An dem Ende einer jeden münden unter der Erde 2 Tonröhren in eine gemeinschaftliche Form[9]), die 1 Fuß in den Herd hineinragt. Zwei sackförmige Lederbälge dienen dazu, gepreßte Luft der Feuerung zuzuführen. Nachdem man als unterste Schicht Holzkohle in genügender Menge ausbreitete, häuft man lagenweise Erz und

[1]) Josef Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, Bd. II, S. 290 f.
[2]) Quer durch Uganda, S. 111.
[3]) The Geographical Journal, Vol. 49, S. 201.
[4]) F. Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, S. 527.
[5]) F. Stuhlmann, a. a. O. S. 627.
[6]) M. Weiß, Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas, S. 414.
[7]) Karl Andree, Die Expeditionen Burtons und Spekes (1861), Bd. II, S. 343.
[8]) Ludwig Beck, Die Geschichte des Eisens (1884), Bd. I, S. 321.
[9]) Form, ein Fachausdruck der Eisentechnik, ist abzuleiten von lat. foramen = Öffnung.

Holzkohle darüber. Das reduzierte Eisen ist nicht einmal eine Luppe, sondern findet sich in Kugeln und Tropfen in der Schlacke zerstreut.

Zur Form der Grube gehört auch eine Art bei den Kaffern[1]), die schmale kleine Hügel errichten (2 Fuß breit, $1^1/_2$ Fuß hoch, rund) mit 2 Windöffnungen, an die zwei Balggebläse aus Ziegenfell angeschlossen sind.

H. Stanley (Durch den dunklen Weltteil, Bd. II, S. 155) berichtet von Schmelzöfen in Wane-Kirumbo, die aus festgestampftem Lehm als Dämme in einer Höhe von ungefähr 4 Fuß erbaut sind. In diesen sind Vertiefungen von 2 Fuß Durchmesser und ebensolcher Tiefe ausgehöhlt. Von der Mitte der Böschung führen zur Aufnahme der Düsen vier Kanäle nach dem Grunde der Grube.

Herrn Dr. A. Schachtzabel, Berlin, verdanke ich nachfolgendes Bild (Abb. 2), das einen Eisenofen unterhalb der Quelle des Baches Luasa in der Nähe des Weilers Tschikunsa (18° ö. L., 14° s. B.) im Hochlande von Angola darstellt. Das demnächst erscheinende Werk des Verfassers[2]) schildert den Vorgang folgendermaßen: „Der benützte Ofen ist bis zu einem halben Meter hoch und besteht in einer aus Lehm hergestellten, sich nach oben verjüngenden Röhre, die zwei in verschiedener Höhe sich gegenüber liegende Öffnungen besitzt. Die größere an der Basis dient als Feuerloch und wird nach Legung des Holzkohlenfeuers bis auf eine kleine Abschlußöffnung verschlossen, während durch die andere höher gelegene die tönerne Mundstückröhre eines zum Verhütten benützten Stempelblasebalges in den Ofen hineinragt. Die Beschickung der Anlage geschieht von oben, während das gewonnene flüssige Metall durch das Loch zu ebener Erde abfließt." Der Verfasser teilte mir persönlich mit, daß er den Schmelzprozeß nicht gesehen habe, so daß er es für möglich halte, daß der Vorgang nicht zu einer Schmelzung, sondern zur Bildung einer Luppe geführt habe.[3])

Endlich möchte ich noch erwähnen, daß nach Hartmann[4]) in Nordostafrika (ohne genauere Ortsangabe) das Erz mit Holzkohle gemischt in Gruben reduziert wird, wobei man sich eines Gebläses mit Düsen aus Ton, Horn oder Eisen bedient.

* * *

Der ebene Herd stellt insoferne eine Abzweigung der Grube dar, als derselbe nur dadurch für die Erzgewinnung in Betracht kommen kann, wenn durch eine Umschließung des Raumes das Material zusammengehalten und das verhältnismäßig schwer schmelzbare Erz durch längere Zeit dem Feuer ausgesetzt wird. Aus den schon angeführten Beispielen ist auch klar ersichtlich, daß man die gewöhnliche Herdgrube dazu benützte, das wichtige Metall dadurch zu gewinnen, daß man das Erz dem Herdfeuer (ohne Anwendung von Gebläsen) durch lange Zeit aussetzte.

Franz Stuhlmann[5]) berichtet von der Eisenverhüttung in Usindja (südlich Victoria Nyansa) durch Schmiede, die einem eigenen Stamm (Walongo) angehören sollen und besonders in der Landschaft Ngulula ihr Handwerk betreiben. Den Boden des ebenen Herdes grenzt man durch drei große Lehmklumpen ab „und schüttet die

[1]) Klemm, Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. III, S. 271.

[2]) Im Hochlande von Angola, Verlag Deutsche Buchwerkstätten, Dresden, S. 121.

[3]) Wenn A. Schachtzabel in der Erzglutstelle eine Röhre sieht, stelle ich diese Art der Reduktion in die Abteilung Grube, da die Öffnungen an der Seite des Schachtes beim Prozesse fast ganz verschlossen werden und die Grube mit der Röhre ziemlich starke Ähnlichkeiten zeigt.

[4]) Zeitschr. für Ethnologie, Bd. 11 (Supplementband), S. 144.

[5]) Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, S. 117.

Eisenmasse [1]) in die Mitte dieser Esse." Wesentlich halte ich den ebenen Platz mit der Abgrenzung durch Erdhügel (Lehmklumpen sind leicht zu formen und zusammenzustellen, so daß bei Höherführung des Baues der Eindruck einer Esse hervorgerufen werden konnte). Die Blasebälge, die dabei zur Anwendung kommen, bestehen aus einem großen hölzernen Doppellöffel, dessen Stiel hohl ist. Die 30—40 *cm* langen und tiefen Mulden sind mit einer losen Ziegenhaut bespannt.

Abb. 2.

An eine Entwicklung von der Grube zum ebenen Herd, wie Luschan [2]) meint, möchte ich deshalb nicht denken, weil beide Formen, wie oben erwähnt, mit der Herdgrube zu eng verwachsen sind. Die Verbreitungszone des ebenen Herdes ist sehr klein, während sich die erstere Art über ganz Ostafrika erstreckt.

* * *

Um eine größere Dauerhitze zu erzielen, wird man dazu gekommen sein, den Heizraum so zu umschließen, daß die Umwallung nach Anheizen des Herdes immer mehr ausgeprägt wurde; dadurch konnte die geschlossene Art entstehen, die der madagassischen Bevölkerung eigen ist.

Wie das Bild (Abb. 3) zeigt, besteht der Herd [3]) in einer Grube, die am Rande mit einer Reihe von Steinen umrahmt ist. Dann geben die Eingeborenen eine Mischung von Kohle und Erz in die Grube, heizen die Masse an, und überdecken dieselbe mit Lehm, nachdem man das Pumpengebläse in rasche Tätigkeit gesetzt hat. Ein kleiner Rauchabzug besorgt die gute Durchlüftung.

Abb. 3.

[1]) Die Füllung besteht aus Erz, mit Holzkohle gemischt.

[2]) Zeitschr. für Ethnologie, Bd. 40, S. 45.

[3]) William Ellis, Three visits to Madagascar 1853—1856, p. 264.

Wenn wir die besprochenen Gruppen zusammenfassen, so ergibt sich eine Teilung in *a)* eigentliche Grube mit der Abzweigung der ebenen Form, woraus sich *b)* die madagassische Abart entwickelt. Die Grube und deren höhere Form erstreckt sich über Ostafrika, wobei der ostafrikanische Graben im wesentlichen die Grenze nach Westen bildet.

b) Der Ofen.

Die Verbindung der Grube mit einem Kamin (aus losem oder festem Materiale) zu einem ganzen, bezeichne ich als Ofen, während Hochöfen nach meiner Auffassung Öfen über Mannshöhe sind. Der Zweck dieses Kamins besteht darin, den Luftzug zu erhöhen, da durch gesteigerte Sauerstoffzufuhr die Verbrennungshitze gesteigert wird.

Der Baustoff, aus dem dieser Kamin hergestellt wird, ist recht verschieden. Wie wir von dem Pangwe[1]) in Äquatorialafrika wissen, werden um eine Grube, wie Abb. 4 zeigt, frische Bananenstämme zu einem festen Gitter verbunden; sie verhindern durch ihre Feuchtigkeit das rasche Durchbrennen des Feuers, außerdem lassen sie sich leicht zur Einführung der Blastrichter und Blasebälge durchbohren.

Abb 4.

Diese Art ist ein prachtvolles Relikt aus früherer Zeit und kann als Überlebsel einer Eisenerzeugungsperiode angesehen werden, die über ganz Mittelafrika verbreitet war und sich meines Wissens nur in diesem dem Verkehre schlecht erschlossenen Gebiete bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

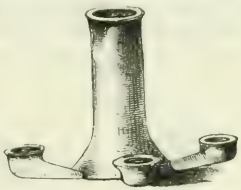
Heuglin hat im Gebiete des weißen Nil[2]) eine Ofenart entdeckt, die, wie Abb. 5 zeigt, aus einer Grube gebildet wird, auf welche man getrennt einen Kamin aufsetzt. Die Füllung muß so erfolgt sein, daß man zuerst die Grube mit Holzkohle und Erz füllte, dann in Brand setzte und endlich den Kamin daraufstülpte und gelegentlich Brennstoff und Erz nachfüllte. Die Verbindung des Gebläses mit dem Kamine ist aus technischen Gründen gut zu erklären und zeigt die Trennung beider Teile deutlich.

Die Schmelzöfen der Barega bestehen aus einem Meter tiefen Loch, über dem ein gleichhoher Steinmantel aufgeführt, wie aus Georg Buschans Illustrierter Völkerkunde, 2. Aufl., Bd. I, S. 536, zu entnehmen ist.

Der Ofen in Mpororo[3]) hat bereits eine Form angenommen, die eine Trennung

[1]) Globus, Bd. 97, S. 6, Abb. 12.
[2]) M. Th. v. Heuglin, Reise in das Gebiet des weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse, S. 196 f.
[3]) Max Weiß, Die Völker im Norden Deutsch-Ostafrikas, Taf. 20, S. 415 f.

des Kamines von der Grube nicht mehr erkennen läßt. Selbst die Gebläselöcher sind höher angebracht als bei der früher erwähnten Art. Das Gebläse besteht aus Ton- oder Lehmröhren mit einer schlüsselartigen Erweiterung, um welche ein Ziegenfell gebunden ist (vgl. Abb. 6).



Die Einteilung dieses Ofens unter die Hochöfen halte ich nicht für richtig, weil dadurch eine Zersplitterung des Ausbreitungsgebietes derselben geschieht und eine organische Entwicklungsform aus dem Gebiete einfacher Arten herausgerissen wird.

c) Höhere Ofenformen.

Wenn schon das Gebläse in Verbindung mit dem Kamine eine stärkere Reduktion erzielte, so konnten gewisse Verbesserungen in der Anlage eine raschere und durchgreifende Reduktion (vielleicht teilweise Schmelzung) erzielen. Die ruhigere Entwicklungsmöglichkeit des westafrikanischen Kulturkreises konnte in Verbindung mit der Schöpfung des „Hochofens" gewisse Kombinationen schaffen, die die Merkmale der einfachen ostafrikanischen Öfen mit denen der höchsten Stufe der Entwicklung verbinden.

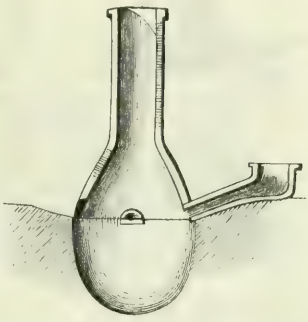


Abb. 5.

Es ist bezeichnend, daß die „höheren Formen" an der Grenze der Ost- und Westkultur zu finden sind, somit beiden Gruppen angehören (vgl. Karte).

Nach Georg Schweinfurth[1]) zeigt der Ofen der Djur (Abb. 7, links), 1·3 *m* hoch, einen Kamin mit einer becherförmigen Erweiterung, welche zur Aufnahme des

Abb. 6.

feinzerstückelten Brauneisenerzes dient. Der Schacht wird mit Holzkohle gefüllt und von unten in Brand gesetzt. Nach Verlauf von 40 Stunden sickert das Eisen in tropf-

[1]) Artes Africanae, Taf. II, Fig. 10—13; H. Jüptner-Jonstorff, Das Eisenhüttenwesen, S. 34.

barer Form durch die glühende Kohlenmasse, um sich am Boden des Gestelles zu sammeln. Das gewonnene Eisen ist sehr gut für den Schmied verwendbar. Nur einfache Düsen ohne Blasebälge regulieren die Sauerstoffzufuhr.

Im gleichen Werke[1]) sehen wir einen ebenfalls tönernen Schmelzofen der Bongo mit einer Höhe von 150—170 *cm*, dessen Inneres (vgl. Abb. 7, rechts) drei Abteilungen enthält, von denen die oberste und das Gestell den Zweck haben, die Holzkohle aufzunehmen, während der Mittelraum mit einem Gemische aus Erz und Kohle beschickt wird. Vier Düsen, von je einem tönernen Schalenblasebalg mit Luft gespeist, erhöhen die Zugluft, die nur schwer durch den Ofen dringt, da die Rasten sehr klein sind.

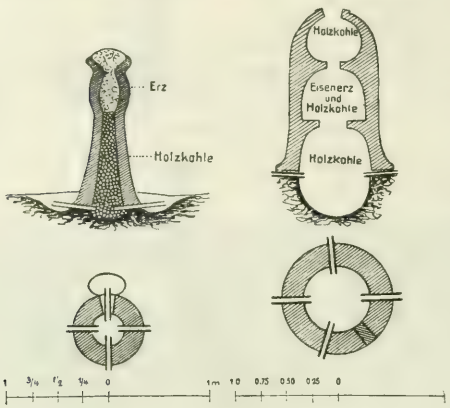


Abb. 7.

Der Ofen der Bongo bietet dem Ofen der Djur gegenüber den Hauptvorteil, daß die Eisenmasse zwischen zwei erhitzende Kohlenlagen zu liegen kommt, und es ist möglich, daß die Eingeborenen zur Überzeugung kamen, eine gleichmäßige Schichtung müsse für den Prozeß zweckmäßiger sein, als wenn der Ofen nur mit einem Gemengsel von Kohle und Erz gespeist wird. Daß der mittlere Raum mit einem Gemische beschickt wird, zeigt an, daß dies bei älteren einfachen Öfen Sitte war, also eine gewissermaßen atavistische Erscheinung ist. Wie bereits erwähnt, konnte der Bongoofen die Schichtung der Hochöfen entstehen lassen. Sogar die äußere Form der Hochöfen konnte beeinflußt werden, da niedere Hochöfen nur um zirka $^3/_4$ *m* höher waren als diese Art.

d) Hochöfen.

Der Wüstengürtel der Sahara bildete für die am Nordrande sitzenden Hamiten ein derartiges Vorrückungshindernis, daß sich die westafrikanische Zone des Sudans einer ruhigen Kulturentwicklung erfreute. Daß Frobenius und andere namhafte Gelehrte auf Grund des afrikanischen Kulturbildes die Kulturkreislehre aufgestellt haben, die auf einer geschichtlichen Betrachtung aller Kulturäußerung basiert, ist aus den in sich geschlossenen Verbreitungszonen wohl erklärbar.

Obwohl, wie bereits angedeutet, der Hochofen mit der Schmelzgrube zusammenhängt, so entwickelte sich derselbe nur in Westafrika, da Ostafrika unter hamitischem Einflusse ein eigenes Kulturbild zeigt.

Die Öfen der Mandingos in Kamalia sind nach Mungo Park[2]) zehn Fuß hohe Zylinder von einem drei Fuß starken Durchmesser. Damit die Hochöfen wegen der Hitze nicht springen, legt man an zwei Stellen Bänder herum. Die Grube reicht unter das Niveau des Erdbodens, während die Düsen in Erdbodenhöhe eingeführt werden (vgl. Abb. 5 bezüglich Trennung). Ein paar doppelte Blasebälge, aus Ziegenfellen zusammengenäht, schließen sich an die Düsen unmittelbar an. Zum Gebrauche

[1]) a. a. O., Taf. V, Fig. 4—6; Jüptner, a. a. O. S. 34.
[2]) Reisen im Inneren von Afrika, Berlin 1800, S. 254.

wird der Hochofen mit einem Bündel trockenen Holzes angeheizt, worüber man schichtenweise Holzkohle und Erz lagert.

Theodor Waitz[1]) berichtet ebenfalls von Mandingohochöfen in Kooranko und Bambarra: Sie sind 3·5—4 *m* hoch, zylindrisch oder trichterförmig mit Zuglöchern und Ziegenfellgebläsen.

Vom selben Volke in Futah Djallon[2]) wissen wir, daß sie Hochöfen in der Form einer umgestürzten Glocke (unwillkürlich denkt man an Zusammenhänge mit dem Bongoofen) haben. Auf der Vorderseite ist eine zum Füllen des Ofens bestimmte Türe, während auf der anderen Seite eine kleine Öffnung dem flüssigen Metalle (oder vielleicht der flüssigeren Schlacke?) den Ausgang gestattet. Rings um den Ofen sind Löcher angebracht, in welche irdene Röhren zur Förderung des Luftzutrittes münden.

Eine besonders interessante Ofenform beschreibt Alexander Gordon Laing,[3]) welche aus zwei irdenen miteinander verbundenen Öfen (vgl. Abb. 8) besteht. Die Verbindung dient dazu, beide Öfen mit einem gemeinsamen Luftstrome zu speisen. Wie gewöhnlich werden sie mit Schichten von Holzkohle und Erz beschickt und nach Schmelzung rinnt das Eisen in den unteren Behälter ab. Bei dieser Art werden wir wieder an die Bongoöfen erinnert, da das Eisen durch die glühenden Kohlenschichten läuft, aber sich nicht im Innern, sondern außerhalb des Ofens sammelt. Es ist somit der Schichtenwechsel durchgeführt und das Gestell außer Wirksamkeit gesetzt.

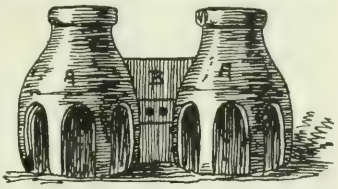


Abb. 8.

Ein ähnliches Verfahren lernen wir durch Delafosse von den Senoufu[4]) kennen: Die Öfen haben je nach den Orten verschiedene Gestalten, sie bestehen aus einem abgerundeten Kegel aus Töpfererde, am Grunde sind 3 oder 5 halbkreisförmige Öffnungen angebracht, eine andere befindet sich an der Spitze. Die obere hat den Zweck, um den Ofen lagenweise mit Holzkohle und Erz zu beschicken, während die unteren den Zug befördern. Sobald der Reduktionsprozeß begonnen hat, bringt man an jede der unteren Öffnungen des Hochofens zwei Tuben an, durch eine Art Schiebefenster verbunden. Das Eisen schmilzt durch das unausgesetzte Glühen der Holzkohle und tropft allmählich auf den Grund des Bodens, wo es dank der Abdachung in die Tuben rinnt, wo es sich infolge Erkaltung verdichtet. Dann zieht man die Tuben zurück und bricht das sehr reine Eisen aus. Während sich im früher beschriebenen Falle das Eisen in dem unausgenützten „Gestelle" sammelt, gewinnt man dasselbe bei diesem Ofen in zu dem Zwecke eingefügten Tuben, die eine größere Reinheit des Metalles erzielen.

In der Landschaft Gurma[5]) (Haussa) sind die Schmelzöfen 6 Fuß hoch und haben einen Durchmesser von $1^1/_2$ Fuß. Nach Barths Bericht sind die Mandingoöfen, wie sie Laing beschrieben hat, ähnlich konstruiert, nur mit dem Unterschiede, daß wir es hier nur mit einfachen Formen zu tun haben. Während bei der anderen Art der Schichtenwechsel eingehalten wurde, lagern die Haussa-Schmelzer nur Brenn-

[1]) Anthropologie der Naturvölker, Bd. II, S. 97.
[2]) C. Doelter, Über die Capverden nach dem Rio Grande und Futah-Djallon, S. 224.
[3]) Travels in the Timannee, Kooranko and Soolima Countries in Western-Africa, S. 166 f.
[4]) Revue des Etudes Ethnographiques et Sociologiques, Vol. I, 1908, S. 264 f.
[5]) H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, Bd. II, S. 457 f.

holz über das Erz, doch soll die Reduktion sehr gründlich durchgeführt werden, was vielleicht auf die leichte Schmelzbarkeit des gewonnenen Erzes zurückzuführen sein wird.

Die bisher genannten Hochöfen (mit Ausnahme der zylindrischen) haben sich ziemlich eng an die höheren Ofenformen angliedern lassen, während die jetzt zu besprechende Gruppe aus den einfachen Kegelöfen entstanden zu sein scheint. Es sind also innerhalb der sudanischen Gruppe zwei Unterabteilungen zugrunde zu legen, von denen die eine am Nordsaume des Sudans, die zweite südlicher sich ausbreitet.

Diese Arten von Hochöfen sind mit weiteren Literaturangaben von F. v. Luschan[1]) aus dem Basaribezirke beschrieben, so daß ich mich begnügen kann, die wesentlichen Momente hervorzuheben.

Der von Luschan in Abb. 18 gezeichnete Grundriß und Längsschnitt durch einen Schmelzofen[2]) in Banyeri zeigt eine im wesentlichen zylindrische Form, die ziemlich hoch oben etwas konisch endigt. Der an den Ofen angelehnte Stamm dient als Leiter, um den Ofen zu füllen. Bemerkenswert ist, daß man keine Gruben bildet, sondern den Mantel auf ebener Erde errichtet.

Abb. 9.

Bei den Hochöfen in Biagpabe[3]) (vgl. Abb. 9) ist die verschiedene Höhe der Ofen merkwürdig, doch konnten dieselben nicht leicht von einem stehenden Mann beschickt werden.

Während die früheren Öfen trotz des Fortschrittes der Technik ziemlich einfach aussehen, erinnert der Ofen in Basari[4]) (Abb. 10) an modern europäische Hochöfen nicht nur in der äußeren Gestalt, sondern auch in der Anbringung der Gebläse.

Da die nicht mehr in Gebrauch stehenden Tiegelhochöfen aus einer anderen Grundform entstanden sind, werde ich diese im nächstfolgenden Abschnitte besprechen.

e) Tiegelofen.

In einem Gebiete wie Katanga, wo man in früher Zeit Kupfer in Tiegeln goß, brachte die einheimische Bevölkerung dasselbe Verfahren auch bei der Eisenreduktion in Anwendung.

Nach Andersson[5]) holen sich die Ovambos das Eisenerz von ihren Nachbarn (welchen?) und schmelzen dasselbe in feuerfesten Tiegeln.

[1]) Zeitschr. für Ethnologie, Bd. 41, S. 43—49.
[2]) a. a. O. S. 40.
[3]) Georg Buschan, Illustrierte Völkerkunde, 2. Aufl., Bd. 1, S. 484.
[4]) Zeitschr. für Ethnologie, Bd. 41, S. 41.
[5]) Charles J. Andersson, Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami (übers. H. Lotze), 1858, S. 219.

Lemaire[1]) fand verlassene Hochöfen in Katanga, die, wie Abb. 11 zeigt, im Inneren des Heizraumes einen großen Tiegel enthielten. Die äußere Form derselben erinnert an die mittelsudanische Gruppe, während der Tiegel für dieses Gebiet durchaus bodenständig ist.

Schon daraus, daß der Zusammenhang des Tiegelprozesses mit der Kupferverhüttung sicher ist und Lemaire auf alte Hochöfen stieß, möchte ich den Schluß ziehen, daß der Tiegelhochofen im Katangagebiet älter ist als die sudanische Art, während der Gurmaofen im Zusammenhang mit dem Typus Bongoofen die jüngste Form darstellt.

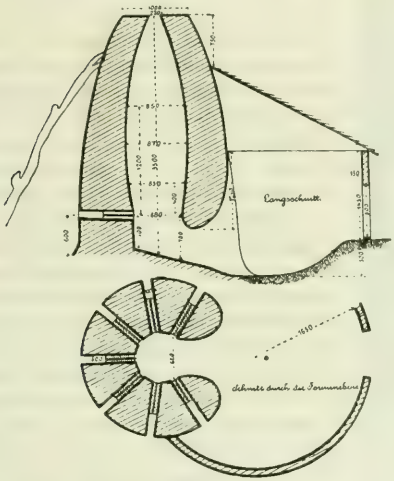


Abb. 10.

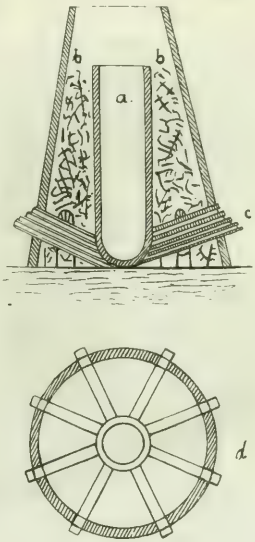


Abb. 11

Übersicht über die afrikanischen Erz-Glutstellen.

Wenn ich auch überzeugt bin, daß ich aus der bestehenden Literatur nicht alle Typen feststellen konnte, so erscheint die Grube als das älteste Hilfsmittel zur Eisenreduktion und war gewiß ursprünglich über ganz Mittel- und Südafrika verbreitet. Da die Entwicklung aus der Grube mit der madagassischen Variante den Ofen erstehen ließ, so können wir für Ostafrika folgende Gruppen unterscheiden: 1. Grube mit der Variante des ebenen Herdes und der madagassischen Form; 2. Ofen (Typus weißer Nil und Mpororo); 3. höherer Ofen (Typus Djur und Bongo). Der westafrikanische Kulturkreis zeigt als Grundlage die Grube mit der Variante des Tiegels und Entwicklung zum Hochofen, wobei sich der südlichste Teil an die Kupferverhüttung anschloß, während Mittelwestafrika über den Ofen (Pangwe) hochentwickelte Formen (Basaribezirk) schuf und die Bevölkerung des Nordsudans über die Grenzformen (Typus Bongo) zu Hochöfen jüngster Entwicklungsstufe (Mandingo) fortschritt.

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 41, S. 102 f.

2. Gebläse.

Die Karte der Verbreitung der verschiedenen Gebläsearten von Stuhlmann[1]) läßt folgende Hauptgruppen unterscheiden: 1. Schlauchgebläse im größten Teile von Ost- und Nordafrika; 2. Gefäßblasebälge in West- und Südafrika *a)* mit Ventil, *b)* ohne Ventil, wobei noch zwei Untergruppen zu unterscheiden wären: mit Überzug aus Tierhaut oder aus Pflanzenfaser; 3. Balgengebläse in Togo; 4. die typisch außerafrikanischen Pumpengebläse in Madagaskar.

Die Entstehung der Schlauchgebläse[2]) kann man aus der vielseitigen Verwendung der Tierhaut erklären. Nomadenstämme, wie die Masai, benützen abgezogene Felle als Behälter nicht nur für Mehl, sondern auch für Flüssigkeiten. Da man an vielen Orten (Nubien, Mesopotamien, Vorderindien) Tierhäute als Balgflöße, also als Luftbehälter, benützt, liegt die Erfindung des Blasebalges unter Zuziehung des Blasrohres, das man im alten Ägypten kannte, nahe. Die ersten Formen dürften mit Ausnahme einer Öffnung, an welche das Abzugsrohr luftdicht angepaßt war, ganz geschlossen gewesen sein, was ich indirekt durch Beziehung des europäischen Handblasebalges, den bereits die Römer in gleicher Gestalt kannten, zu dieser Erfindung beweisen möchte. Der römische, wie auch der griechische Schlauchblasebalg wurde aus Ziegenfell hergestellt, wovon der erstere zur besseren Auspressung der Luft mit Holzböden versehen wurde. Wir dürfen uns nicht wundern, das Schlauchgebläse nicht nur auf afrikanischen Boden zu finden, da die Erfindung in früher Zeit von wandernden Stämmen gemacht und, von Metallerzeugern übernommen, verbessert wurde (Schlitz als Ventil, paarige Anwendung); vgl. Abb. 12 Schlauchgebläse aus Wasu Wanguina. (Das Original befindet sich im Völkermuseum in Leipzig.)

Abb. 12.

Typisch afrikanisch ist die zweite Art, nämlich das Schalengebläse.[3]) Dieses kann, wie oben erwähnt, einen Überzug aus Tierhaut oder Pflanzenfaser tragen. Das starke Festhalten der Bevölkerung am zäheren Felle läßt mir diese Art als die ältere erscheinen, während die Bedeckung mit Blättern in Gegenden, wo die Züchtung von Haustieren wegen gewisser Gefahren, wie z. B. der Tsetsefliege, unmöglich ist, begründet erscheint. Das Schalengebläse kann dadurch entstanden

[1]) Franz Stuhlmann, Handwerk und Industrie in Ostafrika, S. 62.

[2]) Nach afrikanischem Sprachgebrauche entspricht der Schlauch einem Sacke, welcher aus einem abgezogenen Tierbalge hergestellt ist.

[3]) Auf das Alter der Schalengebläse kann man durch die Wanddarstellung im Grab des Rekhmara (1471—1448 v. Chr.) schließen; vgl. Zeitschr. f. Ethnologie, 1909, S. 28.

sein, daß man hohle Holzklötze wegen deren Haltbarkeit mit dem Felle kombinierte, und dann statt des Holzes Lehmschalen erzeugte, die dauerhafter gegen atmosphärische Einflüsse waren. Außerdem liegt es nahe, Düsen und Gebläse aus demselben Materiale herzustellen, aus dem der Ofen besteht (vgl. Abb. 5). Während das Schlauchgebläse in seiner jetzigen Ausführung immer einen Schlitz als Ventil besitzt, gibt es beim Schalengebläse zwei Arten, eine ventillose, die andere mit Ventil. Das Ventil wird geöffnet, um Luft in den Hohlraum einzulassen, während es geschlossen wird, wenn man die Luft durch die Düse in das Feuer preßt. Da sich das Schalengebläse mit Ventil mit dem Schlauchgebläse in seiner Ausbreitung auf Nordwestafrika deckt, ist anzunehmen, daß das Ventil in Anpassung an das Schlauchgebläse entstanden ist. Dem Raume entsprechend, ist das Ventil des Schlauchgebläses lang, hingegen beim Schalengebläse ein kleines mit dem Daumen verschließbares Loch (vgl. Abb. 13 Masaischalengebläse).

Abb. 13.

Das Balggebläse[1]) konnte durch Vervollkommnung des Schalengebläses entstehen, ohne daß man an einen Zusammenhang mit dem malayischen Pumpengebläse denken muß. Während bei letzterem der Stempel an das Rohr sehr genau angepaßt ist (vgl. Abb. 3) und demselben nur eine vertikale Bewegung ermöglicht wird, wird beim Balggebläse den Handhaben ein horizontaler Spielraum gelassen. Die Höhe des Schaftes ist nicht das Grundmerkmal, sondern die Verbindung des Stempels mit der Röhre. Die Verwendung des Schlauchgebläses in Togo (vgl. Abb. 13) zeigt deutlich, wie organisch sich dieses über das sudanische Schalengebläse zum Balggebläse (Abb. 14) entwickelt hat.

Das Pumpengebläse (Abb. 3) wurde auf Madagaskar gefunden und schließt sich an die malayische Stammform an, ist somit eine außerafrikanische Schöpfung, die sich auf dem Kontinente nur in kleineren Gebieten eingebürgert hat.

Abb. 14.

Bringen wir die Karte der Blasebalgformen mit der der Erzglutstellen in Deckung (wobei ich wiederholt betonen möchte, daß beim Verhüttungsprozesse

[1]) Mit Erlaubnis der Leitung des Völkermuseums zu Leipzig darf ich das Gebläse aus dem Basaribezirke an dieser Stelle reproduzieren.

nicht der Blasebalg, sondern die Erzglutstelle das Primäre ist), so ergibt sich folgendes Bild:

Die Reduktionsgruben und das Schlauchgebläse nehmen in Ostafrika einen breiten Raum ein, während im Norden des Erdteiles das Schlauchgebläse mit den Hochöfen der dritten Gruppe (Typus Haussa) verbunden ist, wodurch ich zum Schlusse komme, daß das Tierhautschlauchgebläse eine sehr alte Erscheinung ist.

Der Gefäßblasebalg ist das Merkmal für ganz Westafrika und hat sich wegen seiner guten Anwendung auch über Ostafrika verbreitet. Es ist begreiflich, daß die Hochöfen Westafrikas diese Art auch Landschaften anpaßten, die nur vegetabilische Bedeckungen hervorbringen konnten.

Die Entstehung des Balggebläses im Grenzgebiete des Basari- und Mandingolandes ist erklärlich, da die besten Öfen ebenso gute Blasebälge benötigten.

Somit entsprechen der ostafrikanischen Gruppe (Grube, Ofen) Schlauchblasebälge und übernommene Schalenblasebälge, der westafrikanischen (Hochöfen dreierlei Typen) als Grundlage Schlauchblasebälge, Schalengebläse (überwiegend) und Balggebläse als höchste Gruppe.

Soziale Stellung der Eisenarbeiter Afrikas.

In den früheren Abschnitten habe ich darzulegen versucht, daß die Eisenreduktion hauptsächlich in Afrika südlich der Sahara und des Osthornes geübt wird. Trotzdem war es möglich, daß sich auf den wichtigsten Verkehrsadern (Niltal, Wüstenkarawanenlinien) das wertvolle Metall nach dem Norden des Erdteiles verbreiten konnte. Aber nicht nur die Fertigware wurde so weit gebracht — die Eisenschmelzer und Schmiede wanderten in Länder, in denen man das Metall und dessen Erzeugung nicht kannte. Es ist begreiflich, daß der Eisenarbeiter im Lande, wo das Gewerbe heimisch ist, geachtet wird, während er in Gegenden, wo es volksfremd ist, gefürchtet oder mindestens mißachtet ist. Verachtung bekunden primitive Menschen dem Schwächeren und empfinden begreiflicherweise Furcht vor dem Stärkeren. Gefürchtet ist der Schmelzer, der oft gleichzeitig Schmied ist, dort, wo man ihn mit fremden (oft stärkeren) Zauberkräften in Verbindung wähnt.

Wäre die Eisentechnik in Mittel- und Südafrika nicht bodenständig, so wäre es nicht möglich, derartige Unterschiede der sozialen Stellung innerhalb Afrikas machen zu können.

B. Prähistorische europäische Eisenreduktion.

Wir haben gesehen, daß die afrikanische Eisenreduktion auf sehr einfache Grundformen zurückzuführen ist. Wenn es nun möglich ist, die wesentlichen europäischen Erzglutstellen mit Arten in Zusammenhang zu bringen, die der afrikanischen Entwicklungsreihe nicht widersprechen, so wird auf Grund der frühen Erfindung der Eisenverhüttung in Ägypten und dem bedeutend späteren Erscheinen in Europa der Schluß möglich sein, daß diese Technik von Afrika nach unserem Kontinente gewandert ist.

Die große Schwierigkeit, diese Frage zu behandeln, besteht auf europäischem Boden darin, daß viele alte Funde mangels entsprechender Beigaben (wie Gefäßscherben u. dgl.) kaum datierbar und infolgedessen bestimmten Völkern schwer zuzuschreiben sind. Es ist zum Beispiel möglich, eine Erzglutstelle für eine bestimmte Zeit den Römern zuzuschreiben, während dieselbe schon von deren Vorgängern

(vielleicht Etruskern) übernommen wurde. Dieser Grund veranlaßt mich, die Funde nicht völkerweise zu ordnen, wie es Beck[1]) in seiner Geschichte des Eisens getan hat, sondern eine grundlegende Typologie aufzustellen und sie nur nach groben zeitlichen Umrissen anzuordnen.

a) Grube.

Alfons Müllner beschreibt ein Schmelzstück vom Kučer in der Bela Krajna[2]) von länglich-ovaler Form, 45 *cm* lang, 40 *cm* breit, 18 *cm* dick, dessen obere Seite eben ist, während die untere die Rundung der Schmelzgrube zeigt. Das Stück besteht aus einem Gemenge von Erz, halbgeschmolzenem Eisen, halb- und ganzverkohlten Holz- und Holzkohlenstücken, was also einer nicht fertigen Luppe entspricht.

Wie derartige Luppen entstanden sind, dürfte aus den ausgegrabenen Erzglutstellen in Waltendorf[3]) in Krain zu ersehen sein, die, 24 an einer Stelle, 60—100 *cm* breit, 100 *cm* tief, ohne Mauerung, nur mit einem Lehmmantel umgeben, eine einfache, aber ergiebige Schmelzanlage vorstellen, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß diese große Grubenanzahl dadurch zu erklären ist, daß einzelne Glutstellen außer Betrieb gesetzt waren.

Von den gallischen Öfen[4]) sind nach dem Bilde (Abb. 15a und 15b) zwei Typen bekannt, von denen die eine aus einer einfachen Mulde am Berges-

[1]) Beck möchte ich keinen Vorwurf aus dieser Anordnung machen, weil er die Geschichte des Eisens von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet, sagt er doch selbst, a. a. O. Bd. I, S. 532: „Alle diese Öfen stammen zwar aus der Zeit der Römerherrschaft, dagegen läßt sich nicht behaupten, daß sie von den Römern selbst erst angelegt worden seien, vielmehr ist anzunehmen, daß sie von den eingeborenen Bewohnern betrieben wurden und auch ursprünglich errichtet worden waren. Indessen ist nicht zu bezweifeln, daß die gallischen Bewohner Italiens sich ähnlicher Öfen, wie der in der Schweiz und in Frankreich gefundenen bedient haben." Diese Einschränkung des Kapitels: Italien und die Römer, müßte natürlich sinngemäß alle anderen Abteilungen dieser Art betreffen, da wir bei der Geschichte der Römer nicht nur von diesen, sondern auch deren Vorgängern sprechen müssen. Die Geschichte als Völkergeschichte greift bei unserer Frage nur so weit ein, als wir von der Geschichte des alten Handels und deren Träger von Ägypten und der Nordküste Afrikas nach der Südküste Europas sprechen können. Treffend schreibt Alfons Müllner in seinem Werk „Geschichte des Eisens in Innerösterreich", Bd I, S. 23, in knappen Worten: „Ereignisse von so tief einschneidender Bedeutung wie die Wanderungen kriegerischer Völker, welche neue Reiche gründen, Kultur- und Kultuszentren schaffen und welche sich in unmittelbarer Nähe unserer Alpenländer, besonders Krain, abspielten, können unmöglich ohne Rückwirkungen auf die letzteren geblieben sein, um so mehr, als sie von der Sagengeschichte der Alten direkt bezeugt sind. Es muß daher für die Geschichte des Landes von Interesse sein, chronologische Anhaltspunkte für diese so nachhaltig wirkenden Ereignisse zu gewinnen. Die Basis für diese natürlich nur annähernden Berechnungen müssen wir in Ägypten suchen, weil von dort der Anstoß zu der großen Pelasgerbewegung durch Vertreibung der Schasu oder Hyksos ausgegangen war. Dies geschah unter Phra Aahmes der XVIII. Dynastie, dem Amosis der Griechen, welcher nach Brugsch zwischen 1700 bis 1666, nach Lepsius von 1684—1659 herrschte. Nehmen wir nun für den Auszug der Hyksos das Jahr 1680 v. Chr. — Aus Ägypten gingen Schwärme derselben: 1. zurück nach Palästina; 2. nach Kreta, von hier 3. nach Griechenland, wo sie sich ausbreiten und Städteburgen gründen, von Lykosura in Elis geht die erste Kolonie nach Italien, die zweite aus Epirus an den Po und landeinwärts bis Cortona." Aber nicht nur Völkerzüge im östlichen Mittelländischen Meere sind für uns maßgebend, sondern auch die Beziehungen zwischen Altkarthago und Sizilien und nicht zuletzt die Meerenge von Gibraltar boten Handelswege bester Art von Afrika nach Südeuropa. Wesentlich ist, daß die alte ägyptische Kultur so stark war, daß sie als Kulturbrücke zwischen Zentralafrika und Europa denkbar ist (vgl. Karte II).

[2]) Alfons Müllner, Geschichte des Eisens in Innerösterreich, Bd. I, S. 79.

[3]) a. a. O. S. 70

[4]) Ludwig Beck, Die Geschichte des Eisens, Bd. I, S. 658.

hang besteht, während die zweite Art die Form eines Herdes zeigt, mit einem einfachen Schachte oder einer Grube (nicht deutlich erkennbar). Die Öffnung an der Vorderseite dürfte dazu gedient haben, die Luftzufuhr zu regeln. (Die in Abb. 15b dargestellte Flamme beruht auf Irrtum.)

Abb. 15.

Zu dieser Gruppe der Schmelzanlagen (ohne Luftzuleitung) gehört auch eine römische aus Hüttenberg[1]) (Kärnten) mit zwei Gruben von 1·6 *m* Durchmesser, deren eine 60 *cm*, die andere 100 *cm* tief mit einer Tonschicht ausgekleidet war.

Die Schmelzgruben Typus Namur, Dinan, Lustin[2]) (Abb. 16) haben einen gemauerten Unterbau und die Ähnlichkeit dieser Formen mit der Angolaart ist besonders ins Auge fallend.

Die römische Art von Libour[3]) für Blei- und Eisenschmelzung ist deshalb interessant, weil die natürliche Bodenmulde durch einen Aufbau erhöht wurde, doch möchte ich in diesem Falle nicht von einem „Ofen" sprechen, weil die Grubengrundform in der Erhöhung beibehalten wurde. Die unten angebrachten Tuben zeigen, daß diese Form ursprünglich für Blei- und erst später für Eisenschmelzung Verwendung fand.

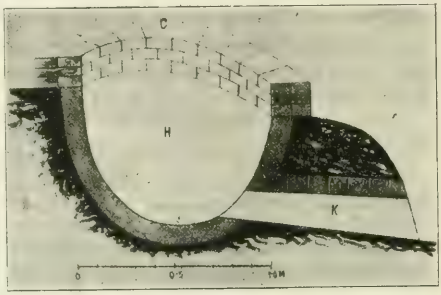


Abb. 16.

Die sogenannten nordischen Bauernöfen[4]) zeigen die Form der Grube in einer künstlichen Holzumrahmung ausgeführt, wobei das Gebläse äußerst praktisch dem System angepaßt ist.

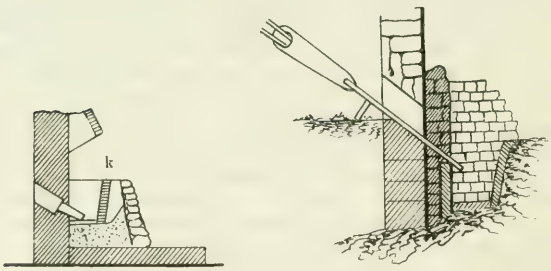


Abb. 17.

* * *

Während die Lagerung in den Gruben im wesentlichen auf der regelmäßigen Schichtung von Holzkohle und Erz basiert, finden wir bei den Katalon- und Korsikaschmieden, die auch zum Eisenschmelzen

[1]) H. Jüptner v. Jonstorff, Das Eisenhüttenwesen, S. 28.
[2]) a. a. O. S. 20, Abb. 3.
[3]) Ludwig Beck, a. a. O. Bd. I, S. 532.
[4]) a. a. O. Bd. I, S. 811.

dienen, ein System, das verfeinerten Ansprüchen Rechnung trug. Es ist begreiflich, daß man bei Gruben als unterste Schicht zur Anfeuerung Kohle lagerte, was auch den Zweck hatte, die Düse von sich zusammenbackendem Eisen freizuhalten. Diese Art ist sehr verständlich bei Gruben, bei denen die Luftzufuhrröhre am tiefsten Teile des Beckens mündet; wenn dies nicht der Fall ist, so paßt sich die Schichtung dem Umstande an. Diesen Vorgang können wir am besten bei den katalonischen und korsikanischen Rennfeuern studieren.

Die Katalonschmiede[1]) (vgl. Abb. 17 rechts) hat die Form einer Grube. Durch die Vertikalmauer geht eine schräg gestellte Gebläseröhre, die dazu dient, den Luftstrom in die Grube dringen zu lassen. Vor der Füllung wird eine Eisenplatte senkrecht in die Grube gesenkt, wobei der Raum, in welchen die Düse reicht, nur mit Holzkohle, der übrige Teil schichtenweise mit Erz und Holzkohle beschickt wird. Nach Füllung der Schmiede wird die Platte hoch gezogen und die Feuerung beginnt.

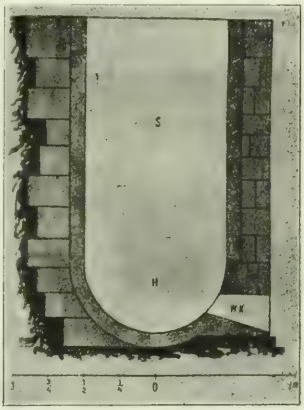


Abb. 18.

Während bei der früheren Art die Trennung nur angedeutet ist, wird sie bei dem Korsikarennfeuer[2]) (vgl. Abb. 20 links) deutlich gezeigt. Um die Düse werden hufeisenförmig große Holzkohlenstücke gelegt, während der übrigbleibende Teil als eigentliche Schmelzanlage dient.

Wollen wir uns die Zusammenhänge mit der einfachen Grube klarmachen, so müssen wir in diesem Falle den Kordofantypus (vgl. Abb. 1) heranziehen, wo es wohl denkbar ist, daß man die trichterförmige Grube nicht mit einem Gemengsel von Kohle und Erz allein beschickt hat, sondern die Lagerung schichtenweise vornahm beziehungsweise die Düse in Kohle lagerte.[3])

Das Beibehalten der Schichtung und das Häufen der Kohle ließ die korsikanische und katalonische Schmiede, die man gegeneinander nicht zeitlich abgrenzen kann, sondern als Arten einer Grundform bezeichnen muß, entstehen.

b) Ofen.

In der Prähistorie finden wir meist nur Tieföfen auf europäischem Boden, während freistehende Formen selten sind. Dies hat darin seinen Grund, daß letztere infolge atmosphärischer Einflüsse besonders stark dem Untergange preisgegeben waren. Auch indirekt kommen wir zu diesem Schlusse, da eine Entwicklung aus dem Tiefofen zum Hochofen kaum denkbar wäre, wenn nicht eine große Anzahl freistehender Öfen existiert hat.

Der Windofen am Kärntner Erzberg[4]) (vgl. Abb. 18) mit einer Tiefe von über 2 *m* und einer Schachtbreite von 1 *m* erinnert an die Grube, wobei der Kamin gleichmäßig in die Höhe geführt wurde.

[1]) H. Jüptner, a. a. O. S. 29, vgl. Beck, a. a. O. S. 789—803.

[2]) H. Jüptner, a. a. O. S. 29, vgl. Beck, a. a. O. S. 784—789.

[3]) Eine Andeutung ist insofern gegeben, daß man über das Kohlenerzgemengsel eine reine Kohlenschicht häufte, wobei von der Voraussetzung ausgegangen werden muß, daß wenigstens bei der Düse eine kleine Kohlenmenge gelagert wurde, um die ganze Grube in Brand zu setzen.

[4]) H. Jüptner, a. a. O. S. 21 f.

Dem Mangel, daß die Durchlüftung nur am Rande erfolgte, suchte man im Jura [1]) dadurch abzuhelfen, daß man den Schacht etwas schief stellte, wodurch der Luftstrom in das Innere der Masse dringen konnte. Diese beiden Formen sind die Grundtypen des prähistorischen Tiefofens.

Es ist naheliegend, daß der prähistorische Eisenerzeuger diese Formen nicht nur an Bergeshängen baute, sondern dieselbe Kombination auch freistehend ausführte. Der römische Ofen von Faverjeatre [2]) zeigt bereits eine derartige Form, wenn auch eine Seite an den Berghang angelehnt ist. Die beiden Steinsetzungen am festen Erdreiche haben jedenfalls den Zweck, ein Nachrutschen des Erdreiches zu verhindern.

In Abb. 19 reproduziere ich einen Taxdorfer Ofen, der besonders deutlich [3]) den über den Ofenraum liegenden Schlackenpolster zeigt, der dadurch entstanden sein dürfte, daß man solange den Betrieb aufrecht erhielt, bis der untere Raum mit geschmolzenem Eisen erfüllt war und die Schlacke ober der Abschnürung sich ansammelte. Dies setzt einen Oberbau voraus, in welchem von Zeit zu Zeit anfangs Brennstoff, dann bei vollem Betriebe nur mehr Erz beigesetzt wurde, bis der untere Teil nur mit Eisen erfüllt war, während oben die Schlacke schwamm. Ob die Arbeiter das Eisen nur in flüssiger Form dem Ofen entnommen haben oder nicht, vermag ich nicht zu beurteilen.

Abb. 19.

Während die Taxdorfer Form sehr stark an die Grube erinnert, sieht man in dem Tiefofen von Epernay [4]) (Abb. 20) auf den ersten Blick eine neue Form. „Man stach in der Hügelböschung einen Raum ab, fütterte ihn mit Ton, schichtete Holzkohle und Erz auf und deckte das Ganze mit einem Lehmmantel ab. In diesem wurde oben und unten eine Öffnung ausgespart und die Kohle entzündet. Der auftreffende natürliche Wind, unterstützt vom Zug, unterhielt den Brand," schreibt Jüptner. Das Bild erinnert stark an die Schmelzstätten am Bergeshange, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht nur einen rechteckigen Gang bohrte, wie beim salzburgischen Schmelzofen [5]) (Abb. 21) erkennbar ist, sondern daß die Masse der Kohle-Erzschichten mit einer Lehmdecke zusammengehalten wird, was den Vorteil bietet, daß eine größere Erzmenge verarbeitet werden kann.

Drehen wir das Bild des Tiefofens von Epernay um ungefähr 45° nach rechts, so erkennen wir mit gewissen Modifikationen der Luftzufuhrlöcher eine uns bereits

[1]) H. Jüptner, a. a. O. S. 23.
[2]) Ludwig Beck, a. a. O. S. 531, Fig. 110.
[3]) Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 41, S. 90.
[4]) H. Jüptner, a. a. O. S. 21.
[5]) Georg Kyrle, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg (Wien 1916), S. 8, Fig. 8.

auf afrikanischem Boden geläufige Form, nämlich die madagassische bedeckte Grube. Ich möchte nicht damit behaupten, daß diese Art von Afrika nach Europa gewandert ist, doch ist es nicht unmöglich, daß auf Grund von Zwischenformen der Epernay-schmelzofen geschaffen wurde.

Der freistehende Windofen aus Rudolfswert im Gurktal[1]) (vgl. Abb. 22) mit einer Schachthöhe von zirka 2 *m* dürfte als ein Vorgänger des Hochofens aufzu-

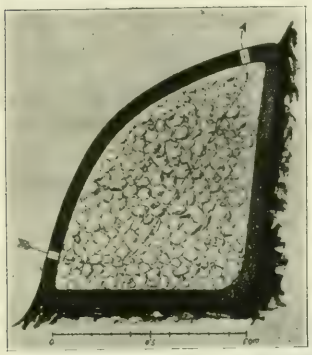


Abb. 20.

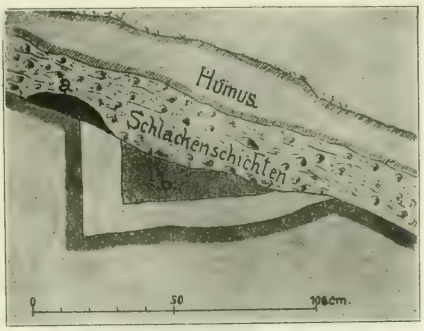


Abb. 21.

fassen sein. Sein massiver Bau hat durch entsprechende Feuerung und Gebläse sicherlich nicht zur Bildung einer Luppe geführt, sondern wir werden annehmen können, daß die Schmelzung einen vollkommenen Grad erreicht hat.

Bei den freistehenden Öfen muß ich noch einen griechischen[2]) erwähnen, der vielleicht im unteren Teile mit Holzkohle beschickt wurde, während die Vase (mit durchlöchertem Boden) zur Aufnahme des Erzes diente. Anderseits konnte der Ofen dazu gedient haben, Eisen zum Glühen zu bringen. Jedenfalls ist an der Ofenkonstruktion merkwürdig, daß die Vase mit einem Deckel verschlossen war. Das Schlauchgebläse erinnert an afrikanische Formen.

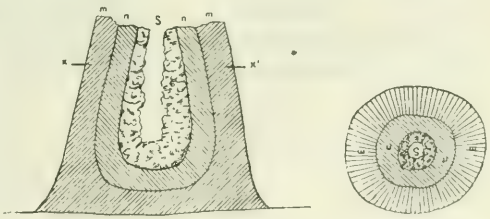


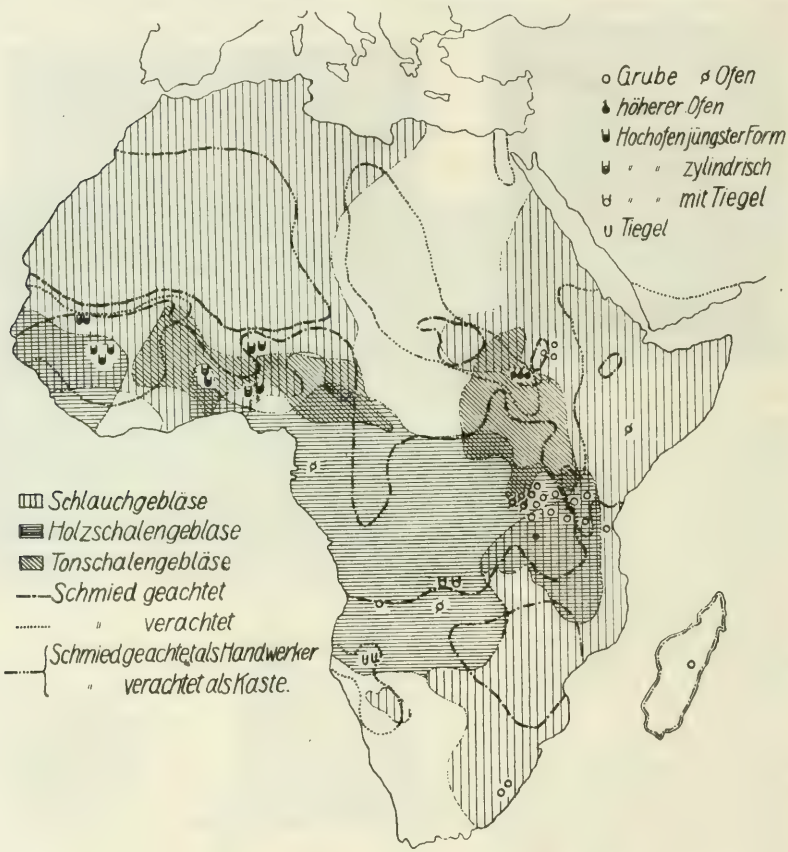
Abb. 22.

Die Grundlagen der prähistorisch-europäischen Eisengewinnung sind somit erörtert. Die moderne Technik vervollkommnete die durch Jahrtausende mit unsäglicher Mühe erzielten Methoden und entwickelte aus dem Stückofen[3]) (einem Nachfolger des freistehenden Ofens) unter Verbesserung des Baumaterials und der Gebläse sowie Erfindung des Luftvorwärmers den Hochofen mit ständigem Betriebe.[4])

[1]) A. Müllner, a. a. O. Bd. I, S. 69.
[2]) H. Jüptner, a. a. O. S. 33.
[3]) L. Beck, a. a. O. S. 816—830; A. Müllner, a. a. O. S. 118, 119 (Abb.)
[4]) Kurze übersichtliche Darstellung von H. Jüptner, a. a. O. S. 49—199.

Die Berührungspunkte der afrikanischen und europäischen Eisenreduktion.

Die Entwicklung der Grube zum Ofen konnten wir sowohl in Afrika als auch in Europa verfolgen. Die Schöpfung des Hochofens ist wohl in beiden Erdteilen erfolgt, doch ist sie nicht aus allgemeinen Umständen, sondern in Afrika durch Ab-



Karte I

sonderung des westafrikanischen Kulturgebietes vom übrigen Afrika, in Europa durch die moderne Technik unter Leitung führender Ingenieure entstanden. Aus diesen Gründen sind wir nur in der Lage, die Anfangsstadien einer vergleichenden Untersuchung zu unterziehen.

Wir haben gesehen, daß sich die einfachen Formen über ganz Mittel- und Südafrika erstrecken und nur durch die nie zur Ruhe kommenden Hamiten und Bantu-

stämme Ostafrikas keine hohe Entwicklung erreichen konnten. Das stete Wandern der Völker längs des ostafrikanischen Grabens ermöglichte eine weite Verbreitung dieser Technik nach dem Norden des Erdteiles und von hier einerseits nach Griechenland (über Kreta und Kleinasien, wo eine Berührung mit asiatischer Technik stattfinden konnte), ferner nach Italien (Karthago, Sizilien) oder nach Spanien (Gibraltar). Die Grube wie den Ofen finden wir in beiden Erdteilen gemeinsam in Formen, die beweisen, daß Beziehungen zwischen beiden Erdteilen in dieser Technik bestanden haben. Der weiteren Untersuchung bleibt es vorbehalten, festzustellen, ob meine Hypothese über einen Zusammenhang der beiden geschlossenen Gruben (Madagaskar, Epernay) richtig ist. Die wichtigsten Erzglutstellen habe ich in Verbindung mit der Zusammenstellung der Gebläse und der sozialen Stellung der Schmiede nach den Karten von Leo Frobenius (Atlas Africanus) in einer Skizze zusammengestellt (Karte I).

Karte II.

Etymologien sind ein weiterer Beweis gewisser Kulturzusammenhänge.

O. Schrader[1]) entnehme ich folgende Etymologien: ir. iarn, kymr. haiarn, korn. hoern geht auf ein kelt. *îs-arno[2]) zurück, wobei is- eine andere Ablautstufe zu skrt. ayas, lat. aes, got. aiz darstellt, somit Ableitung des alten Kupfernamens. Da das Suffix *-arno im Germanischen nicht gebräuchlich ist, so ist an eine keltisch-germanische Urverwandtschaft nicht zu denken, somit besteht Entlehnung der germanischen Formen: got. eisarn, ags. îsern, altn. îsarn, ahd. îsarn vom Keltischen.

lat. ferrum aus *fersom, aus *bhersom, vgl. hebr.-phoen. barzel, bask. burdin, syr. parzla, assyr. parzillu.

griech. χαλκός [χαλκεύς, χαλκεών] ist älter als σίδηρος, das nicht sicher erklärt ist, vielleicht mit skrt. svid-ita (geschmolzen), skrt. svedani (eiserne Pfanne), kaukas. (udisch) zido zusammenhängt.

lit. geležis, altpr. gelso, altslav. želězo berühren sich mit griech. χαλκός, haben somit nichts mit den keltisch-germanischen Ausdrücken gemein.

Während sich bei den Westfinnen germanische Einflüsse geltend machen [finn. rauta, esthn., pr. raud, liv. raud, lapp. ruvodde, altn. raudi,[3]) Raseneisenstein], und die Kelten wie auch die Germanen Ausdrücke gebrauchten, die mit „Erz" unter Anlehnung an die früher entstandene Bronzetechnik in Zusammenhang zu bringen sind, bedienen sich die Ostfinnen iranischer Lehnwörter: ostjak. karte, wotj. kort, syrj. kört, tscherk. kirtne, wog. ker, kiert, avest. kareta, Messer: skrt. krti', also Ausdrücken, die nichts mit der Herstellungsmethode zu tun haben, sondern auf die Beschaffenheit der Geräte (hier die Schneide) Bezug nehmen.

---

[1]) O. Schrader, Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde, 2. Aufl., Bd. I, S. 234–241.

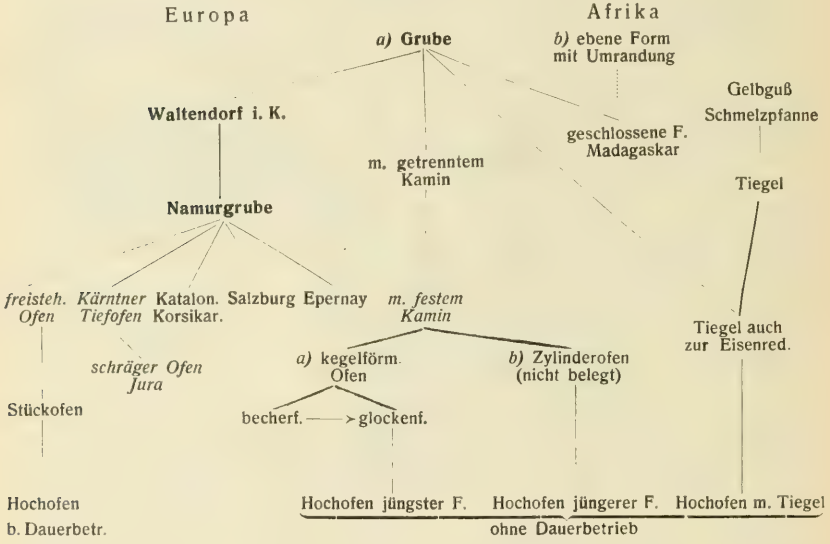
[2]) Sternchen bedeutet erschlossene Form.

[3]) Vgl Falk-Torp, Norwegisch-Dänisches etymolog. Wörterbuch, S. 932: altn. raudi (Wurzel rudh): lat. raudus, rūdus, Erzstück (Wurzel rud), aslaw. ruda Metall, dies scheint der älteste indogermanische Ausdruck für Kupfer zu sein.

Ethnologisch gesprochen, ergeben sich aus diesen Etymologien folgende Schlüsse: Zu den Römern gelangten Wort und Begriff von Afrika [Grube, Schachtofen,[1]) Korsikaschmiede] über den Seeweg, während die Katalonschmiede über Gibraltar nach Europa kam. Die Kelten entwickelten aus der Grube nach afrikanischem Muster die engen Schachtöfen und übermittelten sie den Germanen. Von den Germanen lernten die Westfinnen den Prozeß der Eisengewinnung kennen. Somit erhalten wir ein geschlossenes Ausbreitungsgebiet von den westlichen europäischen Mittelmeerländern bis einschließlich Nordeuropa (Skandinavien) mit einem Flügel nach Nordwestasien durch die westfinnischen Völker. Die Litauer, Altpreußen, Altslawen waren in der Eisengewinnung Schüler der Griechen (Karte II).

Zusammenstellung:

Erzglutstellen



(Gleiche Entwicklungsstufen sind in derselben Schrift gedruckt.)

[1]) H. Jüptner, a. a. O. S. 32.

LITERATURBERICHTE.

17. **Kraitschek, Dr. Gustav:** *Rassenkunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes, vor allem der Ostalpenländer.* Wien (Burgverlag) 1923.

Das vorliegende Buch ist das erste in einer Reihe von volkstümlichen Bänden, welche die Wiener Prähistorische Gesellschaft herauszugeben plant; in der von Oswald Menghin verfaßten Einführung wird der Wunsch ausgesprochen, daß die „Rassenkunde" von Kraitschek zum Verständnis der mit dieser Wissenschaft zusammenhängenden Begriffe in weitesten Kreisen beitragen möchte. Der Verfasser wird dieser Aufgabe vollauf gerecht, die Schreibweise ist klar, die Definitionen sind einfach, leicht faßlich, die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte wohl durchdacht, so daß das Bändchen in seiner Kürze jedem die Möglichkeit gibt, sich rasch einzulesen. Der lehrhafte Ton ist ausgezeichnet getroffen, wie denn die „Rassenkunde" Lehrern und Schülern ein guter Behelf sein wird. Zu den Mängeln derselben gehört die unfreie Art, mit der die Kapitel über die seelischen Eigenschaften der Rassen und damit verbundene Werturteile behandelt werden. Hier hält sich Kraitschek fast ganz an Günther, und was bei diesem wie aus einem Gusse erscheint, genial und oft dadurch verzeihlich, wirkt im vorliegenden Büchlein — unselbständig. In einer Abhandlung, die sich vorwiegend auf die Wiedergabe gesicherter naturwissenschaftlicher Kenntnisse stützt, können Auslassungen über dieses schwierige, unerforschte Gebiet, über das noch nicht einmal der Versuch einer Methodik vorhanden ist, ruhig fehlen, zumal eigene Beobachtungen nicht zur Verfügung stehen. Vom fachlichen Standpunkte wären unter anderen noch einige Bemerkungen zu machen, so, daß die Verwendung von „kaukasisch" für „vorderasiatisch" stets Verwirrung anrichtet, die um so mehr unnötig ist, als sich ein großer Kreis von Lesern mit der vorderasiatischen Rasse früher schon auseinandergesetzt hat. Es besteht kein Anlaß, der von Anthropologen bewußt gewählten Bezeichnung die von der Sprache herrührende vorzuziehen. Die nahen Beziehungen zwischen Weddas und Australiern werden heute doch schon sehr in Frage gestellt; außerdem sollte der Unterschied zwischen den verschiedenen Primitivschichten, „Australier, Pygmäen", deutlicher herausgearbeitet werden. Die Steatopygie tritt selbstverständlich auch bei den Buschmännern auf, ist sie doch bei beiden Geschlechtern ein auf die besondere knöcherne Unterlage und die Bänder zurückzuführende, im weiblichen Geschlecht allerdings stärker betonte Erscheinung. Die typische Mongolennase ist nicht stark konkav, sondern gerade mit primitiver Nasenspitze. Bei der Nordrasse ist das obere „Augenlid" nicht leicht, sondern die „Deckfalte" ist kurz und kann daher „leicht" genannt werden. Zu begrüßen ist es, daß Kraitschek sich — zum Unterschiede von Günther — auch mit der „Ostrasse" vertraut machte, über die ja Material genug im Wiener Anthropologischen Institut vorhanden ist. Daß er sie „mongolid" nennt, geht über Deniker hinaus, er schließt sich damit meiner in der Dissertation ausgesprochenen Ansicht an, daß die Ostrasse als eine mongolide Gruppe von ebensolcher Depigmentierung wie die Nordrasse (und noch andere europäische Rassen) aufzufassen ist. Da sie nur mongolid ist — ihre Stellung zu den uns herzlich schlecht bekannten eigentlichen „Mongolen" ist noch ganz unklar —, ist es auch nicht nötig, so wie es Kraitschek tut, das spezialisierte Mongolenauge bei ihnen zu suchen. Eine eingehende Beschreibung der Gesichtsmerkmale der Ostrasse werde ich in den Mitteilungen demnächst veröffentlichen. Unrichtig ist die Erwähnung der schon längst widerlegten gebeugten Gangart des Neandertalers, sonst aber findet der vorgeschichtliche Mensch eine treffliche Darstellung, ebenso meistert der Verfasser die unsicheren Kapitel über die Verbreitung der Rassen im heutigen Europa. Die Art, in welcher Kraitschek die Judenfrage sowohl anthropologisch wie psychologisch behandelt, hat etwas durchaus Sachliches und hält sich von Werturteilen vollkommen frei. Eine ebensolche unvoreingenommene Darstellung würde unseren arischen Europäern not getan haben.

H. Pöch.

18. **Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden.** Lieferung 116, Abteilung IX. Methoden zur Erforschung der Leistungen des tierischen Organismus, Teil 3, Heft 1. Unter Mitarbeit von 500 bedeutenden Fachmännern, herausgegeben von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Emil Abderhalden. — **Vererbungsforschung.** *Methoden der Konstitutionsforschung.* Von Julius Bauer, Wien. *Methoden zur Erforschung der Vererbung erworbener Eigenschaften.* Von Paul Kammerer, Wien. *Methoden der experimentellen Variationsforschung.* Von Paul Kammerer, Wien. *Methoden der Vererbungsforschung beim Menschen.* Von Valentin Haecker, Halle a. d. S. *Methoden der Familienforschung.* Von Robert Sommer, Gießen. Wien, Berlin (Urban & Schwarzenberg) 1923.

Im folgenden sollen die Beiträge der Autoren einzeln besprochen werden.

Methoden der Konstitutionsforschung: „Das Gebiet der Konstitutionsforschung erstreckt sich auf die Kenntnis: 1. sämtlicher morphologischer und funktioneller, individuell variierender Merkmale des Organismus; 2. der Häufigkeit und der Verteilung bestimmter Eigenschafts- und Merkmalsvarianten; 3. der Ursachen für das Zustandekommen bestimmter individueller Varianten sowie des Mechanismus, welcher die Entstehung bestimmter individueller Differenzen beherrscht; 4. der Bedeutung, welche gewissen individuellen Varianten in der Ätiologie, Pathogenese, Symptomatologie, Prognose und Therapie bestimmter Krankheitsprozesse zukommt." Eine kurze Schilderung der verschiedenen Habitusformen leitet die Darstellung der „individuellen Variabilität" ein. Folgende Habitusformeln werden gegeben:

Livi: $\frac{100\sqrt[3]{\text{Gewicht}}}{\text{Länge}}$; Rohrer: $\frac{\text{Gewicht}\times 100}{(\text{Länge})^3}$;

Pirquet: $\sqrt[3]{\frac{100\times\text{Gewicht}}{\text{Sitzhöhe}}}$.

Becher und Lenhoff: $\frac{\text{Distantia jugulopubica}\times 100}{\text{Bauchumfang}}$

Florschütz: $\frac{\text{Länge}}{2\,(\text{Bauchumfang})-\text{Länge}}$.

Ein großer Teil der Untersuchungsmethoden der Konstitutionsforschung ist klinischer Natur. Auf sie wird bloß hingewiesen. J. Bauer bezeichnet (S. 11) die Anthropologie (wohl die Rassenanthropologie) als Rassenkonstitutionslehre. Ein sehr glücklich gewählter Ausdruck. Interessant ist folgender Versuch (S. 13): „Die Streuung einer Variationsreihe scheint mir auch geeignet, eine exaktere Definition des Begriffes ‚Degenerationszeichen' (Abartungszeichen) zu ermöglichen. Man könnte sich z. B. dahin einigen, als Degenerations- oder Deviationszeichen etwa dasjenige zu bezeichnen, was in der Variationsreihe außerhalb $\pm 2\sigma$ oder $\pm 3\sigma$ gelegen ist. Bei einer rein binomialen Variationsreihe würden in diesem Falle 4.5 bzw. 0.3% aller Individuen Träger der betreffenden Variante sein." Konstitution und Kondition (im Sinne J. Tandlers) werden streng auseinandergehalten. Eine Methode, die besonders berufen erscheint, konstitutionelle und konditionelle Merkmale auseinander zu halten, ist das systematische Studium eineiiger Zwillinge. Einzelne Merkmale können entweder durch die autochthone Partialkonstitution des betreffenden Organes oder durch die Partialkonstitution des neuroglandulären Systems (Blutdrüsenformel) bedingt sein: Großer Unterkiefer, mächtige Arcus superciliares, weite pneumatische Räume des Schädels, plumpe, breite Nase und dicke, wulstige Lippen können entweder durch die Partialkonstitution des Schädelskelettes und der Gesichtsweichteile oder durch eine übermäßige Tätigkeit des Hypophysenvorderlappens bedingt sein. Ein weiterer Abschnitt behandelt „Die klinische Bedeutung der individuellen Variabilität (Dispositionsforschung)".

Auf die beiden sehr lesenswerten Beiträge P. Kammerers kann hier nicht näher eingegangen werden, da es sich hier um Methoden auf zoologischem und botanischem Forschungsgebiete handelt.

Methoden der Vererbungsforschung beim Menschen (S. 92—192): In breiter, überaus anschaulicher Weise schildert V. Haecker die auf diesem Gebiete in Frage kommenden Methoden. Die Berechnung des Mittelwertes und seiner Charakteristika wird zunächst dargestellt. V. Haecker unterscheidet folgende Korrelationsformen:

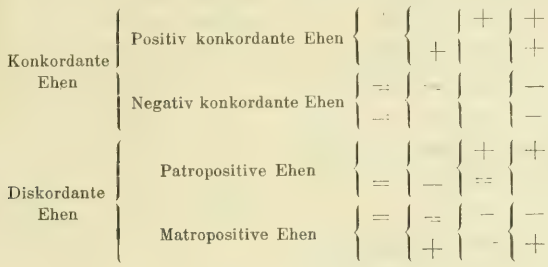
1. Physiologische Korrelation;
2. Konnexion (Kombination):
   a) umweltbedingte Scheinkorrelation,
   b) herkunftbedingte Scheinkorrelation,
   c) keimplasmatisch bedingte Korrelation (korrelative Variabilität);
      α) Ausstrahlung (Radiation) vielseitig-polyphäner Erbeinheiten,
      β) Wirkung wechselnd-polyphäner (heterophäner) Erbeinheiten,
      γ) Wirkung gekoppelter Erbeinheiten;
3. Koadaptation (phyletische Korrelation);
4. Intrafamiliäre Korrelation.

Daß bei solcher Vielgestaltigkeit der Korrelationen dem Korrelationskoeffizienten keine übermäßige Bedeutung zukommt, ist wohl klar. Die Berechnung des Bravaisschen Korrelationskoeffizienten, des Rangordnungskoeffizienten, des Pearsonschen Kontingenzkoeffizienten und des Vierfelderkoeffizienten wird an Beispielen erläutert. Ausführlich wird die von V. Haecker und Th. Ziehen[1]) bei den Untersuchungen über die Vererbung der musikalischen Begabung angewendete Methode der prozentualischen Berechnung dargestellt. Es wurden folgende Begabungsstufen unterschieden: ⫠-ungewöhnlich musikalisch, musikalisch +, etwas musikalisch μ, nichtmusikalisch —, absolut unmusikalisch =. Konkordante Ehen sind solche mit gleichen, diskordante solche mit ungleichen Vorzeichen. Weiter werden unterschieden:

Selbstverständlich müssen die Perzentzahlen auf das normale Geschlechtsverhältnis umgerechnet werden. Es ist klar, daß diese Methode die weitesten Kombinationen zuläßt. Referent möchte auf das Wärmste empfehlen. Sie gibt viel anschaulichere Resultate als die Methoden der Wahrscheinlichkeitsrettung.[1])

Ein weiterer Abschnitt behandelt die genealogische Methode und schildert die verschiedenen Vererbungstypen:

1. Pisumtypus (Dominanz). Dieser Typus liegt vor, wenn das Merkmal kontinuierlich vererbt wird. Bei Nachkommen eines nichtbehafteten Ehepaares könnte ein solches Merkmal im allgemeinen nicht auftreten. Ist in einer Einzelfamilie der eine Elter von dem einen Großelter her mit einem Merkmal behaftet, und zeigt etwa die Hälfte der Kinder die gleiche Anomalie, so ist



Hier sei auch eine Tafel der Deszendenz der diskordanten Ehen wiedergegeben:

Gesamtzahl der Paare	⫠ Nachkommen		+ Nachkommen		μ-Nachkommen		— Nachkommen		= Nachkommen	
Patropositiv 40 Matropositiv 23	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w
Insgesamt	(85½) [2]) 17=20%	(74) 5½ 7%	(85½) 35½=42%	(74) 35½ 48%	(85½) 12=14%	(74) 12 16%	(85½) 16=19%	(74) 20=27%	(85½) 5=6%	(74) 1=1%
	22½=14%		71=14%		24=15%		36	43%	6	1%
Patropositive Gruppe	(57) 9=16%	(46) 4½=10%	(57) 24½=43%	(46) 18=39%	(57) 9 16%	(46) 7 15%	(57) 9½ 17%	(46) 15½ 34%	(57) 5=9%	(46) 1 2%
	13½=13%		42½ 41%		16=16%		25	24%	6=6%	
Matropositive Gruppe	(28½) 8 28%	(28) 1 4%	(28½) 11 39%	(28) 17½=63%	(28½) 3 11%	(28) 5 18%	(28½) 6½=23%	(28) 4½ 16%	(28½) 0	(28) 0
	9=16%		28½=50%		8=14%		11=19%		0	

[1]) V. Haecker und T. Ziehen: Über die Erblichkeit der musikalischen Begabung. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. 88, 89, 90. 1922. — Zur Vererbung und Entwicklung der musikalischen Begabung, Leipzig 1923.

[2]) Gesamtzahl der Nachkommen dieser Gruppe. Mit ½ wurden Fälle bezeichnet, in welchen Unsicherheit bestand.

das Merkmal wahrscheinlich dominant; die gleiche Wahrscheinlichkeit liegt vor, wenn beide Eltern

[1]) Ref. darf feststellen, daß er die Methode der prozentuarischen Berechnung seinerzeit zur Typenanalyse verwendet hat (A. Haberlandt und V. Lebzelter: Zur physischen Anthropologie der Albanesen, Archiv für Anthrop. 1919).

je von einem Großelter her behaftet und die größere Zahl der Kinder gleichfalls affiziert ist.

2. Nachweis recessiver Merkmale. Häufige recessive Merkmale können, wenn alle Eltern diese Anlage besitzen, sich durch Generationen wie dominante vererben. Seltene recessive Merkmale bleiben oft durch Generationen latent. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Merkmal recessiv ist, liegt vor, wenn ein Merkmal bei Geschwistern, deren Eltern frei sind, gehäuft auftritt, oder wenn bei Paarung zweier Träger des Merkmals sämtliche Kinder mit dem Merkmal behaftet sind, ferner, wenn in der Ascendenz der Eltern der Affizierten Blutsverwandtschaft häufig ist. Von größter Bedeutung ist die Frage der geschlechtsbegrenzten Vererbung beim Menschen. V. Haecker unterscheidet folgende Typen:

α) Das Merkmal ist im männlichen Geschlecht dominant, im weiblichen recessiv (Dorset-Suffolk-Typus).

β) Das Merkmal ist geschlechtsgebunden, das männliche Geschlecht ist homozygot (MM), das weibliche heterozygot (WM) (Abraxastypus).

γ) Das Merkmal ist geschlechtsgebunden, das männliche Geschlecht ist heterozygot (Ww), das weibliche homozygot (WW) (Drosophilatypus).

3. Intermediäre Typen:

α) Vererbung nach dem Zeatypus.

β) Vererbung nach dem Avenatypus (Polymerie). Hier handelt es sich um kontinuierlich abändernde, im allgemeinen quantitativ meßbare Eigenschaften. Werden zwei Rassen miteinander verbunden, welche bezüglich einer derartigen Eigenschaft zwei verschiedene Durchschnittswerte repräsentieren, so sind die Hybriden erster Generation nicht durchweg median-intermediär, sondern zeigen in der Richtung der beiden elterlichen Typen verschiedene Abweichungen, welche im allgemeinen dem Queteletschen Gesetz folgen. Entweder finden sich dann nur geringe Plus- und Minusabweichungen, welche nach keiner Seite hin den elterlichen Typus erreichen (verkürzt-graduierter Typus), oder es treten sämtliche Zwischenstufen zwischen den elterlichen Graden einschließlich dieser selbst auf (graduierter Typus). In einigen Fällen reichen die Nachkommen beiderseits über die elterlichen Abstufungen hinaus (verlängert-graduierter Typus)." S. 174. — Weitere Kapitel behandeln die zytologische und die phanogenetische Methode in Erblichkeitsforschung.

Der letzte Beitrag „Die Methoden der Familienforschung" stammt von einem der Begründer dieser Arbeitsrichtung, dem Psychiater R. Sommer in Gießen. Auch dieser Beitrag ist in seiner Kürze ein überaus wertvoller Behelf.

Das Buch gehört in die Hand jedes Studenten der Anthropologie, wird aber auch dem erfahrenen Arbeiter auf den geschilderten Gebieten viel Anregung und Belehrung bieten.

Dr. Viktor Lebzelter (Wien).

19. **Baur, Fischer, Lenz:** *Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene.* I. und II. Band. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. München (Lehmann) 1923.

Es zeugt für das große Interesse, das biologisch-anthropologischen Studien entgegengebracht wird, wenn das vorliegende Werk innerhalb einer sehr kurzen Frist eine neue Auflage erlebte. Da die erste Auflage in dieser Zeitschrift eingehend besprochen wurde, so begnüge ich mich, darauf hinzuweisen, daß die Verfasser in der neuen Auflage bestrebt waren, durch Beibringung neuen Stoffes und Neubehandlung einzelner Probleme ihre Arbeit zu erweitern und zu vertiefen. Besonders möchte ich hinweisen auf die von Fischer und Lenz entworfene Rassenkarte Europas (S. 135), die uns zeigt, wie sich die Verfasser die Verteilung der Rassen in Europa denken. Über Einzelheiten kann man da wohl anderer Meinung sein, in den Hauptzügen gibt uns das Kartenbild sicher eine zutreffende Vorstellung. Über die Deutung der blonden Mongoliden in Osteuropa habe ich meiner abweichenden Meinung schon bei der Besprechung der ersten Auflage Ausdruck gegeben. Auch halte ich die vollständige Gleichsetzung der Dinarier und der Vorderasiaten (Kaukasier) nicht für ganz richtig, sondern halte beide Gruppen zwar für Schwesterrassen, aber doch in manchen Eigenschaften für erblich verschieden. Hinsichtlich der Gleichsetzung der nordischen Rasse mit den Urariern, der Annahme einer südwestbaltischen Arierheimat und der Bedeutung der Rassen für die seelische Veranlagung der aus ihnen bestehenden Völker, muß Referent dem Autor (Fischer) vollkommen beistimmen.

Eine Fundgrube wertvollster Beobachtungen und Erkenntnisse auf rassenpsychologischem Gebiete enthält der Abschnitt über die seelischen Unterschiede der großen Rassen (Lenz). Sehr richtig ist die S. 432 ausgesprochene Ansicht, daß die Beurteilung einer Rasse bzw. ihrer Eigenschaften von der Anlage des Beurteilenden abhängt und daher bis zu einem gewissen Grade immer subjektiv sein wird. Desgleichen ist es zweifellos richtig, daß die Rassenanlage nicht die

alleinige Ursache der Kulturleistungen ist, sondern daß dafür neben der Erbmasse auch die „Umwelt" von Bedeutung ist. Wenn eine Reihe von Anthropologen heute für die Bedeutung der Rasse in der Geschichte eintritt, so soll damit nur einem Faktor neben anderen Geltung verschafft werden, der bisher in seiner Bedeutung teils verkannt, teils absichtlich vernachlässigt wurde.

Für den Mediziner und Rassenhygieniker enthält der dritte Abschnitt „Die krankhaften Erbanlagen" von Lenz eine Fülle von Tatsachen und Anregungen. Der rassenkundliche Teil hat sehr gewonnen durch die Aufnahme einer Reihe von Rassenbildern, die als Anhang auf Tafeln erscheinen.

Der ausschließlich von Lenz verfaßte 2. Teil des Buches mit dem Titel „Menschliche Auslese und Rassenhygiene", behandelt die biologische und soziale Auslese sowie ihre Beziehungen zueinander und die praktische Rassenhygiene.

Dieses Buch gehört zu jenen wissenschaftlichen Werken, die, wenn sie eine genügende Verbreitung finden, geradezu umgestaltend auf das ganze Denken, ja auf die gesamte Weltanschauung ihrer Zeit einwirken können. Mit Recht sagt Lenz, daß der „Untergang des Abendlandes" kein unentrinnbares Verhängnis sei, wenn es gelingt, eine vollkommene Erneuerung der Weltanschauung herbeizuführen. Die Umstellung besteht darin, daß an die Stelle der bisher ausschließlich herrschenden individualistischen Gesinnung die Erkenntnis tritt, daß der Einzelne innerhalb des Rasseprozesses stehe, der in ferner Vergangenheit wurzelt und in ferne Zukunft weist, daß also auf ihm die Verantwortung ruhe, das biologische Erbe ungezählter Vorfahren auf die Nachkommen zu übertragen. Notwendig ist aber dabei, daß er überhaupt Nachkommen habe und so viele, daß die Familie nicht in Gefahr gerät, zu erlöschen. Drei Kinder stellen für diesen Zweck eine Mindestzahl vor.

Eine bloß quantitative Geburtenvermehrung genügt aber nicht, sie führt nur zur Vermehrung der Zahl, bewirkt aber keine Förderung der Tüchtigkeit. Ein Volk kann aber im Daseinskampfe nur dann bestehen, wenn es eine breite Masse körperlich und geistig wohlveranlagter, charaktervoller Menschen besitzt.

Da aber die Lebenstüchtigkeit und die kulturelle Leistungsfähigkeit nicht nur von der Einwirkung der Umwelt (Ernährung, Erziehung usw.) abhängt, sondern mehr noch von der erblichen Veranlagung, so muß einerseits die Neuentstehung die Erbmasse schädigender Anlagen durch Vermeidung der Keimgifte (Alkohol, Tabak, Geschlechtskrankheiten) hintangehalten, anderseits eine ungünstige Auslese verhindert werden.

Die schlimmste Erscheinung unseres Kulturkreises ist, daß der soziale Aufstieg, besonders aber die Aneignung höherer Bildung und die dadurch bedingte Gewinnung einer höheren sozialen Stellung durchaus keinen Vorteil für die Fortpflanzung der Aufgestiegenen bedeutet, im Gegenteile, zur Kinderarmut, ja Kinderlosigkeit führt. Obwohl die Sonderung der Stände nach der Begabung nicht scharf ist, so bilden doch im Durchschnitte die sozial höher Stehenden eine Auslese an Begabung und Charakter, die zum Teile darauf zurückzuführen ist, daß die nordischen Rassenelemente unter ihnen stärker vertreten sind als in der übrigen Bevölkerung; Lenz bringt dafür eine Reihe von Beweisen aus der Literatur.

Dieser Vorgang des Aufsteigens und Aussterbens der günstiger Veranlagten führt allmählich zu einer Verschlechterung der Beschaffenheit des Volkes, das schließlich nicht mehr in der Lage sein wird, die nötige Zahl führender Menschen hervorzubringen.

Die Hauptaufgabe der Rassenhygiene ist aber, diesem furchtbaren Schicksale vorzubeugen.

Es muß alles darangesetzt werden, eine genügende Fortpflanzung dieser Schichten zu sichern, damit ihre Erbwerte dem Volksganzen erhalten bleiben. Zurückdrängung der rein individualistischen Lebensanschauung, wirtschaftliche und gesellschaftliche Reformen, Verleihung ländlicher Lehen an tüchtige Landwirte unter der Bedingung, für genügenden Nachwuchs zu sorgen, sind die wichtigsten Forderungen.

Im einzelnen sei hier noch hingewiesen auf die Frage der Eheberatung, der Bedeutung der Frauenberufe, besonders der akademischen, für die Rassenhygiene, der Sterilisierung Minderwertiger, der Meldepflicht für Syphilitiker und der Forderung rassenhygienischen Unterrichtes an mittleren und höheren Lehranstalten sowie für Lehrpersonen. Auch die Verbreitung guter, rassenhygienischer Schriften und rassenhygienischer Ideen in der Presse wird empfohlen.

Wenn ich mir dem trefflichen Werke gegenüber ein Wort der Kritik erlauben darf, so möchte ich bemerken, daß mir die Bedeutung des geschichtlichen Unterrichtes doch allzusehr unterschätzt erscheint. Ein richtig eingestellter Geschichtsunterricht, der natürlich von dem Wuste herkömmlicher belangloser Namen und Zahlen gesäubert sein muß, kann gar viel dazu beitragen, den jungen Menschen auf die Bedeutung seines Volkes und seiner Rasse aufmerksam und so für rassenhygienische Belehrung im Sinne des vorliegenden Buches empfänglich zu machen.

Das Werk sollte recht weite Verbreitung finden und von vielen Tausenden gelesen werden. Hier werden sie finden, was notwendig ist, um den „Untergang des Abendlandes" zu verhindern.

Dr. G. Kraitschek.

20. **Keane, A. H.:** *Man, Past and Present.* Revised and largely re-written, by A. Hingston Quiggin and A. C. Haddon. Cambridge 1920. XI, 582 pp.

Die Neubearbeitung der Keaneschen Völkerkunde durch Professor Haddon und Frau Quiggin ist eine außerordentlich verdienstliche Leistung und können die englischen Ethnographen auf dieses Standard Work stolz sein; in der deutschen Literatur existiert nichts Ähnliches. Die Autoren haben getrachtet, überall dem heutigen Stande unserer Kenntnisse Rechnung zu tragen; die in Fußnoten beigegebenen Literaturnachweisungen beweisen, daß ihnen keine wichtige Arbeit entgangen ist. Zu den besten Darstellungen im Buche gehören unstreitig die Kapitel über die ozeanischen Neger (Kap. V), die ozeanischen Mongolen (Kap. VII) und die amerikanischen Ureinwohner (Kap X und XI); doch ist im allgemeinen die Verteilung des beigebrachten Materials auf die einzelnen Rassen in ziemlich gleichmäßige, ganz im Gegensatze zu dem neuesten einschlägigen Werke der deutschen Literatur, der Buschanschen Illustrierten Völkerkunde, in welcher (auch in der jetzt vollständig gewordenen 2. Auflage) eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Behandlung des nach Erdteilen gesonderten Stoffes sich noch immer bemerkbar macht.

Die illustrativen Beigaben des Keaneschen Buches beschränken sich auf 16 Tafeln mit Rassenköpfen und muß die illustrative Ausstattung des Buches im Vergleich zu anderen englischen und dem vorgenannten deutschen Werke unbedingt als zu dürftig bezeichnet werden. Insbesondere wäre die Beigabe von Kartenskizzen erwünscht.

Wien. Dr. Richard Lasch.

21. **Wissenschaftliche Beiträge zur Frage der Erhaltung und Vermehrung der Eingeborenenbevölkerung.** Ergebnisse der Eduard Woermann-Preisaufgabe. Hamburg 1923. (Hamburgische Universität. Abhandlungen aus dem Gebiete der Auslandskunde. Band 13, Reihe D. Medizin. Band 1.) VII, 148 S.

Wenn auch zeitlich verspätet, so doch noch immer das lebhafteste Interesse erweckend, erscheinen im vorliegenden Heft zwei von den besten Arbeiten im Druck, welche bei der Bewerbung um den von Eduard Woermann, dem bekannten hamburgischen Handelsherrn und Schiffsreeder, im Jahre 1913 ausgesetzten Preis über die Frage: „Durch welche praktischen Maßnahmen ist in unseren Kolonien eine Steigerung der Geburtenhäufigkeit und Herabsetzung der Kindersterblichkeit bei der eingeborenen farbigen Bevölkerung zu erreichen", eingelaufen waren. Die eine Arbeit ist von Dr. med. Karl Ittameier, früher Arzt der Leipziger Missionsgesellschaft in Moschi am Kilimandscharo, die zweite von Dr. med. Hermann Feldmann, früher Leiter des missionsärztlichen Instituts in Tübingen, verfaßt.

Die in Rede stehenden Arbeiten sind, wie es auch nach der gestellten Preisaufgabe nicht anders sein konnte, in erster Linie bevölkerungspolitischen und medizinischen Inhalts und entrollen uns ein höchst düsteres Bild der Abnahme der Eingeborenenbevölkerung des ehemaligen deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes infolge Geburtenrückganges, Kindersterblichkeit und mangelnder Krankenfürsorge. Doch kommt auch der Ethnograph auf seine Rechnung durch die Mitteilungen und Streiflichter, welche namentlich von Ittameier über die Lebensweise, volksmedizinische Arzneimittel und religiöse Anschauungen der Dschagga am Kilimandscharo gegeben werden und welche wertvolle Ergänzungen der bereits ziemlich großen Literatur über diesen Volksstamm darstellen, die wir Hans Meyer, Merker, Raum, Gutmann und anderen Autoren verdanken. Das Interesse im Deutschen Reiche für den ihm durch den Gewaltfrieden von Versailles entrissenen überseeischen Besitz ist heute mächtiger denn je, und die gewaltige Kulturarbeit, welche während des kaum 30jährigen Bestandes dieser Kolonien geleistet wurde, wird in der Geschichte sicherlich ihre uneingeschränkte Anerkennung finden.

Wien. Dr. Richard Lasch.

22. **Hettner, Alfred:** *Der Gang der Kultur über die Erde.* Leipzig-Berlin (B. G. Teubner) 1923. (Geographische Schriften, herausgegeben von A. Hettner, Heft 1). 53 S.

In diesem bescheidenen Hefte gibt uns der führende Geograph Deutschlands eine knappe, aber sehr klare und in erster Linie wohl für das große Publikum bestimmte Charakteristik der einzelnen Kulturstufen und Kulturformen (nicht zu verwechseln mit den Gräbnerschen „Kulturkreisen". Es werden behandelt die Primitiven: die Naturvölker, die seßhaften und nomadischen Halbkulturvölker, die alten Kulturen (orientalische, indische, ostasiatische, altamerikanische Kulturen), die antike Kultur der Mittelmeerländer und endlich die europäische Kultur. Für Hettner bietet die menschliche

kulturelle Entwicklung das Bild eines allmählichen Aufstieges, doch auch manchmal unterbrochen durch Rückschläge. Nur die moderne europäische Kultur besitzt, im Gegensatze zu den alten Kulturen und auch zu ihrer eigentlichen Vorläuferin, der antiken Kultur der Mittelmeerländer, jene Merkmale, welche zur Ausbildung einer Weltkultur führen könnten und auch hoffentlich noch führen werden, wenn die unseligen Folgen des im Gefolge der Weltpolitik entbrannten Weltkrieges überwunden sein werden.

Wien. Dr. Richard Lasch.

23. **Andrae, Walter:** *Farbige Keramik aus Assur und ihre Vorstufen in altassyrischen Wandmalereien.* Im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft herausgegeben von —. Berlin (Scarabeus-Verlag G. m. b. H.) 1923. Preis 75 Goldmark.

Die Verarbeitung der Grabungsergebnisse von Assur durch Andrae, den Leiter der zwölfjährigen Durchforschung der Ruinenstätte, macht rüstige Fortschritte. Seinem hier vor Jahresfrist besprochenen Werke „Die archaischen Ischtartempel in Assur", das als grundlegend für die Archäologie der mesopotamischen Frühzeit bezeichnet werden muß, läßt Andrae nunmehr ein neues Prachtwerk folgen, das uns überraschenden Einblick gewährt in die bisher recht wenig gewürdigte farbige Kunst Assyriens, besonders in seine Schmelzfarben-Keramik. Vor allem führen uns die Funde in Assur und dem benachbarten Kar-Tukulti-Ninurta bis ins 13. Jahrhundert, also ein paar Jahrhunderte weiter hinauf als die bisher bekannten Funde. Nach Andrae besteht das Eigenartige der assyrischen Kunst in der Vermengung des Bodenständig-Babylonischen mit westlichen Einflüssen, die in der Mitte des 2. Jahrtausends aus dem Westen, aus Syrien und vielleicht Zypern, begleitet von ägyptischen Einwirkungen, sich geltend machen. Assyrien rückt damit in den Kreis der farbenfrohen naturalistischen Kunst Kretas und Ägyptens, wo sie uns unter dem Namen der spät mittelminoischen (bzw. spätminoischen I) und der Amarnakunst wohl vertraut ist, ohne daß bisher die inneren Gründe zur Entstehung dieses neuen, mit durchschlagender Kraft auftretenden Stiles bekannt wären. Vielleicht helfen da die Untersuchungen über die assyrische Kunst des 2. Jahrtausends und ihre Beziehung zum Westen weiter, die Andrae für den Band über die alt- und jungassyrischen Ischtartampel in Aussicht stellt.

Sehr erfreulich vom Standpunkte der Archäologie ist es, daß Andrae auf Grund seines Materials nunmehr auch imstande ist, einige Stilwandlungen für den Auflauf der Jahrhunderte festzustellen, so daß sich die Möglichkeit bietet, in gewissen Grenzen auf Grundlage einer Stilkritik zu datieren. Auch technisch lassen sich Entwicklungen, besonders in der Schmelzfarbenkunst, feststellen; im 13. Jahrhundert scheint sie noch in den Anfängen zu stecken, jedenfalls fehlen aus dieser Zeit größere Schmelzfarbenobjekte. Im endenden 12. Jahrhundert werden aber bereits aus emaillierten Ziegeln Gemälde zusammengesetzt, die die Wandputz-Malerei ersetzen, wie sie die Ausgräber noch aus dem 13. Jahrhundert in Kar-Tukulti-Ninurta feststellen konnten. Etwas mehr als 200 Jahre nach den Ziegelgemälden war man technisch schon so weit, daß man große gebrannte Tonplatten mit Bilddarstellungen in Schmelzfarben bedeckte und so die prächtigen Ziegelorthostaten schuf, welche den Mauersockel bildeten.

Eine ganz außergewöhnliche Mannigfaltigkeit und überraschende Kunsthöhe zeigen die Tongefäße mit Schmelzfarbenmalerei, die fast ausschließlich den letzten beiden Jahrhunderten des Assyrerreiches, besonders der Zeit Sargons und seiner Nachfolger, angehören; sie bilden mit den zeitlich hieher gehörenden emaillierten Vollplastiken, Knäufen und Knauffliesen nach meinem Empfinden den Höhepunkt der assyrischen Farbenkunst — der politischen Machtentfaltung der Sargonidanzeit und seiner intensiven Gelehrtentätigkeit, von der die berühmte Bibliothek Assurbanipals beredtes Zeugnis ablegt, entsprach auch eine Blüte der Kunst, die uns für die Plastik bereits bekannt war, für die Malerei aber durch Andraes Werk erstmalig voll zum Bewußtsein gebracht wird. Besonderes Interesse verdienen die Knäufe, die Andrae wohl mit Recht auf die Tonnägel zurückführt, die schon im 3. Jahrtausend, oft mit Bauinschriften versehen, in Babylonien in Verwendung standen. Verfasser hält es für möglich, daß die Einfügung solcher beschrifteter Tonnägel in die Wände den Charakter eines „Schlußsteines" besaß. Dies zugegeben, so erscheint mir jedoch noch immer nicht ihr Ursprung, sondern nur ihre spätere Verwendung aufgeklärt. Eine Vermutung zur Erklärung der Nägel und Knäufe möchte ich hier doch zur Erwägung stellen. Diese Verzierungen finden sich anscheinend hauptsächlich an den oberen Frontteilen, könnten also ursprünglich, als man in Holz und Lehm baute, bautechnisch begründet gewesen sein, indem sie nichts anderes darstellten, als die über die Mauern vorragenden Querhölzer der Flachdachkonstruktion, die ja auch z. B. beim kleinasiatischen und mesopotamischen Flach-

dachhaus nicht eng nebeneinander, sondern in gewissen Abständen liegen. (Über sie legt man dann Ruten, Matten u. dgl. als Unterlage für den Lehm usw.; vgl. z. B. die Skizzen bei Langenegger, Baukunst des Iraq, Abb. 184, besonders die Hauszeichnung.)

Die Entwicklung wäre dann die gewesen, daß man die vorstehenden Holzteile erst mit Lehm verkleidete, dann aber, als die Verpflanzung der Baukunst in ein holzarmes Land zur Sparsamkeit nötigte und man die Hölzer eben nicht mehr länger wählte, als unbedingt nötig, ahmte man zur Erhaltung des architektonisch als Schmuck wirkenden Eindruckes der vorstehenden lehmverkleideten Holzenden, diese völlig in Lehm nach. Diese Erklärung hätte für sich die natürliche Entwicklung der Verzierung aus der Konstruktion, also einen Vorgang, wie wir ihn häufig beobachten können. Ihre Stichhältigkeit läßt sich wohl nur durch sorgfältige Untersuchung der ältesten südmesopotamischen Baureste erweisen, so daß auch hier der Spaten wohl das letzte Wort hat.

Eine Kleinigkeit, die archäologisch nicht ohne Bedeutung sein mag, fiel mir bei der Zusammenstellung über die Entwicklung vom Tonnagel zur Knauffliese auf, die Andrae, S. 29, im Bilde vorführt. Warka, Susa, Fara, Lagasch haben Nägel mit spitzzulaufendem Schaft, Kisch jedoch einen gegen das Ende verbreiterten, in der Mitte eingezogenen, also sanduhrförmigen. Dieser auffallende Typus kehrt nun in Assur wieder, und zwar bei Beispiel e (letztes Drittel des 15. Jahrhunderts) ganz deutlich, ebenso bei h (9. Jahrhundert), aber auch f (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts), dem das Ende fehlt, dürfte, nach der Zeichnung zu schließen, eher mit breitem als mit spitzem Ende zu ergänzen sein. Offenbaren sich in dieser unscheinbaren Parallelität innere Beziehungen? Denn die Herkunft der Semiten Assurs und Kappadokiens aus dem Süden legen nicht nur sprachliche Erwägungen nahe (s. Ungnad, ZA. XXXV, 8, Anm. 1), sondern besonders auch die kulturellen Zusammenhänge, die sich aus der Liste von Personennamen ergeben, die Lewy, SATK. 43, Anm. 25, aus altakkadischen Texten einerseits, kappadokischen anderseits zusammenstellt.[1]) Das formale Zusammengehen der Tonnägel von Assur mit denen von Kisch könnte also wirklich mehr als Zufall sein.

Das hervorragende Werk Andraes ist ein neuer Beweis der Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit der deutschen Ausgrabungsmethoden; nur die gewissenhafte Verbuchung alles Fundmaterials und die sorgfältige Aufnahme der unscheinbarsten Kleinigkeiten geben den Objekten erst ihren vollen wissenschaftlichen Wert. Die Ausstattung des Werkes ist mustergültig; 47 Abbildungen begleiten den klar gedruckten Text, dem noch 36 Tafeln, darunter 28 farbige, im gleichen Formate wie der Text (30 × 40 cm) beigegeben sind. Angesichts dieser Ausstattung muß der Preis bescheiden genannt werden und es ist im Interesse des raschen Fortganges der Veröffentlichung der Grabungsergebnisse der Deutschen Orientgesellschaft nur zu wünschen, daß der Verlag für seinen Opfermut gerechten Lohn findet.

V. Christian.

24. **Mötefindt, Dr. Hugo:** *Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient*, Leipzig (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) 1923.

Verfasser gibt uns in dieser Studie eine sehr dankenswerte Übersicht über die Barttracht des alten Orientes von der frühgeschichtlichen Zeit bis in die Römerperiode. Seine sorgfältig angestellten Untersuchungen führen zu folgenden Ergebnissen: a) die bartlose Tracht ist in fast allen Ländern des Orientes für die älteste Zeit (bis etwa um 3000 v. Chr.) nachweisbar; für Assur wäre hier das bei Andrae „Arch. Ischtartempel", inzwischen publizierte Material (z. B. S. 71, Nr. 81) nachzutragen. Die Bartlosigkeit wird abgelöst durch b) die sogenannte Fräse, ein Bart, der Backen und Kinn bedeckt, aber die Oberlippe freiläßt. Verfasser will mit Ed. Meyer diese Sitte den Westsemiten (Amoritern) zuschreiben. c) Die Vollbarttracht taucht in der Zeit der Dynastie von Akkad auf und soll gleichfalls semitischer Herkunft sein. d) Eine Abart der Vollbarttracht stellt die assyrische Nationaltracht mit Lockenwickeln und senkrechten wie wagrechten Bändern dar. e) Schnurbart ohne Backen- und Kinnbart läßt sich nur in Ägypten für das alte Reich (3. bis 5. Dynastie) nachweisen.

Aus diesem Komplex ist besonders die Her-

[1]) Lewy stützt sich allerdings (a. a. O. S. 45) darauf, daß verschiedene sprachliche Eigenheiten des Kappadokischen und Altassyrischen im Altakkadischen nicht nachweisbar seien und lehnt die Herleitung der nördlichen Semiten aus dem Süden ab, er übersieht jedoch dabei, daß der Süden gewiß auch dialektische Verschiedenheiten besessen hat, die hinter der Gleichförmigkeit der historischen Inschriften verschwinden. Zu glauben, daß Südmesopotamien neben dieser „Literatursprache" keine Mundarten besessen habe, nur weil man kein schriftliches Zeugnis von ihnen besitzt, wäre ebenso unrichtig, als wollte man behaupten, daß in Palästina nur der hebräische Dialekt der Bibel oder in Deutschland zur Zeit Luthers nur das Deutsch seiner Bibelübersetzung gesprochen worden wäre.

kunft der Fräse wichtig, weil die sumerischen Götter und Heroen zum Unterschied von den bartlos abgebildeten weltlichen Herrschern und übrigen Sterblichen Kinn- und Backenbart tragen, jedoch die Oberlippe rasieren. Ist diese Tracht semitisch, so müssen auch die durch sie gekennzeichneten Götter dieser Herkunft sein; mit anderen Worten, die Sumerer hätten eben semitisch gestaltete Götter gehabt, was aber wohl für ein höheres Alter des Semitentums gegenüber den Sumerern in Mesopotamien zeugen würde. Dieser Schluß wurde von Ed. Meyer in seiner Abhandlung „Sumerier und Semiten" auch tatsächlich gezogen. Dagegen erheben sich nun doch mancherlei recht gewichtige Bedenken: Vor allem dieses, daß die ältesten sicheren Semitendarstellungen aus der Zeit der Dynastie von Akkad Vollbarttracht aufweisen. Ferner, daß wir dann auch für Altägypten und seine westlichen Nachbarn, die Tehenu, sowie für die Osthamiten (Somal, Bedschavölker) semitische Einflüsse annehmen müßten, was meines Erachtens in ersterem Falle kaum, in den beiden anderen Fällen gewiß nicht angeht. Gerade die beiden letztgenannten Beispiele zeigen, daß die Fräse als hamitisches Kulturgut anzusprechen sein dürfte, das speziell vielleicht dem osthamitischen (äthiopischen oder kuschitischen) Zweige eignete. Von da hätte es seinen Weg in das altägyptische Volkstum genommen, das bekanntlich rassenhaft zu wesentlichen Teilen den Bedschavölkern nahesteht; weiters zu der älteren Semitenschichte, die ja, wenigstens soweit die anthropologischen Verhältnisse des heutigen Südarabien einen Schluß zulassen, zu einem starken Hundertsatze osthamitische Rassenelemente enthält. Das Vorkommen dieses kuschitischen Merkmales bei sumerischen Götterdarstellungen müßte daher entweder als Übernahme einer altsemitischen Tracht gewertet werden, wobei sehr verwunderlich bliebe, daß sich sonst z. B. im Kult und in der Sprache keinerlei semitische Einflüsse nachweisen lassen. Oder, und das erscheint mir die wahrscheinlichere Annahme zu sein, im Sumerertum steckt neben dem mediterran-hamitischen auch ein kuschitisches Element bzw. letzteres hätte das ihm verwandte mediterrane beeinflußt. Keineswegs geht es aber an, ein Kulturgut, das typisch altägyptisch-nordafrikanisch-kuschitisch-südarabisch zu sein scheint, also wohl den Osthamiten, eventuell der altsemitischen Schichte angehört, den Westsemiten (Amoritern) als Urhebern zuzuschreiben, die doch nach Ausweis ihrer Sprache sicher wesentliche Züge der jüngeren Semitenschichte tragen.

Eine echt semitische Tracht könnte der Vollbart sein; er taucht zum ersten Male in der semitischen Dynastie von Akkad auf und setzt sich dann in der sogenannten assyrischen Nationaltracht fort. Auch die Asiaten des alten Reiches in Ägypten, wohl semitische Beduinen der Sinaihalbinsel und der anstoßenden Gebiete Nordarabiens und Palästinas, tragen Vollbart (s. Borchardt, Grabdenkmal des Königs Sa'hu-re, Bd. II, Tf. 5). Auch heute noch finden wir diese Tracht typisch bei den nordarabisch-syrischen Beduinen verbreitet. In Ägypten zeigen nach dem Verfasser Hirten und fremde Sklaven seit dem alten Reiche die Vollbarttracht. Es scheint sich demnach von Haus aus wirklich um ein Kulturgut semitischer nomadisierender Hirtenvölker zu handeln, das nach manchen Seiten ausstrahlte, wobei die Möglichkeit offen gelassen werden muß, ob diese Tracht nicht dem in diesen Gebieten stark verbreiteten vorderasiatischen Kurzkopf zu danken ist. Für eine derartige Annahme könnte auch die heutige weite Verbreitung des Vollbartes in Kleinasien und Nordsyrien sprechen, doch bedarf diese Frage wohl noch einer eingehenden Untersuchung. Jedenfalls betont Verfasser, daß diese Barttracht bei Hettitern äußerst selten, daher wohl nicht bodenständig war; auch für Syrien lassen sich keine Belege beibringen, die älter als das zweite Jahrtausend wären.

Eine Schwierigkeit für sich bietet die Schnurbarttracht, die Verfasser nur für Altägypten (3. bis 5. Dynastie) erweisen kann, die er daher für eine Lokalentwicklung hält. Woher kam aber der Anstoß hiezu? Hilft uns da vielleicht die Tatsache weiter, daß wir gerade von der 3. Dynastie an auch ein neues Rassenelement, den sogenannten Gizeh-Typus in Ägypten feststellen können? (S. Derry bei Junker, Turah, S. 87 f.)

Was nun die Bedeutung der Barttrachten, insbesondere der Fräse betrifft, so scheint Verfasser ihr symbolischen Charakter zusprechen zu wollen. Eine andere sehr naheliegende Erklärung möchte ich doch zur Erwägung stellen: Der Bartwuchs ist bei verschiedenen Rassen verschieden; so wird etwa bei der dinarischen Rasse als Merkmal der weit in die Wange reichende Vollbart genannt (s. Kraitschek, Rassenkunde, S. 48 und Tf. 6, Abb. 22). Gerät nun ein Volk, in dem starker Bartwuchs herrscht, in den Bereich und unter den Einfluß eines Volkes, in dem spärlicher Haarwuchs auf der Oberlippe die Regel, so kann das Bestreben, sich äußerlich dem etwa als Eroberer auftretenden Volke anzugleichen, dazu führen, daß man den Schnurbart zurückstutzt bzw. rasiert. Auch sehr schütterer Bartwuchs kann unter Umständen zur völligen Entfernung des Haarwuchses führen, kurz, es erscheint mir doch viel wahrscheinlicher, für primitive Verhältnisse die Ursachen für die einzelnen Bartmoden in rassenhaften Verschiedenheiten und in deren Nachahmen durch andersgeartete Völker als in einer beabsichtigten Symbolik zu suchen.

Wir sehen, trotz des reichhaltigen Materials, das Verfasser in staunenswerter Fülle zusammentrug, sind wir von der endgültigen Lösung der Frage, woher die einzelnen Barttrachten stammen und welches ihr ursprünglicher Sinn gewesen sein mag, doch immer noch sehr weit entfernt.

V. Christian.

25. **Berschmann, Ernst:** *Baukunst und Landschaft in China.* Eine Reise durch zwölf Provinzen. Berlin (Ernst Wasmuth A. G.).

Im Jahrgang 1912 der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde war eine Abhandlung veröffentlicht, in welcher Boerschmann über seine in den Jahren 1906—1909 unternommene Forschungsreise nach China berichtete, und zwar vornehmlich im Hinblick auf seine Beobachtungen über den chinesischen Menschen und dessen Beziehungen zu der ihn umgebenden Umwelt. Gegenstand der Erörterung waren damals in erster Linie die Zusammenhänge zwischen dem baulichen Schaffen und der geographischen Gestaltung des Landes und das stark ausgeprägte Naturgefühl des Ostasiaten, welches Boerschmann als eine der Grundlagen für die Einheit und Großzügigkeit der chinesischen Kultur erkennt. Diese interessanten Ausführungen, die auf ein tiefes Versenken in die Probleme der Kulturentstehung schließen lassen, sind zum Teil auch in den Text der vorliegenden Publikation übernommen, welcher, unterstützt durch eine Fülle von Landschafts- und Architekturbildern, den Leser zur Denktätigkeit und zu eigenem Erkennen anregt. Auf 288 Tafeln, die zum größten Teile nach eigenen Aufnahmen Boerschmanns hergestellt wurden, sieht man, wie wechselnde Bilder eines Spazierganges, Baudenkmäler von zwölf Provinzen an sich vorüberziehen. Ihre fachliche Behandlung wurde von dem Verfasser in seinem Werke „Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen" gegeben. In der vorliegenden Arbeit sollen sie als bildliche Belege zu den einführenden Worten des Textes die Eingliederung der Bauwerke in die Landschaft zeigen und den geistigen Gehalt der chinesischen Bauwerke erkennen lassen, in deren Grundriß sich die Dreiheit von Himmel, Erde und Wasser spiegelt und in deren Ornamentik die Sinnbilder aller wirkenden Naturkräfte vereinigt sind. Trotz der gesetzmäßigen Anwendung dieser ewiggültigen Symbole, die als unveränderlicher Grundgedanke die Gestaltung aller religiösen Architektur in China bestimmen, sind, wie der Verfasser ausführt, die chinesischen Bauten doch nicht gleichartig in der Wirkung. Denn ihre Einzelformen sind der geographischen Lage der Bauwerke entsprechend wesentlich voneinander unterschieden, was durch die Verhältnisse von Boden und Klima (vielleicht aber auch durch die Verschiedenheit der Rasse) zu erklären ist. Im Norden des chinesischen Kontinents herrscht Monumentalität, Einfachheit und Strenge, im Süden Zierlichkeit und Eleganz. Die kraftvollen Formen der Baukunst des Nordens werden im Süden schlank und leicht, das Spiel der Linien wird immer bewegter und zeigt in seinen Schwingungen das Bestreben, sich den Umrißlinien der natürlichen Umgebung anzupassen. Diese Wandlung der Stilprinzipien wird durch die im geographischen Sinne angeordneten Abbildungen der Baudenkmäler deutlich erkennbar gemacht. Und so bietet das schöne Werk trotz der gedrängten Kürze des Textes, der oft nur auf Andeutungen beschränkt bleiben muß, vielfache Anregungen und erweckt den Wunsch, sich auch noch eingehender mit einer Kultur zu befassen, in welcher der Einklang zwischen Kunstschaffen, Umwelt und Vorstellungsleben eines Volkes so klar zum Ausdruck kommt.

Stiaßny.

26. **Zimmermann, Ernst:** *Chinesisches Porzellan und die übrigen keramischen Erzeugnisse Chinas.* Leipzig (Klinkhardt & Biermann) 1923.

Das im Jahre 1913 erschienene Werk von Ernst Zimmermann über die Geschichte, Kunst und Technik des chinesischen Porzellans liegt in zweiter Auflage vor. Diese weist gegenüber der ersten Ausgabe wesentliche Verbesserungen auf, die vorwiegend darin bestehen, daß jetzt auch der Frühkeramik breiterer Raum gegeben wird. Die Hälfte des Textes ist nunmehr der Keramik bis zur Zeit der Mingdynastie gewidmet (in der ersten Fassung war es ungefähr ein Drittel) und in demselben Verhältnisse sind auch die Abbildungen von Denkmälern aus der Frühzeit vermehrt worden. Es ist dies um so erfreulicher, als man nun wirklich eine umfassende Behandlung des gesamten Materials in der dem Verfasser eigenen, gründlichen, streng wissenschaftlichen Methode zur Verfügung hat, die gleichmäßige Belehrung auf allen Gebieten der chinesischen Keramik vermittelt und nicht mehr, wie dies in der ersten Ausgabe der Fall war, durch die allzu große Bevorzugung der in Schmelzfarben dekorierten Porzellane etwas einseitig wirkt. Die vornehme und schöne Ausstattung des Werkes verdient besondere Anerkennung.

Stiaßny.

27. **Leitner, Maria:** *Tibetanische Märchen.* In das Deutsche übertragen von —. Berlin (Axel Juncker). 224 S.

Das Buch enthält 31 Märchen, welche bis auf die drei letzten, die dem lebenden Erzählungsgute der Tibeter entstammen, den kanonischen Büchern Kadschur und Tandschur entnommen sind. Übersetzungen aus dem Tibetischen sind bei unserer noch immer sehr geringen Kenntnis der Literatur dieses Volkes sehr zu begrüßen, leider bietet aber das vorliegende Buch, abgesehen vom Gelehrten, auch einem weiteren Leserkreise zu wenig. Man vermißt zunächst die genauen Quellenangaben, weiters wäre dem alphabetischen Verzeichnisse der „Namen und Bezeichnungen" ein weiterer Raum zu gönnen gewesen. Es fehlt z. B. ein Hinweis, daß der tibetische Odpadmed der Buddha des unendlichen Lichtes Skr. Amitābha ist, ebenso wäre über Padmapāni (= Avalokiteśvara), von dem das erste Märchen handelt, einiges zu sagen gewesen, besonders da das Buch für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist. Die Gottheit Tschakdor heißt in Skr. Vajrapagi nicht Varapane. Unter Tschintamani (s. 17 ff.) ist nicht die Frucht des Tschintamanibaumes zu verstehen, sondern der Wunschedelstein, einer der sieben Kostbarkeiten, der auf tibetischen Bildwerken meist auf dem Rücken des Wunderpferdes dargestellt ist. Entgegen der Behauptung der Verfasserin (S. 221), daß sie in erster Linie nur Märchen tibetischen Ursprunges aufgenommen habe, muß betont werden, daß kaum ein einziges Stück der Sammlung nicht der indischen Literatur entstammt, vergleiche besonders die zweite Erzählung, welche die brahmanische Legende vom Kampfe Indras und Rahus um den Unsterblichkeitstrank enthält. Sogar die erwähnten drei letzten Erzählungen stammen aus dem indischen Märchengut und sind nicht bloß nach Tibet, sondern noch viel weiter nach Westen zu den Türken, Kaukasiern usw. gewandert.

Dr. Robert Bleichsteiner

28. **Vedder, H.:** *Die Bergdama.* (Hamburgische Universität: Abhandlungen aus dem Gebiete der Auslandskunde, Bd. 11, Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Bd. 7.) Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1923. 199 S.

Mit diesem Bande liegt wieder ein gutes Werk der Hamburger Universität vor. Die Berichte über den Namen des Bergdama-Volkes, über die Stämme und die Abstammungssagen dieses Volkes sind sehr wertvoll. Die Bergdama werden gewöhnlich Bergdamara genannt. Ich muß Vedder zustimmen, wenn er sagt, daß die letztere, gewöhnliche Bezeichnung fehlerhaft ist. Die Endsilbe -ra ist nämlich das Pronominalsuffix 3. Pers. fem. resp. com. der Zweizahl der Namasprache, die die Dama bekanntlich übernommen haben. -ra bedeutet sie, nämlich zwei weibliche oder auch ein männliches und ein weibliches Wesen. Jede Grammatik der Namasprache wird darüber Aufschluß geben können. Der reine Volksname lautet also nur Dama. Vedder spricht sich über die Einführung des Wortes Damara folgendermaßen aus:

„Es ist wahrscheinlich, daß einer der ersten Beobachter, dem etwa zwei Frauen oder ein Mann und seine Frau dieses Volksstammes zu Gesicht kamen, seinen Nama redenden Gewährsmann fragte: ‚Was sind das für Leute?' und dieser ihm formrichtig antwortete: ‚Nēra gye Damara'. ‚Das sind zwei Dama', worauf dieser sich Damara als Volksnamen merkte, ohne das Suffix als solches zu erkennen."

Analog mag auch die Bezeichnung des im Süden wohnenden Hottentottenstammes als Namaqua entstanden sein. Vedder schreibt darüber folgendes:

„Der reine Wortstamm heißt Nama und ist gegenwärtig allgemein eingeführt; -qua ist verhört für -gua, die ältere Form des Pronominalsuffixes der 3. Pers. pl. masc. euph., und lautet gegenwärtig allgemein -ga. Offenbar hat der den Volksnamen der Nama suchende Forscher bei seiner Fragestellung auf einige Nama-Männer hingewiesen und die Antwort erhalten: „Nēgu gye Namagua'. ‚Das sind Nama (Männer)', worauf hin der Volksname in vielen Veröffentlichungen und noch dazu in fehlerhafter Orthographie Namaqua geschrieben wurde."

Die Ausführungen über die Werft und das heilige Feuer zeigen von einer guten Beobachtungsgabe des Forschers. Über Zusammenhänge des Seelenlebens der Bergdama mit dem heiligen Feuer hätte wohl noch mehr geschrieben bzw. erforscht werden können. Für den Bergdama ist das heilige Feuer gleichsam ein beseeltes Wesen, das hören, sehen, empfinden und wollen kann und die Macht zur segnenden und strafenden Tat besitzt. Dies sagt Vedder wohl, aber über das Feuer als beseeltes Wesen spricht er nichts weiter. Soweit ich aus Berichten über andere Völker beobachten konnte, ist bei der Feuerverehrung stets auch der Glaube an eine Hauchseele vorhanden. Zudem findet sich in der Namasprache ein und dasselbe Wort für „Atem, Hauch, Seele". Der Glaube an die Hauchseele dürfte auch bei den Bergdama vorhanden sein.

In seinem Feuer verehrt der Bergdama die aufgehende (rote) Sonne. Man vergleiche hiezu den Sonnenmythus auf S. 198. Das Feuer gilt als der Spender von Feldfrüchten und Wildbret. Die Zusammenhänge der Feuer- mit der Sonnenverehrung bringt Vedder leider nicht. Den Seelenglauben hätte der Verfasser sicher besser erforschen können, wenn er sich vorher mehr mit der Religion der Naturvölker befaßt hätte. Dennoch aber bieten die Aufzeichnungen vielfach wertvolle Stützen, auf denen sich brauchbare wissenschaftliche Erläuterungen aufbauen lassen. So läßt sich aus den Aufzeichnungen S. 137 ff. erklären, daß die Bergdama an eine Schattenseele glauben.

Die Vorstellung, daß der Geist in das Haus zurückkehren könne, in dem der Verstorbene bei Lebzeiten gewohnt hat, das Niederlegen von Speisen, Genußmitteln (Tabak, Dagga). Gebrauchsgegenstände am Grabe und der Glaube an Gespenster weisen auf den Glauben an eine Schattenseele hin. Das Gespenst dürften sich die Bergdama wie andere Völker auch als Erscheinungsform einer bösen Seele denken; denn nicht an jedem Grabe hält sich der Geist des Verstorbenen als böses Gespenst auf. Der Bergdama weiß, daß viele Geister der Toten nicht in Ruhe ins Jenseits eingehen, und diese können entweder in Gestalt eines Knochengerippes oder eines Tieres sich zeigen. In der Regel erscheinen sie in der Nacht und haben die Gestalt eines Ziegenbockes oder eines Schakals. Am häufigsten werden die Gespenster als dunkle, tierähnliche Schatten ohne Körper (immateriell) gesehen. Auch als Klopfgeister (S. 141) erscheinen sie. (Die große Wandelbarkeit der Schattenseele dürfte ja bekannt sein.) Diese Aufzeichnungen über das Gespensterwesen weisen, wie gesagt, gleichfalls auf den Glauben an eine Schattenseele hin.

Eine kritische ethnologische Betrachtungsweise fehlt in dem Werke. Über die ethnologische Stellung des Volkes spricht sich der Verfasser nicht aus. Die Bergdama kann man meiner Ansicht nach nicht mehr als ein typisches Urvolk bezeichnen. Für ein Urvolk sprechen folgende soziale Einrichtungen bei den Bergdama. Der Mann ist unbedingtes Oberhaupt der Familie. Jagd- und Sammelwirtschaft ist vorherrschend. Der Mann ist der Jäger, das Weib ist die Sammlerin der Feldkost. Es ist der Glaube an ein höchstes göttliches Wesen vorhanden. Nicht für ein Urvolk spricht folgendes bei ihnen: Der Vielweiberei steht kein Gebot der Volkssitte im Wege. Es ist bereits ein mäßiger Gebrauch von Amuletten zu beobachten. Der kleine Sprößling erhält vom Vater nach einem erfolgreichen Jagdausflug das erste Amulett. Es besteht aus der Stirnhaut der Ziege, mit der Hautstückchen vom Eland, Gemsbock und von einer Giraffe mit einem Riemchen zusammengebunden werden, dessen beide Enden alsdann wie eine Kette um den Hals des Kindes liegen. Sobald die Knaben die drei Jägerweihen erhalten haben, wird für sie das Amulett gegenstandslos. Das Mädchen darf das Amulett bei der Pubertätsfeier ablegen. Nicht für ein Urvolk spricht weiters der Stand der Zauberer und der Genuß von Narkotika.[1]) Hieraus ist ersichtlich, daß die Bergdama keineswegs mehr ein reines Urvolk sind. Wahrscheinlich sind sie von Nachbarvölkern (Herero u. a.) beeinflußt worden. Über die Sammel- und Jagdwirtschaft bringt der Verfasser sehr viele Berichte.

Mit großem Interesse ist das Kapitel über die Vorbedeutungen behandelt. Der Schrei des Nachtvogels sereb kündet den Besuch von Freunden oder Bekannten an. Summt eine Fleischfliege jemandem unaufhörlich um Mund und Nase, so pflegt man zu sagen: „Ich werde Fleisch bekommen. Die Fliege hat mir's gesagt." Das Zucken (gens) eines größeren Muskels ist von bestimmten Vorbedeutungen.

Der Verfasser schreibt vom Gewissen der Bergdama folgendes (S. 177): „Sein Gewissen reagiert aber nicht auf eine böse Tat." „Und ihm ein Gewissen anzuerziehen, war die Zeit der Beeinflussung (durch die Mission) noch zu kurz." Diese Behauptungen des Verfassers stehen in einem gewissen Widerspruch zu dem Recht und den Rechtsanschauungen dieses Volkes.

Der Bericht über die „medizinische Krankenbehandlung" ist sehr ausführlich. Es wäre wohl der Mühe wert, daß die Krankenbehandlung der Bergdama einmal genau durch europäische Ärzte einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen würde.

Im Kapitel „Spiel" bringt der Verfasser die Spielregeln des Brettspieles, das in Afrika weit verbreitet ist und auch im alten Ägypten schon bekannt war. Aus den aufgezeichneten Regeln geht nicht sogleich klar hervor, wie das Spiel zu spielen ist. Man muß es wirklich probieren. Dazu nehme man ein Blatt Papier, zeiche die viermal 14 Kreise, die die Löcher darstellen sollen, und benütze als Steine, Erbsen, Bohnen u. dgl.

Die Bergdama sprechen die Schnalzlaute weniger deutlich aus als die Nama. Vedder glaubt das auf die physiologische Beschaffenheit der Zunge zurückführen zu dürfen. Westermann ist damit nicht ganz einverstanden.[2]) Der Verfasser weist auf die Unterschiede des Bergdamadialektes von der Namasprache hin. Eine Anzahl von

[1]) Vedder sagt (S. 138), daß Tabak und Dagga schon in alter Zeit Genußmittel der Bergdama waren.

[2]) D. Westermann, Besprechung über dasselbe Werk. Oriental. Literaturzeitung 1923, Nr. 12.

aufgezeichneten Wörtern des Bergdamadialektes fehlt in der Namasprache. Der II. Teil des Werkes, welcher erst erscheinen und Texte des Bergdama enthalten wird, wird sicherlich alles bestätigen können, was der Verfasser im I. Teile, S. 153 ff., schreibt. Sehr anschaulich und lehrreich sind die Zählarten behandelt. Beim Zählen werden auch die Namen der Finger als Zahlwörter verwendet.

Arg verstümmelte Grußformeln scheinen nicht vorhanden zu sein. Die aufgezeichneten Grüße erweisen sich ihrer Form nach als sehr ursprünglich.

Sehr wichtig sind ferner die Bemerkungen über die Bergdama der Neuzeit. Der Verfasser schreibt sehr ausführlich über die Einwirkungen der europäischen Zivilisation auf die Kultur der Bergdama, wobei sich vielfach zeigt, daß gerade auf die Stellung der Frau kein günstiger Einfluß ausgeübt wird.

Wir können bei den neuzeitlichen Bergdama, die früher höchstwahrscheinlich ein typisches Urvolk waren, demnach zwei Beeinflussungen beobachten, nämlich von seiten anderer afrikanischer Bevölkerung (der viehzüchtenden Herero u. a.) und der Europäer. Aus dem Zustande des kulturellen Unterganges kann meiner Ansicht nach diesen Bergdama vor allem nur durch gute Missionsschulen geholfen werden, in denen nicht allein gelehrt, sondern auch gut erzogen wird.

Die Monographie über die Bergdama, die uns Vedder, der jahrelang bei diesem Volke gelebt hat, schenkt, ist ein vortreffliches Werk und bringt für den Sprachforscher, Ethnologen und Religionsforscher eine große Menge bisher unbekannten Materials. Dr. Karl Lang (Wien).

29. **Frobenius, Leo:** *Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas.* Bd. VIII: Erzählungen aus dem Westsudan, und Bd. IV: Märchen aus Kordufan. Herausgegeben von — —. (Veröffentlichungen des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie.) Jena (Eugen Diederichs) 1922 und 1923.

Es gab Zeiten, in denen ich mit Eifer die Schriften von Leo Frobenius las und vielen Menschen empfahl. Heute kann ich seine Bücher nicht mehr so lesen wie damals. Mir ist Frobenius inzwischen durch die Massenproduktion seiner Werke und durch mehrere Mitteilungen hervorragender Gelehrter genügend bekannt geworden. Was ich noch nicht gesehen habe, ist das Institut für Kulturmorphologie. Ich kenne jedoch den Vortrag des Regierungsrates Fr. Bieber, den er in letzter Zeit über dieses Institut in Wien gehalten hat. Die Urteile über Frobenius sind vielfach sehr geteilt. Eine Reihe von Fachgelehrten, welche in jenen wissenschaftlichen Disziplinen maßgebend sind, die auch Frobenius in sein Arbeitsfeld mit einbezieht, sind mit der Arbeitsweise des Herrn Geheimrates nicht einverstanden. Und das sind nicht nur österreichische Gelehrte, sondern auch reichsdeutsche.

Die zwei Bände, welche ich hier bespreche, gehören viel eher in das Gebiet der schönen Literatur als in das der Wissenschaft. Frobenius hat zu Anfang seiner Tätigkeit in der Studie „Die Kunst der Afrikaner", Mitteil. d. Anthrop. Ges., XXVII. Bd., gute Ansätze zu einer wissenschaftlichen Arbeitsweise gezeigt. Wenn er auf dem Wege, den er mit dieser Studie einschlug, geblieben wäre, so wäre er sicher ganz anderswo hingelangt. Diese Arbeitsweise war aber für Frobenius etwas zu schwerfällig. Er verschaffte sich ein schnelles Vehikel und eilte und eilte. Die Folge davon war, daß die Grenzen zwischen Wissenschaft und Unwissenschaftlichkeit sich bei dem Eilfluge immer mehr und mehr verwischen mußten. Das Vehikel, mit dem er fuhr und noch jetzt fährt, ist das Gefühl, die bloße Intuition, seine seelische Gestaltungskraft. Frobenius täuscht sich, wenn er glaubt, daß die jetzige Wissenschaft mit der kahlen Ratio allein arbeite. Gerade seine Gegner arbeiten auch mit Intuition, aber diese ist und bleibt bei ihnen eine Vorstufe der wissenschaftlichen Arbeit. Der Wissenschaftler und der Dichter, beide brauchen Ratio und Intuition (Gefühl, seelische Gestaltung), aber jeder einzelne von ihnen wendet sie anders an. Frobenius sollte sich endlich einmal endgültig entschließen, entweder ein exakter wissenschaftlicher Arbeiter oder ein Schönliterat zu werden. Ja, er kann auch beides sein, aber nicht in ein und derselben Studie, in ein und demselben Satze.

Da für die Erzählungen, Märchen usw. der Mande, Mossi und Kordufaner keinerlei Belege in den hier zu besprechenden Bänden vorliegen, so bin ich nicht imstande, eine eigentliche Besprechung über die Aufzeichnungen zu schreiben, sondern ich kann bloß einzelne mir wichtig scheinende Darlegungen berühren, die in den einleitenden Kapiteln enthalten sind.

Wenn der Verfasser sagt (I. Kap., Westsudan), daß jetzt wieder das Auge über den eingeengten Horizont in die Ferne schweife ... blühendes Leben heischend zu den Primitiven (schweift) ..., so muß man ihm antworten, daß jetzt das Auge in die Heimat schweift und daß die Pädagogen z. B.

bemüht sind, jetzt den Unterricht bodenständig zu gestalten. Ich will dabei durchaus nicht behaupten, daß es jetzt keine Menschen gibt, die für die Primitiven interessiert wären. Der „heischende Blick" zu den Primitiven ist jedoch für unsere Zeit nicht charakteristisch, sondern der Blick in die nächste Umgebung, in die Heimat.

Der Verfasser schreibt von den Verehrern des Primitiven folgendes: „Im Schwärmen erleben sie freilich noch nicht die Wesenheit; sie umleben, umgaukeln, umspielen sie nur. Jedoch: sie fühlen das Gewaltige, und dies Gefühl ist gleichbedeutend mit dem Bedürfnis des Gemütes. — Der Boden ist also wieder bereitet." Wer diese Zeilen aufmerksam liest, muß auf Widersprüche kommen. Das eine Mal heißt es „sie umgaukeln, umspielen"; erleben also die Wesenheit nicht; und dann heißt es gleich darauf, „sie fühlen das Gewaltige". Freilich, wer nicht weiß, was es heißt, „das Gewaltige fühlen", der wird hier nicht auf den Widerspruch stoßen.

Weiters schreibt der Verfasser: „Mit den Volkserzählungen der verschiedenen Sudanvölker tritt aber aus einem einheitlichen Hintergrunde weitgehende Feingliederung in der Stilbildung hervor." Zu dieser Textstelle füge ich folgendes aus Passarge „Die Wissenschaft und Frobenius"[1]) hinzu: „Diese Riesenleistung[2]) hat er vollbracht, ohne auch nur eine einzige Negersprache zu sprechen. Er mußte Dolmetscher haben; und diese Tatsache allein genügt für den Kenner. Wissenschaftlich brauchbar sind nur Darstellungen, die in der Landessprache von einem gründlichen Kenner der Sprache selbst niedergeschrieben sind. Dann muß erst eine wörtliche Übersetzung mit Kommentar und dann eine sinngemäße Übertragung in eine europäische Sprache erfolgen." Nach dieser Äußerung von Prof. Dr. Passarge ist es völlig rätselhaft, wie Frobenius eine „weitgehende Feingliederung" in der Stilbildung erkennen kann. Würde Frobenius eine Arbeitsweise haben wie z. B. Westermann in seinem Werke „Die Kpelle"[3]) oder wie Dempwolff in dem Werke „Die Sandawe" usw., so könnte er unmöglich so viele Bände produzieren.

Frobenius schreibt auch: „Der Stil der Mandevolksdichtung ist produktiv, die Mossi bildeten nur nach, kopierten nur; „ihr Stil ist lediglich reproduktiv". Wo hat der Verfasser zu dieser kühnen Behauptung die dazugehörigen Beweise? Frobenius spricht in den einleitenden Bemerkungen auch wieder von „Höhlen- und Weitengefühl". Über die sonderbare Anwendung dieser Ausdrücke will ich weiter kein Wort verlieren; siehe hiezu Passarge.[1])

Für die gebrachten Erzählungen usw. muß ich den Ausdruck Passarges, nämlich „unkontrollierbar" gebrauchen. In Band IV schreibt Frobenius (Märchen aus Kordufan, S. 6): „Dieses geht nicht nur aus vielen sprachlichen Belegen hervor ..." Wo wären solche Belege, mit denen die Wissenschaft operieren könnte? Diese zwei Bände können meiner Ansicht nach keine wissenschaftliche Geltung haben.

Mit diesen Bemerkungen will ich Geheimrat Frobenius aber keineswegs die Genialität absprechen. Sein „Paideuma", das ich für eine seiner besten Schriften halte, beweist diese Genialität. Im allgemeinen wurde dieses Werk auch gut aufgenommen. Siehe Mitteil. d. Anthrop. Ges., Bd. LII, besprochen von Dr. F. Röck. Bezüglich dieses Werkes sei folgende Bemerkung außerhalb des Rahmens der eigentlichen Besprechung hinzugefügt.

Im Paideuma unterscheidet Frobenius drei Perioden in der Entwicklung der Sprachen. 1. Das infantile Alter der Sprachbildung. 2. Die Periode der harmonischen Organität der Sprache. 3. Die Periode der anorganischen Mechanik. Ich habe in meiner Doktordissertation von Mai 1923 folgende Bezeichnungen eingeführt: Jung, reif, alt (greisenhaft). Die typischen Sudansprachen (Sprachen mit Tonhöhe) nannte ich „jung", das Fulfulde „reif" und das Kanuri, Haussa usw. „alt". Der Gedankengang ist bei Frobenius und bei mir derselbe. Meine Bezeichnungen sind kürzer und praktischer und dieselben, die der Geograph Davis für die Bezeichnung der Oberflächenformen der Erde einführte. In der Bezeichnung der Sprachperioden von Frobenius erkennt man die gewisse Vorliebe für Fremdwörter, worüber sich abermals Passarge schon aussprach. „Infantile Periode" ist übrigens nicht sinnentsprechend. Man kann heute die Sudansprachen keineswegs mehr infantil nennen. Was versteht man denn überhaupt unter infantil im wörtlichsten Sinne? Warum sollen die Sprachen mit Tonhöhe infantil sein? Weder die Kultur noch die Sprache dieser Völker kann so bezeichnet werden.

Dr. Karl Lang, Wien.

[1]) Hamburger Nachrichten, Abend-Ausgabe, 13. Dezember 1923, Nr. 579.

[2]) Gemeint ist das Sammeln von den vielen Märchen, Sagen usw.

[3]) Dieses Werk wurde in hiesigen Gelehrtenkreisen allgemein gut aufgenommen. Siehe Anthropos, Bd. XIV—XV, besprochen von P. P. Schebesta, und Mitteil. der Anthrop. Ges., Bd. LII, besprochen von Dr. M. Schmidl.

[1]) a. a. O., 13. Dezember 1923.

30. **Samain, A.:** *La Langue Kisonge.* Grammaire-Vocabulaire-Proverbes. Bibliothèque Congo, XIV, 182 S. Bruxelles (Goemare, Imprimeur du Roi, 21, Rue de la Limite) 1923.

Das Kisonge ist die Sprache der Basonge. Es stellt eine ganz typische Bantusprache vor und steht der Nordost-Bantusprachengruppe am nächsten. Die Basonge bewohnen die Uferlandschaften des Lomamiflusses, auf weiten Strecken hin das rechte Ufer des Sankuluflusses und das Gebiet zwischen dem Lomani und Lubilasch. Im Osten kommen sie mit den Batetela und Bagenya, im Süden mit den Baluba, im Westen mit Ndumbi und Bakuba, im Norden mit den Baschoppe und Batoto zusammen. Sie gliedern sich in eine große Anzahl von Unterstämmen. Der Hauptstamm ist der der Bekalebwe im Lomamigebiet.

Die kurze Einleitung enthält wichtige Notizen über die Beschäftigung, über den Charakter und über die sozialen Verhältnisse der Basonge. Über das Patriachat der Basonge schreibt Samain unter anderem folgendes: „Les Basonge pratiquent le patriarchat: c'est le père qui est le maître, et c'est le fils qui succède. Cependant les Basonge aiment à nommer comme chef le fils d'un père Musonge et de mère d'une tribu étrangère, voire de mère esclave."

Die gut vorgeführten Substantivklassen sind mit vielen Beispielen versehen. Bei der Konjugation des Verbums finden sich auch einige Beispiele aus dem Tschiluba. Das Kapitel XVIII über die Wortbildung bringt manchen Aufschluß über die Bedeutung der Präfixe. Große Beachtung verdient das reichhaltige Wörterbuch Französisch-Kisonge. Die 106 Sprichwörter sind allerdings etwas frei übersetzt. Da aber ein gutes Wörterbuch dabei ist, wird der Bantuist ohne viel Mühe erfolgreiche Studien machen können. Das Werk ist für die Bantuistik eine große Bereicherung.

Dr. Karl Lang, Wien.

31. **Lagae, C. R., et Van den Plas, V. H.:** *La Langue de Azande.* (Bibliothèque Congo. Vol. II.) Gand (Editions Dominicaines „Veritas") 1922 und 1923.

Diese Arbeit über die Sprache der Azande ist die beste von den bisher erschienenen. Man kann sie nur freudigst begrüßen. Die Aufzeichnungen von A. Colombaroli, Dolan und Schweinfurth sind aber dadurch keineswegs wertlos geworden. Die beiden Autoren haben die Aufzeichnungen ihrer Vorgänger vielfach miteinbezogen. Das ganze Werk selbst stellt aber etwas völlig Neues dar, und die Verfasser haben Recht, wenn sie sagen „nous présentons donc au public, un travail nouveau, et que l'on peut considérer comme entièrement inédit".

Die vorzügliche historisch-geographische Einleitung zu dem Werk ist von P. Van den Plas, die Grammatik, die Legenden, Erzählungen, Übungen mit grammatischen Erklärungen von P. Lagae. Das Wörterbuch ist von beiden Verfassern und die Frucht mehrjähriger Tätigkeit auf dem Gebiete der Sprache. Es enthält eine sehr große Anzahl von Wörtern und man kann schon bei einer oberflächlichen Durchsicht erkennen, welcher Fleiß und welche Mühe dazu verwendet worden ist. Die Verfasser äußern sich darüber im Avertissement, wie folgt: „toujours à l'affût d'un mot nouveau, nous avons ramassé de nombreux vocables au cours des voyages, et de nos relations journalières avec l'indigène de la savane".

In der Einleitung befaßt sich Van den Plas mit der Deutung des Namens „Azande". Er berichtet, daß die Ältesten unter den Azande meist „asande" aussprechen. Schweinfurth, Colombaroli, Casati, W. Junker und Calonne-Beaufaict schreiben auch „Asande" und „Asandeh". Die Ältesten sagen auch noch jetzt „sande" für „sende" (Erde). In den Tuleerzählungen (Sangbwa Tule), welche vielfach archaische Formen enthalten, wird gleichfalls *sande* für *sende* gebraucht. Der Gebrauch von z für s findet sich auch in Eigennamen. „Zunezende" ist der Name des ältesten Sohnes des Häuptlings Akengey. Zunezende ist zusammengesetzt aus zuna (wucherisch aufkaufen, in Beschlag nehmen, accaparer) und sende (Land, Erde). *Zunezende* entspricht dem Sinne nach französisch: „celui-qui-accapare-la-terre". Da Van den Plas nur ein solches Beispiel von einem Eigennamen bringt, so könnte man allerdings auch annehmen, daß das z in zuna das s in sende zur Stimmhaftigkeit hinlenkte. Van den Plas meint, *Azande* von den alten Formen „sande, asande" ableiten zu dürfen und glaubt, seine Meinung dadurch begründen zu können, daß ein sinngemäßer Zusammenhang zwischen Azande und sande (Erde, Land) vorhanden ist. a ist das Pluralpräfix und Azande hieße etwa „les Terriens". Diese Erklärung kann vielleicht richtig sein.

Sonst sind die Azande noch durch Benennungen wie Niamniam (Nyamnyam), Makaraka, Makraka, Abandya und Avungura bekannt. Niamniam ist nach der Ansicht Schweinfurths der Dinka-Sprache

entlehnt und bedeutet Fresser, Vielfresser[1]). Hiezu siehe „-ama, ny-ama (Bantu) Tier, Fleisch“.[2]) Es können hier Zusammenhänge vorliegen. „Niamniam“ kennen die Azande selbst nicht und Kannibalen heißen bei den Azande *„a-li-kawa,* die Menschenfleisch (kawa) essen“. *li* heißt essen und hat eine auffallende Ähnlichkeit mit Bantu *„lia* essen“ (s. Meinhof, Lautlehre der Bantusprachen, S. 235). Colombaroli notierte *lie* für „essen“. Die Azande werden, wie Schweinfurth und Van den Plas berichten, von ihren Nachbarvölkern verschieden genannt. Die Mittu nennen sie *Makaraka* oder *Kakaraka*, die Golo *Kunda* und die Mangbettu *Babungera* usw.

Die Häuptlinge und deren Söhne bedienen sich einer Spezial- oder Sondersprache (argot), damit die Untertanen sie nicht verstehen können. Diese Sprache wird von den Azande „duworäti“ oder „fora wili agbiya“ (Sprache der Häuptlingssöhne) genannt. Van den Plas berichtet, daß diese Sprache schon von vielen Untertanen (sujets) verstanden wird und daß die Urheber dieser Sprache sie daher nur mehr selten benützen. Sie besteht darin, daß man die Silben der einzelnen Wörter umkehrt und so spricht man z. B. robo für boro (Mensch) und modi für dimo (Haus).

Den phonetischen Teil der Sprache hat Lagae sehr kurz gefaßt. Es wäre gut gewesen, auf den Lautwechsel innerhalb der Sprache der Azande hinzuweisen. Auffallend ist der Wechsel von d und l[3]) so in ida-, ila- „lieben, billigen (approuver)“; in utuda-, utula- „anfachen, schüren (attiser)“; sida sila „Pfeil“. Als andere Beispiele auffallenden Lautwechsels führe ich an:

Wechsel zwischen b und w, so in buga-, wuga- beruhigen, stillen (apaiser).

Wechsel zwischen z und d, so in ziya-, diya- zuteilen; manzuluma, manduluma „Schimpanse“.

Wechsel zwischen y und h, h und g, so in yipa-, hipa- „laufen“; miha-, miga- „schwingen“; foho, fogo frühreif; sohote, sogote „Uneinigkeit, Widerwille“ u. a.

Die zusammengesetzten Substantiva hat Lagae sehr übersichtlich vorgeführt. A. Colombaroli schenkt diesen Substantiven überhaupt keine Aufmerksamkeit. Das Geschlecht ist genügend ausführlich behandelt und zeigt die guten Kenntnisse des Verfassers in der Sprache der Azande.

Lagae hätte gut getan, wenn er auch auf die Repetition und die Reduplikation beim Substantiv aufmerksam gemacht hätte. Repetitionen bei Substantiven liegen offenbar in folgenden Beispielen vor: kɔngodakɔngoda „Lallen, Stammeln (bégaiement)“; ruguzuruguzu „Wunderlichkeit“; selengbeselengbe „Wirrwarr“; yoyo „bredouille“; popo „Flügel“; gbwogbwo „buffet“; wowo „Lärm, Geschrei“; dodo „Trichter“; dede „Same (sperme)“; dudu „Schnecke“; gugu „gong“· gabagaba „Eunuch“ u. a.

Reduplikationen, wahrscheinlich aus der Repetition hervorgegangen, finden sich, wie ich glaube, in folgenden Beispielen: bebeḷe „Mitte, Hälfte“; gagase „Achselhöhle“; gugule „Bündel“; pepeḷe (aŋoge) „Wachs“ u. a. Die Repetition und Reduplikation beim Adjektiv, wo beide auffallend sind, wurde genügend behandelt. Beim Adjektiv wäre aber wieder ein Hinweis auf die Triplizität einer einfachen Grundsilbe (Konsonant + Vokal) wohl am Platze gewesen. Ich bringe hiezu folgende Beispiele: kokoko „fade, geschmacklos“; dɛdɛdɛ „kalt“; zezeze, dididi „stinkend“; dededе „gewöhnlich (ordinaire)“. Eventuell hätte der Verfasser noch auf die Reduplikation der Endsilbe bei Adjektiven, wie z. B. bei helele (neben helehele) „leuchtend“ aufmerksam machen können. Gewöhnlich aber wird die Anfangssilbe reduplizіert, wie in yiyipi (neben yipiyipi) „frühzeitig“.

Das Numerale bei Lagae weicht ziemlich ab von dem, das Colombaroli[1]) aufgezeichnet hat. Die Pronomina und das Verbum sind in mustergültiger Weise dargestellt.

Das Wörterbuch ist, wie schon gesagt, sehr reichhaltig. Da es aber nur französisch-Azande abgefaßt ist, so wäre notwendig gewesen, des öfteren bei einzelnen Vokabeln der Azandesprache auf die verschiedenen Bedeutungen dieser Vokabeln hinzuweisen. Für den Sprachforscher, der sich oft schnell über die Bedeutung eines Wortes orientieren muß, wäre dies von Vorteil. Bei vielen zusammengesetzten Substantiven fehlt die wörtliche Übersetzung. Man muß doch bei der Anlage eines Wörterbuches auch auf solche Benützer Rücksicht nehmen, die vorübergehend einmal darin nachschlagen müssen. Derjenige, der die Sprache der Azande in sein Spezialforschungsgebiet mitein-

[1]) Für diese Bedeutung spricht die Repetition, auf den Kannibalismus des Volkes anspielend. Im Sudan-Arabischen ist gleichfalls *Niamniam* pl. *Niamäniam* zu finden und wird auch zur Benennung anderer Völker, die gleichfalls Kannibalen sind, verwendet. Im Haussa heißt yamyám allgemein „Kannibale“, im Fulfulde ñama „essen“.

[2]) C. Meinhof, Lautlehre der Bantusprachen, S. 215.

[3]) Dieser Wechsel ist sehr leicht möglich, da in der Sprache der Azande ḷ (ein Laut, dessen Artikulation zwischen der von l und r liegt) vorhanden ist. ḷ wechselt mit d, z. B. mbwaḷuse, mbwaduse „Herz“; soḷa-, soda- „chausser (un arbre); ein r bei Corombaroli entspricht oft einem ḷ bei Lagae, z. B. in kóré, kuḷe „Blut“, dandarä, dandaḷa „Katze“, bèbèrè, bebeḷe „Hälfte“.

[1]) A. Colombaroli, Premiers elements de Langue A-Sandeh. Le Caire 1895, p. 22—24.

bezieht, muß natürlich sich eingehend mit dem Wörterbuch befassen; er muß aber dazu ein eigenes Notizbuch anlegen, worin er eine große Anzahl von Azande-Vokabeln mit ihren verschiedenen sinngemäßen Bedeutungen zusammenstellt. Es wird ganz gewiß von Interesse sein, wenn ich einzelne Zusammensetzungen (Verbindungen von Substantiven) mit ihren Bedeutungen hier vorführe. Im übrigen ist diese Vorführung geeignet, in die Denkweise der Azande einen kleinen Einblick zu gewähren.

Folgende Zusammensetzungen von Substantiven wurden von den Verfassern erklärt:

wusende Ziege (litt. souffle la terre); wuru kpwoḷo Dorfplatz, cour du village (eig. Bauch, Inneres des Dorfes); ähnlich gebraucht man im Arabischen bain Bauch, innerer Teil der Stadt Mekka; wa bingë Halbmond, croissant (eig. wie ein Halsband, collier); zạngba tiyõ Rückenflosse des Fisches (eig. Mähne des Fisches); be tĩyõ vordere Seitenflosse des Fisches (eig. Arm, Hand des Fisches); ndu tiyõ hintere Seitenflosse des Fisches (eig. Fuß des Fisches); gbiḷo ạngo Floh (eig. Insekt des Hundes); ña-àli Affe (litt. animal en haut); gomoḷo hime (litt. faim de l'eau); seliseli ngwa Zange (eig. gespaltenes Holz); mbiyá sa hẽ Mühle (eig. Stein zum Zerbrechen des Dinges); lĩngbwa Kinn (eig. unter dem Munde); kaza lindi gimilise Haemorrhoiden (eig. Krankheit der Zähne des Afters); we ambisimo Irrlicht (eig. Feuer der Geister); ndugbwëli Schädel (eig. Kalebasse des Kopfes); mbulube Ellbogen (eig. Hinterteil des Armes); wilitala ti bundu Kapsel (eig. kleines Kupfer für das Gewehr); hime pësyë Suppe (eig. Wasser des Fleisches, Muskels); be akoro Henkel (eig. Arm des Topfes); in anderen Sprachen, wie im Malinke, Arabischen, Magyarischen, Englischen (ear), Koptischen und anderen Sprachen sagt man „*Ohr*“ für „Henkel“; wilidi Nebenfluß (eig. Kind des Flusses); bahime, nahime Strom (eig. Vater des Wassers, Mutter des Wassers);[1]) bagine Straße (eig. Vater des Weges); dimo arume Kokon (eig. Haus der Raupe); bombu ilimo Harnblase (eig. Haus des Urins); bavurukpwoḷo Sperling (eig Vater des Dorfinneren); vuru kpwoḷo diwi Hof des Mondes, halo (eig. Dorfinneres des Mondes); nunga-na-kpwuḷu Schildkröte (eig. spazieren gehend mit ihrer Behausung, résidence); gine kule Arterie (eig. Weg des Blutes).

Nicht erklärt wurden z. B. kpe pësyë Gemüse (eig. Blatt des Fleisches, Muskels);[1]) mara de Mitgift (eig. Eisen, Geld der Frau), sie wird vom Bräutigam den Eltern der Braut gezahlt; kazu uru Aussatz (eig. Krankheit der Sonne); kpwotongbwa Lippe (eig. Haut des Mundes); gilimbiya „Meteor, Aerolith“ scheint zusammengesetzt zu sein aus gili Strick, Strang und aus mbiya Stein; ngongo kpe Blattnerv (eig. Wirbelsäule des Blattes); dimo aziḷe Nest (eig. Haus des Vogels); vergleiche hiezu im Fulfulde sūdu sõndu „Haus des Vogels“ = Nest, und desgleichen im Haussa gida-n-tsuntsū. pësyë ngwa Splint (eig. Muskel des Baumes). Eine Erklärung zu diesen Verbindungen wäre notwendig gewesen.

Alle Lehnwörter in der Sprache der Azande sind im Wörterbuch mit einem Sternchen gekennzeichnet. Sie sind teilweise aus europäischen Sprachen, teilweise aus dem Bantu und dem Arabischen entlehnt. Die einzelnen Lehnwörter hätten ihrer Herkunft nach mit verschiedenen Zeichen versehen werden sollen. Aus dem Europäischen z. B. sind folgende Wörter übernommen: key Schlüssel, faṛanka Franc, so Säge, boy Diener, kopo Trinkschale, neli Nagel, senki = pièce de cinq centimes, su = sou (fr.), züzi = juge (fr.) (magistrat européen) u. a. Folgende Wörter z. B. sind aus dem Arabischen übernommen: bagara Vieh, basara Zwiebel, fayda Gewinn, mafata Türschloß, makasi Schere, muruku Schuh, mandala Spiegel, waraga Papier, Brief, tagiya Fez, ḷisasi Flintenkugel

Nicht alle arabischen Lehnwörter dürften erkannt worden sein. Z. B folgende halte ich gleichfalls für arabisch: namu Strauß, sikili Messer, gitani dicker Baumwollfaden. Die Lehnwörter aus dem Bantu sind am besten erkannt worden.

Leider ist das Wörterbuch nicht ganz sorgfältig gedruckt. Nach „termite“ ist die alphabetische Reihenfolge nicht eingehalten. Es erscheint nach „termite“ „tisser“ anstatt „termitière“. Dagegen erscheint „termitière“ schon nach „tartre“ anstatt „tas“ Man hat hier offensichtlich zwei Manuskriptblätter des Verfassers vertauscht. Das eine Blatt, das mit „tas“ beginnt, hätte vor das Blatt, das mit „termitière“ beginnt, gesetzt werden sollen.

Einige ergologische Gegenstände hätten in der einfachen Strichzeichenmanier zur besseren Anschaulichkeit im Wörterbuch dargestellt werden sollen.

Ein Wörterbuch der „Zande-Français“ wäre zu dem zweibändigen Werke (La Langue des Azande) sehr vorteilhaft.

Dr. Karl Lang, Wien.

[1]) Vergl. dem Sinne nach die Zusammensetzung in „Benue“ (be = Wasser, nue = Mutter). be (Wasser) gehört dem in Afrika weitverbreiteten Labialtypus für Wasser an und nue (Nasaltypus) „Mutter“, s. Westermann, „Die Sudansprachen“, S. 168.

[1]) Vergl. uñe lindingwa „Fruchtfleisch“, pulpe (eig. Fleisch der Frucht).

32. **Clercq, L. de:** *Grammaire du Kiyombe.* (Bibliothèque Congo.) Bruxelles (Goemaere, Imprimeur du Roi, 21, Rue de la Limite) 1921. 95 S.

Eine kurze Einleitung gibt Einblick in die dialektischen Verhältnisse im Mayombegebiet. Die im ersten Kapitel behandelte Lautlehre, die merkwürdigerweise mit der nicht recht passenden Überschrift „notions préliminaires" versehen wurde, ist mustergültig durchgeführt und entspricht den jetzigen Anforderungen hinsichtlich der Phonesis. Nur den Ausdruck „Changements euphoniques" halte ich für unwissenschaftlich. Daß t'oto euphonischer sein soll als ntoto oder nitoto, ist sehr unwahrscheinlich. Was viele französische und englische Linguisten als euphonisch bezeichnen, beruht nur auf der Artikulationslage, in der eine bestimmte afrikanische Sprache gesprochen wird. Daß ein Wechsel von l und d, m und b (S. 10) ganz einfach als euphonisch erklärt wird, ist nicht zutreffend. Man kann diesen erwähnten Linguisten die Lautlehre der Bantusprachen von C. Meinhof, welche vorläufig die beste dieser Art ist, wärmstens empfehlen. Die Akzentlehre (S. 10—12) ist sehr anschaulich und gewissenhaft dargestellt. Eine übersichtliche, leider in dieser Art nicht in jeder Bantugrammatik vorhandene tabellarische Zusammenstellung der Nominal- und Pronominalpräfixe bietet für den Studierenden einen großen Vorteil. Sehr klar sind die Abschnitte, in denen die einzelnen Nominalklassen behandelt werden. Die Beispiele sind gut gewählt und eine einheitliche methodische Gliederung erleichtert das Eindringen in den komplizierten präfikalen Aufbau der Nomina. Für den Bantuisten wird daher eine genaue und sorgsame Durchsicht um so leichter sein.

Das Adjektiv ist kurz behandelt, zeigt aber gleichfalls vom pädagogischen Geschick des Verfassers. Das Numerale ist sehr ausführlich dargestellt und mit praktischen Beispielen versehen. Pronomen und Verbum, denen natürlich der größte Teil der Grammatik gewidmet werden mußte, sind sowohl theoretisch als praktisch sorgfältig vorgeführt, ebenso die Kapitel über das Adverb und die Interjektion.

Eine Sammlung von Texten und ein gutes Wörterbuch des Kiyombe wären wünschenswert.

Dr. Karl Lang, Wien.

33. **Dengler, Hermann:** *Indianer. Die Indianerstämme des Ostens und der Prärien Nordamerikas nach Darstellungen aus der Zeit von 1590 bis 1850.* Mit 96 Abbildungen auf Tafeln und einem farbigen Titelbilde nach alten Stichen und Gemälden. Stuttgart (Franckh'sche Verlagshandlung). (80 Seiten Großoktav.)

Der Bearbeiter hat durch eine sorgfältige Auswahl von Bildern und Stichen aus älterer Zeit eine dankenswerte Zusammenstellung alles dessen geboten, was eine zuverlässige und anschauliche Kenntnis des Lebens und Treibens der Ureinwohner Nordamerikas vermitteln kann, Sitten und Gebräuche, die tägliche Beschäftigung der nordamerikanischen Indianer der Prärien und des Ostens, die grausamen Kriegssitten, die religiösen Feste wie auch Porträts der berühmtesten Stammeshäuptlinge gewähren ein in sich geschlossenes anschauliches Bild von diesen Stämmen und ihrer Kultur. Jedem Bilde ist ein kurzer Text beigefügt, der alles Wissenswerte enthält. Eine Karte der Wohnsitze der Indianerstämme um 1800 beschließt die Bilderreihe. Der Name des Bearbeiters, eines begeisterten Freundes der alten Indianer, bürgt für die Gediegenheit dieses Bilderbandes. Es ist erfreulich, daß sich der Verlag zur Herausgabe weiterer solcher Bände entschlossen hat.

F. Röck, Wien.

34. **Seler, Dr. Eduard:** *Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde.* IV. Band. Herausgegeben von Cäcilie Seler-Sachs. Mit 7 Tafeln, zahlreichen Abbildungen im Text und einer Karte. Berlin (Behrend & Co.) 1923. (VIII + 758 S. 4°.)

Zu den bisher erschienenen vier umfangreichen Bänden der gesammelten Abhandlungen von Ed. Seler, die in den Jahren 1902 (I. Band).. 1904 (II. Band), 1908 (III. Band) und 1915 (V. Band) erschienen sind, ist nach 8 Jahren auch der noch fehlende IV. Band hinzugekommen, allerdings nicht mehr zu Lebzeiten des Verfassers. Nach dem Tode ihres Mannes hatte es sich seine Gattin Cäcilie Seler-Sachs in dankenswerter Weise zur Pflicht gemacht, die Fertigstellung und Herausgabe des IV. Bandes zu besorgen. Als treue Mitarbeiterin und ständige Reisebegleiterin ihres Mannes, wie auch durch eigene Forschungen und Veröffentlichungen wertvoller wissenschaft-

licher Arbeiten hat sich die Herausgeberin einen selbständigen wissenschaftlichen Ruf erworben und sich als die Berufene erwiesen, das große Lebenswerk ihres Gatten fortzusetzen. Der von ihr herausgegebene IV. Band ist somit in doppelter Hinsicht würdig, den anderen Bänden der gesammelten Abhandlungen Selers an die Seite gestellt zu werden.

Der vorliegende Band umfaßt fünf umfangreiche Abschnitte und enthält:

I. Mythos und Religion der alten Mexikaner (S. 1—167).

II. Die buntbemalten Gefäße von Nasca im südlichen Peru und die Hauptelemente ihrer Verzierung (S. 171—338).

III. Kleinere Aufsätze und Vorträge (S. 341 bis 401).

1. Zur Toltekenfrage.
2. Das Ende der Toltekenzeit (unvollendet).
3. Nachwort von Dr. W. Lehmann.
4. Über szenische Darstellungen auf altmexikanischen Mosaiken.
5. Totemismus in Mittelamerika.
6. Volkskunst in Amerika.

IV. Bruchstücke einer allgemein verständlichen Darstellung des Landes Mexiko, seiner Bevölkerung und seiner Entdeckungsgeschichte (S. 403 bis 452).

1. Das mexikanische Land.
2. Die eingeborene Bevölkerung Mexikos.
3. Die alte und die neue Welt und ihre Beziehungen zu einander. Entdeckungsgeschichte.
4. Im Angesichte der Opferinsel. Entdeckungsgeschichte.
5. Der Einmarsch der Spanier in die Hauptstadt König Motecuhçomas. Zur Erinnerung an die Eroberung Mexikos vor vierhundert Jahren.

V. Die Tierbilder der mexikanischen und der Mayahandschriften (S. 455—758).

Die ersten vier Abschnitte sind völlig neu und noch nirgends veröffentlicht. Der erste Abschnitt setzt sich aus mehreren Teilen zusammen, die mythische und religiöse Vorstellungen der alten Mexikaner zum Inhalte haben, und zwar: das Weltbild der Mexikaner; Entstehung der Welt und der Menschen; Geburt von Sonne und Mond; die ersten Menschen und die Sternenwelt; der Hauptmythos der mexikanischen Stämme; Uitzilopochtli, der sprechende Kolibri.

Der erste Teil des ersten Abschnittes bringt unter der Überschrift „das Weltbild der Mexikaner" eine Reihe bildlicher Darstellungen zur mythischen und kosmologischen Anschauung von der Erde oder der Welt überhaupt, Darstellungen, die freilich nicht durchwegs auf gleicher Stufe stehen und dem entsprechend auch kein einheitliches Weltbild zeigen. So liegt z. B. den aus der taraskischen Handschrift Lienzo de Jucutácato 1 und 2 (die Fahrt über das Ostmeer), aus dem Codex Boturini 1. 2 (die Fahrt von Aztlan nach Teocolhuacan) entnommenen Abbildungen, wie auch den Blättern 51—53 des MS. Mexicains de la Bibliothèque Nationale (die Höhle Chicomoztoc und Tollan, die Binsenstadt) die rein mythische Vorstellung von der Außenwelt und der Innenwelt und dem Übergange der mexikanischen Stämme aus jener in diese zugrunde; die Darstellung der Maispflanzen tragenden Erde als Krokodil (Abb. 6), der Erde in Gestalt einer Kröte (Abb. 7, 8 und 9) oder der ein Kind empfangenden und gebärenden Göttin Tlaçolteotl können nur als sinnbildliche Darstellungen und Bilder der mythischen Anschauung, nicht aber als eigentliche Weltbilddarstellungen aufgefaßt werden, wie z. B. der Ballspielplatz, der überleitet zu dem prachtvollen schematischen Weltbilde auf Blatt 1 des Codex Fejérváry-Mayer. Diese kosmographische Darstellung diente zugleich zur Ablesung der Zeit, war also Himmelsbild und Zeitweiser zugleich. Letzteres insofern, als von ihm sowohl die Anfangs-Hieroglyphen und die Benennung der dreizehntägigen Wochen des fünfgliederigen Säulen-Tonalamatls als auch die gewöhnliche Form des in 20 dreizehntägige Abschnitte gegliederten Tonalamatls und ihre Verteilung auf die vier Hauptweltgegenden richtig abgelesen werden kann. Die Darstellung ist somit eines der schönsten Beispiele, das die enge Verknüpfung der Zeitordnung, des Kalenders, mit der Himmels- und Weltordnung, dem Himmels- und Weltbilde vor Augen führt. Daß das in Rede stehende Schema der fünf Weltgegenden und ihrer Gottheiten, der sogenannten „neun Herren der Nacht" eine kosmographische Darstellung mit doppeltem Kalender, und zwar dem zu astronomischen und chronologischen, also wissenschaftlichen Zwecken verwendeten und dem zu astrologischen und divinatorischen Zwecken gebrauchten Tonalamatl vorstellt, hat bereits Ed. Seler richtig erkannt, ebenso daß dieses auf Beobachtungen der Bewegung des Planeten Venus beruht. Näheres über die weltbildliche Darstellung im Codex Fejérváry-Mayer, Blatt 1, vgl. meine Ausführungen im LII. Bande dieser Mitteilungen.[1])

In Abb. 20 auf S. 43 gibt der Verfasser eine Darstellung des Regengottes Chac aus Bl. 30, 31a der Dresdener Maya-Handschrift wieder, der den an allen Vieren gefesselten Himmelshund, das Blitztier, gleichsam als Opfer auf eine Tempelpyramide hinabwirft. Mit der dahinter stehenden mythischen Vorstellung vergleicht

[1]) Röck, Kalender Sternglaube und Weltbilder der Tolteken.

Seler mit Recht die Hieroglyphe des „Cerro de rayo" (Blitzberges) im Dorfbuche von Santiago Guevea. Hinter den genannten Darstellungen steht aber auch eine weltbildliche Vorstellung, nämlich die Auffassung der Erde als Berg und der dreistufigen Tempelpyramide als Abbild des Weltberges. Vergleiche auch den mythischen Außenweltberg Teocolhuacan, den „Berg mit der gekrümmten Spitze" und der Höhle Chicomoztoc. Bei den mexikanischen und mittelamerikanischen Tempelpyramiden und Stufenbauten wirken also zwei Vorstellungen herein, die Vorstellung von der Erde als Berg und als Gebäude, letzteres in ähnlichem Sinne, wie auch wir noch bildlich von einem „Weltgebäude" sprechen. Beide Vorstellungen, die des Weltberges und des Weltgebäudes vereinigt, finden sich auch auf kosmographischen Darstellungen aus dem Einflußbereiche der indischen Kulturen, wohin sie aus dem altorientalisch-vorderasiatischen Kulturgebiete gelangt sein dürften, wie W. Kirfel gezeigt hat. Aus Vorderasien sind auch iranische Weltbildvorstellungen nach Ostasien verbreitet worden, wie M. L. de Saussure jüngst nachgewiesen hat; vergleiche dessen Abhandlung: Le système cosmologique sino-iranien im CCII. Bande des Journal Asiatique, p. 235 ss. Genau in derselben Art, wie die Tempelpyramide der Maya-Darstellung dreistufig ist und als Abbild des Weltberges zu denken, so finden sich auch bei den Indern Darstellungen des Weltberges Meru als dreistufiges Gebäude; man vergleiche dazu die Tafeln zu Kirfels „Kosmographie der Inder".

Die Erwähnung von neun Himmeln, von der in neun Gebiete eingeteilten Erde und von neun Unterwelten in mexikanischen Texten und bei den alten Chronisten legt den Gedanken nahe, daß das Weltall in älterer Zeit dreiteilig gedacht war, entsprechend den dreistufigen Tempelpyramiden. Die Neunteilung jeder der drei Welten Himmel, Erde, Unterwelt kann schwerlich anders gedeutet werden als im Sinne einer Gliederung der gesamten Welt in 27 Länder, wie sie uns besonders in kalendarischen, mythischen und kultischen Überlieferungen der alten Welt reichlich entgegentritt; vergleiche den aus 27 Nächten bestehenden Sternmond (Naksatramāsa) der Inder und die 27 Mondhäuser der Astrologie in Kambodscha, Siam, in Südindien und anderen Ländern. Wie wir auf S. 85 des vorliegenden Bandes erfahren, zählten einzelne Priesterschulen im alten Mexiko, so z. B. die von Tlaxcala, neun Himmel, andere dagegen deren dreizehn. Die einzelnen Schulen legten also ihren Weltanschauungen kein einheitliches Weltbild zugrunde, sondern die eine Priesterschule hielt offenbar an älteren Überlieferungen fest, während andere bereits die jüngere Himmelseinteilung mit 13 Himmeln an ihre Stelle gesetzt hatten.

Der zweite Abschnitt des Buches enthält eine umfangreiche grundlegende Abhandlung über die buntbemalten Tongefäße von Nasca. Als Hauptelemente ihrer Verzierung treten vor allem Gestalten der mythischen Mondanschauung, dann menschliche Köpfe, Männer- und Frauengestalten, allerhand Tiere und Pflanzen in eigenartiger Stilisierung auf.

Im dritten Abschnitte kommt die strittige Toltekenfrage zum Worte, leider ist das Kapitel über das Ende der Toltekenzeit unvollendet geblieben. Dafür werden wir durch ein diese Frage neu aufgreifendes und von verschiedenen Seiten her beleuchtendes Nachwort von W. Lehmann entschädigt, der sich besonders eingehend mit diesem verworrenen und dunklen Probleme beschäftigt hat. Sehr begrüßenswert ist auch die Wiedergabe von Lehmanns Übersichtskarte der Sprachen Mexikos und Mittelamerikas aus seinem monumentalen Sprachenwerke. Ein im Jahre 1919 gehaltener erweiterter Vortrag handelt über szenische Darstellungen auf altmexikanischen Mosaiken. Leider sind die beigegebenen Abbildungen der Türkisschilde im Drucke so schlecht wiedergegeben, daß die darauf befindlichen Darstellungen kaum zu erkennen sind. So sind z. B. Abb. 5a und 9a auf S. 367 und 372 völlig verunglückt. Für die in Abb. 9b gebrachte Darstellung bietet die Skizze Abb. 19 einigen Ersatz, für Abb. 5a (Türkisschild aus Schloß Ambras in Tirol, derzeit im Wiener Naturhistorischen Museum), Abb. 20, als erster Versuch einer teilweisen Rekonstruktion der szenischen Darstellungen. Von Selers anregenden Deutung dieser Darstellung ist Referent nicht in allen Einzelheiten überzeugt worden. So kann ich z. B. die von Seler als Abbild einer Höhle ähnlich der siebenfachen Höhle Chicomoztoc im mythischen Berge von Teocolhuacan gedeutete untere Kreisfläche mit ihrer Darstellung auf dem Wiener Schilde trotz dem Hinweise auf den Berg mit der gekrümmten Spitze auf dem mixtekischen Türkisschilde nur als geöffneten En face-Schlangenrachen ansehen, in dem sich eine menschliche Figur befindet. Ich hoffe, den Fachleuten bei Gelegenheit der Tagung des Amerikanisten-Kongresses in Göteborg eine möglichst vollständige Rekonstruktion der ganzen Darstellung des Wiener Türkisschildes, vielleicht auch eine in Türkismosaik ausgeführte Kopie vorlegen zu können, aus denen die hohe Entwicklung der altmexikanischen Kunst klar zu ersehen ist. Die Möglichkeit hiezu ist vor allem der aufopfernden Ausdauer des dänischen Privatgelehrten Dr. Aage Schmidt zu danken, der sich im Verein mit dem Referenten die ungemein zeit-

raubende und schwierige Rekonstruktion der Darstellung auf dem Wiener Türkisschilde zur Aufgabe gemacht hat.

Ein kurzer Aufsatz handelt über Totemismus in Mittelamerika, der sich allerdings auf eine Kritik der Übersetzung einer Stelle des Popol Vuh durch E. Pohorilles beschränkt, ohne den einschlägigen Stoff aus dem alten Mexiko heranzuziehen.

Ein weiterer Vortrag handelt über Volkskunst in Amerika.

Der vierte Abschnitt enthält Bruchstücke einer allgemein verständlichen Darstellung des Landes Mexiko, seiner Bevölkerung und seiner Entdeckungsgeschichte.

Der fünfte Abschnitt ist eine eingehende Studie über die Tierbilder der mexikanischen und der Maya-Handschriften, Studien, die in den Jahrgängen IX und X der Zeitschrift für Ethnologie zum ersten Male gedruckt und an dieser Stelle gesammelt sind.

Von Druckfehlern seien vermerkt:

S. 167, Zeile 25, lies Teotiuacan statt Teotinacan.

S. 184, Zeile 11, lies Abb. 27 statt 26c.

S. 316, letzte Zeile, lies Ixtlilxochitl statt Ixtlilxorbitl.

S. 318, Zeile 3, lies Chalchicomula statt Calchicomula,

S. 350, Zeile 22, lies Chich'en Itzá statt Chichin Itza,

S. 386, Zeile 10 von unten, lies Bienenpuppen statt Bienengruppen.

Hoffentlich folgt den bis jetzt erschienenen fünf Bänden bald auch der sechste Band, der die größeren nachgelassenen Schriften E. Selers, vor allem die Übersetzungen aus dem Sahagun und des Popol Vuh enthalten soll, wie wir aus dem Vorworte von Cäcilie Seler-Sachs erfahren. Die gelehrte Herausgeberin, die sich auch durch die Herausgabe dieses vierten Bandes ein großes Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, kann dann mit berechtigtem Stolze auf das geradezu monumentale und auf dem Gebiete der Amerikanistik einzig dastehende Lebenswerk ihres verstorbenen Gatten zurückblicken.

F. Röck, Wien.

35. **Kyrle, Dr. Georg:** *Grundriß der theoretischen Speläologie.* (Mit besonderer Berücksichtigung der ostalpinen Karsthöhlen.) (Bd. I der speläologischen Monographien, herausgegeben vom Speläologischen Institut der Bundes-Höhlenkommission, redigiert von Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle.) Wien 1923. 8°, 353 S. mit 187 Textfiguren und 10 Tafeln.

Es ist ein erfreuliches Symptom für das auch in schwerster Zeit erfolgreiche Vorwärtsschreiten österreichischer Wissenschaft, daß es gelingen konnte, ein für die noch junge Speläologie so bedeutsames und zudem wohl ausgestattetes Werk, wie das vorliegende, herauszubringen. Vorwegnehmend besteht die Bedeutung der Arbeit darin, daß die bisher recht ungleichmäßig behandelten, in das Gebiet der Höhlenkunde einschlägigen Disziplinen eine zweckmäßige Gliederung und großzügige, einheitliche Zusammenfassung erfahren, daß hiedurch der Ausbau der Speläologie zur selbständigen Wissenschaft seiner Vollendung entgegengeführt wird. Daß dieser wichtige Schritt gerade in Österreich getan wurde, hat seinen Grund nicht nur darin, daß Österreich bei seinem großen Reichtum an Höhlen, seinem klassischen Karstgebiet, seit jeher an höhlenkundlichen Forschungen hervorragenden Anteil genommen hat, sondern ist auch in dem Umstand begründet, daß es durch die zielbewußte Tatkraft Hofrat Doktor Rudolf Willners (dem das Buch auch zugeeignet ist) gelang, die Höhlenforschung in Österreich unter staatlicher Mitwirkung auf breiteste Basis zu stellen und dadurch ungeahnte Erfolge zu erzielen.

Wie der Autor einleitend bemerkt, war es nicht seine Absicht, eine erschöpfende Darstellung aller Höhlenvorkommen und Höhlenphänomene zu geben, sondern es sollte in erster Linie der Versuch unternommen werden, eine systematische Gliederung und eine scharf formulierte Abgrenzung der einzelnen Phänomene vorzunehmen, weil nur dadurch eine wissenschaftliche Erfassung ihrer Ursachen und Wirkungen möglich wird. Der ganze Stoff erscheint gegliedert in die Hauptabschnitte: Speläographie, Speläotopographie, Speläomorphologie, Speläogenese, Speläobiologie, kulturhistorische Speläologie. Hiebei zerfällt die Speläogenese in die Unterabschnitte: I. Höhlenräume; primäre und sekundäre Höhlen, Karsthöhlenräume (Raumentstehung, Raumerweiterung, Raumerfüllung, Raumverfall). II. Höhleninhalt; autochthoner Höhleninhalt (Verwitterungsprodukte und Deckenbrüche, Höhlenkonkretionen, Pseudomorphosen und Ausblühungen, Höhleneis, Schmelz- und Kondenswasser, Fäulnisgase), deponierter Höhleninhalt (Einrutschungen, äolische Ablagerungen, glaziale Ablagerungen, hydrische Ablagerungen, animalische Ablagerungen, menschliche Ablagerungen), fluktuierender Höhleninhalt (Höhlenwässer, Höhlenwetter). III. Höhlen in der

Peggauer Wand (die große Peggauer Höhle, die kleine Peggauer Höhle, die Glaserlucke, die Felsenbach-Vauklusequelle). Die Speläobiologie ist eingeteilt in: I. Speläobotanik (assimilierende Pflanzen, Saprophyten), II. Speläozoologie (Allgemeines, Fauna der ostalpinen Höhlen), III. Speläopaläontologie, IV. Speläoanthropologie. Die kulturhistorische Speläologie umfaßt: I. Speläoprähistorie; Allgemeines (Abriß der prähistorischen Kulturstufen, Besiedlungsverhältnisse in Höhlen, paläolithische Höhlenkunst), paläolithische Wohnhöhlen (Österreich, Nachfolgestaaten der österr.-ungar. Monarchie, Frankreich, Spanien und Portugal, Belgien, England, Italien. II. Höhlensagen und Höhlenmythen.

Der allgemeinen Gültigkeit der aufgestellten Systematik tut es keinen Abbruch, daß, wie am Titelblatt angedeutet, die alpinen Karsthöhlen in besonderem Maße berücksichtigt wurden, bieten doch diese in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen die klassischen Stätten speläologischer Forschung überhaupt. Um das Verdienst K y r l e s auch um andere Forschungsgebiete anzudeuten, sei nur auf einen Umstand hingewiesen. Wieviel unersetzliches Beobachtungsmaterial ist zum Beispiel bisher bei Untersuchung prähistorischer Wohnschichten, Lagerstellen, Gräber in Höhlen oder unter Felsdächern verloren gegangen, weil die Ausgräber jeglicher speläologischer Kenntnisse ermangelten. Wie vielfache Bedingtheiten ergeben sich nun zwischen Mensch und Höhle. Es bedarf daher kaum eines besonderen Hinweises, daß das vorliegende Buch einen unentbehrlichen Behelf für den Forscher auf anthropologischem, völkerkundlichem und urgeschichtlichem Gebiete darstellt. M a r t i n H e l l.

36. **Antonius, Dr. Otto:** *Grundzüge der Stammesgeschichte der Haustiere.* Mit 144 Abbildungen im Text. Jena (G. Fischer) 1922. XVI, 338 S.

Das Buch ist die in langjähriger Arbeit gereifte Frucht eingehender Untersuchungen vom Standpunkt des Paläobiologen mit möglichst vollständiger Auswertung des urgeschichtlichen und archäologischen Bildermaterials. Letzteres wird zunächst im ersten Abschnitte „Quellengebiet der Haustiergeschichte" zusammengestellt. Im zweiten Abschnitte des allgemeinen Teiles werden die Veränderungen durch die Domestikation besprochen; sie bestehen meist in einem Rückgang der Größenverhältnisse, Veränderungen der Schädelbildung und des Gehörnes, auch der Weichteile und des Haarkleides sowie der Färbung. Die Wiener naturhistorischen Sammlungen boten hier wie auch für den speziellen Teil wertvolles Beobachtungsmaterial, das hier vielfach auch durch Abbildungen allgemein zugänglich gemacht wird.

Der spezielle Teil beschränkt sich auf die Hauptformen, für welche allein hinreichende Grundlagen zu einer Stammesgeschichte vorhanden sind, nämlich Hund, Rind, Schaf und Ziege, Schwein, Pferd und Esel, Kamel und Lama.

Sehr eingehend wird die Stammesgeschichte der Hunde behandelt, wofür bedeutende Vorarbeiten vorliegen, so besonders von Th. S t u d e r über die prähistorischen Hunde. Die älteste domestizierte Form ist der wahrscheinlich in neolithische Zeit zurückreichende Canis Putiatini aus Rußland. Als Stammform kommt nur ein echter Wolf der südlichen kleinen Rasse in Betracht, daneben fand auch Blutmischung mit großen nordischen Wölfen statt. In der Geschichte des Rindes nimmt natürlich der aus zahlreichen Abbildungen, Beschreibungen und Skelettresten wohlbekannte Ur eine breite Stelle ein. In Polen haben sich die letzten Nachzügler bis 1627 erhalten. Die Zähmung des Bos primigenius reicht bis mindestens um 6000 v. Chr. zurück. Daneben ist jedenfalls eine kurzhörnige Stammform, das „Torfrind", anzunehmen. Die Ansichten der Forscher, unter denen besonders L. A d a m e t z hervorzuheben ist, über diese und andere Stammformen sind geteilt. Für das Schaf werden drei Domestikationszentren in Vorderasien (das älteste), in Südeuropa und Zentralasien angenommen. Ähnlich für das Schwein. Auch beim Pferd führen drei deutlich zu unterscheidende Rassengruppen auf mindestens drei Domestikationsherde im Gebiete der mongolischen Völker (asiatisches Wildpferd), der Indogermanen (Tarpan) und Westeuropa zurück. Die Zähmung erfolgte etwa gegen 2000 v. Chr. Für den Esel kommt nur der afrikanische Wildesel als Stammform in Betracht. Beim Kamel weisen die beiden bekannten Arten auf zwei artverschiedene Wildformen hin. Die Geschichte der Zähmung liegt noch vielfach im dunklen.

Ich muß mich damit begnügen, mit einigen Strichen den Inhalt des auch äußerlich sehr gut ausgestatteten Buches anzudeuten, das trotz mancher noch offenen und umstrittenen Fragen für den Biologen ein ebenso wichtiger Führer sein wird, wie für den Kulturhistoriker und Geographen. E. O b e r h u m m e r.

Die Tumuli im Feichtenboden bei Fischau am Steinfeld.

Von **Josef Szombathy.**

(Mit 14 Tafeln[1]. und 17 Abbildungen im Text.)

Einleitung.

Der südliche Teil des „inneralpinen Wiener Beckens", das mit diluvialen Geschieben überdeckte „Wiener-Neustädter Steinfeld", ist nach Westen hin von einem schmalen, hauptsächlich aus Kalken der oberen Trias gebildeten Höhenzuge begrenzt, der durch das breite Tal der „Neuen Welt" von dem hinter ihm aufsteigenden Felsabstürze der „Hohen Wand" getrennt ist. Im breiteren nordöstlichen Teile dieses Höhenzuges tritt — etwa 8 *km* westnordwestlich von Wiener-Neustadt, 2·5 *km* nordwestlich von dem am Rande des Steinfeldes gelegenen Orte Fischau entfernt — das Plateau der „Malleiten" hervor (Abb. 1). Es ist eine teils bewaldete, teils mit Wiesen bedeckte Hochebene von beiläufig 0·75 *km* ostwestlicher Länge und 0·5 *km* Breite, die nach allen Seiten von ziemlich steilen, bewaldeten, hin und wieder auch felsigen Abhängen begrenzt ist. Ihre größte Erhebung von 559 *m* (etwa 270 *m* über dem benachbarten Teile des Steinfeldes) liegt in ihrem südöstlichen Winkel.[2]) Diese Malleiten trug während eines Teiles der Hallstattperiode eine ausgedehnte Ansiedlung, deren Kulturschichten seit mehreren Dezennien von vielen Altertümersammlern planlos ausgebeutet werden. Zur Entschuldigung dieses bedauerlichen Raubbaues mag geltend gemacht werden, daß einerseits die systematische Untersuchung der ausgedehnten Fläche wegen der

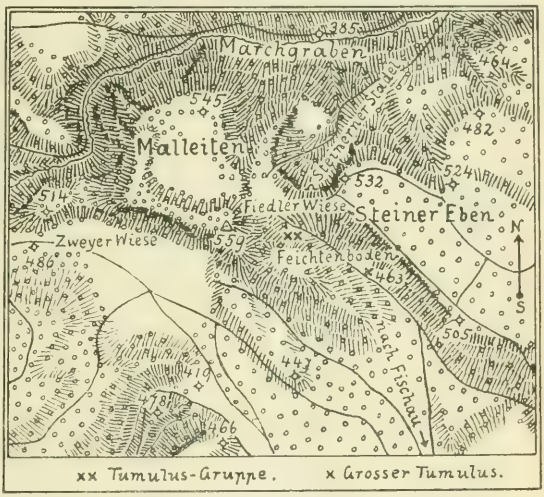


Abb. 1. Kärtchen der Malleiten und ihrer Umgebung.
Maßstab 1:25.000, nach dem Aufnahmsblatt der österreichischen Spezialkarte

[1]) Auf Tafel XIV ist bei dem am rechten Rande in der Mitte abgebildeten Henkel die Nummer „940" beizusetzen.

[2]) Ein in größerem Maßstabe sauber ausgeführtes Kärtchen der Malleiten erschien während des Druckes dieses Berichtes im Bande XVIII der Österr. Kunsttopographie, S. 361, Kyrle und Hofmann, Siedlungen und Gräber auf dem Malleitenberg.

gebotenen Schonung der auf ihr angelegten Forst- und Wiesenkulturen bis jetzt nicht erwirkt werden und anderseits der Eifer der verschiedenen Sammler nicht zurückgedämmt konnte. Der nördliche Teil der Malleiten wird wegen der großen Menge der dort leicht auszugrabenden keramischen Reste geradezu „Töpferboden" genannt.

Eine kurze Erwähnung dieser Fundstellen begegnet uns bereits im Jahre 1891. [1]) Im folgenden Jahre zeigte Herr Ignaz Hofmann (damals Militärlehrer in Fischau) in einer Regionalausstellung zu Baden eine größere Auswahl der von ihm und Herrn Julius Pichler (Fabriksdirektor in Brunn am Steinfeld) auf der Malleiten gesammelten Funde und brachte die große Bedeutung dieses Fundortes zu allgemeiner Kenntnis. [2])

Die Tumulusgruppe liegt in einem dichten Fichtenwalde [3]), etwa 2·5 *km* nordwestlich von Fischau, in der zwischen den Plateaus der „Malleiten" und der „Steiner Eben" von Südosten nach Nordwesten hinaufziehenden Talsenkung, und zwar auf der westlichen Tallehne, am Abhange eines südöstlichen Ausläufers der Malleiten. Sie ist etwa 300 *m* in westlicher Richtung entfernt von einem großen, auf der östlichen Tallehne am Fuße der Steiner Eben einzeln stehenden Tumulus. Der Wald gehört zur Herrschaft Hernstein, deren Eigentümer zur Zeit der Ausgrabungen Herr Erzherzog Leopold war.

Die Entdeckung der Tumuli gehört mit zu den Verdiensten der Herren Hofmann und Pichler, die schon zu Beginn ihrer Sammeltätigkeit auf der Malleiten den großen Tumulus am Abhange der Steiner Eben fanden und richtig erkannten. Die Untersuchung dieses Hügels unterblieb, weil ein weites und tiefes Loch auf seinem Gipfel Zeugnis dafür ablegte, daß er bereits das Opfer einer Plünderung geworden.

Eine vom Orte Fischau nach Nordosten hin sich erstreckende Flur mit dem charakteristischen Namen „Löberfeld" oder „Leberfeld" (Löber = Hügelchen) trug einen kleineren, wohlgeformten Tumulus. Dieser wurde im Jahre 1893 für Rechnung des Wiener-Neustädter Museums durch die Herren Dr. Gustav Mayr, Hofmann, Pichler und Dr. W. Hein untersucht. Von dem Resultate dieser Untersuchung verlautete nur, daß „nichts gefunden wurde".

Von dem erzherzoglichen Förster Feitschegger, der bei seinem früheren Aufenthalte in der Gegend von Wies in Steiermark meine dortigen Ausgrabungen und die Bedeutung der Tumuli kennen gelernt hatte, wurden wir auf die Tumulus-

[1]) Mitt. d. Central-Comm., XVIII, S. 189.

[2]) Gustav Calliano, Ausstellung prähistorischer und römischer Funde in Baden. N.-ö. Landesfreund, 1892, Nr. 2, S. 11. — Siehe auch: J. Szombathy, Ausflug der Anthrop. Gesellschaft nach Fischau und auf die Malleiten. Sitz.-Ber. d. Anthr. Ges., 1893, S. [88].

[3]) Der Flurname lautet zweifellos „Feichten(Fichten)-Boden" und sollte nicht, wie auf den meisten Karten, „Feuchten Boden" geschrieben werden. Es wird niemals „feuchter Boden" oder „der feuchte Boden" gesagt, sondern immer „Feichten-Boden".

Eine ältere im Volke noch erhaltene, zwischen der Schreibweise „Wallram-Liess" und „Woldron-Liess" schwankende Bezeichnung der engeren Waldparzelle bezieht sich auf einen ehemaligen Besitzer und bringt in Erinnerung, daß hier vor Zeiten eine Waldblöße, Lüsse, bestand, die später wieder aufgeforstet worden ist. Man erkennt noch südöstlich von den Grabhügeln eine von Weingartenwirtschaft herrührende Terrassierung des etwas abschüssigen Bodens und findet nicht selten im Waldgestrüpp verwilderte Weinreben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier auch mehrere Grabhügel einst der Bodenkultur zum Opfer gefallen sind.

Der Name „Malleiten" ist wohl ebenso wie der Name „Marchgraben" des die Malleiten im Norden begrenzenden Bachgerinnes auf „Mähre" = Pferd zurückzuführen. Vielleicht war das Plateau vor Jahrhunderten eine bevorzugte Pferdeweide. M. A. von Becker (Topographie von Niederösterreich. III, 1893, S. 120) leitet den Namen von „Marchleiten" = Grenzleiten ab, weil sich die obersteierische Mark noch im 12. Jahrhundert bis in die Nähe von Fischau erstreckte.

gruppe im Feichtenboden aufmerksam gemacht. Die Herren Hofmann und Pichler erhielten von dem erzherzoglichen Oberforstrate Wilhelm Stöger die Erlaubnis, einen der Tumuli (Nr. VI) im Feichtenboden probeweise zu öffnen. Das Ergebnis dieser am 1. Oktober 1893 erfolgten Grabung wird im nächsten Absatze mitgeteilt werden. Im Interesse einer gründlichen Untersuchung der Fundstelle traten die Herren ihre Anwartschaft auf die Fortsetzung der Grabungen bereitwillig zugunsten der Prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Museums an mich ab. Die Wiener Anthropologische Gesellschaft widmete einen Teil ihres aus der Privatschatulle des Kaisers geschöpften Ausgrabungsfonds für Fischau und erwirkte mir bei Erzherzog Leopold die ausdrückliche Berechtigung zur Ausgrabung. So konnte ich denn diese Untersuchung in der Zeit vom 9. Mai 1894 bis 26. Juni 1895 mit mehreren längeren Unterbrechungen durchführen.[1]) Der werktätigen Beihilfe, welche Herr Hofmann diesen Arbeiten in allen ihren Abschnitten widmete, muß auch an dieser Stelle mit besonderer Anerkennung gedacht werden.

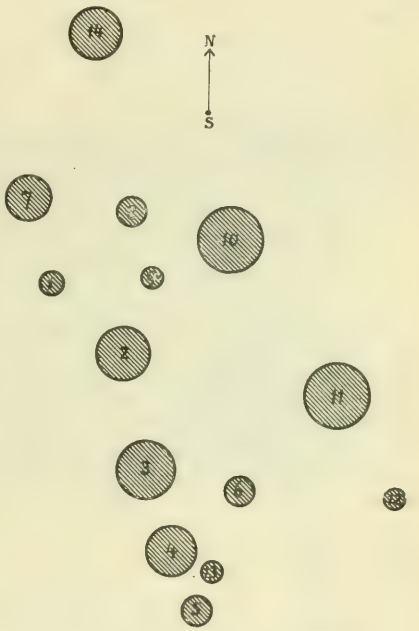


Abb. 2. Plan der Tumulusgruppe im Feichtenboden. Maßstab 1:1250.

Im ganzen waren in dieser Gruppe 14 verschieden große Tumuli zu erkennen, deren Erhebung über den umgebenden Waldboden zwischen einigen wenigen Dezimetern und 3 *m* betrug. Ihre Anordnung und die Flächenausdehnung der einzelnen Hügel zeigt die Planskizze (Abb. 2)[2]). Eine gute Ansicht der Lokalität gewährt die nach einem im Besitz des Herrn R. Böhmker befindlichen Aquarell von J. Varrone angefertigte Abbildung 3.

Es sei gestattet, eine Anmerkung über den bei der Ausgrabung geboten gewesenen Vorgang einzuschalten. Dadurch, daß der dichte Fichtenbestand, von welchem die Tumuli bedeckt waren, nach bester Möglichkeit geschont werden sollte, wurden manche Schwierigkeiten geschaffen. Ich mußte davon absehen, die Erdhülle jedes Hügels im ganzen abzuheben und den Inhalt an Steinpackungen und Beigaben vollständig an Ort und Stelle zur Anschauung zu bringen. So wurde denn am Rande eines jeden

[1]) Vorläufige Notizen über diese Ausgrabungen finden sich in den Sitzungsberichten der Anthrop. Ges. 1894, S. [201] und 1985, S. [69].

[2]) Dieser Lageplan sowie die nachfolgenden Grundrisse und Durchschnitte der einzelnen Tumuli sind ganz schematisch gehalten, ohne Berücksichtigung der kleinen Unregelmäßigkeiten des Umrisses und der Oberfläche. Sie wollen nur die Ergebnisse meiner auf jedes einzelne Fundstück sich erstreckenden, im Laufe der Ausgrabungen vergenommenen Vermessungen festhalten und eine Übersicht über die Lage der Funde und ihre Verteilung im Raume ermöglichen.

Tumulus — dort wo die Bestockung am wenigsten Schaden litt — in der Ausdehnung von etwa einem Viertel des Umfanges ein bis auf 10 oder 20 *cm* tief unter das Niveau des gewachsenen (alten) Bodens reichender Graben ausgehoben und diese Grabung gegen die Mitte des Tumulus und nach allen Seiten, an welchen Fundschichten zu erkennen waren, fortgeführt (Abb. 4). Die Steinsätze wurden stückweise vollständig bloßgelegt (Abb. 5), vermessen und abgetragen, um dann die unter ihnen begrabenen Funde bei genauer Vermessung ihrer Lage auszunehmen (Abb. 6). Auf diese Art wurden immerhin etwa drei Viertel eines jeden Hügels genau durchforscht. Da nun hiebei keine einzige Nebenbestattung außerhalb des Hauptgrabes entdeckt wurde, darf wohl angenommen werden, daß nichts von dem vorhandenen archäologischen Inhalte dieser Grabanlagen übersehen wurde.

Die Ausgrabung der einzelnen Tumuli erfolgte in den nachfolgend angegebenen Zeiten: Tum. I, 19. Juni 1895; Tum. II, 25. April bis 9. Mai 1895; Tum. III, 23. bis 26. April 1895; Tum. IV, 9. bis 12. Mai 1894; Tum. V, 12. bis 16 Mai 1894; Tum. VI, 1. Oktober 1893; Tum. VII., 22. Mai bis 24. Juni 1895; Tum. VIII, 21. Mai 1895; Tum. IX, 15. Mai 1895; Tum. X, 20. bis 29. Mai 1895; Tum. XI, 6. bis 15. Mai 1895; Tum. XII, 13. bis 15. Mai 1895; Tum. XIII, 25. Juni 1895; Tum. XIV, 30. Mai bis 24. Juni 1895.

Die Fundnotizen.

Tumulus I.

D. 5·5 *m*, H. 0·4 *m*. [1]) In der Mitte, auf dem flüchtig geebneten, natürlichen Boden eine annähernd kreisrunde, 1·8 bis 2 *m* breite Schichte von Holzkohlenklein, in der Mitte 2 *cm* dick, gegen den Rand hin ganz dünn. Auf ihr eine große schwarze Halsurne und ein etwas kleineres schwarzes Tongefäß, beide unter der darauf gelagerten Steindecke gänzlich zerdrückt. Auf dem Boden der Urne eine 2 *cm* dicke Schichte von kleinen kalzinierten Knochenstücken (der Leichenbrand) und zwischen diesen Reste von mehreren verschmolzenen großen grünlichen Glasperlen. Sonst keine Beigaben. Der über den Tongefäßen lastende Steinsatz besteht aus unregelmäßigen Kalkbruchsteinen im Ausmaße von 20 bis 40 *cm* L. und B. Er ist so wie die Brandschichte annähernd kreisrund mit einem Durchmesser von 2·2 *m*. Die Steine liegen ganz regellos.

Danach ist der Vorgang der Beerdigung wohl so zu rekonstruieren, daß die Verbrennung der mit ihrem Glasperlenschmuck angetanen (also bekleideten und wahrscheinlich weiblichen) Leiche an Ort und Stelle vor sich gegangen ist. Das größere auf die Verbrennungsstätte hingestellte Tongefäß nahm dann den zusammengesammelten Leichenbrand auf, das kleinere wird irgendein Nahrungsmittel, eine

[1]) D. = Durchmesser, L. = Länge, B. = Breite, H. = Höhe. Die Größenmaße der Fundstücke sind — wenn nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist — in Zentimetern angegeben.

In den folgenden Fundverzeichnissen entspricht die erste Ziffer eines jeden Postens der im Situationsplane des Tumulus angeschriebenen Nummer der Fundstelle, welche nach der bei der Ausgrabung ganz zufällig sich ergebenden Reihenfolge der Funde fortläuft.

Die zweite, in eckigen Klammern stehende Ziffer bezeichnet die im Aufnahmsinventar der Prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Staatsmuseums in Wien vermerkte, den Fundstücken bleibend anhaftende Inventarnummer.

Bei den Abbildungen Tafel 1 bis 14 sind der Kürze halber die zwei ersten Stellen dieser Nummer (28.000) weggelassen und nur die folgenden drei Stellen angeschrieben. Die Gegenstände sind, falls den Nummern keine besonderen Maßangaben beigefügt sind, durchwegs in annähernd $^1/_6$ (ein Sechstel) der natürlichen Größe abgebildet.

Wegzehrung ins Jenseits enthalten haben. Darüber wurde etwas Erde gebreitet, über diese der Steinbelag hingeworfen und endlich das Ganze mit einem niederen Erdmantel überdeckt.

Das größere der beiden Tongefäße bezeichnen wir als eine „große schwarze Halsurne". Die in unseren Grabhügeln der Hallstattperiode oft wiederkehrende Gestalt dieser Gefäße ist gegeben durch den verhältnismäßig schmalen Boden, den breit ausladenden Bauch, den hohen kegelförmigen Hals und den breit abstehenden Mundsaum. Es ist das die strenge Ausformung der Villanova-Urne. Fast alle Gefäße dieser Art sind schwarz und durch einen festhaftenden, sicherlich schon vor dem Töpferbrande aufgetragenen Graphitüberzug glänzend gemacht. Das charakteristische Formelement des hohen kegelförmigen Halses berechtigt wohl dazu, auf diese Gefäße die kurze Bezeichnung „Halsurne" anzuwenden.

Abb. 3 Ansicht der Tumuli im Feichtenboden bei Fischau. (Nach einem Aquarell von J. Varrone.)

Viele der in den Grabhügeln des Feichtenbodens gefundenen Halsurnen waren in so viele kleine Teile zerdrückt und diese Bruchstückchen waren oft so zersetzt, daß eine Wiederherstellung des ganzen Gefäßes entweder unmöglich war, oder doch unverhältnismäßig schwierig und zeitraubend gewesen wäre. Von solchen Gefäßen sind nur Probestücke zur Aufbewahrung gelangt. So auch von der im Tumulus I enthaltenen, besonders arg zerdrückten Halsurne [28649]. An ihr ist der Bauch mit sparsamen, flachen Rippen verziert, der Halsansatz durch drei seichte, rundumlaufende Furchen bezeichnet und über diesen eine Reihe von schraffierten, in den noch feuchten Lehm eingeschnittenen Dreiecken angebracht. (Ähnlich mit Taf. 2, 668.)

Tumulus II.

D. 12·5 *m*, H. 1 *m*. (Grundriß und Querschnitt Abb. 7.) An vielen Stellen der Oberfläche stehen größere, zum Steinsatze gehörige Felsblöcke heraus. Dieser Steinsatz, unter dessen Bestandteilen sich einzelne über 1 *m* lange Kalkbruchsteine befinden, nimmt nicht genau die Mitte des Hügelchens ein und ist unregelmäßig viereckig, 5 *m* lang und 3·5 *m* breit. Er besteht aus zwei Schichten von Bruchsteinblöcken: die eine unten, unmittelbar über der die Brandschichte und die Beigaben überdeckenden

Erdlage, die andere, durch etwa 40 *cm* Erde von ihr getrennt, oben an der jetzigen Oberfläche.

Der Steinsatz bedeckt eine Brandschichte von durchschnittlich 3·5 *m* Durchmesser, die auf dem ebenen gewachsenen Boden aufliegt und in ihrem östlichen Teile weniger als 1 *cm* Dicke aufweist, im westlichen aber zu einer 2 *cm* dicken Schichte von Holzkohlenklein anschwillt. Im südöstlichen Teile dieser Brandschichte finden sich zahlreiche Restchen von zerschmolzenen, unkenntlich gewordenen Bronzeobjekten und viele kalzinierte Knöchelchen. In der Mitte, bei **7**, ein Eisenmesser, mit der Spitze nach Südwesten gekehrt. Am Ostrande, bei **17**, zusammengeschlichtet Knochen eines Schweines von kleiner Rasse [1]) und bei **16** ein 35 *cm* und 4 *cm* dickes Häufchen von Knochenbrand mit einem Eisenwirtel, verschiedenen Bronzerestchen und Scherben – die eigentliche Grabstelle. In diesem Tumulus ist also der Leichenbrand nicht in einer Urne verwahrt, sondern offen auf den Boden des Grabes hingeschüttet.

Abb. 4. Beginn der Ausgrabung des Tumulus III.

Auffallend sind die reichen Tongefäßbeigaben, welche über einen großen Teil der Brandschichte verteilt sind. Längs des West- und des Nordrandes der Brandschichte stehen, in einem rechten Winkel angeordnet, 7 große Halsurnen, von welchen einige je eine kleine Schöpfschale enthalten und dadurch als Flüssigkeitsbehälter gekennzeichnet sind. Im Südostteile (bei **11** und **15**) erscheint eine gesonderte Gruppe von Gefäßen.

An die große Brandschichte schließt sich im Norden (bereits außerhalb des Steinsatzes, bei **10**) eine 60 *cm* breite und 1·5 *cm* dicke Holzkohlenschichte mit den Scherben einer Schüssel und anderer kleiner Gefäße an.

Eine zweite abgesonderte Brandschichte liegt im Süden des Tumulus außerhalb des Steinsatzes. Es ist eine elliptische, 3·2 *m* lange, nahezu 2 *m* breite und kaum 1 *cm* dicke Schichte von Holzkohlenklein, auf der, arg zerdrückt, mehrere (unter Nr. **1** zusammengefaßte) Tongefäße verteilt sind. In der Kohlenschichte finden sich mehrere Bronzestückchen als Reste verschiedener durch das Feuer zerstörter Beigaben.

Es liegen folgende Funde vor:

1. [28659] Zahlreiche kleine Stücke verschiedener durch das Leichenfeuer zerstörter Bronzegegenstände, darunter Teile eines 0·5 *cm* dicken, gewundenen Halsreifes (Taf. 1).

1. [28660] Bronzenägelchen mit halbkugeligem, hohlem Kopf von 0·4 *cm* Breite, zu kleinen, flachen Flecken aneinander geschlossen. Sie waren als Flächenbedeckung und Verzierung auf einem aus organischer Substanz (Leder oder Holz) gemachten Gegen-

[1]) Bei der Bestimmung der verschiedenen Tierreste erfreute ich mich der Beihilfe des Kustos der zoologischen Abteilung des naturhistorischen Staatsmuseums, Herrn Regierungsrates Dr. Carl Toldt, der mir das Vergleichsmaterial in bereitwilligster Weise zugänglich machte.

stande, etwa einer Helmkappe, Dolchscheide o. dgl. [1]) angebracht und sind der einzige Überrest des im Leichenfeuer verbrannten Gegenstandes (Taf. 1).

7. [28663] Konkaves Eisenmesser mit geschweifter Spitze und kleiner Griffzunge, L. 17·4 (Taf. 1).

16. [28674] Abgeflacht kugeliger, eiserner Wirtel mit einer 0·8 *cm* weiten Durchbohrung. H. 2·2, D. 3·2 (Taf. 2).

Von den Tongefäßen sind die folgenden erhalten:

1. [28650] Große, schwarze Halsurne mit sehr breitem Mundsaum. Der Halsansatz mit einer seichten, doppelten Hohlkehle, über der eine Reihe von eingeschnittenen, kreuzweise schraffierten Dreiecken verläuft. In Bruchstücken, die nicht zusammengestellt werden konnten (eine Probe davon siehe Taf. 1).

1. [28651] Bruchstücke einer großen, sehr dickwandigen Schüssel, deren Innenfläche mit einem bogenförmig gelegten, gekerbten Leistenornament verziert war (Taf. 1).

Abb. 5. Freilegung des Steinsatzes im Tumulus III.

1. [28652] Bruchstücke von zwei ähnlichen Schüsseln, deren flacher Randsaum mit einem Zickzackbande aus undeutlich gekerbten Leisten verziert war (Taf. 1).

1. *a)* [28658] Große, schwarze Halsurne. Ihr Bauch trägt sieben derbere, vertikale Rippen, deren Zwischenfelder kanneliert sind. Der Halsansatz ist mit einer dreifachen Hohlkehle bezeichnet und den Hals bedecken sechs breite vertikale Bänder, von denen abwechelnd drei mit einem eigentümlichen doppel-X-förmigen Muster aus flachen, mit Punkten eingesäumten Furchen bedeckt sind, während die anderen aus eingeschnittenen Linien hergestellte Füllungen haben, und zwar eines ein Diagonalgitter aus

[1]) Eine solche flächenbedeckende Rolle dieser Bronzenägelchen finden wir z. B. bei den gar nicht seltenen, aus feinem Rutengeflecht gemachten und mit Leder überzogenen Schüsselhelmen aus Krain (Hochstetter, 4. Bericht der Präh. Comm. d. Akad. d. Wiss., Wien, Sitz.-Ber. LXXXII, Dezember 1880, S. 408. — Deschmann, Hügelgräber von Rovisce in Krain, 4. Ber. d. Präh. Comm., Sitz.-Ber. LXXXIX, 1884, S. 73, Taf. I, 1). — Hochstetter (Gräberfunde von Waatsch und St. Margarethen in Krain, Denkschr. math. Kl. Akad. d. Wiss., Wien, 1883, S. 187) weist schon auf das relativ häufige Vorkommen dieser Bronzenägelchen hin. Jene Helmform, die wir bei fünf Lanzenträgern in der ersten Reihe auf der bekannten größeren Situla von Bologna finden, hat etwas besonders Altertümliches an sich. Obwohl viel jünger, erinnert sie an die in mykenischen Funden dargestellten Helmhauben und zeigt, wie bei diesen aus Leder gemachten Helmen die Phalara angebracht waren.

Auch Holzscheiben (Corneto, tomba del guerriero, Montelius, Civilis. prim. en Italie. Taf. 288, 6, 11) und Tongefäße (Este II. und III. Periode, Mont. l. c. 52, 3, 4, 12, 13, 15; 59, 17) sind mit Mustern verziert, die aus Reihen und Flächen von solchen Bronzenägelchen gebildet sind. Die aus Horn oder Holz gemachten Griffschalen des eisernen Hallstattschwertes von Gemeinlebarn (Szombathy, Tumuli von Gemeinlebarn, Mitt. Präh. Comm. Ak. d. Wiss. I, S. 52) waren mit solchen Bronzenägelchen in einem rhombenähnlichen Muster besetzt.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Verzierung der aus Bronzeblech gefertigten Helme, Gürtelbleche, Gefäße usw. mit getriebenen Perlreihen wenigstens teilweise auf die mit den rundköpfigen Bronzenägelchen hergestellten Verzierungen zurückzuführen sind.

dreifachen Linien, die beiden anderen je zwei Reihen von schraffierten Rhomben. Die Oberseite des Mundsaumes ist mit drei Paar eingeschnittenen, großen, schraffierten Dreiecken verziert, der Rand desselben gekerbt. H. 43, D. 59 (Taf. 1).

1. *b)* [28658 a] Große, schwarze Halsurne, der vorigen sehr ähnlich. Bei der eigentümlichen Halsverzierung kommt neben dem Doppel-X-Muster das Band mit der Rhombenfüllung in Anwendung. Die Oberseite des Mundsaumes ist mit Gruppen von je drei schraffierten Dreiecken verziert, der Rand desselben schief gekerbt. Konnte nur teilweise restauriert werden (Taf. 1).

2. [28653] Bombenförmige, rote Urne mit niedrigem, konischem, graphitgeschwärztem Hals und schmalem Mundsaum. Auf der Bauchwölbung eine mit drei dicken Graphitstrichen ausgeführte Zickzackverzierung. H. 33·4, D. 45 (Taf. 1).

3. [28654] Große, schwarze Halsurne mit einer Reihe von kreuzweise schraffierten Dreiecken am Halsansatze. Konnte nicht zusammengestellt werden (ein Probestück Taf. 1).

Abb. 6. Untersuchung der Fundschichte im Tumulus III.

4. [28655] Ähnlich verzierte, große, schwarze Halsurne. Die Dreiecksreihe einfach schraffiert, konnte nicht zusammengestellt werden (ein Probestück Taf. 2).

4. [28656] Bauchiges, schwarzes Henkelschälchen mit gerundetem, genabeltem Boden und bandförmigem, den Rand überhöhendem Henkel. H. 5·4, D. 10·8 (Taf. 2). Aus dem Inneren der Halsurne Nr. 4.

5. [28657] Große, schwarze Halsurne mit sieben die Bauchwölbung in senkrechte Felder teilenden, ziemlich scharfen Rippen. In diesen Feldern zwei oder drei ganz flache Rippen und je ein 3·5 *cm* breites kreisrundes, flaches Scheibchen mit zentraler Warze. Der Halsansatz ist mit einer doppelten Hohlkehle bezeichnet, über der auf dem Halse fünf Gruppen von je drei kreuzweise schraffierten Dreiecken eingeschnitten sind. Die oberen Spitzen der Dreiecke und die Zwischenräume zwischen ihren Gruppen sind mit runden Grübchen besetzt. H. 47·2, D. 53·3 (Taf. 1).

6. [28661] Große, schwarze Halsurne mit glattem, unverziertem Hals. Auf dem Bauche sechs Rippen und zwischen diesen einige flache Furchen. H. 39, D. 51·6 (Taf. 2).

6. [28662] Bauchiges, schwarzes Henkelschälchen aus der Urne Nr. 6. Nur in Bruchstücken erhalten.

8. [28664] Schwarzes Henkelschälchen mit gekieltem, hohem Henkel und genabeltem Boden. Das Innere mit einem aus fingerbreiten Graphitstrichen gebildeten Kreuz ausgemalt. H. 5, D. 11 (Taf. 2).

8. [28665] Bruchstücke eines ebensolchen Schälchens.

9. [28666] Bruchstücke einer dickwandigen, grauen Schüssel mit flachem Randteil und großen Ansätzen an der Unterseite.

10. [28667] Braune Schüssel mit eingebogenem Rande und ebenem Boden. H. 8, D. 19 (Taf. 2).

11. Rotes Topfgefäß, in kleine Scherben zerdrückt.

12. [28868] Große, schwarze Halsurne mit sparsamen flachen Rippen auf dem Bauche und einer Verzierung von gekreuzt schraffierten Dreiecken auf dem

Halse, dessen Ansatz mit einer dreifachen Hohlkehle bezeichnet ist. H. 46, D. 54·7 (Taf. 2).

12. [28669] Breite, schwarze Henkelschale mit gekieltem Henkel und genabeltem Boden. H. 5·1, D. 13·8 (Taf. 2).

13. [28670] Schwarzbraune Schüssel mit eingebogenem Rand und flachem Boden. H. 7, D. 18·5 (Taf. 2).

14. [28671] Große, schwarze Halsurne mit fünf starken Rippen und zwischen denselben angeordneten flachen Furchen auf dem Bauche. Der Halsansatz durch eine dreifache Hohlkehle bezeichnet. H. 44, D. 56·3 (Taf. 2).

14. [28672] Schwarze Henkelschale mit bandförmigem Henkel und genabeltem Boden. H. 5·4, D. 11·6. Nur teilweise erhalten.

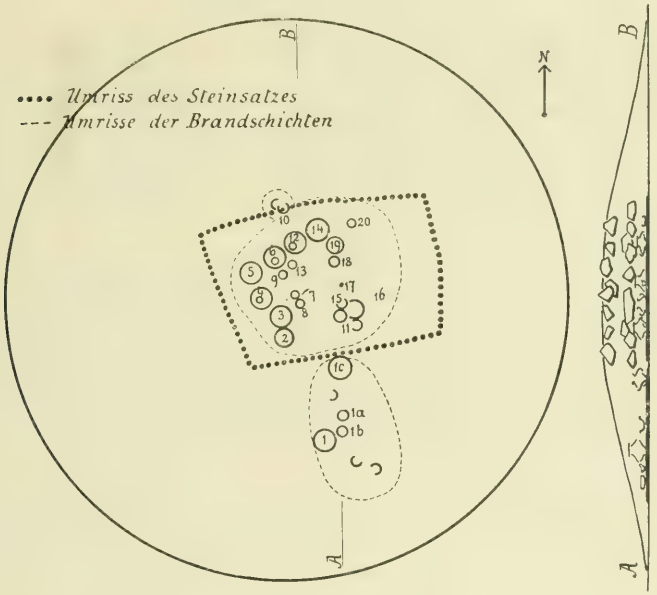


Abb. 7. Grundriß und Querschnitt des Tumulus II. Maßstab 1:125.

15. [28673] Bruchstücke von drei Tongefäßen, und zwar einer bauchigen Henkelschüssel, eines Topfes und einer Halsurne mit geripptem Bauch.

16. [28675] Bruchstücke eines rot bemalten, bauchigen Gefäßes mit kurzem Hals.

17. [28676] Knochen von einer kleinen Rasse des Hausschweines. Es liegen vor: je ein Stück von Humerus, Ulna und Radius und kleinere Bruchstücke vom Becken und von einigen Wirbeln.

18. Kleinere, flache Schüssel mit eingebogenem Rand und ebenem Boden. Das Gefäß lag umgestürzt, mit dem Boden nach aufwärts auf der Brandschichte. (An Ort und Stelle in Verlust geraten.)

19. [28677] Großes, rundbauchiges Gefäß mit ziemlich kurzem Hals, mäßig ausgebreitetem Rand und besonders großem, 8·5 *cm* breitem, vertikal kanneliertem Henkel mit verdickten Rändern. Der Bauch ist verziert mit schräg gestellten flachen Furchen, die abwechselnd rot und graphitschwarz bemalt sind. H. 24, D. 39·6 (Taf. 2).

20. [28678] Bruchstücke einer schwarzen Schale.

Tumulus III.

D. 13·5 *m*, H. 2·2 *m* (Grundriß Abb. 8). Die Steinsetzung hat einen unregelmäßig viereckigen Grundriß von 4 *m* L. und 3·3 *m* B. Bei einer Höhe von 1·5 *m* reicht sie bis zu 0·7 *m* unter die Oberfläche des Gipfels. Sie ist aus sehr verschieden großen Bruchsteinen und einigen großen Rollsteinen zusammengesetzt. Ihre Seitenflächen neigen sich ungleichmäßig kuppelförmig zusammen, so daß sie an ihren oberen Rändern nur 3 *m* L. und 2·5 *m* B. aufweist. Trotz seiner vollkommenen Geschlossenheit läßt auch dieser Steinsatz bestimmt erkennen, daß er nicht eine Kammer bildete, welche das Begräbnis aufzunehmen hatte, sondern daß er nur eine auflastende Bedeckung desselben war, eine Bedeckung, welche durch die über sie noch aufgehäuften Erdmassen verstärkt und ergänzt wurde.

Die vom Steinsatze bedeckte Brandschichte erscheint als eine dem gewachsenen Boden sich anschmiegende, von Osten nach Westen orientierte, 3·5 *m* lange, dünne Lage von Holzkohlenklein, die nach Süden hin durch einen dreieckigen Ansatz erweitert ist. Südöstlich von ihr, schon außerhalb des Steinsatzes, findet sich noch ein gesondertes 40 *cm* breites Nest von Holzkohlenklein, in dem keine Fundgegenstände vorkommen, also nur eine für einen Nebenzweck angelegte Feuerstelle.

Der nördliche Hauptteil der Brandschichte ist wahrscheinlich der Platz, an dem die Leichenverbrennung stattfand. Für die Unterbringung des ansehnlichen Begräbnisinventars ist fast die gesamte Fläche verwendet.

Auf der südlichen Ausweitung der Brandschichte (Nr. 1) ist der Leichenbrand in einem zirka 30 *cm* breiten, flachen Häufchen von kalzinierten Knochenstückchen auf der bloßen Erde gesammelt. In ihm finden sich eine Bronzenadel und verschiedene verschmolzene Bronzerestchen. Nordöstlich daran in einer geschlossenen Gruppe (Nr. 2) auf ebenem Boden in der Kohlenschichte weitere Beigaben: eine Harfenfibel, ein Bronzehalsreif, verschiedene durch das Leichenfeuer verdorbene Bronzeblechfragmente, eine Anzahl von Glasemailperlen und sieben tönerne Spinnwirtel. Die Fibel und der Halsreif sind nicht durch das Leichenfeuer gegangen und daher tadellos erhalten.

Den größten Teil der Brandschichte bedecken Tongefäße. In der Nähe des Nordrandes eine Reihe von vier großen Flüssigkeitsbehältern (Halsurnen) und auf dem Raume zwischen ihnen und den Kleinfunden eine Schar sehr verschiedenartiger Tongefäße. Auf einem freien Fleckchen inmitten dieser Tongeschirre (bei *R*) mehrere unverbrannte Rinderknochen (vom rechten Hinterfuß) als Reste oder bloß als Symbole einer mit den anderen Speiseopfern beigesetzten Fleischportion.

Die Beigaben sind:

1. [28679] Dünne Bronzeschmucknadel, am Halse stumpfwinkelig gebogen, der Kopfteil mit zwei Knoten und drei Abteilungen von scharf geschnittenen Reifchen verziert. L. 12·4, Dicke 0·2 (Taf. 3).

1. [28680] Geschlossenes Bronzeringelchen. D. 1·5, Dicke 0·2 (Taf. 3).

1. [28681] Durch Feuer gänzlich deformierte Restchen von Bronzeblech und feinen Drahtringelchen.

1. [28682] Verschlackte Restchen von Glasemailperlen (Taf. 3).

1. [28683] Sieben tönerne Spinnwirtel, turbanförmig, mit gehöhlter Basis und verschiedentlich gekerbtem Rand. D. 2·1 bis 3·9 (Taf. 3).

2. [28684] Stielrunder, glatter Bronzehalsreif, dessen Enden zu je einem ganz kleinen Öhr aufgerollt sind. Das Metall ist graue Bronze. D. 14·5, Dicke 0·8 (Taf. 3).

2. [28685] Bronzene Harfenfibel mit sehr langer einseitiger Spiralrolle, die durch einen eisernen Axtstift versteift ist. L. 10, L. der Spiralrolle 7·5, D. der Fußspiralscheibe 3·5 (Taf. 3).

3. [28686] Schwarzer, stark graphitierter Henkeltopf mit niederem, konischem Hals, geradem Rand und bandförmigem, 3·2 *cm* breitem, den Gefäßrand ein wenig überragendem Henkel. Die Verzierung von Hals und Bauch ist in flach vertieften Furchen ausgeführt. Letztere bildet eine Reihe von wechselnd schraffierten Dreiecken, erstere eine Anzahl von kleinen, über dem Halsansatze angebrachten Halbkreisbögen. H. 17, D. 25·5 (Taf. 4).

4. [28687] Bauchige, braune Fußschale (Becher) mit geradem Rande und hohem, breitem, konischem Fuß. Der Bauch mit einer aus drei flach eingedrückten Linien gebildeten Zickzackbinde verziert. H. 11, D. 15 (Taf. 3).

5. [28688] Kleine, schwarze Schüssel mit schwach eingebogenem Rand und flachem Boden. H. 7·5, D. 18 (Taf. 3).

6. [28689] Konische, schwarze, stark graphitierte Situla, den aus Bronzeblech gemachten Situlen getreu nachgeformt, einschließlich der hier aus dünnen Tonwülstchen geformten zwei Paar Ösen für zwei Tragreifen — eine Vorrichtung, die an einem wirklichen Gebrauchsgefäße nur als metallenes Beschläge diensttauglich wäre. H. 19·9, D. 21·8 (Taf. 4).

6. [28690] Brauner Henkeltopf mit schmalem, ausladendem Rande und bandförmigem, seicht kanneliertem, den Gefäßrand etwas überragendem Henkel. Der Bauch mit einem in Kerbschnittleistchen ausgeführten Muster von wechselnd schraffierten Dreiecken verziert. Darüber ein aus drei parallelen Leistchen gebildeter Reifen. H. 11·9, D. 15.8 (Taf. 4).

6. [28691] Ebensolcher Henkeltopf. Die Verzierung wird von fünf aus je drei Kerbschnittleistchen bestehenden hängenden Winkeln gebildet. H. 10·5, D. 13·9 (Taf. 4).

6. [28692] Rote, konische Schüssel mit ebenem Boden und flachem, 3·7 *cm* breitem Randteil, der auf seiner oberen Fläche ein Ornament aus scharf geformten Kerbschnittleisten trägt, welche Zickzacklinien, mit Radialleisten abwechselnd, darstellen. Auf der Unterseite vier lappenförmige Ansätze. H. 15, D. 43·5 (Taf. 3).

°°°° *Oberer Rand des Steinsatzes*
••• *Unterer Rand des Steinsatzes*
-- *Rand der Brandschichte*

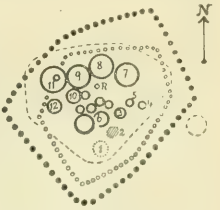


Abb. 8. Grundriß des Grabes im Tumulus III Maßstab 1:125.

6. [28693] Rote, konische Schüssel mit konischem Fuß und flachem Randteil. Die innere Fläche mit einem winkelförmigen Kerbschnittleistenornament bedeckt. Sehr unvollständig erhalten. H. 15, D. zirka 40.

6. [28694] Dunkelbraune, flache Fußschüssel mit flachem, 4 *cm* breitem Rand, der mit einem flach geschnittenen Leistenzickzackband und einigen zylindrischem Warzenaufsätzen von 1·3 *cm* H. und 2·3 *cm* D. verziert war. Der konische Fuß mit 7·5 *cm* H. und 17·5 D. ist mit einem Zickzackbande aus flachen Leisten verziert und am Rande ansehnlich verstärkt. Nur in Bruchstücken erhalten. (Der Fuß Taf. 3.)

6. [28695] Kleine, braune Schüssel mit eingebogenem Rand und genabeltem Boden. H. 6·5, D. 17·6 (Taf. 3).

6. [28696] Gelbes, bauchiges Schälchen mit eingebogenem Rand, verziert mit 0·6 *cm* breiten, mit Graphit aufgemalten Zickzackbändern. Nur in Bruchstücken erhalten.

6. [28697] Braunes, halbkugeliges Näpfchen mit geradem, etwas verdicktem Rande. In Bruchstücken erhalten.

7. [28698] Große, schwarze Halsurne mit senkrecht laufenden, abwechselnd stärkeren und flacheren Rippen auf dem Bauche und einem sehr flach eingedrückten Halbbogenmuster auf dem unteren Teile des Halses. H. 42, D. 53·8 (Taf. 4).

7. [28699] Schwarze Henkelschale mit hohem Henkel, geradem Rande und genabeltem Boden. H. 5·5, D. 13. Nur zur Hälfte erhalten (Taf. 4).

8. [28700] Große schwarze Halsurne. Der Bauch ist verziert mit sieben etwa 14 *cm* breiten Vertikalbändern, welche aus neun bis elf seicht eingedrückten Parallelfurchen bestehen. Der Halsansatz ist durch eine doppelte Hohlkehle stark markiert. H. 43, D. 51 (Taf. 3).

9. [28701] Große, schwarze Halsurne, auf dem Halse und dem Bauche mit je einem großen, aus vier bzw. fünf eingeschnittenen parallelen Linien gebildeten Winkelmuster verziert. H. 46, D. 53·6 (Taf. 4).

9. [28702] Schwarze, bauchige Henkelschale mit geradem Rande, genabeltem Boden und bandförmigem, kanneliertem Henkel. H. 5, D. 11·8 (Taf. 3).

10. [28703] Kleine, braune Schüssel mit einem wenig eingebogenem Rande und ebenem Boden. H. 7·3, D. 18 (Taf. 3).

10. [28704] Braunes, breitbauchiges Henkelgefäß (tiefe Schüssel) mit geradem, etwas eingebogenem Rande und 4·2 *cm* breitem, kanneliertem Henkel. H. 13·5, D. 29 (Taf. 4).

11. [28705] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch ist verziert mit vier Gruppen von je drei vertikalen Rippen, deren Zwischenfelder bedeckt sind mit flach gefurchten Mustern, die aneinander schließende Rhomben und Dreiecke füllen. Der Halsansatz mit einer flachen Doppelhohlkehle und einer darüber hinziehenden Reihe von rundlichen Warzen. H. 51, D. 58·4 (Taf. 4).

11. [28706] Schwarze Schale mit geradem Rande, genabeltem Boden und gekieltem, den Gefäßrand etwas überragendem Henkel. H. 5, D. 12 (Taf. 4).

12. [28707] Rote, bombenförmige Urne mit schmalem, schwarz bemaltem Randteil und einem aus 1·5 *cm* breiten diagonal und vertikal gezogenen Graphitstrichen gebildeten Gittermuster auf dem Bauche. H. 21, D. 34 (Taf. 4).

Tumulus IV.

D. 11·2 *m*, H. 1·8 *m*. (Grundriß Abb. 9.) Der Gipfel des Tumulus liegt über dem nördlichen Teile des eingelagerten Steinsatzes. Dieser hat eine ungenau trapezähnliche Grundrißform mit 4 *m* Länge und 2·6 *m* Breite. In der Mitte ist er 1·1 *m* hoch, im westlichen Teile viel niedriger. Sein Material enthält neben großen Kalksteinbruchstücken auch einige große Kieselgeröllstücke. Seine Basis steht (ähnlich wie bei den anderen Steinsätzen) nicht unmittelbar auf dem gewachsenen Boden auf. Von diesem trennt ihn eine 30 *cm* mächtige, aufgeschüttete Erdschichte, in der die Beigaben des Grabes eingeschlossen sind. Dies zeigt ganz deutlich, daß auch dieser Steinsatz nicht zur Umgrenzung, sondern nur zur Bedeckung des Grabinhaltes dienen soll. In seinem südwestlichen Teile ist er von einer 15 *cm* dicken holzkohlenreichen Schicht und darüber erst von gewöhnlicher Erde überlagert, in seinen anderen Teilen jedoch einfach von letzterer allein. Irgendeine besondere Beziehung dieser über einen Teil des Steinsatzes gebreiteten kohligen Schichte zu den übrigen Funden war nicht zu erkennen.

Die Brandschichte reicht mit einem breiten Zipfel weit in den nordöstlichen Quadranten des Tumulus hinein. Auch sonst, mit Ausnahme des Südwestrandes, überschreitet sie die Grenzen des Steinsatzes. Ihre größte Ausdehnung von Südwesten nach Nordosten beträgt 6 *m*, ihre Breite 3·7 *m*. Sie zeigt vielfach wechselnde Dicken von 0·5 *cm* bis 3 *cm*. An der Stelle **b** im Ostteile wird sie gedoppelt, zwischen ihrer unteren und oberen Lage eine 10 *cm* dicke und etwa 80 *cm* breite Linse gewöhnlicher Erde einschließend. Übrigens liegt sie unmittelbar dem gewachsenen ebenen Boden auf. Neben der großen, geschlossenen Brandschichte erscheinen im südlichen und östlichen Teile des Tumulus auf dem gewachsenen Boden mehrere ganz kleine vereinzelte Flecken von Holzkohlenklein. In einem derselben, bei **a**, kommt ein Bruchstück eines tönernen Mondidols zum Vorschein.

Die Hauptmenge des Leichenbrandes ist im südwestlichen Teile der Brandschichte, bei **d**, zu einem etwa 30 *cm* breiten Häufchen zusammengesammelt. Kleinere Mengen von kalzinierten Knochenstückchen, die allem Anscheine nach ebenfalls Menschenknochen sind, enthält die Brandschichte auch in der Nähe der Tongefäße **1**, **1***a* und **3**. Dort dürfte die Stelle der Leichenverbrennung gewesen sein.

Unweit von dem Leichenbrandhäufchen **d**, nämlich bei **n**, barg die Brandschichte eine gerade, mehrknopfige Mantelnadel aus Bronze.

Die Beigefäße lassen eine Anordnung in mehrere Gruppen erkennen: Eine östliche Gruppe (Nr. **1** bis **4**), in der die großen Vorratsurnen und die unmittelbar zu ihrer Verwendung zugehörigen kleineren Gefäße dominieren, eine südwestliche (Nr. **8**), in der hauptsächlich Schüsseln und Schalen nicht so sehr nebeneinander gestellt, als vielmehr aneinander gelehnt sind, dann eine mittlere Gruppe (Nr. **5**), in der eine größere Zahl von Tongefäßen, und unter ihnen einige konische, situlaförmige Gefäße zuhauf hingesetzt sind, so daß man fast von einem Konglomerat von Scherben sprechen könnte, und endlich die ganz isoliert stehenden situlaförmigen Gefäße Nr. **6** und **7** unter dem westlichen Teile des Nordrandes des Steinsatzes.

In dem schmalen, von Norden nach Süden verlaufenden Raume zwischen den Gefäßreihen Nr. **2** und **3** einerseits und Nr. **4** anderseits finden sich einzelne Rinderknochen als Vertreter von Fleischbeigaben.

Die bei **n** gefundene Bronzenadel [28738] zeigt den gewöhnlichen Typus der Hallstattnadeln. Sie trägt als Kopf drei hintereinander folgende kugelige Knoten und unter denselben eine konische Verbreiterung als Faltenwehr. Sie ist im Feuer verbogen und gebrochen. Ihre ursprüngliche Länge war etwa 16 *cm* (Taf. 5).

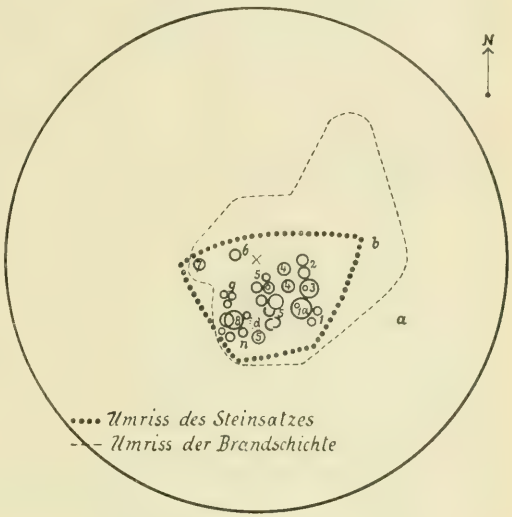


Abb. 9. Grundriß des Tumulus IV. Maßstab 1:125.

Das bei **a** gefundene Fragment eines Mondidols [28709] ist ein Fuß eines ziemlich großen Stückes dieser Gattung, der auf seiner Außenseite mit Kerbschnittleisten verziert ist. H. 10·8 (Taf. 5).

Die Tongefäße sind folgende:

1. [28710] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauche einige starke Rippen in größerer Entfernung voneinander, die Zwischenfelder kanneliert. In Bruchstücken.

1. [28711] Kleine, braune Schüssel mit eingebogenem Rand und ebenem Boden. H. 7, D. 17·2 (Taf. 5).

1. [28712] Kleine, braune Schüssel, wie die vorige. H. 5·5, D. 14·1 (Taf. 5).

1 *a*. [28713] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauche ein Zickzackornament und am Halsansatze ein umlaufendes Band, beide mit einem sechszinkigen Kamme sauber eingeschnitten. Auf dem Halse sind steile Winkelbänder mit einem vierzinkigen Kamme ebenso eingeschnitten. Auf der Unterseite des Bauches große lappenförmige Ansätze. An mehreren Stellen alte Sprünge, neben welchen Löcher zum Flicken in die Gefäßwand gebohrt sind. In Bruchstücken. (Probestück Taf. 5).

1 *b*. [28714] Braunes Näpfchen mit genabeltem Boden und schmalem, ausgebreitetem Rand. H. 4, D. 11·2 (Taf. 5).

2. [28715, 28716] Zwei schwarzbraune, schlankbauchige bzw. konische Gefäße mit senkrecht stehendem Randteil, gleich groß, unvollständig. H. 23, D. 25·7 (Taf. 5).

3. [28717] Rotes, kugelbauchiges Gefäß mit niederem Hals und schwach ausgebogenem Rand. Der Bauch mit sechs in fingerbreiten Graphitstrichen auf-

gemalten Viereckornamenten und schwarz ausgefüllten Dreiecken verziert. H. 29·5, D. 39·4 (Taf. 5).

3. [28718] Kleine, hellbraune Schüssel mit eingebogenem Rand. H. 6, D. 18 (Taf. 5).

3. [28719] Braune Henkelschale mit gerade aufstehendem Rand, bandförmigem, den Rand wenig überragendem Henkel und flach genabeltem Boden. H. 5, D. 11·7 (Taf. 5).

4. [28720] Braunes, bauchiges Gefäß mit gerade aufstehendem Rand, hohem, bandförmigem Henkel und einer Verzierung aus breiten, schräg laufenden Furchen auf dem Bauche. H. 20, D. 31 (Taf. 5).

4. [28721] Große, tiefe, braune Schüssel mit geradem Rand und bandförmigem, den Rand kaum überragendem Henkel, verziert mit eingeschnittenen Ornamenten, welche auf der Bauchwölbung fünf breite, mit schraffierten Rhomben und Dreiecken gefüllte Vertikalbänder, auf den dazwischen liegenden Feldern Spirallinien und am Mundsaume ein schraffiertes Bändchen bilden. H. 15·4, D. 33·5 (Taf. 5).

4. [28722] Schwarzes, bauchiges, besonders dünnwandiges Henkelschälchen. In Bruchstücken.

5. [28723] Schwarzes, konisches Gefäß mit schmalem, senkrechtem Hals. An der Bauchkante zwei quer gestellte kleine Henkel für einen Tragreifen. H. 19, D. 20·9 (Taf. 5).

5. [28724] Braune Henkelschale mit geradem Rand, relativ schmalem Henkel und kleinem Bodennabel. H. 5, D. 11 (Taf. 5).

5*a*. [28725] Braunes, schlankbauchiges bzw. konisches Gefäß mit schmalem, senkrechtem Hals und geradem Rand, unvollständig. H. 24·5, D. 26 (Taf. 5).

5*a*. [28726] Dunkelbraunes, konisches Gefäß mit schmalem, geradem Hals, unvollständig. H. 17, D. 19 (Taf. 5).

5*a*. [28727] Kleine, braune Schüssel mit eingebogenem Rand und seichter, schräger Furchung des Bauches. H. 6·7, D. 15·9 (Taf. 6).

5*a*. [28728] Schwarzbraunes, bauchiges Gefäß mit geschweiftem Hals. Der Bauch mit senkrecht und schräg gestellten Leisten und einer Ausfüllung der Zwischenfelder durch seichte Furchung verziert. Bruchstücke.

5*a*. [28729, 28730] Zwei konische Füße von Fußschalen, horizontal flach gefurcht (Taf. 5).

5*a*. [28731] Braunes Henkelschälchen mit geradem Rande, hohem Henkel und genabeltem Boden. Bruchstücke.

5*a*. [28732, 28733] Zwei kleine, braune Schüsseln mit eingebogenem Rand und seichter, schräger Furchung des Bauches. Bruchstücke (Probestück Taf. 6).

5*b*. [28734] Rotes, kugelbauchiges Gefäß mit sehr niederem, geradem Hals, der schwarz übermalt ist. Der Bauch mit vier fingerbreiten schwarzen Zickzackbändern bemalt. H. 19·5, D. 32·7 (Taf. 5).

5*b*. [28735] Bruchstücke eines schwarzen, weitmündigen Topfes.

5*b*. [28736] Schwarze Henkelschale mit geradem Rand, bandförmigem, hohem Henkel und flachem Boden. H. 6, D. 11·8 (Taf. 6).

5*b*. [28737] Braunes Näpfchen mit ausgebogenem Rand. H. 2·5, D. 6·6 (Taf. 6).

6. [28739] Schwarzes, konisches, situlaähnliches Gefäß mit schmalem, wenig ausgebogenem Halsteil. H. 17, D. 16·8 (Taf. 5).

6. [28740] Zum vorigen Gefäß gehörig: Flach gewölbter Eimerdeckel, braun, mit sieben radialen Bändern aus je drei gekerbten Leisten und einem als kleiner Henkel geformten Knauf. Unvollständig erhalten (Taf. 5).

7. [28741] Schwarze, konische Situla mit schmalem Halsrand, an dem eine den entsprechenden Metallbeschlag nachahmende Henkelöse aus Ton angebracht ist. Mit Firnis überzogen. H. 24, D. 23·3 (Taf. 5).

7. [28742] Dazu ein brauner, flach gewölbter Deckel wie der vorige. H. 6, D. 18·4. Unvollständig erhalten (Taf. 5).

8. [28743] Braune, flachkonische Schüssel mit konischem Fuß. Die Innenfläche ist bedeckt mit einem Kerbschnittornament, welches in der Hauptsache eine Folge von schraffierten, mit einem gekerbten Bande umschlossenen Dreiecken, Vierecken und Ringen zeigt. Ein diese Fläche einsäumendes Kerbschnittband ist mit einzelnen kleinen Warzen besetzt. H. 14·9, D. 31 (Taf. 6).

8. [28744] Braune, kleine Schüssel mit eingebogenem Rand und schräger Kannelierung. H. 6·7, D. 17·1 (Taf. 6).

8. [28745] Brauner, grober Henkeltopf mit Kerbschnittverzierung, welche aus einem umlaufenden, zweifachen Bande und sechs dreifachen, abwechselnd senkrechten und winkelförmig gebrochenen Bändern besteht. Der bandförmige Henkel ist kanneliert und überragt den Gefäßrand. H. 15, D. 19·4 (Taf. 6).

8. [28746] Schwarze Henkelschale mit geradem Rand und breitbandförmigem, hohem Henkel. H. 5·7, D. 12·2 (Taf. 6).

8. [28747] Tiefe, konische Schüssel mit konischem Fuß, hellbraun. Auf dem Rande acht näpfchenförmige Aufsätze und auf der peripheren Zone der Innenfläche eine Kerbschnittverzierung mit Ringen und Winkelbändern. H. 23, D. 46·2 (Taf. 6).

8. [28748] Schwarzes Henkelschälchen in Bruchstücken.

9. [28749] Schwarze, bauchige Henkelschale mit abgegliedertem, senkrechtem Randteil, bandförmigem, den Gefäßrand überragendem Henkel und ebenem Boden. Der Bauch trägt eine sauber ausgeführte Kannelierung. H. 6·6, D. 13·2 (Taf. 6).

9. [28750] Schwarze Henkelschale mit geradem Rand, bandförmigem Henkel und geradem Boden. Die Innenfläche mit einem in fingerbreiten Graphitstrichen ausgeführten Kreuz verziert. H. 7, D. 13·9 (Taf. 6).

9. [28751] Schwarze Henkelschale mit geradem Rand, bandförmigem, hohem Henkel und genabeltem Boden. H. 5·5, D. 11·4 (Taf. 6).

Tumulus V.

D. 7 *m*, H. 1·4 *m* (Grundriß und Durchschnitt Abb. 10). Der Steinsatz liegt mit seinem größeren Teile im südwestlichen Viertel des Hügels, welches auf schwach geneigtem Terrain etwas höher liegt, als der gegenseitige Abschnitt. Der Grundriß des Steinsatzes bildet ein Viereck mit abgestutzten Ecken. Er ist 3·5 *m* lang und 3 *m* breit. Die von ihm in fast allen ihren Teilen überdeckte Brandschichte hat einen unregelmäßig dreiseitigen Umriß und ist 3·3 *m* lang und 2·5 *m* breit. Ihr mittlerer Teil ist in eine beiläufig 2·5 *m* breite und 0·5 *m* tiefe Mulde eingebettet, welche bis auf den felsigen Untergrund ausgegraben ist. In dieser Mulde liegt eine 10 *cm* dicke Schichte von Holzkohlenklein, auf dieser die (in eine 20 bis 25 *cm* mächtige Erdschichte eingehüllten) Beigaben, darüber ein nach oben kuppelig abgerundeter, 1 *m* hoher Steinsatz aus Kalkbruchsteinen und über diesem eine Hülle von 50 bis 60 *cm* Erde. (Durchschnittskizze Abb. 10.) Die Gefäße sind größtenteils arg zerdrückt, so daß an manchen Stellen eine Breccie von Tongefäßscherben in die Erscheinung tritt. Doch können einige Einzelnheiten einwandfrei festgestellt werden, z. B. daß in der mit Nr. **3** bezeichneten Gruppe neben topfförmigen Gefäßen eine flachkonische Schüssel sich befindet, auf oder besser in der ein kleines Mondidol steht. Ebenso, daß im Raume Nr. **4** eine ähnliche Fußschüssel steht, in der ein aus zwei Töpfen zusammengebautes Doppelgefäß sitzt.

Im Süden der Brandschichte, bei **b**, liegt eine beiläufig 50 *cm* breite, 1·5 *cm* dicke Lehmschichte, auf welcher eine reichliche Menge von Leichenbrand deponiert ist, vermengt mit im Feuer deformierten Glasemailperlen und Bronzerestchen. Auf dem Leichenbrand liegen unversehrt ein Bronzehalsreif, eine Mondsichelfibel, Bernstein- und Glasemailperlen und vier tönerne Spinnwirtel. Diese Gegenstände sind unzweifelhaft erst nach der Verbrennung auf das zusammengesammelte Leichenbrandhäufchen gelegt worden. Abgesondert von diesen Beigaben fand sich im nördlichen Teile des Grabes, am Nordrande der Halsurne Nr. **2**, ein Eisenmesser.

Als Reste von beigegebenen Lebensmitteln sind erhalten: in einem bauchigen Henkelgefäße (bei **8**, Nr. 28773) zahlreiche Knochen einer Entenart, in einer konischen Situla (**8*a***, 28775) Knochen eines jungen Schweinchens, dann westlich neben dem Leichenbranddepot (bei **c**) weit zerstreute kleine Stücke von Rindsknochen und endlich am Ostrande des Leichenbrandes **b** einige Haselnußschalen.

An kleineren Beigaben sind zu verzeichnen:

2. [28784] Geschweiftes Eisenmesser mit kleiner Griffangel. L. 11·2 (Taf. 7).

b) [28780] Schöner, geperlter Bronzehalsreif mit weit auseinander stehenden, mit Knöpfen besetzten Enden. D. 14·3, Dicke in der Mitte 1·2 (Taf. 7).

b) [28781] Bronzene Bogenfibel mit halbmondförmig ausgebreitetem Bügel, der mit einfachen Einkerbungen und feinen Tremolierstichlinien verziert ist und von dem 19 Kettchen von durchschnittlich 3·5 *cm* Länge herabhängen. Am Ende eines jeden Kettchens eine kleine Klammer zur Befestigung von Anhängseln, welche aus leicht vergänglichem Stoffe gemacht waren und fast gänzlich verschwunden sind (geringe Reste deuten auf gelbe Glaskügelchen). Die Nadel und der kurze Fuß schließen mit je einer Schlinge an dem Bügel an. L. 6·6 (Taf. 7).

b) [28782] Geschlossenes Bronzeringlein. D. 1·8, Dicke 0·3 (Taf. 7).

b) [28783] Im Feuer deformiertes Fragment eines 0·5 *cm* dicken Bronzestäbchens. L. 5·2.

b) [28785] Mehrere kugelige Bernsteinperlen, von denen vier Stück leidlich erhalten sind. D. 1·7 (Taf. 7).

b) [28786, 28786*a* und 28790] Drei große, kugelige Glasemailperlen aus blaugrüner Paste, in die dünne (teils gerade, teils zickzack) rundum laufende Fäden aus gelbem Email eingelegt und am größten Umfange Wärzchen von gelbem Email aufgesetzt sind. D. 2·3. Zwei davon stark zersetzt (Taf. 7).

b) [28787] 13 kugelige, blaue Glasemailperlen mit je drei gedoppelten gelben Augenringen. Vortrefflich erhalten. D. 1·2 bis 1·5 (Taf. 7).

b) [28788] Fünf ebensolche Perlen, geschmolzen und deformiert. Zwischen den kalzinierten Knöchelchen des Leichenbrandes verteilt gefunden und somit sicher mit der Leiche im Feuer gewesen (Taf. 7).

b) [28789] Zwei Glasperlen mit einer Bronzeblecheinlage. D. 1·8. In Stückchen zerfallen.

b) [28792 bis 28795] Vier tönerne, turbanförmige Spinnwirtel, am Umfange gerippt. D. 1·5 bis 2·9 (Taf. 7).

b) [28796] Kleine Stücke von schwarzer, brennbarer Harzmasse, welche zum Ausflicken von kleinen Schäden an Gefäßen u. dgl. geeignet ist und bei prähistorischen Tongefäßen bekanntlich wiederholt Anwendung gefunden hat.

Von den Tongefäßen ist die folgende Reihe erhalten:

1. [28752] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch ist mit einem langläufigen Zickzackbande verziert, das aus drei flachen Furchen gebildet ist. Der Hals trägt drei eingeschnittene, in ihren Eckteilen schraffierte Dreiecksornamente mit darauf sitzenden schematisierten Vogelfiguren und in seinem obersten Teile trägt er fünf seichte Hohlkehlen. Auf der Unterseite des Bauches vier starke lappenförmige Ansätze. H. 43·2, D. 57 (Taf. 7).

1. [28753] Hellbraunes, bauchiges Gefäß mit schmal kanneliertem Bauch, aufrechtem, 4 *cm* hohem Hals und geradem Rand. Nur in Bruchstücken erhalten. (Probestück Taf. 8.)

2. [28757] Große, schwarze Halsurne mit eingeschnittenen Ornamenten, und zwar: auf dem Bauche breite, aus mehreren parallelen Linien gebildete Zickzackbänder, am Halsansatz ein ähnliches Band und auf dem Halse kreuzweise schraffierte Dreiecke. Die Bänder sind sicherlich mit Hilfe von Kämmen eingeschnitten. H. 44, D. 54 (Taf. 7).

(Unter dem Nordrande dieses Gefäßes lag das Eisenmesser Nr. 28784.)

2*a*. [28754] Schwarze Henkelschale mit bandförmigem, hohem Henkel, geradem Rand und genabeltem Boden; unganz. H. 5·6, D. 10·4 (Taf. 8).

2*a*. [28755] Ebensolche Schale.

2*a*. [28756] Graue Schale mit kanneliertem Bauch. In Bruchstücken.

3. [28758] Großes, schwarzes Henkelgefäß, im Profil den Halsurnen einigermaßen ähnlich, nur in den Ausmaßen von Hals und Mundsaum etwas niedriger. Mit einem großen, 5·7 *cm* breiten, schmal kannelierten Henkel, der den Gefäßrand ein wenig überragt. Der Bauch ist schief kanneliert, der Halsansatz mit drei seichten Hohlkehlen bezeichnet und ober diesen der Hals mit einem seicht eingedrückten Halbbogenmuster verziert. H. 25, D. 34 (Taf. 8).

3. [28759] Brauner Henkeltopf mit kurzem Hals, geradem Rand und 4·5 *cm* breitem, kanneliertem, seitlich an der Bauchwölbung sitzendem Henkel. Der Bauch schlank, mit

einem Zickzackmuster, das aus dreifachen, zopfähnlich gekerbten Leisten gebildet ist. Der Halsansatz ist mit einer ebenso ausgeführten Doppelleiste bezeichnet. H. 19, D. 21·5, (Taf. 7).

3. [28760] Große, braune, konische Schüssel mit konischem Fuß. Auf der Innenfläche ein aus drei parallelen Kerbschnittleisten gebildetes Zickzackband, auf dem flach ausgebreiteten Rande vier Gruppen von seichten, radialen Furchen und an der Unterseite vier dreizipfelige lappenförmige Ansätze. H. 18, D. 45 (Taf. 6).

3. [28761] „Mondidol“ [1]) mit vier Füßen, vierkantigem Körper und auf jedem Halsende einem kleinen, nach außen sehenden Tierköpfchen. An den Seiten Zickzackverzierungen aus Kerbschnittleisten, auf jeder Seite ein anderes Muster. H. 12·5, L. 14·9 (Taf. 6).

4. [28762] Brauner Henkeltopf mit mäßig ausgebogenem Mundsaum und einem 4 *cm* breiten, seicht kannelierten, den Gefäßrand ein wenig überhöhenden Henkel. Der Bauch schlank, mit einem aus gekerbten Leisten hergestellten Ornament, welches die Bauchfläche durch fünf vertikale, aus je vier Leistchen gebildete Bänder in Felder teilt, von denen die vier nicht vom Henkel benützten, durch gekreuzte Diagonalleisten bereichert sind. H. 15, D. 17·8 (Taf. 7).

4. [28763] Brauner Henkeltopf mit ganz schmalem Mundrande und einem denselben überragenden schmalen, bandförmigen Henkel. Der Bauch schlank und mit einem Zickzackbande verziert, welches zusammengesetzt ist aus drei Leisten, deren mittlere gekerbt ist, während die beiden seitlichen glatt sind. H. 13·7, D. 17·3 (Taf. 7).

4. [28764] Braunes Doppelgefäß, zusammengesetzt aus zwei ungleich großen, aber einander ähnlichen Töpfen mit schwach ausgebogenem Rand und schlankem Bauch, der bei beiden mit einem aus drei sehr grob gekerbten Leisten gebildeten Zickzackbande verziert ist. Der eine Topf hat 15 *cm*, der andere 16·4 *cm* Durchmesser. Beide sind miteinander verbunden durch einen an der Bauchwölbung ansetzenden kurzen Steg und einen neben diesem angebrachten, die Gefäßränder ein wenig überhöhenden, sehr seicht kannelierten Henkel von 4·3 *cm* Breite. H. 12·5, gemeinsamer D. 30·3 (Taf. 6).

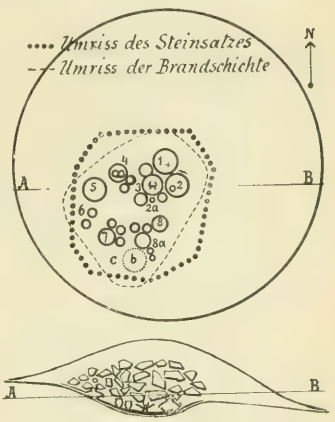


Abb. 10. Grundriß und Durchschnitt des Tumulus V. Maßstab 1:125.

Dieses Gefäß stand auf der folgenden Schüssel.

4. [28765] Schwarzbraune, konische Schüssel mit konischem Fuß, die Innenfläche verziert mit abwechselnden Winkelbändern und schraffierten Dreiecken, die aus glatten Leisten geformt bzw. mit parallelen seichten Furchen gefüllt sind. Der ebene Schalenrand glatt. An der Unterseite vier dreizipfelige Lappenansätze. H. 12, D. 36·6 (Taf. 8).

5. [28766] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauche vereinzelte Rippen und dazwischen eine seichte Kannelierung, am Halsansatze eine Hohlkehle und am Halse ein flach eingedrücktes Halbbogenornament. H. 48, D. 53 (Taf. 8).

5. [28767] Schwarze Henkelschale mit geradem Rand. In Bruchstücken.

6. [28768] Brauner, dickwandiger Topf mit ausgeschweiftem Randteil, unverziert. H. 16, D. 16·2 (Taf. 7).

6. [28769] Schwarze, konische Situla, dickwandig, mit grobem Firnis überzogen. Am niederen Mundrande die aus Ton geformte Imitation von einfachen Drahtösen für einen Tragreif. Ähnlich mit Nr. 28775, Taf. 8. Nur in Bruchstücken erhalten.

[1]) Diese „Mondidole“ der Ersten Eisenzeit sind Doppelprotomen von Tieren, unter welchen Rind, Widder und manchmal auch Hirsch gemeint sind. Siehe Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst, 1898, S. 504.

7. [28770] Braunes, bauchiges Henkelgefäß mit niederem, geschweiftem Hals, geradem Rand und 5·4 *cm* breitem, kanneliertem, den Gefäßrand stark überragendem Henkel. Die Verzierung des Bauches besteht aus einer schräg laufenden, engen und seichten Kannelierung, jene des Halses aus einem die obere Halszone bedeckenden, fein eingeschnittenen Zierbande, welches vom Rande ausgehende hängende Halbkreise mit schräg schraffierten Zwischenräumen zeigt. H. 20, D. 37 (Taf. 8).

7. [28771] Schwarzbraune Fußschale mit flach gewölbtem Bodenteil, ausgeschweiftem Oberteil und geschweiftem, konischem Fuß. Die Verzierungen sind fein eingeschnitten. Auf der Innenseite des Oberteiles eine Reihe von wechselnd gestellten, bogig begrenzten Dreiecken, die von zwei radial gestellten, mit einem Zickzackmuster gefüllten Bändern unterbrochen wird. Dann auf der Außenseite des gewölbten Unterteiles vier nach abwärts gekehrte, kreuzweise schraffierte Winkelbänder, und auf dem mit einem schraffierten Bändchen eingesäumten Fuße drei schematisierte Stierfigürchen, deren Körper durch zwei mit der Spitze gegeneinander gekehrte schraffierte Dreiecke dargestellt ist, ähnlich wie bei einigen Pferdezeichnungen auf einer figural verzierten Halsurne aus einem Tumulus auf dem Warischberg bei Ödenburg und anderen Zeichnungen[1]). Beachtenswert die großen gekrümmten Hörner mit den nach auswärts gekehrten Ansätzen an ihren Spitzen. H. 10, D. 14·7 (Taf. 7).

7. [28772] Fuß einer ähnlichen Fußschale mit den fein eingeschnittenen Zeichnungen von drei auf bogig begrenzten Dreiecken sitzenden stilisierten Vogelfiguren. Diese Figuren sind mit jenen der Halsurne Nr. 28752, Taf. 7, familiengleich und erinnern auch an Vogelzeichnungen auf einer Halsurne und einer Fußschale aus dem sogenannten Königshügel auf dem Burgstall bei Ödenburg[2]). Der Körper der Schale war so schlecht erhalten, daß er unrettbar zerbröckelte. H. des Fußes 5·5, D. 9·5 (Taf. 7).

8. [28773] Braunes, bauchiges Henkelgefäß mit niederem Hals und 5·7 *cm* breitem, kanneliertem Henkel. Der Hals glatt, der Bauch mit einer eng zusammenschließenden Folge von Dreiecken, die mit einer wechselnden schrägen Furchung ausgefüllt sind. H. 20, D. 34·8 (Taf. 8).

Dieses Gefäß enthielt zahlreiche Knöchelchen einer Ente.

8*a*. [28774] Schwarzbraunes, bauchiges Henkelgefäß mit niederem Halsteil und einem 5·2 *cm* breiten, glatt bandförmigen, den Gefäßrand stark überragenden Henkel. Am Bauche eine ziemlich breite, schräg gestellte Kannelierung. H. 18, D. 34·8 (Taf. 8).

8*a*. [28775] Schwarze, konische Situla mit schmalem, geradem Randteil, an dem, in Ton ausgeführt, die Imitation einer Öse für den Traghenkel angebracht ist. Sehr dickwandig, dick mit grobem Firnis überzogen. H. 17·5. D. 18 (Taf. 8).

Diese Situla enthielt die (nicht konservierbaren) Knöchelchen eines sehr jungen Schweines.

8*a*. [28776 bis 28778] Bruchstücke von sieben verschiedenen Tongefäßen, darunter eines mit einem Bande von Dreiecken, die abwechselnd glatt und mit Kerbleisten gefüllt sind. (Probestück Taf. 7).

Tumulus VI.

Von den Herren I. Hofmann und J. Pichler probeweise durchgegraben.

D. zirka 5 *m*. Es ergab sich, daß dieser Hügel bereits früher umgegraben und sein Inhalt mit der Erde bunt vermengt wurde.

Von den Tongefäßen sind durch Probestücke vertreten: Eine große schwarze Halsurne mit breiter Kannelierung des Bauches, eine bauchige schwarze Schüssel mit schön gearbeiteter, feiner Kannelierung des Bauches und ein rotes, kugelbauchiges Gefäß, das mit drei rundumlaufenden, schwarzen Zickzackbändern verziert war.

Von Bronzebeigaben fanden sich noch: Ein flacher, dünner Knopf von 2 *cm* D. mit kleinem Öhr, ein rundes Scheibchen von 1·5 *cm* D. mit einer kleinen, zentralen

[1]) Bella und Müller, Prähistorische Funde in der Umgebung von Ödenburg in Ungarn. M. A. G. Wien, XXI, S. 188, 189. Taf. VIII, 2.

[2]) Bella, Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Ödenburg, M. A. G. Wien, XXIV, Sitzber. S. 59, Fig. 12 und 15.

Warze auf jeder Seite und ein wahrscheinlich zu einem Gürtelblech gehöriges, an einem Ende hakenförmig umgebogenes Blechfragment.

Diese Fundstücke sind kürzlich mit der Sammlung „Hofmann" an den prähistorischen Lehrapparat der Universität Wien übergegangen.[1])

Tumulus VII.

D. 10 *m*, H. 1·2 *m* (Grundriß Abb. 11). Die Brandschichte breitet sich nordöstlich von der Mitte des Hügels auf dem gewachsenen Boden aus und bedeckt eine unregelmäßig fünfeckige Fläche von 3·8 *m* L. (N.-S.) und 2·7 *m* B. In ihrem südlichen Teile erreicht sie eine Dicke von 2 *cm*, sonst etwas weniger. Auf ihr stehen fünf große schwarze Halsurnen, von denen die am Südende der Brandfläche aufgestellte (Nr. **6**) den Leichenbrand enthält, während die anderen (speziell Nr. **1**, **2**, **3** und **4**) durch die in ihnen gelegenen Schöpfbecher oder Schalen als Flüssigkeitsbehälter gekennzeichnet sind.

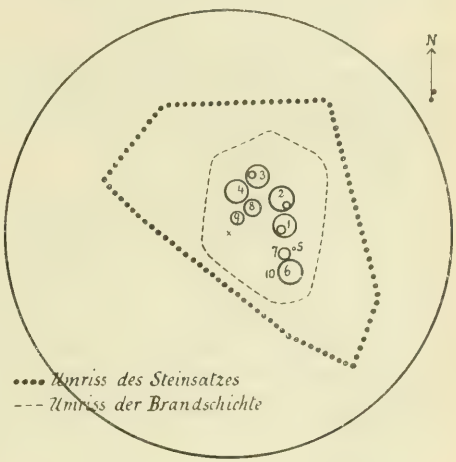


Abb. 11. Grundriß des Tumulus VII. Maßstab 1:125.

Unter den kalzinierten Knochen des Leichenbrandes finden sich mehrere Bruchstücke, welche von den distalen Teilen des Hinterfußes eines großen Rindes herrühren, besonders deutlich ein Stück der Gelenksrolle des Sprungbeines. Dies zeigt, daß dem Verstorbenen Fleischnahrung auf den Scheiterhaufen beigelegt und mit ihm verbrannt worden ist.

Westlich neben dem Ossuarium lag ein eisernes Ärmchenflachbeil, mit der Schneide nach Westen gekehrt, und ein unbestimmbares flaches Eisenstück. Einige kleine Eisenfragmente, darunter ein Stück einer vergoldeten geraden Gewandnadel aus Eisen, fanden sich im

[1]) Diese Angaben nach gefälligen Mitteilungen des Herrn Ign. Hofmann. In dem Berichte „Kyrle und Hofmann, Siedlungen und Gräber auf dem Malleitenberg", l. c. S. 365, werden folgende Funde angeführt: *a*) „Fundinventar des versuchsweise angegrabenen Hügels": T-förmiges Blechstück aus Bronze, dünn mit Buckeln verziert (offenbar von einem Gürtel [SH 930]. — Dünnes ovales Plättchen aus Bronze [SH 931]. — Kleine Plättchen aus Bronze (offenbar von einem Gürtel), verkohlte Gewebe- und Getreidereste [SH 969]. — Ösenknopf aus Bronze, flach [SH 929]. — Knopf aus Bronze, mit breiter Öse, oben kreuzförmig. Durchmesser 1·5 *cm* [SH 934]. — Stark verschmolzene Bronzen [SH 932, 933]. — Sechs Perlen aus blauem Glase, mit je drei schwefelgelben, konzentrischen Kreisornamenten verziert. Durchmesser 1·5 *cm* [SH 953]. Bruchstück eines bandförmigen Henkels aus Ton, mit Ansatzzapfen [SH 609]. — *b*) „Aus der Nachlese der systematischen Grabungen stammen: Aus Tumulus VI". Scherben von polychromen Hallstattgefäßen; roter Grund mit Graphitbemalung [SH 1165, 1166]. — Bruchstück einer weiten Schale, graphitiert, mit intermittierender Glättung [SH 1164]. — Bruchstücke von zwei großen Urnen, gut geglättet und graphitiert, seicht gerippt [SH 1161, 1162]. — Bruchstück einer gut graphitierten Schale mit gerippten Bauchteil [SH 1163].

Die beiden Posten *a* und *b* gehören zweifellos zu einem und demselben Tumulus. Obwohl dies nicht aus dem Wortlaute der Publikation hervorgeht, ist es aus der oben benützten Fundangabe Hofmanns ersichtlich.

Leichenbrand und eine Bronzenadel, sowie ein zweites Bronzestückchen in der Kohlenschichte bei 5.

Die über diesen Funden ausgebreitete Bruchsteindecke erreicht in der Mitte eine Dicke von etwa 0·5 *m* und bedeckt eine unregelmäßig dreieckige, in der Richtung von Südosten nach Nordwesten sich ausdehnende Fläche, welche beiläufig 7 *m* lang und 4·5 *m* breit ist.

Die Metallfunde sind folgende:

5. [28806] Bronzenadel mit stumpfwinkelig abgebogenem, im obersten Teile gekerbtem Kopfteil. L. 11·8, Dicke 0·3 (Taf. 9).

5. [28814] Gekrümmtes, vierkantiges Bronzestäbchen mit dünner werdenden Enden, vielleicht der Bügel einer Fibel. L. 4·3 (Taf. 9).

6. [28809] Kopf einer eisernen Nadel, der ähnlich wie bei der vorigen gekerbt und bemerkenswerterweise mit dünnem Goldblech überzogen ist. Der übrige Teil der Nadel wurde im Leichenbrand nicht gefunden. L. des Fragmentes 3, Dicke 0·5 (Taf. 9).

6. [28810] Bruchstücke von zwei kleinen Eisenklammern. L. 3·5 (Taf. 9).

10. [28813] Eisernes Flachbeil mit Ärmchen. L. 17·8 (Taf. 9).

Daneben ein längliches Eisenplättchen, dessen Bestimmung nicht festzustellen ist. L. 6·7 (Taf. 9).

Die Tongefäße sind folgende:

1. [28799] Große, schwarze Halsurne mit vereinzelten seichten Vertikalfurchen auf dem Bauche, dreifacher Hohlkehle am Halsansatze und einer Reihe von schraffierten Dreiecken auf dem Halse. H. 42, D. 53 (Taf. 9).

1. [28800] Breite Henkelschale mit geradem Rand und bandförmigem (derzeit abgebrochenem) Henkel, im Inneren mit fingerbreiten Graphitstrichen in Gestalt eines Kreuzes bemalt. H. 7·5, D. 16·5 (Taf. 9).

2. [28801] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch mit fünf Gruppen von je drei eng beisammen stehenden Vertikalrippen, zwischen welchen mehrere sehr flache Rippen verteilt sind. Am Halsansatz eine dreifache Hohlkehle und darüber eine Reihe von schraffierten Dreiecken. Der Rand des Mundsaumes gekerbt. H. 44, D. 55·7 (Taf. 9).

2. [28802] Dunkelbraune Henkelschale mit wenig eingebogenem, gekerbtem Rand, kleinem, hohem Henkel und kleinem Bodennabel. H. 5·2, D. 12·4 (Taf. 9).

3. [28803] Große, schwarze Halsurne mit gefurchtem Bauch. Sehr defekt. H. zirka 42, D. zirka 54.

3. [28804] Schwarze Henkelschale mit wenig eingebogenem Rand, ziemlich kleinem, hohem Henkel und genabeltem Boden. H. 5, D. 11 (Taf. 9).

4. [28805] Große, schwarze Halsurne. Auf der Oberseite des Mundsaumes und auf dem Halse punktgeränderte, schraffierte Dreiecke, auf dem Bauche sparsam verteilte Rippen und zwischen diesen eine flache Kannelierung. H. 48, D. 52·5 (Taf. 9).

6. [28807] Große, schwarze Halsurne mit vereinzelten starken Rippen und dazwischen gehender, seichter Kannelierung auf dem Bauche. Der Hals unverziert. In Bruchstücken.

7. [28808] Schwarze Henkelschale. In Bruchstücken.

8. [28811] Rotes, kugelbauchiges Gefäß mit sehr kurzem, kegelförmigem Hals und schmalem, geradem, schwarz bemaltem Mundsaum. Auf dem Bauche ein sechsfaches schwarzes Zickzackband. H. 29·7, D. 38·3 (Taf. 9).

9. [28812] Rotes, kugelbauchiges Gefäß, dem vorigen ähnlich, mit einem dreifachen schwarzen Zickzackbande auf dem Bauche. H. 20·5, D. 30·2 (Taf. 9).

In der Brandschichte wurden gefunden: Die Scherben von zwei gelben flachkonischen Fußschüsseln mit flach ausgebreitetem Rand, der mit einem Zickzackleistenbande verziert ist. An der Unterseite der Schüsseln lappenförmige Ansätze [28815].

Tumulus VIII.

D. 7 *m*, H. 0·6 *m* (Grundriß Abb. 12). Die ovale Brandschichte von 3·2 *m* Länge und 2·3 *m* Breite ist kaum 1 *cm* dick und birgt in ihrer Mitte eine ganz geringe Menge von Leichenbrand und außerdem unverbrannte Knochen von einem jungen Schwein und von einem großen Hausrind. Auf ihrem südlichen

Teile stehen, von der Steindecke ganz zerdrückt, vier Beigefäße, von welchen eines (Nr. **1**) etliche klein geschlagene (unverbrannte) Rinderknochen enthält.

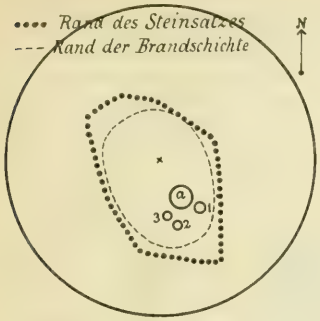


Abb. 12. Grundriß des Tumulus VIII
Maßstab 1:125.

Der die Brandschichte nach allen Seiten hin überdeckende Steinsatz ist 4·4 *m* lang, 2·8 *m* breit und auffallend stark aufgelockert. Wahrscheinlich ist er durch die Rodung von Wurzelstöcken oder ähnliche Vorgänge gestört worden.

Erhalten sind folgende Tongefäße:

a. [28816] Große, schwarze Halsurne mit einzelnen Rippen auf dem Bauche, in kleine Bruchstücke zerdrückt.

1. [28817] Brauner, bauchiger Topf mit wenig ausgebogenem Rand, henkellos. H. 21·5, D. 21 (Taf. 8).

2. [28818] Schwarze, kleine Schüssel mit eingebogenem Rand und genabeltem Boden. Der Bauch mit seicht eingedrückten Winkel- und Vertikalbändern verziert. H. 6, D. 16 (Taf. 8).

3. [28819] Brauner, schlanker Topf mit geradem Randteil, henkellos. Am Ansatze des Randteiles eine nachlässig angebrachte Reihe von Fingernageleindrücken. H. 15, D. 16·1 (Taf. 8).

Tumulus IX.

D. beiläufig 5 *m*, H. 0·3 (Grundriß Abb. 13). Die ovale Brandschichte ist 3 *m* lang, 2 *m* breit und weniger als 1 *cm* dick. Der Leichenbrand ist in dem Gefäße Nr. **1** gesammelt. Neben diesem eine große, schwarze Halsurne und weiter nördlich zwei weitere Tongefäße. Der 2·5 *m* lange und 2 *m* breite Steinsatz besteht nur aus einer einzigen Lage von großen Bruchsteinen, in deren Zwischenräume kleinere Steine regellos eingelegt sind.

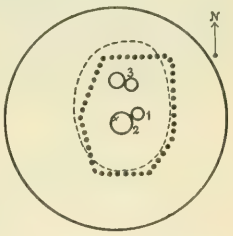


Abb 13. Grundriß des Tumulus IX.
Maßstab 1:125.

Die Tongefäße sind zu kleinen Bruchstücken zerdrückt und bis auf eines nicht restaurierbar. Sie repräsentieren folgende Stücke:

1. [28821] Braunes, bauchiges Gefäß mit einem wenig ausgebogenen Randteil. Der Bauch mit einer seichten, engen Kannelierung.

2. [28822] Große, schwarze Halsurne, dem Anschein nach ohne Verzierung.

3. [28823] Braune Schüssel mit hohem, bandförmigem, 4 *cm* breitem Henkel. Der Bauch mit abwechselnden Gruppen von senkrecht gestellten und halbbogenförmigen Bändern aus flach eingedrückten Furchen verziert. Bruchstücke.

4. [28824] Gelbroter, dickwandiger Topf.

In der Brandschichte verstreut die Scherben eines hellbraunen Topfes [28825].

Tumulus X.

D. 14·5, H. 2 (Grundriß Abb. 14). In diesem Hügel sind deutlich drei Abteilungen der Brandschichte, die alle drei im gleichen Niveau auf dem gewachsenen Boden liegen, zu unterscheiden. Ein Brandfleck von 7 *m* Länge und 2·6 *m* Breite liegt im südwestlichen Teile des Hügels und ist in seiner nördlichen Hälfte teilweise mit einem niederen, nicht vollkommen geschlossenen Steinsatze aus Bruchsteinen bedeckt. Er zeigt im größten Teile seiner Ausdehnung eine nur 0·5 *cm* dicke Schichte von Holzkohlenklein, unter welcher aber die Erde 3 bis 5 *cm* tief ganz deutlich rot gebrannt

ist. In seinem südlichen Teile, bei **d**, wird die rot gebrannte Liegendschichte auf einem etwa 60 *cm* im Durchmesser haltenden Flecke bis zu 35 *cm* mächtig und ziegelfest. Im nördlichen Teile, unter dem Steinsatze, findet sich bei **g** eine 40 *cm* breite, bis zu 50 *cm* unter die Brandschichte hinabreichende Grube, die mit Asche und einigen überhitzten Scherben eines größeren Topfes angefüllt ist. Bei **h** ist wieder eine Stelle, an welcher die rot gebrannte Unterschichte in einer Breite von etwa 60 *cm* bis zu einer Dicke von 14 *cm* anschwillt und die schwarze Schichte eine Dicke von 2 bis 3 *cm* erreicht. Es ist kein Zweifel, daß auf dieser ausgedehnten Stelle heftige Feuer unter-

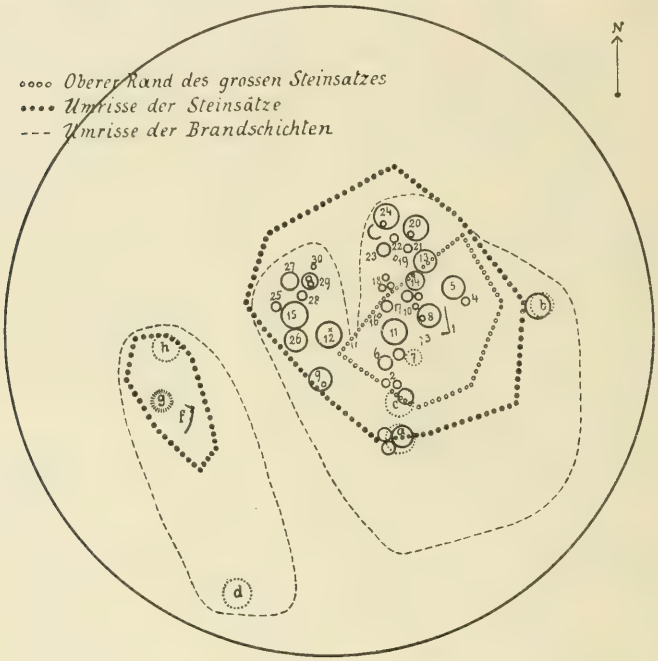


Abb. 14. Grundriß des Tumulus X. Maßstab 1:125.

halten worden sind und daß besonders an den beiden Enden der Schichte während längerer Zeit intensive Feuer, welche den Boden bis tief hinab stark erhitzten, gebrannt haben. Östlich von der Grube **g**, nämlich bei **f**, lag auf der Brandschichte ein großes, zu einem Grabwerkzeug hergerichtetes Hirschgeweihstück, [28881] Taf. 10, das vielleicht nicht absichtlich hingelegt, sondern beim Erbauen des Tumulus dort vergessen worden sein mag.

Die beiden anderen Brandschichtflecken stehen miteinander teilweise in Verbindung oder rücken doch in ihren südlichen Teilen einander so nahe, daß sie nicht ganz gesondert werden können. Nur in ihrem nördlichen Teile ist die Trennung evident. Diese nördlichen Teile sind mit einem gemeinsamen, mächtigen Steinsatze bedeckt, während ihr südlicher Teil unbedeckt blieb, d. h. nur mit Erde bedeckt wurde.

Zwischen den Fundstellen **23** und **30** war keine Brandschichte und kein Fund zu beobachten. Die Steine des Steinsatzes lagen da auf dem gewachsenen Boden.

Der Steinsatz hat einen unregelmäßig sechsseitigen Grundriß von 6·7 *m* Länge und 5 *m* Breite, beginnt an seinen nordwestlichen und südöstlichen Enden mit einer Höhe von etwa 0·3 *m*, steigt aber gegen die Mitte als eine kompakte Anhäufung von regellos zusammengetragenen Bruchsteinen bis zu einer Mächtigkeit von 1·2 *m* an und bildet in der Höhe eine vom Grundrisse sehr verschiedene, 3·8 *m* lange und 2·7 *m* breite Fläche, die sich an einigen Punkten bis nahe an die Oberfläche des Hügels erhebt, im allgemeinen aber noch von 0·5 *m* Erde überdeckt ist (Abb. 15). An der Basis des Steinsatzes liegt (mit Ausnahme der bereits angedeuteten Stelle) zwischen ihm und der über den gewachsenen Boden ausgebreiteten Brandschichte eine Schichte von 30 bis 40 *cm* Erde, in welcher die Grabbeigaben stecken. Unter diesen ist die Brandschichte im allgemeinen 1 bis 2 *cm* stark. Im fundlosen südlichen Teile erreicht sie meist nur 0·5 *cm*. Eine etwas größere Dicke zeigt sie an mehreren gut begrenzten Stellen, an welchen größere Mengen von kalzinierten Knochen angesammelt sind.

Abb. 15. Steinsatz im Tumulus X. Rechts der erhöhte Anteil desselben.

In diesem Hügel sind nach Aussage der Funde zwei Begräbnisse von erwachsenen Personen untergebracht: Das eine im östlichen Teile der vom Steinsatze bedeckten Brandschichte, und zwar in der großen Halsurne Nr. **5**, das andere in der westlichen Abteilung der Brandschichte, in der großen Halsurne Nr. **15**.

Die erstere war in ihrem unteren Teile mit einem dicht gelagerten Häufchen von sauber ausgesuchten Leichenbrandknochen, die alle sehr klein sind, gefüllt. Leider war dieses Gefäß von nahe darüber lagernden Steinen so arg zerdrückt, daß es nicht ganz zusammengestellt werden konnte.

Das zweite Begräbnis fand sich bei den stärker ausgebreiteten Scherben der großen Halsurne Nr. **15** unter dem westlichen Teile des Steinsatzes. Zwischen diesen Scherben erschienen viele Bronzerestchen und kalzinierte Menschenknöchelchen. Es war nicht ganz sicher auszumachen, ob diese ursprünglich innerhalb der Urne beigesetzt waren, oder unter und neben ihr. Ersteres ist dem Augenschein nach das Wahrscheinlichere.

Die übrigen bereits erwähnten Fundstellen von gebrannten Knochen enthalten nicht menschliche, sondern tierische Reste.

Eine solche Stelle befindet sich bei **a**, unter der Südecke des Steinsatzes. Es ist eine etwa 70 *cm* breite, bis zur Dicke von 12 *cm* anwachsende Verdickung der Brand-

schichte mit viel Knochenbrand und einigen Restchen von nicht mehr definierbaren, durch das Feuer zerstörten Bronzebeigaben. Darauf gestellt war eine große (ausnahmsweise braune) Halsurne und zwei bauchige Töpfe.

Eine zweite solche Stelle lag ganz nahe nördlich von dieser, bei **c**. Da war die Kohlenschichte 8 bis 10 *cm* mächtig und enthielt besonders große Mengen von Knochenbrand. In dieser Anhäufung fanden sich viele durch Feuer deformierte Fragmente von Bronzegegenständen und Tongefäßen, und auf ihr stand ein großes, rot und schwarz bemaltes Gefäß, total zerdrückt. Über der diese Scherben einhüllenden Erde lastete eine Lage von ganz besonders großen Bruchsteinen. Dann folgten 0·5 *m* Erde und darüber wieder Steine bis zu 2 *m* Höhe, so daß an dieser einen Stelle der Steinsatz bis knapp an die Oberfläche des Tumulus reichte. (Abb. 15.) Eine kleinere Anhäufung von Knochenbrand mit Eisenresten und roten Gefäßscherben lag weiter nördlich bei **7** und eine ähnliche unter der großen Halsurne bei **8**.

Eine fünfte Stelle mit kalzinierten Tierknochen fand sich außerhalb der Ostecke des Steinsatzes, bei **b**, mit einer bis zu 6 *cm* gehenden Verdickung der Brandschichte. Sie enthielt ansehnliche Mengen von Knochenbrand, zwischen denen sich einige Reste von durch das Feuer zerstörten Bronzebeigaben fanden. Dabei wieder eine große schwarze Halsurne.

Durch die große Menge der anfänglich als gewöhnlichen „Leichenbrand" angesehenen kalzinierten Knochen fand ich mich zu einer genaueren Untersuchung der vielen zersprungenen und verkrümmten Knochenfragmente veranlaßt und fand, daß es sich da nicht um die Brandreste menschlicher Knochen handelt, sondern um solche von Säugetieren, und zwar vornehmlich von Rind und Schwein.

Wir sehen da die Erscheinung einer Anzahl von Brandopfern, welche wahrscheinlich von verschiedenen Personen oder Gesellschaften im Rahmen der Leichenfeier dargebracht wurden. Entweder hat man sie den Göttern zugunsten des Verstorbenen gewidmet oder dem Verstorbenen selbst, dem man eine Art von Aufstieg in den Rang von Heroen oder in die Gesellschaft der Götter zubilligte. Es wurden verschiedene, allem Anscheine nach ziemlich große Portionen Fleisch derart geopfert, daß man sie ähnlich wie den menschlichen Leichnam mit Bronzesachen, Tongefäßen und vielleicht auch noch mit anderen Gegenständen auf Scheiterhaufen in starkem Feuer total bis zur Kalzinierung der Knochen verbrannte und dann die Brandreste so wie die des Verstorbenen unter Beigabe einiger Tongefäße, Flüssigkeitsbehälter, die nicht mit im Feuer gewesen waren, beisetzte. Eine ausgemachte Verbindung von Brand- und Trankopfern. Es ist sehr wohl möglich, daß die bei **d** und **h** im Tumulusplane angemerkten Plätze einer besonders langen und intensiven Feuerhaltung die Stellen bezeichnen, an welchen diese Opferfeuer gebrannt haben.

Die Häufchen von Tierknochenbrand gehören jedenfalls in dieselbe Kategorie, wie die gewöhnlichen Lebensmittelbeigaben, welche dem Toten in genußfähigem Zustande unverbrannt in das Grab mitgegeben wurden. In Brandgräbern entsprechen die ersteren dem herrschenden Ritus, während die letzteren als ein veralteter, aus den Gebräuchen der Leichenbestattung herrührender Akt des Totenkultus, als ein Überlebsel zu betrachten sind.

Von solchen unverbrannten Lebensmittelbeigaben haben wir außer den aus den Gefäßen zu erratenden Flüssigkeiten noch die folgenden tierischen Beigaben:

Das distale Ende der Ulna einer Ziege oder eines Schafes neben dem Schüsselchen Nr. **4**.

16. [28859] Kleinere Knochenstücke von Rind und Schwein.

19. [28864] Acht Knochenstücke von einem besonders großen Rinde, ferner je zwei Stücke von Schwein und von Schaf oder Ziege. Einige dieser Knochen sind durch Spuren von Bronze grün gefärbt.

25. [28874] Kleine Stücke von Rinder- und Schafknochen in der schwarzen Situla Nr. 25.

Die übrigen, manchmal nur in Form von geringen Resten erhalten gebliebenen Beigaben weist das folgende lange Verzeichnis aus.

1. [28835, 28836] Eisernes Lappenbeil mit hochstehenden Schaftlappen, L. 19·6. Der knieförmige Holzstiel des Beiles war mit sieben Reifen aus 2·2 *cm* breitem Bronzeblech beschlagen. In der Nähe dieser Reifen ist das Holz unter dem konservierenden Einflusse der Kupfersalzimprägnierung erhalten geblieben. Aus der Größe und Lage der Reifen ist festzustellen, daß der Stiel 3·5 bis 4 *cm* dick und 60 *cm* lang war. Die Bronzeblechreifen sind mit einigen rundum laufenden Zeilen von größeren und kleineren getriebenen Perlen flüchtig verziert (Taf. 10).

3. [28839] Bronzene Gewandnadel, am Halse stumpfwinkelig gebogen, mit einem dreiknöpfigen Kopfe, der gegen den Hals hin mit einer konischen Verdickung (Faltenwehr) abgeschlossen ist, und einem bronzenen, mit einer Beinhülse bekleideten Vorstecker. L. 15·1, Dicke 0·3 (Taf. 10).

Aus dem Knochenhäufchen **b**: [28832] Kleine Bronzenägelchen mit 0·4 *cm* breitem, hohlem, halbkugeligem Kopf, mit welchen ganze Flächen auf einem aus Leder oder Holz gefertigten Gegenstande besetzt waren. Es liegen zusammenhängende Portionen und einzelne Exemplare dieser Nägelchen vor. Siehe die Anmerkung zu [28660], S. 6.

[28830] Verschiedene zusammengeschmolzene Bronzeklümpchen.

Aus dem größeren Knochenbrandhaufen **c**, durchwegs mit den Spuren starker, manchmal geradezu zerstörender Feuerwirkung:

[28900] Eine größere Menge kleiner Bronzenägelchen mit hohlen Köpfchen, wie [28832] (Taf. 10).

[28887] Zwei kurze Bruchstücke eines Bronzeschwertes (Taf. 10).

[28893] Stückchen eines schraubenförmig gewundenen Halsreifes, 0·5 bis 0·6 *cm* dick (Taf. 10).

[28895] Stückchen von bandförmigen Ohrreifen.

[28896] Zwölf kreuzförmige Zierknöpfe mit großen, zum Aufreihen auf einem Riemen dienenden Öhr. B. 1·7. Von einem Pferdeschmuck oder Wehrgehänge (Taf. 10).

[28897] Flach kegelförmiger Zierknopf mit einem großen Öhr. D. 1·9 (Taf. 10).

[28898] Fragment eines großen gewölbten Zierbuckels.

[28899] Dünnes Bronzeringel. D. 2·4 (Taf. 10).

[28894] Fragmente von Bronzedraht (Taf. 10).

[28890] Mehrere eckige und runde Bruchstücke von verschiedenen stäbchenförmigen Bronzegegenständen.

[28891, 28892] Bronzenieten mit abgerundeten und kegelförmigen Köpfen, ferner Bronzeblechfragmente mit Nietlöchern.

[28888] Zahlreiche unverzierte Bronzeblechstücke von verschiedenen im Feuer derart deformierten Gegenständen, so daß sich nicht erkennen läßt, ob es Bronzegefäße oder andere Objekte, wie Gürtelbleche o. dgl., gewesen sind. Fast 0·5 *kg* (Taf. 10).

[28889] Vier kleine Flecken von dünnem Bronzeblech, unter welchen noch Spuren einer Holzunterlage zu erkennen sind.

[28883] Eiserne Gewandnadel mit kleinem, rundem Kopf, im Feuer verkrümmt. L. 20, Dicke 0·4 (Taf. 10).

[28884] Breites, gekrümmtes Eisenmesser, Bruchstücke. L des ganzen Messers zirka 18 (Taf. 10).

[28885, 28886] Stücke von runden und von flachen Eisenstäbchen, von Eisenringeln und von dünnen, 0·8 bis 1·2 *cm* breiten, mit getriebenen Perlreihen verzierten Eisenblechstreifchen, die mittels eigentümlicher vierkantiger Nieten auf einer (wahrscheinlich hölzernen) Unterlage befestigt waren. Die vorhandenen Reste von solchen zwei Nieten sind hohl und 0·25 *cm* dick. Die Wandung derselben ist 00·5 *cm* dick und die Höhlung hat 0·15 *cm* D.

[28902, 28903] Unverbrannte Bruchstücke von runden Beinröhrchen, die mit eingeschnittenen Würfelaugen und gegitterten Bändchen verziert waren (Taf. 10).

[28904] Beinerne Ahle, Bruchstück. L. 5·8, D. 0·5.

9. [28848] Endstück eines kegelförmig zugeschnittenen Knochenwerkzeuges. L. 4·1.

Die Tongefäßbeigaben sind folgende:

a. [28826] Große, braune Halsurne. Der Bauch trägt ein mit einem achtzinkigen Kamme sehr sauber eingeschnittenes Zickzackband. Die von diesem Bande begrenzten, vom Halsansatze herabgehenden Dreiecksflächen sind mit Graphit geschwärzt. Die Halsansatzstelle ist durch ein gleiches achtzeiliges, rundum laufendes Band bezeichnet, der relativ niedrige Hals mit aufsteigenden, mittels eines dreizinkigen Kammes eingeschnittenen Winkelbändern verziert. H. 38·5, D. 49 (Taf. 11).

a. [28827] Brauner, bauchiger Topf mit einem wenig ausgebogenen Rand und mit kleinen zweizipfeligen Ansätzen auf der Oberseite des Bauches. Nur in Stücken erhalten. D. über 30 (Taf. 11).

a. [28828] Ähnlicher bauchiger Topf, ohne Ansätze. In Bruchstücken erhalten.

b. [28829] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauche sieben starke gekerbte Rippen, die dazwischen liegenden Felder kanneliert, der Halsansatz mit einer dreifachen Hohlkehle, der Hals mit flach eingefurchten, abwechselnd größeren und kleineren Halbbogenmustern, der Rand des Mundsaumes schräg gekerbt. In Bruchstücken erhalten. (Vgl. 28846, 28852, 28875.)

c. [28832] Scherben von zwei Henkelschälchen aus dem Leichenbrand, durch das Feuer überhitzt und deformiert.

c. [28833] Großes, bauchiges Gefäß mit schön dunkelroter Färbung. Der Bauch mit Zickzackbändern mit fingerbreiten Graphitstreifen bemalt, der 2·5 *cm* breite Rand und der Unterteil des Bauches schwarz. In Bruchstücken erhalten.

c. [28834] Scherben von vier verschiedenen braunen, durch das Feuer überhitzten Gefäßen.

2. [28837] Schwarze, bauchige Henkelschale mit genabeltem Boden, wenig eingebogenem Rand und gekieltem, den Gefäßrand überragendem Henkel, stark graphitiert. H. 7·5, D. 16·7 (Taf. 11).

2*a*. [28838] Kleine, schwarze Schüssel mit einem wenig eingebogenen Rand und genabeltem Boden, ohne Henkel. Der Bauch sehr schmal vertikal gefurcht, der Rand schief gekerbt, das Innere mit vier Paar radialen Graphitstrichen bemalt. H. 5, D. 15·6 (Taf. 11).

4. [28840] Schwarze, kleine Schüssel mit eingebogenem Rand und genabeltem Boden. H. 16·5, D. 28·6 (Taf. 11).

5. [28841] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauche ein eingeschnittenes Muster von hängenden schraffierten Dreiecken, auf dem Halse eine Reihe von schraffierten Dreiecken. In kleinen Bruchstücken erhalten.

6. [28842] Braune, bauchige Schüssel mit geradem Oberteil und breit bandförmigem, über den Gefäßrand emporragendem Henkel. H. 16·5, D. 28·6 (Taf. 11).

6. [28843] Schwarzes, schlankbauchiges Gefäß, den konischen Situlen ähnlich geformt, mit scharf absetzender Schulter, aufrechtem Mundsaum und 4 bandförmigen, vom Schulterrand bis an den Mundrand reichenden Henkeln. H. 21, D. 21·6 (Taf. 11).

8. [28844] Schwarzes Näpfchen mit genabeltem Boden und flach ausgebreitetem Rand, im Innern mit einem Winkelornament aus kleinfingerbreiten Graphitstrichen bemalt. H. 2·6, D. 9·5 (Taf. 11. Ein gleiches Stück bei Nr. 27).

8. [28845] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch ist mit einem Zickzackband und der Halsansatz mit einem rundum laufenden Bande verziert, die beide mittels eines sechszinkigen Kammes sehr sauber eingeschnitten sind. Auf dem Halse aufstrebende Winkelbänder, die, zu zweien übereinander, mit einem dreizinkigen Kamme eingeschnitten sind. In Bruchstücken erhalten (Taf. 11).

9. [28846] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch ist verziert mit sieben starken, gekerbten Rippen und einer sauber ausgeführten Kannelierung der dazwischen liegenden Felder. Der Halsansatz mit einer dreifachen Hohlkehle, der Hals mit flach eingefurchten, abwechselnd größeren und kleineren Halbbogenmustern, der Rand des Mundsaumes schräg gekerbt. H. 47, D. 56 (Taf. 11).

9. [28847] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch kanneliert, der Halsansatz mit einer kräftig profilierten Hohlkehle, der Hals mit einer Folge von eingeschnittenen, schraffierten Dreiecken. In Bruchstücken erhalten. (Probestück Taf. 11.)

10. [28849] Kleine Schüssel mit eingebogenem Rand. Die Seiten schräg kanneliert und die Furchen abwechselnd rot und graphitschwarz bemalt. In Bruchstücken erhalten. (Probestück Taf. 11.)

10. [28850] Schwarze, dünnwandige Schale mit geradem Rand. Auf der Unterseite des Bauches radial angeordnete Doppelreihen von eingedrückten Tupfen. In wenigen Bruchstücken erhalten und dem Anscheine nach schon unganz in den Boden gelangt.

11. [28851] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch ist verziert mit 5 Gruppen von je drei stärkeren Rippen, zwischen welchen eine breite Kannelierung angebracht ist. Der Halsansatz mit sehr flachen Hohlkehlen. Der Hals selbst mit einer lockeren Folge von flach eingedrückten, abwechselnd größeren und kleineren, mit einem Kranze von runden Grübchen umgebenen Halbbogenmustern. H. 42, D. 55·7 (Taf. 11).

12. [28852] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch mit sieben starken, gekerbten Rippen und dazwischen liegender Kannelierung, der Halsansatz mit dreifacher Hohlkehle, der Hals mit einer Reihe von abwechselnd größeren und kleineren Halbbogenmustern. H. 43·3, D. 56·7 (Taf. 12).

13. [28853] Große, niedrige, gelbe Schüssel mit flachem Randteil. Dieser trägt Näpfchenaufsätze und winkelförmige, sowie auch radial gestellte Kerbschnittleisten und ist nach innen zu mit einer stark profilierten doppelten Hohlkehle begrenzt. Die Innenseite der Schüssel ist mit radial gezogenen Bündeln von Kerbschnittleisten verziert. In Bruchstücken erhalten. (Probestück Taf. 11.)

14. [28854] Große, rote, kugelbauchige Urne mit schmalem, senkrechtem, schwarzem Randteil. In größeren Bruchstücken erhalten.

14. [28856] Feines, schwarzes Schüsselchen mit eingebogenem Rand und genabeltem Boden. Der Bauch sehr schmal gefurcht, auf der Innenfläche 4 Paar fingerbreite, radiale Graphitstriche. H. 4, D. 14·6 (Taf. 12).

15. [28857] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch mit sieben starken, gekerbten Rippen und dazwischen liegender Kannelierung, der Halsansatz mit dreifacher Hohlkehle und der Hals mit einer Reihe von flach eingedrückten, verschieden großen Halbbogenfiguren. Der Mundsaum gekerbt. H. 47, D. 59·5 (Taf. 12).

15. [28858] Große, schwarze Halsurne, der vorigen gleich, in Bruchstücken erhalten.

17. [28860] Schwarz gefirniste, konische Situla, an deren sehr niederem, aufrechtem Randteil ein einfaches Öhr für einen Traghenkel aus Ton angeformt ist. H. 24, D. 21 (Taf. 11).

18. [28861] Schwarze Henkelschale mit eingebogenem, gekerbtem Rand, bandförmigem, den Gefäßrand überragendem Henkel und kleinem Bodennabel. H. 5, D. 12·8 (Taf. 12).

18. [28862] Braune Henkelschale mit aufrechtem Rand und seicht gefurchtem den Gefäßrand überragendem Henkel. Der Bauch mit einer Reihe von kleinen flachen Warzen verziert. H. 5, D. 12·3 (Taf. 12).

18. [28863] Schwarzbraune Henkelschale mit eingebogenem Rand und gekieltem, den Gefäßrand überragendem Henkel. H. 5·5, D. 12·6 (Taf. 11).

20. [28865] Große, schwarze Halsurne mit seicht kanneliertem Bauch und einer seichten Hohlkehle am Halsansatz. H. 45, D. 53·8 (Taf. 12).

20. [28866] Schwarze Henkelschale mit geradem Rand, gekieltem, den Gefäßrand überragendem Henkel und genabeltem Boden. Die Innenfläche mit fingerbreiten Graphitstrichen, welche ein Kreuz und zwischen dessen Arme eingefügte Winkel darstellen. H. 5, D. 12 (Taf. 11).

21. [28867] Kleine, schwarze Schüssel mit eingebogenem Rand und flachem Boden. Der Bauch mit einer engen, schräg gestellten Kannelierung, das Innere mit einer dem vorigen Gefäße gleichen Graphitbemalung. H. 7, D. 16·8 (Taf. 12).

22. [28868] Kleine, schwarze Schüssel mit eingebogenem Rand und breit genabeltem Boden. Der Bauch mit einer engen, schräg gestellten Kannelierung. H. 7, D. 18·6 (Taf. 12).

23. [28869] Schwarze, bauchige Schüssel mit geradem Rand und einer in fein eingeschnittenen mehrfachen Linien ausgeführten Winkelbandverzierung. H. 14·5, D. 31 (Taf. 12).

24. [28870] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauch fünf Gruppen von je drei glatten Rippen, zwischen welchen einige seichtere Rippen eingeschaltet sind. Am Halsansatze eine sehr flache dreifache Hohlkehle und ober dieser eine Reihe von ebenso flach ausgeführten Halbbögen. H. 47, D. 56·3 (Taf. 13).

24. [28871] Bruchstücke einer großen, braunen Schüssel mit einem 7·8 *cm* breiten kannelierten Henkel.

24. [28872] Schwarze Henkelschale mit geradem Rand, ziemlich kleinem, den Gefäßrand überragendem Henkel und genabeltem Boden. Die Innenfläche mit einem Radial- und Winkelornament aus fingerbreiten Graphitstrichen. H. 5·7, D. 11·7 (Taf. 12).

25. [27873] Schwarze, konische Situla mit Firnisanstrich. Am schmalen aufragenden Randteile eine den Metallbeschlag nachahmende Henkelöse. H. 26·2, D. 22·2 (Taf. 12).

27. [28875] Schwarzes Näpfchen mit genabeltem Boden, flach ausgebreitetem Rand und einer aus radialen und winkelförmigen Graphitstrichen gebildeten Innenverzierung. H. 2·7, D. 8·8 (Taf. 13. Ein gleiches Stück bei Nr. 8).

28. [28876] Schwarze, konische Situla, wie Nr. 28873. H. 25, D. 22·6 (Taf. 12).

29. [28877] Braunes Doppelgefäß, zusammengesetzt aus zwei miteinander kommunizierenden Töpfen, die mit einem grob gekerbten Dreiecksmuster verziert sind und deren Verbindung durch einen bandförmigen, über die Vereinigungsstelle gewölbten, mit geteilten Enden auf den Rändern der beiden Gefäße aufsitzenden Henkel betont wird. H. 13, gemeinsamer D. 32 (Taf. 13).

29. [28878] Große, gelbe, flachkonische Schüssel mit konischem Fuß. Der flach ausgebreitete Rand, die Innenfläche der Schüssel und der Fuß sind mit Dreiecksmustern aus gekerbten Leisten verziert. H. 17·5, D. 40·2 (Taf. 13).

29. [28879] Braune, flachkonische Schüssel mit konischem Fuß. Die Innenfläche mit einer aus gekerbten Kerbschnittleisten gebildeten, in gemusterte Radial- und Winkelbänder gegliederten Verzierung. H. 13·5, D. 35·2 (Taf. 13).

30. [28880] Kleine, bauchige Schüssel mit schwach eingebogenem Rand und genabeltem Boden. Außen mit einer schmalen schräg gestellten Kannelierung, bei der je drei und drei Furchen abwechselnd rot und graphitschwarz bemalt sind. Innen eine Graphitbemalung auf rotem Grunde, 4 radiale Bänder und dazwischen doppelte Winkelbänder darstellend. H. 5·5, D. 14·4 (Taf. 13).

Tumulus XI.

D. 15 *m*, H. 3 *m*. Eine deutliche Depression der Mantelfläche des Hügels, die radial von der Mitte gegen Nordosten verlief, wies darauf hin, daß dieser einladende Tumulus schon einmal „untersucht" worden war, aber bei der ansehnlichen Größe des Objektes und bei der Möglichkeit, daß meine Vorgänger nicht gerade auf den Kern der Anlage gestoßen sein mochten, erschien eine gründliche Untersuchung gerechtfertigt. Es zeigte sich jedoch, daß die frühere Grabung vom Glück begünstigt gewesen ist. Sie drang mit einem bis auf den Boden hinab ausgehobenen, an der Basis 3·2 *m* breiten Einschnitt von Nordosten gegen die Mitte vor, traf auf den nördlich vom Zentrum gelegenen Steinsatz und nahm diesen samt dem unter ihm geborgenen Grabinhalt fast vollständig aus. In der Erdmasse, mit welcher der Einschnitt wieder ausgefüllt wurde, ist nun eine Menge verschiedener Tongefäßscherben verteilt, als Zeugen für einen gewissen Reichtum der Fundstelle. Die Hauptmenge der Funde ist spurlos verschwunden.

Die von jener älteren Grabung übrig gelassenen Reste der Grabanlage sind folgende:

a) Randteile des aus sehr großen Bruchsteinen zusammengesetzten Steinsatzes an den Seiten und am Ende des Einschnittes. Darnach war der Steinsatz viereckig, 4 bis 4·5 *m* breit. Die von ihm bedeckte Brandschichte geht etwa 1·5 *m* weit über dessen Nordrand hinaus.

b) Eine an den Südrand des Steinsatzes sich anschließende besondere Brandschichte von ovalem Umriß, die in der Richtung von Südwesten nach Nordosten 3·2 *m* lang und 2 *m* breit war und in der Mitte eine rundliche Mulde von 30 *cm* Tiefe und etwa 60 *cm* Breite hatte, in der die Brandschichte bis zu 8 *cm* mächtig wurde. In ihr einige Bronzerestchen und kalzinierte Knöchelchen, die nicht näher bestimmt werden konnten. — Offenbar der Platz der Leichen- oder der Beigabenverbrennung.

c) Als Reste der Grabbeigaben fanden sich außerhalb des Steinsatzes einige Tongefäße, und zwar 1 *m* westlich vom Steinsatz eine topfförmige Urne, die mit Brandknochen und zwei unverbrannten, kleineren Astragalen gefüllt und mit einer tiefen Schüssel bedeckt war. Es ist wahrscheinlich, daß die kalzinierten Knochenreste vom Menschen herrühren, aber es kann nicht ausgemacht werden, ob unter ihnen nicht auch solche von Haustieren sind. Ferner stand knapp am Südwestrande des Steinsatzes eine große, schwarze Halsurne.

Diese Gefäße sind:

1. [28909] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauche ein mit einem sechszinkigen Kamme eingeschnittenes Zickzackband, am Halsansatz ein mit demselben Werkzeug gezogenes Band und über diesem eine Verzierung aus großen, in ihren Eckteilen schraffierten Dreiecken. H. 43, D. 55 (Taf. 13).

2. [28910] Brauner, henkelloser, unverzierter Topf mit schmalem, ein wenig ausgebogenem Rand. H. 14·2, D. 17·4 (Taf. 13).

2. [28911] Braune, unverzierte Schüssel mit etwas eingebogenem Rand. H. 10, D. 21 (Taf. 13).

Die zwei Astragali [28913] welche in dem braunen Topfe bei den kalzinierten Knochen lagen, rühren von Schaf oder Ziege her. Einer von ihnen ist sauber durchbohrt, war also wohl an einer Schnur zu tragen, der andere ist undurchbohrt (Taf. 13).

Unter den in der Erde des älteren Einschnittes verteilt gefundenen Gefäßresten sind vier große schwarze Halsurnen vertreten, von denen eine [28914] auf dem Halse eine Verzierung aus punktgeränderten, schraffierten Dreiecken (Taf. 13), eine andere [28915] eine solche aus kreuzweise schraffierten Dreiecken und eine dritte [28918] eine Halsverzierung aus schmalen, kreuzweise schraffierten Vertikal- und Zickzackbändern hatte, während die vierte [28916] einen kannelierten Bauch und unverzierten Hals besaß.

Im prähistorischen Lehrapparat der Universität finden sich (nach Kyrle und Hofmann, l. c. S. 365) noch „Bruchstücke einer Schale aus graugebranntem, porösem Ton, mit den Halsrand weit übergreifendem, bandförmigem Henkel [SH 1167, 1168]“ aus diesem Tumulus XI.

Tumulus XII.

D. 5 *m*, H. 0·4 *m* (Grundriß Abb. 16). Die Brandschichte hat einen abgerundet viereckigen Umriß von 3 *m* Länge und 2 *m* Breite. Die Bruchsteindecke ist nur um weniges länger und breiter und wird von einer doppelten Steinlage gebildet. Im Ostteile der Brandschichte, bei Nr. **2**, findet sich in einem 10 *cm* tiefen Grübchen der Leichenbrand mit zerschmolzenen Emailperlen und einigen Tonscherben. Nordöstlich von dieser Stelle, bei Nr. **1**, ein Dutzend wohl erhaltener Emailperlen und einige Fragmente von tönernen Spulen. Mehrere solche Spulen liegen mit zahlreichen Tongefäßscherben südwestlich vom Leichenbrand, bei **5**. Auf der etwa 1 *m* breiten Fläche Nr. **6** erscheinen Scherben verschiedener Tongefäße und mehrere Bruchstücke von Rinderknochen. Südlich daran, bei Nr. **3** und **4**, zwei Tonschüsseln, westlich, bei Nr. **7**, drei große, schwarze Halsurnen, in deren jeder ein kleines Schöpfschälchen liegt.

Die kleineren Beigaben sind folgende:

1. [28922] 13 dunkelblaue Glasemailperlen mit doppelten gelben Augenringen. D. 1·3 (Taf. 14).

2. [28924] Restchen von vier zerschmolzenen Emailperlen mit eingefügten Bronzeblechösen.

5. [28938] Sechs schwarze Tonspulen (5 ganze und 1 halbe). H. 5·5, D. 3·6 bis 3·8 (Taf. 14).

5. [28939] Zwei schwarze Tonwirtel, turbanförmig, mit schief gekerbtem Rand und gehöhlter Unterseite. H. 1·6, D. 2·5 (Taf. 14).

Die Tongefäße sind:

2. [28925] Große, braune Schüssel mit sehr großem, 8·7 *cm* breitem Henkel. Bauch und Henkel mit fein eingeschnittenen Rhomben- und Winkelbändern verziert. Nur in Scherben erhalten (Probestücke Taf. 14).

2. [28926] Brauner Topf mit 4·5 *cm* breitem Henkel. Auf Bauch und Henkel Ornamente aus gekerbten Leisten. Bruchstücke.

3. [28927] Scherben einer mittelgroßen Halsurne, die auf dem Bauche kanneliert, am Halsansatz mit einer doppelten Hohlkehle versehen und wahrscheinlich ursprünglich schwarz war, aber nunmehr gänzlich rot gebrannt ist, also zweifellos gelegentlich der Leichenfeier einem sehr starken Feuer ausgesetzt war.

3. [28928] Dunkelbraune, konische Schüssel mit konischem Fuß. Die Innenfläche mit Winkelbändern, Diagonalkreuzen und Halbbogenmustern aus Kerbschnittleisten, der Fuß mit ebensolchen Halbbogenmustern, der flache Rand mit sechs näpfchenförmigen Aufsätzen verziert. H. 18, D. 39 (Taf. 14).

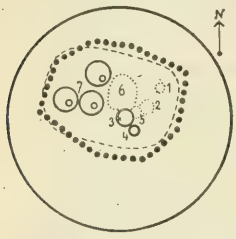


Abb. 16. Grundriß des Tumulus XII. Maßstab 1:125.

4. [28929] Schwarzbraune Fußschale mit eingebogenem Rand und konischem Fuß, unverziert. H. 9, D. 17·5 (Taf. 14).

5. [28930] Bruchstücke einer großen, schwarzen Halsurne.

5. [28931, 28932] Bruchstücke von zwei braunen, konischen Schüsseln mit Kerbschnittleistenverzierung auf dem flach ausgebreiteten Rande und lappenförmigen Ansätzen auf der Unterseite (Taf. 14).

5. [28933] Bruchstücke einer braunen, bauchigen Schüssel mit derber winkelförmiger Reliefleistenverzierung.

5. [28934 bis 28937] Bruchstücke von Schalen, kleinen Schüsseln und Töpfen, die zum Teil rot gebrannt und vom Feuer verzogen sind.

6. [28940] Großes, bauchiges Gefäß, allem Anscheine nach graphitiert gewesen und im Feuer rot gebrannt, mit einer vertikalen Kannelierung auf dem Bauche und großen runden gereifelten Henkeln am Oberteil. Bruchstücke. (Ein Henkel Taf. 14, rechts am Rande; die Beisetzung der Nummer ist versehentlich unterblieben.)

7. [28941] Große, schwarze Halsurne. Am Bauche vereinzelte Rippen und eine flache Kannelierung dazwischen, am Halsansatze seichte Hohlkehlen und am Halse punktgeränderte Halbbogenmuster. Bruchstücke. (Ein Stück Taf. 14.)

7. [28947] Große, schwarze Halsurne mit flacher Kannelierung des Bauches und unverziertem Hals. H. 48, D. 53·8 (Taf. 14).

7. [28947*a*] Schwarzes Henkelschälchen aus der Urne. Bruchstücke.

7. [28948] Große, schwarze Halsurne. Der Bauch mit vereinzelten Rippen und flacher Kannelierung der Zwischenfelder, der Hals mit sparsam gestellten, sehr flachen Halbbogenmustern. H. 46, D. 55·5 (Taf. 14).

7. [28949] Braune Henkelschale mit hohem kannelierten Henkel. Aus der Urne. Bruchstücke.

7. [28950] Kleines, gelbes Näpfchen. Bruchstücke, ebenfalls aus der Urne.

7. [28951] Große, schwarze Halsurne. Der Hals mit schraffierten Dreiecken, der Bauch mit vereinzelten Rippen und flacher Kannelierung. Die Rippen mit einer der Länge nach eingedrückten Punktierung bereichert. Bruchstücke.

7. [28952] Große, schwarze Halsurne aus einem brotähnlich grobporigen Ton, mit Rippen und flacher Kannelierung auf dem Bauche. Bruchstücke. Die Poren können wohl nur auf die Art hergestellt sein, daß dem Tone eine gewisse Menge von Sägespänen beigemengt wurde.

7. [28942] Bruchstücke von verschiedenen Tongefäßen wie bei Nr. 5.

7. [28943] Kleine, dunkelbraune Fußschale mit flachem Randteil. Der tief gewölbte Bauch innen mit Dreiecksmustern im Kerbschnitt, der Randteil an der Oberseite mit scharf eingeschnittenen, schraffierten Dreiecksmustern.

7. [28944 bis 28946] Bruchstücke wie [28942].

Tumulus XIII.

D. 5 *m*, H. 0·3 *m*. Durch das Ausroden von Baumstöcken oder ähnliche Erdbewegungen zerstört. In der Erde kleinere Bruchsteine und die Scherben von drei Tongefäßen durcheinander gemengt.

Tumulus XIV.

D. 12 *m*, H. 0·6 *m* (Grundriß Abb. 17). Auch dieser Tumulus scheint durch verschiedene oberflächliche Bodenbewegungen, die es nicht gerade auf die Beraubung des Inhaltes abgesehen hatten, alteriert worden zu sein. Auf solche Vorgänge ist wohl die ungleichmäßige Verteilung des bei der Untersuchung angetroffenen Steinsatzes zurückzuführen, der sehr unregelmäßig begrenzt und von einigen Lücken unterbrochen war. Im allgemeinen erschien er als eine ein- bis zweifache Lage von kleineren Blöcken. Bei **c** fand sich aber eine Grube im gewachsenen Boden, die mit sehr großen Bruchsteinblöcken gefüllt war. Die Störung des Tumulus erstreckte sich in erkennbarer Weise auch auf die Grabbeigaben.

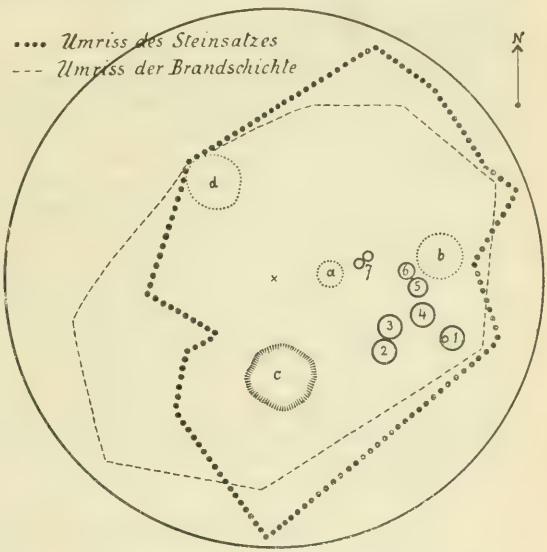


Abb. 17. Grundriß des Tumulus XIV. Maßstab 1:125

Die Brandschichte nahm mehr als die halbe Grundfläche des Tumulus ein, hatte eine unregelmäßig achteckige Umgrenzung, 10·5 *m* Länge, 7 *m* Breite und war im allgemeinen sehr dünn, an einigen Stellen kaum zu erkennen. In ihrem östlichen Teile, bei **b**, gab es einen 1 *cm* dicken Brandfleck von etwa 1 *m* Durchmesser, mit kalzinierten Knochen — die einzige Stelle, an der Reste des Leichenbrandes gefunden wurden. In der Mitte, bei **a**, eine 50 *cm* breite, geringe Verdickung der Brandschichte mit fast unmerklichen Bronzerestchen. Im Nordwestteile, bei **d**, fanden sich auf einem 1·1 *m* bis 1·3 *m* breiten Flecke wieder einige Restchen von Bronze, aber keine Tonscherben oder Knochen. Die Tongefäße waren im östlichen Teile der Brandschichte unregelmäßig verteilt, die meisten von ihnen leider so stark verdrückt, daß sie nicht restauriert werden konnten.

Definierbare Bronzereste sind:

3. [28958] Bronzenagel mit kleinem platten Kopf, L. 4.

6. [28968] Bronzedrahtfragmente.

Neben vielen in der Erde einzeln verteilten Tongefäßbruchstücken konnten folgende Gefäße auf ihrem ursprünglichen Platze festgestellt werden:

5. [28971] Rote, bauchige Schüssel mit sehr schmalem, ausgebogenem Rand und breitem Henkel. Der Bauch mit einem breiten schwarzen Zickzackbande und in die Winkel desselben eingepaßten schwarzen Dreiecken bemalt. H. 13, D. 27 (Taf. 2).

5. [28972] Rotes, kugelbauchiges Gefäß mit schmalem, schwarzem Randteil und kleinem Henkel. Der Bauch mit fünf schmalen, parallelen, schwarzen Zickzackbändern bemalt. H. 14, D. 23 (Taf. 2).

5. [28974] Brauner, konischer Eimer mit kurzem, geradem Hals und tönerner Schlinge für einen Henkel. H. 18, D. 19·9 (Taf. 2).

8. [28969] Schwarzbraune Henkelschale mit geradem Rand, flachem Boden und hohem Henkel, sehr dünnwandig, unvollständig. H. 4·6, D. 11.

Nur in Bruchstücken erhalten sind:

1. [28953] Große, schwarze Halsurne mit einer sparsamen, flachen Rippung der Bauchfläche.

1. [28954] Großes, bauchiges, braunes Gefäß mit einzelnen, flach gefurchten, vertikalen Bändern auf dem Bauche.

1. [28955] Schwarze Henkelschale aus dem vorigen Gefäße.

1. [28956] Schwarzes Schälchen mit gekerbtem Rand.

2. [28957] Große, schwarze Halsurne. Auf dem Bauche stärkere gekerbte Rippen und flache Kannelierung. Der Hals unverziert.

3. [28959] Große, schwarze Halsurne mit einer flachen Kannelierung auf dem Bauche und kreuzweise schraffierten Dreiecken auf dem Halse.

4. [28960] Große, schwarze Halsurne mit großzügiger, mittels eines vierzinkigen Kammes eingeschnittener Winkelverzierung auf Hals und Bauch. In Bruchstücken. (Ein Stück Taf. 2).

5. [28962] Große, rote, kugelbauchige Urne mit kurzem, schwarzem Hals und Spuren schwarzer Zickzackbemalung auf dem Bauch. D. zirka 45.

6. [28963] Große, schwarze Halsurne mit stärkeren Rippen auf dem Bauche und mit seichten Halbbogenmustern auf dem Halse.

6. [28965] Große, schwarze Halsurne mit sehr seichter Kannelierung der Bauchfläche.

6. [28966] Große, schwarze Halsurne mit eingeschnittenen sechslinigen Winkelbändern auf Hals und Bauch.

6. [28964] Großes, bauchiges, dunkelbraunes Henkelgefäß mit sehr großem, 5·3 *cm* breitem, kanneliertem Henkel. Der Bauch ist mit einer schmalen schrägen Kannelierung bedeckt.

7. [28967] Braune Schüssel mit eingebogenem Rande.

7. [28973] Rotes, kugelbauchiges Gefäß wie [28972].

Der alleinstehende große Tumulus.

Der am Abhange der „Steiner Eben" gelegene Tumulus, von dessen Ausgrabung ich mich seinerzeit durch die an seinem Gipfel vorhandene tiefe Grube abhalten ließ, wurde in den Jahren 1920 und 1921 durch die Herren Major Mühlhofer und Dr. Hautmann aus Wiener-Neustadt und Wiechmann jun. aus Fischau unter der Leitung der Herren Dr. Kyrle und Dr. Weninger vom österreichischen Denkmalamte mit Subvention dieses Amtes angegraben. Es zeigte sich, daß im Inneren des Hügels ein mächtiger, aus sehr großen und vielen kleineren Bruchsteinen zusammengesetzter, viereckiger Steinsatz von nahezu 2 *m* Höhe und etwa 5 *m* und 7 *m* Seitenlänge vorhanden war, mit einer aus kleineren Steinen gebildeten Fortsetzung gegen Südwesten hin, welche jedoch bis Ende 1922 noch nicht gänzlich ausgegraben und untersucht war. Der Tumulus, dessen ursprüngliche Höhe etwa 6 *m* betragen hatte, ist vor einer Reihe von Dezennien mit Hilfe eines vom Gipfel bis auf die Sohle getriebenen Schachtes beraubt worden. Der Schacht wurde dann wieder regellos zugeschüttet und diese Ausfüllung des Schachtes hat sich im Laufe der Jahre so weit gesetzt, daß am Gipfel eine tiefe Grube einsank.

Am Grunde des Tumulus, unter dem in seiner Mitte aufgelockerten Steinsatz fand sich nach der mündlichen Mitteilung des Herrn Mühlhofer außer Resten der Brandschicht kein nennenswerter prähistorischer Fund. Neben dem Steinsatze zeigte sich noch eine unter die weiteren Teile des Grabhügels reichende Fortsetzung der Brandschichte. Nach demselben Gewährsmanne fanden sich in dem untersuchten Teile des Tumulus nur ein derber Bronzenagel, ein scheibenförmiger Knopf mit zwei Löchern, der aus der Zahnemailschichte eines Ebereckzahnes hergestellt ist, zahlreiche Scherben von schön verzierten, schwarzen hochhalsigen Urnen, von Schüsseln mit eingebogenem Rande, von einer tiefen Henkelschüssel u. a., dann auch ein modernes, verrostetes Eisenmesser mit Griff, das wohl den Raubgräbern bei ihrer Arbeit abhanden kam. Herr Mühlhofer bezeichnet es als „Pechermesser", wie es die Föhrenharzsammler, Pecher, in der Gegend noch jetzt verwenden. Endlich fanden sich verschiedene halbvermorschte Balken aus weichem Holz, welche als Reste der Verpölzung des von den Schatzgräbern gegrabenen Schachtes zu betrachten sind. Diese Funde wurden mir von Herrn Mühlhofer im Museum zu Wiener-Neustadt, wo sie aufbewahrt werden, mit dankenswertester Gründlichkeit vorgezeigt. In unverletzt angetroffenen Teilen der Hügelaufschüttung fand man noch kleine Lagen von Brandasche und vereinzelte Tongefäßscherben, wie sie bei der Errichtung des Tumulus als bedeutungslose Einstreuungen in das Erdmaterial hinein gelangt sein mögen. Die Hauptmengen der nun vorgefundenen prähistorischen Reste sind zweifellos als die Überbleibsel der einst am Grunde des Steinsatzes hinterlegten Grabbeigaben anzusehen. Wahrscheinlich hat es da auch Metallgegenstände gegeben, man muß aber wohl annehmen, daß diese von den Schatzgräbern enttragen wurden.

Der ganze Befund erlaubt uns, diesen Tumulus in bezug auf Entstehungszeit und Ausstattung den übrigen Grabhügeln des Feichtenbodens gleichzustellen.

Überblick.

Ganz ähnliche Funde wie die Malleiten und die zu ihr gehörigen Tumuli lieferten am Westrande des inneralpinen Wiener Beckens die prähistorischen Ansiedlungen bei der Ruine Rauheneck bei Baden, das große Plateau des Kalenderberges bei Mödling, die südlich von Mödling gelegenen Anhöhen Frauenstein und Jenniberg, in der Hinterbrühl (westlich von Mödling) die Ansiedlung am Eingange des Kientales beim Schwarzkogel und der Leopoldsberg bei Wien. Unter den auf der Malleiten und auf dem Kalenderberg gesammelten massenhaften Funden finden sich auch viele, die zweifellos entweder aus Flachgräbern oder aus eingeebneten Grabhügeln stammen. Diese sind aber von den Sammlern weder nach den einzelnen Gräbern auseinander gehalten, noch überhaupt von den Ansiedlungsfunden getrennt, ja vielleicht in vielen Fällen nicht einmal besonders erkannt worden.

Innerhalb dieses Fundberichtes ist wohl nicht der Platz, diesen und den ganz nahe verwandten Vorkommen an räumlich etwas weiter entfernten Fundstellen eine ausführlichere Betrachtung zu widmen, wie z. B. den im Osten des Steinfeldes gelegenen Höhenansiedlungen auf dem Warischberg und dem Burgstall bei Ödenburg und weiter südlich in Westungarn und Steiermark sowie den zugehörigen Grabhügeln.

Aus allem, was diese bedeutenden Höhenansiedlungen bisher in unsere Sammlungen geliefert haben, ersehen wir, daß die Plätze zwar von einer zahlreichen, in einem gewissen Wohlstand lebenden Bevölkerung, aber nur während der verhältnismäßig kurzen Zeit von etwa zwei, höchstens drei Jahrhunderten bewohnt waren. Sie beginnen im Abschnitte II der Hallstattperiode und enden im Abschnitte III (Reinecke,

„Hallstatt B und C"). Die diesen Zeitabschnitten angehörigen Tumuli enthalten (auch in den über unsere Höhenansiedlungen hinausgehenden Gebieten) Brandbestattung. In den gleichalterigen Flachgräbern unserer Gegenden kommen neben Leichenbrand — und zwar in den jüngeren Teilen der Nekropolen — auch Skelette vor.

Von der charakteristischen Keramik der ersten Hallstattstufe (Statzendorf, Stillfried) ist bis jetzt in den Höhenansiedlungen eigentlich noch nichts gefunden worden, es wäre denn die an mehr als einem halben Dutzend von Gefäßen unserer Tumuli angebrachte schiefe Kannelierung, die für die Stufe A charakteristisch ist. Ihrer Form nach gehören jedoch die betreffenden Gefäße zum Inventar der Stufe II. Die in der I. Stufe weit verbreitete Harfenfibel (Taf. 3), die in Fischau im Tumulus Nr. III gefunden wurde, reicht auch anderwärts weit in die Stufe II hinein. Dieser Stufe ordnet sich wohl auch der mit der Harfenfibel gefundene glatte Halsreif mit eingerollten Enden, eine alte Form, noch ganz gut ein. Verschiedene Verzierungselemente, die in unserer Keramik eine Rolle spielen, wie z. B. breite Kanneluren und Rinnen, fein eingeritzte Linienbänder, die einfache Bemalung der braunen oder einfach rot gefärbten Gefäßoberfläche mit Graphit, die Zickzackbänder, die Metopengliederung der Bauchfläche der großen Urnen, usw. stellen einen großen Teil unserer Keramik neben die der II. Hallstattstufe Süddeutschlands. In Süddeutschland findet sich die Keramik dieser Stufe auch auf mehreren umwallten Höhenansiedlungen.[1]) Die Gefäßformen sind wohl von den süd- und westdeutschen dieser Stufe verschieden. Sie lassen deutlich ihre Ableitung aus dem Formenkreise Italiens erkennen, wo die Brandgräber mit entwickelten Villanovaurnen den Gräbern unserer Stufe entsprechen. Die kleinen Bruchstücke einer bronzenen Schwertklinge aus dem Tumulus X (Taf. X, 887) lassen sich wohl auch nur zu einem schlanken Schwerte des älteren Hallstatt-Typus ergänzen.

Ein Großteil des Inventars der Fischauer Tumuli ist ganz ohne weiteres in Reineckes Hallstattstufe III einzureihen. Bei dieser Einreihung entgeht aber unserer Aufmerksamkeit nicht, daß den Funden aus unserer Randgebirgszone des Wiener Beckens sowie den Ödenburgern gewisse Elemente abgehen, welche in anderen, der gleichen Stufe angehörigen Grabhügeln Niederösterreichs (Gemeinlebarn, Langenlebarn, Zegersdorf, Pillichsdorf, Bruderndorf, Rabensburg, auch Marz im Burgenland) und ganz besonders in jenen Südwestdeutschlands auffallen, z. B. die Spirale, die eingestempelten, konzentrischen Kreise und die mehrfarbige Ausstattung komplizierter geometrischer Ornamente in Schwarz, Gelb, Rot und Weiß. Diese Dekorationselemente sind unzweifelhaft als die jüngeren anzusprechen. Menghin[2]) hat bereits diesen Unterschied hervorgehoben und es für wahrscheinlich gehalten, daß die Tumuli von Fischau als ältere Hügelgräber den zuletztgenannten voranzusetzen sind.

Auffallend ist die unseren Höhenansiedlungen und den zu ihnen gehörigen Gräbern gemeinsame Armut, man könnte beinahe sagen ihr Mangel an Waffen.

Reinecke fixiert das absolute Alter der süddeutschen Hallstattstufe II mit dem X. und der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts und das Alter der Stufe III mit dem VIII. Jahrhundert v. Chr.

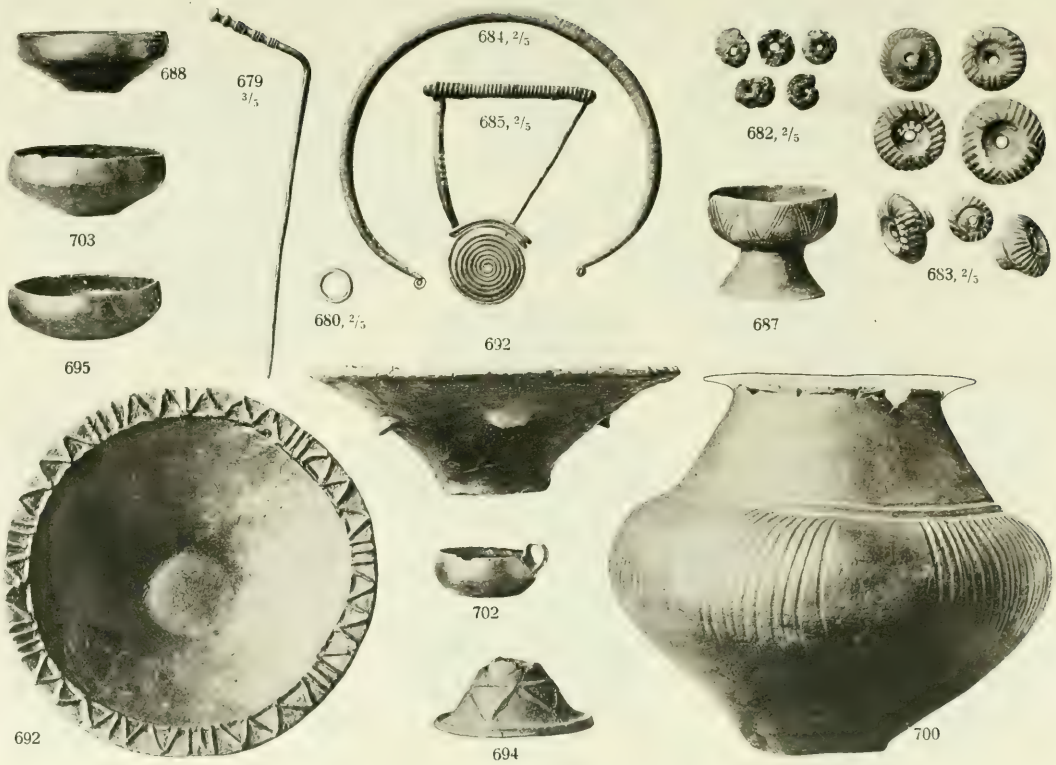
Von der Späthallstattstufe IV, welcher Reinecke das VII. und VI. Jahrhundert v. Chr. zuweist, ist in den Hügelgräbern unseres Landes bisher nichts zu sehen.

[1]) Paul Reinecke, Grabfunde der zweiten Hallstattstufe aus Süddeutschland, Altert. u. h. V., B. V, S. 320.

[2]) Oswald Menghin, Chronologie der prähistorischen Perioden Niederösterreichs, Monatsbl. Ver. f. Landeskunde v. N.-Ö., XII, 1913, S. 306.

Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien

677
674. 2/5
656
971
655
972
664
669
667
670
960
974
661
668
671



Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien.

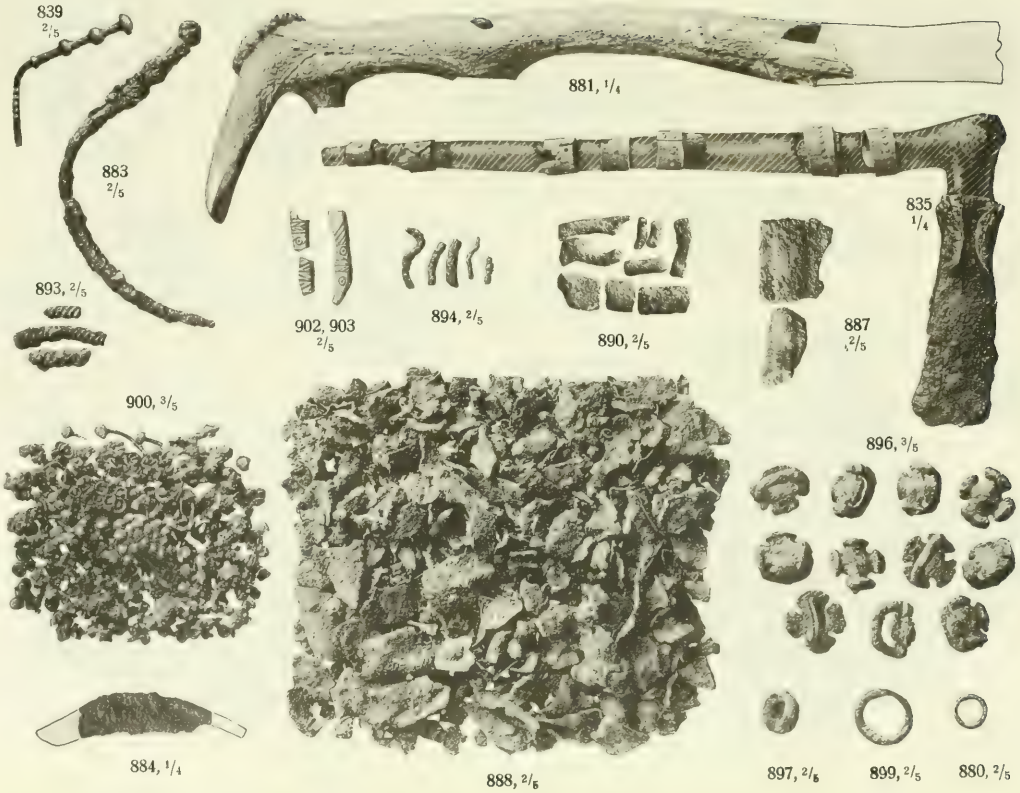
Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien

Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien

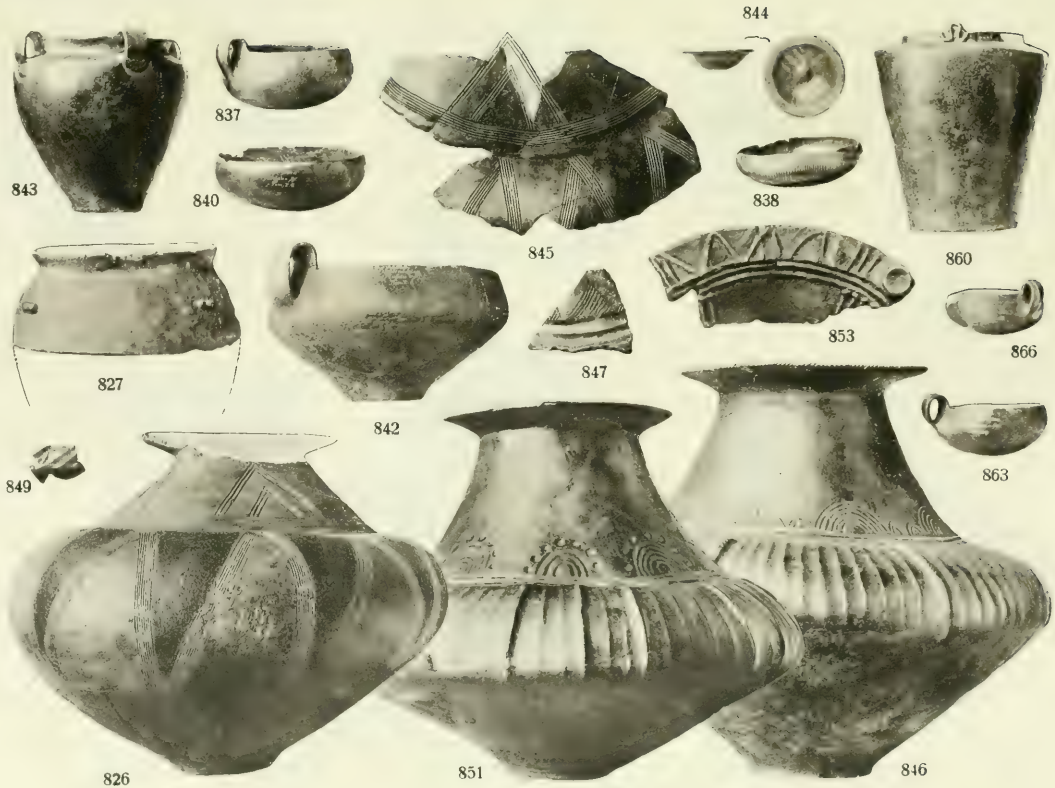
Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien.

Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.

Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.



Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.



Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.

Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien.

Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien

Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.

In Hallstatt selbst ist sie ja vortrefflich vertreten. So wie die Mittelhallstättische (Haupt-) Stufe III unter anderem die großen eisernen oder ihnen gleichgeformte bronzene Hallstattschwerter und ältere Fibelformen führt, so führt die Späthallstattstufe jüngere Fibelformen und die besonderen Dolche und Kurzschwerter. Man kann sie mit der ihr vorangehenden Hallstattstufe III ebensowenig zusammenlegen, wie etwa mit der ihr nachfolgenden Früh-La-Tène-Stufe. Menghin war geneigt, in den Hügelgräbern der III. Stufe eine Art Äquivalent für die bei uns einstweilen fehlende Stufe IV zu suchen bzw. anzunehmen, daß sich diese gewissermaßen hinter der Facies der Stufe III verbirgt. Ein derartiges Sitzenbleiben einer größeren Volksgruppe auf einer in benachbarten Ländern längst überholten Stufe, wie es uns z. B. bei den heutigen Volkstrachten vielfach entgegentritt, ist auch hier nicht unmöglich. Ebenso möglich wäre es aber auch, daß Fundstellen der Stufe IV bei uns zwar vorhanden, aber zufällig bis jetzt verborgen geblieben sind, wie auch Menghin neuerdings[1]) als wahrscheinlich gelten läßt. Jedenfalls kann jene Annahme nicht dazu berechtigen, die Hügelgräber von Fischau und Ödenburg und die Ansiedlungen auf der Malleiten, dem Kalenderberg usw. als „späthallstättisch" zu bezeichnen, wie es manchmal wohl geschehen ist. Auch die Tumuli von Gemeinlebarn (aus welchen bekanntlich ein großes, für die Stufe III typisches Eisenschwert stammt) verdienen diese Bezeichnung nicht.

In den Flachgräberfeldern von Statzendorf (Niederösterreich) und Mariarast (Steiermark) reichen die älteren, ausschließlich Brandgräber enthaltenden Teile auch auf die Stufe Hallstatt II zurück, aber die jüngeren, teils Skelette, teils Brandgräber bergenden Teile gehen etwas höher herauf, als Fischau, sicherlich so weit, als die jüngeren Tumuli. Daß in Mariarast[2]) auch Gräber der römischen Kaiserzeit gefunden wurden, gehört auf ein anderes Blatt.

Nach alledem sind, wie gesagt, die Tumuli von Fischau auf große Teile der Hallstattstufen II und III beschränkt.

[1]) Oswald Menghin, Urgeschichte Niederösterreichs. Heft VII der Heimatskunde von N.-Ö., Wien 1922, S. 26.

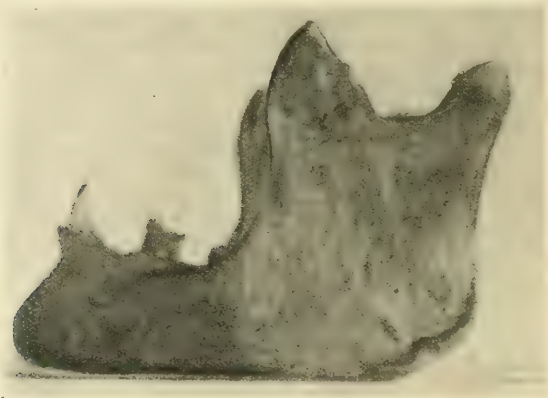
[2]) Graf Gundacker Wurmbrand, Das Urnenfeld von Mariarast, A. f. A. XI, 1879.

Über einen bemerkenswerten rezenten Menschenschädel von Wattens im Unterinntal (Tirol).

Von **R. v. Klebelsberg** in Innsbruck.

(Mit 1 Abbildung im Text)

Anschließend an eine Besprechung der neueren Funde zur Paläontologie des Menschen im Naturwissenschaftlich-medizinischen Verein an der Universität Innsbruck machte mich Hofrat Prof. Dr. G. Pommer auf einen Schädel der Sammlung



Der Unterkiefer des Schädels von Wattens (Tirol). Zirka 5/6 nat. Gr.

des Innsbrucker Pathologisch-anatomischen Universitätsinstitutes aufmerksam, der in manchen Einzelheiten an jene Funde erinnere.

In der Tat ergab die Untersuchung, daß hier ein von der Norm rezenter Schädel stark abweichender Schädel vorliegt.[1])

Der Schädel stammt aus dem Friedhofe von Wattens bei Hall in Tirol, wo er im Jahre 1897 durch den dortigen, um die naturwissenschaftliche Erforschung der Gegend sehr verdienten Gemeindearzt Dr. K. Stainer aufgelesen worden war. Er ist nach dem Erhaltungszustande ein unzweifelhaft rezenter, und zwar auch historisch ganz junger (nicht kalzinierter) Schädel eines erwachsenen männlichen Individuums, brachykephal wie die herrschende Type der Gegend.

Was an dem Schädel zunächst auffällt, ist ungewöhnlich starke Entwicklung des Unterkiefers, der bei sonst ausgesprochen, zum Teil geradezu

[1]) Zur Frage, ob pathologische Anomalien in Frage kommen, teilte mir Prof. Dr. G. B. Gruber, der neue Institutsvorstand, der den Schädel später aufsägen ließ, freundlichst mit, daß die Hypophysenregion keinerlei Abnormität aufweise. In der Hirnhöhle habe sich noch mulmiger Rückstand gefunden.

exzessiv rezenten Eigentümlichkeiten (Kinnbildung, Incisurtiefe, Form der Kron- und Gelenkfortsätze) außerordentlich breite, fast rechtwinklig aufsteigende Äste besitzt — eine Astbreite, die in der Tat an diejenige des Heidelberger Kiefers erinnert —, dann die sehr starke Ausbildung der Eckzähne, deren Beurteilung allerdings, ähnlich wie beim Talgai-Menschen, durch den Mangel der Schneidezähne erschwert wird, und die äußerst starke Entwicklung der Jochbeine. Am Hirnschädel zeigen die Warzenfortsätze eine exzessiv rezente Größe und Stärke, die Stirn ist schief, doch nicht in einem ungewöhnlichen Grade, die Kapazität normal.

Im folgenden sind die wichtigsten Angaben verzeichnet (vornehmlich nach Martin, Lehrbuch der Anthropologie), wobei die anthropologisch bemerkenswertesten Daten im Druck hervorgehoben sind.

Hirnschädel.

Brachykephal. Längenbreitenindex 81·8
Hypsikephal. Längenhöhenindex 79·5
Metriokephal. Breitenhöhenindex 97·2
Curvoccipital.

Arcus superciliares stark ausgebildet, mit vortretender Glabella, doch nicht zu Tori supraorbitales neigend.

Linea temporalis im unteren Teile sehr stark ausgebildet, fast gerade aufsteigend.

Processus mastoidei sehr groß, hoch und dick.

Processus pterygoidei sehr groß, die fossae pterygoideae tief und durch mindestens 4 niedrige Rippungen deutlich quer gegliedert.

Processus styloidei über 3 *cm* lang (Spitzen abgebrochen).

Cristae infratemporales sehr stark und hoch, schräg von vorn innen nach hinten außen führend.

Dicke der Knochen des Schädeldaches normal.

Gesichtsschädel.

Euryprosop. Gesichtsindex 83·6
Mesokonch. Orbitalindex 80·9
Mäßig prognath.

Jochbeine sehr stark entwickelt. Größte Höhe **59** *mm*, größte Breite links 65 *mm*, rechts 63 *mm*. (Maximale Beträge bei rezenten Menschen nach Martin: Größte Höhe 61 *mm*, größte Breite 71 *mm*, bei 90% 53 bzw. 57.)

Unterkiefer.

(Vergleichsdaten, wenn nichts anderes angegeben, nach Martin.)

	Wattens	Heidelberg	Moustier	Rez. Europäer	Grenzwerte (Rez.)
Absolute Länge . .	110 *mm*	120	115	107	90—126
Kondylenbreite . .	**126**	131	118	120	103—135
Winkelbreite . . .	**120**	110	88	102	65—126
Breitenlängenindex .	**87·4**	91·7	76·5	95·9	
Breitenindex . . .	**95·2**	84·0	74·6	85·0	
			Chapelle	Tiroler	
Kinnwinkel	64°	105°	104°	65°	54—94°

Innere Kinnstachelgebilde gut entwickelt, fossae digastricae normal.

Unterkieferwinkel (Proc. anguli mandibulae) gut ausgebildet.

		Wattens	Heidelberg	Chapelle	Rez. Europäer
Corpus mandibulae	Dicke	14	18	16	13
„	Höhe	32	34	31	31
„	Index	43·7	52·9	51·6	40·8
				La Quina	
„	Größte Dicke	**20**	23·5	22·5	bis 16 (Eskimo)
„	Umfang i. d. Symphyse	**95**	90	93·5	78·5
„	zw. P_2 und M_1	**85**	92	85	72
„	hinter M_3	**86**	89	87	68

Der Umfang nimmt also wohl vom Symphysenquerschnitt zu den Praemolaren ab, nicht aber weiter zu den letzten Molaren, wie dies beim rezenten Menschen die Regel ist (auch bei den Arabern mit ihren anscheinend hohen Umfangmassen 94—88·5—77).

„ Unterrand links fast ohne Incisura praeangularis, so daß er für flüchtige Betrachtung ganz aufzuliegen scheint; erst bei genauerem Zusehen ergibt sich eine ganz gleichmäßige flache Erhebungskurve von im Maximum 1·5 *mm* Höhe (vorderer Aufliegepunkt unter P_1 — P_2). Rechts ist die Erhebung deutlicher, aber auch ganz gleichmäßig gespannt mit bis 2·5 *mm* Überhöhung der Basis (vorderer Aufliegepunkt projiciert sich zwischen P_1 und P_2).

Linea obliqua sehr schwach ausgebildet, auch ihr Ansatz im Anschluß an den Ast-Vorderrand so stumpf, daß sie kaum in Erscheinung tritt.

Aufsteigende Äste:

Astwinkel 98—99°

Seitlicher Neigungswinkel fast 0°

Asthöhe nach Martin gemessen:

Capitulum-Gonion	links 68, rechts **75**	Grenzwerte (Rez.)	50—77
vom Capitulum senkrecht zur Basis	„ 76, „ **81**	„	48—80

Asthöhe nach Werth[1]) gemessen:

Coronoidspitze-Basis links 83, rechts **84**

		Wattens		Heidelberg	Jungdiluv. Rassen	Rezente niedere R.	Neanderthaler	Rezente höhere R.
Kleinste Astbreite	links	**49**	nach Werth	52·7	41·8	38·5	38·4	31·5[2])
	rechts	**47**	„ Martin	59				
Index n. Werth[1])	links	**59·03**		77·27	64·40	60·69	58·86	47·95
	rechts	**55·95**						
						Neger	Chapelle	Europäer
„ „ Martin	links	**71·01**		75·4		61·9	71·4	49·1
	rechts	**62·67**						

Processus coronoidei von normal-rezenter Form und Größenrelation, absolut sehr dick, bis **6·5** *mm*, groß, gerade aufsteigend (Oberteil nicht nach außen gewendet).

Capitulum größte (transversale) Axe 24 *mm*

„ kürzeste (ant. post.) Axe 15 *mm*

„ Index 62·5, Grenzwerte (Rez.) 23—72, bei 90% : 30—50.

[1]) Der fossile Mensch I, 1922.

[2]) Vergleichsdaten nach Werth. Maximaler Betrag bei rezenten Menschen nach Martin 45 *mm*.

Incisur Tiefe 17 *mm*, Grenzwerte 10—18, Heidelberg 7
„ Breite (Coronoidspitze-Capitularrand) 36 *mm*
Index 47·22
„ Lage des tiefsten Punktes (Werth) im Verhältnis zur Strecke Coronoidspitze-Capitularrand bei 38·89% (also näher der Coronoidspitze; beim rezenten Menschen normal näher dem Capitularrand).

Foramen mandibulare völlig nach oben gerichtet, so daß die Längsaxe der Öffnung horizontal der Innenseite des Astes parallel liegt und auch der inseitige (mediale) Rand des foramen im ganzen großen horizontal verläuft.

Gebiß.

Nur *C* beiderseits oben und links unten, *M* 1 links oben, *M* 3 rechts oben, *M* 1 und *M* 3 rechts unten erhalten. Die Alveolen der übrigen Backenzähne bereits altverwachsen. Über die Größenanordnung der Backenzähne kann daher nichts Bestimmtes ausgesagt werden, nur fällt auf, daß rechts unten *M* 3 keinesfalls kleiner als *M* 1 ist (deutlich 4höckerig wie *M* 1). Von einer besonderen absoluten Größe der Backenzähne kann nicht die Rede sein.

Die Alveolen der rückwärtigen Backenzähne des Oberkiefers sind medial von polsterförmigen Tori des Alveolarrandes umgeben. Tori mandibulares hingegen fehlen

Eckzähne auffallend groß.

	C (l. u.)		*C* (l. o.)	*C* (r. o.)	
Größte Breite (von vorn nach hinten) . .	7·0 *mm*	(5·0— 9·0)	8·0	8·2	(5·8— 9·3)
Größte Dicke (von innen nach außen) . .	9·0 *mm*	(5·8—10·0)	9·5	9·6	(7·0—10·8)
Höhe (außen)	**13·5** *mm*	(7·0— 14·0)	**12·2**	**12·2**	(6·0—13·5)

(in Klammern gesetzt die bisher bekannten Grenzwerte für Homo sapiens, einschließlich der jungdiluvialen Vertreter. Nach Martin).

Die linken Eckzähne übergreifen sich im Aufbiß — sowie dieser sich faktisch darstellt — bis über den Schmelzrand (dementsprechend sind auch die Schlifflächen sehr hoch ausgebildet), doch wird dieses starke, anthropoide Übergreifen gutenteils nur durch die frühzeitig eingetretene Lückenhaftigkeit des Molarengebisses bewirkt.

Der Schädel von Wattens weist also in einer Mehrzahl von Punkten Eigentümlichkeiten auf, die äußersten bisher bei Homo sapiens beobachteten Grenzwerten entsprechen.

Die neuen Ausgrabungen J. G. Anderssons in China.

Von **Dr. Leonhard Franz** in Wien.

Bei seinen 1921 und 1922 im nördlichen China vorgenommenen Ausgrabungen hat J. G. Andersson Reste einer so interessanten steinzeitlichen Kultur zutage gefördert (vgl. diese Zeitschrift 1924, S. 60 ff), daß er sich entschloß, seine Untersuchungen in größerem Ausmaße fortzusetzen. Da die archäologische Tätigkeit Anderssons für die Urgeschichte Chinas von grundlegender Bedeutung ist, wird es wohl nicht als Papierverschwendung betrachtet werden, wenn ich kurz über die von dem Genannten im Jahre 1923 bewerkstelligten Grabungen berichte (nach J. G. Andersson, Arkeologiska fynd i provinsen Kansu, Ymer 1924, Heft 1, S. 24—35).

Als Arbeitsgebiet für 1923 hatte sich Andersson die nordwestlichste Provinz Chinas, Kansu, und zwar vor allem das zwischen den Bergketten Nanshan und Peishan vom östlichen Turkestan in südöstlicher Richtung zum Gelben Strom führende Talgebiet erkoren. Die Ausbeute der vom Juli bis Oktober währenden Feldarbeit war eine überaus reiche. Zwischen dem See Kukunor und der Stadt Lanchow sowie nördlich von dieser fanden sich in großer Zahl nicht nur vorgeschichtliche Siedlungen, sondern auch Gräber. Das gesamte Fundmaterial glaubt Andersson in zwei Gruppen teilen zu können, die zeitlich wohl nicht ganz zusammenfallen.

Die eine Gruppe ist reich an Stein- und Beingeräten sowie an bemalter Tonware. Sie steht der Yang Shao-Kultur nahe, hat aber einzelne, in letzterer noch nicht nachgewiesene Formen, z. B. beinerne Messer, deren Schneide aus seitlich eingelassenen Flintscherben besteht; die für die Yang Shao-Kultur so bezeichnenden tönernen Dreifußgefäße sind nur in geringer Zahl gefunden worden. Über die bemalte Keramik sagt Andersson, daß sie zwar mit der Yang Shao-Kultur vieles gemeinsam habe, aber auf stärkere Beziehungen zum vorderen Orient schließen lasse. Eine Nachprüfung dieser Feststellung ist beim Mangel an Abbildungen noch nicht möglich. Ein abgebildetes Gefäß ist mit einem zerstückten, ganz unchinesisch anmutenden Mäander bemalt, ein Scherben eines zweiten fällt dadurch auf, daß er nicht ein einheitliches Muster trägt, sondern sozusagen eine Mustersammlung, wodurch er an manche Stücke aus Mussian in Elam erinnert. (Nebenbei bemerkt, liegt diese seltsame Art von Verzierung auch auf europäischem Boden vor, in Thessalien; gerade bezüglich Thessaliens läßt sich aber Verbindung mit dem vorderen Orient — Susa — nachweisen.)

Ist diese Gruppe metallos, so ergaben die Gräber der zweiten Gruppe nebst zwei kleinen Golddrahtringen Kupfersachen in Gestalt von meist knopfähnlichen Schmuckgegenständen; einmal fand sich auch eine kupferne Scheibe von 7 cm Durchmesser mit Handgriff, offenbar ein Spiegel. In den Kupfergräbern lagen ferner Stein- und Beingeräte, durchlochte Tierknochen, Perlen aus Stein, Kaurischnecken (Beziehung zu Küstengegenden!), die gewissen rechteckigen Steinmesser, wie wir sie schon aus Honan kennen, endlich Tongefäße. Diese sind entweder schlicht und unbemalt oder bemalt. Die bemalten tragen, zum Unterschiede von der Yang Shao-Keramik, nicht nur geometrische Muster, sondern auch stilisierte Vogeldarstellungen.

Die erstbesprochene Fundgruppe scheint etwas älter zu sein als die zweite, die aber ebenso wie die erste jedenfalls auch Beziehungen zur Yang Shao-Kultur hat. Das ganze Bild, das Andersson entwirft, bestärkt mich in der Vermutung, die ich schon in dieser Zeitschrift 1924, S. 81, geäußert habe, daß irgendwo zwischen Transkaspien und dem nordöstlichen China ein Westen und Osten befruchtender Kulturmittelpunkt gelegen habe. Vielleicht verbirgt er sich in Ostturkestan, das uns ja auch schon andere kultur- und kunstgeschichtlich bedeutsame Überraschungen gebracht hat.

Andersson schließt seinen für unsere Neugierde leider zu kurzen Bericht mit den Worten: „Hinter den von uns entdeckten Fundplätzen eröffnet sich ein Ausblick auf tausend und aber tausend Siedlungen und Grabfelder, zerstreut in Wüsten, Steppen und Flußtälern, vom Westrande Chinesisch-Turkestans bis zum Stillen Ozean. Das ist eine Vision nicht bloß im Raume, sondern auch in der Zeit; denn die Auffindung kupferführender Gräber gibt uns die Hoffnung ein, daß weitere archäologische Entdeckungen sich mit den frühesten Sagen der Chinesen in ähnlicher Weise in Verbindung bringen lassen werden wie das bei Mykenä, Troja und Kreta der Fall war, wo Sage unter dem Spaten der Forscher Wirklichkeit wurde." Wir dürfen in der Tat vom weiteren Fortgang der Grabungen im fernen Osten noch viel erwarten. Mit der Entdeckung der Yang Shao-Kultur ist der weit verbreiteten Meinung von einer selbständigen Entwicklung der früheren chinesischen Kultur der Boden entzogen, die neuen Funde in Kansu haben uns ein Mittelglied zwischen vorderem Orient und Ostasien bekannt gemacht. Gespannt darf man auch auf die Bearbeitung des Skelettmateriales aus den Gräbern beider Gruppen sein, da dieses vielleicht auf die Frage nach den Trägern jener Kulturen Licht werfen werden.

LITERATURBERICHTE.

37. **Naumann, Hans:** *Primitive Gemeinschaftskultur.* Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. Jena (E. Diederichs) 1921.

Der Untertitel ist irreführend. Statt „Mythologie" müßte es „Dämonologie" heißen. Den Inbegriff aller Überlieferungen vom wiederkehrenden Toten, lebenden Leichnam u. dgl. hat noch niemand als Mythologie bezeichnet. Das blieb Naumann vorbehalten. Und damit kommen wir auf die wichtigste Fehlerquelle dieses Buches zu sprechen. Was für einen kleinen Bereich richtig ist, das wird von Naumann unbedenklich für den Gesamtbereich erweitert. Daß der wiederkehrende Tote und somit dämonologische Züge als deutlich erkennbare Fremdkörper in mythologischer Überlieferung eine Rolle spielen, ist zweifellos. Das berechtigt aber keineswegs zu folgenden Aussprüchen: „Ritus wie Märchenmotiv entspringen beide dem primitiven Totenglauben" (S. 62). „Im Totenglauben und Totenritus ist alles (nämlich Märchen, Mythen und Sagen) basiert" (S. 88).

Arbeitsgeräte werden als dem Volke eigen anerkannt (S. 13), dann aber heißt es (S. 14): „Aber Tracht und Stil der Möbel kommen von oben her, sind gesunkenes Kulturgut." Das mag für einen gewissen Bereich gelten, ist in dieser Verallgemeinerung aber sicher unrichtig. Eine in Ritztechnik mit primitiven geometrischen Ornamenten verzierte Truhe der Ruthenen wird wohl kaum jemand als gesunkenes Kulturgut erklären. Selbst für die Volkstracht, wo städtischer Einfluß am stärksten zu spüren ist, gilt das durchaus nicht allgemein. Die langen eng anliegenden Hosen der Kroaten, die bestickten Hemden der Rumänen und Kleinrussen sind keineswegs gesunkenes Kulturgut. Wer sich mit Volkskunst eingehend beschäftigt hat, weiß, daß in Gegenden mit geschlossener Wirtschaftsform, wo es noch ein richtiges Bauerntum gibt, wohl manche Dinge von der Stadt übernommen, aber sofort im Sinne wurzelechten Bauerntums umgeformt wurden. Ein Muttergottesbild wird unter den Händen der Slowaken fast zu einem reinen Ornament. Auch städtische Trachten, in vergangener Zeit entlehnt, sind vom Bauerntum bereits lange zu Eigenem umgestaltet. Der Ausdruck „gesunkenes Kulturgut" ist somit nur eine ganz allgemeine Feststellung, die wenig besagt. Es wäre in jedem Falle erst zu untersuchen, in welchem Grade dieses Kulturgut zu neuen Formen umgewertet, verdaut wurde. Wo es nicht verdaut wird, haben wir es eben nicht mehr mit richtigem Bauerntum zu tun.

Recht merkwürdig berührt die Dreiteilung in Kunstlied, Volkslied, das immer ein gesunkenes Kunstlied sein muß, und Gemeinschaftslied. Damit kämen wir auf den Gesamttitel „Primitive Gemeinschaftskultur", eine Bezeichnung, die wenig ausdrucksvoll ist, aber gerade aus diesem Grunde weite Verbreitung finden dürfte. Besser wäre vielleicht: unpersönliches Bauerntum, was für Europa bis ins Neolithikum stimmte.

Die mit dämonologischem Stoffe erfüllten Aufsätze II—IV enthalten auch einen Abschnitt über Märchenparallelen. Man sollte meinen, daß man bei der Märchenforschung vom Stoffe ausgehen müßte, aber Naumann macht es anders. Er legt sich eine Theorie vom Allgemein-Menschlichen zurecht und sichtet danach den Stoff. „Aber man wird auch an die einfachsten und überall naturgegebenen menschlichen Verhältnisse anknüpfen können, wie zwischen Herr (König) und Diener, Mutter und Kind, Liebender und Geliebte, Mann und Weib, wenn sie so alltägliche Situationen ergeben, daß eine Entlehnung schlechterdings als zu kompliziert und überflüssig erscheinen muß und besonders wenn sie mit den Elementen des primitiven Gemeinschaftsglaubens in Verbindung stehen." (S. 63). Ein derartiges Unternehmen erscheint dem Kundigen verwunderlich, aber wir müssen bedenken: Mendels grundlegende Versuche von 1865 gaben 1901 den Anstoß zur Vererbungslehre, Penkas Origines Ariacae von 1883 werden in ihrem vollen Umfange erst heute gewürdigt. Daraus ergibt sich, daß Leßmanns Aufgabe und Ziele der vergleichenden Mythenforschung von 1908 so um 1940 Gemeingut werden dürften.

Genießbar sind die Ausführungen über das Schwertfechterspiel, über ein deutsches Volksrätsel im lateinischen Gewande und über den Bänkelgesang, weil sie sich an Tatsächliches halten.

Der mit Liebe geschriebene Aufsatz „Bauernhaus und Kornkammer in Litauen" ist leider auch wieder mit allzu weitgehenden Theorien und konstruktiven Typen erfüllt. Daß die Säulenvorhalle des litauischen Hauses irgend wie mit dem nordischen Hause und dem templum in antis zusammenhängt, sei unbestritten. Daß der „einfachste Typ des Alpenhauses" (S. 162) wirklich ein Typ ist, muß ich bezweifeln. K. Spieß.

38. **Haberlandt, M.:** *Einführung in die Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs.* Mit 12 Bildertafeln und 10 Abbildungen im Texte. Wien, Burgverlag, 1924.

Reichliches Material über Volkskunde steht uns derzeit zur Verfügung: Dingliches, in Museen zusammengetragen, geistiger Besitz, in Zeitschriften niedergelegt. Eine zusammenfassende Schrift über Volkskunde besitzen wir derzeit nicht, wenn wir von recht guten Einzeluntersuchungen absehen. Die Arbeiten von Meyer, Reuschel, Naumann rücken mehr den geistigen Besitz, aber auch hier nur wieder einzelne Teile auf Kosten anderer, wie z. B. das Volkslied, in den Vordergrund und gehen über die sachlichen Abschnitte in der Volkskunde rasch hinweg, behandeln wichtige Fragen, wie die körperliche Beschaffenheit, den Sitz der Erbmasse, die für alle Erzeugnisse des Volksgeistes von größter Bedeutung ist, gar nicht.

M. Haberlandt, der das Museum für Volkskunde in Wien mit seinen reichen Schätzen von Grund aus geschaffen, hat es, gestützt auf seine umfangreiche Erfahrung, unternommen, einen kleinen Führer durch die Volkskunde, berechnet für Lehrer, die studierende Jugend und die gebildete Bevölkerung überhaupt, zu schreiben, der unsere Kenntnisse in der Volkskunde übersichtlich zusammenfaßt und in wohlerwogenem Aufbau darbietet. Nichts Wesentliches scheint mir vergessen zu sein. Ich denke mir, daß gerade der Anfänger, an dessen Ohr alle möglichen Schlagworte des Tages — die Volkskunde ist ja modern geworden — dringen, über die verschiedensten Fragen Auskunft erhalten möchte. Hier wird sie ihm recht faßlich und in Kürze geboten. Im Anhange wird Schrifttum für eingehenderes Studium in bester Auswahl nachgewiesen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Art volkskundlicher Forschung wird der Rassenaufbau des deutschen Volkes gegeben und auf die Bedeutung der Familienkunde hingewiesen. In der sachlichen Volkskunde werden die Hausformen, Hausrat, Volkstracht und Volksschmuck behandelt. Hierauf wird uns das Volk bei der Arbeit und bei seinen Festen vorgeführt, woran sich Volksglaube und alte Überlieferung passend anschließen. Am Eingange der geistigen Volkskunde wird auf die Vorzüge der Mundart hingewiesen, deren Bedeutung man sich jetzt auch im Schulunterrichte zu erinnern beginnt. Volkslied, Sage und Märchen sind vielleicht etwas gar zu kurz weggekommen. Hier treten uns meiner Meinung nach geistige Güter von höchstem Werte entgegen, getragen von einer umfassenden Weltanschauung, wenn man sich an gute alte Stoffe hält. Die Theorien über Märchenentstehung u. dgl. sind daneben blutlose Schatten. Kurze Bemerkungen über die beharrende, unpersönliche Art der darstellenden Volkskunst beschließen das Buch, das, vom Verleger mustergültig ausgestattet, sich zugleich als ein äußerst wertvoller und idealer Museumsführer, die wir in Wien im Gegensatze zu reichsdeutschen Städten leider nicht besitzen, darbietet.

K. Spieß.

39. **Transactions of the Oriental Ceramic Society 1921—22 and 1922—23.** (For private circulation only.) Published in London for the Oriental Ceramic Society by Benn Brothers Limited.

Die vorliegende Publikation enthält Sitzungsberichte und Abhandlungen der oben genannten gelehrten Gesellschaft, in welcher man sich mit Förderung und Pflege der Töpferkunst des Ostens befaßt. Als eines der wichtigsten Ergebnisse ihrer Sitzungen betrachten wir den Beschluß, aus den Sammlungen von Mitgliedern periodische Ausstellungen im Victoria- und Albert-Museum zu veranstalten. Die erste dieser Ausstellungen enthielt 34 wertvolle Typen des Lung-chüan-yao (Seladonporzellan), die zweite 53 Stücke Chien-yao (Steinzeug mit Hasenfellglasur) und die dritte 30 Typen des berühmten T'ing-yao (Porzellan mit elfenbeinfarbiger Glasur). Neben dieser wertvollen Ergänzung der staatlichen Sammlungen frühchinesischer Keramik durch Kunstgut aus Privatbesitz wurde

durch Vorträge der Vereinsmitglieder mannigfache Belehrung vermittelt. Unter ihnen seien besonders hervorgehoben: ein Bericht über Seladonporzellan von Mr. H. B. Harris, eine Beschreibung kupferroter Glasuren von Professor J. N. Collie und Sir Herbert Jackson, die in chronologischer Folge eine Darstellung der Verwendung von Kupfersilikaten gibt und die chemischen Prozesse erläutert, durch welche beim Brennen des Porzellans die verschiedenen Farben in allen möglichen Abstufungen hervorgebracht werden, eine Besprechung der Porzellangattungen Ying Ch'ing, Yu und Ch'ai von Mr. G. Eumorfopoulos und schließlich ein Vortrag von R. L. Hobson über die Ausgrabungen von Sarre und Herzfeld in Samarra, durch welche das Vorhandensein von Porzellan in dem China der T'angzeit bewiesen scheint. Sehr anregend sind auch die Diskussionen über seltene Typen orientalischer Keramik, die in den Sitzungen vorgelegt wurden und auf schönen Bildtafeln wiedergegeben sind. Besonders interessant sind eine koreanische Schale aus der Koraiepoche 10. bis 14. Jahrhundert (Seladonglasur mit Dekor in kupferroten Unterglasurfarben), ein Löwe aus der T'angperiode (rötlichweiße Masse mit weißer grüngefleckter Glasur), ein Deckeltopf 2. bis 3. Jahrhundert n. Chr. (porzellanartiger, hellklingender Scherben mit eingraviertem Dekor) und zwei Model zur Herstellung figürlicher Grabbeigaben, die in dem Grabe eines Töpfers aus der T'angzeit gefunden wurden. Alles in allem ein willkommener Beitrag zur Literatur des Faches, für die man der Vereinigung überaus dankbar sein muß.

Strzygowski.

40. **Jacob, Georg:** *Schattenschnitte aus Nordchina.* Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von . . . Hannover (Orientbuchhandlung Heinz Lafaire) 1923.

Das Werkchen verfolgt die Kunst des Schattenschnittes von ihrem Ursprungslande China über den vorderen Orient bis zu ihrem letzten matten Ausläufer in Europa, der schwarzen Porträtsilhouette. Sehr interessant sind die Mitteilungen über die Herstellung der chinesischen Schattenschnitte, einer Kunst, in der sich schon die kleinen Chinesenmädchen üben; das äußerst feine Papier wird zu diesem Zweck in mehreren Lagen übereinander gelegt und mit sicherer Hand geschnitten, so daß die kompliziertesten Tier- und Pflanzenformen, Ornamente und Schriftzeichen entstehen. Durch Einkerbung mit den Fingernägeln erzielt man manchmal ein reliefartiges Gepräge. Die kleinen Kunstwerke dienen in ihrem Heimatlande hauptsächlich zur Bekleidung von Fensterrahmen und als Laternenschmuck. Die 29 Tafeln, welche zum Teil nach Originalen im Besitz des Verfassers hergestellt sind, geben ein schönes Bild von der Zartheit und dem Formenreichtum dieser eigenartigen Kleinkunst, die es verdiente, auch bei uns eine Heimstätte zu finden. Wertvoll ist weiters die oft sehr schwierige botanische Bestimmung der dargestellten Pflanzen und ihre symbolische Deutung. Besonders häufig dargestellte Symbole sind der Hirsch mit dem Kraut des langen Lebens im Munde, der Pfirsich der Unsterblichkeit, der Flaschenkürbis, der im Taoismus eine so große Rolle spielt u. a. Häufig macht sich auch bei den Schattenschnitten die Neigung des Chinesen zu Bilderrätseln geltend, auf die schon mehrfach hingewiesen wurde (vgl. besonders Georg Stenz, Beiträge zur Volkskunde Südschantungs, Leipzig 1910). Die letzten beiden Tafeln 30 und 31 bringen chinesische und japanische Schattenspielfiguren.

Robert Bleichsteiner.

41. **Bieber, Friedrich J.:** *Kaffa, ein altkuschitisches Volkstum in Innerafrika.* Nachrichten über Land und Volk, Brauch und Sitte der Kaffitscho oder Gonga und das Kaiserreich Kaffa. 2. Band. Das Gemeinleben der Kaffitscho oder Gonga. (Ethnologische Anthropos-Bibliothek. Bd. II, Heft 3.) Wien 1923.

Auch in diesem zweiten Bande seines Kaffawerkes überrascht uns Bieber mit einer ungeheuren Fülle Material, die ehrendes Zeugnis ablegt für den Sammeleifer und die Arbeitskraft des kürzlich verstorbenen Forschers. Die übersichtliche Anordnung des Stoffes macht es leicht, das Gesuchte rasch zu finden, und dieser Vorzug läßt auch vergessen, wie ermüdend die bei diesem System unvermeidlichen Wiederholungen wirken, wenn man das Buch in einem durcharbeitet.

Die Kultur der Kaffitscho erinnert vielfach an den von Schebesta (Sitz.-Ber. 1923, [11] ff.) herausgearbeiteten Typus der Manamatapa — Uganda-Kultur: So darf der König in Kaffa nicht gesehen werden; wer ihm naht, muß bestimmte Vorschriften beachten, die Frauen des Herrschers gehen nach seinem Tode in den Besitz des Nachfolgers über; unter ihnen kommt der Königin-Mutter eine hervorragende Rolle zu. Der König hat einen Hofstaat aus Würdenträgern um sich.

Wenn der König erscheint, speist usw., wird eine Trommel geschlagen. Söhne der Adeligen leisten Pagendienste. Im Palaste durfte niemand außer dem König bei einer Frau schlafen, weswegen alle außer den verschnittenen Wächtern die Nacht außerhalb der kaiserlichen Wohnstätte zubringen mußten. Der Kaiser unternahm jährlich eine Wallfahrt zu den Ahnengräbern — lauter Züge, zu denen man die Parallelen bei Schebesta, a. a. O., nachlesen möge. Dazu gehört auch die Tatsache, daß die Kaffaische Staatsreligion einen Sonnenkult darstellt, indem sich im obersten Gotte Heqo die Sonne verkörpert. Es zeigen sich also eine Reihe von Zügen, die parallel mit den Wesensmerkmalen der Manamatapakultur einhergehen. Schebesta (a. a. O., S. [18]) hat schon Altäthiopien und Altägypten für den Bereich dieser Kultur herangezogen. Die Kaffitscho scheinen nun nach ihrer Überlieferung aus Äthiopien zu stammen, so daß für ihre Kultur auch der genealogische Zusammenhang mit der Manamatapagruppe gegeben wäre.

Auf dem Gebiete der Religion wäre hervorzuheben, daß man wohl an ein Weiterleben der Seele nach dem Tode glaubt, daß aber von einem eigentlichen Ahnenkult im allgemeinen keine Rede sein kann. Das Schicksal der Seele nach dem Tode ist verschieden. Die Seelen der Guten leben ewiglich in einem Wonnegefilde, die der Schlechten in einem Feuer. Gut und schlecht sind jedoch nicht von ethischen Gesichtspunkten aus zu betrachten, sondern vom Standpunkte der rituellen Reinheit. Aber die Ortsgeister, die an einigen Stellen verehrt werden, und die Qualgeister, die Krankheiten verursachen, scheinen mit den Seelen der Verstorbenen nichts zu tun zu haben. Die Art, wie sich der Heqopriester mit seinem Gotte in Verbindung setzt, erinnert an Schamanismus; der Priester „schreit und singt", bis er in einen Zustand der Verzückung gerät, in dem ihm die Gottheit ihren Willen offenbart. Auffallend ist, daß der Priester bei dieser Kulthandlung nur von seiner Frau in das Heiligtum begleitet wird. War demnach etwa die Frau ursprünglich die ausübende Priesterin? An die Derwischtänze erinnert der Opfertanz der Gläubigen, der mit einer Art Verzückung endet. Zu den hier angeführten Kulturzügen paßt auch die Eingeweideschau und das Niederlegen von Steinen an heiligen Orten.

Einer eigenartigen Sitte in Kaffa sei noch Erwähnung getan, für die Bieber keine rechte Erklärung anzugeben weiß, auf die mir jedoch von anderer Seite Licht zu fallen scheint, ich meine die Gepflogenheit, nur in Gegenwart und gemeinsam mit einem anderen, dem Eßzeugen, zu essen. Wenn kein Zweiter da ist, so wartet man bis zum Kommen eines anderen; „ohne Eßzeugen zu essen, dies ist sehr schlecht", sagt Biebers Gewährsmann (S. 349 f.). Eine Parallele dazu finden wir bei den Ababde und Bischarin, die die gemolkene Milch nicht unmittelbar trinken, sondern warten, bis irgend ein anderer zuerst davon trank (Murray, The Ababda, J R A I. LIII. 421). Es macht nun ganz den Eindruck, als ob die Sitte der Ababde und Bischarin die Urform zur Eßzeugensitte der Kaffa darstelle; dann handelt es sich aber nicht, wie Bieber meint, um Furcht vor Zauber und Gift, sondern vermutlich darum, daß vom Produkte eines ursprünglich wohl heiligen Tieres erst geopfert werden muß, ehe es zu profanen Zwecken herangezogen werden kann.

Die überwiegende Mehrheit der religiösen Ideen scheint mir jedoch in das Gebiet des Zauberglaubens zu gehören. Die Anschauung von der Wirksamkeit strahlender Kräfte liegt vor allem vor im Glauben an die Scheelsucht. Man spricht z. B. abgewendet, um nicht durch bösen Blick, Hauch usw. getroffen zu werden. Krankheiten werden gerne auf Zauberwirkungen zurückgeführt, auch wenn als Krankheitsursache ein Qualgeist gilt; man nimmt dann an, daß er durch einen Zauberer veranlaßt wurde, in den Menschen einzugehen. Auch der Phalluskult, wie er sich in der Gestalt der Königskrone gipfelt, von der Bieber fälschlich immer als von einem Totem spricht, wurzelt im Emanismus. Mit den abgeschnittenen Geschlechtsteilen, die als Symbol der männlichen Kraft gelten, bemächtigt sich der Sieger der Macht des Gegners. Die Sitte, am Grabe des toten Kriegers soviele Steine zu errichten, als er Feinde getötet und entmannt hat, hat ihre Parallele bei den Konso in Süd-Abessinien, an deren Gräbern je eine Holzfigur für den toten Helden, seine Frau und alle Menschen und Tiere errichtet wird, die er Zeit seines Lebens getötet hat (A. Hodson, Southern Abyssinia, G. J. LIII, 70; s. a, Abb. bei S. 76).

In die Vorstellungswelt der strahlenden Kräfte gehören auch die Verbote, Speisen, Geschlechtsverkehr u. dgl. betreffend. Auch die Beschneidung scheint von den Kaffitscho als Mittel zur Erlangung kultischer Reinheit betrachtet zu werden; Kinder, die vor der Beschneidung sterben, werden nicht begraben, sondern in den Kronen der Bäume ausgesetzt, wo sie den Vögeln zum Fraße dienen. Auch die Hingerichteten wurden, wohl weil kultisch unrein, nicht begraben, sondern der Vernichtung durch die wilden Tiere usw. überlassen. Und da vom Übeltäter nichts übrig blieb, so gab es für ihn auch keine Totenfeier. Das macht nun ganz den Eindruck, als ob die oben erwähnten Vorstellungen über das Schicksal der guten und schlechten Menschen nach dem Tode verhältnis-

mäßig jung und wohl unter dem Einflusse des Christentums entstanden seien. Ursprünglich hätte man demnach nur die kultisch reinen Menschen begraben und ihnen dadurch ein Fortleben nach dem Tode gesichert. Die bösen Menschen aber wurden von den Naturkräften und wilden Tieren vernichtet und so jeder Möglichkeit einer Weiterexistenz beraubt. Die ursprüngliche Vorstellung über das Jenseits wäre also die gewesen, daß der Tote nur dann fortlebt, wenn sein Körper erhalten bleibt. Das läßt die Frage auftauchen, ob die Kaffitscho einmal die Konservierung der Leichen in irgendeiner Form gekannt haben. Das von Bieber beigebrachte Material gibt leider keine weiteren Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Frage. Da aber nach Schebesta, a. a. O. [15], die Manamatapakultur Mumifizierung durch Austrocknung der Leichen kannte, so wäre es nicht unmöglich, daß auch die Kaffitscho entsprechend ihren sonstigen Beziehungen zu dieser Kultur einmal die Konservierung der Leichen gekannt hätten. Die Wichtigkeit der Erhaltung des Körpers für das ungestörte Fortleben der Seele ist ein charakteristisches Merkmal der Seelenkultur, dürfte also auch in Kaffa aus einer ähnlichen Quelle stammen. Dagegen gehört die Zerstörung der Unreinen wohl in das Kapitel der Zauberkultur. Um ein Weiterwirken des Zaubers zu verhindern, muß eben die Leiche als Sitz des Zaubers vernichtet werden.

Auch in der Person des höchsten Gottes der Staatsreligion Kaffas zeigt sich eine doppelte Auffassung. Auf der einen Seite wird Heqo von den Priestern nach Schamanenart angerufen, auf der anderen Seite wird das Zaubern, d. h. die Fähigkeit, durch Handlungen oder Unterlassungen auf das Geschick der Menschen einzuwirken oder sich unbelebte Dinge gefügig zu machen, mit dem nämlichen Worte heqo benannt (s. S. 345 u. 388). Das kann doch kaum etwas anderes heißen, als daß Heqo selbst die Urkraft ist, die in der Materie ruht und kraft deren jeder Zauber ausgeübt wird. Der Seelenkultur gehört dagegen wohl wieder die Ausübung der Blutrache an, da durch sie vermutlich der Seele des Getöteten Ruhe verschafft werden soll. Auf emanistische Vorstellungen hinwiederum dürfte das Streben zurückzuführen sein, Frauen und Mädchen, die ja allgemein als sehr empfänglich für die Auswirkung der strahlenden Kräfte gelten, vor den Blicken der Fremden zu schützen. Die Schmiede (die auch das Zimmermannshandwerk ausüben) gelten in Kaffa als ehrlos oder richtiger gesagt, als unrein, demnach wohl als Inhaber einer schädlichen Kraft, die sie auf den wirken lassen können, der mit ihnen in Berührung kommt. Dazu stimmt, daß sie trotz ihrer Ehrlosigkeit auch sehr gefürchtet sind. In den Ideenkreis des Emanismus gehört wohl auch die Vererbung der Priesterwürde vom Vater auf den Sohn.

Versuchen wir nun über die religiösen Vorstellungen der Kaffitscho, soweit sie nicht durch das Christentum bereits einer Veränderung unterworfen wurden, einen Überblick zu gewinnen, so steht im Vordergrunde, das Leben des Einzelnen voll beherrschend, entschieden der Glaube an die Scheelsucht als die Überzeugung von der Wirksamkeit strahlender Kräfte, mit deren Hilfe Zauber geübt werden kann. Zahlreiche andere im vorhergehenden aufgezählte Züge des religiösen Lebens der Kaffitscho passen sich in dieses Bild ein. Demgegenüber tritt die Seelenkultur doch ziemlich zurück. Vor allem fehlt ein ausgesprochener Ahnenkult. Dieser Befund hat sein Gegenstück auch in der Gesellschaftsordnung; es herrscht Vaterrecht, vom Mutterrecht sind nur recht dürftige Spuren festzustellen. Die Kaffitschokultur darf daher wohl im wesentlichen als eine vaterrechtlich-emanistische bezeichnet werden.

Auch für den Vergleich mit den Kulturen des alten Orientes liefert dieses Buch manch wertvollen Beitrag. So erinnert das Schachtgrab mit seitlicher Höhle an Formen des alten Reiches in Ägypten. Wenn die Adeligen bei den Kaffitscho ihre Leichen in das Schlafleder oder eine Matte einhüllen, so hat diese Sitte auch ihre Parallele im alten frühdynastischen Ägypten, nur daß in Kaffa die Leiche gestreckt bestattet wurde. Auch die Opferung eines Sklaven am Grabe des Königs gemahnt an Altägypten. Aus dem alten Orient bekannt ist ferner die Vergöttlichung des Herrschers. Auch in den Ausdrucksformen der Unterwürfigkeit (Küssen der Erde, Essen von Gras und Erde, Küssen der Füße des Herrschers usw.) finden wir Anklänge an altorientalische Sitten. Die Tatsache, daß die Kaffitscho mit entblößtem Oberkörper vor ihrem Herrscher erschienen, während sie sich sonst in einen Mantel hüllen, dürfte nicht ohne Belang sein für die Frage, inwieweit alte Kultdarstellungen für die Erschließung zeitgenössischer Trachten herangezogen werden können.

Biebers umfangreiche und bis ins kleinste Detail gehende Aufzeichnungen unter den Kaffitscho haben für die Wissenschaft unschätzbaren Wert und wir müssen dem Verlage besonders danken, daß er trotz der Ungunst der Zeit es dem Verfasser ermöglichte, seine Forschungsergebnisse der Fachwelt vorzulegen. Bieber aber, den ein früher Tod aus den Reihen der Schaffenden riß, hat sich mit seinem Kaffawerk ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

V. Christian.

42. **Les travaux archéologiques en Syrie de 1920 à 1922.** Publication faite à l'occasion de l'exposition coloniale de Marseille (1922). Herausgegeben vom Oberkommissariat der Französischen Republik in Syrien und im Libanon (Service des Antiquités et des Beaux-Arts) 4°, VIII, 78 pp., 15 (teils farb.) Tafeln, Textillustrationen. Paris (Paul Geuthner) 1923.

Der vorliegende, von General Gouraud, dem Generalkommissär im syrischen Mandatsgebiete, mit einer Vorrede eingeleitete Rechenschaftsbericht enthält in beneidenswerter Ausstattung eine Anzahl von Arbeiten, die ein gutes Bild von der Tätigkeit der Franzosen in diesen archäologisch so wichtigen Gebieten geben.

Pottier eröffnet das Heft mit einem allgemeinen Tätigkeitsbericht, der auch die Gründungsgeschichte der École Française de Jérusalem bringt. Keiner war besser berufen, diesen Überblick, der auch ein Programm ist, zu geben, als Pottier, der Begründer des „Corpus Vasorum Antiquorum", dessen erste zwei Hefte kürzlich erschienen sind. Man hat (so Beazley, Journ. of Hellenic Studies, 43:2, 198) dem französischen Archäologen verdacht, daß er susianisches und klassisch-mediterranes Material in seinen Heften vereinigt habe und schärfere Trennung mit Rücksicht auf die einzelnen Abnehmerkreise verlangt. Aber die Mehrheit der Altertumsforscher wird Pottier gerade dafür Dank wissen, daß er durch gelinden Druck auch seinerseits dazu beiträgt, allzu hoch aufgeschichtete Trennungsmauern zu erniedrigen. Auf diesen Grundton ist denn auch Pottiers zweiter Beitrag im vorliegenden Hefte gestimmt: „Observations sur quelques objets trouvés dans le sarcophage de Byblos". Diesen wichtigen Fund hatte man zuerst der gräkoägyptischen Periode zugeschrieben; wie Virolleaud in seiner ausführlichen Darstellung (hier S. 16 bis 31) nachweist, gehört dieses „Hypogaeum"[1]) der Zeit der 12. Dynastie an, einer Zeit dominierenden politischen und kulturellen Einflusses Ägyptens auf Phönikien, das schon damals in lebhafteren Beziehungen auch zur Ägäis stand. Zwei schöne Silbergefäße aus diesem Grabe, das nur durch den Tutankhamen-Rummel stark in den Hintergrund gedrängt wurde, beweisen dies. Es handelt sich wohl um das Grab eines phönikischen Prinzen, der zu Amenemhat III. im Vasallenverhältnis stand. — Über diese ägäischen Importstücke verbreitert sich nun auch Pottier, der sie mit Objekten aus dem IV. Grab von Mykenä vergleicht und in den beiden gewiß zusammengehörigen Stücken eine Waschgarnitur erblickt, die zu rituellem und zeremoniellem Gebrauch gedient haben mag. — Weitere Betrachtungen sind einer im gleichen Grabe rechts neben dem Toten gefundenen urausgeschmückten Sichelwaffe gewidmet, in der Pottier die chaldäische Urform der ägyptischen Khopesch wiederfindet, die man bisher nicht über die 18. Dynastie hinaus zurückverfolgen konnte, deren asiatischer Ursprung indes als ziemlich sicher galt. Aus den silbernen Sandalensohlen sucht Pottier die Frage nach dem Geschlecht des (oder der) Bestatteten zu beantworten. Die mittlere Größe derselben (25 cm) erlaubt indes keine klare Entscheidung. Da Ägypten keine Metallsohlen ergeben hat, sind diese von Byblos die ältesten ihrer Art im Mittelmeerkreise. Völlig beizupflichten ist Pottier in der Erklärung eigentümlicher bronzener Dreizacke (ähnlicher Art wie die von Flinders Petrie als Bauerngeräte erklärten) als Vorläufer des wohlbekannten griechischen pempobolon. Mit einem anderen Stück aus dem gleichen Grabe, einem Obsidian-Balsamarium mit goldmontiertem Halsoberteil und Hieroglyphenzeichen, die das Stück völlig exakt datieren, befaßt sich der Aufsatz des Genfers Naville. Die Frage liegt nahe, ob hier etwa melischer Obsidian vorliegt; da aber gerade unter der 12. Dynastie Nubien bis zum 2. Katarakt von den Ägyptern unterworfen wurde und sich ägyptische Handelskolonien bis in die Provinz Dongola verfolgen lassen, wird die auch sonst in Ägypten nicht gerade seltene Verwendung von Obsidian gewiß auf äthiopischem Rohstoff basiert haben. Die feminin anmutende Ausstattung des Grabes von Byblos (Spiegel, Balsamarium) lassen Naville an eine weibliche Leiche denken. Dem widerspricht freilich die Sichelwaffe, und die Toilettegeräte können ebensogut einem Manne hohen Ranges ins Grab beigegeben worden sein.

Einer Übersicht Dussauds über die sonstigen 1921/22 in Syrien vorgenommenen Ausgrabungen ist zu entnehmen, daß solche in Qadesch, Tyrus, Damaskus und an anderen Orten stattfanden. Der Zeitstellung nach reichen sie von hittitischen Funden bis in die letzte Blütezeit des Orients, wie denn die Erhaltung mohammedanischer Kunstdenkmäler und kunstgewerblicher Techniken mit einen der Hauptpunkte des Arbeitsprogrammes bildet.

Ein Beitrag Cumonts über römische Fresken, die Breasted in Es Salihiye am Euphrat aufgedeckt hat, sei nur kurz erwähnt, da er nicht mehr in den Rahmen unserer Mitteilungen fällt. Die hervorragenden Tafelreproduktionen zeigen

[1]) Diese Bezeichnung ist nicht genug präzise, in gewissem Sinne sogar irreführend und wäre besser durch „Kammergrab" zu ersetzen.

diese Denkmäler palmyrenischen Einflusses in der grako-syrischen Zeit. Der metaphysische Reiz, der von diesen religiösen Darstellungen längst vergangener Kulte ausströmt, kommt dem wissenschaftlichen gleich, der den Wunsch auslöst, dieses Gewirr von Mischungen und sich durchkreuzenden morgen- und abendländischen Einflüssen aufgelöst zu sehen. Den exakten Untersuchungen Cumonts gelang es nicht nur, den Ort mit dem antiken Dura zu identifizieren, sondern auch die behauptete Koexistenz der von einer palmyrenischen Garnison (um 114 n. Chr.) hinterlassenen Fresken mit römerzeitlichen (ein Tribun bringt vor seinen Truppen ein Opfer dar, u. a. m.) zu widerlegen. Diese römischen Fresken datieren um etwa 229 n. Chr.; die unleugbare Stilverwandtschaft erklärt sich durch die palmyrenische Herkunft der hier stationierten Kohorte.

Die Zusammenhänge, die von dieser bisher noch so gut wie unbekannten Kunst hinüberleiten zur byzantinischen und der des Mittelalters, versprechen noch viele Aufklärungen.

Eine Karte des Mandatsgebietes verzeichnet auch alle in diesem Berichte namhaft gemachten archäologischen Stätten und ermöglicht ihre Lokalisierung in den verschiedenen auf diesem seit Jahrtausenden umstrittenen Boden seit 1918 neu entstandenen pro forma-Staaten. V. Macha

43. **Antonielli, Ugo:** *La scuola italiana di Paletnologia e le industrie paleolitiche in Italia* (Ausonia X, 1921).

Von ausländischer Literatur interessieren uns immer jene Arbeiten am meisten, die eine gewisse Zusammenfassung von Forschungsergebnissen bieten und so die Übersicht des auswärtigen Materials erleichtern. Aus diesem Grunde will ich auch die Arbeit Antoniellis, die an sich schon dazu sehr geeignet ist, im Zusammenhang mit einigen Arbeiten von Rellini und Battaglia besprechen. Als uns am besten zugänglicher Ausgangspunkt erscheint mir die Besprechung, die Battaglia in der Wiener Präh. Zs., X. 1923 über drei Arbeiten von Rellini geliefert hat. Die steinzeitlichen Verhältnisse Italiens sieht Battaglia, kurz zusammengefaßt, folgendermaßen: „Das Altpaläolitikum ist durch zwei Kulturen vertreten, das Chelléen und Moustérien, die nach Pigorinis Hypothese verschiedene Verteilung haben, der auch Rellini zustimmt. Eine Vermengung beider Kulturen ist vor allem in Umbrien und im Imolese nachgewiesen. Die Chelléenindustrie setzt sich in adriatischen Depotfunden bis ins Neolithikum fort und geht in die Campignienkultur über. Das Neolithikum seinerseits reicht nach Battaglia im garganischen Vorgebirge bis ins Diluvium zurück, eine Erscheinung, die mit den Kulturen in Afrika in Verbindung steht und durch Bayers Hypothese von der Ausbreitung des Altpaläolithikums nach Osten ihre Erklärung findet (Askalonkultur). Außerdem findet sich in Italien eine Klingenkultur, die Miolithikum oder Grimaldiano genannt wird. (Der Name ist von Rellini und besser als die frühere Bezeichnung Moustérienevolution.) Sie weist eine gewisse typologische Ähnlichkeit mit dem französischen Aurignacien auf. Battaglia bezeichnet ihren Formenkreis als aglyptisch und faßt die vorkommenden Kunstgegenstände als Entlehnungen von den ethnisch verschiedenen Stämmen Frankreichs auf. Rellini rückt die Grimaldiindustrie (wegen Keramik und Leichenbestattung) nahe ans Neolithikum heran, nimmt sogar teilweise Gleichzeitigkeit mit dem frühesten Neolithikum an. Battaglia hingegen bezeichnet sie als eine jungpaläolithische Kultur, wenn sie auch in die neolithischen Stufen eindringt; nimmt also eine teilweise Gleichzeitigkeit mit dem französischen Aurignacien an, die Rellini ablehnt. Battaglia stützt sich da besonders auf die Ausgrabungen von Blanc, nach denen das Miolithikum sogar ganz dem Diluvium angehört, also auf das Moustérien folgt. Nur an einzelnen Orten sahen die Grimaldileute „das Ankommen der ersten neolithischen Stämme, von denen sie den Gebrauch der Tongefäße erlernten". Rellini (Riv. di Anthrop. XXV, 922/23, S. 105) betont nachdrücklichst, daß das Grimaldiano, das in gewissem Sinne miolithisch genannt werden könne, chronologisch nicht mit dem französischen Aurignacien verglichen werden könne, sagt aber, daß es sich vom Quartär herleite und bis ins Neolithikum reiche. Battaglia hingegen nimmt in seiner Arbeit „Lo strato di Grimaldi" (Natura XI, 1920, S. 96) Gleichzeitigkeit mit der glyptischen Kultur von Frankreich und Cantabrien an. Als Hauptfundplätze der Klingenindustrie sind die Höhlen von Grimaldi, Romanelli und Corchiano anzuführen.

Nun will ich eine kurze Zusammenfassung von Antoniellis Arbeit geben. Es ist möglich, die paläolithische Industrie einer systematischen Klassifikation anzupassen. Die zwei einzigen Kulturen im Altpaläolithikum, das Chelléen und Moustérien, haben verschiedene Verteilung, so daß die Annahme berechtigt ist, sie zwei Strömungen zuzuschreiben. Das Chellén ist im Unterschied zu den anderen Ländern in Italien noch über die altpaläolithische Zeit hinaus verbürgt. Das sichere Vorhandensein von Schichten mit reinem Chelléen (wie Capri und Venosa) und von solchen mit reinem Moustérien (wie die Terassen des Val d'Enza und

die Grotten in Ligurien und Sizilien), ferner die unbestreitbare Tatsache, daß in den Fundplätzen von Emilia und Lazio mit ausschließlich Moustérienkultur niemals ein mandelförmiger Typus verstreut war, führt schon von selbst darauf hin, daß die Hypothese von Pigorini für wahrscheinlich zu halten ist. Pigorini findet zwischen beiden Kulturen keine analogen Beziehungen, weder in Form, noch in Technik. Obwohl für Italien, als Gesamtheit genommen, eine Gleichzeitigkeit beider Kulturen nicht gezeigt werden kann, ist doch eine partielle Gleichzeitigkeit (Umbrien und Imolese) belegt, ebenso wie die Gemeinsamkeit der pleistozänen Fauna des warmen Interglazials mit Moustérienprodukten in einzelnen Schichten von Balzi Rossi. Pigorini vermutet, daß die beiden Kulturen in verschiedene Perioden zu verweisen sind, sich aber später zusammengefunden haben. Diese Stämme habe das neolithische Volk bei seiner Ankunft noch als Nomaden vorgefunden. Für viele Gegenden kann man nicht bestimmen, was aus ihnen geworden ist, für einige könne man aber sagen, daß sie nicht verschwunden sind. Sie erfuhren „eine Beeinflussung durch Kontakt, sei es durch Tausch oder Raub, wobei sie Eigentümlichkeiten ihrer primitiven Zustände beibehielten, aber auch neue Formen und Typen produzierten." In den Gegenden, wo beide Kulturen gleichzeitig auftreten, ist die Vermischung also aus der Tatsache des Einflusses durch Kontakt zu erklären, und zwar in einer späteren Zeit als in jener der reinen Kulturen. Vom Magdalénien ist keine Spur (wie dies ja auch Pigorini und Breuil annahmen). Im Jungpaläolithikum findet sich nur Aurignacien und Solutréen. Antonielli sieht in den Solutréentypen eine „klare Abstammung" von der Chelléenkultur, will sie also nicht den französischen Formen vergleichen. Ihre Fortdauer verweist er bis ins Neolithikum hinein und lehnt so einen Hiatus zwischen Paläolithikum und Neolithikum ab. Die neolithische Industrie sei durch Einwanderung von Völkern gebracht, die die vorausgehenden nicht völlig aufgesogen haben. Jene dauerten vielmehr in günstigen Lokalitäten fort, indem sie fortfuhren, ihre Produkte, wenn auch mit Veränderungen, zu fabrizieren und indem sie sich auf manche Weise den Vorbildern des neuen Volkes anpaßten.

Zu diesen Ausführungen möchte ich mir einige kurze Bemerkungen erlauben. Battaglia äußert sich in der Wiener Präh. Zeitschr. auch über das Jungpaläolithikum von Niederösterreich. Ich entnehme der Stelle, daß er eine Analogie zu den französischen Fundplätzen ablehnt, eine Ansicht, die entschieden abzulehnen wäre. Hier kann ich mich auch nicht zurückhalten, Battaglia den Vorwurf zu machen, daß er in einer seiner letzten Arbeiten das Wildkirchli in die postglaziale Zeit verlegt. Was das italienische Jungpaläolithikum betrifft, darf uns eine von Frankreich verschiedene Ausprägung nicht wundernehmen. Bestehen ja zwischen dem Süden und Norden auch in der Tier- und Pflanzenwelt zwei Zonen; ähnlich sind auch zwei verschieden ausgeprägte Facien einer Kultur denkbar. Da während der Alpenvergletscherung die Lebensbedingungen in Italien nicht die schlechtesten waren (boreoalpine Tierformen reichen bis zu den Abruzzen), ist auch das Fehlen des Magdaléniens gerade dasjenige, was wir von einer Kultur, die so sehr an das Rentier gebunden ist, erwarten müssen. Italien bildet scheinbar ein glänzendes Beispiel für die Linie Chelléen-Solutréen-Neolithikum, die die neuere Forschung unter Führung Bayers verficht. Das bisherige Hindernis, die vermeintlich sehr lange Dauer des Jungpaläolithikums, ist durch Bayers Feststellung, daß Acheuléen und Moustérien noch derselben Eiszeit angehören wie Aurignacien und Magdalénien, beseitigt; in seine Hypothese der Menschheitsausbreitung fügen sich die Verhältnisse in Italien logisch ein.

Eduard Beninger.

44. **Krämer, Augustin:** *Salamasina.* Bilder aus altsamoanischer Kultur und Geschichte. Mit 16 Bildern und einer Kartenskizze. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1923. XI, 245 S., 8°.

In Form einer geschichtlichen Erzählung, aus den vom Verfasser, dem vortrefflichen Erforscher und Kenner der Südseevölker, gesammelten Traditionen zusammengestellt, erhalten wir ein lebendiges Bild des Lebens und der Kultur der Samoaner aus der Zeit der Königin Salamasina, um 1500. Es erübrigt sich, das Büchlein weiter zu empfehlen; jeder, der es liest, wird darin Genuß und Belehrung finden.

L. Bouchal.

Opfer und Opferbräuche der Khasi.

Von **P. F. Stegmiller**, S. D. S., ehem. apostolischer Missionär von Assam (Indien).

(Mit 6 Abbildungen im Text.)

1. Die Opferdarbringer:
   a) lyngdoh,
   b) feierliche Einführung der lyngdoh.
2. Die Opfer:
   a) Staatsopfer,
   b) private Opfer,
   c) geheime Opfer.

1. Die Opferdarbringer.

a) Lyngdoh.

Die Religion der Khasi ist eine aus Furcht vor Unglück und Schaden entspringende, durch Opfer sich betätigende Verehrung der (bösen) Geister. Diese meine Definition deckt sich im wesentlichen mit den Definitionen von Bivar[1]), welcher sagt: „Die Khasireligion mag kurz definiert werden als eine Form, Krankheiten zu kurieren und Unglück abzuwehren durch Herausfinden des Namens des Teufels, welcher der Urheber des Übels ist, und durch die Opfer, die nötig sind, ihn zu versöhnen", und Gurdon[2]) nennt „die Khasireligion einen Geisterkult, d. h. eigentlich mehr eine Versöhnung der Geister, sowohl guter wie böser, durch Opfer, welche gelegentlich dargebracht werden, besonders in Zeiten der Trübsal".

Unzweifelhaft gehören also Opfer zur Ausübung der Khasireligion. Wer bringt nun diese Opfer dar? Um diese Frage zu beantworten, muß man die verschiedenen bei den Khasi gebräuchlichen Opfer unterscheiden. Wir finden dort

a) öffentliche Opfer,
b) private Opfer,
c) geheime Opfer.

Die öffentlichen Opfer werden von eigens dazu bestimmten Personen männlichen Geschlechtes vollzogen (lyngdoh).

Die privaten Opfer können sowohl von den gewöhnlichen Männern des Volkes als auch von den eigens bestimmten Opferern (lyngdoh) vorgenommen werden.

Die geheimen Opfer werden von irgendeiner Person männlichen oder weiblichen Geschlechtes dargebracht.

Die Khasi haben keine Priester im eigentlichen Sinne des Wortes. Es gibt auch keine Kaste oder kein Geschlecht, aus dem die Opferer hervorgehen würden. Ebenso gibt es keine besondere Schule oder Ausbildung für angehende Opferer. Die Opferer oder lyngdoh haben auch keinerlei Abzeichen.[3]) Lyngdoh sein bedeutet

[1]) Bivar, Administration Report of the Khasi and Jaintia Hills District of 1876.
[2]) Gurdon, „The Khasis", London 1906, S. 105.
[3]) Vgl. P. Dr. C. Becker, „Indisches Kastenwesen und christl. Religion", Aachen, S. 6.

nicht einen eigenen Stand. Die Opferer sind Leute aus dem Volke, die irgendeinen Beruf inne haben, dem sie nachgehen. Nur gelegentlich treten solche Männer als Opferer auf. Selbst die obersten Opferer, die einer ganzen Gegend vorstehen und als lyngdoh rangbah (Oberopferer) bekannt sind, sind nicht Opferer von Beruf. So ist z. B. der oberste Opferer von Lamin im Bezirke der War von Beruf Kuli und trägt Lasten von einem Markte zum andern (Abb. 1). All diese Opferer haben keinerlei angesehene Stellung beim Volke. Es ist mehr die „Furcht" vor ihnen, die sie angesehen macht. Denn die Khasi glauben fest daran, daß die Lyngdoh oder auch nur die gewöhnlichen Opferer Herr über die (bösen) Geister seien. Daher halten sie sehr darauf, sich mit den Opferern nicht zu überwerfen, damit jene nicht in ihrem Zorne die Geister beschwören und den Schuldigen auf den Hals hetzen und ihnen so zum Verderben würden.

Die Opferer sind auch nicht eigentliche Opferdarbringer im strengen Sinne des Wortes, sondern nur stellvertretende Personen beim Opfern. Denn die Khasi leben im Matriarchat oder in der Mutterverwandtschaft. Mit scharfer Logik und Gründlichkeit haben sie wohl das schönste Muster des Matriarchats ausgebildet und als soziale Organisation bis heute noch durchgeführt. Bei ihnen ist die Mutter das Haupt der Familie, das einzige Band, das der Familie die Einheit gibt, sie ist die einzige Besitzerin und einzige Inhaberin alles Besitztums und durch sie allein ist Erbschaft möglich. Der Vater hat kein Recht auf die Verwandtschaft der Kinder. Diese gehören nur der mütterlichen Linie. Selbst seine Asche wird einst nicht neben der seiner Gattin oder Kinder beigesetzt, sondern sie wird ruhen im Grabe seiner Mutter. Was auch immer der Vater erarbeitet oder erspart, gehört nicht seinen Kindern, sondern geht zurück an die mütterliche Linie. Bei solchen Anschauungen kann es nicht wundernehmen, wenn es auch die Mutter ist, der alle geistige Gewalt zukommt. Und sie ist in Wirklichkeit auch im Vollbesitze der höchsten geistigen Gewalt. Ihr steht es zu, die in der Familie oder Sippe gebräuchlichen Sitten zu bewahren; sie hat dafür zu sorgen, daß die von alters her heimischen Gewohnheiten bei den häuslichen Opfern treu bewahrt werden; ihre Pflicht ist es, die angestammten Zeremonien bei den Opfern rein zu erhalten und diese den Nachkommen gewissenhaft zu überliefern. Sie hat daher für die nötigen Opfermaterialien zu sorgen, sie hat alles vorzubereiten, muß allein fasten vor der Darbringung mancher Opfer sie hat den Auftrag zu einem Opfer zu geben und sie hätte es auch selbst zu vollziehen.

Doch dies geschieht nicht. In Wirklichkeit bringt keine Frau selbst ein Opfer dar.[1]) Sie läßt sich vertreten durch eine männliche Person. Diese muß aber mütterlicherseits mit ihr verwandt sein. Gewöhnlich vertritt sie ein mütterlicher Onkel (kni). Solch eine verwandtschaftliche Vertretung ist stets nötig, sei es bei öffentlichen oder privaten Opfern. Aber nicht bloß der Verwandtschaftsgrad muß auf der weiblichen Linie liegen, es ist auch noch etwas anderes, das bei jedem Opfer zu beachten ist. Wenn auch die Pflichten der Opferer und deren Opfermethoden im allgemeinen sehr verschieden sind und sich jeweils nach den Sitten und angestammten Gebräuchen in der Familie oder Sippe oder innerhalb eines Staates oder einer Gemeinde zu richten haben, so sind sie doch in einem Punkte alle gleich: nämlich sämtliche Opferer müssen während der Ausübung ihrer diesbezüglichen Dienste von einer Frau assistiert werden. Sie wird einfachhin ka lyngdoh (die Priesterin) genannt.

[1]) Mit Ausnahme der geheimen Opfer, davon später.

Denn in ihrem Namen hat er zu fungieren und er ist nur ihr Stellvertreter beim Opfer. Gurdon[1]) meint, diese ka lyngdoh sei ohne Zweifel ein Überbleibsel aus jener Zeit des Matriarchats, in der eine Priesterin auch die Opfer selbst noch vollzogen hat.

b) Öffentliche und feierliche Einführung als Lyngdoh.

Wie wird man lyngdoh? Auch diese Frage kann nicht so einfach beantwortet werden. Es ist dies in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Im allgemeinen darf wohl angenommen werden, daß die Lyngdoh aus der Praxis der häuslichen (privaten) Opfer hervorgehen. Da es ja die Pflicht der Frau ist, über die Opferzeremonien zu wachen, wird sie im häuslichen Kreise einen ihrer Söhne in dem der Familie eigenen Ritus der Darbringung der Opfer einführen, damit dieser gelegentlich oder im Falle der Not (Krankheit, Todesfall, Unglück) selbst und nach der vorgeschriebenen Weise die Opfer darbringe. Weil aber gewöhnlich der mütterliche Onkel zu den Opfern herangezogen wird, so kommt der das Opfern erlernte Sohn nicht leicht in der eigenen Familie zur Ausübung seiner Kunst daran, sondern bei seinen mütterlichen Verwandten. Umgekehrt werden von dort opferkundige Personen ins eigene Haus gerufen. Somit wird der die Opfer darbringende Mann bald in der Gegend bekannt werden. Hat er nun Glück bei seinen Verrichtungen und krönt Erfolg seine Mühen, so wird sich bald der Ruf verbreiten, daß er ein gewiegter Opferer ist, dem die Geister gehorchen und der es versteht, sie auszuforschen, zu vertreiben oder zu versöhnen, je nachdem der Fall es erheischt. So kommt es also ganz von selbst, daß so ein Mann immer wieder zum Opfern gerufen wird, besonders in heiklen Fällen. Er wird also von selbst zum Lyngdoh und das Volk erkennt ihn auf Grund seiner Erfolge an. Wer einmal als Lyngdoh gilt, der bleibt es für sein Leben lang. Ähnlich wie bei uns die gewöhnlichen Leute einen Zahntechniker als „Herr Doktor" und einen Gymnasiallehrer als „Herr Professor" anreden, so nennen die Khasi einen als guten Opferer bekannten Mann eben ihren „lyngdoh", ohne daß sich dieser weiters über das Recht, den Titel zu führen, durch ein amtliches Vorgehen auszuweisen hätte. Dieser Weg, zum Lyngdoh zu kommen, dürfte in den weitaus meisten Fällen die Praxis sein.

Doch nicht überall geht es so. Aus Lamin wird berichtet[2]), daß dort eine Stammesmutter der Lyngdoh sei. Ebenso schreibt Gurdon[3]) von einem Lyngdohstamm, dem die Lyngdoh entnommen würden. Es ist mir nirgends dieser Fall vorgekommen und ich habe niemals etwas von einem Lyngdohstamm oder einer Lyngdohsippe (jaid) gehört. Gewiß kann der Fall eintreten, daß zufällig mehrere Söhne einer und derselben Mutter das Opfern erlernen, daß sie es alle vorzüglich erlernen und daß alle Glück haben und so diese Brüder als Lyngdoh gerufen werden.

Damit ist aber die betreffende Mutter noch lange keine Lyngdohstammesmutter geworden und die betreffende Sippe hat noch kein Anrecht auf den Titel: Lyngdoh-Jaid (Lyngdohstamm). Es vererbt sich eben naturgemäß die richtige Kunst des oft sehr verzweigten und mühsamen Opferns leichter durch die Kinder als außerhalb einer Familie, was auch vorkommt. Dieses Einanderanlernen würde aber niemals eine Berechtigung zu einer Gemeinschaft oder Stammverwandtschaft der Lyngdoh geben.

[1]) Gurdon, „The Khasis", l. c.
[2]) Salvatorianische Mitteilungen, 1906, Nr. 6, S. 84.
[3]) Gurdon, a. a. O.

In denjenigen Khasigebieten, in denen die Lyngdoh noch durch öffentliche Anerkennung eingesetzt werden, damit sie als Lyngdoh bei den großen Gemeinde- oder Staatsopfern Verwendung finden können, geht dies in folgender oder ähnlicher Weise vor sich:

Hat man sich geeinigt auf einen bestimmten Mann, den man zum Lyngdoh für den Bezirk, für die Gemeinde oder das Reich erwählen will, so wird dieser eingeladen, sein erstes offizielles Opfer zu bringen. Vor allem hat er ein Reinigungsbad zu nehmen. Dann muß er sich mit all seinen Verwandten oder Wählern (die ja meist seine Verwandten sind) auf die Spitze eines nahen Berges begeben. Dies geschieht unter großen Feierlichkeiten. Der neue Lyngdoh ist festlich angezogen. Frischgewaschene Kleider umhüllen seinen Leib. Sein Turban (jingspong) ist mit weißen Hahnenfedern geschmückt. Um den Leib trägt er einen ledernen Gürtel, an dem hinten der kurze Khasiköcher (ka ringkap) hängt. In der einen Hand führt er ein langes Schwert (ka waitlam), in der anderen einen Tanzwedel aus Ziegenhaaren (u symhiah). Gleich ihm sind auch die männlichen Begleiter gekleidet, die jedoch statt der weißen Hahnenfedern einen Buschen farbiger Blumen (thuia) auf dem Turban haben. Der ganze Weg vom Hause des neuen Lyngdoh bis auf die Spitze des Berges muß nämlich tanzend zurückgelegt werden, daher auch die feierlichen Tanzkleider der männlichen Begleitung. Aber auch die weiblichen Teilnehmer am Zuge, die nicht zu tanzen brauchen, lassen es sich nicht nehmen, im vollen Schmuck, wenn auch nicht im Tanzkostüm zu erscheinen. Auch sie sind in frischgewaschene Kleider gehüllt. Ein schneeweißes Kopftuch und ein himmelblauer Mantel oder Umhang lassen sie schon von weitem als Festteilnehmer erscheinen. Dazu tragen die meisten den gewöhnlichen Khasihalsschmuck: Ketten von Gold und Silber, von vergoldeten Kugeln, die mit echten Korallenkugeln abwechseln. Die Frauen und Mädchen nehmen auch kleine Erfrischungen mit. Sie sorgen für die nötigen Quai (Betelnuß)- und Rauchpausen, denn eilig haben es die Khasi niemals. Einige Kulis, die den Zug begleiten, tragen mit aus Bambus geflochtenen Stirnbändern (u star) auf ihren Rücken in wasserdicht geflochtenen Körben (ka shang) die nötigen Opferutensilien, während andere Kulis die lebendigen Opfertiere mit sich führen: eine Ziege und einen Hahn.

Ist alles bereit, so beginnt eine kleine Musikkapelle, gewöhnlich nur aus einem Flötenspieler (ka 'tangmuri) und einem oder zwei Trommlern (ksing) bestehend, zu spielen und tanzend bewegt sich der Zug bergaufwärts. Langsam geht's voran. Ab und zu wird gerastet und geht die Kokosnußpfeife (ka jingdih duma) von Mund zu Mund. Nachdem noch ein Bissen Betelnuß (quai) genommen wurde, geht es tanzend weiter, bis die Spitze des Berges erreicht ist. Man muß die Khasi kennen und wird sie nur bewundern wegen ihrer Ruhe und Gemütlichkeit, mit der alles vor sich geht. Da gibt es keine Eile und keine Hetze, kein Hin und Her und kein Vergessen. Sie lassen sich eben zu allem Zeit und so gelingt, was sie anpacken.

Hüpfend, trippelnd und tänzelnd kommt man oben an. Sind Khasieichen dort vorhanden, so brechen die Angekommenen Blätter von denselben und streuen sie auf den Boden. Andernfalls werden diese Khasieichenblätter schon von Hause mitgenommen, um sie oben auf der Spitze des Berges ausstreuen zu können. Dadurch wird der Boden geheiligt und den Geistern geweiht. Die Männer legen nun die Schwerter und Tanzwedel beiseite. Man beginnt, das erste feierliche Opfer des neuen Lyngdoh vorzubereiten. Mit einem Hackmesser (ka wait) wird irgendwo ein Loch in den Boden gegraben und der ausgegrabene Humus (Erde oder Lehm) wird auf die Mitte des Platzes gebracht, aufeinander gehäuft und dient so als Altar.

Eine Kürbisflasche mit fermentiertem Reiswasser wird neben einem Büschel Betelnußblätter und einem Körbchen voll Reis und gestoßenem Mehl nebst Pfefferblatt auf den Altar gelegt und das Ganze mit Blättern der Khasieiche umrahmt.

Nun bildet man einen Kreis. Einige Männer führen die Ziege in denselben und halten sie an einem Stricke fest. Ein anderer Mann packt die Ziege bei den Hinterfüßen und hebt diese hoch, so daß das Tier nur auf den Vorderfüßen steht und weil mit dem Stricke angebunden, sich auch nicht leicht rühren kann.

Jetzt tritt der neue Lyngdoh hervor. Er geht mit einem Hackmesser bewaffnet (ka wait) hocherhobenen Hauptes vor das Opfertier. Er faltet die Hände und nimmt das Hackmesser zwischen beide Handflächen. Dann kauert er sich nieder, indem er sich auf seine Versen hinabläßt. Ringsum ist alles still. Der Lyngdoh betet, d. h. er murmelt etwas, das man nicht versteht, doch weiß man, daß er jetzt zu den Geistern spricht. Nachdem dies geschehen, reckt er sich empor. Mit beiden Händen das Hackmesser am Griff nehmend, schwingt er es hoch und schlägt nun mit einem Streich der Ziege den Kopf ab. Ein Blutstrahl ergießt sich im weiten Bogen. Der Körper des Tieres fällt seitlich zu Boden. Beim Durchschlagen des Halses ertönt ein Freudenschrei aus dem Munde der Anwesenden. Sich vom Schlage erhebend, präsentiert der Lyngdoh das blutige Messer nach allen Seiten und übergibt es dann einem andern. Nun hebt er den abgeschlagenen Kopf vom Boden auf und läßt das Blut auf den Altar und die dort zurechtgelegten Opfergaben träufeln. Endlich setzt er den Ziegenkopf auf die Spitze des kleinen Erdhügels, diesen dadurch eindrückend, und krönt so den Altar mit dem blutigen Kopf.

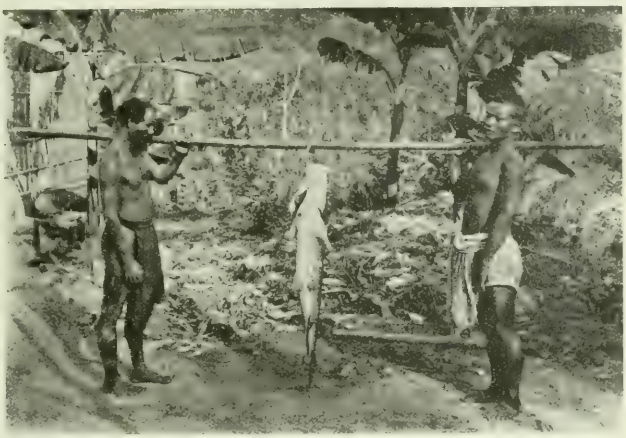


Abb. 1. Der Oberopferer von Lamin in seiner Privatbeschäftigung als Kuh.

Nun schleift man den Körper der Ziege herbei und der neue Lyngdoh beginnt ihn zu zerteilen. Gewiß hat er dies schon oft gemacht, wenn er private Opfer darbrachte, sei es, daß er für die Seinen geopfert, sei es, daß er nach außen gerufen wurde, solche Opfer zu vollziehen. Aber diesmal freut es ihn ganz besonders. Ist es doch sein erstes feierliches Opfer, das er offiziell darbringt. Hier heißt es auch nicht wie sonst meistens, wenn er für Kranke oder Sterbende opfern mußte, die Geister versöhnen und daher peinlichst genau die Eingeweideschau vornehmen. Nein, hier ist ein Freudenopfer. Er braucht nur die neun vorgeschriebenen Teile auf den Altar legen. Das tut er auch, indem er je einen Teil von der Leber, vom Herz, von der Lunge, von den Nieren, vom Lendenstück, von der Milz, von der Gallenblase,

vom Dünndarm und vom Dickdarm ablöst. Die Anwesenden umrahmen die blutigen Teile mit Blättern der Khasieiche und freudig ruft der neue Lyngdoh aus: „Das Opfer ist gut!“ Die Anwesenden wiederholen den Ausruf und klatschen zum Zeichen der Zustimmung in die Hände. Die Ziege wird dem „Gott, der das Opfern befohlen hat“ (u 'lei Shillong) dargebracht.

Abb. 2. Das Staatsopfer von Nongkrem.

Nun beginnt ein zweites Opfer zu Ehren des Gottes u 'lei lyngdoh. Man schlachtet einen Hahn und legt ihn zerteilt auf den Altar. Während der neue Lyngdoh das Blut des Hahnes auf die Opfergaben des Altars träufeln läßt, ruft er aus: „Hei! das Blut des Hahnes! Hurra!“

Das Opfer ist vollendet. Kuli verpacken das Opferfleisch in die mitgebrachten Körbe und räumen die Opfergaben beiseite.

Der neue Lyngdoh gibt nun das Zeichen zum Freudentanz. Die Männer, die ja alle in Tanzkleidung sind, erheben sich und greifen zu den mitgebrachten Schwertern und Tanzwedeln. So stellen sie sich hintereinander auf. Die Musik setzt ein und langsam beginnen die Tänzer, sich vom Platz zu bewegen. Hüpfend und von einem Bein sich auf das andere wiegend, kommen sie vorwärts, dabei bilden sie bestimmte Figuren. Bald ist es ein Kreis, bald ein Achter, bald eine Spirale, die sich wieder langsam auflöst. Jetzt stehen die Tänzer sich paarweise gegenüber. Mit lautem Geschrei springen nun je zwei aufeinander los und schlagen ihre Schwerter aneinander, dabei Freudenschreie ausstoßend, die von den Zuschauern sekundiert werden.

Abb. 3. Das Eierwerfen: Reislegen.

Nun stellt man sich wieder auf wie am Anfang und der Tanz beginnt von vorn. So geht es einigemal über den Platz, jedesmal den eigenartigen Tanz (shad mastieh) mit dem Zusammenschlagen der Schwerter beendigend. Der neue Lyngdoh, der nun sein erstes feierliches Opfer dargebracht hat, das mit dem Schwerttanz beschlossen wurde, bezeugt jetzt dem Gott, der das Opfern befohlen hat, seine Ehrerbietung. Zu diesem Zwecke stellen sich alle Männer in Ordnung auf und mit dem Lyngdoh an der Spitze verbeugen sie sich dreimal vor dem (unsichtbaren) Gott. Während alle stehen bleiben, macht der Lyngdoh einige Schritte rückwärts und wiederholt stehend die Verbeugungen. Damit ist die Feier zu Ende.

Man stellt sich wieder auf, wie man gekommen. Tanzend begibt man sich den Berg hinunter bis an die Hütte des Lyngdoh. Dort wird baldigst ein neues Opfer

dargebracht, und zwar dem u 'lei lyngdoh, dem Gott der Opferer. Damit hat der neue Lyndgoh sein Amt offiziell angetreten und kann nun, wenn irgendwelche Verwandtschaftsgründe ihn dazu berechtigen, auch bei den öffentlichen Staats- und Gemeindeopfern auftreten.

Diese feierliche Art, die Lyngdoh einzuführen, ist besonders noch in den Königreichen Kyrim und Nongkrem der Brauch.

Die Zahl der diensttuenden offiziellen Lyngdoh ist je nach der Gegend verschieden. Stets hat ein Königreich wenigstens einen offiziellen Lyngdoh. Das

Abb. 4. Das Eierwerfen: Das Werfen des Eies.

Abb. 5. Das Eierwerfen: Untersuchung.

Königreich Nongkrem aber hat z. B. sechs offizielle Lyngdoh, die im Vereine mit dem König und anderen Lyngdohs aus benachbarten Dörfern das jährliche große Staatsopfer darbringen.[1]) Manchmal haben sogar Dörfer ihre eigenen offiziellen Lyngdoh.

Für die Dienste, die sie den Leuten durch Vollziehung der Opfer leisten, erhalten sie keinerlei Geld oder Geldgeschenk. Gewöhnlich wird ihnen die Mühe mit Naturalien vergolten, indem man ihnen ein Huhn, eine Flasche Reisschnaps oder auch, jedoch seltener, ein Schwein gibt. Selbstverständlich haben sie immer das Recht, am Opfermahl teilzunehmen.

2. Die Opfer.

a) Staatsopfer.

Nach dem letzten Volkszählungsbericht zählt der Stamm der Khasi etwa 200.000 Menschen.[2]) Diese unterstehen nicht einem einheitlichen Herrscher, sondern verteilen sich auf 10 Königreiche und 15 Kleinstaaten (Gemeinden). In jedem dieser Königreiche und Kleinstaaten wird jedes Jahr ein offizielles Staatsopfer dargebracht. Die kleineren Staatsgebilde bringen es dem u basa shnong oder dem u phan u kyrpad (dem Schutzgott eines Dorfes), die größeren dem u 'lei Shillong (dem Gott, der

[1]) P. Dr. Becker, S. D. S., „Die Nongkrempuja in den Khasibergen", Anthropos 1909, Band 4, S. 898.
[2]) P. Dr. C. Becker, S. D. S., „Im Stromtal des Brahmaputra", Aachen, Xaveriusverlag 1923, S. 293.

das Opfern befohlen hat) dar. Zweck dieses großen Opfers ist, der jeweils verehrten Gottheit zu danken für das Reich (Königreich oder Kleinstaat) und dieselbe zu bitten, seine Bewohner gesund und glücklich zu machen. Das ergibt sich aus den bei diesen Opfern gesprochenen Gebeten, nämlich: „O Gott Shillong! dir ist dieses Gebet, dieses Opfer der Ziege, der Henne, des kpu und rynsi (eine Art Brot aus Reis- oder Maismehl mit gestoßenem Zucker), der Vorbereitungsgeräte, wie du sie gegeben hast dem königlichen Geschlechte, auf daß alle Jahre einmal in deinem Namen Puja gefeiert werde, damit wir glücklich leben, gesund seien und uns vermehren, damit die Könige emporkommen, damit ihre und des Reiches Ehre wachse und zunehme und die Kinder des Reiches sich ausbreiten, um zu vermehren deinen Namen und deine Ehre.“ [1])

Abb. 6. Der Dorfhäuptling im Opferrock und Schmuck.

In einem anderen Gebete wird gesagt: „O Herr, der du Himmel und Erde erschaffen hast, du hast den König gesetzt, daß wir Kinder seines Reiches seien, du hast die Sonne gegeben und den Mond, um das Jahr zu berechnen, damit wir einmal im Jahr Puja haben können, auf daß der König voran komme, die Kinder der Täler zunehmen und gedeihen, die Kinder der Khasi, die Kinder der Bhoi, die Kinder der War, damit die Opfergaben sich vermehren vor dem Angesichte deines Altars.“ [2])

Bei diesen Staats- oder Gemeindeopfern treten in erster Linie die offiziellen Lyngdoh auf, die neben dem regierenden König oder Häuptling im Vereine mit anderen Lyngdoh aus den Dörfern die Opfer vollziehen. Diese jährlichen Staatsopfer werden mit großer Feierlichkeit eingeleitet und durchgeführt. Sie finden vor dem Hause der s' iem sad (der Hohenpriesterin) des betreffenden Staates statt. (Abb. 2.)

Zu den üblichen Opfergaben, die auf einem kleinen Erdaltar gruppiert werden und aus einem Bananenblatt, Betelnußblätter, Pfefferblätter, Betelnüsse, kpu und rynsi, fermentiertem Reiswasser in einer Kürbisflasche und Eichenblättern bestehen, kommen vorzüglich Hühner und Ziegen, am Schlusse noch ein Schwein. Ziegen werden in großen Mengen geschlachtet, so daß der Hauptfesttag dieses Staatsopfers im Volke nur das pom blang (das Ziegenköpfen) genannt wird.

Neben dem Schlachten der Opfertiere spielt der Tanz eine Hauptrolle. Bei diesen großen Opfern werden alle bei den Khasi üblichen Tänze aufgeführt: so der Tanz

[1]) P. Dr. C. Becker, S. D. S., „Die Nongkrempuja in den Khasibergen“, Anthropos 1909, Bd. 4, S. 901.
[2]) P. Dr. Becker, S. D. S., l. c. S. 902 (Anthropos).

der unverheirateten Mädchen, der Tanz der Mädchen und Männer zusammen, wobei aber beide Geschlechter derart aufgestellt sind, daß die Männer einen äußeren Kreis bilden, während die Mädchen sich im inneren Kreise befinden; der Tanz der Männer mit Fackeln; der Schwerttanz der Männer; der Schildtanz der Männer; der Tanz der Männer zu zweien; der Solotanz eines Mädchens und der Solotanz eines Mannes.

Zum Staatsopfer selbst vereinigen sich alle Bewohner des betreffenden Reiches. Mit der den Khasi eigentümlichen Gemütlichkeit schauen sie stundenlang dem Hergang der einzelnen Opfer und den Tänzen zu. Am Abend des Hauptfesttages wird ein Opfermahl gehalten, an dem alle Opfernden, Tänzer und Zuschauer teilnehmen dürfen.

b) Private Opfer.

Außer den jährlichen großen Staatsopfern werden von den Khasi auch noch andere Opfer dargebracht. Es sind dies die gewöhnlichen Opfer, die den Bedürfnissen des täglichen Lebens entspringen. Als solche können angeführt werden:

1. Opfer zum Befragen der Geister.
2. Opfer bei der Namensgebung.
3. Opfer vor jedem wichtigen Geschäfte, z. B. vor der Jagd, vor dem Markt, vor dem Reisbau, vor dem Pfeilschießen, vor dem Hüttenbau, vor einer Reise usw.
4. Dankopfer nach erhaltener Gesundheit.
5. Opfer in Krankheitsfällen.
6. Opfer bei einem Todesfall.
7. Khein ksuid (Opfer zum Ausfindigmachen zu besänftigender Geister (es handelt sich hier um das Aufsuchen begangener Fehler bereits Verstorbener).
8. Opfer bei der Leichenverbrennung.
9. Opfer bei der Beisetzung der Gebeine:
   a) beim mau shing (erste Beisetzung),
   b) beim mau pheu (zweite Beisetzung),
   c) beim mau bah (dritte Beisetzung).
10. Opfer zum Gedächtnis der Verstorbenen:
    a) das Monatsopfer,
    b) das Jahresopfer.

Diese verschiedenen Opfer können sowohl von den offiziellen Lyngdoh als auch von anderen Lyngdoh oder auch von gewöhnlichen Männern aus dem Volke dargebracht werden, vorausgesetzt, daß sie den Ritus, der in der betreffenden Familie herrscht, genau kennen und sich danach richten.

Zu keinem Opfer wird eine bestimmte seelische Verfassung verlangt. Nur eine Ausnahme gibt es hierin: nämlich beim Opfer für die dritte und letzte Beisetzung der Gebeine im mau bah. Diese darf nur dann durchgeführt werden, wenn alle Verwandten der betreffenden Sippe miteinander in Frieden leben. Dies muß von dem das Opfer vollziehenden Lyngdoh eigens festgestellt werden. Würde sich irgendeine Feindschaft oder ein Zwist bei der Untersuchung herausstellen, so müßte die Beisetzung mit dem damit verbundenen Opfer so lange hinausgeschoben werden, bis die Bedingung des allgemeinen Familienfriedens erfüllt ist.

Was den Ort der Opfer betrifft, so verteilen sich diese auf folgende Weise:

1. In der Hütte wird geopfert:
   bei der Namensgebung,
   nach erhaltener Gesundheit.
2. Im Hofe vor der Hütte wird geopfert:
   beim Befragen der Geister,
   vor einem wichtigen Geschäfte,
   in Krankheitsfällen,
   khein ksuid,
   bei einem Todesfall.
3. Außerhalb des Anwesens wird geopfert:
   bei der Leichenverbrennung am Orte derselben,
   bei den drei verschiedenen Beisetzungen der Gebeine am Orte derselben,
   beim Gedächtnisopfer am Orte, wo die Gebeine ruhen.

Die Opfergaben für die einzelnen Opfer sind folgende:

1. Beim Befragen der Geister: Eier, Hühner.
2. Bei der Namensgebung: Reisbranntwein, Reismehl, Eier, Gewürz, Blätter.
3. Wichtiges Geschäft: Eier, Hühner.
4. Nach erlangter Gesundheit: kpu und rynsi, Kürbis und Kürbisflasche, Reisbranntwein.
5. In Krankheitsfällen: Eier, Hühner, Ziegen, Schweine, Kühe.
6. Bei einem Todesfall: Ei (Bauchei), Hahn, Reis, Schwein, Stier.
7. Khein ksuid: Eier, Kürbis und Kürbisflasche, Reisbranntwein, Wasser, Tauben, Hühner, Ziege, Schwein.
8. Bei der Leichenverbrennung: Reis, kpu und rynsi, Ochse, Schwein, Ziegenbock, Hahn, Ei (Bauchei).
9. Bei der Beisetzung: *a)* Hahn, Reisbrot, Ei, Branntwein,
   b) Hahn, Reisbrot, Reisbranntwein,
   c) Schweine, Hahn, Stier, Ziegenbock.
10. Beim Gedächtnisopfer: *a)* Schwein,
    b) Schwein.

Man unterscheidet also drei bestimmte Opfer, die sich immer wiederholen in irgendeiner Form:

1. Das Speiseopfer.
2. Das Eiopfer (Eierwerfen).
3. Das Blutopfer mit Eingeweideschau:
   a) beim Hahn (Henne),
   b) bei der Ziege (event. Schwein, Stier, Kuh).

1. Das Speiseopfer.

Zur Darbringung dieses Opfers gehört vor allem ein Altar. Dieser wird aus Erde gemacht und besteht in einem kleinen Häufchen Erde, das man mit einem ka wait (Hackmesser) aus dem Boden in der Nähe des darzubringenden Opfers heraushebt.

Die gewöhnlichen Opfergaben, Zutaten und Opfergeräte sind:

kpu: eine Art Brot, aus Reismehl gemacht, wobei der Reis zuerst gewaschen, getrocknet und dann zu Mehl zerstampft wird.

rynsi: eine Art Brot in Kugelform aus gestampftem Reis- oder Maismehl, mit Zucker vermischt.

u khau: ungekochter, enthülster Reis.
u skau: Kürbisflasche.
u kiad: Reisbranntwein.
ka um: Wasser.
kwai: Betelnuß.
tympeu: Pfefferblatt
sla kait: Bananenblatt.
ka ding sning: Blätter der Khasieiche (botanischer Name: Cartanopsis sp.).
u luta: ein silberner Wasserbehälter.
ka pliang rupa: ein silberner, schüsselartiger Teller.
ka pliang kynthei: eine ziemlich große Schüssel aus Messing.

Die Opferung der Gaben besteht darin, daß diese in bestimmten Formen oder Figuren auf den Altar gelegt und mit dem Blute der (nachher zu opfernden) Tiere gerötet oder wenigstens mit Wasser und Reisbranntwein besprengt werden.

2. Das Eiopfer (Eierwerfen).

Das Eiopfer oder Eierwerfen (shad pylleng), wie es gewöhnlich genannt wird, ist das häufigste von allen. Es wird bei denjenigen Gelegenheiten angewandt, bei denen etwas zu erfragen und zu erforschen ist. So sollen die Geister beim Eierwerfen kund tun: wo der günstigste Ort für ein zu errichtendes Herdfeuer (Hüttenbau) sei; aus welchem Walde der für den Hüttenbau nötige Bambus zu holen wäre; wo das ergiebigste Jagdfeld sich befinde; welches wohl der günstigste Tag zum Antritt einer Reise sei; in welcher Woche man den Reisbau beginnen könne; an welchem Markte der beste Absatz zu erhoffen wäre; wo ein allgemeines Pfeilwettschießen stattfinden könne; aus welcher Ursache jemand krank danieder liege; wer wohl eine stattfindende Schwergeburt durch ein sittliches Vergehen verschuldet habe.

Zu diesem Opfer werden am seltensten Lyngdoh gerufen. Denn die Khasi sind mit dem Eierwerfen so vertraut, daß wohl die meisten älteren Männer damit umzugehen verstehen. Auch ist der Vorgang durchaus nicht zu kompliziert, so daß auch ein weniger Geübter sich an das Eierwerfen wagen kann. Nur in ganz schwierigen Fällen, besonders in Krankheitsfällen, sucht man einen Lyngdoh, das Opfer zu vollziehen. Oder auch in Fällen, in denen die Geister nicht antworten wollen.[1])

Zur Darbringung des Eiopfers gehört:

1. Eine Holzplatte, die an den Ecken abgerundet ist und einen Handgriff hat. Man nennt sie ka dieng shad pylleng (das Holz zum Eierwerfen). Der mittlere Teil wird ka lieng (das Schifflein) genannt.

2. Rote Erde zum Kenntlichmachen der Außenseite der Eierschalen.

3. Ungekochter, enthülster Reis, der in verschiedenen Häufchen (oder auch nur in einem) auf das Wurfbrett gelegt wird.

4. Endlich auch Eier, die der Reihe nach, nachdem sie mit Reis bestreut (Abb. 3), mit der roten Erde eingerieben, liebkost und mit Schmeichelnamen benannt wurden, mit Gewalt auf das Wurfbrett geworfen werden (Abb. 4). Durch diesen Vorgang zerplatzt das Ei und spritzt das Klar und der Dotter heraus, während die Eierschalen sich in die verschiedensten Richtungen zerstreuen. Damit nun das Weiche im Ei die Eierschalen nicht zu sehr behindern, spricht der Opferer vor dem Werfen: „Es komme das Klar in die äußerste Ecke! Es steige hinein in die Ecke! Hinunter mit dem Linken! Es klappe zusammen das Linke!"

[1]) P. F. Stegmiller, S. D. S., „Teufelsopfer", Missionsverlag für Indien, Wien 1922; S. 51.

Die Lage der Eierschalen gibt nun die Antwort (Abb. 5), und zwar bedeuten die verschiedenen Lagen ungefähr folgendes:

1. Wenn die kleinen Schalenteile mit der Innenseite nach unten zu liegen kommen, und zwar auf beiden Seiten des Brettes, aber mit Ausnahme des Schiffchens, so wird die Frage des Eierwerfens nicht beantwortet. Tritt dieser Fall ein, so fragt der Opferer beim nächsten Ei mit wehmütiger Stimme vorher an: „Habe ich etwa gesündigt? Habe ich gewaschen und gebadet den Lehm? den weißen Lehm? den gelben Lehm? den klebrigen Lehm? den aufgehäuften Lehm? O laß mich erkennen, was nach unten und was nach oben liegt! Laß mich erkennen das auf dem Rücken Liegende und das auf dem Bauche Liegende! O höre mich, du Ei des Orakels!“

2. Liegt eine Menge kleiner Eierschalen rund um das Schiffchen, so bedeutet das, daß eine Menge Gründe (für eine Krankheit z. B.) vorhanden sind, die man nicht herausbekommt. In diesem Falle wird der Opferer sich beim nächsten Ei ungefähr ausdrücken: „O Ei des Orakels! Ist denn eine Sünde, ein Verbrechen begangen worden? Wurde der Schutzgeist unseres Dorfes beleidigt? Ich will erwägen und das Auge des Verstandes erhellen, was wohl die Ursache und die Schuld des Kummers und des Verdrusses sein mag! Siehe her! Winzig klein ist mein Begehren und windelweich mein Wille! Du sollst sagen! Du sollst aufklären! Du sollst helfen! O reihe doch die Schalenteile zusammen! Verkleinere den Zwischenraum! Überschlage das Linke über das Rechte! Sage: nein! Es kommt nicht von der Familie her, es kommt von außen her, das die Schuld an dem Unglück trägt!“

3. Liegt ein Stückchen Eierschale mit der Außenseite nach unten unterhalb des Schiffchens in der Mitte des Brettes, so bedeutet dies, daß die Göttin ein Blutopfer will.

4. Liegt ein kleines Stückchen Eierschale ganz allein am oberen Ende des Schiffchens, so bedeutet dies, daß die Gottheit schwer erzürnt ist.

So haben die Khasi für alle möglichen Stellungen der Eierschalen, je nachdem sie offen oder umgekehrt, in der Mitte, unten oder seitlich zum Schiffchen liegen, die Bedeutung festgesetzt, die die Gottheit durch die Lage machen will. Es liegt auf der Hand, daß so lange weiter geopfert wird, bis endlich eine Stellung erreicht ist, die den gewünschten Erfolg angibt. So kommt es vor, daß 80, 100 und mehr Eier bei einem einzigen Opfer gebraucht werden.

Diese Art die Eier zu werfen ist die gewöhnliche. Es gibt aber noch eine einfachere Methode. Der Opferer hüllt das Ei in ein Blatt (ka la met). So nimmt er es in die linke Hand und bestreut es mit Reiskörnern. Nun versucht er unter Anwendung von Sprüchen und Zauberformeln mit dem Daumen der rechten Hand die Spitze des Eies einzudrücken. Gelingt dies, so ist dies ein gutes Zeichen, wenn nicht, so bedeutet es das Gegenteil.[1])

Nur in Krankheitsfällen nimmt der Opferer nicht das gewöhnliche Wurfbrett. An dessen Stelle gebraucht er eine ziemlich große Schüssel aus Messing (ka pliang kynthei), auf welche er ein Gitter aus dünnen Bambusstäben (igra) legt. Das zerbrochene Ei rinnt durch das Gitter in die Schüssel und aus den Eierschalen weissagt der Opferer dann ähnlich, wie oben beschrieben, indem er das enge Bambusgitter als Wurfbrett betrachtet.[2])

[1]) P. Dr. C. Becker, S. D. S., „Das Eierwerfen der Khasi“, Anthropos 1917, S 496.

[2]) P. F. Stegmiller, S. D. S., „Bei der Erkrankung eines Familienmitgliedes“, Anthropos 1921 22, S. 428.

3. Das Blutopfer mit Eingeweideschau.

a) Das Hahnopfer (jingknia syiar).

Wird durch Eierwerfen der gewünschte Erfolg nicht erzielt, so folgt meistens das Hahnopfer. Ein Hahn wird der Gottheit geweiht durch Besprengen mit Reis, kiad, kpu und rynsi. Der Opferer taucht nun ein scharfes Messer in das bereitstehende Opferwasser und schneidet dann dem Hahn die Kehle durch. Das Blut läßt er auf den Altar und die Opfergaben träufeln. Nun beginnt die Eingeweideschau, die zwar nicht immer gleich ist, aber im folgenden, wie allgemein üblich, beschrieben wird[1]): „Die Speiseröhre der Hühner ist ungefähr in der Mitte zwischen Hals und Magen gabelartig geformt. Der rechte dieser Zacken wird nun u Blei (Gott), der linke u briu (Mensch) genannt. Vorerst sieht man nach dem Mastdarm, ob er nicht etwa leer ist, irgendwelche Krankheitssymptome oder Flecken aufweist, in diesen Fällen ist das Hühnchen schon untauglich zum Opfern. Aber selbst wenn alles tadellos ist, will man noch bessere Anzeichen. Man sieht nach der oben erwähnten Vergabelung und der Opfernde beginnt, den Darm in der Hand haltend, das Zeremoniell mit der Frage: „Nga kylli nga byrthen da ka shat da ka khan, ieng rangbah u briu, dem u Blei?“ (Ich frage und forsche durch das Werfen und durch Orakel, erhebt sich der Mensch und neigt sich Gott?) Dabei bewirft er mit der anderen Hand jene Vergabelung der Speiseröhre mit ein wenig Reis, wobei sich durch die konvulsivischen Zuckungen tatsächlich der eine oder andere Teil derselben hebt. Erhebt sich „der Mensch“, so ist es ein gutes Zeichen, da nämlich die gegenüberstehende Verzweigung, der „Gott“, sich dann verneigt bzw. sich ruhig verhält zum Zeichen des Einverständnisses.“

Dabei ruft der opfernde Lyngdoh die Gottheit an und schließt mit folgenden Worten: „Hei, das Blut des Hahnes! Hurra! Siehe da, ich zerreiße ihm den Nabel, das Gedärm, damit gut sei die Beratung. Dieses hier ist das Geschmeide, dies das Gewand, dieses die Seide, dieses der Beutel und das Netz, nicht wahr? Siehe hier das Rohr des Sammelns, hier das Rohr des Entgehens vom Verderben und der Schuld, nicht wahr?“ [2])

b) Das Ziegenopfer (pom blang).

Der Ziege wird mit einem Hieb der Kopf abgeschlagen. Zum eigentlichen Opfer dürfen nur Teile aus dem Innern des Tieres (na ka kpoh) genommen werden. Man nimmt entweder 5, 7 oder 9 Teile. Werden 5 Teile genommen, so sind diese von Herz, Nieren, Lunge, Gallenblase und Leber. Werden 7 Teile genommen, so kommen noch Stücke von der Milz und dem Lendenstück dazu. Bei 9 Teilen die eben erwähnten nebst Stücke von Dünn- und Dickdarm. Sind die Teile gut, so ist auch das Opfer gut, sind aber Flecken und Sprenkeln (da ka thoh da ka tar da ka brain da ka briah) vorhanden, so muß das Opfer wegen Nichtigkeit wiederholt werden. Der übrige Ritus ist gleich dem oben bei der Erstlingsfeier eines Lyngdoh angeführten.

Bei Schweinen wird im allgemeinen nur darauf geschaut, ob Leber, Lunge, Milz und Gallenblase gesund sind.

c) Geheime Opfer.

Sind die bisher beschriebenen Opfer und ihre Darbringer allgemein bekannt so spinnt sich um das „geheime Opfer“ ein ganzes Netz voll Sagen. Die Khasi selbst

[1]) P. Dr. C. Becker, S. D. S., Anthropos 1909, Band 4, S. 899.

[2]) P. F. Stegmiller, Anthropos 1921—22, S. 420 ff.

sprechen nur mit Scheu und Abscheu davon. Handelt es sich doch um ein Menschenopfer, das dem Teufel „u thlen" dargebracht wird. Tatsache ist, daß diese Opfer dargebracht wurden und noch immer dargebracht werden. Ich selbst kannte zwei Personen, die in den Jahren 1905—10 diesem abscheulichen Aberglauben zum Opfer fielen.

Um die geheimen Opfer oder die „Menschenopfer" der Khasi zu beschreiben, ist es nötig:

1. die Thlensage zu skizzieren,
2. die Vorbereitungen zum Opfer — also den Mord selbst — zu behandeln,
3. die Darbringung des Opfers zu schildern.

Daran anschließend ergeben sich wie von selbst einige offene Fragen, nämlich:

1. Wie nimmt das Volk diese Tatsachen auf?
   a) die Furcht unter dem Volke,
   b) die Befreiung vom Thlen,
   c) Erzählung ehemaliger Thleninhaber.
2. Die Stellung der englisch-indischen Regierung zu diesen Menschenopfern?

1. Die Thlensage.

Etwa fünf Meilen westlich von Cherrapoonjee[1]), nahe dem großen Wasserfalle Noh ka Likai, befindet sich die Höhle Pomdalai, um die sich eine alte Khasisage dreht. Hier war einmal der Aufenthaltsort einer riesengroßen Schlange — u thlen genannt — welche große Verheerungen unter Menschen und Tieren anrichtete. Die Leute mußten hier vorbei, um zum Markte zu gehen; die Hälfte von ihnen wurde regelmäßig von dem Thlen verschlungen, die andere konnte ruhig ihren Weg fortsetzen. Es war ein Gesetz für den Thlen, immer nur die halbe Anzahl der Menschen oder Tiere, welche vorbei kamen, zu verzehren. Nachdem schon viele Leute auf diese Weise ums Leben gekommen waren, hielten die Khasi eines Tages zusammen mit den Talbewohnern eine große Versammlung, eine Darbar, ab, um zu beraten, wie sie diesem großen Unglück abhelfen könnten. Ein mutiger Mann, namens Suidnoh, erbot sich, dabei Wandel zu schaffen. Er fing an, Ziegen, Schweine und Rinder zu dem Thlen zu treiben, um diese demselben zu fressen zu geben. Nachdem er dies längere Zeit getan hatte, wurde der Thlen ganz zahm und vertraut zu ihm. Eines Tages brachte Suidnoh ein Stück glühend rotes Eisen mit, das er mittels einer Zange hielt. Er forderte die Schlange auf, das Maul zu öffnen, um ihr ein Stück Fleisch hinein zu geben. Diese glaubte daran, öffnete ihr Maul und Suidnoh steckte ihr rasch das glühendheiße Eisen in den Schlund, so daß sie unter schrecklichen Zuckungen zerbarst. In einer abermaligen Versammlung kam man darin überein, daß man die tote Schlange in zwei Hälften zerlegen sollte: die eine Hälfte davon sollten die Talbewohner aufessen, die andere die Khasi. Da die ersteren sehr zahlreich sind, war es ihnen ein Leichtes, ihre Portion zu bewältigen; die Khasi konnten der ihrigen jedoch nicht ganz Herr werden und ließen etwas davon übrig. Andere sagen, daß in dem Dorf Mauphu, westlich von Cherrapoonjee, eine alte Frau ihren Anteil aufzuessen vergaß. Kurzum, die Khasi vertilgten ihren Teil nicht ganz und so kam es, daß der Thlen sich wieder vermehren konnte und unter ihnen noch lebt bis auf den heutigen Tag.

[1]) Die folgenden Ausführungen sind dem Artikel „Menschenopfer unter den Khasi" von P. Dr. C. Becker, S. D. S., Salvat. Mitteilungen 1909, Nr. 5, S. 75 ff., entnommen.

2. Die Vorbereitungen zum Opfer.

Der Thlen ist jedoch jetzt nicht mehr der öffentliche Wegelagerer von ehedem. Er hat sich in das Innere der Häuser zurückgezogen; auch ist er da nicht mehr nur an einem Platze, sondern vervielfältigt an mehreren zu finden. Es sind bestimmte Familien, die als Besitzer eines solchen Schlangenteufels gelten und als solche auch beim Volke bekannt sind. Man nennt sie einfach die Nongri thlen-Besitzer eines Thlen. Dieser wird von seinem Besitzer sorgfältig an einem sicheren Platze aufbewahrt und geheim gehalten. Er soll nur von den Hausangehörigen des Thleninhabers gesehen werden. Auch sagt man von ihm, daß er sich bis auf den Umfang eines dünnen Fadens reduzieren könne und so leicht in einem Korbe oder irdenen Gefäße Platz finde. Andere sagen sogar, er habe die Macht, sich in eine Katze, einen Hahn oder Stein zu verwandeln und in dieser Form bei seinem Besitzer zu verweilen.

Für diesen ist der Besitz des Thlen ein kostbares Ding; denn wo der Thlen seine Wohnung aufgeschlagen hat, da bringt er Glück und Reichtum in die Familie. Dies tut er jedoch nur unter der Bedingung, daß er mit Menschenblut versorgt wird. Erhält er dieses nicht, so meldet er sich von Zeit zu Zeit in der betreffenden Familie des Nachts im Traume. Wird sein Verlangen auch da noch nicht erfüllt, so kommt er mit Krankheit, Unglücksfällen, Verarmung u. dgl. Es bleibt somit dem Besitzer nichts anderes übrig, als den Thlen durch Menschenmord zu befriedigen oder zu versöhnen. In nächtlicher Weile harrt er auf sein Opfer allein oder auch mit einem anderen, den er dazu dingt. Vielfach halten sich die Thlenverehrer einen sogenannten nongbylla, d. h. Taglöhner, der für seine Bemühungen am Reichtum seines Herrn mitzehren darf, ohne sich weiter mit anderen Arbeiten zu plagen. Derselbe geht mit seinem Herrn gemeinsam auf die Lauer und gibt von der Höhe eines Berges oder am Wege oder Waldessaume versteckt gut Obacht, ob nicht irgend jemand allein des Weges kommt. Durch Zeichen oder Zurufen verständigt er den in einiger Entfernung sich aufhaltenden Herrn, um dann zusammen den Mord zu begehen. Beide sind gewöhnlich vermummt und mit einer Holzkeule bewaffnet, um damit ihr Opfer zu erschlagen. Im Volksmunde nennt man diese Mörder im Dienste des Thlen sowie die Thlenverehrer im allgemeinen auch nur nongshoh noh, wörtlich Totschläger. Von Eisenwaffen dürfen dieselben bei Begehung ihrer finsteren Tat keinen Gebrauch machen, nachdem das Eisen, wie oben erzählt, seinerzeit sich so verhängnisvoll für den Thlen-Stammvater erwies. Dem Erschlagenen werden mit einer silbernen Schere die Spitzen der Haare und die Fingernägel abgeschnitten; dann sticht ihn der Mörder mit einer silbernen Lanzette in die Nasenflügel hinein und fängt das herausfließende Blut in einem Bambusrohre auf. Man nennt dies pjar snam. Um das Blut aufzufangen, darf wiederum kein Gefäß aus Eisen oder Metall benützt werden.

3. Die Darbringung des Opfers.

Der Thleninhaber befragt nun das Orakel über den Zeitpunkt, wann er das Blut dem Thlen opfern soll. Ist dieser gekommen, so wird zur dunklen Nachtzeit die ganze Familie in der Hütte des Thleninhabers oder der Thleninhaberin versammelt. Die Türen werden geöffnet und auf dem Boden kostbare Tücher ausgebreitet. Das Blut des Erschlagenen wird auf eine Messingplatte oder einen Teller (ka pliang) gegossen; dazu legt man dessen Haare und Fingernägel. Ein Glied der Familie beginnt eine kleine Trommel zu schlagen und ruft dabei: „O Onkel, O Vater, komm hervor, wir haben alles getan, um dich zufrieden zu stellen, und nun ist es uns geglückt.

Gib uns deinen Segen, damit wir Gesundheit und Reichtum erlangen!" Man sagt, der Thlen werde nur von den Hausangehörigen seines Besitzers gesehen. In was immer für einer Gestalt er sich sonst im Hause derselben aufhalte, hier bei der Opfergabe von Menschenblut erscheine er in seiner wahren Gestalt als Schlange. Dieselbe soll auf die Anrufungen hin aus ihrem Versteck hervorkriechen und anfangen, sich auszudehnen, bis sie ihre volle Größe erreicht habe. Sie nähere sich nun der Platte und warte ein wenig vor derselben, bis der Geist des Erschlagenen auf der Platte stehend erscheine. Derselbe solle dabei lachen. Die Schlange fange nun an, die ganze Gestalt zu verschlingen, indem sie bei den Füßen beginne; das Opfer soll dabei fortgesetzt lachen. Selbstverständlich ist es schwer, über solche in vollständiger Abgeschlossenheit vor sich gehende Handlungen etwas Sicheres und Genaueres zu erfahren. Der Schlangenteufel ist nach Erhalten des Opfers wieder befriedigt und gießt nun das Füllhorn des Glücks und Reichtums über das Haus aus.

Opferersatz: Es ist naturgemäß nicht immer leicht, ein Menschenopfer zu finden. In diesem Falle sucht sich der Thlenbesitzer in anderer Weise zu helfen. Er geht darauf aus, wenigstens etwas von den Haaren oder der Kleidung irgendeiner Person zu erwischen und dieses dem Schlangenteufel zu opfern. Für diejenigen, denen die Haare oder das Stückchen Tuch gehörten, bedeutet dies ein Verhängnis, denn es besteht der Glaube unter den Khasi, daß der oder die Betreffende bald darauf erkrankt, hinsiecht und stirbt oder doch wenigstens Unglück und Armut über ihn kommen. Man ist darum sehr auf der Hut, daß einem Thlenanhänger nichts derartiges in die Hände falle. Verliert z. B. jemand ein Haar, so ist er ängstlich darauf bedacht, es sogleich ins Feuer zu werfen und es so der Vernichtung anheim zu geben, bevor noch ein Thlenbesitzer sich dasselbe aneignen könnte. Kann dieser gar nichts auftreiben, so begnügt er sich damit, wenigstens mit Steinen auf irgend ein Opfer zu werfen oder zur Nachtzeit an fremder Türe zu poltern. Er ruft dann den Thlen an, um ihm mitzuteilen, daß er sein Bestes getan habe, ihm eine Beute zu verschaffen, dies aber leider erfolglos gewesen sei. Hiemit soll der Schlangenteufel für eine Zeitlang zufrieden sein, bis er neuerdings sein Verlangen nach Menschenblut kund gebe. Manche Heiden suchen sich allerdings hinwieder in Krankheitsfällen dadurch Heilung zu verschaffen, daß sie sich unter den Schutz des Thlen begeben. Sie geben dem Thlenbesitzer einige ihrer Haare, Stückchen vom Kleide, nebst einer entsprechenden Gabe an Geld oder Lebensmitteln als Opfer für den Thlen- ai thlen-, um so die Gesundheit wieder zu erlangen.

Wie nimmt das Volk diese Tatsachen auf?

a) Die Furcht unter dem Volke.

Eine tiefe Furcht vor diesen Mördern im Dienste des Thlen durchdringt das ganze Leben der Khasi; besonders stark ist dies Gefühl noch in den Königreichen von Cherra, Mylliem und Nongkrem. Man hütet sich selbstverständlich sehr vor Personen, die im Besitz eines Schlangenteufels gelten, und wagt es vielfach nicht einmal, deren Namen auszusprechen aus Furcht, ein Übel könnte einen befallen. Manche derselben sind unter dem Volke mit Sicherheit bekannt; bei anderen mutmaßt man es nur. Es war uns viel daran gelegen, eine photographische Darstellung solcher Leute, die als Thleninhaber gelten, zu erhalten; jedoch stieß man dabei bis jetzt nur auf vollständige Weigerung von seiten derselben. Das böse Gewissen läßt sie wohl etwas dabei befürchten. Das Haus einer Thlenverehrerin in Mausrai, einige

Meilen weit von Cherra, konnte ich aufnehmen. Im Gegensatz zu den meisten Khasihütten trägt es schon im Äußern die Spuren des Wohlstandes an sich, indem es mit Blech gedeckt ist. Die Frau war trotz aller Bitten nicht zu bewegen, sich mitaufnehmen zu lassen. Sie geriet vielmehr durch ein solches Ansinnen so sehr in Schrecken, daß sie laut ausrief: „Ach, so sehr wird nach uns geforscht!"

Bei Nacht getraut sich ein Khasi nicht leicht allein vor seine Hütte. Wird er einmal unterwegs von der einbrechenden Dunkelheit überrascht, so sieht man ihn eilends die Richtung nach seiner Wohnung nehmen, dabei singend oder von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme rufend, wie um sich selber Mut zu machen. Ein einzelner Mann ist, selbst wenn er nicht weit hinweg von seiner Hütte zur Arbeit geht, nicht leicht ohne sein großes Messer — ka wait — auf dem Arme, um sich gegen alle etwaigen Angriffe zu schützen. Auf dem Gang zu einem entfernteren Markte gehen die Leute gewöhnlich (gruppenweise) zusammen und ebenso wieder nach Hause. Wenn sie auch zu größeren Märkten gehen, die einige Tagreisen von ihrem Heimatsorte entfernt liegen, so gehen sie doch immer nur zu ganz bestimmten Märkten hin, wo sie unterwegs gute Bekannte haben, bei denen sie allenfalls übernachten können. Unter diesem allgemeinen Gefühle der Furcht hat selbst der Missionär zu leiden. Er hat z. B. etwas von einem Orte zu einem anderen zu schicken, das ein Mann leicht tragen könnte; oder er ist auf Reisen, wo er sich sein weniges Gepäck an Kleidern, Wäsche und Nahrungsmitteln weiterschaffen lassen möchte. Sollte der Ort auch nur eine Tagreise weit entfernt sein, so ist es ihm doch nicht möglich, einen einzelnen Mann für so einen Auftrag zu gewinnen. Es bleibt ihm somit nichts anderes übrig, als zwei Träger anzustellen und natürlich auch zu zahlen, oder zu warten, bis gelegentlich einmal etwa eine Gruppe Marktleute des gleichen Weges zieht, denen sich ein einzelner etwa anschließen könnte. Hält man den Leuten das Törichte ihrer Handlungsweise oder die Unannehmlichkeiten, denen man etwa dadurch ausgesetzt wird, vor, so ist die einfache Antwort: „Ich fürchte mich vor den nongshoh noh" (Totschlägern).

Allerdings wehrt sich auch das Volksgefühl gegen solche Verbrecher. Nach altem Khasirecht gilt der Totschlag eines solchen nongshoh noh nicht als Mord und wird somit auch nicht als solcher durch Tötung bestraft. Wer einen nongshoh noh umgebracht hat, braucht nicht mehr zu tun als der, welcher einen Räuber erschlägt, nämlich 5 Rupies (7 Goldmark) und ein Schwein dem S'iem (König) zu übergeben. In dem Königreiche Nongkrem steht den offiziellen Lyngdoh zudem das Recht zu, alles Eigentum derjenigen Personen zu beschlagnahmen, welche überführt sind, daß sie einen bösen Geist — jingbih — in ihrem Hause beherbergen. Die Wertsachen können die Lyngdoh für sich behalten, während das Haus samt Einrichtung niedergebrannt wird. Mitunter bricht sich auch die Volksjustiz ohne weiteres Bahn. So wurde im Jahre 1909 einer dieser Mörder im Dienste des Schlangenteufels in dem Orte Nongkrem auf frischer Tat ertappt. Man schnitt ihm, ohne viele Umstände zu machen, einfach die Nase ab und ließ ihn mit diesem Kainszeichen wieder laufen.

b) Befreiung von dem Thlen.

Es kommt auch vor, daß Personen, welche einen Thlen verehrten und ihm opferten, sich von der Macht desselben befreien und alle Beziehungen zu ihm lösen wollen. Man nennt das pyndud noh ia u thlen, was bedeutet, den Thlen wegwerfen, preisgeben. Dies ist jedoch mit einem großen Opfer für die betreffende Familie ver-

bunden. Um von dem Thlen los zu werden, bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich ihres ganzen Besitztums zu entäußern. Haus und Einrichtung müssen niedergebrannt, Geld und Wertsachen aller Art fortgeworfen und selbst die Haustiere preisgegeben werden. Dies geschieht unter Beobachtung einer gewissen Zeremonie, die durch den Lyngdoh eines Dorfes unter Mitwirkung der vom S'iem (Khasikönig) beauftragten Männer vorgenommen wird. Der Opferer (lyngdoh) befragt zunächst das Orakel nach dem Orte, Berge usw., wo die Thlengüter hingetragen werden sollen. Ist das ermittelt, so begeben sich die bisherigen Thleninhaber mit dem Lyngdoh und den genannten Männern sowie einer Menge Zuschauer an den betreffenden Ort. Hieher werden auch alle beweglichen Güter der ersteren, selbst mit Einschluß der Kleider gebracht. Der Lyngdoh spricht sodann eine Abschwörungsformel und befiehlt hierauf den bis auf die nackte Haut von all ihrem Hab und Gut entäußerten Thleninhabern, geradewegs und ohne umzuschauen ins Dorf zurückzukehren. Hierauf entfernen sich auch die übrigen Zuschauer. Dies alles geschieht während der Nacht. Es ist Volksglaube, daß der Schlangenteufel mit dem Eigentum innig verknüpft ist und ihm folgt. Wer also dasselbe übernehmen würde, käme dadurch auch unter die Gewalt des Schlangenteufels, dieser würde auf ihn steigen, wie der Ausdruck lautet (kiu u thlen ha ki). Niemand wagt es darum, die fortgeworfenen Gegenstände sich anzueignen oder auch nur sie zu berühren. Nur in das Haus des S'iems und in die ganze königliche Familie kann der Thlen keinen Eingang finden und darum können auch etwaige Wertsachen dem Khasikönig übergeben werden. Hiemit mag es zusammenhängen, daß gewöhnlich schon am anderen Morgen nach der obigen Zeremonie von den preisgegebenen Gegenständen sich nichts mehr vorfindet. Darum kam es zumal in früheren Zeiten überaus selten vor, daß jemand sich einen gefundenen Gegenstand aneignete aus Furcht, er könnte Thlengut sein und er würde sich dadurch den Thlenteufel ins Haus tragen. Nahm man jedoch einen gefundenen Gegenstand, ein Geldstück oder dergleichen mit nach Hause, so wurde zunächst das Orakel durch Eierwerfen befragt, ob derselbe nicht etwa Böses enthalte, und nur, wenn dies verneint wurde und der rechtmäßige Besitzer nicht gefunden werden konnte, behielt man einen Teil davon zurück; das übrige mußte zu Opferzwecken verwendet werden.

Das gleiche wie für die beweglichen Güter gilt auch für die unbeweglichen. Felder, welche die Familie ehedem besaß, bleiben brach liegen; niemand wagt es, dieselben zu übernehmen oder etwas darauf anzubauen. Den so von allem Besitztum entäußerten ehemaligen Thleninhabern springt jedoch das ganze Dorf bei. Man versorgt sie mit Kleidern und Reis und hilft ihnen eine Hütte bauen, damit sie wieder ein rechtschaffenes Leben beginnen können.

c) Erzählung ehemaliger Thlenverehrer.

Woher weiß man denn aber all dieses über den Thlen, wird mancher fragen, wenn dessen Inhaber ihr Geheimnis zu verheimlichen suchen? Eine indirekte Antwort auf diese Frage ergibt sich schon aus der ganzen bisherigen Darstellung. Dann aber kommt es auch vor, daß z. B. Männer in das Haus einer Frau heiraten, die Thleninhaberin ist. Bestimmt weiß man das ja vorher nicht immer, obwohl wirkliche Thleninhaber dies auf die Dauer schwer ganz verheimlichen können. Wenn nun die Frau ihre Hausangehörigen und den nichtsahnenden Mann zum Thlenopfer versammelt, nimmt dieser vor Schrecken Reißaus und erzählt das Schreckliche, was er gesehen. Er kehrt nicht mehr zurück zu seiner Frau, von der er durch Verheimlichung eines so wichtigen Umstandes betrogen war, und sucht sich eine andere Gefährtin.

Weiteren Aufschluß geben endlich auch die Erzählungen ehemaliger Thleninhaber. Ich will hier nur einen Fall vorbringen, wie er von solchen selbst erzählt wird. Denselben verdanke ich der Güte des langjährigen Missionärs in Cherrapoonjee, P. Corbinian Bohnheim S. D. S., welchem ein früherer Thleninhaber seine Erlebnisse erzählte und der ihn, wie folgt, in unsere Sprache übertragen hat:

„Wir waren früher sehr arme Leute. Da fanden wir eines Tages auf den Bergen beim Holzhacken einen wunderbar schönen glatten Stein, trugen ihn nach Hause und verwahrten ihn. Von dieser Zeit an hatten wir überall Glück; es gelang uns jedes Unternehmen, wir hatten nie Verlust, unser Vermögen mehrte sich von Tag zu Tag und selbst beim Spiel verloren wir nie. Wir wurden allgemach reiche Leute. So ging es fort etwa 4 bis 5 Jahre. Da hatte ich einen sonderbaren Traum. Es erschien mir eine Frau, die sagte zu mir: „Sieh, ich habe dir jetzt so großen Reichtum verschafft, nun verlange ich auch ein Opfer von dir. Du sollst mir eine lang thoh khlih, d. h. eine am Kopf gefleckte Ziege opfern. „Am anderen Morgen erzählte ich meinen Hausangehörigen den Traum, und diese meinten, das sei die Göttin gewesen, die verlange das ihr gebührende Opfer. So opferten wir also die Ziege. Allein bald darauf hatte ich wieder einen Traum und dieselbe Stimme wie zuvor sprach wieder zu mir: „Ich habe von dir ka lang thoh khlih verlangt und du gibst mir nur so eine Ziege. Die Ziege aber, die ich verlange, ist Menschenblut, ka snam briu!“ Am anderen Morgen erzählte ich wieder meinen Traum und da erschraken alle meine Angehörigen, denn sie wußten nun, daß es der Thlenteufel und nicht die Göttin war, der sie reich gemacht. Nun aber hatten wir uns zu entschließen, was wir anfangen wollten: allen unseren Reichtum, Hab und Gut preisgeben oder den Willen des Thlen erfüllen. Wir entschlossen uns für das letztere. Aber wir ließen Woche um Woche vergehen, bis uns der Thlen im Traume zu drohen anfing, er werde unser ganzes Haus verzehren. Nun gingen wir, ich und mein Bruder, auf die Lauer, um irgend Jemanden ermorden zu können. Wir sahen eine Frau aus unserem Dorfe allein in den Wald gehen, um Holz zu sammeln. Dieser stellten wir nach, und als wir den Augenblick für geeignet hielten, überfielen wir sie mit Prügeln und schlugen sie tot. Gleich darauf aber flüchten wir tiefer in den Wald in der Absicht, der erschlagenen Frau etwas später Blut abzuzapfen, wenn wir dies ungestört tun könnten. Nach einer Weile kam aber die Frau wieder zu sich und entkam glücklich ins Dorf zurück auf einem anderen Wege. Zu Hause angekommen, erzählte sie das Geschehene und nannte uns beide Brüder als ihre Mörder. Ihre Angehörigen aber gingen gleich zum Häuptling und verklagten uns. Als wir uns nun aus unserem Verstecke hervormachten, um der totgemeinten Frau Blut abzuzapfen, fanden wir zu unserem Staunen, daß sie verschwunden war. Wir eilten auf den Weg, um sie zu verfolgen, konnten sie aber nirgends mehr finden. Als wir nach Hause kamen, erzählte man uns gleich, daß eine Frau glücklich den Mördern entkommen sei, es sei aber doch fraglich, ob sie noch mit dem Leben davon kommen würde. Wir aber wünschten im geheimen, daß sie doch sterben möchte. Der Häuptling aber hatte befohlen, daß die Frau sorgsam gepflegt werde. Als sie daher so weit sich wieder erholt hatte, daß sie zur Gerichtssitzung kommen konnte, befahl der Häuptling alle Dorfbewohner zur Versammlung. Wir zitterten an Händen und Füßen, und stotternd bekannten wir unsere Schuld. Der Häuptling sagte dann zu uns: „Ihr bezahlt der Frau sämtliche Kosten für ihre Verpflegung und gebt zu, daß ich euch euren Thlen vertreiben und euer Hab und Gut preisgeben lasse; wollt ihr das tun, so soll euch weiter nichts geschehen. Eine Hütte, wo ihr einstweilen wohnen könnt, ein Tuch,

damit ihr wenigstens eure Ehre bedecken könnt, und Reis und was ihr sonst noch nötig habt, wird euch vom Dorf ausgegeben werden, bis ihr wieder etwas ersparen könnt. Wenn ihr aber das nicht wollt, dann soll euch eine harte Strafe treffen ohne Gnade und Barmherzigkeit." Wir unterwarfen uns dem Urteil des Häuptlings. Dieser ließ darauf all unser Hab und Gut wegtragen und unser Haus bis auf den Grund und Boden niederbrennen. Und als wir nun die Hütte bezogen, welche uns von den Dorfbewohnern auf Geheiß des Häuptlings erbaut wurde, siehe da fand sich wiederum dieser wunderbare Stein vor. Wir berichteten das dem Häuptling und dieser beriet sich mit seinen Ältesten, was nun zu tun wäre. Sie kamen zum Schlusse, daß uns bei der ersten Beschwörung die Lyngdoh nicht den Befehl gegeben hatten, geradewegs, ohne umzuschauen, heimzugehen. Wir hatten umgesehen und darum war der Thlen wieder auf uns gekommen. Daher befahl nun der Häuptling, die Vertreibung und Abschwörung und Vernichtung noch einmal vorzunehmen. Diesmal gingen wir geradewegs heim, ohne umzuschauen, und so waren wir denn frei vom Thlen. Den Thlen selbst haben wir nie gesehen." Soweit der Bericht des Thlenverehrers.

Die Stellung der englisch-indischen Regierung zu diesen Menschenopfern.

Aber ist es denn möglich, wird mancher fragen, daß solche Verbrechen in einer britischen Provinz des indischen Kaiserreiches geschehen können? Warum werden solche Dinge der englischen Regierung nicht bekannt gemacht oder warum greift diese nicht ein? Diese Dinge sind der englischen Regierung bekannt und sie tat und tut gewiß das ihrige, trotzdem die Khasiberge noch zum Teil ihre Selbständigkeit besitzen. Schon in dem Verwaltungsberichte der Regierung über die Khasi- und Jaintiaberge des Jahres 1881—82 wurde dieser abergläubischen Unsitte eingehend Erwähnung getan. Anschließend daran veröffentlichte das damalige Haupt der Regierung Assams (Chief Commissioner) unterm 5. August 1882 eine Entschließung, in welcher unter anderem ausgeführt wird: „Unter den Fällen, welche in diesem Jahre zur gerichtlichen Verhandlung kamen, waren drei Ermordungen von ganz besonderer Niederträchtigkeit: zwei geschahen an harmlosen alten Frauen, eine an einem Knaben. In keinem dieser Fälle wurde irgendeine entsprechende Ursache angegeben und von wenigstens zwei derselben glaubt man, daß sie mit dem bemerkenswerten Aberglauben des Thlen in Verbindung stehen." Nach einer Darlegung dieser abergläubischen Sitte heißt es weiter: „Viele Familien in diesen Bergen sind als Thlenhalter bekannt oder stehen im Verdachte es zu sein und sind infolgedessen gefürchtet und gemieden. Wo immer ein toter Körper gefunden wird mit den oben beschriebenen Merkmalen (Blut durch die Nasenöffnungen abgezapft, Haare und Fingerspitzen abgeschnitten) und besonders, wenn der Tod durch keine Wunde, sondern durch Halsumdrehen herbeigeführt wurde, kann man mit nahezu absoluter Gewißheit annehmen, daß der Zweck des Mordes die Besänftigung des Thlen war. Dies wurde in einem der drei angeführten Fälle beobachtet; in den beiden anderen konnte man diese Anzeichen nicht finden; da jedoch keinerlei Ursache für einen Mord vorlag, war es mehr als wahrscheinlich, daß auch sie dem schrecklichen Aberglauben zuzuschreiben sind. In jedem dieser drei Fälle wurden eine oder zwei Personen überführt, obgleich dies vielleicht nicht alle Mitschuldigen sein dürften; ein Mann wurde gehängt und die übrigen wurden zu lebenslänglicher oder mehrjähriger Verbannung verurteilt."

Auch in den folgenden Jahren finden sich in den Regierungsberichten noch Mordfälle, die dem Thlenaberglauben zur Last gelegt werden. Besonders auffällig und bezeichnend war ein Fall, der sich im Jahre 1890 ereignete. Der Mord wurde nur ungefähr zehn Meilen von Shillong, der Residenz der englischen Regierung von Assam, begangen, einige hundert Meter abseits von der Regierungsstraße, die von dort nach Cherrapoonjee führt. Von den Mördern konnte man keine Spur entdecken, da die nahen Dorfbewohner es nicht wagten, als Zeugen gegen sie aufzutreten aus abergläubischer Furcht, die Rache und den Zorn des Thlen auf sich zu laden. Sie ertrugen es darum lieber, daß die Regierung zur Strafe eine Abteilung Polizeisoldaten in dieses Dorf schickte, welche von den Bewohnern unter schweren Opfern ein ganzes Jahr lang beherbergt und unterhalten werden mußten. Das sind die großen Schwierigkeiten, mit denen trotz des besten Willens die Regierung zu kämpfen hat: einmal ist es bei den obwaltenden Verhältnissen ja überhaupt nicht allzu schwer, eine Person spurlos verschwinden zu lassen; kommt dann aber doch ein solcher Mordfall ans Tageslicht, so ist bei Ermanglung oder Weigerung von Zeugen immerhin noch ein guter Schritt bis zur Bestrafung der Schuldigen. Hier kann eine Besserung vor allem nur von innen heraus kommen durch Änderung der religiösen Anschauungen. Für Europäer ist es immerhin ein Trost, zu wissen, daß ihr Blut sowie das eines jeden Ausländers, der nicht Khasi ist, dem Thlen keineswegs angenehm ist und nicht genügen würde, ihn zu besänftigen.

Leitlinien zur Beobachtung der somatischen Merkmale des Kopfes und Gesichtes am Menschen.

Von **Dr. Josef Weninger.**

Mit einem Beitrag von Dr. Hella Pöch.

(Mit 17 Abbildungen im Text und 1 Tafel.)

Der Fortschritt der biologischen Erkenntnisse drängt den Anthropologen auf Schritt und Tritt zu neuen Fragestellungen. Wir müssen immer mehr zu der Einsicht kommen, daß die anthropologischen Beobachtungen viel zu mangelhaft sind und daß aus mangelhaft beobachtetem Material oft viel zu weite Schlüsse gezogen werden. Die experimentelle Vererbungslehre lehrt uns, daß nicht die ganze äußere Form in ihrem Zusammenhange vererbt wird, sondern daß die einzelnen Merkmale sich selbständig, getrennt vererben und in neuen oder alten Kombinationen an einem neuen Lebewesen auftreten. Der beobachtende Anthropologe muß aber nun aus solchen Sätzen die Lehre für sich ziehen. Wenn sich nicht die ganze Form vererbt, wenn sich die einzelnen Merkmale, welche diese Form zusammensetzen, getrennt vererben, so müssen wir eben daran gehen, die Formen, welche wir morphologisch sehen, auch in ihre einzelnen Merkmale aufzulösen. Wir sollen eine Form nicht nur als Ganzes erkennen, sondern wir müssen ihre sie zusammensetzenden Einzelmerkmale sehen lernen. Auf Grund meiner praktischen Erfahrung möchte ich nun den Versuch machen, Leitlinien zur Beobachtung von Kopf- und Gesichtsmerkmalen zu entwerfen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit lege ich auf die Merkmale des Gesichtes und auf die Weichteile der einzelnen Gegenden des Gesichtes. Alte und neue Rassenkunden versuchen die Menschheit in einzelne Rassen zu zergliedern. R. Martin sagt in seinem Lehrbuche: „Die einer Varietät oder Rasse angehörenden Individuen müssen eine Summe von Merkmalen gemeinsam haben und sich durch eben diese bestimmte Merkmalkombination (Merkmalkomplex) von anderen Formgruppen unterscheiden lassen.“ — Die Summe, besser die Anzahl der Merkmale ist aber bei den einzelnen Beobachtern recht verschieden groß. Der eine Forscher bildet eine Rasse aus wenig Merkmalen, der andere beobachtet schon eine größere Anzahl von Merkmalen; dann kommt es auf die Art der Merkmale an, ob es Körper-, Kopf- oder Gesichtsmerkmale sind, welche zu einer Rassengliederung führen.

Von den drei Gruppen von Merkmalen sind zweifellos die Gesichtsmerkmale am allermeisten vernachlässigt worden. Gerade die Merkmale des Gesichtes sind es aber, die zunächst die einzelnen Individuen persönlich voneinander unterscheiden lassen. Wenn sie aber bei der persönlichen Unterscheidung den Ausschlag geben, so müssen sie auch bei der Unterscheidung kleinerer oder größerer Gruppen von Menschen von maßgebender Bedeutung sein. Es gibt doch keine Rasse ohne bestimmte Merkmale des Gesichtes. Sind aber die Gesichtsmerkmale der sogenannten gesichert aufgestellten Rassen alle schon erarbeitet?

Schon bei den ersten Untersuchungen in den Kriegsgefangenenlagern[1]) mußten wir einsehen, daß wir zu wenig morphologische Merkmale des Gesichtes beobachten. Wie kann man Baschkiren oder Tataren studieren, wenn man nicht die Merkmale der Weichteile der Augenregion aufs kleinste zergliedert? Pöch hat gleich zu Beginn unserer Untersuchungen an den Turkvölkern, die reiche Erfahrung seiner früheren Forschungen benützend, ein Schema der Weichteile der Augenregion entworfen (I. Bericht, S. 224). Im Laufe unserer jahrelangen Untersuchungen wurde dieses Schema von Pöch und vom Verfasser durch die gemeinsam gesammelten Erfahrungen weiter ausgestaltet (II. Bericht, S. 119) und hier in einem Beitrage von Hella Pöch im Sinne neuer Studien erweitert. Das gibt uns ein Bild vom Werdegang eines solchen Beobachtungsschemas. Es wird im Laufe gesammelter Tatsachen immer umfangreicher, aber es muß umfangreich werden, weil wir eben sehr vieles zu beobachten haben.

Für die Gesichtsform habe ich nach den damaligen Erfahrungen der Lagerarbeiten eine Zusammenstellung von zehn Typen gemacht (II. Bericht, S. 117). Wir haben sie benützt und aus der Benützung wieder weitere Erkenntnisse gewonnen. Meine heutigen Erfahrungen leiten mich zu einer weiteren Zergliederung des Beobachtungsfeldes am Gesichte.

Die Studien an einer Menschengruppe, bei welcher die Form der Nase besonders kennzeichnend ist (es handelte sich um die Kaukasusvölker), führten mich, nach Pöchs Vorbild des Augenschemas, zu dem Versuche, die Merkmale der äußeren Nase in ihre Bestandteile aufzulösen (III. Bericht, S. 83). Die Verarbeitung des Materials und neue Beobachtungen gaben mir die Möglichkeit, die Merkmale der äußeren Nase in einem erweiterten Versuche zusammenzufassen.

Im folgenden sollen die Leitlinien zur Beobachtung der Kopf- und Gesichtsmerkmale in Gestalt schematischer Zusammenstellungen gegeben werden. Schematisch, soweit sich solche Beobachtungen überhaupt schematisieren lassen. Diese Methode soll keinesfalls einen Rückfall in die Bertillonage bedeuten, sondern das unumgänglich notwendige Seitenstück zu den durch Messung gewonnenen Ergebnissen darstellen. Messung und somatoskopische Aufnahme müssen einander vernünftig ergänzen; keine der beiden Methoden soll für sich allein ins Unmäßige betrieben werden. Der Hauptzweck solcher Zusammenstellungen ist wohl der, auf die große Zahl der vorhandenen morphologischen Verschiedenheiten hinzuweisen und zu ihrer Beobachtung die Anregung zu geben. Es kann sich jeder Fachmann das heraussuchen, was er für seine Beobachtungsgruppe als besonders notwendig erachtet. Anfänger auf dem Gebiete anthropologischer Studien aber lernen aus solchen Darstellungen wenigstens das Sehen — sehen, was alles da ist —, um nicht am reichlich Vorhandenen achtlos vorüberzugehen.

Die Erläuterungen zu den nun folgenden schematischen Darstellungen werden bei Hervorhebung des Wichtigsten kurz gefaßt sein, da die Absicht besteht, an der Hand eines reichen Bildermaterials diese Beobachtungen in allen Einzelheiten zu veröffentlichen. Die einzelnen zu beobachtenden Gegenden des Kopfes und Gesichtes sind in ihrer Erscheinung entweder in der Vorderansicht (norma frontalis oder facialis) oder in der Profilansicht (norma lateralis oder temporalis) ausgearbeitet, je nach der Möglichkeit und Notwendigkeit einer genauen Betrachtung. Jede der schematischen

[1]) R. Pöch, I. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien, Band XLV (der dritten Folge Band XV). 1915.
II. Bericht, Band XLVI (der dritten Folge Band XVI). 1916.
III. Bericht, Band XLVII (der dritten Folge Band XVII). 1917.
IV. Bericht, Band XLVIII (der dritten Folge Band XVIII). 1918.

Darstellungen ist so angelegt, daß die jeweiligen Beobachtungen, welche sich aus dem Studium der Vorderansicht bzw. Draufsicht ergeben, im linken Felde, die Beobachtungen der Profilansicht im rechten Felde eingetragen sind. Man ersieht daraus sofort, was dem betreffenden morphologischen Merkmale an der Vorderansicht und was ihm an der Profilansicht abzulesen ist. Bei den Merkmalen des Gesichtes, der Nase, der Weichteile der Augengegend und des Ohres ist als letzte Zusammenfassung der zergliederten Einzelmerkmale der Gesamteindruck anzugeben. Es kommt ja viel auf den Gesamteindruck an, aber noch wichtiger ist die Frage nach den einzelnen Komponenten, die den Gesamteindruck erstehen lassen. Wenn der Gesamteindruck einer Gesichtsform als trapezförmig bezeichnet wird, so ist es unbedingt notwendig, sich die Frage vorzulegen, welche Einzelmerkmale dazu beitragen, die geometrische Figur eines Trapezes vorzutäuschen. Die vorherige Orientierung des Kopfes nach der Frankfurter Orientierungsebene ist Voraussetzung. Für die Beurteilung der Weichteilmerkmale ist die Angabe des Ernährungszustandes von großer Wichtigkeit. Am Schlusse jedes Schemas wird gezeigt, wie solche Beobachtungen in das Beobachtungsblatt eingetragen werden können. Es brauchen nur die Schlagworte vorgezeichnet sein, die einzelnen Unterteilungen werden durch Determinanten eingesetzt. Daraus ersieht man, wie wenig Raum selbst zu umfangreichen Beobachtungen im Beobachtungsblatte vorgesehen sein muß. Man kann die Determinante noch unterstreichen, dann ist das betreffende Merkmal stark, oder man kann sie in runde Klammer setzen, dann ist das Merkmal schwach. Dadurch ist eine noch feinere Abtönung der Stärkegrade möglich, ohne das Schema durch Zwischenstufen zu verlängern und undeutlich zu machen. Alle anderen näheren Bemerkungen sind in eckiger Klammer anzugeben.

Als Beispiel zu den Eintragungen im Beobachtungsblatte dient der auf beiliegender Lichtdrucktafel abgebildete Imeretiner. Auszug aus dem Originalaufnahmeblatt (Anthrop. Inst. K. G. Nr. 3238): Alexander Maklaferidse, Imeretiner (Georgier) aus dem Dorfe Gelat in Kutaïs, Südkaukasien; Friseur, 21 Jahre alt, ledig.

Hautfarbe: 10 — Kopfhaarfarbe: 4 — Kopfhaarform: flachwellig — Iris: 5 — Ohrhöhe des Kopfes: 127 — Größte Länge des Kopfes: 190 — Größte Breite des Kopfes: 156 — Jochbogenbreite: 149 — Morphologische Gesichtshöhe: 119 — Morphologische Obergesichtshöhe: 72 — Unterkieferwinkelbreite: 106 — Breite zwischen den inneren Augenwinkeln: 32 — Höhe der Nase: 57 — Länge des Nasenbodens: 20 — Breite der Nase: 34 — Längenbreitenindex: 82·11 — Längenhöhenindex: 66·84 — Morphologischer Gesichtsindex: 79·87 — Morphologischer Obergesichtsindex: 48·32 — Höhenbreitenindex der Nase: 59·65 — Physiognomische Länge des Ohres: 60 — Physiognomische Breite des Ohres: 31 — Körpergröße: 1537 — Ernährungszustand: mittel.

Die schematischen Zusammenstellungen des Kopfes und Gesichtes werden in folgender Reihenfolge gegeben:

Kopfform,
Hinterhaupt,
Schädeldach,
Stirne,
Mittelgesicht und Wangengegend,
Weichteile der Mund- und Kinngegend,
Gesichtsform,
Äußere Nase,
Äußeres Ohr,
Weichteile der Augengegend. (Beitrag von Dr. Hella Pöch.)*

Kopfform, Hinterhaupt, Schädeldach und Stirne.

Die Kopfform und das Hinterhaupt werden in der Draufsicht (norma verticalis) und der Profilansicht beschrieben. Bei der Kopfform möchte ich dem Längenbreitenindex nicht nur eine nähere Erklärung der Beziehung von Länge und Breite zueinander[1]) beifügen, sondern auch die horizontale Profilkurve charakterisieren. Wenn man dieser Kurve am Schädel eine so große rassendiagnostische Bedeutung gibt, so ist sie auch am Kopfe des Lebenden zu beobachten. Wie könnte man sonst Schädelmaterial und Köpfe Lebender miteinander vergleichen und zueinander in Beziehung bringen? Die horizontalen Profilkurven des Kopfes, welche mit einiger Sicherheit auch am Lebenden zu erkennen sind, lassen sich in die drei Formen: sphäroid mit gewölbten Seiten (Abb. 1, 1), sphäroid mit parallelen Seiten (Abb. 1, 2) und sphäroid mit Ausladung in der Gegend der Parietalia (Abb. 1, 3) gliedern. Neben der Scheitelkurve des Schädeldaches in der Medianebene ist noch die Ansicht in der norma frontalis, ob tonnenförmig (Abb. 1, 4) oder satteldachartig (Abb. 1, 5) festzustellen. An der Stirne werden außer den im Martin'schen Meßblatte angegebenen Merkmalen noch die Höcker, Brauenbogen und Falten bzw. Furchen beschrieben. Die Furchen sind vertiefte Linien; sie sind allein vorhanden oder sie begrenzen die zwischen ihnen liegenden Weichteilfalten. Furchen und Falten sind in der Beschreibung stets auseinander zu halten.

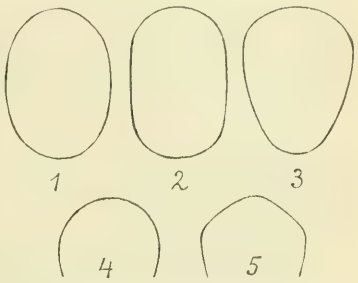


Abb. 1. Die horizontale Profilkurve des Kopfes: *1* spharoid mit gewölbten Seiten, *2* sphäroid mit parallelen Seiten, *3* sphäroid mit Ausladung in der Gegend der Parietalia.
Das Schädeldach in der norma frontalis: *4* tonnenförmig, *5* satteldachförmig.

Die Kopfform.

Draufsicht.		Profilansicht.	
a) Horizontale Profilkurve:		Höhenentwicklung:	
sphäroid mit gewölbten Seiten (Abb. 1, 1)	a_1	hoch	*1*
sphäroid mit parallelen Seiten (Abb. 1, 2)	a_2	mäßig hoch	*2*
sphäroid mit Ausladung in der Gegend der Parietalia (Abb. 1, 3)	a_3	niedrig	*3*
b) Längenentwicklung:			
länglich	b_1		
rundlich	b_2		

Das Hinterhaupt.

Horizontale Profilkurve:		Vertikales Profil:	
flach	*1*	flach	*1*
wenig gewölbt	*2*	gewölbt	*2*
stark gewölbt	*3*	ausladend	*3*
		am Scheitelübergang abgeplattet	4

[1]) V. Lebzelter, Beiträge zur physischen Anthropologie der Balkanhalbinsel. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. LIII, S. 5.

Das Schädeldach.

Vorderansicht.

Wölbung:
- tonnenförmig gewölbt (Abb. 1, 4) *1*
- satteldachartig gewölbt (Abb. 1, 5) *2*

Profilansicht.

Scheitelkurve:
- flachbogig *1*
- rundbogig *2*
- nach vorne ansteigend *3*
- nach rückwärts ansteigend . . *4*

Die Stirne.

a) Höhe:
- hoch . . . . . a_1
- niedrig . . . . . a_2

b) Breite:
- schmal . . . . . b_1
- breit . . . . . b_2

c) Horiz. Profil:
- gleichmäßig gewölbt . . . . c_1
- scharf gegen die Schläfen umbiegend . . . . . c_2
- kielförmig . . . . . c_3

d) Höcker:
- deutlich . . . . . d_1
- undeutlich . . . . . d_2

e) Brauenbogen (Relief):
- stark . . . . . e_1
- schwach . . . . . e_2
- fehlend . . . . . e_3
- wulstförmig . . . . . e_4

f) Falten (Abb. 2):
- keine Falten (Furchen) . . . . f_1
- horizontale Falten (Furchen) . . f_2
- vertikale Falten (Furchen) an der Glabella . . . . . f_3
- Querfalte (Furche) an der Nasenwurzel . . . . . f_4

Vertikales Profil:
- steil *1*
- zurückweichend *2*
- fliehend *3*

Eintragung in das Beobachtungsblatt.

Vorderansicht		Profilansicht
	Kopfform	
Draufsicht:	a_3 b_2	*1*
	Hinterhaupt	
Draufsicht:	*2*	*(1)*
	Schädeldach	
Wölbung:	*1*	Scheitelkurve: *4*
	Stirne	
(a_1) b_2 c_1 d_1 e_1 f_2 [Furche]		*(2)*

Das Mittelgesicht und die Wangengegend.

Die Profilierung des Ober- bzw. Mittelgesichtes erfolgt in vertikaler und horizontaler Richtung. Beim horizontalen oder queren Profil orientieren wir uns in einer Horizontalebene, die in der Höhe der Jochbogen durch das Obergesicht gelegt wird. Diese Profilkurve verläuft beiderseits, von der Gegend der Zygien ausgehend, mitunter fast parallel bis zum Knickungspunkt an den Jochbogen und wendet sich dann nahezu in einem rechten Winkel gegen die seitliche Nasenwand. Solche schwach (flach) profilierte Gesichter finden wir bei Mongoliden und Negriden (Abb. 4; 1, 2). Wenn der Abknickungspunkt der Jochbogen nicht so stark vortritt, sondern seine Gegend in eine gleichmäßig nach vorne, seitwärts und hinten gebogene Fläche über-

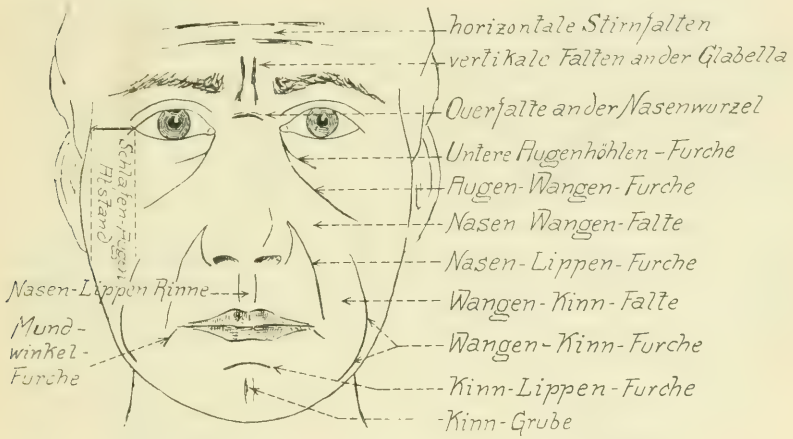


Abb. 2. Die Falten und Furchen im Gesichte und der Schläfen-Augenabstand

geht, so ist die horizontale Profilkurve mäßig profiliert, eine Form, welche den meisten Kurz- und Breitgesichtern besonders in Mitteleuropa zukommt. Bei Lang- und Schmalgesichtern verjüngt sich die horizontale Profilkurve allmählich und stetig gegen die Nasenwand, die Kurve ist in einem solchen Falle stark profiliert (Abb. 4, 4). – Das vertikale Profil des Mittelgesichtes ist durch den Verlauf der Nasion-Subnasallinie gegeben. Ist sie schräg nach vorne unten gerichtet, so kann nasale oder Mittelgesichtsprognathie zugrunde liegen. Diese schräge Linie kann aber auch bei nasaler Orthognathie des Schädels nur durch starke Weichteildicke der Integumental-Oberlippe entstehen. Die Jochbogen haben eine Höhenlage (siehe Gesichtsform), eine Ausladung nach seitwärts (Abb. 3) und eine Lagerung nach vorwärts in bezug auf die Gegend der Augen und der Nasenwurzel (Abb. 4; 1–4). Die projektivische Entfernung des äußeren Augenwinkels von dem in gleicher Horizontalebene liegenden Punkte der Gesichtsumrißlinie nennen wir Schläfen-Augenabstand und als Hilfsmaß wählen wir die Länge der Lidspalte. Die Füllung der Wange hängt wohl zumeist vom knöchernen Unterbau und vom Ernährungszustand ab, doch kann auch ein rassenphysiologischer Zustand die Ausgestaltung verursachen. Bei der starken Ausfüllung der Wange, wie sie Negriden und Mongoliden vielfach eigen ist, dürften

wir vielleicht doch an eine physiologische Lipomatose denken — schwach ausgefüllte Wangen sind auf Lang- und Schmalgesichtern die Regel.

Wenn wir von einer Wangenprofillinie sprechen, so ist damit jene Linie gemeint, die bei einem durch den äußeren Augenwinkel parallel zur Median-Sagittalebene gelegten Schnitte entstehen würde. Diese Linie ist entweder nach vorne rund vorgebogen (Abb. 4, 1), vertikal (Abb. 4, 2) oder verschieden stark nach hinten abgebogen (Abb. 4; 3, 4). Für die Beurteilung der Lage nach vorne stützen wir uns auf die Vertikale durch den äußeren Augenwinkel.[1]) In Abb. 4, 4 tangiert die Wangenprofillinie diese Vertikale, in Abb. 4; 1—3 tritt sie verschieden stark nach vorwärts entsprechend der Vorlagerung der Jochbogen und der Dicke der Weichteile.

Die Augen-Wangenfurche (sulcus oculomalaris) beginnt im inneren Augenwinkel gemeinsam mit der unteren Augenhöhlenfurche (sulcus orbitalis inferior, siehe Abschnitt über die Weichteile der Augengegend) und erstreckt sich über die Jochbogengegend zur mittleren Wange (Abb. 2). Die Nasen-Lippenfurche (sulcus nasolabialis) führt von den Nasenflügeln in die Gegend der Mundwinkel (Abb. 2). Es ist möglich, daß diese beiden Furchen zu einer einheitlichen Furche zusammenfließen. Wenn sie aber voneinander getrennt sind, so kann zwischen ihnen eine von den seitlichen Nasenwänden über die Wange verlaufende Falte, die Nasen-Wangenfalte (naso-malare Falte), zur Ausbildung kommen (Abb. 2). An der unteren Wange zieht nicht selten die von der Wange zum Kinn reichende Wangen-Kinnfurche (sulcus mentomalaris), die ihrerseits wieder eine die Mundwinkelgegend umsäumende Falte (Wangen-Kinnfalte) lateral begrenzen kann. Medial schließt die Wangen-Kinnfalte oben an die Nasen-Lippenfurche an, unten geht sie meist unscharf in die Weichteile der Mundwinkelgegend über. Bei der Wangen-Kinnfurche ist auch die Lage zu den anderen Furchen zu prüfen.

Das Mittelgesicht und die Wangengegend:

Vorderansicht.

Das horizontale Profil in der Höhe der Jochbogen:
- schwach (flach) profiliert (Abb. 4, 2) *1*
- mäßig profiliert (Abb. 4, 3) . . *2*
- stark profiliert (Abb. 4, 4) . . *3*

Die Jochbogen (Abb. 3):
- stark seitwärts ausladend . . . *1*
- schwach seitwärts ausladend . . *2*
- nicht seitwärts ausladend . . . *3*

Profilansicht.

Das vertikale Profil (Verlauf der Nasion-Subnasallinie):
- vertikal (Abb. 4, 4) *1*
- leicht nach vorne unten gerichtet (Abb. 4, 3) *2*
- stark nach vorne unten gerichtet (Abb. 4; 1, 2) *3*

Die Jochbogen:
- stark nach vorwärts gelagert (Abb. 4; 1, 2) *1*
- schwach nach vorwärts gelagert (Abb. 4, 3) *2*
- nicht nach vorwärts gelagert (Abb. 4, 4) *3*

[1]) Dieser Schnitt könnte auch durch die Mitte des Augapfels parallel zur Median-Sagittalebene geführt werden; in diesem Falle wäre zur Beurteilung der Lage nach vorne die Vertikale durch den in der Profilansicht am weitesten nach vorne gelegenen Punkt des Augapfels heranzuziehen. Wird diese Wangenschnittebene benützt, so ist dies im Schema an der zutreffenden Stelle zu vermerken. Meiner Meinung nach ist aber die Wange mit der Schnittkurve durch den äußeren Augenwinkel charakteristischer erfaßt.

Vorderansicht.

Schläfen-Augenabstand (Abb. 2):
- größer als die Länge der Lidspalte *1*
- gleich der Länge der Lidspalte . *2*
- kleiner als die Länge der Lidspalte *3*

Wange (Abb. 4; 1—4):
- *a*) Form der Wange:
  - rund voll . . . . . a_1
  - voll . . . . . a_2
  - leicht hohl . . . . . a_3
  - stark hohl . . . . . a_4
- *b*) Dicke der Weichteile:
  - bedeutend . . . . . b_1
  - gering . . . . . b_2

Augen-Wangenfurche (Abb. 2):
- deutlich vorhanden *1*
- undeutlich vorhanden *2*
- fehlend *3*

Nasen-Lippenfurche (Nasolabialfurche) (Abb. 2):
- *a*) Stärke:
  - deutlich . . . . . a_1
  - undeutlich . . . . . a_2
  - fehlend . . . . . a_3
- *b*) Beginn der Furche:
  - beginnt am Nasenflügel . . b_1
  - beginnt oberhalb des Nasenflügels . . . . . b_2
- *c*) Verlauf der Furche:
  - endet im Mundwinkel . . c_1
  - endet außerhalb des Mundwinkels . . . . . c_2
  - ist nur in ihrem oberen Abschnitte ausgebildet . . c_3

Nasen-Wangenfalte (Abb. 2):
- stark ausgebildet (breit, schmal) *1*
- schwach ausgebildet (breit, schmal) *2*
- fehlend *3*

Wangen-Kinnfurche (Abb. 2):
- stark ausgebildet *1*
- schwach ausgebildet *2*
- fehlend *3*

Profilansicht.

Wangenprofillinie (Schnitt in einer Vertikalebene durch den äußeren Augenwinkel[1]):[1])
- *a*) Form:
  - nach vorne rund vorgebogen (Abb. 4, 1) . . . . . a_1
  - vertikal verlaufend (Abb. 4, 2) a_2
  - leicht nach hinten unten abgebogen (Abb. 4, 3) . a_3
  - stark nach hinten unten abgebogen (Abb. 4, 4) . a_4
- *b*) Lage:
  - tangiert die Vertikale durch den äußeren Augenwinkel[1]) (Abb. 4, 4) . . . b_1
  - tritt etwas vor die Vertikale (Abb. 4, 3) . . . . . b_2
  - tritt stark vor die Vertikale (Abb. 4; 1, 2) . . . . b_3

Augen-Wangenfurche:
- sichtbar *1*
- durch die Wangenprofillinie verdeckt *2*

Nasen-Lippenfurche:
- *a*) Lage:
  - sichtbar (Abb. 4, 1) . . . a_1
  - durch die Wangenprofillinie verdeckt (Abb. 4, 2) . . a_2
- *b*) Richtung:
  - vertikal . . . . . b_1
  - nach hinten unten gerichtet (Abb. 4, 4) . . . . . b_2

Lage der Wangen-Kinnfurche:
- setzt die Nasen-Lippenfurche nach unten fort *1*
- liegt wenig hinter der Nasen-Lippenfurche *2*
- liegt weit hinter der Nasen-Lippenfurche *3*

[1]) Bzw. Augapfel; vgl. Note 1) auf S. 238.

Vorderansicht. | **Profilansicht.**

Wangen-Kinnfalte (Abb. 2):

stark ausgebildet (breit, schmal) *1*
schwach ausgebildet (breit, schmal) *2*
fehlend *3*

Eintragung in das Beobachtungsblatt.

Mittelgesicht und Wangengegend.

Vorderansicht		Profilansicht
Horizontales Profil:	*2*	Nasion-Subnasallinie: *2*
Jochbogen:	*2*	Jochbogen: *2*
Schläfen-Augenabstand:	*2*	
Wange:	a_2 (b_1)	Wangenlinie: a_3 b_1
Augen-Wangenfurche:	*2*	Aug.-Wang.-Furche: *1*
Nasen-Lippenfurche:	a_2 b_2 c_3	Nas.-Lipp.-Furche: a_1 (b_2)
Nasen-Wangenfalte:	*3*	
Wangen-Kinnfurche:	*3*	Lage:
Wangen-Kinnfalte:	*3*	

Die Weichteile der Mund- und Kinngegend.

Die Weichteile der Mundgegend umfassen die Integumental- und die Schleimhautlippen zwischen Nasenboden, Nasen-Lippen- und Kinn-Lippenfurche. Sie sind von ihrem knöchernen Unterbau abhängig, aber es ist sehr wichtig, hervorzuheben, daß ihre Form sich auch selbständig gestalten kann; sogar ein Gesicht mit starker Procheilie muß noch nicht auf alveolarer oder subnasaler Prognathie des Schädels aufgebaut sein. Einer alveolaren Orthognathie des Schädels kann eben durch besondere Dicke und Lagerung der Weichteile an der Integumentallippe eine Procheilie vorgeschoben sein. Die Integumental-Unterlippe und die Kinngegend werden viel zu sehr vernachlässigt. Sie sind mit gleicher Sorgfalt zu beachten wie die Integumental-Oberlippe. Die Kinnhöhe nehmen wir vom sulcus mentolabialis bis zum Gnathion, die Breite liegt zwischen den Umbiegungsstellen des Unterkieferbogens (Tubercula mentalia). Die Kinnbildung kann vom sulcus mentolabialis an vorspringen, gerade (senkrecht) abfallen oder zurückweichen; dabei gestaltet sich die Form der Profillinie flach-, rund- oder spitzbogig und geht kontinuierlich oder abgesetzt in die Integumental-Unterlippe bzw. in das Unterkinn über. Wenn die Richtung der Profillinie der Integumental-Unterlippe schräg nach vorne oben gerichtet ist und die Profillinie der Kinngegend bei kontinuierlichem Übergang zurückweicht (Abb. 4, 1), so entsteht ein fliehendes Unterkiefer-Kinnprofil. Dieser morphologischen Weichteilbildung kann wieder eine totale Mandibularprognathie die knöcherne Stütze geben, aber es muß dies nicht der Fall sein. Das sind ähnliche Erscheinungen, wie wir sie später bei der Weichteildicke der Nasenwurzel wieder feststellen werden.

Die Weichteile der Mund- und Kinngegend.

(Siehe Abb. 2 und Abb. 4.)

Vorderansicht.

Integumental-Oberlippe:

a) Höhe:
- hoch . . . . . a_1
- niedrig . . . . . a_2

b) Weichteildicke:
- dick . . . . . b_1
- dünn . . . . . b_2

c) Nasen-Lippenrinne (Philtrum):
- deutlich . . . . . c_1
- schwach . . . . . c_2

d) Nasen-Lippenfurche (Naso-labialfurche): siehe Obergesicht.

Schleimhautlippen (Ober- und Unterlippe):

a) Grad der Ausstülpung:
- dünn (oben, unten) . . . a_1
- dick (oben, unten) . . . a_2
- gewulstet (oben, unten) . . a_3

b) Lippensaum:
- einfacher Bogen (oben, unten) . . . . . b_1
- geschweifter Bogen (oben, unten) . . . . . b_2
- zusammengesetzter Bogen (oben, unten) . . . . b_3

Mundspalte:

a) Größe:
- groß . . . . . a_1
- mittel . . . . . a_2
- klein . . . . . a_3

b) Verlauf:
- horizontal . . . . . b_1
- Mundwinkel nach aufwärts gezogen . . . . . b_2
- Mundwinkel nach abwärts gezogen . . . . . b_3

c) Mundwinkelfurche:
- vorhanden . . . . . c_1
- nicht vorhanden . . . . c_2

Integumental-Unterlippe:

a) Höhe:
- hoch . . . . . a_1
- niedrig . . . . . a_2

b) Dicke:
- dick . . . . . b_1
- dünn . . . . . b_2

Profilansicht.

Integumental-Oberlippe:

a) Richtung der Profillinie:
- Procheilie . . . . . a_1
- Orthocheilie . . . . . a_2
- Opistocheilie . . . . . a_3

b) Form der Profillinie:
- gerade . . . . . b_1
- konvex . . . . . b_2
- konkav . . . . . b_3

Mundspalte:

Profileindruck:
- wenig ins Profil eingeschnitten *1*
- mäßig ins Profil eingeschnitten *2*
- stark ins Profil eingeschnitten *3*

Integumental-Unterlippe:

a) Richtung der Profillinie:
- fast senkrecht nach oben . a_1
- schräg nach vorne oben . a_2
- fast horizontal . . . . a_3
- herabhängend . . . . a_4

Vorderansicht.

c) Kinn-Lippenfurche:
deutlich . . . . . c_1
schwach . . . . . c_2

Kinngegend:

a) Höhe:
hoch . . . . . a_1
niedrig . . . . . a_2

b) Breite:
breit . . . . . b_1
schmal . . . . . b_2

c) Teilung:
Kinngrübchen . . . . . c_1
vertikale Kinnfurche . . . c_2
ungeteiltes Kinn . . . . c_3

Unterkinngegend:
in der Vorderansicht sichtbar . *1*
in der Vorderansicht nicht sichtbar *2*

Profilansicht.

b) Form der Profillinie:
gerade . . . . . b_1
konvex . . . . . b_2
konkav . . . . . b_3

c) Übergang in die Kinnprofillinie:
kontinuierlich . . . . . c_1
abgesetzt . . . . . c_2

Kinngegend:

a) Richtung der Profillinie:
vorspringend . . . . . a_1
gerade (senkrecht) . . . a_2
zurückweichend . . . . a_3

b) Form der Profillinie:
flachbogig . . . . . b_1
rundbogig . . . . . b_2
spitzbogig . . . . . b_3

c) Übergang in die Unterkinnprofillinie:
kontinuierlich . . . . . c_1
abgesetzt . . . . . c_2

Unterkinngegend:

a) Richtung der Profillinie:
gegen den Hals nach
aufwärts . . . . . a_1
wagrecht . . . . . a_2
abwärts . . . . . a_3

b) Form der Profillinie:
gerade . . . . . b_1
sackartig hängend . . . b_2

Eintragung in das Beobachtungsblatt.

Die Weichteile der Mund- und Kinngegend.

Vorderansicht	Profilansicht
Integumental-Oberlippe: a_1 b_1 c_2	a_2 b_1
Schleimhautlippen: a_1 b_2 [ob.] b_1 [unt.]	
Mundspalte: a_1 b_1 c_2	*2*
Integumental-Unterlippe: (a_1) b_1 c_1	a_2 (b_3) c_2
Kinngegend: (a_1) (b_1) c_2	a_3 (b_2) c_1
Unterkinngegend: *2*	a_1 b_1

Die Gesichtsform (Abb. 3).

Die Gerüstpunkte für die Gesichtsumrißlinie sind die Zygien, die Gonien und das Gnathion bzw. die Gegend des Gnathion. Die Verbindungslinien dieser Gerüstpunkte können sich nun verschieden gestalten und die Gesichtsumrißlinie bilden. Zum Zwecke der Gliederung der Umrißlinie wählen wir horizontale Teilungsebenen, und zwar eine durch die Zygien (Jochbogenebene), eine durch die Gonien (Unter-

kieferwinkelebene) und eine dritte Ebene durch das Ophryon (Brauenebene), tangierend an die Brauenbögen. Diese drei Ebenen teilen die Umrißlinie in vier Abschnitte: den Stirnabschnitt, Schläfen-Augenabschnitt, Wangenabschnitt und Kinn-Unterkieferabschnitt; innerhalb dieser Abschnitte ist die Umrißlinie nach Richtung, Form und Höhe verschieden.[1])

Im Kinn-Unterkiefer-, im Wangen- und im Schläfen-Augenabschnitt kann man wirklich von einer Umrißlinie sprechen, im Stirnabschnitt aber läuft die Linie in eine Fläche (Gegend) aus. In Abb. 3 ist sie durch Schraffierung angedeutet. Die Haargrenze bildet im Stirnabschnitt weder seitlich noch oben eine sichere Begrenzung. Zur Bestimmung der Richtung des Stirnabschnittes ist der Verlauf der Temporallinie und die Lage der nach außen benachbarten Seitenwände der Stirne und Schläfen-

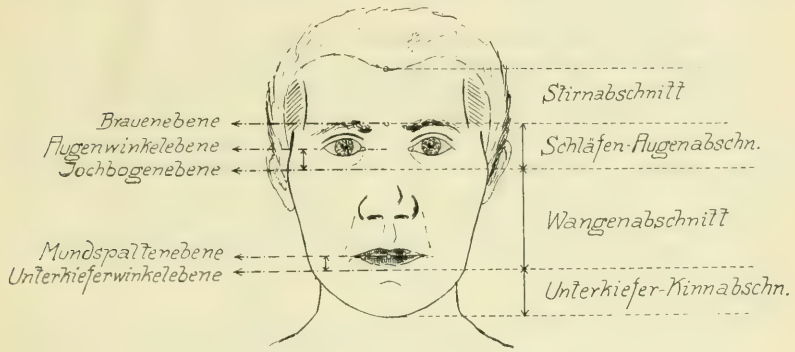


Abb. 3. Die Gesichtsumrißlinie mit den Teilungsebenen und Abschnitten des Gesichtes.

gegend, nicht die Haargrenze, maßgebend. Der obere Abschluß des Stirnabschnittes bleibt immer unsicher, da hier künstliche Haartracht und das physiologische Zurückweichen der Haargrenze immer eine Rolle spielen.

Die Jochbogenebene und die Unterkieferwinkelebene müssen wir aber zu Ebenen in Beziehung bringen, welche im physiognomischen Bilde deutlich faßbar sind; solche Ebenen sind die Horizontalebene durch die inneren Augenwinkel (Augenwinkelebene) und die Horizontalebene durch das Stomion (Mundspaltenebene). Liegt die Jochbogenebene der Augenwinkelebene sehr nahe, so sind die Jochbogen hoch gelagert in bezug auf die inneren Augenwinkel; ist die Entfernung beider Ebenen größer, so liegen die Jochbogen tief in bezug auf die inneren Augenwinkel. Als Maß für die Festhaltung dieser Entfernung kann man die Augenlidöffnung verwenden und der Lage der Jochbogen den Vermerk beifügen, ob sie um eine oder mehrere Augenlidöffnungen unter der Augenwinkelebene liegt. (Die jeweilige Lidöffnung ist aus dem Augenschema, die Lage der inneren Augenwinkel zur Nasenwurzel (Nasion) im Nasenschema zu ersehen.)

Ähnlich verhält es sich mit der Lage der Unterkieferwinkelebene zur Mundspaltenebene. Liegt die Unterkieferwinkelebene nahe an der Mundspaltenebene, so

[1]) Eine Teilung des Gesichtes durch eine Horizontale in der Höhe der Jochbogen und durch die Gonien finden wir auch in der Bertillon'schen Signalementslehre. Ich bin aber selbständig zu dieser Einteilung gelangt.

sind die Unterkieferwinkel hoch gelagert in bezug auf die Mundspalte (Stomion) und das Stomion ist wieder ein meßbarer Punkt. Ist die Entfernung beider Ebenen größer, so sind die Unterkieferwinkel tief in bezug auf die Mundspalte. Hier wäre die Dicke der Schleimhautunterlippe als Maß in ähnlicher Weise wie die Augenlidöffnung für die Jochbogen heranzuziehen.

Um das Höhenverhältnis der einzelnen Abschnitte der Gesichtsumrißlinie anzugeben, müssen wir sie einerseits untereinander vergleichen, anderseits zu vertikalen Maßstrecken wie die physiognomische Gesichts- und Obergesichtshöhe in Beziehung bringen; erst dann läßt sich der eine oder der andere Abschnitt als hoch bzw. niedrig beurteilen; in den allermeisten Fällen ist es eine schwierige Überlegung. Beim Schläfen-Augenabstand können wir wieder die Lidspaltenöffnung als Maßeinheit annehmen und abzählen, wie oft sie sich in diesem Abstand über und unter dem geöffneten Auge auftragen läßt.

Der Gesamteindruck der physiognomischen Gesichtsform ist leichter zu gewinnen als der Eindruck der einzelnen Abschnitte derselben. Die Gesamtform fassen wir, wie üblich, annähernd als geometrische Form auf. Bei der Einreihung der Gesamtform in ihr geometrisches Bild machen meist die obere und untere Begrenzung die größte Schwierigkeit. Die Einreihung in die Gesamtform soll sich leicht und zwanglos vornehmen lassen; sollte aber keine der angegebenen geometrischen Formen verwendbar sein, so ist es besser, den Posten auszuschalten und die Summe aus den Umrißlinien der einzelnen Abschnitte zum Gesamtbilde zu vereinigen.

Die Angabe der Richtung und Form der Umrißlinie gilt natürlich für beide Gesichtshälften. Eine allfällig auftretende Asymmetrie ist genau zu beschreiben.

Als meßbare Anhaltspunkte wären, außer den üblichen Längen- und Breitenmaßen des Gesichtes, die physiognomische Gesichts- und Obergesichtshöhe, die Entfernung Ophryon-Stomion, Subnasale-Stomion, Stomion-Gnathion und die kleinste Stirnbreite zu nehmen.

Die Gesichtsform (Gesichtsumrißlinie).

(Abb. 3.)

I. Die Lage der Teilungsebenen:

a) Die Lage der Jochbogenebene:

hoch in bezug auf die Augenwinkelebene . . . . . a_1
tief in bezug auf die Augenwinkelebene . . . . . a_2

b) Die Lage der Unterkieferwinkelebene:

hoch in bezug auf die Mundspaltenebene . . . . . b_1
tief in bezug auf die Mundspaltenebene . . . . . b_2

II. Die Gesichtsumrißlinie:

Stirnabschnitt:

a) Richtung der Gegend:

schräg nach oben innen . . . . . a_1
schräg nach oben außen . . . . . a_2
vertikal . . . . . a_3

b) Höhe:

hoch . . . . . b_1
niedrig . . . . . b_2

Schläfen-Augenabschnitt:

a) Form:

eingezogen . . . . . a_1
nicht eingezogen . . . . . a_2

b) Höhe:

hoch . . . . . b_1
niedrig . . . . . b_2

Wangenabschnitt:

a) Richtung der Umrißlinie:

schräg nach oben innen . . . . . a_1
schräg nach oben außen . . . . . a_2
vertikal . . . . . a_3

b) Form der Umrißlinie:

konkav . . . . . b_1
konvex . . . . . b_2
gerade . . . . . b_3

c) Höhe:

hoch . . . . . c_1
niedrig . . . . . c_2

Kinn-Unterkieferabschnitt:

a) Form der Umrißlinie:

rundbogig . . . . . a_1
eckig . . . . . a_2
abgerundet zugespitzt . . . . . a_3
scharf zugespitzt . . . . . a_4

b) Höhe:

hoch . . . . . b_1
niedrig . . . . . b_2

III. Der Gesamteindruck der physiognomischen Gesichtsform:

a) Höhenentwicklung:

hoch . . . . . a_1
niedrig . . . . . a_2

b) Breitenentwicklung:

schmal . . . . . b_1
breit . . . . . b_2

c) Gesamtform:

elliptisch . . . . . c_1
oval . . . . . c_2
verkehrt oval . . . . . c_3
rund . . . . . c_4
rechteckig . . . . . c_5
rhombisch . . . . . c_6
verkehrt pentagonal . . . . . c_7
trapezförmig . . . . . c_8
verkehrt trapezförmig . . . . . c_9

d) Asymmetrie.

Eintragung in das Beobachtungsblatt.

Gesichtsumrißlinie.

Lage der Teilungsebenen:	a_1 [eine Öff.], b_1 [eine Lipp.-Dicke]
Stirnabschnitt:	a_3 (b_1)
Schläfen-Augenabschnitt:	a_2 (b_2) [eine Öff. über u. unter]
Wangenabschnitt:	a_2 b_3 (c_1)
Kinn-Unterkieferabschnitt:	a_3 (b_2)
Gesamteindruck:	a_1 b_2 c_2
Asymmetrie:	keine

Die äußere Nase.

Der äußeren Nase, dem spezifisch menschlichen Merkmale, kommt in der Anthropologie eine ganz besonders hohe Bedeutung zu. Schon eine oberflächliche Beobachtung lehrt überzeugend, daß den verschiedenen Menschenrassen verschiedene Nasenformen zukommen. Die äußere Nase wird dabei als festes Gebilde genommen, das aus der Gesichtsfläche hervorragt. Würden sich die Menschen als reine Rassen

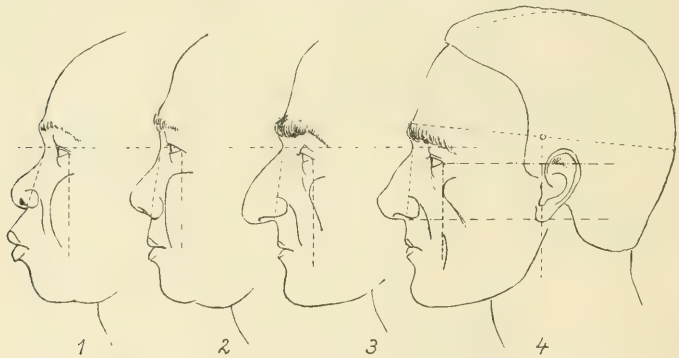


Abb. 4. Lage und Form der Wangenprofillinie, die Nasenwurzel in bezug auf die Glabella und den inneren Augenwinkel, Verlauf der Nasion-Subnasallinie, die Kinn- und Unterkinnbildung, die horizontale und vertikale Lage des Ohres innerhalb der Profilumrißlinie des Kopfes und Gesichtes.

fortpflanzen, so würde innerhalb einer Rassengruppe das Gebilde immer wieder bei den einzelnen Individuen in ähnlichen Formen erscheinen. Bei Rassenmischung löst es sich aber in seine Stützgewebe (Bindegewebe, Knorpel, Knochen) und Muskulatur auf und diese Bestandteile gehen ihre eigenen Erbwege. Es ist daher von besonderer Wichtigkeit, die knöchernen, knorpeligen und häutig muskulösen Teile der Nase getrennt zu studieren, so weit man eben am Lebenden diese Teile beim Tasten durchfühlen kann. Darum ist hier bei der Beschreibung der einzelnen Teile der Nase auf die Gewebsunterlagen besondere Rücksicht genommen worden. Das Auflösen der gesamten Nasenform in ihre einzelnen, auf verschiedener anatomischer Grund-

lage aufgebauten Teile ist zunächst rassenanthropologisch wertvoll, da wir nur auf diesem Wege die Rassennasen erkennen und beurteilen lernen. Für die Beobachtungen der Vererbung, d. i. für die Familienanthropologie kann kein Merkmal genug fein analysiert werden, um die Erbanlagen erkennen zu lassen.

Der Versuch einer schematischen Darstellung soll der Beschreibung der einzelnen Teile der äußeren Nase einen Behelf liefern und zu Studien in dieser Richtung anregen.

Die Nasenwurzel, von der die Beschreibung ausgeht, muß zunächst in ihrer Umgebung fixiert werden. Die Fixpunkte, zu welchen wir sie in Beziehung bringen,

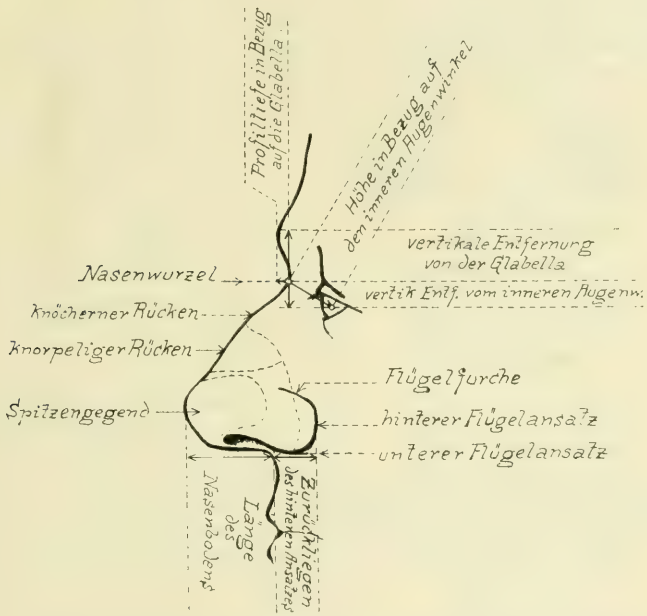


Abb. 5. Schematische Zeichnung der knöchernen, knorpeligen und äußeren Nase in der Profilansicht. Nasenwurzel, knöcherner Rücken, Knochenknorpelgrenze, knorpeliger Rücken, Übergang in die Spitzengegend, Spitzengegend, Übergang ins Septum, Septum, Ansätze der Nasenflügel und Flügelfurche.

sind die Glabella und die innere Augenwinkelebene (Abb. 5). Die Nasenwurzel hat, von vorne und vom Profil gesehen, eine vertikale Entfernung einerseits von der Glabella, anderseits von der inneren Augenwinkelebene. In der Profilbetrachtung liegt sie in einer bestimmten Entfernung vor dem inneren Augenwinkel („Höhe in bezug auf den inneren Augenwinkel"). Zieht man im Profil eine Vertikale durch die Glabella, so kann die Wurzel in dieser Vertikalen selbst liegen oder einwärts derselben in kleinerer oder größerer Entfernung („Profiltiefe in bezug auf die Glabella"). Mit Hilfe dieser vier Beobachtungsmomente läßt sich die Wurzel in ihrer Umgebung selbst in einer zeichnerischen Skizze festhalten (Abb. 5).

Die Beurteilung, ob die Wurzel schmal, mittel oder breit ist, bedarf großer Übung. Man muß wohl auch, um einen Anhaltspunkt zu gewinnen, andere kleine

horizontale Maße des Gesichtes wie etwa die Interorbitalbreite oder die Länge der Lidspalte zum Vergleich heranziehen. Die Weichteile bedecken die knöcherne Unterlage straff, d. h. sie liegen an oder sie ruhen locker an derselben auf. Im letzteren Falle, besonders wenn die Weichteile dick sind, kann die Wurzel der äußeren Nase oft sogar sehr hoch erscheinen, wenn auch die zugrunde liegende knöcherne Wurzel mehr oder weniger tief liegt. Für Rekonstruktionsversuche der Weichteilnase an Schädeln ist diese Beobachtung nicht belanglos. Das Nasion ist oft ein schwer oder gar nicht durchtastbarer Punkt.

In der seitlichen Ansicht leitet die Gegend der Wurzel winkelig, rund- oder flachbogig zur Glabella und in den Nasenrücken über.

Die Breite des Nasenrückens am knöchernen Abschnitt wird auf die Wurzel, die Breite des knorpeligen Abschnittes (cartilago nasi lateralis) auf den knöchernen Teil bezogen; dadurch ist es möglich, Verbreiterungen und Verengungen des gesamten Rückens zu erfassen. Auch die Profilform des Rückens (Abb. 5) muß in beiden Abschnitten zum Ausdruck kommen; ebenso soll der Übergang vom Knochen zum Knorpel, die Knochenknorpelgrenze sowie der Übergang in die Spitzengegend in seinem Verlaufe vermerkt werden.

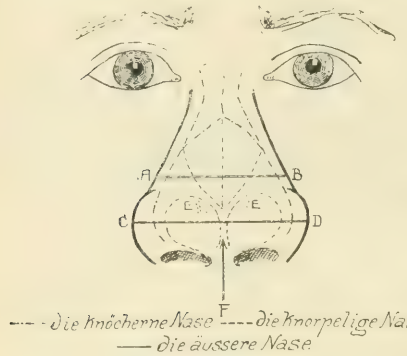


Abb. 6. Schematische Zeichnung der knöchernen, knorpeligen und äußeren Nase in der Vorderansicht. *A B* jene Stelle, an welcher die Breite der äußeren Nase an der Basis des knöchernen Nasendaches durchzutasten ist; *C D* Breite zwischen den Nasenflügeln; *E* Stelle, wo die stufenartige Erhebung beim Übergang aus dem Knorpelrücken in die Spitzengegend auftritt; *F* Stelle der medianen Spitzenfurche.

Der Rücken sitzt auf den Seitenwänden der Nase auf und bildet den First des Nasendaches. Die Seitenwände sind aber die Dachflächen, welche sich steil, schräg oder flach zum Firste erheben können. Ihre knöcherne Unterlage ist der Stirnfortsatz des Oberkiefers (processus frontalis maxillae) und zum Teil noch die Nasenbeine. Dieses knöcherne Gerüst setzen die Seitenknorpel (cartilagines laterales) nach vorne unten fort; die Flügel werden nur durch kleine Knorpelplatten gestützt. Dort, wo der knöcherne Anteil der Seitenwände, nämlich der Stirnfortsatz des Oberkiefers aus dem Oberkieferkörper sich herauszuheben beginnt, ist die Basis des knöchernen Nasendaches (Abb. 6, *A B*). Die Breite an dieser Basis vergleichen wir mit der Flügelbreite. Für die Beobachtung von Bastardnasen ist dieser Vergleich sehr wichtig. Ist die Flügelbreite kleiner als die Breite an der Basis des knöchernen Nasendaches, so handelt es sich bestimmt um das Zusammentreffen verschiedenartiger Rassenmerkmale.

Die Nasenspitze ist nicht der am weitesten nach vorne gelegene Punkt der äußeren Nase, sondern eine Gegend, der ein selbständiger Knorpel (cartilago alaris) als Gerüst angehört (Abb. 5 u. Abb. 6). Sie setzt den knorpeligen Rücken fort und wird in ihrer Breite auf ihn bezogen. Da ihr, wie oben erwähnt, ein eigener Knorpel zugrunde liegt, bewahrt sie bei Mischung ihre Selbständigkeit in Form, Breite und Dicke. Die bedeutende Breite und Dicke primitiver Nasen schlägt immer wieder durch. Wie häufig treffen wir in Nordafrika Mischtypen mit schmalrückigen Nasen

und ganz unproportioniert breiten Nasenspitzen! Ist die Nasenspitze breiter als der Knorpelrücken, so geht sie auch zumeist nicht kontinuierlich aus demselben hervor, sondern wir sehen und tasten eine stufenartige seitliche Erhebung, welche von den crura lateralia der cartilagines alares gebildet wird. In Abb. 6 ist dieser Teil des Spitzenknorpels durch Punktierung an der Stelle *E* bezeichnet.

Die Form der Spitze lesen wir am besten aus der Profilansicht ab. Abb. 8, 4 bringt eine spitzrunde, Abb. 8, 2 eine abgerundete, Abb. 8, 1 eine abgeplattete Form. Die Profillinie der Spitzenform in Abb. 8, 3 setzt sich vom knorpeligen Rücken etwas nach aufwärts ab und bildet in der oberen Spitzengegend als am weitesten nach vorne ragenden Punkt eine deutliche Ecke; dann plattet sich die Gegend schräg nach hinten unten ab und geht kontinuierlich oder leicht winkelig in das Septum über. Diese Form wollen wir als eckig bezeichnen. Die anatomische Grundlage dazu ist die Stelle, wo das Crus laterale des Cartilago alaris maior mit leichtem Knick ins Crus mediale beidseits umbiegt. Durch eine geringe Hautdicke wird diese Stelle von außen erkennbar. Die Weichteildicke der Spitzengegend an der Lochfläche (Abb. 7) muß angegeben werden. Die Furche zwischen den Crura medialia wird manchesmal außen sichtbar (Abb. 6) und dann mediane Spitzenfurche genannt.

Abb. 7. Die Lochfläche. In der Richtung der strichlierten Linien wird die Weichteildicke der Spitze an der Lochfläche beurteilt.

Beim Septum ist außer der Beschreibung von Form, Länge, Stärke, Richtung noch die Lage bezüglich des unteren Randes der Nasenflügel aus der Profilansicht abzulesen (Abb. 5 und Abb. 8; 1—4). Das Septum kann, seitlich gesehen, durch die Flügel vollständig verdeckt sein oder es ragt unter den Flügeln hervor, je nach der Höhe oder Tiefe des unteren Ansatzes der Nasenflügel bezüglich der Ansatzstelle des Septums (Abb. 8; 1—4), der Schweifung des unteren Randes der Nasenflügel und der Profilform des Septums.

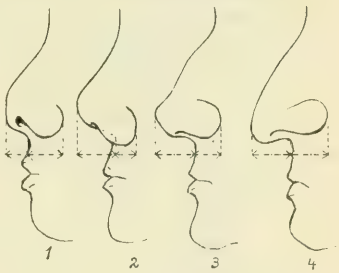


Abb. 8. Profilform der Nasenspitzengegend: *1* abgeplattet, *2* abgerundet, *3* eckig, *4* spitzrund. Das Zurückliegen des hinteren Flügelansatzes: *4* um die Länge des Nasenbodens zurückliegend, *2* und *3* weniger zurückliegend, *1* mehr zurückliegend

Der untere Flügelansatz in bezug auf das Septum: *1* und *3* in der Höhe des Septums angesetzt, 4 höher angesetzt, *2* tiefer angesetzt.

Der untere Ansatz der Flügel, die Verwachsungsstelle der Flügel mit der Integumental-Oberlippe (Abb. 5 und Abb. 8; 1—4) hat eine verschiedene Höhenlage zum Septum (Subnasale), der hintere Ansatz, die Berührungsstelle der Flügel mit der Wange, liegt mehr oder weniger tief in der Integumental-Oberlippe zurück (Abb. 8; 1—4), eine Erscheinung, die am besten in der Profilansicht zu erkennen ist. Als Maß zu ihrer Beurteilung wählen wir die Länge des Nasenbodens (Abb. 5). Die Flügelfurche (Abb. 5) (sulcus alaris) zieht vom hinteren Ansatz nach der Spitzengegend und trennt die Flügel von der seitlichen Nasenwand.

Die Flügel stellen in ihrer Form entweder eine kontinuierliche Fortsetzung der seitlichen Nasenwand dar, ohne deutlichen Übergang an der Stelle der Flügelfurche oder sie wölben sich längs dieser aus der Nasenwand schwächer oder stärker

heraus und vertiefen dadurch den sulcus alaris. Das Beziehen der Flügelbreite auf die Spitzenbreite ist ebenso wichtig wie ihr oben erwähnter Vergleich mit der Basis des knöchernen Nasendaches. Eine Nase, deren Flügel und Spitze die gleiche Breite haben, ist eine Bastardnase, bei der die Anlage zu schmalen Flügeln mit der Anlage zu einer breiten Spitze durch Mischung zufällig zusammengetroffen ist.

Wir sehen an diesem Beispiel, wie zweckmäßig es ist, die einzelnen Merkmale aufeinander zu beziehen. Es ist ja schon gelungen, die Zusammengehörigkeit der Merkmale der äußeren Nase für die eine oder andere deutlich erkennbare Menschenrasse richtig zu erfassen. Kennen wir einmal die Rassennasen, so wird es uns auch möglich sein, aus den Mischformen die Stammrassen auf Grund der einzelnen erkannten Komponenten herauszufinden. Die äußere Nase ist ebenso wie die Weichteile der Augengegend ein besonders feines Reagens auf Kreuzungen von Menschenrassen.

Die äußere Nase.

Vorderansicht.

Nasenwurzel (Abb. 5):

- *a*) Vertikale Entfernung von der Glabella:
  - groß (Abb. 4; 1, 2) . . . a_1
  - klein (Abb. 4, 4) . . . . a_2
- *b*) Vertikale Entfernung vom inneren Augenwinkel:
  - in einer horizontalen Ebene durch den inneren Augenwinkel (Abb. 4, 2) . . b_1
  - wenig höher als die Horizontale (Abb. 4, 1) . . b_2
  - viel höher als die Horizontale (Abb. 4, 4) . . . . . b_3
- *c*) Breite:
  - schmal . . . . . c_1
  - mittel . . . . . c_2
  - breit . . . . . c_3
- *d*) Weichteildicke:
  - dick . . . . . d_1
  - dünn . . . . . d_2
- *e*) Weichteillagerung:
  - anliegend . . . . . e_1
  - locker . . . . . e_2

Nasenrücken (Abb. 4, Abb. 5, Abb. 8):

- *a*) Breite im knöchernen Abschnitt:
  - gleichbreit wie die Nasenwurzel . . . . . a_1
  - breiter als die Nasenwurzel a_2
  - schmäler als die Nasenwurzel a_3
- *b*) Breite im knorpeligen Abschnitt (cartil. lat.):
  - ebenso breit wie der knöch. Abschnitt . . . . . b_1
  - breiter als der knöch. Abschn. b_2
  - schmäler als der knöcherne Abschnitt . . . . . b_3

Profilansicht.

Nasenwurzel (Abb. 5):

- *a*) Höhe in bezug auf die inneren Augenwinkel:
  - hoch (Abb. 4, 4) . . . . a_1
  - mittelhoch (Abb. 4, 1) . . a_2
  - niedrig (Abb. 4, 2) . . a_3
- *b*) Profiltiefe in bezug auf die Glabella:
  - in der Höhe der Glabella (Abb 4, 2) . . . . . b_1
  - nur wenig tiefer liegend (Abb. 4, 4) . . . . . b_2
  - mäßig tiefer liegend (Abb. 4,3) b_3
  - tief liegend (Abb. 5) . . b_4
- *c*) Form:
  - winkelig (Abb. 4, 3) . . c_1
  - rundbogig (Abb. 4, 4) . . c_2
  - flachbogig (Abb. 4; 1, 2) . c_3

Nasenrücken (Abb. 4, Abb. 5, Abb. 8):

- *a*) Form im knöchernen Abschnitt:
  - gerade (Abb. 8, 3) . . . a_1
  - konkav (Abb. 4; 1, 2) . . a_2
  - konvex (Abb. 4, 3) . . . a_3
- *b*) Form im knorpeligen Abschnitt:
  - gerade (Abb. 8, 2) . . . b_1
  - konkav (Abb. 4, 1) . . . b_2
  - konvex (Abb. 4, 3) . . . b_3

Vorderansicht.

Breite der äußeren Nase an der Basis des knöchernen Nasendaches (Abb. 6):
- gleich der Flügelbreite . . *1*
- schmäler als die Flügelbreite . *2*
- breiter als die Flügelbreite . . *3*

Seitenwände der Nase:
- steil aufgerichtet *1*
- deutlich schräg ansteigend . . *2*
- sich flach erhebend *3*

Spitzengegend:
- *a*) Breite:
  - gleich der Breite des knorpeligen Rückens . . . . a_1
  - breiter als der knorpel. Rücken a_2
  - schmäler als der knorpelige Rücken . . . . . a_3
- *b*) Übergang aus dem Rücken:
  - kontinuierlich . . . . . b_1
  - mit stufenartiger Verbreiterung (Abb. 6) . . . . b_2
- *c*) Weichteildicke der Spitze an der Lochfläche (Abb. 7):
  - bedeutend . . . . . c_1
  - gering . . . . . c_2
- *d*) Teilung (Abb. 6):
  - mediane Spitzenfurche vorhanden . . . . . d_1
  - mediane Spitzenfurche nicht vorhanden . . . . . d_2

Septum:
- *a*) Form:
  - gleichbreit . . . . . a_1
  - nach vorne verdickt . . a_2
  - nach hinten verdickt . . a_3
- *b*) Stärke:
  - dick . . . . . b_1
  - dünn . . . . . b_2
- *c*) Länge:
  - lang . . . . . c_1
  - kurz . . . . . c_2

Profilansicht.

- *c*) Verlauf an der Knochen-Knorpelgrenze:
  - ununterbrochen (Abb. 4, 3) c_1
  - wellig erhaben (Abb. 4, 4) c_2
  - geknickt . . . . . c_3
- *d*) Brechung der Nasenrücken-Stirnprofillinie:
  - fast ungebrochen . . . . d_1
  - schwach gebrochen . . . d_2
  - stark gebrochen . . . . d_3

Spitzengegend:
- *a*) Übergang aus dem knorpeligen Rücken:
  - aus dem knorpeligen Rücken kontinuierlich fortgesetzt (Abb. 8; 2, 4) . . . . a_1
  - nach aufwärts abgesetzt (Abb. 8, 3) . . . . . a_2
- *b*) Form:
  - spitzrund (Abb. 8, 4) . . b_1
  - abgerundet (Abb. 8, 2) . . b_2
  - abgeplattet (Abb. 8, 1) . . b_3
  - eckig (Abb. 8, 3) . . . b_4
- *c*) Übergang ins Septum:
  - kontinuierlich (Abb. 8; 2, 4) c_1
  - leicht winkelig (Abb. 8, 3) c_2

Septum:
- *a*) Form:
  - gerade (Abb. 4; 3, 4) . . a_1
  - bogenförmig (Abb. 4, 1) . a_2
- *b*) Richtung:
  - horizontal (Abb. 8, 3) . . b_1
  - nach vorne oben (Abb. 8, 2) b_2
  - nach vorne unten (Abb. 8, 4) b_3
- *c*) Lage:
  - nicht sichtbar (Abb. 8, 2) . c_1
  - schwach sichtbar (Abb. 8, 3) c_2
  - stark vorragend (Abb. 8, 4) c_3

Vorderansicht.

Nasenflügel:

a) Breite zwischen den Flügeln:
schmal . . . . . a_1
mittel . . . . . a_2
breit . . . . . a_3

b) Flügelbreite-Spitzenbreite:
Flügelbreite fast gleich der Spitzenbreite . . . . b_1
Flügelbreite mäßig größer als Spitzenbreite . . . b_2
Flügelbreite viel größer als Spitzenbreite . . . . b_3

c) Form (Flügel-seitliche Nasenwand):
Flügel in einer Fläche mit der seitlichen Nasenwand c_1
Flügel aus der Nasenwand herausgewölbt . . . . c_2
Flügel gebläht . . . . . c_3

d) Stärke:
dick . . . . . d_1
dünn . . . . . d_2

Flügelfurche:

Löcher:

a) Größe:
groß . . . . . a_1
klein . . . . . a_2

b) Richtung:
sagittal gerichtet . . . . b_1
schräg gerichtet . . . . b_2
frontal gerichtet . . . . b_3

c) Form:
länglich-schmal . . . . c_1
rundlich-breit . . . . . c_2

Gesamteindruck der äußeren Nase:

a) in der Höhenentwicklung:
hoch . . . . . a_1
mittel . . . . . a_2
niedrig . . . . . a_3

b) in der Breitenentwicklung:
schmal . . . . . b_1
breit . . . . . b_2

c) Asymmetrie:

Profilansicht.

Nasenflügel:

a) Höhe:
hoch . . . . . a_1
niedrig . . . . . a_2

b) Unterer Ansatz:
in der Höhe des Septums angesetzt (Abb. 8, 3) . b_1
höher als das Septum angesetzt (Abb. 8, 4) . . . b_2
tiefer als das Septum angesetzt (Abb. 8, 2) . . . b_3

c) Hinterer Ansatz:
um die Länge des Nasenbodens zurückliegend (Abb. 8, 4) . . . . . c_1
mehr zurückliegend (Abb. 8, 1) c_2
weniger zurücklieg. (Abb. 8, 2) c_3

d) Verlauf des unteren Randes:
gerade (Abb. 8, 3) . . . . d_1
leicht geschweift (Abb. 8, 4) d_2
stark geschweift (Abb. 8, 1) d_3

Flügelfurche:

a) Stärke:
deutlich . . . . . a_1
undeutlich . . . . . a_2

b) Verlauf:
vom hinteren Ansatz bis gegen die Spitze (Abb. 8, 4) b_1
verschwimmt gegen die Spitze zu (Abb. 8; 1—3) b_2

c) Richtung:
annähernd horizont. (Abb. 8, 3) c_1
von hinten oben nach vorne unten (Abb. 8, 4) . . . c_2

Gesamteindruck:

a) in der Tiefenentwicklung:
stark vorspringend . . . a_1
mäßig vorspringend . . . a_2
flach . . . . . a_3

Eintragung in das Beobachtungsblatt.

Die äußere Nase.

	Vorderansicht	Profilansicht
Wurzel:	$(a_3)\ b_3\ c_2\ d_2\ e_1$	$a_1\ b_2\ c_2$
Rücken:	$a_1\ b_2$	$a_1\ (b_3)\ c_1\ d_2$
Basis des Nasendaches:	(2) fast *1*	
Seitenwände:	*2*	
Spitze:	$a_2\ b_2\ (c_1)\ d_2$	$a_1\ b_2\ c_1$
Septum:	$(a_2)\ b_1\ c_2$	$a_2\ b_3\ c_3$
Flügel:	$a_2\ b_2\ (c_2)\ d_1$	$a_2\ b_2\ (c_3)\ d_2$
Flügelfurche:		$a_1\ b_2\ c_1$
Löcher:	$a_1\ b_2\ c_1$	
Gesamteindruck:	$a_1\ (b_2)$	a_1
Asymmetrie:	Spitze leicht nach rechts gebogen	

Das äußere Ohr.

Die Zusammenfassung der Merkmale des äußeren Ohres bildet die umfangreichste schematische Darstellung und soll ganz besonders den Beobachtungen über die Vererbung dienen und in der anthropologischen Familienforschung ihre Verwendung finden. Die praktische Anwendung dieses Schemas bei vererbungswissenschaftlichen Forschungen wird aber zeigen, daß noch immer zu wenig Einzelheiten herausgearbeitet sind; denn die Variabilität der Merkmale des äußeren Ohres ist ungeheuer groß, aber gerade vererbungswissenschaftlich von besonderer Bedeutung und von großem Interesse.

Abb. 9. Ohr mit den in der Anatomie gebräuchlichen Bezeichnungen für die Erhebungen und Vertiefungen des Ohrmuschelreliefs.

Die Studien über das äußere Ohr als Rassenmerkmal haben noch keine so sicheren Ergebnisse gezeitigt wie die Forschungen über die Merkmalkombinationen an der äußeren Nase. Es werden sich aber trotz großer Variabilität bei genauerer Analyse, als es bis jetzt vielfach geschehen ist, Merkmalverbindungen feststellen lassen, deren Zusammengehörigkeit rassenhaft bedingt ist, wie es z. B. beim Buschmannohr der Fall ist, dessen morphologisches Bild schon lange bekannt ist.

Die Betrachtung und Beschreibung des äußeren Ohres (Abb. 9) beginnt am besten mit seinem basalen Teil, der Concha oder Muschelgrube. Diese ist die verhältnismäßig konstantere Gegend des Ohres, weist aber doch auch Verschiedenheiten an Tiefe, Höhe, Breite und Form auf. Nach außen zu wird sie vom Helixschenkel, Anthelix, Antitragus und Tragus fest begrenzt, nur die kleine Incisura anterior durch-

bricht die Einfassung und bildet einen schmalen Ausgang zur Wange. Der Helixschenkel (crus helicis) zerlegt die Concha in einen oberen Teil, die Cymba, und einen unteren, das Cavum, die in ihrem gegenseitigen Größenverhältnis verschieden sein können.

Die obere und hintere Begrenzung der Concha bildet der Anthelix (Gegenleiste) in Gestalt einer im Querprofil scharf-, rundlich- oder flachprofilierten Knorpelfalte. Der untere Teil dieser Falte (corpus anthelicis) ist in seiner Längenausdehnung bogenförmig oder mehr gerade, der Form der Concha angepaßt; der obere Teil spaltet sich in zwei Äste, Ober- und Unterschenkel (crura anthelicis). Einer dieser beiden Schenkel, für gewöhnlich der Oberschenkel, ist die natürliche Fortsetzung des Corpus anthelicis, während der Unterschenkel weniger betont ist. Äußerst selten wird ein dritter Schenkel beobachtet, der vom Oberschenkel gegen die morphologische Ohrspitze biegt und dann einen eventuell umgebogenen Helixrand nach außen aufrollt; doch kann er auch dem Unterschenkel benachbart liegen und ihm an Form ähnlich sein.

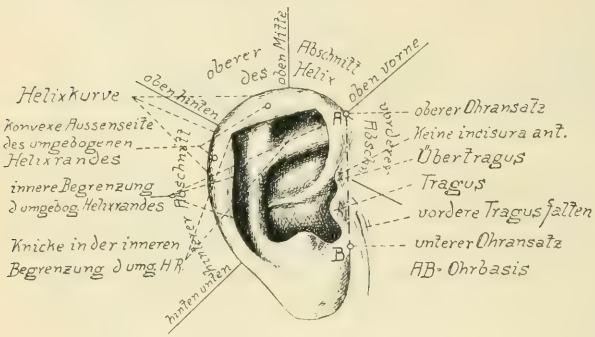


Abb. 10. Ohr mit zungenförmigem Läppchen und besonders deutlich hervorgehobener Helix-Anthelix-Tragus- und Antitragusbildung.

Die Schenkel haben ebenso wie das Corpus unterschiedliche Grade der Faltung. Meist wird das Querprofil des Faltungsreliefs gegen den Oberschenkel zu weniger scharf, wird rundlicher oder flacher, ja es kann sich sogar die ganze Gegend des Oberschenkels wie eine flache Schale gegen den Helix auflösen.

Die beiden Schenkel des Anthelix umschließen eine mehr oder weniger deutliche, in der Anatomie Fossa triangularis genannte Grube, die rundlich-breit, länglich-schmal oder wie eine undeutlich begrenzte, flache Grube, eine Delle, gestaltet sein kann.

Gegen die Peripherie des Ohres setzt sich der Anthelix in den Helix (Leiste) fort. Beide werden durch eine mehr oder weniger tiefe und breite Furche, die Skapha, voneinander getrennt. Der Faltenrücken des Anthelix kann seitlich nach außen in seinem ganzen Verlaufe oder mit einem seiner Teile (corpus, Ober-, Unterschenkel) den Helixrand überragen, von ihm überragt werden oder dieselbe Reliefhöhe haben.

Die äußerste Umsäumung des Ohres nach vorne oben, oben und hinten bildet der Helix (Leiste); seine Umrißlinie ist die Helixkurve. Mit seinem Schenkel, der in der Concha entspringt, teilt er diese in das Cavum und die Cymba. Aus der Concha heraustretend, setzt sich der Schenkel in den mit der Wange verwachsenen vorderen Helixabschnitt fort, der in den meisten Fällen einen kurzen Verlauf hat. Es ist daher nur von Belang, seine Richtung anzugeben, seine Form ist fast immer ganz leicht gebogen. Die Grenze zwischen dem vorderen und dem oberen Abschnitt ist

durch den oberen Ansatz, das ist die Gegend, in der das Ohr oben mit der Wangenhaut zu verwachsen beginnt, gegeben. Die Grenze zwischen dem oberen und dem hinteren Abschnitt liegt ungefähr in der Gegend der morphologischen Ohrspitze. Es ist wichtig festzustellen, ob und wie weit der obere Abschnitt des Helix den oberen Ansatz überragt. (Projektivische Entfernung des höchsten Punktes (Scheitels) vom oberen Ansatz.) Beim Buschmannohr überragt der obere Abschnitt wenig oder gar nicht. Die Helixkurve verläuft im oberen Abschnitt fast gerade und scheint förmlich in die Wangenhaut hineingezogen (Abb. 11, 1).

Ist der Helixrand umgebogen, umgerollt oder umgeklappt, so lassen sich verschiedene Beobachtungen an ihm machen, die bei einem freien oder verdickten Rande wegfallen. Die Breite dieses Randes ist individuell verschieden und sie ändert sich auch häufig in den einzelnen Abschnitten ein und desselben Ohres. Der Rand zeigt oft Verschmälerungen und manchmal auch eigenartige, kürzere oder längere anschwellende Verbreiterungen (Abb. 9 und Abb. 10). Ist der umgebogene Rand sehr breit, so lassen sich an der konvexen Außenseite zuweilen kleine, undeutliche Eindrücke, sogenannte Dellen (Abb. 11), feststellen. Knicke treten im Verlaufe der eigentlichen Umrißlinie der Helixkurve und in der inneren Begrenzung des Helixrandes (Abb. 10) unabhängig voneinander auf. So findet man des öfteren bei einer ganz kontinuierlichen Helixkurve einen oder mehrere Knicke in der inneren Begrenzung des Randes (Abb. 10).

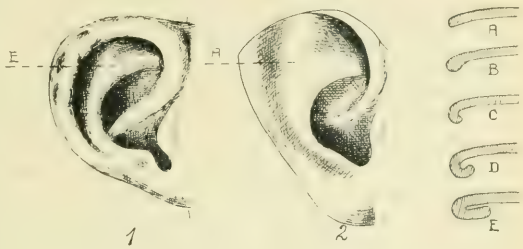


Abb. 11. Nr. 1 Ohr mit gedelltem, umgeklapptem Helixrande und dreieckigem Läppchen.
Nr. 2 Ohr mit freiem Helixrand und viertelkreisförmigem Läppchen.
A—*E* Querschnitte durch den Helixrand etwa in der Höhe der strichpunktierten Linien, um die verschiedenen Formen des Helixrandes zu zeigen. *A* freier Rand, *B* verdickter Rand, *C* umgebogener Rand, *D* eingerollter Rand, *E* umgeklappter Rand.

Am unteren Ende des Anthelix schließt eine Knorpelerhebung, der Antitragus (Gegenbock, Gegenecke) an und bildet die untere Umrahmung der Muschelgrube. Dem Antitragus gegenüber, getrennt durch die Incisura intertragica, liegt ein ähnlicher Knorpelvorsprung als vordere Begrenzung der Concha, der Tragus (Bock, Ecke). Der Antitragus kann räumlich etwa in der Höhe des Anthelixfaltenrückens, der Tragus in der Wangenfläche liegen oder beide biegen sich seitlich aus ihrer Umgebung heraus. Zur Bestimmung ihrer Richtung ist die Grundlinie (Basis) der Knorpelerhebung maßgebend.

Oberhalb des Tragus tritt zuweilen eine zweite kleine Knorpelerhebung (Abb. 10) auf, der Übertragus (Tuberculum supratragicum). Der Tragus kann den Helixschenkel berühren (Abb. 11, 1) oder sogar in ihn übergehen, so daß es den Anschein erweckt, als ob er aus dem Helixschenkel als ein Ast desselben hervorgehen würde. In beiden Fällen fehlt dann die Incisura anterior.

Vom Läppchen sei hier nur bemerkt, daß sein Übergang in den Helix und Anthelix einerseits kontinuierlich, anderseits stufenförmig sein kann, d. h. unterhalb des Antitragus ist das Läppchen verdickt oder erhöht und fällt mit einer Stufe gegen Helix und Anthelix ab (Abb. 9).

Durch die Ohr-Augenebene (Frankfurter Horizontalebene) wird das äußere Ohr in zwei Teile geteilt, deren Abschnitte, miteinander verglichen, verschieden groß sein können. Die Höhe des oberen Abschnittes entspricht ungefähr der Entfernung des crus helicis vom oberen Ende des Ohres in der Linie der physiognomischen Ohrlänge (Martin, S. 170, 34 [4]).

Im Gesamteindruck des äußeren Ohres spielt noch die Entfernung des Anthelix-Unterschenkels (crus anthelicis inferius) vom Scheitel des Helix eine Rolle. (Geradlinige Entfernung des crus anth. inf. vom Superaurale; die Beobachtung geschieht ebenfalls in der Linie der physiognomischen Ohrlänge.) Martin gibt im Lehrbuche S. 170 diese und die oben genannte Entfernung des crus helicis als Maße an. Ich glaube kaum, daß diese Strecken sowie alle anderen vorgeschlagenen Maße der Ohrmuschelfaltung je genau gemessen werden können. Es genügt sicher die Feststellung, ob die Entfernung des Anthelix-Unterschenkels kleiner, gleich oder größer ist als ein Drittel der ganzen physiognomischen Ohrlänge. Durch die Beobachtung der Punkte der schematischen Zusammenstellung wird das äußere Ohr in seinem Relief und in seinen Faltungsmöglichkeiten festgehalten. Es gibt reich gefaltete Ohren mit stark ausgeprägten Erhabenheiten und Vertiefungen und solche, deren Faltenrelief verflacht, seicht und wie aufgelöst ausgeglättet aussieht. Damit ist das Ohr nach seinem Formenreichtum beschrieben.

Nun ist aber noch die Lage des äußeren Ohres in der Gesamtumrißlinie des Kopfes und Gesichtes ein wichtiger Faktor. Es liegt hoch oder tief, weiter nach vorne oder mehr zurück. Denken wir uns die Länge des Kopfes im Profil gezeichnet und fällen wir durch den Halbierungspunkt eine Vertikale, so kann das Tragion in dieser Linie vor oder hinter ihr liegen (mittelständiges, vorder- oder hinterständiges Ohr; Abb. 4, 4). Die Lage des höchsten Punktes des Ohres beurteilen wir nach der Horizontalen durch den äußeren Augenwinkel, der tiefste Punkt wird mit der Horizontalen durch das Subnasale verglichen.

Das äußere Ohr.

Concha:

a) Tiefe:
- tiefe Muschel (Abb. 9 u. Tafel) . . . . . a_1
- seichte Muschel . . . . . a_2

b) Höhe:
- hoch (Tafel) . . . . . b_1
- niedrig (Abb. 11, 2) . . . . . b_2

c) Breite:
- schmal . . . . . c_1
- breit (Abb. 10) . . . . . c_2

d) Cymba-Cavum:
- Cymba fast gleichgroß wie Cavum (Abb. 10) . . . . . d_1
- Cymba kleiner als Cavum (Tafel) . . . . . d_2
- Cymba sehr klein und eng . . . . . d_3

Anthelix:

Corpus:

a) Form (Längsprofil):
- bogenförmig (Abb. 9) . . . . . a_1
- fast gerade (Abb. 10) . . . . . a_2

b) Faltung (Querprofil):
- scharf profilierte Knorpelfalte (Tafel) . . . . . b_1
- rundlich profilierte Knorpelfalte (Abb 9) . . . . . b_2
- flach profilierte Knorpelfalte (Abb. 11, 2) . . . . . b_3

c) Verlauf gegen die Schenkel:
setzt sich als Oberschenkel fort (Abb. 9 u. Tafel) . . . . c_1
setzt sich als Unterschenkel fort (Abb. 11, 1) . . . . . c_2

Oberschenkel:
a) Faltung:
in gleicher Stärke wie beim Corpus (fast Tafel) . . . . a_1
etwas schwächer (Abb. 9) . . . . . a_2
ganz schwach (Abb. 11, 1) . . . . . a_3
aufgelöst (Abb. 11, 2) . . . . . a_4
b) Richtung:
nach vorne oben (Abb. 9; Abb. 11, 1) . . . . . b_1
fast senkrecht nach oben (Abb. 10, Tafel) . . . . . b_2

Unterschenkel:
a) Faltung:
schmale Leiste (Tafel, Abb. 9) . . . . . a_1
breite Falte (Abb. 10) . . . . . a_2
undeutlich (Abb. 11, 2) . . . . . a_3
b) Richtung:
nach vorne oben (Tafel) . . . . . b_1
fast wagrecht (Abb. 9) . . . . . b_2

Dritter Schenkel:
vorhanden *1*
nicht vorhanden *2*

Fossa triangularis:
rundlich breite Grube *1*
länglich schmale Grube (Tafel) *2*
undeutlich begrenzte, flache Delle (Abb. 11, 2) *3*

Anthelix-Helix:
Anthelixfalte überragt nach außen mit ihrem Relief den Helixrand (mit ihrem corpus, Oberschenkel, Unterschenkel) . *1*
Anthelixfalte wird vom Helixrand überragt (beim corpus, Oberschenkel, Unterschenkel) *2*
Anthelix und Helix überragen einander nicht *3*

Helix:

Schenkel:
a) Ursprung:
am vorderen Rand der Concha . . . . . a_1
in der Mitte der Concha (Abb. 9) . . . . . a_2
unter dem Anthelix (Abb. 10, Abb. 11, 1) . . . . . a_3
b) Richtung:
schräg nach vorne oben (Abb. 11, 1; Tafel) . . . . . b_1
fast horizontal (Abb. 10) . . . . . b_2
c) Form:
breite Leiste (Abb. 11, 1) . . . . . c_1
schmale Leiste (Abb. 10) . . . . . c_2
nur angedeutet (Abb. 9) . . . . . c_3

Verlauf der Helixkurve im vorderen, oberen und hinteren Abschnitt:
a) vorderer Abschnitt:
schräg nach vorne oben (Abb. 10) . . . . . a_1
vertikal (Abb. 11, 1) . . . . . a_2
schräg nach hinten oben (Abb. 11, 2) . . . . . a_3
b) oberer Abschnitt:
fast gerade (in die Kopfhaut hineingezogen) (Abb. 11, 1) . b_1
flacher Bogen (Abb. 11, 2) . . . . . b_2
runder Bogen (Abb. 9) . . . . . b_3

c) hinterer Abschnitt:
gekrümmt (Abb. 9, Abb. 10) . . . . . c_1
fast gerade (Abb. 11, 2) . . . . . c_2
d) Gesamtkurve:
kontinuierlich (Abb. 9, Abb. 10) . . . . . d_1
eckig (oben vorne, oben Mitte, oben hinten) (Abb. 11, 2) . d_2
e) höchster Punkt:
in der Mitte des oberen Abschnittes (Abb. 10) . . . . e_1
mehr nach vorne (Abb. 9) . . . . . e_2
mehr nach rückwärts . . . . . e_3
f) Darwin'sche Spitze:
deutlich . . . . . f_1
undeutlich . . . . . f_2
fehlend . . . . . f_3

Randbildung im vorderen, oberen und hinteren Abschnitt:
a) Form des Randes:
frei (vorne, oben, hinten) (Abb. 11, A) . . . . . a_1
verdickt (vorne, oben, hinten) (Abb. 11, B) . . . . . a_2
umgebogen (vorne, oben, hinten) (Abb. 11, C) . . . . . a_3
umgerollt (vorne, oben, hinten) (Abb. 11, D) . . . . . a_4
umgeklappt (vorne, oben, hinten) (Abb. 11, E) . . . . . a_5
b) Breite des umgebogenen, gerollten oder geklappten Randes:
schmal (vorne, oben, hinten) (Abb. 9 oben) . . . . . b_1
breit (vorne, oben, hinten) (Abb. 11, 1) . . . . . b_2
c) Verlauf der inneren Begrenzung des umgebogenen, gerollten oder geklappten Randes:
kontinuierlich gekrümmt (Abb. 11, 1) . . . . . c_1
geknickt (vorne, oben, hinten) (Abb. 10 vorne oben und oben hinten) . . . . . c_2
d) Konvexe Außenseite des umgebogenen, gerollten oder geklappten Randes:
glatt (Abb. 9 und Abb. 10) . . . . . d_1
gedellt (vorne, oben, hinten) (Abb. 11, 1) . . . . . d_2
e) Besondere Bildungen des umgebogenen, gerollten oder geklappten Randes:
kurze anschwellende Verbreiterung (vorne, oben, hinten) (Abb. 9) . . . . . e_1
kurze, knotenartige Verbreiterung (vorne, oben, hinten) . . e_2

Helix und oberer Ohransatz:
der obere Abschnitt der Helixkurve überragt den oberen Ohransatz stark (Abb. 9) *1*
der obere Abschnitt der Helixkurve überragt den oberen Ohransatz schwach (Abb. 10) *2*
der obere Abschnitt der Helixkurve überragt den oberen Ohransatz gar nicht (Abb. 11, 1) *3*

Furche zwischen Helix und Anthelix (Skapha):
a) Breite:
breit (Abb. 10) . . . . . a_1
schmal (Abb. 9) . . . . . a_2
b) Tiefe:
flach . . . . . b_1
tief gefurcht . . . . . b_2
c) Verlauf gegen das Läppchen:
setzt sich durch das ganze Läppchen fort (Abb. 11, 2) . . c_1
endet scharf im Läppchen . . . . . c_2
verliert sich allmählich im Läppchen (Abb. 10) . . . . c_3
endet vor dem Läppchen (Abb. 9) . . . . . c_4

Tragus:

a) Form:
- warzenförmige Knorpelerhebung (Abb. 10) . . . . . a_1
- gestreckt deutlich (Abb. 9) . . . . . a_2
- gestreckt flach (Abb. 11, 2) . . . . . a_3

b) Übertragus:
- oberhalb des Tragus noch eine zweite kleine Erhebung (Übertragus) (Abb. 10) . . . . . b_1
- kein Übertragus . . . . . b_2

c) räumliche Lage:
- etwa in der Fläche der Wange . . . . . c_1
- nach außen gebogen . . . . . c_2

d) Richtung seiner Anlage:
- vertikal (Abb. 11, 1) . . . . . d_1
- schräg nach hinten oben (Abb. 9) . . . . . d_2
- schräg nach vorne oben . . . . . d_3

e) Verlauf gegen den Helixschenkel:
- deutlich vom Helixschenkel getrennt durch die incisura anterior (Abb. 9) . . . . . e_1
- den Helix berührend (Abb. 11, 1) . . . . . e_2
- in den Helixschenkel übergehend (Abb. 10) . . . . . e_3

f) Behaarung:
- behaart . . . . . f_1
- unbehaart . . . . . f_2

Antitragus:

a) Form:
- knopfartige Knorpelerhebung (Abb. 9) . . . . . a_1
- gestreckt deutliche Knorpelerhebung (Abb. 11, 1) . . . . . a_2
- gestreckt flache Knorpelerhebung (Abb. 11, 2) . . . . . a_3

b) räumliche Lage:
- etwa in der Höhe des corpus anthelicis . . . . . b_1
- nach außen gebogen . . . . . b_2

c) Richtung seiner Gesamtanlage:
- schräg nach vorne unten (Abb. 9) . . . . . c_1
- fast horizontal (Abb. 10) . . . . . c_2

d) Verlauf gegen den Anthelix:
- kontinuierlich übergehend (Abb. 9) . . . . . d_1
- winkelig übergehend (Abb. 10) . . . . . d_2

Incisura intertragica:

a) Stärke:
- deutlich (Abb. 9, Abb. 11, 1) . . . . . a_1
- undeutlich (Abb. 11, 2) . . . . . a_2

b) Form:
- Vförmig (Abb. 11, 2) . . . . . b_1
- Uförmig (Abb. 10) . . . . . b_2
- hufeisenförmig (Abb. 9) . . . . . b_3

c) Länge:
- lang (Abb. 9, Abb. 11, 1) . . . . . c_1
- kurz (Abb. 10) . . . . . c_2

d) Breite:
- weit (Abb. 10, Abb. 11, 2) . . . . . d_1
- eng (Abb. 11, 1) . . . . . d_2

e) Richtung:
- fast senkrecht . . . . . e_1
- schräg nach vorne unten (Abb. 9, Abb. 11, 1) . . . . . e_2
- fast horizontal . . . . . e_3

Läppchen:

a) Größe:
- groß (Abb. 10) . . . . . a_1
- klein (Abb. 11, 1) . . . . . a_2

b) Länge:
- lang (Abb. 9, Abb. 10) . . . . . b_1
- kurz (Abb. 11, 1) . . . . . b_2

c) Breite:
- breit (Abb. 10, Abb. 11, 2) . . . . . c_1
- schmal (Abb. 11, 1) . . . . . c_2

d) Form:
- zungenförmig (Abb. 9, Abb. 10) . . . . . d_1
- viertelkreisförmig (Abb. 11, 2) . . . . . d_2
- dreieckig (Abb. 11, 1) . . . . . d_3

e) Stellung:
- in der Ebene des gesamten Ohres . . . . . e_1
- von der Ebene des gesamten Ohres nach vorne herausgedreht (abstehend) . . . . . e_2

f) Verwachsung mit der Wangenhaut:
- frei hängend (Abb. 9, Abb. 10) . . . . . f_1
- teilweise verwachsen . . . . . f_2
- ganz angewachsen (Abb. 11, 2) . . . . . f_3
- in die Wangenhaut gezogen (Abb. 11, 1) . . . . . f_4

g) Stufung:
- gegen Helix und Anthelix abgestuft (Abb. 9) . . . . . g_1
- in den Helix und Anthelix allmählich übergehend (Abb. 10) . . . g_2

h) Furchung:
- vertikal gefurcht . . . . . h_1
- schräg gefurcht . . . . . h_2
- runzelig . . . . . h_3
- glatt . . . . . h_4

i) Behaarung:
- behaart . . . . . i_1
- unbehaart . . . . . i_2

Gesamteindruck des äußeren Ohres:

a) Größe:
- groß . . . . . a_1
- klein . . . . . a_2

b) Gestalt:
- rundlich-breit (Abb. 11, 1) . . . . . b_1
- länglich-schmal (Abb. 9) . . . . . b_2

c) Richtung der Ohrbasis:
- schräg nach unten vorne . . . . . c_1
- vertikal . . . . . c_2
- schräg nach oben vorne . . . . . c_3

d) Stellung des Tragion zur Profilmittellinie:
- Tragion in der Profilmittellinie liegend . . . . . d_1
- Tragion vor der Profilmittellinie liegend . . . . . d_2
- Tragion hinter der Profilmittellinie liegend . . . . . d_3

e) Lage des höchsten Punktes:
- in einer horizontalen Ebene durch den äußeren Augenwinkel . . . e_1
- in einer horizontalen Ebene durch die Glabella . . . . . e_2
- dazwischen liegend . . . . . e_3

f) Lage des tiefsten Punktes:
in einer horizontalen Ebene durch das Subnasale . . . . . f_1
höher . . . . . f_2
tiefer . . . . . f_3

g) Entfernung des Anthelix-Unterschenkels vom Scheitel der Helixkurve:
kleiner als ein Drittel der physiognomischen Ohrlänge . . . . . g_1
gleich einem Drittel der physiognomischen Ohrlänge . . . . . g_2
größer als ein Drittel der physiognomischen Ohrlänge . . . . . g_3

h) Teilung durch die Ohr-Augenebene:
oberer Teil höher (Abb. 11, 1) . . . . . h_1
unterer Teil höher (Tafel) . . . . . h_2
beide Teile ungefähr gleich hoch (Abb. 9) . . . . . h_3

i) Stellung:
anliegend (oben, in der Mitte, unten) . . . . . i_1
wenig abstehend (oben, in der Mitte, unten) . . . . . i_2
stark abstehend (oben, in der Mitte, unten) . . . . . i_3

k) Vordere Tragusfalten (Furchen):
vorhanden . . . . . k_1
nicht vorhanden . . . . . k_2

l) Asymmetrie:

Eintragung in das Beobachtungsblatt.

Das äußere Ohr.

Concha:	a_1 (b_1) c_2 d_3
Anthelix:	
Corpus:	a_1 b_1 c_1
Oberschenkel:	a_1 b_1
Unterschenkel:	a_1 b_1
3. Schenkel:	*2*
Fossa triang.:	*2*
Anth.-Helix:	(*1*) [corp.] *2* [Obersch. u. Untersch.]
Helix:	
Schenkel:	a_3 b_1 c_2
Helixkurve:	a_2 b_3 c_1 d_1 e_1 f_3
Randbildung:	(a_3) [v. o. h.] b_3 [v. o. h.] c_2 [h.] d_1
H.u.ob.Ohransatz:	*2*
Skapha:	a_2 b_2 c_4
Tragus:	a_3 b_2 c_1 d_2 e_1 f_2
Antitragus:	a_2 b_1 c_1 (d_2)
Inc. intertragica:	a_1 b_2 (c_1) (d_1) e_2
Läppchen	a_1 b_1 c_1 d_1 e_1 f_3 g_1 h_4 i_3
Gesamteindruck:	(a_1) b_2 c_1 d_2 e_1 f_3 g_1 h i_3 k_1
Asymmetrie: linkes Ohr mehr abstehend	

Die Weichteile der Augengegend.

Von Dr. Hella Pöch.

Die Weichteile der menschlichen Lidgegend sind schon mehrfach Gegenstand von Untersuchungen gewesen, zuletzt an dem mannigfachen Menschenmaterial aus Osteuropa, das sich in den deutschen und österreichischen Kriegsgefangenenlagern zusammengefunden hatte. Die Beobachtungen wurden in dem von Rudolf Pöch und Josef Weninger verfaßten Lidschema „Merkmale der Augenlider“[1]) niedergelegt, auf welches nachdrücklich verwiesen sei. Die Versuche, die Eigentümlichkeiten der Lidbildung eingehender aufzunehmen und womöglich zeichnerisch festzuhalten, reichen bei Rudolf Pöch allerdings schon viel weiter zurück, in die Jahre 1907—1909, welche der Erforschung der Buschmänner[2]) galten. Auf seinen nachgelassenen Meßblättern von den Buschmännern finden sich zahlreiche Bemerkungen über eine tief herabhängende, den äußeren Lidwinkel verdeckende Hautfalte, nach v. Arldt „Deck-

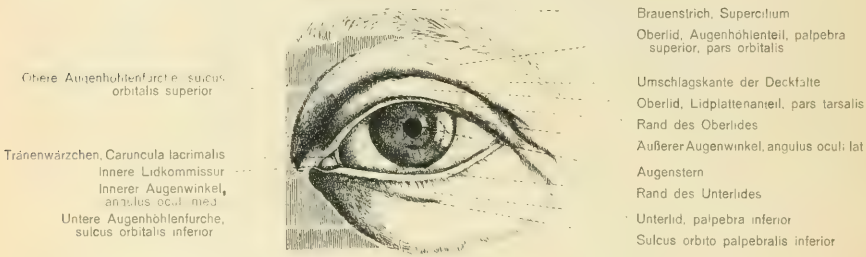


Abb. 12. Geöffnete Lidspalte eines Auges von links.

falte“ genannt, welche dem Buschmannauge äußerlich etwas Mongolenähnliches verleiht, sich aber, zergliedert man sie in ihre Bestandteile, als eine dem Mongolenauge geradezu entgegengesetzte Bildung erweist. — Die Aufstellung eines Lidschemas war wohl erst die Frucht vergleichender Rassenstudien, wie sie in den erwähnten Lagern möglich waren. Die große Anzahl mongolider Typen aus Osteuropa ließ vor allem eine nähere Untersuchung des Mongolenauges und verwandter Bildungen zu und die Stärke des Lidschemas von 1916 liegt geradezu in der klassischen Zerlegung des Mongolenauges in seine charakteristischen Teile, wie denn dieses Schema und alle anderen von beiden Verfassern nach dem anatomischen Bau der Regionen gegliedert wurde.

Wenn ich mir nun erlaube, im folgenden eine Erweiterung des bereits bekannten Lidschemas zu bringen, so geschieht dies mit dem Wunsche, es dadurch einerseits zur Aufnahme eines größeren Kreises von Rassen und Rassenmischungen, anderseits durch manche Details für die Familienforschung brauchbar zu machen. Meine eigenen Beobachtungen sind mit denen des alten Schemas so verquickt worden, daß nur die Reihenfolge der Abschnitte desselben geändert wurde; bloß die Unterteilung „Form der Lidspalte“ mußte ganz fallen gelassen werden. Es liegt in der Natur von

[1]) Rudolf Pöch, 1916, II. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 46. Bd., S. 119.

[2]) Rudolf Pöch, 1911, Die Stellung der Buschmannrasse unter den übrigen Menschenrassen. Korr.-Blatt d. Deutsch. Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch., XLII. Jahrg., S. 75.

Richtlinien, daß sie mehr anregend wirken sollen; als etwas Abgeschlossenes dürfen sie nicht betrachtet werden. Es kann nie genug Einzelbeobachtung zur Schulung des Blickes beitragen — und dadurch zur Entdeckung des wahrhaft Charakteristischen führen. Die Erfahrung lehrt dann, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen.

Die Betrachtung der Merkmale der Augenregion muß sich naturgemäß an die anatomisch zusammengehörenden Gebilde der Lidspalte und ihrer Nachbarschaft halten. Auf welche Gegenden es bei der anthropologischen Aufnahme ankommt, soll auf den beiden Skizzen Abb. 12 und Abb. 13 dargetan werden. In Abb. 12 ist die geöffnete Lidspalte eines linken Auges abgebildet; sie wird von den Rändern des Ober- und des Unterlides begrenzt, welche nasenwärts im inneren, schläfenwärts im äußeren Lid- oder Augenwinkel zusammenstoßen. Im inneren Lidwinkel liegt das Tränenwärzchen; beide Lider bestehen aus zwei Abschnitten, einem, der Lidspalte genäherten, welcher durch derb bindegewebige Lidplatten eine gewisse Festigkeit erhält, es ist der „Lidplattenanteil" — und einem zweiten davon entfernten, welcher durch das

Abb. 13. Geschlossene Lidspalte eines Auges von links.

Vorhandensein mehr minder lockerer Haut, die den Augenhöhlenrand überzieht, charakterisiert wird, „Augenhöhlenanteil". Im vorliegenden Falle sind diese beiden Abschnitte nur in bezug auf das Oberlid wichtig. Die vordere, durch die äußere Haut gebildete Fläche der Lider geht nach oben zu in die Haut der Brauengegend mit den härenen Brauen über, nach unten in die Haut der Wange.

Von besonderem Interesse für den Anthropologen ist der Lidplatten- und Augenhöhlenanteil des Oberlides. Die lockere Haut des Augenhöhlenanteils neigt nicht selten zur Entwicklung einer Falte, welche von verschiedener Schwere und Fettpolsterung sein kann und sich auf den Lidplattenanteil herabsenkt. In einem solchen Falle spricht man dann von einer „Deckfalte", welchen Ausdruck, wie schon erwähnt, zuerst v. Arldt angewendet hat. Diese Deckfalte kann sich in der ganzen Ausdehnung der Lidspalte, also ihrer anatomischen „Länge" entsprechend, entwickeln oder aber erst oberhalb der Mitte derselben; sie kann auch an den Rand des Oberlides herantreten und wenn sie über den inneren Augenwinkel herabreicht, so wird sie zur besonderen „Randfalte". Auf alle diese Möglichkeiten nimmt das Schema von 1916 schon Rücksicht. — Wie jede Falte, so hat auch die Deckfalte Ursprung, Umschlag und Ansatz. Ursprung und Umschlag sind von außen stets sichtbar, nicht aber der Ansatz, welcher sich erst am geschlossenen Auge (Abb. 13) in einer Furche, „sulcus orbito-palpebralis" nach Sappey[1]), äußert. Am offenen Auge

[1]) Henle, Lehrbuch der systematischen Anatomie, 1868, II. Bd., S. 697.

sieht man in der Regel nur die Umschlagskante. Man tut daher gut, bei der Untersuchung stets auch einmal die Lider vom zu Untersuchenden schließen zu lassen, um Länge bzw. auch oft überhaupt Vorhandensein einer Deckfalte feststellen zu können.[1])

Dies ist aber nicht die einzige Form, in welcher sich der Augenhöhlenteil des Oberlides dem vergleichenden Beobachter darbietet. Es kann die Faltung der Haut in diesem Abschnitt völlig fehlen; die äußere Lidhaut legt sich vielmehr an ihre Unterlage faltenlos und recht straff an. Sie überzieht den oberen Rand der Augenhöhle und senkt sich leicht absteigend in deren Inneres, bis sie auf die Oberfläche des Augapfels zu liegen kommt; der Übergang wird durch einen tiefen und langen sulcus orbitalis superior, wie mir ihn zu nennen Hofrat Ernst Fuchs vorschlug, gekennzeichnet. Weist ein Lid eine mehr minder entwickelte Deckfalte auf, so ist der Lidplattenteil des Oberlides ganz oder teilweise von ihr bedeckt. Ist aber der sulcus orbitalis superior ausgebildet und der Augenhöhlenteil ohne jede Faltung, so

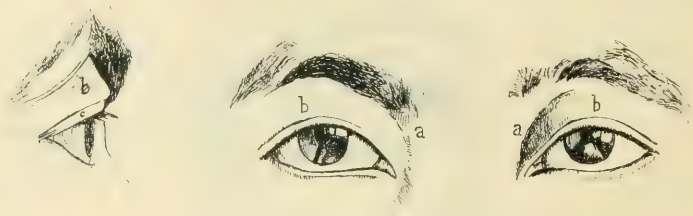


Abb. 14. Augen eines Annamiten aus Tonkin.
a sulcus orbitalis, *b* Deckfalte, *c* Lidplatte des Oberlides.

tritt der Lidplattenteil in seiner ganzen Länge und Tiefe zutage, was dem Auge etwas ungemein Charakteristisches verleiht. Läßt man das deckfaltenlose Lid schließen, so wird der sulcus orbitalis etwas seichter.

Veranlaßt man Individuen mit einer Deckfalte, die Lider zu schließen, so spannt sich die Deckfalte aus und der natürlich auch vorhandene sulcus orbitalis superior wird sichtbar. Manchmal ist er schon bei geöffnetem Auge zu bemerken, und zwar im oberen inneren Winkel der Augenhöhle, sobald das darüber liegende Gewebe der Deckfalte sehr dünn und der Augapfel recht vortretend ist; der mittlere und der äußere seitliche Abschnitt des sulcus orbitalis ist von der Deckfalte zugedeckt.

Der Ausdruck sulcus orbito-palpebralis superior soll ausschließlich auf die Hautfurche der Deckfalte beschränkt bleiben, die Bezeichnung sulcus orbitalis superior sei für die Charakterisierung des deckfaltenlosen Oberlides angewendet, denn im großen und ganzen schließt ein langer tiefer sulcus orbitalis die Deckfalte aus, da beide das Ergebnis ganz bestimmter entgegengesetzter Bauverhältnisse der Augenhöhle sind. Um so mehr muß aber das Schema auf sie und ihr gegenseitiges Ver-

[1]) Meine Beobachtungen bezüglich der Alters- und Abmagerungserscheinungen am Lide sind folgende: ehemals fettgepolsterte Deckfalten legen sich in schlaffe, runzelige Falten von beträchtlicher Ausdehnung; sie reichen dann tiefer herab als im fettgefüllten Zustande. Ganz kurze Deckfalten können sich am offenen Auge ausgleichen und nur den sulcus orbitalis sehen lassen, daher schließe das zu untersuchende Individuum die Augen und man fahnde nach dem sulcus orbito-palpebralis. Bei fehlender Deckfalte vertieft sich im Alter oder nach Abmagerung der sulcus orbitalis.

halten Rücksicht nehmen, als damit rassenhafte Gegensätze zu Ausdruck kommen. — Im Zusammenhang damit sei darauf verwiesen, daß in bezug auf die Fettgewebe des Lides in der anatomischen Literatur Unstimmigkeiten herrschen, was meines Erachtens darauf zurückzuführen ist, daß am europäischen Untersuchungsmaterial sowohl Lider mit Deckfalte als auch ohne jede Deckfalte vorkommen. Schon Adachi [1]) macht darauf aufmerksam, ohne aber den sulcus orbitalis als Rassenmerkmal zu

Abb. 15. Augen eines Inders aus Kalkutta.
a sulcus orbitalis sup., *b* Lidplatte des Oberlides.

kennen; er zitiert z. B. Toldt [2]), vgl. auch Rauber-Kopsch [3]). Der „japanische" Typ des japanischen Lides ist von Adachi geschildert worden und genügend bekannt, um hier wiederholt zu werden; das Eigenartige am histologischen Bau ist, daß die vorderen oberen Sehnenenden des musc. levator palpebrae sup. sehr nahe dem freien Lidrande, beim „europäischen" Typ des japanischen Lides weiter oben zwischen den Bündeln des musc. orbic. oculi zum Subkutangewebe der Lidhaut hin-

Abb. 16. Augen eines Ukrainers aus Podolien.
a Deckfalte, *b* Lidplatte des Oberlides.

durchziehen. Eine noch viel größere Entfernung der Anheftung vom Lidrande zeigt nun ein Sagittalschnitt des oberen Lides bei Merkel und Kallius [4]), was darauf schließen ließe, daß es sich hier um den Schnitt durch ein deckfaltenloses Lid

[1]) Buntaro-Adachi, Dr.: 1906, Mikroskopische Untersuchungen über die Augenlider der Affen und der Menschen. Mitt. med. Fak. Tokyo.
[2]) Toldt Carl: 1908, Anatomischer Atlas, Wien, *H.* Die Lehre v. d. Sinneswerkzeugen, Abb. 1386.
[3]) Rauber-Kopsch: 1920, Lehrbuch der Anatomie des Menschen, 6. Abt., S. 152 u. S. 153.
[4]) Handbuch der gesamten Augenheilkunde von Graefe-Saemisch, Leipzig 1910, Kapitel I, Merkel und Kallius, Makroskopische Anatomie des Auges, S. 89.

handeln könnte. Die vordere obere Sehne des mucs. levator palp. sup. steigt nämlich nicht an der Vorderfläche des Tarsus hinab und entsendet von da ihre Enden zur Lidhaut, sondern geht weit oberhalb des Oberrandes des Tarsus direkt in das Subkutangewebe ein, in dem sie sich schief absteigend auffasert; wo stärkere Züge einstrahlen, gibt es an der Außenseite leichte Falten und einen Sulcus. Zwei Drittel des Tarsusteiles des Lides erhalten keine Sehnenfasern und bleiben glatt. Nach dieser Abschweifung, welche zum Zweck hatte, auf die histologischen Unterschiede am Lide, die einer näheren Untersuchung von seiten des Fachmannes wert wären, hinzuweisen, kehren wir schließlich zum Lidschema zurück!

Voraussetzung für die Beurteilung der Lidspalte nach den Leitlinien ist ein heller Raum, das Individuum muß ungeblendet und ungezwungen geradeaus blicken. Man beobachte zuerst das Auge von vorne, dann von der Seite. Zuerst bestimmt man Lage, Länge und Höhe der Lidspalte, dann die Lage des Augensternes, seine Bedeckung durch den oberen und unteren Lidrand. An Stelle der „Form der Lid-

Abb. 17. Augen eines Singhalesen aus Colombo.
a sulcus orbitalis sup.

spalte" (mandelförmig, spindelförmig) ist diese Zerlegung eingeführt worden, wozu noch die Bestimmung vom tiefsten Punkt der Schweifung des unteren Lidrandes gehört. Die Betrachtung von Deckfalte, Randfalte und oberer Augenfurche beschließt die Aufnahme.

An vier Beispielen sollen sulcus orbitalis superior und Deckfalte kurz vorgeführt werden; gewählt wurden möglichst auseinanderliegende Fälle.

Abb. 14, Auge eines Annamiten aus Tonkin. In der Ansicht von vorne eine weit herabreichende Deckfalte, die den Lidrand in der Mitte frei läßt und sich zum inneren Augenwinkel hinabsenkt. Die Höhe des Oberlides ist groß. Der viertelkreisförmige sulcus orbitalis ist bis zur Mitte des Brauenstriches angedeutet sichtbar. In der Seitenansicht tritt das charakteristische Vorquellen des Augapfels in Erscheinung.

Abb. 15, Augen eines Inders aus Kalkutta. In der Ansicht von vorne bemerkt man einen halbkreisförmigen, ziemlich tief eingeschnittenen sulcus orbitalis von beträchtlicher projektivischer Entfernung vom Brauenstrich; der Lidplattenteil liegt in seiner ganzen Ausdehnung zutage, was in der Seitenansicht noch besser zu beobachten ist.

Abb. 16, Augen eines Ukrainers aus Podolien. In der Vorderansicht fällt eine den Lidrand frei lassende Deckfalte auf; ein sulcus orbitalis ist nicht zu sehen, da die Deckfalte lang und fettgefüllt und der Augapfel tiefliegend ist.

Abb. 17, Augen eines Singhalesen aus Colombo. Der Rand des Oberlides ist dem Brauenstrich ganz außerordentlich nahe gerückt. Deckfalte fehlt, der sulcus

orbitalis ist tief eingeschnitten, der Orbitarand hebt sich seitlich markant ab. Die Augen liegen tief in den Höhlen, von der Seite gesehen, stoßen Wimpern und Brauenhaare fast aneinander. Die übrigen Eigentümlichkeiten der eben vorgeführten Lidspalten lassen sich in Kürze an der Hand des Schemas ausdrücken.

Bevor ich nun die Anleitung zur Aufnahme des Lides anschließe, möchte ich an dieser Stelle Herrn Dr. Josef Weninger meinen herzlichsten Dank für seine Mithilfe an ihrem Zustandekommen aussprechen!

Die Weichteile der Augengegend.

Lidspalte:

a) Lage:

Lidspalte verläuft schräg von außen oben nach innen unten . . . a_1
Lidspalte verläuft gerade . . . . . a_2
Lidspalte verläuft schräg von innen oben nach außen unten . . . a_3

b) Länge:

Lidspalte ist kurz . . . . . b_1
Lidspalte ist mäßig lang . . . . . b_2
Lidspalte ist lang . . . . . b_3

c) Höhe:

Lidspalte ist eng . . . . . c_1
Lidspalte ist mäßig weit geöffnet . . . . . c_2
Lidspalte ist weit geöffnet . . . . . c_3

Innerer Lidwinkel:

a) Winkelgröße:

weitwinkelig . . . . . a_1
engwinkelig . . . . . a_2

b) Innere Lidkommissur:

spitz . . . . . b_1
rund . . . . . b_2
schnabelförmig geschweift . . . . . b_3

Oberlid:

a) Höhe (Entfernung Lidrand — Brauenstrich):

sehr gering . . . . . a_1
gering . . . . . a_2
mittel . . . . . a_3
groß . . . . . a_4

b) Teilung:

bildet eine obere Augenfurche (sulcus orbitalis superior) . . . . . b_1
entwickelt eine Deckfalte[1]) . . . . . b_2

c) Lidplattenabschnitt:

von geringer Höhe . . . . . c_1
von mittlerer Höhe . . . . . c_2
von großer Höhe . . . . . c_3

d) Augenhöhlenabschnitt:

von geringer Höhe . . . . . d_1
von mittlerer Höhe . . . . . d_2
von großer Höhe . . . . . d_3

[1]) Wenn Deckfalte und sulcus orbitalis nebeneinander vorkommen, so ist anzugeben, wie hoch der sulcus orbitalis vom inneren Winkel aus sichtbar ist.

Sulcus orbitalis superior:

a) Stärke:

sehr tief eingeschnitten bei deutlich sich abhebendem Orbitarand . a_1
tief eingeschnitten . . . . . a_2
mäßig tief eingeschnitten . . . . . a_3
angedeutet . . . . . a_4
fehlend . . . . . a_5

b) Tief in bezug auf die Brauenbögen:

schwach zurückliegend . . . . . b_1
mäßig zurückliegend . . . . . b_2
stark zurückliegend . . . . . b_3

c) Form:

halbkreisförmig . . . . . c_1
viertelkreisförmig . . . . . c_2

Deckfalte:

a) Deckfalte — Oberlid:

Deckfalte bedeckt den Rand des Oberlides[1]) . . . . . a_1
Deckfalte läßt den Lidrand frei[2]) . . . . . a_2

b) Deckfalte — äußerer Augenwinkel:

Deckfalte verstreicht außerhalb des äußeren Augenwinkels . . . . b_1
Deckfalte verdeckt den äußeren Augenwinkel[3]) . . . . . b_2

c) Deckfalte — innerer Augenwinkel:

Deckfalte verstreicht oberhalb des inneren Augenwinkels . . . . c_1
Deckfalte senkt sich bis zum inneren Augenwinkel, verstreicht aber nasalwärts von demselben . . . . . c_2
Deckfalte senkt sich bis zum inneren Augenwinkel und tangiert die innere Lidkommissur[4]) . . . . . c_3

Randfalte:

a) Randfalte — Deckfalte:

Randfalte geht aus der Deckfalte hervor[5]) . . . . . a_1
Randfalte beginnt unter der Deckfalte[6]) . . . . . a_2
Randfalte beginnt über der Deckfalte[7]) . . . . . a_3

b) Randfalte — innerer Augenwinkel:

Randfalte reicht über den inneren Augenwinkel und geht in die seitliche Nasenhaut über . . . . . b_1
Randfalte reicht über den inneren Augenwinkel und erstreckt sich auf das Unterlid . . . . . b_2
Randfalte endet im inneren Augenwinkel . . . . . b_3

[1]) Ungleiches Verhalten beider Augen in bezug auf ein Merkmal wäre durch ein vor das Zeichen gesetztes r (rechts) oder l. (links) anzugeben.

[2]) Weitere hieher gehörige Einzelheiten, die nicht in dem Schema enthalten sind: Der ganze Lidrand kann von der Deckfalte bedeckt sein oder nur der mittlere oder äußere Teil; die Deckfalte kann sich im untersten Abschnitte des Tarsalteiles des oberen Lides bilden (wie z. B. beim Japaner) oder weiter oben; die Deckfalte kann von einer einfachen, doppelten oder mehrfachen Hautduplikatur gebildet werden.

[3]) Hieher würde auch ein pathologisches Epiblepharon gehören.

[4]) Es kann auch ein Hautfältchen da sein, welches die innere Lidkommissur tangiert, aber nicht aus der Deckfalte hervorgeht, sondern unter derselben entspringt; bedeckt jedoch dieses Fältchen die Lidkommissur, so ist es eine Randfalte.

[5]) Epicanthus tarsalis Mongolenfalte.

[6]) Und setzt sich meist in einer zarteren, zweiten, unter der ersten liegenden Hautfalte fort.

[7]) Hieher würde auch ein pathologischer Epicanthus supraciliaris und palpebralis gehören, ebenso eine senile oder durch krankhafte Faltenbildung verursachte Epikanthis (Epicanthus acquisitus).

c) Randfalte — Caruncula lacrimalis:
Randfalte verdeckt die Caruncula lacrimalis ganz . . . . . c_1
Randfalte verdeckt die Caruncula lacrimalis teilweise . . . . . c_2
Randfalte läßt die Caruncula lacrimalis frei . . . . . c_3

Augenstern:

a) Lage in der Lidspalte:
Augenstern liegt näher dem inneren Winkel . . . . . a_1
Augenstern liegt in der Mitte der Lidspalte . . . . . a_2
Augenstern liegt näher dem äußeren Winkel . . . . . a_3

b) Augenstern — Oberlidrand:
Oberer Lidrand überdeckt einen Teil des Augensternes . . . . . b_1
Oberer Lidrand reicht bis zum Außenrand des Augensternes . . . b_2
Oberer Lidrand läßt den Außenrand des Augensternes frei . . . . b_3

c) Augenstern — Unterlidrand:
Unterer Lidrand überdeckt einen Teil des Augensternes . . . . . c_1
Unterer Lidrand reicht bis zum Außenrand des Augensternes . . . c_2
Unterer Lidrand läßt den Außenrand des Augensternes frei . . . c_3

d) Augenstern — Schweifung des unteren Lides:
Tiefste Ausladung der Schweifung des unteren Lidrandes liegt seitlich innen vom Augenstern . . . . . d_1
Tiefste Ausladung der Schweifung des unteren Lidrandes liegt unterhalb des Augensternes . . . . . d_2
Tiefste Ausladung der Schweifung des unteren Lidrandes liegt seitlich außen vom Augenstern . . . . . d_3

Augapfel:

a) Größe:
klein . . . . . a_1
mittel . . . . . a_2
groß . . . . . a_3

b) Lage:
tiefliegend . . . . . b_1
normalliegend . . . . . b_2
vorquellend . . . . . b_3

Brauenstrich:
winkelig *1*
flachbogig *2*
halbkreisförmig *3*

Gesamteindruck der Weichteile der Augengegend:

a) Faltenbildung des Oberlides:
faltig . . . . . a_1
faltenlos . . . . . a_2

b) Vorwölbung des Augapfels:
tiefliegend . . . . . b_1
vortretend . . . . . b_2

c) Symmetrie der Augengegend:
symmetrisch . . . . . c_1
unsymmetrisch . . . . . c_2

d) Augenhöhle:
länglich . . . . . d_1
rundlich . . . . . d_2
gedrückt . . . . . d_3
offen . . . . . d_4

Eintragung in das Beobachtungsblatt.

Die Weichteile der Augengegend.

	Annamite	Inder	Ukrainer	Singhalese	Imeretiner[1])
Lidspalte	$a_1\ b_3\ c_2$	$a_1\ b_3\ c_3$	$a_1\ b_2\ c_2$	$a_1\ b_3\ c_1$	$a_1\ b_3\ c_2$
Innerer Lidwinkel	$a_2\ b_3$	$a_2\ b_1$	$a_2\ b_1$	$a_2\ b_1$	$a_2\ b_1$
Oberlid	$a_4\ b_1\ \mathbf{b_2}\ c_1\ d_3$	$a_4\ \mathbf{b_1}\ c_2\ d_2$	$a_3\ \mathbf{b_2}\ c_1\ \mathbf{d_2}$	$\mathbf{a_1\ b_1\ c_1}\ d_1$	$a_2\ b_2\ c_1\ d_2$
Sulcus orbitalis superior	a_4	$a_2\ b_2\ c_1$	–	$\mathbf{a_1\ b_3}\ c_1$?	a_3
Deckfalte	$a_2\ b_1\ c_3$	—	$a_2\ b_1\ c_2$	–	a_1 [rechts] a_2 [links] $b_1\ c_2$
Randfalte	$b_2\ c_3$	–	—	—	—
Augenstern	$a_1\ b_1\ \mathbf{c_3}\ d_2$	$a_1\ b_1\ \mathbf{c_2}\ d_3$	$a_1\ b_1\ \mathbf{c_2}\ d_2$	$a_2\ b_1\ c_3\ d_3$	$a_1\ b_1\ c_2\ d_1$ [rechts] d_3 [links]
Augapfel	$a_3\ b_3$	$a_3\ b_3$	$a_2\ b_2$	$a_1\ b_1$	$a_3\ b_2$
Brauenstrich	*1*	*2*	*2*	*2*	*2*
Gesamteindruck	$a_1\ b_2\ c_1\ d_2\ d_1$	$a_4\ b_2\ c_1\ d_1\ d_4$	$a_1\ b_1\ c_1\ d_1\ d_3$	$\mathbf{a_2\ b_1}\ c_1\ d_1\ d_3$	$a_1\ b_1\ c_2\ d_1$

[1]) Annamite, Inder, Ukrainer und Singhalese sind auf den Textfiguren, der Imeretiner auf der Tafel dargestellt.

Georgier (Imeretiner) Süd-Kaukasien.

Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien

LITERATURBERICHTE.

15. **Bauer, Dr. Julius** (Wien): *Die konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten.* Berlin (Julius Springer) 1924. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 69 Abbildungen.

Einer Empfehlung bedarf dieses Buch wohl nicht mehr. Wenn es hier im Rahmen einer anthropologischen Zeitschrift eine ausführliche Besprechung erfährt, so geschieht dies deswegen, weil dieses Werk, von umfassenden biologischen Gesichtspunkten aus geschrieben, eine Unmenge von Tatsachen enthält, welche für die anthropologische Arbeit von Bedeutung sind und zahlreiche Daten bringt, die sich auf die Exterieurkunde beziehen. Im einleitenden Abschnitte wird der Konstitutionsbegriff erörtert, wobei sich Bauer der Tandlerschen Einteilung in Konstitution und Kondition anschließt. Der Anwendung der Mendelschen Gesetze auf den Menschen steht Bauer etwas skeptisch gegenüber. Insbesondere deswegen, weil wir gerade beim Menschen gesehen haben, daß es eine absolute Dominanz bzw. Rezessivität der Erbanlagen nicht gibt. Die Dominanz kann im Laufe des individuellen Lebens Änderungen aufweisen und viele Merkmale haben während des individuellen Lebens eine verschiedene Manifestationszeit. Nach Untersuchungen von G. Klein hat auch das Zeugungsalter der Eltern, vor allem das der Mutter und dessen Verhältnis zum Alter dès Vaters für das Prävalenzverhältnis bestimmter Erbanlagen Bedeutung und können bei im Vergleich zu jenem des Vaters vorgeschrittenem Alter der Mutter deren dominante Erbanlagen zur rezessiven werden. Auch die vielen beim Menschen vorhandenen polygenen Erbanlagen verschleiern die Einsicht in den Erbgang. In der letzten Zeit ist es in der anthropologischen Literatur üblich geworden, mit apodiktischer Sicherheit zu behaupten, daß es eine Vererbung erworbener Eigenschaften nicht gebe. Dagegen sprechen nun denn doch einige experimentelle Erfahrungen der jüngsten Zeit, die auf dem Umwege über das endokrine System eine Vererbung erworbener Eigenschaften wahrscheinlich machen.[1])

Die Beurteilung der einzelnen Konstitutionen ist in der Klinik naturgemäß mit Werturteilen verbunden. Werturteile, denen die beschreibende Naturgeschichte des Menschen, die Anthropologie, nicht immer folgen muß. Soweit es sich um die Beurteilung der Konstitution auf Grund von Exterieurmerkmalen handelt, ist ebenfalls Zurückhaltung geboten. Bauer weist darauf hin, daß nach Lundborg in Schweden die Dunkeläugigen im allgemeinen die geringere Lebenstüchtigkeit und größere Sterblichkeit aufweisen als wie die Hellen, während in Frankreich und Italien das Gegenteil der Fall ist. Extreme Varianten sind immer minderwertig. Dafür haben wir auch zahlreiche Beispiele aus der Tierwelt. Die Konstitutionsforschung weist uns übrigens auf Konstitutions- und Rassenunterschiede, die bisher wenig berücksichtigt wurden. So zeigte K. Landsteiner, daß das Blutserum gewisser gesunder Menschen die Blutkörperchen gewisser anderer

Die injizierten Kaninchenmütter zeigten keinerlei Augenerkrankungen, wohl aber wiesen 9 von 61 Jungen verschiedene Defekte der Augen (Katarakt, Verkleinerung der Linse, Kolobom der Iris, Mikrophthalmus usw.) auf, die sich durchwegs auf die cytotoxische Beeinflussung der Linse embryogenetisch zurückführen ließen. Diese Augenveränderungen vererbten sich auf die Nachkommen der Jungen (bisher bis zur achten Generation), und zwar sowohl der Weibchen wie der Männchen und zeigten einen rezessiven Erbgang. Bei entsprechenden Kontrolltieren war niemals eine Augenanomalie vorgekommen. Dagegen warf einmal auch eine aktiv mit Kaninchenlinse immunisierte Mutter ein augendefektes Junges. (S. 17.)

R. Otto konnte in jüngster Zeit nachweisen, daß gegen Rizin und Abrin immunisierte Mäuse, welche gegen intrakutane Injektion dieser Substanzen überempfindlich werden, die Überempfindlichkeit auf ihre Nachkommenschaft übertragen können. Da die Überempfindlichkeit auch vom Vater übertragen wird und da die Jungen von Müttern die Überempfindlichkeit aufweisen können, selbst wenn sie erst nach Abklingen der Immunität bei den Müttern geboren werden, so liegt die Annahme einer Induktion der Keimzellen im Sinne der Vererbbarkeit einer erworbenen Eigenschaft sehr nahe. (S. 18.)

[1]) Guyer und Smith immunisierten Hühner mit Kaninchenlinsen und injizierten die so gewonnenen Antisera trächtigen Kaninchen intravenös.

Menschen agglutiniert. Auf Grund dieses Verhaltens lassen sich vier Gruppen unterscheiden:[1])

Blutkörperchen	Serum			
Gruppe	1	2	3	4
1	—	..	+	+
2	—		..	.
3	—	. .		;
4	—			

Nimmt man nun an, daß die Agglutinabilität der Blutkörperchen der Gruppe 2 durch einen Faktor A, die der Gruppe 3 durch einen Faktor B beeinflußt wird, dann hat die Gruppe 1 beide Faktoren und die Gruppe 4 keinen. Nun hat sich gezeigt, daß bei den europäischen Rassen der Faktor A weit häufiger ist als der Faktor B ist, während der letztere bei den Indern stark dominiert.

Eine ausführliche Berücksichtigung findet das Problem des Infantilismus und des Senilismus. Es ist gar nicht von der Hand zu weisen, daß es partielle Infantilismen gibt, die uns als Rassenmerkmale imponieren, während anderseits bei anthropologischen Reihenuntersuchungen Individuen mitverwertet werden, die infolge ihrer durch Infantilismus bedingten Unterentwicklung die Mittelwerte drücken; wie der Wachstumsmodus bis zu einem gewissen Grade rassenmäßig bedingt ist, so gilt das gleiche auch für das Altern. Daß die Langlebigkeit vielfach familiär bedingt ist, steht fest. Nach H. M. Friedmann sollen die Juden, Skandinavier und Balkanvölker langlebige, die übrigen Südeuropäer kurzlebige Rassen sein. H. Gilford spricht direkt von einem Rassensenilismus und meint, daß manche Australstämme so frühzeitig altern, daß die Individuen um das 50. Jahr ihr Lebensende erreichen (?) Das Greisenalter pflegt den Habitus nach zwei verschiedenen Typen zu verändern, von denen der erstere durch Korpulenz, der letztere durch Magerkeit gekennzeichnet ist. Dieser letztere Typ scheint besonders bei den Naturvölkern häufig zu sein. Ein besonderes Interesse verdient vom Standpunkte der Merkmalsanalyse die Progerie. Es ist dies ein Zustand von Zwergwuchs, verbunden mit schon im Kindesalter auftretenden senilen Merkmalen. Alle diese Individuen haben eine Adlernase. Daraus geht hervor, wie Referent mit Nachdruck betonen möchte, daß bestimmte Nasenformen durch die Allgemeinkonstitution zumindest mitbedingt werden. Die verschiedenen bisher aufgestellten Typen normaler Konstitution vergleicht Bauer miteinander. (Siehe untenstehende Tabelle.)

Es sollen zwischen diesen Konstitutionstypen und den Rassentypen gewisse Beziehungen stehen. So entspricht nach Stern-Piper dem asthenischen Typus eine Gruppe der nordischen Rasse, dem pyknischen Typus die alpine Rasse. Anderseits soll der Typus respiratorius vorwiegend durch Nomaden und Gebirgsvölker repräsentiert werden.

Auf diesem Gebiete ist allerdings noch sehr viel zu arbeiten, denn es ist noch nicht zur Gänze geklärt, wie weit diese Konstitutionstypen in ihrer Ausbildung durch konstitutionelle bzw. durch konditionelle Momente bedingt werden.

Der zweite Abschnitt behandelt die Beziehungen von Infektionskrankheiten und Konstitution. Auf die geringe Widerstandsfähigkeit speziell der nordischen Rasse gegenüber den Tropenkrankheiten wird hingewiesen; weitgehende Rassenunterschiede bestehen auch bezüglich des Verhaltens gegenüber der Syphilisinfektion. Von großer Bedeutung ist besonders die Tuberkulosedisposition. Man hat eine von der durchschnittlichen Artdisposition abweichende Rassen-, Familien- und Individualdisposition annehmen müssen. Eine gewisse Bedeutung hat die Pigmentierung. Rothaarige und Individuen mit dunkelbraunem Kopfhaar und fuchsrotem Schnurrbart scheinen besonders zu disponieren. „Schon im frühen Kindesalter hat man einen bestimmten Habitus, der besonders durch Magerkeit, paralytischen Thorax, blondes Kopfhaar mit dunklen langen Augenwimpern... sowie durch eine peripher schwarz umränderte, sonst tiefblau gefärbte Iris gekenn-

Sigaud	Typ. respiratorius	T. cerebralis	T. muscularis	T. digestivus
de Giovanni	Hab. phthisicus	—	H. athleticus	H. plethoricus
Kretschmer	H. asthenicus	—	H. athleticus	H. pyknicus
	—		—	H. quadratus
Rokitansky—Beneke Viola	H. asthenicus	-	—	H. arthriticus
	H. phthisicus		—	H. apoplecticus
	H. mikrosplanchnicus	—	—	H. megalosplanchnicus
	H. longilineus	—	—	H. brevilineus
Aschner	Longitypus (schmal)		—	Brachytypus (breit)
Tandler	hypotonisch			hypertonisch.

[1]) + agglutiniert, — agglutiniert nicht.

zeichnet ist, mit einer Disposition zur Tuberkulose in Zusammenhang gebracht."

Wie gegen Infektion besteht auch gegen chemische und physikalische äußere Krankheitsursachen eine verschiedene rassenhafte Disposition. Neger und Malayen sollen nach großen Opiumdosen in Konvulsionen und Delirien verfallen, statt wie die Europäer betäubt zu werden. Neger scheinen gegen Atropin weniger empfindlich zu sein als Weiße.

Für die Ausbildung der Exterieurmerkmale spielt die Blutdrüsenformel wie bekannt eine große Rolle und Keith[1]) hat wohl mit Recht darauf hingewiesen, daß jeder der Hauptrassen eine bestimmte Blutdrüsenformel zugrunde liege, in der die einzelnen Exterieurmerkmale bald mehr durch diese, bald mehr durch jene Drüse in besonderem Maße beeinflußt werden. Es stellt sich überdies immer mehr heraus, daß es besonders die Schilddrüse ist, die hier eine große Rolle spielt und interessanterweise ist es gerade diese Drüse, deren histologischer Bau und Funktion durch rein exogene Momente modifiziert werden kann. Vergleichen wir die verschiedenen durch die Schilddrüse bedingten Konstitutionsformen.

Hypothyreotische Konstitution. Klein gewachsen, untersetzt mit relativ großem Schädel, kurze Stumpfnase, plumpe Hände, gelbliche, runzelige Gesichtsfarbe, kleine Augen. Der subkutane Fettpolster zeigt keine besondere Lokalisation, wulstige Lippen.

Thyreotoxische Konstitution. Meist große magere Menschen mit grazilem Körperbau, warmer, feuchter, meist reichlich pigmentierter Haut, geringer Muskeltonus, große glänzende Augen mit weiten Lidspalten, stark entwickelte Augenbrauen. Wir sehen, daß hier eine ganze Reihe von Rassenmerkmalen beeinflußt werden, wie Kocher auch darauf hinweist, daß die Basedow-Konstitution bei gewissen Rassen und Nationen häufiger ist als bei anderen. Eine solche Rassendisposition durch Thyreotoxikose ist ja auch von Tieren bekannt. In dem Zusammenhang sei auch auf die großen Veränderungen des Exterieurs beim Kretinismus hingewiesen, die Finkbeiner neuerdings auch mit Rassenmischung und Atavismus zusammengebracht hat (?)

Die zweite Drüse mit innerer Sekretion, die das Exterieur stark beeinflußt, ist die Hypophyse. Geringes Hypophysengewicht geht meist mit niederem Wuchs und einem mehr porös gebauten Schädel einher, während hohes Hypophysengewicht meist mit Hochwuchs und kompaktem Schädelbau verbunden ist. Dem Hypophysengewicht wächst das Gewicht von Hoden, Pankreas und Nieren parallel, während sich ceteris paribus das Schilddrüsengewicht gerade umgekehrt verhält. Leute mit akromegloider Konstitution sind hochgewachsen, grobknochig, haben einen mächtigen Unterkiefer, starke Überaugenwülste und weite pneumatische Räume des Schädels. Große, plumpe Nasen und dicke, wulstige Lippen, tatzenartige Extremitäten. Es ist natürlich im Einzelfalle nicht immer festzustellen, ob dieser eigenartige Habitus auf einer konstitutionell zu intensiven Tätigkeit des Hypophysenvorderlappen oder auf einer autochthonen Besonderheit des beteiligten Gewebes beruht. Jedenfalls tritt Akromegalie nicht selten familiär und hereditär auf. Die Neger sollen zur Entwicklung einer Akromegalie besonders disponiert sein.

Die angeborenen und rassenhaft verschiedenen Unterschiede in der Entwicklung und Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale werden ausführlich geschildert. Auf sie braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. In Amerika hat man neuerdings auf die spezielle Einflußnahme der Nebenniere hin einen besonderen Konstitutionstypus, den „Adrenotropismus" aufgestellt. Starke Pigmentierung, mächtig entwickelte Eckzähne, grobes und rauhes Haar mit Abweichung seines Pigmentgehaltes vom Rassentypus soll die Adrenotropen kennzeichnen. Hieher soll auch die Mehrzahl der Rothaarigen gehören. Der Einfluß der Nebenniere auf die Pigmentierung ist ja bekannt.

Eine recht häufige Konstitutionsanomalie des Zentralnervensystems, die auch den Anthropologen interessiert, ist die Linkshändigkeit, die zweifelsohne als eine Abartung anzusehen ist, da man bei Linkshändern doppelt so oft Degenerationszeichen und unter ihnen auch viel häufiger geistig zurückgebliebene Individuen findet wie bei den Normalen. Ein weiteres Moment ist die Sensibilität. Die Schmerzresistenz der Mongolen und Araber ist bekannt.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Ausführungen über Zwerg- und Riesenwuchs. Was den Riesenwuchs anbetrifft, so weist der Verfasser darauf hin, daß normale Riesen außerordentlich selten sind. Unter den Zwergwuchsformen ist besonders die Nanosomia primordialis für uns wichtig. Solche Individuen sind sonst normal, die Epiphysenfugen verknöchern, die Geschlechtsreife tritt ein, die Körperproportionen entsprechen denen eines Erwachsenen, die psychische Entwicklung zeigt keine Anomalie. Die Nanosomia primordialis tritt gewöhnlich bei mehreren Mitgliedern ein und derselben Familie auf, bevorzugt das männliche Geschlecht und zeigt eine exquisite Vererbbarkeit. Sie könnte demnach zu einem

[1]) A. Keith: The Differentiation of Mankind into Raual Types. Smithsonion Report, Publication 2612. Washington 1921.

Rassenmerkmal werden. Eine andere Zwergform beruht auf pramaturen Epiphysenschluß. Hier spielt wohl auch die pramature Geschlechtsreife eine Rolle. Tandler hat die relative Kurzbeinigkeit der Südländer sowie weiblicher Individuen im allgemeinen auf den frühzeitigeren Eintritt der Pubertät zurückgeführt. Wichtig ist weiterhin der durch Achondroplasie und Chondrohypoplasie hervorgerufene Zustand, der von der noch als normal zu bezeichnenden Kurzbeinigkeit in kontinuierlichem Übergang zur Mikromelie hinüberführt. Hier ist besondere Aufmerksamkeit bei Reihenuntersuchungen notwendig, da abortive Fälle gar nicht so selten vorkommen.[1])

Charakteristisch für die achondroplastische Wachstumshemmung sind: kurze, plumpe Extremitäten — die herabhängenden Arme erreichen oft nicht den Trochanter des Oberschenkels —, auffallend großer brachykephaler Kopf, eingesunkene Nasenwurzel, Verengerung des Beckeneinganges, watschelnder Gang, fast gleiche Länge eventuell Divergenz der Finger. Auch diese Anomalie ist erblich. Es wurde sogar versucht, auch das Vorkommen einer „Achondroplasie ethnique" wahrscheinlich zu machen. Ausführlich werden die lokalen Wachstumsstörungen konstitutioneller Natur bei einzelnen Teilen des Skelettes geschildert. Die verschiedenen Thoraxformen finden auch in dem Abschnitt über die erworbenen Erkrankungen des Respirationstraktes eine ausführliche Darstellung, wie auch die Abschnitte über die Haut und ihre Gebilde, über die Geschlechtsorgane und über den Darmtraktus zahlreiche Daten enthalten, die für die anthropologische Arbeit von Wichtigkeit sind. Ein Literaturverzeichnis mit zirka 5000 Nummern beschließt das Werk.

Die Beschäftigung mit den Problemen der Konstitutionsanthropologie ist, wie dem Referenten scheinen mag, dringend geboten, denn nur durch die Kenntnis der Tatsachen dieses Gebietes gelangt man zur kritischen Zurückhaltung in der Beurteilung des Wertes einzelner Merkmale, die heute wohl dringend notwendig ist.

Dr. Viktor Lebzelter (Wien).

[1]) J. Bauer beschreibt einen besonderen Fall: „49jähriger Maschinenarbeiter von auffallender Kleinheit bei ausgesprochen kräftigem Knochenbau und kräftiger Muskulatur. Die Kürze der Extremitäten, namentlich der unteren, kontrastiert mit dem verhältnismäßig großen Kopf. Die Unterlänge ist erheblich geringer als die Oberlänge. Mächtige Behaarung am Stamm und an den Extremitäten bei äußerst dürftigem Kopfhaar. Das Genitale erscheint auffallend groß. Körperlänge 141 cm, Oberlänge 78 cm, Unterlänge 63 cm, Spannweite 146 cm, Kopfumfang 56 cm."

46. **Anthropologischer Anzeiger.** Bericht über die physisch-anthropologische Literatur, herausgegeben in Verbindung mit einer Anzahl Fachgenossen von Dr. Rudolf Martin, o. ö. Professor der Anthropologie und Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität in München. (Erscheint vierteljährlich.) Jahrgang I. Heft 1 und 2. Stuttgart (E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung) 1924. Preis je M. 2·—.

Um das Rüstzeug des Anthropologen war es viele Jahre hindurch recht schlecht bestellt. Es gab in deutscher Sprache eigentlich durch Jahrzehnte hindurch kein Lehrbuch und das von Buschan herausgegebene Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mußte nach mehrjährigem Erscheinen wiederum eingestellt werden. Es ist das Verdienst Martins, die deutsche Anthropologie mit dem notwendigen Rüstzeug ausgestattet zu haben. Die jüngsten Anthropologen, die sich an der Hand des Martinschen Lehrbuches (1914) für ihre Prüfungen vorbereiten können, haben keine Vorstellung davon, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden war, aus Zeitschriftenartikeln den Erfahrungsschatz einer ganzen Wissenschaft zusammensuchen zu müssen, um eine Prüfung zu machen. Nachdem Rudolf Martin mit der Herausgabe seines Lehrbuches sich den unauslöschlichen Dank aller Anthropologen verdient hat, hat er nun mit der Herausgabe des Anthropologischen Anzeigers das für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrliche Nachrichtenblatt gegründet. Der „Anthropologische Anzeiger" enthält zunächst eine sehr ausführliche Bibliographie, welche vom Verlage auch gesondert und einseitig bedruckt geliefert wird, so daß sich jedermann unschwer einen Kataster der Neuerscheinungen anlegen kann. Ein zweiter Abschnitt des Anzeigers enthält kurze kritische Besprechungen der wichtigsten Arbeiten aus Zeit- und Gesellschaftsschriften und selbständigen Druckwerken. Besonders wertvoll ist der dritte Abschnitt: kleine Originalarbeiten, „besonders auch Auszüge und Zusammenfassungen aus nicht im Drucke erschienenen Dissertationen", werden hier veröffentlicht. Ein vierter Abschnitt mit der Überschrift „Mitteilungen" soll den Leser über die wichtigsten die Entwicklung der Anthropologie betreffenden Ereignisse auf dem Laufenden halten. Rühmlich verdient auch die Tätigkeit des Verlages hervorgehoben zu werden, der den „Anzeiger" trotz sehr guter Ausstattung zu einem überaus wohlfeilen Preise herausgibt.

Dr. Viktor Lebzelter (Wien).

17. **Pauer, Paul Siliceo:** *Condiciones físico-biológicas del Valle de Teotihuacan.* (Sobretiro de la obra „Le Población del Valle de Teotihuacan". Departamento Universitario y de Bellas Artes.) Mexico 1921.

Die monographische Darstellung des Gebietes von Teotihuacan ist mustergültig. Die Anthropologie im weitesten Sinne wird in der vorliegenden Abhandlung dargestellt. Von den 8330 Einwohnern sind 60% Indianer. Die Untersuchung erstreckte sich auf 125 Individuen. Die Körperlänge der ♂ Indianer betrug 161·9 *cm*, der ♀ 147·7 *cm*, der Mestizen (♂) 163·5 *cm*. Die Variation zeigt die folgende Tabelle:

	Maxima	Minima	Körperlänge x—159	160—164	165—169	170—x
Indianer ♂ . . .	1754	1513	36%	36%	20%	8%
„ ♀ . . .	1602	1361	52%	28%	16%	4%
Mestizen ♂ . . .	1749	1490	28%	28%	32%	12%

Ähnlich groß ist die Schwankungsbreite des Längenbreitenindex des Kopfes:

	Mittel	Max.	Min.	70—749	750—799	800—849	850—x
Indianer ♂ . . .	79·51	85·73	71·74	4%	60%	30%	6%
„ ♀ . . .	80·94	98·82	71·19	2%	41%	42%	12%
Mestizen ♂ . . .	81·10	90·65	71·30	8%	24%	48%	20%

Daraus ergibt sich, daß wir es hier mit einer sehr gemischten Bevölkerung zu tun haben. Leider sind die Individualdaten nicht wiedergegeben, so daß es nicht möglich ist, eine Typenanalyse durchzuführen.

Der morphologische Gesichtsindex beträgt bei Indianer ♂ 83·16, ♀ 84·74, Mestizen ♂ 85·07. Der Nasalindex zeigt die folgende Verteilung:

	Mittel	Max.	Min.	Leptorrhin.	Mesorrhin.	Platyrrhin.
Indianer ♂ . . .	79·42	111·11	65·45	12%	64%	24%
„ ♀ . . .	76·57	90·69	62·28	16%	74%	10%
Mestizen ♂ . . .	74·07	89·13	61·11	20%	76%	4%

Eine Darstellung der sozialbiologischen Verhältnisse beschließt die Arbeit, deren Verständnis durch zahlreiche Typenaufnahmen erleichtert wird. Dr. Viktor Lebzelter (Wien)

18. **Strauß, David Friedrich:** *Der alte und neue Glaube.* Ein Bekenntnis. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 25.) Leipzig (Alfred Kröner) 1923. 240 S.

Der Neudruck des bekannten und berühmten Werkes in handlicher, guter Ausstattung kommt in unserer mit religiösen Fragen wieder stark beschäftigten Zeit gewiß einem lebhafteren Bedürfnisse entgegen. Hat sich auch in den wissenschaftlichen Anschauungen seit 1872 viel Grundlegendes geändert, so wird das Werk von Strauß doch in seiner Gesamteinstellung nur wenig davon betroffen, sein Verfasser müßte heute vieles anders aussprechen und begründen, zu einem Umschwenken in ihm Wesentlichem wäre er aber kaum irgendwo genötigt, und das ist wohl ein Zeichen, daß das Buch auch noch manche weitere Ausgaben erleben wird. Es wird immer klärend und anregend wirken, auch auf alle, die des Verfassers Ansichten nicht teilen oder sogar für falsch und verwerflich halten.

W. Schultz

49. **Feuerbach, Ludwig:** *Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie.* (Kröners Taschenausgabe, Bd. 26.) Leipzig (Alfred Kröner) 1923. 155 S.
— *Das Wesen der Religion.* Dreißig Vorlesungen. (Kröners Taschenausgabe. Bd. 27.) Leipzig (Alfred Kröner) 1923. 341 S.

Daß zu Feuerbachs Zeit von einer Anthropologie im heutigen Sinne noch nicht die Rede sein konnte, braucht kaum besonders betont zu werden. Auch Ethnologie und vergleichende Religionswissenschaft haben das Bild der Erscheinungen, auf die Feuerbach Bezug nimmt, nicht bloß bereichert, sondern beinahe erst zu zeichnen begonnen. Immer mehr treten die philosophischen Spekulationen zurück und die Erforschung der Tatsachen beansprucht stets breiteren Raum. Angesichts dessen kann ein Blick in Feuerbachs Schriften dazu beitragen, in dem Tatsachenforscher das öfters vielleicht etwas zu schwache Bewußtsein zu stärken, daß sein Stoff nicht alles und das Ewige, das sich in ihm ausdrückt, doch der eigentliche Gegenstand seiner Forschung sein muß, und den Philosophen darauf hinzuweisen, daß er seine Begriffe in Kants Sinne „behutsam", d. h. in gutem Einklange mit den Tatsachen bilde.

W. Schultz.

50. **Schmidt, Dr. Heinrich:** *Philosophisches Wörterbuch.* (Kröners Taschenausgabe.) 7. verbesserte Auflage. Leipzig (Alfred Kröner) 1922. 319 S.

Daß das Buch seine 7. Auflage seit 1912 erreicht hat, zeugt für seine Verwendbarkeit. Es umfaßt nicht bloß die wichtigsten Kunstausdrücke, sondern auch die bedeutenderen Philosophen. Die Auswahl der in ihm behandelten Begriffe ist nicht immer einheitlich; so fällt auf, daß zwar „Anthropologie", aber nicht mehr „Ethnologie", dagegen aber doch „Totemismus" vertreten ist. Doch muß zugegeben werden, daß auf so engem Raume kaum alle Wünsche erfüllt sein können; wer mehr verlangt, muß sich eben an die größeren Handbücher halten.

W. Schultz.

51. **Schilling:** *Die Faserstoffe des Pflanzenreiches.* (Bücherei der Faserforschung, herausgegeben von Tobler, II. Bd.) Leipzig (S. Hirzel) 1924. 8°. 320 S.

Dieses, wie es scheint, wirklich mit unübertrefflicher Vollständigkeit zusammengetragene alphabetische Verzeichnis aller bekannten Faserpflanzen (1926 Pflanzenarten), ihrer Handelsnamen und Eingeborenennamen mit Angaben über ihre Synonymie, Heimat, Verwendung, Literatur und Patente ist unentbehrlich für jeden, der sich aus irgendeinem Grunde mit Faserpflanzen beschäftigt. Selbst nach den Namen ihrer Handelsprodukte können darin viele gefunden werden. Daß viele Faserpflanzen heute nur ganz lokale Bedeutung haben, hat den Verfasser nicht gehindert, sie vollzählig aufzunehmen, denn man kann ja nicht wissen, was ihr weiteres Schicksal sein wird. Auch die „Ersatz"-Fasern sind, wenn ihre Brauchbarkeit auch nur eine vermeintliche war, mit einer kritischen Bemerkung aufgenommen. Für viele Pflanzen konnten die Bezeichnungen der Eingeborenen natürlich nur in einer etwas willkürlichen Auswahl gebracht werden. Ethnographisch interessiert eine kurze Erörterung darüber, wie wir uns die erste menschliche Inanspruchnahme der Pflanzenfasern vorstellen sollen. Daß der gültige Name für Anthistiria: Themeda ist und daß die in Yünnan zu Geweben verwendeten Gerberaarten nicht angeführt sind, sind kleine Versehen, die dem Referenten bei der Durchsicht auffielen. Auf diese alphabetische Aufzählung folgt ein Verzeichnis der Faserpflanzen, nach ihrer Verwendung geordnet mit Hinweisen auf jene, sodann ein nach natürlichen Familien und Gattungen geordnetes und schließlich eine Literaturaufzählung, die 460 Arbeiten enthält.

Handel-Mazzetti.

52. **Svenska Orientsällskapets årsbok.** I. 1923, 108 S., 8°, mit 3 Abbildungen; II. 1924, 192 S., 8°, mit 8 Abbildungen.

Im Jahre 1922 wurde in Stockholm eine Schwedische Orientgesellschaft gegründet, die der Mittelpunkt aller schwedischen Orientinteressen, hauptsächlich der wissenschaftlichen, sein soll. Die Kenntnis des Orients soll durch Veröffentlichungen, Sprachkurse u. dgl. gefördert werden. Durch zwei Jahre unterhielt die Gesellschaft auch ein Forscherheim, auf der asiatischen Seite des Bosporus bei Kadiköi-Moda gelegen, wo der für die archäologische Erforschung Asiens rege

tätige schwedische Altertumsforscher T. J. Arne, Sekretär der genannten Gesellschaft, eine vorgeschichtliche Ansiedlung untersuchte (vgl. Fornvännen 1922, S. 142). Die beiden vorliegenden Bände des Jahrbuches der Gesellschaft bringen meist Auszüge aus Vorträgen und zeugen dadurch von der eifrigen Arbeit innerhalb der Vereinigung. Da diese Auszüge zum größten Teile Gegenstände behandeln, über die ich mir kein eigenes Urteil anmaßen darf, bescheide ich mich mit einer einfachen Aufzählung, was genügt, um vielleicht doch den einen oder anderen Fachmann auf eine ihn interessierende Arbeit in dieser jungen und daher noch kaum sehr verbreiteten Veröffentlichungsreihe aufmerksam zu machen. Bd. I: J. Charpentier, Arbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts über indische Religion und Sprache; O. Karlbeck, Einiges über die Archäologie Chinas (diese kurze Übersicht ist zum Teil durch die umstürzenden Untersuchungen des Schweden J. G. Andersson, über die ich in dieser Zeitschrift 1924 an zwei Stellen berichtet habe, überholt); N. Ekstam, Übersetzung aus Sa'dis „Rosengarten"; M. Diman d, Der Ursprung der Seidenweberei und die neuesten Textilfunde in Zentralasien; K. Watzinger, Jericho im Lichte der neuen Funde und Forschungen. Bd. II: K. V. Zetterstéen, Semitistische Studien in Schweden während der letzten 50 Jahre; J. Charpentier, Indologische Studien in Schweden; J. Charpentier, Manichäische Miniaturen aus Zentralasien; T. J. Arne, Einige in Schweden ausgegrabene orientalische Gegenstände; N. Ekstam, Übersetzung aus Sa'dis „Rosengarten"; J. M. Unvala, Einige religiöse und soziale Sitten und Gebräuche bei den Parsen. Sämtliche Aufsätze sind schwedisch geschrieben, mit Ausnahme des zuletzt angeführten, der deutsch ist. — Wir wollen hoffen, daß die schwedische Orientforschung, die bereits so leuchtende Namen wie Sven Hedin und J. G. Andersson buchen kann, durch die neue Gesellschaft frischen Antrieb erfährt. Eine gewisse Bürgschaft dafür, daß sie nicht wie manche andere Gesellschaft mit der Zeit erlahmt, ist vielleicht durch die Person des Vorsitzenden gegeben, des Kronprinzen von Schweden, der eifriger Archäologe ist (er hat z. B. in Schweden und Griechenland selbst Grabungen unternommen).

L. Franz.

53. **Andrae, Walter:** *Hettitische Inschriften auf Bleistreifen aus Assur.* Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft in Assur. E. Inschriften VI. (46. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orientgesellschaft.) Leipzig (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung) 1924. 12 S., 2 Abbildungen, 8 Tafeln, Folio.

Andrae veröffentlicht hier sieben Bleistreifen mit hettitischer Bilderschrift, die in aufgerolltem Zustande in Assur in dem Fußboden einer späten Baulichkeit (vermutlich aus dem Ende des 7. Jahrhunderts) zusammen mit einer alten assyrischen Inschrifttafel aus Gipsstein, gefunden wurde. Letztere wird von Andrae in die Mitte des 2. Jahrtausends datiert, so daß auch für die Bleistreifen mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines höheren Alters gerechnet werden muß, als nach der Fundschichte anzunehmen wäre. Die Inschriften auf den Streifen sind vergrößert in Photographie und Zeichnung wiedergegeben; sie dürften, wenn es einmal gelungen ist, die hettitische Bilderschrift zu lesen, wegen ihrer guten Erhaltung sicher wichtiges Material abgeben.

Als Anhang werden ein winziges Reliefbild eines Hettiters aus Lapislazuli und ein Bruchstück eines vermutlich hettitischen Gipssteinreliefs, beide aus Assur stammend, sowie die Teile eines am oberen Rand mit hettitischer Bilderschrift versehenen Diorit-Gefäßes aus Babylon veröffentlicht. Beschreibung des Materials und Bilderausstattung zeigen die bei Veröffentlichungen des archäologischen Grabungsmaterials aus Assur und Babylon gewohnte Sorgfalt.

V. Christian.

54. **Weber, Otto:** *Assyrische Plastik.* (Orbis pictus, Weltkunstbücherei, herausgegeben von Paul Westheim. Bd. 19.) Berlin (Ernst Wasmuth A.-G.) 1924. 19 S., 48 Tafeln, 8°. Preis GM. 2·10.

In diesem Bändchen der bekannten Kunstbücher-Reihe „Orbis pictus" legt der Direktor der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen eine charakteristische Auswahl von Abbildungen assyrischer Plastiken vor. Auf knapp drei Seiten gelingt es dem Verfasser, ein Bild vom Werden und Vergehen Assyriens zu entwerfen, das wirklich alle wesentlichen äußeren Momente enthält, die zum Verständnis der assyrischen Kunst unerläßlich sind.

Die Anfänge der assyrischen Plastik, für die wir gute Belege aus den Grabungen in Assur besitzen, unterscheiden sich kaum von den gleichzeitigen Erzeugnissen Babyloniens; Assyrien, das damals politisch kein Sonderdasein führte, steht ganz im Banne der sumerischen Kultur. Die politische Entmündigung des 2. Jahrtausends findet aber auch auf dem Gebiete der Kunst ein Widerspiel. Von da an tritt das spezifisch Assyrische immer stärker hervor. Einen politischen und kulturellen Höhepunkt erreicht Assyrien im 7. Jahrhundert unter Assurbanipal und es ist wohl kein Zufall, daß die Plastiken dieser Zeit uns durch ihre technische Vollkommenheit und packende Naturwahrheit überraschen, Eigenschaften, die im Altertum wohl nur mehr durch die griechische Kunst überboten wurden. Leider sind die Wurzeln dieses Naturalismus, der sich besonders in der Darstellung der Tiere auswirkt, noch dunkel, da die ersten drei Viertel des 2. Jahrtausends bisher fast gar keine größeren Plastiken geliefert haben. Der Gedanke an Zusammenhänge mit der gleichgerichteten ägäischen und ägyptischen Kunst der Mitte des 2. Jahrtausends, scheint mir jedoch sehr der Beachtung wert.

Das Büchlein ist mit seinen wohlgelungenen Abbildungen und seiner fließenden Darstellung, die keinen gelehrten Ballast vorsetzt und doch alles Wesentliche sagt, ein vorzügliches Mittel, Verständnis für assyrische Kunst und Kultur zu wecken. V. Christian.

55. **Adam, Leonhard:** *Hochasiatische Kunst.* Mit 36 Tafeln und 4 Textbildern. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1923.

Das vorliegende Werk will keine Darstellung der Kunstgeschichte Hochasiens, d. h. Tibets, Nepals und seiner Randgebiete geben, da zu einer solchen die bisherige Forschung noch keine Grundlagen geschaffen hat; es begnügt sich, durch eine Reihe von schönen Tafeln bemerkenswerte Kunsttypen der genannten Länder einem weiteren Kreise des Publikums vorzuführen. Der Verfasser fußt bei seinen Erläuterungen auf den wissenschaftlichen Arbeiten Albert Grünwedels; immerhin ist er allzu bescheiden, wenn er seinem Buche wissenschaftliche Ziele abspricht. Die Bemerkungen, die er den einzelnen Objekten widmet, gehen derart ins einzelne, enthalten soviele Abschweifungen über Religion, Kultus und Ikonographie des Lamaismus, daß man das Werk jedem, der sich über diese schwierige Materie unterrichten will, als erste Einführung empfehlen kann. Vor allem aber sind Besitzer oder Bewahrer von Sammlungen dem Autor zu großem Danke verpflichtet, einesteils für die wertvollen Winke über das Sammeln einschlägiger Objekte, anderseits für die mustergültige Beschreibung und Erklärung der abgebildeten Kunstgegenstände, die ein erschöpfendes wissenschaftliches „Inventar" derselben darstellt. Die Einführung (S. 1—6) ist etwas knapp; sie begnügt sich, einen Einblick in das nepalesische Kunstschaffen zu geben, beschränkt sich bei der Herkunftsfrage der hochasiatischen Kunst den Hauptstammbaum (buddhistische Antike — indische Kunst — hochasiatische Kunst) anzuführen, ohne auf die Entwicklung der Stilarten näher einzugehen. Wir sind ja heute leider noch nicht so weit, die hochasiatische Kunst entwicklungsgeschichtlich zu behandeln oder die einzelnen Stile herauszuarbeiten. Bedeutungsvoll für das letztere sind Grünwedels Andeutungen im sechsten Bande der Bibliotheca Buddhica: Obzor sobranija predmetov lamajskago Kulta kn. E. E. Uchtomskago. St. Petersburg 1905, S. 8—10, worin er die lamaistischen Bronzen der Sammlung des Fürsten Uchtomskij nach dem Stile in drei Gruppen einteilt, die der Reihe nach mit den südindischen Bronzen (Orissa), den javanischen und den indochinesischen Verwandtschaft zeigen.

Zu den Anmerkungen ist nur wenig hinzuzufügen. Der Vajrapāṇi (Tafel 5) ist auch in Percy Brown, Picturesque Nepal, London 1912, bei Seite 10, 11 wiedergegeben, auch dort nach Coomaraswamy fälschlich als Maitreya bezeichnet. Percy Browns Buch bietet übrigens auf seinen schönen Tafeln bemerkenswerte Beispiele der nepalesischen Architektur und Plastik. Ähnliche stehende Bodhisatvas, die zumeist eine Hand in Abhaya- oder Vitarka-Mudra erhoben, die andere gesenkt halten, sind bei Bronzen, wo die Farben des Körpers und der Kleidung wegfallen, nur an den Attributen zu bestimmen, welche auf der über der linken oder beiden Schultern sich erhebenden Lotusblumen ruhen; vgl. Grünwedel, a. a. O. S. 103, 125 und 126 sowie Tafel 13. Diese Attribute sind bei Avalokiteśvara der Rosenkranz, bei Mañjuśrī Schwert oder Buch, bei Maitreya Rad oder Weihwassergefäß, bei Vajrapāṇi der Donnerkeil, bei Ākāśagarbha die Sonne, bei Kṣitigarbha eine nicht näher zu bestimmende Figur, bei Samantabhadra das Wunschjuwel, bei Sarvanivaraṇaviṣkambhī endlich die Mondsichel mit der Perle oder Flamme der Weisheit. Der sog. Padmapāṇi auf Tafel 6 und 7 hat kein Attribut auf dem Lotus, weshalb er nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Die Cam-Maske (Tafel 20) muß nicht den Dick-

bauchbuddha (Hva-šaṅ) darstellen: nach der vom Verfasser angegebenen Körperfarbe ist es vielleicht eher die Maskè des indischen Lehrers (Acārya), der, wie der Dickbauchbuddha, dem bei den Mongolen Chaschin-Chan entspricht, zu den komischen Figuren des C'am-Tanzes gehört. Sehr interessant ist der Mahākāla brāhmaṇarūpa (Tafel 21) mit seinem an chinesische Darstellungen gemahnenden derbkomischen Gesichtsausdruck und der Dharmapāla oder besser Yi-dam, da er von seiner Śakti begleitet ist, auf Tafel 22. Dieser ist vom Verfasser wohl mit Recht als Acala, tibet. mi-g,yo-ba bestimmt, obzwar aus der Literatur keine zehnarmige Form des Gottes bekannt ist. Zu Acala vgl. außer Grünwedels Mythologie, S. 163 und Abb. 137, noch: Pander, Pantheon, S. 81 und 90; Zeitschr. f. Ethnologie, XXI (1889), S. 72; Deniker-Deshayes, Collection G... Première partie, S. 125, 126 und Bibliotheca Buddhica, Bd. V, Figur 174, 249. Bemerkenswert ist bei unserem Stück, daß sich die Śakti nicht in innigster Umschlingung mit dem Gotte befindet, sondern in dezenter Entfernung steht, wie ich es sonst nur bei der Yab-Yum Darstellung des „Yama auf dem Stier" kenne. Die Attribute des Gottes sind leider zum Großteil nicht deutlich erkennbar. Die Tafeln 24 und 25 zeigen Bilder von kleinen Stūpas (ind. stūpa oder caitya, tibet. mčod-rten, mongol. suburgan), die als Kultgeräte und Reliquienbehälter dienen. Das erstere hat die in Tibet und der Mongolei gebräuchliche Form. Seine Spitze krönt das bekannte lamaistische Symbol der Mondsichel mit Sonne und Flamme der Weisheit. Pozdnějew hat die Form in seinen Očerki byta buddijskich monastyrej i buddijskago duchowenstwa w Mongolii, St. Petersburg 1887, S. 58—60, ausführlich beschrieben.

Auf weiteres einzugehen, ist hier nicht der Ort. Bei dem heute noch so geringen Umfange der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der Kunst und Ikonographie des Lamaismus ist das vorliegende Buch jedenfalls mit Freude zu begrüßen.

Robert Bleichsteiner.

56. **Ray, A. C.:** *Bengalisches Leben.* Aufzeichnungen eines jungen Bengalen. Herausgegeben von Kuno Graf Hardenberg. (Schriften-Reihe: Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker. Abteilung: Textwerke.) Darmstadt, Gotha, Hagen i. W. (Folkwang-Verlag G. m. b. H.) 1923. 94 S.

Das englische Manuskript des vorliegenden Buches wurde dem Grafen Hardenberg vom Verfasser bereits im Jahre 1901 in Kalkutta übergeben. Mehr als zwanzig Jahre dauerte es, bis es gelang, für die deutsche Übersetzung einen Verleger zu finden. Es ist ein erfreuliches Zeichen des gesteigerten Interesses an asiatischem Volkstum, daß das Buch nun doch noch ans Licht gezogen wurde. Mit Recht nennt es der Herausgeber „ein Buch von seltsamem Neben- und Übereinander autochthoner orientalischer Sitte und aufgepfropfter englischer Zivilisation, in schlichter, noch fast knabenhafter Darstellung die Tragödie Indiens, das sich nach seinem eigenen Selbst sehnt und ohne ein fremdes Herren-Ich nicht bestehen kann".

In anspruchsloser, aber gerade deshalb sehr sympathisch berührender Form erzählt ein gebildeter Bengale aus vornehmer Kaste seine einfache und für die jungen Leute seiner Klasse und Umgebung wohl ziemlich typische Lebensgeschichte, die Kindheit im Dorf, die Studienzeit am Gymnasium einer Provinzstadt und an der Universität in Kalkutta, bis er schließlich die Laufbahn eines Richters einschlägt. Eingeflochten sind einige längere, an charakteristischen Lebensbildern aus der bengalischen Gesellschaft reiche Briefe eines Freundes. Sehr bemerkenswert ist die überall hervortretende Gabe, menschliche Charaktere scharf zu beobachten und mit wenigen Strichen lebendig zu zeichnen. Für den Ethnologen von besonderem Interesse sind die ausführlichen Schilderungen des ganzen Festkalenders, der lokalen Kulte, der Gebräuche bei Geburt, Hochzeit, Tod usw. Wer immer sich mit indischer Volkskunde beschäftigt, wird hier auf engem Raum ein Material von ungewöhnlicher Reichhaltigkeit vereinigt finden.

Gewohnt mit Abstraktionen zu arbeiten, laufen wir leider allzusehr Gefahr, die einzelnen Seiten der Kultur und die Kulturen selbst losgelöst von den Menschen, gleichsam als selbständige Wesenheiten zu betrachten — ein Standpunkt, der in seinen letzten Konsequenzen zweifellos auf Abwege führt und schon geführt hat. Darstellungen wie die vorliegende, die Glaube, Brauch und Überlieferung nicht an und für sich, sondern in ihrer Beziehung zum Individuum und als selbsterlebten Einzelfall schildern, vermögen uns in sehr willkommener Weise von der theoretischen Abstraktion zur lebendigen Wirklichkeit des Kulturgeschehens zurückzuführen.

R. Heine-Geldern.

57. **Döhring, Karl:** *Siam.* Bd. I: Land und Volk. Bd. II: Die bildende Kunst (mit Ausnahme der Plastik). (Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Karl Döhring unter Mitwirkung von Helmuth v. Glasenapp, Otto Höver, Heinrich Stönner und Fritz Trautz.) Darmstadt, Hagen i. W., Gotha (Folkwang-Verlag G. m. b. H.) 1923. Bd. I: 60 S. und 142 Tafeln. Bd. II: 60 S. und 140 Tafeln.

Der erste Band bietet eine Übersicht über Land und Volk, eigentlich nur über das siamesische Volk, denn die anderen Völkerschaften Siams werden nur kurz berührt. Breiter ausgeführt und sowohl dem Inhalt als der Darstellung nach besonders gelungen sind die Kapitel über die Landwirtschaft, über die rechtlichen Verhältnisse und das Lehenswesen, über die Bestattungsbräuche, über Hofleben und Festlichkeiten und über das Theater. Der von den allgemeinen ethnographischen Verhältnissen handelnde Abschnitt enthält manchen recht anfechtbaren Satz. So dürfte es wohl schwer fallen, für die Behauptung, daß die hinterindische Halbinsel in vorhistorischer Zeit, vor der Einwanderung der Mon-Khmer-Völker, von Süden aus durch Proto-Malaien besiedelt wurde, auch nur Wahrscheinlichkeitsgründe beizubringen. Diese Proto-Malaien sollen „in abgeschlossenen Tälern in Nieder- und Obersiam noch als kleine Völkerschaften weiter existieren." Leider nennt und beschreibt der Verfasser die betreffenden Völkerschaften nicht näher, so daß eine Nachprüfung nicht möglich ist. Liegt hier nicht ein Irrtum vor? Auch die Annahme, daß die Thaivölker schon von etwa 2000 v. Chr. an durch die Chinesen in die hinterindische Halbinsel gedrängt wurden, ist allzu kühn und dürfte kaum den Tatsachen entsprechen. Sehr schön und reich an kulturgeschichtlich interessanten Einzelheiten sind die Bilder. Besonders hervorheben möchte ich jene mit Aufnahmen von den Leichenfeiern des Königs Chulalongkorn und verschiedener Prinzen, ferner die Abbildungen von Hoftrachten, Festlichkeiten, Theaterszenen und Schattenspielfiguren. Den meisten Bildern sind ausführliche Erklärungen beigegeben. Unter den Bildern mit Völkertypen sind einzelne unrichtig benannt. So stellen die Tafeln 46, 48 und 49 nicht „Frauen eines Kha-Stammes" dar, wie die Unterschrift besagt, sondern Miao-Frauen, die Tafeln 47, 50 und 51 nicht „Karen-Frauen aus den Bergen der Laos-Staaten", sondern Yao-Frauen.

Im zweiten Band unternimmt der Verfasser den sehr verdienstlichen Versuch, in einem „Symbolik" überschriebenen Kapitel das Wichtigste über die kosmologisch-astrologische Weltanschauung der Siamesen und ihre Auswirkung in Leben und Kunst zusammenzufassen. In Siam, wie übrigens auch in den anderen Kulturländern Südostasiens, herrscht der Glaube an einen Parallelismus zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, an den magischen Zusammenhang der Menschenwelt mit dem Weltganzen und den Gestirnen. Nun ist aber die ganze Außenwelt sowohl als die Innenwelt des Menschen, sind alle Lebensvorgänge, sind Elemente, Tiere, Pflanzen, Farben, Körperteile und Charaktereigenschaften, sind Alter und Geschlecht, Askese und Liebesgenuß, Geburt und Sterben, Leben und Tod in einen bestimmten Zusammenhang mit den Weltrichtungen, mit den schicksalbestimmenden Göttern und Gestirnen gebracht, haben alle ihren bestimmten Platz in bezug auf das Weltgebäude angewiesen. So steht denn die Menschheit beständig unter der magischen Einwirkung kosmischer Kräfte und um diese Kräfte zum Heil zu lenken, ist es nötig, die Harmonie zwischen Menschenwelt und Weltgebäude herzustellen und zu wahren. Darum sollen Staat, Hauptstadt, Königspalast, soll schließlich jede größere Kloster- oder Tempelanlage (das berühmteste Beispiel ist der Borobudur auf Java) ein Abbild des Weltenbaues sein.

Der Osten gilt als Gegend der Geburt, der Süden als die des Lebens, der Westen als die des Sterbens und der Norden als die des Todes. Dementsprechend sind z. B. die Wohnungen der Mönche stets im Süden des Hauptbuddhabildes errichtet, wobei dieses die Stelle des Weltberges Meru vertritt. Sogar die vier am Berge Meru entspringenden Weltströme kehren in der Architektur wieder: „Jeder siamesische Tempel ist mehr oder weniger in Übereinstimmung mit dem Weltbilde gebaut und sollte in allen Punkten ein getreues Abbild des Kosmos sein. So finden wir z. B. im Tempel Vat Samplum in Bangkok nach den vier Seiten des Haupttempels vier Brunnen, die also den vier Strömen entsprechen würden. Es fließt nach Süden, d. h. rechts vom Buddhabild, die Quelle aus dem Rachen eines Löwen, nach Norden aus dem Maule eines Elefanten, nach Osten aus dem eines Pferdes und nach Westen aus dem einer Schlange, genau den vier Weltströmen entsprechend, die vom Berge Meru herabfließen. Ferner sind in diesem Tempel vier Nebengebäude nach den Hauptthimmelsrichtungen erbaut. In dem ersten nach Osten sieht man ein neugeborenes Kind dargestellt, in dem zweiten nach Westen einen Sterbenden, in dem Bau nach Norden einen Toten, in dem nach Süden einen in Meditation versunkenen Mönch. Also haben wir auch hier im

Osten die Geburt, im Süden das Leben, im Westen das Sterben und im Norden den Tod. Diese Vorbilder entsprechen den vier Visionen, die der Bodhisatva auf den vier Fahrten vor dem Verlassen seines väterlichen Palastes hatte." Man sieht, wie auch die Gestalten und Legenden des Buddhismus in Beziehung zu den Weltrichtungen, Weltfarben usw. gesetzt werden. So wird denn auch ein sterbender Buddha stets im Westen des Tempels errichtet, und zwar mit den Füßen gegen Westen (die Gegend des Sterbens) und dem Gesicht gegen Norden (die Gegend des Todes) gerichtet.

Aber der Westen ist nicht nur die Gegend des Sterbens; da er vom Planeten Venus beherrscht wird, gilt er zugleich als die Gegend des Liebesgenusses. Aus diesem Grunde lag z. B. das Schlafzimmer des Königs von Siam im Petchaburi-Pa'ast im Westen; aus diesem Grunde wurde auch dem Schlangenkönig nachgerühmt, daß seine Töchter die schönsten, listenreichsten und in der Liebe erfahrensten seien. Denn die Schlange ist das Tier des Westens (vgl. oben den aus einem Schlangenmaul entspringenden Weltstrom des Westens) und der Westen die Gegend der Nagas, während deren Feinde, die Garudas, im Osten hausen. Dieser Bedeutung des Westens als Gegend des Geschlechtsgenusses entsprechend, wird denn auch Buddha im Westen von den Töchtern Maras versucht. Die bekannte Darstellung des Buddha auf dem Schlangenthron findet man ebenfalls stets an der Westseite der Tempel.

Auch der ganze siamesische Staat sollte ein Abbild des Weltgebäudes sein. Seinen Mittelpunkt bildete naturgemäß der König. Dieser hatte ursprünglich vier Minister, die den vier Welthütern oder Lokapalas entsprachen und deren Amtsbereich demgemäß auch die Provinzen je einer Weltgegend umfaßte. Den Hauptrichtungen der Windrose entsprechend, hatte der König auch vier Hauptfrauen. Sein Schlafgemach war vier Kämmerern anvertraut und seine Pagen — 44 an der Zahl — waren in vier Abteilungen eingeteilt. Die Beamtenschaft, ja das ganze siamesische Volk zerfielen ursprünglich in zwei Gruppen, die zur rechten und die zur linken Hand, so benannt je nachdem, ob ihre Angehörigen, wenn der König auf dem Thron saß, zu seiner Rechten oder zu seiner Linken zu stehen hatten. Die Gruppe zur rechten Hand umfaßte den militärischen Adel, die Soldaten und solche Gilden, die, wie etwa die Zimmerleute, zu den Soldaten gerechnet wurden, die Gruppe zur linken Hand die Zivilbeamten und das übrige Volk. Da der König, wenn er auf dem Throne sitzt, nach Osten blickt, befinden sich die zu seiner Rechten stehenden militärischen Befehlshaber und Soldaten im Süden, der vom Planeten Mars beherrscht wird.

Das Gesagte genügt, um die Vielfältigkeit und das verwickelte und doch so folgerichtige Ineinandergreifen der kosmologischen Beziehungen und ihren Einfluß auf den ganzen Kulturaufbau erkennen zu lassen. Einige kleine Züge mögen noch zeigen, wie tief der Glaube an diese Beziehungen in das tägliche Leben jedes Einzelnen eingreift. Da der Westen die Gegend des Sterbens, der Norden die des Todes ist, so vermeidet es jeder Siamese ängstlich, sich im Schlafe diesen Richtungen zuzuwenden; er wählt vielmehr, um aus dem dem Tode so ähnlichen Schlaf wieder gesund und frisch zu erwachen, seine Lagerstätte stets so, daß die Füße gegen Osten oder Süden gekehrt sind. Indem der Kopf etwas erhöht wird, schaut dann der Schlafende mit dem Gesicht nach Osten oder Süden. — Rot ist die Farbe des Planeten Mars, die Farbe des Südens und als solche die des Glücks. Aus diesem Grunde bringt man häufig über der Haustür ein Stück roten Tuches an, bindet auch einen Flecken roten Tuches an den Bug der Kaufboote, damit sie Glück im Handel haben. Dagegen gilt Dunkelblau, weil es die Farbe des Planeten Jupiter ist, als die vornehmste Farbe und wird besonders für Festlichkeiten verwendet.

Konnten solche Meinungen und Bräuche dem nicht näher unterrichteten Beobachter bisher als barer Unsinn, als nicht weiter begründeter „Aberglaube" erscheinen, so erweisen sie sich nunmehr als die logische Auswirkung einer in ihrer Art großartigen und bis in Einzelheiten folgerichtig durchgebildeten Weltanschauung. Diese Weltanschauung bildet die richtunggebende Grundlage für Staat und Gesellschaft, für Städte-, Palast- und Tempelbau, für Zeitrechnung und Maße, schließlich für die ganze astrologische Lehre nicht nur der Siamesen, sondern auch der anderen Kulturvölker Südostasiens. Letzten Endes wohl vorderasiatischer Herkunft, ist sie nicht notwendig mit irgendeiner bestimmten Religion verknüpft, sondern tritt ebenso in Verbindung mit dem Buddhismus als mit dem Brahmanismus auf, hat aber ihre Spuren auch noch deutlich genug bei den mohammedanischen Völkern Indonesiens hinterlassen. Bis vor kurzem nicht nach Gebühr beachtet, ist sie, als Zeugnis eines mächtigen, einst über die halbe Erde hinweggegangenen Kulturstromes — ich erinnere an F. Röcks Nachweis ihres Vorhandenseins in Amerika — gerade in den letzten Jahren in immer steigendem Maße zum Gegenstand der Forschung gemacht worden. So ist es denn außerordentlich dankenswert, daß der Verfasser sie hier für Siam in so klarer und umfassender Weise herausgearbeitet hat.

Im zweiten Kapitel des zweiten Bandes gibt Döhring eine kurze Übersicht über den Inhalt des Ramakien, der siamesischen Fassung des

Ramayana. Der ungeheure Einfluß des Ramayana auf Literatur und Kunst der südostasiatischen Kulturvölker ist ja bekannt.[1]) Man geht nicht zu weit, wenn man ihn mit der Bedeutung der homerischen Gedichte für die antike Welt vergleicht. So ist die Kenntnis der Ramalegende für das Verständnis der in der bildenden Kunst Siams dargestellten Gegenstände tatsächlich unerläßlich.

Das dritte Kapitel ist der Architektur gewidmet. Hier befindet sich Döhring, der jahrelang selbst als Architekt in Siam tätig war und dem wir das bekannte dreibändige Werk über „Buddhistische Tempelanlagen in Siam" verdanken, auf seinem eigensten Gebiet. So ist denn dieses Kapitel auch außerordentlich reich an feinen und wertvollen Beobachtungen über die charakteristischen Merkmale und die Proportionen siamesischer Bauwerke. Dabei merkt man dem Verfasser überall die begeisterte Bewunderung für den von ihm behandelten Gegenstand an. Nicht recht überzeugen will mich seine Ansicht, daß der Ziegelbau, der um das Jahr 1350 den früheren Steinbau verdrängte, von den einwandernden Thai mitgebracht worden sei. In diese Zeit fällt zwar die Gründung der Hauptstadt Ayuthia, aber die eigentliche Einwanderung der Thai werden wir der Hauptsache nach doch wohl etwas früher ansetzen müssen. Für wahrscheinlicher halte ich es, daß der Beginn der Vorherrschaft des Ziegelbaues mit dem Eindringen des Hinayana-Buddhismus von Birma und Pegu her im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Zusammenhang gebracht werden muß.

Die letzten Abschnitte behandeln — leider nur allzu kurz — die Malerei und die verschiedenen Arten des Kunstgewerbes: Holzschnitzerei, Stuckplastik, Keramik, Lacktechnik, Metallarbeiten, Perlmutterintarsien, Fayencen, Mosaiken, Stoffe, besonders die der javanischen Batiktechnik nah verwandte Wachsmalerei auf Baumwollgeweben, deren weite Verbreitung auf süd- und ostasiatischem Gebiete sich immer mehr herausstellt.

Ganz prachtvoll sind die Abbildungen dieses Bandes: Bauwerke, Gemälde, Gegenstände des Kunstgewerbes. Insbesondere was hier an Arbeiten in Schwarzgoldlacktechnik, an silbernen Gefäßen mit eingelegten Ornamenten, an Gegenständen aus getriebenem Silber und an Perlmutterintarsien gezeigt wird, ist so überraschend und außerordentlich, daß es allein schon genügt, der bisher noch so wenig beachteten neueren Kunst Siams in der künftigen Wertschätzung einen hohen Rang anzuweisen. Recht interessant ist das Vorkommen bisweilen noch ziemlich unausgeglichen mitten in der nationalsiamesischen Umgebung stehender fremder (persischer, chinesischer, vielleicht auch japanischer?) Stilelemente.

Ein dritter, bisher noch nicht erschienener Band, soll das schöne Werk abschließen. Hoffentlich bringt er auch das dringend nötige Sach- und Namenregister für die beiden ersten Bände, durch dessen Fehlen deren Benützung vorläufig leider noch recht erschwert wird.

R. Heine-Geldern.

58. **Becker, P. Dr. C.**, S. D. S., ehem. apostolischer Präfekt von Assam: *Im Stromtal des Brahmaputra.* München (Salvator-Verlag) 1923. 512 S. mit 172 Abbildungen und einer Karte.

Das Buch zerfällt in drei Teile, von denen der erste die Entwicklung und Lösung des Brahmaputraproblems, die Geschichte Assams und die für Assam typischen Formen des Hinduismus behandelt, während die beiden anderen der Missionsgeschichte gewidmet sind. Den Ethnologen werden in erster Linie jene Kapitel interessieren, die die Geschichte des Landes vor der Besitzergreifung durch die Engländer, den Hinduismus und seine Beeinflussung durch einheimische Religionsformen schildern. Bei dem Mangel an Werken in deutscher Sprache über Assam ist die hier gebotene Übersicht recht erwünscht, wenn auch im einzelnen einige kleine Irrtümer mit unterlaufen. So waren die merkwürdigen gabelförmigen Monolithe von Dimapur nicht, wie der Verfasser im Anschluß an Godwin-Austen meint, Stützen eines Daches, sondern sind zweifellos Opferdenkmäler. Daß auf Seite 67 der Wiederhersteller des Tempels der Kamakhya, Nar Narayan, ein Ahom-König genannt wird, ist wohl nur ein Schreibfehler, da er auf Seite 39 richtig als König der Kotsch angeführt ist. Besonders interessant sind die mit Erzählungen von Einzelfällen belegten Erörterungen über den Kult des Schlangendämons Thlen bei den Khasi und die dabei üblichen Menschenopfer. Das fast sechs Seiten umfassende Schriftenverzeichnis läßt zwar manche bekannte Arbeit vermissen, bietet aber auf der anderen Seite auch dem Spezialforscher viel wertvolles und sonst nur schwer auffindbares Material aus der Missionsliteratur. Ein ausführliches Register erleichtert die Benützung des Buches. Von den mehr als hundertsiebzig, zum großen Teil auch für den Ethnologen wertvollen Abbildungen sind viele nach Photographien und

[1]) Soeben ist in der gleichen Reihe wie das vorliegende Buch ein zweibändiges Werk von W. Stutterheim über die Rama-Legende in Indonesien erschienen.

Zeichnungen des genauen Kenners und Erforschers der Khasi, P. Frumentius Stegmüller, hergestellt. Nur mit tiefstem Bedauern liest man am Schlusse des Buches von der rücksichtslosen Vertreibung der deutschen Missionäre nach Jahrzehnten aufopfernder und entbehrungsreicher Arbeit. Zweifellos ist hierdurch auch der ethnologischen Forschung schwerer Schaden erwachsen.

R. Heine-Geldern.

59. **Grubauer, Prof. Albert:** *Celebes. Ethnologische Streifzüge in Südost- und Zentral-Celebes.* (Schriftenreihe: Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker. Abteilung: Textwerke.) Hagen i. W. und Darmstadt (Folkwang-Verlag) 1923. 152 S. und 72 Tafeln.

Albert Grubauers im Jahre 1913 bei Voigtländer in Leipzig erschienenes, ausgezeichnetes Werk „Unter Kopfjägern in Zentral-Celebes" ist wohl jedem Ethnologen, der sich eingehender mit Celebes befaßt hat, als ungewöhnlich reiche Fundgrube wertvollen völkerkundlichen Materials in Erinnerung, ist aber infolge seiner lebendigen und anziehenden Reiseschilderungen und seiner prachtvollen Bilder auch geeignet, das Interesse des großen Lesepublikums zu erwecken. So hätte es dem vorliegenden Buch wohl nur zur Empfehlung gedient, wenn es sich offen als das bekannt hätte, was es ist, nämlich eine verkürzte, unter anderem Namen und in anderem Verlag erschienene Neuauflage des erstgenannten. Die Kürzungen des Textes und des Bildermaterials (von 338 Tafeln und Abbildungen der ersten Auflage entfallen etwa 140) sind sehr bedauerlich, aber bei den jetzigen Papier- und Druckkosten begreiflich, wenn das Buch nicht zu teuer werden sollte. Da die ethnologisch wichtigsten Teile nach Tunlichkeit geschont wurden, wird man sich damit, wenn auch ungern, abfinden können. Recht störend wirkt das Wegbleiben der Karten, die doch vielleicht durch eine, wenn auch nur ganz kleine Skizze hätten ersetzt werden können, und die Fortlassung des Registers.

Was Gebauers „Unter Kopfjägern in Zentral-Celebes" ganz besonderen Wert verlieh, waren die wirklich hervorragenden, durchwegs auf eigenen Aufnahmen des Verfassers beruhenden Bilder, die ja zum Teil inzwischen auch in eine ganze Reihe einschlägiger Werke übergegangen sind, deutsche sowohl (auch Referent konnte dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Verfassers für den Abschnitt „Südostasien" der Buschanschen Völkerkunde davon ausgiebigen Gebrauch machen) als auch holländische. Um so bedauerlicher ist die Art, wie die Bilder in der vorliegenden Neuauflage angeordnet wurden. Die erste Auflage enthielt außer 16 über das ganze Werk verteilten Tafeln 322 Textillustrationen. Es ist ohne weiteres verständlich, daß der Verlag sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zur gleichen Anordnung entschließen konnte, die ja den Druck des ganzen Buches auf dem so teuren Kunstdruckpapier zur Voraussetzung gehabt hätte. Die Bilder wurden vom Text getrennt in einem besonderen, 72 Tafeln umfassenden Teil angefügt. Daran wäre natürlich nichts auszusetzen, wenn im Text nun überall die nötigen Hinweise auf die Abbildungen eingesetzt wären. Das ganze Buch enthält jedoch auch nicht einen einzigen derartigen Hinweis! Wenn die Abbildungen wenigstens in der Reihenfolge angeordnet wären, wie sie zum Text gehören, dann ließen sie sich doch, wenn auch mit unnötiger Erschwerung, einigermaßen während des Lesens benützen. Sie sind jedoch im Gegensatz zum Text, der der Reiseroute folgt, nach Gegenständen gruppiert, also z. B. Boote, Brücken, Häuser, Volkstypen, Schnitzereien usw., jeweils auf mehreren einander folgenden Tafeln vereinigt, was ja zweifellos dem Ethnologen die vergleichende Betrachtung der vorhandenen Formen erleichtert, aber zur Folge hat, daß z. B. die Abbildungen der Tafel 1 zu Seite 73, die der Tafel 2 zu den Seiten 58 und 106, die der Tafel 3 zu den Seiten 32 und 143, die der Tafel 4 zu den Seiten 113 und 145 gehören usw. Es ist doch wohl eine zu starke Zumutung an den Leser, daß er sich die Bilder zu dem Abschnitt, bei dem er gerade hält, aus den fast 200 Abbildungen erst mühsam heraussuchen soll, insbesondere, da ja aus dem Text gar nicht ersichtlich ist, ob zu dem betreffenden Gegenstand überhaupt eine Abbildung vorhanden ist oder nicht. Der Hauptzweck jeder Bilderbeigabe, die Anschaulichmachung des geschriebenen Wortes, ist dadurch natürlich vollkommen ausgeschaltet. Daß bei den einzelnen Abbildungen ein Hinweis auf die betreffenden Stellen des Textes angebracht wurde, erleichtert zwar die Benützung der Bilder, kann aber für den oben gerügten Mangel in keiner Weise entschädigen. — Trotz dieser Einwände, die ja nicht so sehr den Verfasser und sein Werk, als den Verlag treffen, wollen wir uns schließlich doch freuen, daß das wertvolle Buch überhaupt in neuer Auflage erscheinen konnte, und hoffen, daß eine dritte Auflage Gelegenheit geben möge, die Fehler der zweiten zu vermeiden.

R. Heine-Geldern.

60. **Keur van Indische Beeldhouwkunst** (Choix de Sculptures des Indes). Première Série. Société des Amis de l'Art asiatique. Publications redigées par T. B. Roorda. La Haye (Martinus Nijhoff) 1923. 4°.

Dieses Tafelwerk bringt eine Auswahl von jenen Werken indischer Plastik, die in der „Ausstellung indischer Skulpturen" im Haag 1922 zu sehen waren. Es sind vorwiegend Kleinbronzen aus Südindien und Java. Der Herausgeber T. B. Roorda hebt in der Einleitung hervor, daß alle diese in Ausdruck und Stellung so verschiedenen Werke ein gemeinsames Element besitzen, nämlich in Ländern und Perioden gemacht wurden, wo das gesamte Leben in allen seinen Manifestationen mit religiösen Überzeugungen bis an den Rand gefüllt und jede Handlung ein Sakrament war. Daher war jedes Kunstwerk, wenn es echt empfunden war, Verwirklichung einer göttlichen Vorstellung, die der Künstler vielleicht in tiefer Ekstase gehabt hat. Also keine Darstellungen, sondern Offenbarungen seien diese Werke und daher mystisch geweiht. Daraus folge weiter, daß sie auf den Beschauer nur wirken können, wenn sie selbst eine Inspiration, die mit dem Intellekt nichts zu tun hat, ausstrahlen, durch die Harmonie der Komposition und den Rhythmus ihrer Kurven. Nicht das durch bestimmten Ritus als Gestalt schon vorgeschriebene Bildwerk, sondern seine Form bilde den künstlerischen Wert. Daher wurde auch die Ausstellung nicht vom archäologischen oder ikonographischen Gesichtspunkte, sondern nach Maßgabe ihrer „ästhetischen" Werte aufgestellt. „So vorgehend hatten wir die Sicherheit, daß es möglich sein wird, die Form ruhig zu betrachten und die Aufmerksamkeit geduldig auf sie zu konzentrieren — die das einzige wesentliche Element ist, das den Wert eines Kunstwerkes ausmacht — und so eine Ekstase zu erleben semblable à celle qui s'empara du Voyant illuminé par la Beauté et qu'il a imprimée dans la matière pour autant qu'il était artiste."

Mit einem Worte. Roorda verlangt die Betrachtung dieser östlichen Kunst mit östlicher Einstellung und Ausschaltung der rein verstandesmäßigen Kriterien. Er hat damit sicher recht, denn nur so können wir dieser Kunst näher kommen. Nur darf nicht vergessen werden, daß die wichtigste Voraussetzung dieser inspiratorischen Wirkung, die die Ekstase des Künstlers mittels der reinen Form auf den Beschauer übertragen soll, eine ganz genaue Kenntnis aller religiösen Elemente erfordert, wie sie in Europa nur Spezialisten aufbringen können. Wenigstens gilt diese Voraussetzung für die meisten Kunstwerke der östlichen Welt. Ausnahmen können zugegeben werden, denn ein einfacher Buddha, von dem auch jeder Laie wissen kann, daß er die tiefe Ruhe der Versenkung verkörpert, wird diese Ruhe durch die Harmonie seiner Kurvaturen auch auf den nicht indisch gebildeten Beschauer übertragen können. Freilich ist der europäische Beschauer derart auf Bewegung und rein plastische Qualitäten eingestellt, daß man ihn über das Wesen östlicher Kunstwerke immer erst aufklären muß, was ja in dieser Ausstellung auch geschehen ist. Die Qualität der abgebildeten Werke ist durchwegs eine hohe und die meisten derselben könnten im Original die vom Herausgeber gewünschte Wirkung wohl hervorbringen. Auch wissenschaftlich ist der Band durch die völlig auf der Höhe der Forschung stehenden streng fachmännischen Beschreibungen und die Literaturnachweise, die jeder Tafel beigegeben sind, von hohem Wert. Ernst Diez.

61. **Preuß, Konrad Theodor:** *Religion und Mythologie der Uitoto.* Textaufnahmen und Beobachtungen bei einem Indianerstamm in Kolumbien, Südamerika. Bd. II: Texte (2. Hälfte) und Wörterbuch. 760 S., 4°. (Quellen zur Religionsgeschichte, herausgegeben im Auftrag der Religionsgeschichtlichen Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Gruppe 11: Amerikanische Religionen.)

In rascher Folge ist der zweite Band dieses bedeutsamen Werkes von K. Th. Preuß, dem namhaften Religionsforscher auf amerikanistischem Gebiete erschienen. Zum ersten Male wird hier der für die vergleichende Mythenforschung wie auch für das Studium der amerikanischen Heilbringer-Religion überaus wichtige Stoff eines einzelnen Stammes in seiner Gesamtheit zur Darstellung gebracht. Dabei zeigt sich, welche Fülle mythischer Überlieferungen sich bei einem einzigen kleinen Stamme noch bergen läßt, wenn der richtige Mann noch zur rechten Zeit sich die planmäßige Erforschung und gewissenhafte Aufzeichnung solcher Überlieferungen zur Aufgabe setzt. Referent hat bereits nach Erscheinen des ersten Bandes eine eingehende Besprechung und Würdigung dieser in hohem Maße bewunderswerten Leistung in den Literaturberichten dieser Zeitschrift

(M. A. G. W., Bd. LIII, S. 317/318) versucht, auf die hier nochmals verwiesen sei. Da es sich bei dem Stamme der Uitoto weniger um ein Religionsgebäude in dem uns geläufigen Sinne handelt, sondern um eine Weltanschauung, die das ganze Leben durchdringt und in der Festordnung verankert ist, überdies der vergleichende Mythenforscher den Ausdruck „Mythologie" nur für den Begriff der Wissenschaft von den Mythen zu gebrauchen pflegt, so wäre anstatt des vom Verfasser gewählten Titels des Buches dieser treffender als „Heilsordnung und Mythenschatz der Uitoto" bezeichnet gewesen. Durch diese Bemerkung soll jedoch der wissenschaftliche Wert des Buches in keiner Weise geschmälert werden.

Sehr wertvoll wäre die Beifügung eines oder des anderen durch den Phonographen festgehaltenen Gesanges in Notenschrift gewesen, um dem Leser auch ein Beispiel von der Eigenart der Musik der Uitoto näherzubringen.

Auf die schon vom Verfasser aufgeworfene Frage, ob in den Überlieferungen der Uitoto wirklich echtes Mythengut oder bloße Zersetzungsergebnisse vorliegen, will ich bei anderer Gelegenheit zurückkommen, wo ich über den altamerikanischen Heilbringerglauben und seine Zusammenhänge mit Maskentänzen, Geheimbünden, mit der Festordnung und dem Mythos sowie auf die weitreichenden Kulturbeziehungen innerhalb Amerikas zu schreiben gedenke. Soweit sich bis jetzt erkennen läßt, enthält auch der Mythenschatz der Uitoto neben einzelnen Neuschöpfungen und offenbaren Zersetzungsprodukten noch reichlich altertümliches Mythengut, dessen Gefüge und Motivketten freilich erst durch das Zusammenwirken kulturvergleichender Untersuchung mit religionsgeschichtlicher und mythenvergleichender Forschung völlig klar gestellt werden kann. Mit dem Inhalte des Werkes wird sich daher auch die vergleichende Mythenforschung vertraut machen müssen, zumal sie daraus reiche Aufklärungen wird schöpfen können. Die von Preuß im ersten Bande versuchte Analyse einzelner Mythen zeigt, daß sie vielfach zu ähnlichen Ergebnissen gelangen mußte, wie sie in jüngster Zeit von vergleichenden Mythenforschern ausgesprochen wurden. Ich habe bereits in der Besprechung des ersten Bandes angedeutet, daß die vergleichende Mythenforschung der letzten Jahre den innigen Zusammenhang mythischer Überlieferungen mit alten Maskentänzen, Festgesängen und dem Weltbilde, das sich in der Einrichtung des Festplatzes spiegelt, richtig erkannt hat. Diese von den Mythenforschern auf ganz anderen Wegen erlangte Einsicht erhält jetzt durch die Forschungsergebnisse von K. Th. Preuß ihre willkommene Bestätigung, was um so erfreulicher ist, als derselbe dem Wesen der vergleichenden Mythenforschung ferne steht, welcher Umstand ihm bei der Analyse der Mythen naturgemäß die größten Schwierigkeiten bereiten mußte. Um so anerkennenswerter ist es, daß er in vielen Fällen intuitiv das Richtige getroffen und die Bedeutung und die Herkunft vieler mythischer Bilder aus der Mondanschauung erkannt hat. Den Gesängen und Texten in der Originalsprache ist die deutsche Übersetzung beigefügt und in dankenswerter Weise ein ausführliches Wörterbuch Uitoto-Deutsch, ein guter Index sowie ein Inhaltsverzeichnis des 2. Bandes angeschlossen. Die wissenschaftliche Darbietung der Überlieferungen, die der Verfasser persönlich aus dem Munde der Indianer vernommen und gewissenhaft aufgezeichnet hat, ist streng objektiv und mustergültig. Das neue Werk wird sowohl in der Amerikanistik als auch in der Kulturgeschichte der Menschheit überhaupt mit voller Berechtigung einen ständigen Ehrenplatz behaupten. Fritz Röck.

62. **Reallexikon der Vorgeschichte.** Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter, herausgegeben von Max Ebert. 1. Band. 1. Lieferung. Lex.-8°. 128 S., 33 Tafeln, zahlreiche Text-Illustrationen. Berlin (Walter de Gruyter & Co.) 1924. Preis GM. 7·—.

Der große Verlag Walter de Gruyter & Co. hat die Reihe seiner Lexika fortgesetzt. Schon das von Hoops war in seiner Anlage richtunggebend. Bei der Mitwirkung mehrerer Forscher ergeben sich der Kritik naturgemäß leicht Anhaltspunkte. So spürt man noch am Hoopsschen Reallexikon das Fehlen einer zusammenfassenden Hand. Denn abgesehen von den Abschnitten einiger Verfasser, die nicht besonders geglückt sind, stört die ungleichmäßige Behandlung und Verteilung des Stoffes. Aber schon zeigte sich der große Vorzug der Lexikonanlage mit Arbeitsteilung. So wird das Hoopssche Reallexikon dank der prachtvollen Artikel von Rud. Much und Häuster lange unentbehrlich bleiben. Gewiß ist schon bei allen Prähistorikern der Wunsch nach einem deutschen Reallexikon der Vorgeschichte wach geworden, das den neuen Anforderungen gerecht wird. Daß dieses nun so rasch schon dem Hoopsschen folgt, muß dem Verlag besonders hoch angerechnet werden. Jetzt liegt die erste Lieferung vor, die von A bis Altkleinasiatische Sprachen reicht. Unter der Liste der Mitarbeiter sind sehr bedeutende Namen. Von

österreichischen Forschern sind Bleichsteiner, Jokl, Kyrle, Lautner und Rec he vertreten. Über die Anlage des Werkes läßt sich selbstverständlich noch kein abschließendes Urteil fällen. Der Umfang wird jedenfalls ein sehr bedeutender werden. Die bekannteren Fundorte weisen alle ihren eigenen Artikel auf. Für Mitteleuropa scheint man sich sogar auch auf weniger bedeutendere einzulassen, wie der Abschnitt über Absam beweist. Hiebei wird allerdings eine Ungleichmäßigkeit kaum zu vermeiden sein. Schwerer zu entscheiden ist, ob man gut daran tat, Artikel, wie Abgabe, Adoption, Aderlaß usw. noch immer mitzuschleppen. Die von Kyrle so tatkräftig geförderte österreichische Kunsttopographie mit ihrer sukzessiven Aufarbeitung halbvergessenen und in Museal depots erliegenden Materials kommt solcherart auch dem großen Nachschlagewerk des Reallexikons auszugsweise zugute. Hier können nur die wichtigsten Abschnitte der ersten Lieferung hervorgehoben werden. Die Besprechung der italienischen Fundplätze durch v. Duhn ist schlechtweg meisterhaft. Mit größtem Interesse liest man die Abschnitte über das Paläolithikum von Obermaier, dessen Mitwirkung als großer Gewinn gewertet werden muß. Glänzend ist der Artikel „Albaner" von Jokl ausgearbeitet. Wertvolle Arbeiten liefern auch Karo und Roeder. Jeder, der die erste Lieferung auch nur oberflächlich durchsieht, wird zum Ergebnis kommen, daß das Werk unentbehrlich werden wird. Das Reallexikon ist auch Veranlassung zu zwei weiteren Unternehmungen des Verlages geworden, zu einer Sammlung „Vorgeschichtliche Forschungen" und zu einem „Vorgeschichtlichen Jahrbuch". Allen drei Plänen soll hier der wärmste Wunsch zum Gelingen mitgegeben werden.

Eduard Beninger.

63. **Franz Leonhard, Hesch Michael, Menghin Oswald und Mitscha-Märheim Herbert:** *Die prähistorische Sammlung des niederösterreichischen Landesmuseums.* (Materialien zur Urgeschichte Österreichs, 2. Heft.) 73 S., 8°, mit 12 Tafeln und 17 Textabbildungen. Wien (Burgverlag) 1924.

Die Wiener prähistorische Gesellschaft legt nach langer Pause das 2. Heft ihrer „Materialien" vor. Dr. Menghin hat die darin beschriebene Sammlung im Jahre 1910 erstmals aufgestellt und auch nach seiner Ernennung zum Professor der Urgeschichte an der Universität in Wien weiter geleitet und ausgebaut. Gelegentlich der Übersiedlung des Niederösterreichischen Landesmuseums in Wien aus der Wallnerstraße in das Landhaus (Herrengasse 9) haben Menghins Assistenten Dr. Franz und Dr. Mitscha-Märheim auf Grund seiner Arbeiten die Sammlung neu aufgestellt und verzeichnet. Die Beschreibung der menschlichen Skelettreste übernahm Dr. Hesch.

Die Sammlung enthält fast ausschließlich niederösterreichische Funde aus etwa 100 Orten und zählt ungefähr 1600 Nummern, von denen etliche 150 abgebildet sind.

Aus der älteren Steinzeit sind rund 200 Stücke vorhanden, aus der jüngeren Steinzeit rund 700, zur Hälfte voll-, zur Hälfte spätneolithisch.

Die Metallzeiten sind durch rund 700 Nummern vertreten, von denen die eine Hälfte der Bronzezeit (hauptsächlich der Aunjetitzer Kultur) angehört, die andere zu gleichen Teilen der älteren Eisenzeit (vorwiegend Kalenderbergkultur) und der jüngeren Eisenzeit (vorwiegend Mittellatènestufe).

Die meisten Bestände stammen aus den Sammlungen von J. N. Woldrich (erworben 1908) und von Vinzenz Kudernatsch in Poysdorf (erworben 1912—1917), sowie aus dem Gräberfelde bei Mannersdorf am Leithagebirge, das Alexander Seracsin im Jahre 1912 für das Museum ausgegraben hat. Das Übrige sind Zuwendungen verschiedener Körperschaften und Freunde.

Von den Resten von 25 menschlichen Skeletten gehören die meisten der jüngeren Steinzeit, der frühen Bronzezeit und der Mittellatènestufe an. Die Messung von 15 Schädeln führt Hesch zu der Annahme langer Dauer der Durchkreuzung alpiner und nordischer Rassenelemente in Niederösterreich.

Möge es der Gesellschaft vergönnt sein, in kurzen Fristen weitere Hefte der schönen Serie erscheinen zu lassen. An Stoff, Arbeitskräften und Arbeitslust fehlt es ihr ja nicht.

Julius Caspart, Wien.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

LEO BOUCHAL.

JAHRGANG 1923—1924.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
1924.

Außerordentliche Versammlung am 25. September 1923.

1. Herr Prof. Dr. B. J. O. Schrieke (Batavia) hält einen Vortrag über

Die praeanimistische Grundlage gewisser javanischer Gebräuche.

2. Fräulein Ida Posen-Frankfurt a. M. übersendet folgende Mitteilung:

Gentilorganisation in der Bibel.

Das eigenartige Geschlechtsregister Adams im ersten Buch des Alten Testamentes ist schon mehrfach der Kritik unterworfen worden,[1]) aber für die Wiederholung der Namen des kajinitischen Geschlechtes in der Nachkommenschaft Scheths ist wohl bisher keine befriedigende Erklärung gefunden.

Die Gleichheit bzw. die Ähnlichkeit der Namen in den beiden Registern Kap. 4, Vers 17 ff., und Kap. 5, Vers. 3 ff., fällt schon bei oberflächlichem Durchlesen auf. Dazu kommen noch einige weitere Eigentümlichkeiten; scheinbar umfaßt das kajinitische Register nur sechs Geschlechter, während von Scheth acht Nachkommen einschließlich Noa aufgezählt sind. Die hierauf bezügliche von Raschi überlieferte Erklärung gibt wohl an, daß sich die Frauen Lemechs von ihm nach der Ermordung Kajins zurückzogen, und daß auf diese Weise der kajinitische Zweig ausgestorben sei; doch ist dies unter Zugrundelegung unserer sozialen Verhälnisse schon deshalb keine restlose Erklärung, weil schon vor dem Mord mehrere Kinder geboren waren, von deren Tod nichts berichtet wird. Aber vor allen Dingen wäre es ja ganz der Abfassung der Bibel widersprechend, wenn hier das Schicksal irgendeiner Nebenlinie eingehender behandelt wäre, ohne mit der eigentlichen Urgeschichte Israels, also der Vorfahrenreihe Abrahams in direkter Verbindung zu stehen. Es klingt auch ganz wunderlich, daß gerade die zum Aussterben bestimmte Nachkommenschaft Kajins als Urheber bedeutender Kulturgüter genannt wird. Und schließlich ist es auch seltsam, daß der Mord Kajins von seinen eigenen Nachkommen gesühnt wird, zu denen doch Lemech nach gewöhnlicher Auffassung zählt und nicht von einem, der zu Hebel oder dem an seine Stelle tretenden Scheth näher in Beziehung steht als zu Kajin.

Die soziale Verfassung einiger noch existierender primitiver Stämme, die am besten bei dem australischen Stamme der Aranda erforscht sein dürfte, kann vielleicht zur Lösung dieser verschiedenen Fragen beitragen. Bei den Aranda kann man zwei Hauptgruppen unterscheiden, die in größeren Lagerplätzen gesondert voneinander wohnen und in einer bestimmten Reihenfolge ineinander zu heiraten haben.[1]) Die Frage, woher die Nachkommen Kajins und Scheths ihre Frauen nahmen, liegt ja sehr nahe; für die Herkunft der Frauen von Kajin und Scheth selbst läßt die Bibel keine Andeutung zu. Der Annahme aber, daß die kajinitische und schethitische Nachkommenschaft je als eine Hauptgruppe aufzufassen ist, die in einer bestimmten Reihenfolge ineinander zu heiraten haben, widerspricht auch nicht Kap. 4, Vers 16: „Kajin ließ sich im Lande Nod nieder, ostwärts von Eden", wenn wir den ausdrücklichen Bericht über die Aranda beachten, daß sie in zwei getrennten Lagerplätzen wohnen. Diese beiden Gruppen spalten sich wieder in verschiedene Klassen, von denen jede ihren eigenen Namen führt. Die Zahl dieser Klassen ist verschieden. Während bei

[1]) Raschi Commentar; S. R. Hirsch, Anmerkung zu Genesis Kap. 5, V. 4—28; Wellhausen, Composition des Hexateuchs, 1899, Berlin, S. 8 ff.; Hoffmann, Jeschurun 2 (1915), S. 501 ff.

Seth	=	Scheth.
Enos	=	Enosch.
Kenan		
Mahalalel		
Jared	=	Jored.
Henoch		Chanoch.
Methuselah	=	Msuschelach.
Lamech	=	Lemech.
Noah	=	Noa.

Kain	=	Kajin.
Henoch	=	Chanoch.
Irad	=	Irod.
Mehujael	=	Mchujoel.
Methusael	=	Msuschoel.
Lamech	=	Lemech.

[1]) Strehlow C., Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentral-Australien. 4. T., 1. Abt.: Das soziale Leben der Aranda- und Loritja-Stämme. Frankfurt a. M., Baer & Co., 1913. S. 62.

den südlichen Aranda jede Gruppe nur zwei Klassen umfaßt, sodaß sie im ganzen nur vier Heiratsklassen kennen, gehören bei den nördlich vom 24. Breitengrade wohnenden Aranda zu einer jeden Gruppe vier Heiratsklassen, sodaß man also in diesem Gebiete deren acht unterscheidet.[1]) „Jeder Eingeborene wird in eine bestimmte Klasse hineingeboren und tritt dadurch zu allen anderen Klassen in eine gewisse Beziehung, die von den Eingeborenen als eine verwandtschaftliche angesehen wird, so daß man nicht bloß eine Bluts-, sondern auch eine Klassenverwandtschaft kennt und zwischen diesen nach europäischer Auffassung grundverschiedenen Beziehungen im gewöhnlichen Leben meistens keinen Unterschied macht.“[2]) Wenn wir diese Verhältnisse auf die angeführten Stellen der Bibel zu übertragen suchen, so wäre die Nachkommenschaft Kajins und Scheths je als eine Heiratsgruppe aufzufassen, und zwar scheinen von jeder drei Heiratsklassen angeführt zu sein.

Die wichtigste Bestimmung der Heiratsordnung liegt in dem Grundsatz, daß die pallukua, Enkel von Bruder und Schwester (ob letztere wirkliche Brüder und Schwestern sind oder nur der Klasse nach als Geschwister angesehen werden, kommt dabei gar nicht in Betracht) einander heiraten sollen. Häufig sind es die Enkel von zwei leiblichen Geschwistern, die einander heiraten.[3]) Auf diese Weise erscheint der Gensname des Großvaters in der Gens der Enkel wieder, da bei den Aranda Vaterrecht herrscht; wo Mutterrecht herrscht, ist es der Name der mütterlichen Gens, der auch der Gens der Enkel beigelegt wird.

Die Wiederholung der Namen ist auch in der Bibel da; es handelt sich nur darum, ohne willkürlichen Eingriff den Text genau nach der Überlieferung in Einklang zu bringen mit dem System der Aranda; und das ist möglich unter der Voraussetzung, daß die Nachkommen Kajins und Scheths einander heirateten; dem steht aber von biblischer Seite nichts entgegen, im Gegenteil dürfte diese Voraussetzung noch unterstützt werden durch den auch schon verschieden gedeuteten Vers 26 in Kap. 4, auf welchen sich die Erklärung Rambams bezieht, daß durch das Beispiel der Sternverehrer auch die Söhne Enoschs und Enosch selbst veranlaßt wurden, die Gestirne zu verehren,[1]) was doch zum mindesten einen Verkehr mit diesen nicht vor Gott wandelnden Leuten voraussetzt. Vielleicht ist das an späteren Stellen des Alten Testamentes mehrfach[2]) ausgesprochene Verbot der Verschwägerung mit Andersgläubigen des Landes auf diese erste Beeinflussung zurückzuführen. Es scheint also bei Enosch in der schethischen Reihe die Vermischung mit der Nachkommenschaft Kajins zu beginnen. Der Anfang einer Heiratsordnung nach der Art der Aranda dürfte fernerhin V. 18 angedeutet sein, in der unbestimmten Form w a j j i w ŵ ā l ē d, die sonst in beiden Geschlechtsregistern nicht mehr vorkommt; durch dieses ungewisse „es wurde ihm geboren“ kommt das innere Widerstreben Chanochs zum Ausdruck, daß seine direkte Nachkommenschaft und die seiner Geschlechtsgenossen mit dem Namen Irod zu benennen wären; es scheint, daß wir hier am Beginn einer Sippenordnung stehen, nach der die sämtlichen direkten männlichen oder weiblichen Nachkommen eines Mannes und seiner Altersgenossen oder einer Frau und ihrer Altersgenossinnen außer mit dem Eigennamen mit einem gemeinsamen Gensnamen zu bezeichnen sind. Eine solche mit einem gemeinsamen Gensnamen bezeichnete kajinitische Gens würde mit einer ebensolchen schethitischen in Heiratsaustausch stehen. Es ergäben sich also der Arandaordnung entsprechend folgende Gruppen:

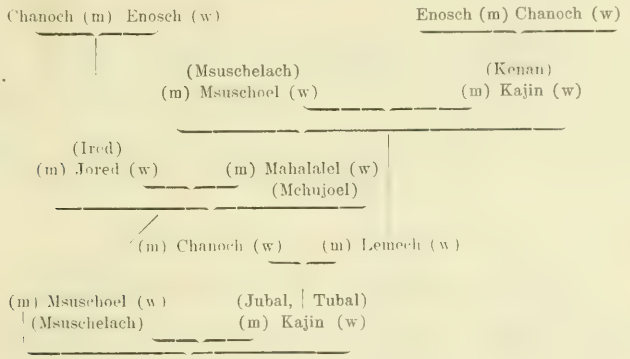
Aranda:	1. Buch Moses:
Gruppe 2 heiratet B. Kinder C.	Gruppe A heiratet B. Kinder C.
Purula (m) Pananka (f) Kamara.	
Kamara (m) Paltara (f) Purula.	Enosch (m) Chanoch (f) Jored (Irod).
Ngala (m) Knuraia (f) Mbitjana.	Msuschoel (Msuschelach) (m) *Kajin* (f) Lemech.
Mbitjana (m) Bangata (f) Ngala.	Irod (m) *Mahalalel* (*Mchujoel*) (f) Msuschoel.
Gruppe B heiratet A. Kinder C.	Gruppe B heiratet A. Kinder C.
Pananka (m) Purula (f) Bangata.	
Paltara (m) Kamara (f) Knuraia.	Chanoch (m) Enosch (f) Kajin (Kenan).
Knuraia (m) Ngala (f) Paltara.	Kenan (m) *Msuschoel* (f) Mahalalel.
Bangata (m) Mbitjana (f) Pananka.	Mahalalel (m) *Jored* (f) Chanoch.

[1]) Strehlow, a. a. O.
[2]) Strehlow, a. a. O. S. 63.
[3]) Strehlow, a. a. O. S. 70.

[1]) Kap. 1, V. 1.
[2]) Exodus, Kap. 34, V. 15—16; Deuteronomium, Kap. 7, V. 3—4.

Der Name der Frauen, der ohne näheren Anhaltspunkt in der Bibel hypothetisch dazu gedacht ist, ist immer in kursiven Lettern angegeben. Es ergibt sich dann, daß bei der obigen Anordnung der biblischen Namen die Männer in der Gruppe A denselben Namen führen wie die Frauen der Gruppe B und umgekehrt.

Auf diese Weise wären aus der Ehe eines Mannes, der neben seinem Eigennamen den Gensnamen Chanoch führte und seiner Frau, die zur Gens „Enosch" gehörte Kinder entsprungen, die alle außer ihrem Eigennamen den Gensnamen „Kajin" führten und der Stammbaum von Kajin und Scheth wäre wie folgt darzustellen:



Genau wie bei dem australischen Beispiel ist hier überall der Klassenname der Enkel gleich dem der vorletzten Generation. An Stelle von Enosch tritt späterhin wohl die Bezeichnung Lemech; solche Veränderungen sind auch von amerikanischen Stämmen bekannt, ein Zeichen des Verfalles der alten Sippenordnung.[1]) Wie oben bereits erwähnt, weist die nur bei Chanoch stehende Form w a j j i w w ā l ē d darauf hin, daß hier etwas Eigenartiges geschieht, und die von S. R. Hirsch gegebene Erklärung, daß der Irod dem Chanoch geboren wurde wider seinen Willen, ist gerade im Zusammenhang mit der hier gegebenen Deutung der Geschlechtsregister als Gentilorganisation übereinstimmend und darf wohl als Hinweis angesehen werden, daß die Gens Chanoch sich gesträubt hat, den Jored als Kind anzuerkennen, weil bei ihnen Mutterrecht herrschte; sie rechnete sich die Kinder zu, die von einem W e i b aus dieser Gens geboren wurden und benannte diese Kinder nach ihrem Ahnherrn „Kajin", während als Nachkomme Enoschs nach vaterrechtlichem Grundsatze Kenan aufgezählt ist. Der gleiche Grund, dort Mutterrecht, hier Vaterrecht, dürfte auch die Ursache sein, daß in dem kajinitischen und schethitischen Geschlechtsregister verschiedene Verbalformen angewandt sind, hier stets die Form des Veranlassens w a j j ō l e d „er veranlaßte die Geburt", dort bei den Nachkommen von Chanoch j ā l a d „er gebar"; diesbezüglich erklärt schon Raschi[1]), daß mit der ersten Form der Zeugungsakt des Mannes gemeint sei, mit der zweiten die Zeugung durch die Frau; was aber hier bei Raschi unerklärt bleibt, daß nämlich j ā l a d „er" gebar steht, das wird gelöst, wenn man Chanoch usw. als den Namen aller zu einer mutterrechtlichen G e n s gehörigen Leute betrachtet. Das bezieht sich auf die ganze Gruppe.

Zwei verschiedene soziale Ordnungen greifen hier ineinander,[2]) und daraus ergibt sich wohl in der obigen Aufstellung der Heiratsklassen die kleine Abweichung von der Heiratsordnung der Aranda, daß nämlich Kenan als Sohn von Chanoch und Enosch und nicht von Enosch und Chanoch aufgeführt und ebenso, daß Jored Sohn von Enosch und Chanoch und nicht von Chanoch und Enosch ist.

Im übrigen aber sind wohl nach den vorhergehenden Ausführungen die zu Anfang aufgeworfenen Fragen gelöst. Die Nachkommenschaft Kajins umfaßt nach dem bisher Gesagten ebensoviel Geschlechter wie die-

[1]) M o r g a n L., Urgesellschaft. Stuttgart 1908. S. 59.

[1]) a. a. O.

[2]) Vgl. W a i t z Th., Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1865. B. 5. 1. Heft. S. 144.

jenige Seths bis zur Sintflut. Der Mord, den nach der obigen Aufstellung der zur Gruppe A gehörige Kajin verübt, wird von Lemech aus Gruppe B gerächt und die bedeutenden Kulturgüter werden nicht von einem zum Aussterben bestimmten Zweig des Menschengeschlechts erfunden, sondern von den Vertretern einer Gruppe der Menschheit, die selbst als Ganzes vielleicht zum Aussterben bestimmt war, die aber mit der Gruppe, welche die Sintflut überlebt hat, in Heiratsaustausch stand.

Außerordentliche Versammlung am 4. Oktober 1923.

Herr Prof. Dr. I. F. van Bemmelen (Groningen) hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Heredität und Genealogie.

Monatsversammlung am 11. Oktober 1923.

Herr Prof. Dr. K. Th. Preuß (Berlin) spricht unter Vorführung von Lichtbildern über die

Ergebnisse einer ethnologischen und archäologischen Forschungsreise in Kolumbien 1913—1915.

Monatsversammlung am 8. November 1923.

Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Hans Jaden-Krticzka spricht an Hand eines von Sektionschef Dr. Poestion nachgelassenen Manuskriptes unter Vorführung von Lichtbildern und Demonstration seiner Sammluug über

Weibliche Trachten auf Island.

Außerordentliche Versammlung am 17. November 1923.

Herr Dr. Max Uhle (Quito) spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

Die Einheit amerikanischer Zivilisationen.

Außerordentliche Versammlung am 27. November 1923.

(Gemeinsam mit der Geographischen Gesellschaft.)

Herr Hermann Consten hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Mongolen und die äußere Mongolei.

Eingänge für die Bibliothek.

Hertel, Johannes, Zweiundneunzig Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien. (Indische Erzähler, Bd. IX.) Leipzig 1922.

Bachhofer, Ludwig, Die Kunst der japanischen Holzschnittmeister. München 1922.

Gamio, Manuel, La Poblacion del Valle de Teotihuacan, 3 Bde. Mexico 1922.

Rasmussen, Knud, In der Heimat des Polarmenschen. Leipzig 1922.

Studien zur Kunst des Ostens. Josef Strzygowski zum sechzigsten Geburtstage von seinen Freunden und Schülern. Wien 1923.

Kümmel, Otto, Die Kunst Ostasiens. (Die Kunst des Ostens, Bd. 4.) Berlin 1922.

Sarre, Friedrich, Die Kunst des Alten Persien. (Die Kunst des Ostens, Bd. 5.) Berlin 1923.

Grosse, Ernst, Das ostasiatische Tuschbild. (Die Kunst des Ostens, Bd. 6.) Berlin 1922.

Kühnel, Ernst, Miniaturmalereien im islamischen Orient. (Die Kunst des Ostens, Bd. 7.) Berlin 1922.

Kurth, Dr. Julius, Der chinesische Farbendruck. Ostasiatische Graphik, Bd. 1.) Plauen i. V. 1922.

With, Karl, Buddhistische Plastik in Japan bis in den Beginn des 8. Jahrhunderts n. Chr. Wien 1922.

Günter, Heinrich, Buddha in der abendländischen Legende. Leipzig 1922.

Garbe, Richard, Die Bhagavadgitâ, aus dem Sanskrit übersetzt. Mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. 2. verb. Aufl. Leipzig 1921.

Behrmann, Walther, Im Stromgebiet des Sepik. Berlin 1922.

Kümmel, Otto, Das Kunstgewerbe in Japan. Berlin 1922.

Rücker-Emden, Oskar, Chinesische Frühkeramik. Leipzig 1922.

Lindblom, Gerhard, Negerhistorier och Lägerelden. Uppsala 1922.

Boas, Franz, Grammatical Notes on the Language of the Tlingit Indians. Philadelphia 1917.

Rasmussen, Knud, Grönlandsagen. Berlin 1922.

Schultz, Wolfgang, Das Glück des Lebens und die Gebote der Sittlichkeit in alter Spruchdichtung. (Laographia, T. II.) Athen 1922.

Peralta, Santiago M., Antropologia. La talla militar argentina. Buenos Aires 1922.

Lehmann, Gualtiero, Arte Messicana antica. (La civiltà artistica, IX.) Roma.

Fettweis, E., Wie man einstens rechnete. (Math. phys. Bibliothek, Bd. 49.) Leipzig und Berlin 1923.

Baur, Dr. Erwin, Fischer, Dr. Eugen und Lenz, Dr. Fritz, Menschliche Erblichkeitslehre. Zweite verm. verb. Aufl. München 1923.

Schuller, Rudolph, The Ethnological and Linguistic Position of the Tacana Indians of Bolivia. 1922.

Loeschke, Phil. Siegfried, Tonindustrie von Speicher und Umgebung. Trier 1922.

Frobenius, Leo, Das unbekannte Afrika. München 1923.

Arsandaux, H. et Rivet, P., Etude sur l'archéologie mexicaine. (Academie des Inscriptions et Belles Lettres.) Paris 1921.

Clemen, C., Die nichtchristlichen Kulturreligionen. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 533—534.) Leipzig-Berlin 1921.

Rivet, P., Crânes de la Région du Tchad. Paris 1914.

Rossini, C., Aethiopia. (Riv. degli Studi orientali, IX.) Roma 1923.

Grosse, Ernst, Die ostasiatische Plastik. Zürich 1922.

Boas, Franz, Tales of Spanish Provenience from Zuni. (Journ. of Amer. Folk-Lore, Vol. XXXV.) 1922.

Teit, James A., Tahltan Tales. (Journ. of Amer. Folk-Lore, Vol. XXXIV, Nr. 133, 134.) 1921.

Mörner, Birger, Aráfis Tropiska år. Stockholm 1914.

Meinhof, Carl, Was können uns die Hamitensprachen für den Bau des Semitischen Verbum lehren? (Zeitschrift f. Eingeborenen-Sprachen, Bd. XII, 1921/1922.)

— Dzalamo-Texte. Übersetzt und bearbeitet. (Zeitschrift f. Eingeborenen-Sprachen, Bd. XI/4, 1921.)

Tutschek, Karl, Sprachproben von der Sprache in Darfur. (Herausgegeben von C. Meinhof, Zeitschrift f. Eingeborenen-Sprachen, Bd. XII/2 bis 3, 1922.)

Meinhof, Carl, Sprachstudien im ägyptischen Sudan. 39. Vergleichendes Wörterverzeichnis Deutsch-Nubisch. (Zeitschrift f. Kolonialsprachen, IX/3, 1918/1919.)

— Afrikanische Religionen. (Koloniale Rundschau, 1922. Heft 5/6.)

— Bücherbesprechung. Luschan, F. v., Zusammenhänge und Konvergenz. (Zeitschrift f. Kolonialsprachen, IX/2, 1918/1919.)

— Bücherbesprechungen. Doke, C. M., The Grammar of the Lamba Language. London. Trübner 1922. — Adametz, Leopold, Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen. Osten und

Orient, 1. Reihe. Bd. II. — Hodson, Arn. W. and Walker, Graven H., An elementary and practical Grammar of the Galla or Oromo Language. London: Soc. for Promoting Christian Knowledge, 1922. — Luschan, F. v., Völker, Rassen, Sprachen. Weltverlag, Berlin 1922. (Zeitschrift f. Eingeborenen-Sprachen, XIII/2, 1923.) — Werner, A., Reader in Swahili etc. School of Oriental Studies, London Institution. Introductory Sketch of the Bantu Languages. London, Trübner 1919. — Hennenmann, F., Die religiösen Vorstellungen der heidnischen Bewohner Süd-Kameruns. S.-A. aus Ehrengabe deutscher Wissenschaft, dargeboten von katholischen Gelehrten. Herausgegeben von F. Feßler. Freiburg i. B. 1920. Herder & Co. — Kauczor, D., Die Bergnubische Sprache (Dialekt von Gebel Delen). Akad. d. Wissenschaften Wien, Sprachensamml., Bd. 7, Hölder 1920. — Beyer, G., A Handbook of the Pedi-Transvaal Suto Language. Korija Sesuto Book Depot. 1920. — (Zeitschrift f. Eingeborenen-Sprachen X/4, 1919/1920.)

Kreemer, J., Atjèh. Algemeen samenvattend overzicht van land en volk van Atjèh en Onderhoorigheden. Eerste Deel. Leiden 1922.

Schmidt, Max, Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre. 2 Bde. Bd. 1: Die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft, Bd. 2: Der soziale Wirtschaftsprozeß der Menschheit. Stuttgart 1920/1921.

Otto, Walter F., Die Manen oder die Urformen des Totenglaubens. Berlin 1923.

Oberhummer, E., Völkerpsychologie und Völkerkunde. Wien 1923.

Genin, Aug., Notes on the dances, music and songs of the ancient and modern Mexicans. (Smith. Rep. 1920.) Washington 1922.

Fewkes, J. W., Fire Worship of the Hopi Indians. (Smith. Rep. 1920.) Washington 1922.

Safford, W. E., Daturas of the Old World and New. An account of their narcotic properties and their use in Oracular and Initiatory Ceremonies. (Smith. Rep. 1920.) Washington 1922.

Hough, Walter, Racial Groups and Figures in the Natural History Building of the United States National Museum. (Smith. Rep. 1920.) Washington 1922.

Osborn, H. F. & Reeds, Chester A., Old and New Standards of Pleistocene Divison in Relation to the Prehistory of Man in Europe. (Bull. Geol. Soc. of Am., Vol. XXXIII.) New-York 1922.

Marzell, Heinrich, Unsere Heilpflanzen, ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde. Ethnobotanische Streifzüge. Freiburg i. Br. 1922.

Alte Reisen und Abenteuer, Bd. I—IV:

Bd. I: Plischke, Dr. Hans, Fernao de Magalhaes. Die erste Weltumseglung. Nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von ./. Leipzig 1922.

Bd. II: Schmidel, Ulrich, Abenteuer in Südamerika 1534—1554. Nach den Handschriften bearbeitet von Curt Cramer. Leipzig 1922.

Bd. III: Cook, James. Die Suche nach dem Südland. Nach den Aufzeichnungen Georg Forsters, bearbeitet von Dr. Hans Damm. Leipzig 1922.

Bd. IV: Kolb, Peter, Reise zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Bearbeitet von Dr. Paul Germann, Leipzig 1922.

Luschan, Felix v., Völker, Rassen, Sprachen. Berlin 1922.

Antonelli, Ugo, La Scuola Italiana di Paletnologia e le industrie paleolitiche in Italia. (Estr. da Ausonia, X, 1921.)

Casanowicz, J. M., Parsee religicus ceremonial objects in the U. St. Nat.-Mus. (Proc. U. St. Nat.-Mus. Vol. 61.) Washington 1922.

Preuß, K. Th., Religionen der Naturvölker. I. Allgemeines 1913—1920. Gesamtdarstellungen. (S.-A. Archiv f. Religionswissenschaft, XXI, 1/2.)

Burkitt, M. C., Prehistory A. Study of early Cultures in Europe and Mediterranean Basin. Cambridge, Univ. Press. 1921.

Macalister, R. A. S., Text-Book of European Archaeology. Vol. I. The Palaeolitic Period. Cambridge, Univ. Press. 1921.

Read, Carveth, The Origin of Man and of his Superstitions. Cambridge, Univ. Press. 1920.

Rivers, W. H. R., Essays on the Depopulations of Melanesia. Cambridge, Univ. Press. 1922.

Lorenz, Emil, Der politische Mythus. Beiträge zur Mythologie der Kultur. Leipzig, Wien, Zürich 1923.

Lehmann-Nitsche, Robert, Forschungsmethode einer wissenschaftlichen Ethnologie. Bruxelles 1905.

— El problema indigena. Buenos Aires 1915.

— La Anthropologia de la Ensenanza Universitaria Argentina. La Plata 1921.

Nordenskiöld, Erland, Indianer und Weiße. Stuttgart 1922.

Jedermanns Bücherei, Abteilung Erdkunde:

Tuckermann, Walther, Osteuropa. I. Teil: Allgemeine Übersicht. Breslau 1922.

— Osteuropa. II. Teil: Die Landschaften. Breslau 1922.

Maull, Otto, Griechisches Mittelmeergebiet. Breslau 1922.

Dix, Arthur, Politische Erdkunde. Breslau 1922.

Fick, Dr. Richard, Praktische Grammatik der Sanskrit-Sprache. Wien und Leipzig.

Weber, Dr. Friedrich, Zur Archäologie Salvadors. (S.-A. Festschrift Seler.)

Knabenhans, Dr. Alfred, Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen. (Studien zur Ethnologie und Soziologie, Heft 2.) Berlin und Leipzig 1919.

Fuhrmann, E., Peru, Bd. II: Keramik der Chimu. (Kulturen der Erde, Bd. II.) Hagen i. W. 1922.

— Afrika. Sakralkulte und die Vorgeschichte der Hieroglyphen. (Kulturen der Erde, Bd. VI.) Hagen i. W. 1922.

Danzel, Th. W., Mexiko I. Bilderschriften. (Kulturen der Erde, Bd. XI.) Hagen i. W. 1922.

— Mexiko II. (Kulturen der Erde. Bd. XII.) Hagen i. W. 1922.

Fuhrmann, E., Mexiko III. (Kultur und Sprache.) (Kulturen der Erde, Bd. XIII.) Hagen i. W. 1922.

— Neu-Guinea. (Kulturen der Erde, Bd. XIV.) Hagen i. W. 1922.

— Tlinkit- und Haida-Indianer. (Kulturen der Erde, Bd. XXII.) Hagen i. W. 1922.

Laufer, B., Milaraspa, Tibetanische Legenden. (Kulturen der Erde.) Hagen i. W. 1922.

Uhle, Max, Fundamentos etnicos y arqueologia de Arica y Tacna. Quito, Ecuador. 1922.

— Influencias mayas en el Alto Ecuador. Quito, Ecuador 1922.

Woodbury, R. M., Statures and Weights of Children under six years of age. (Am. Journ. of Phys. Anthropology V/3, 1922.)

Preuß, K. Th., Die höchste Gottheit bei den kulturarmen Völkern. (S.-A. Psychologische Forschungen II/3—4.) Berlin 1922.

Želizko, J. V., Neues zur diluvialen Fauna von Wolin in Südböhmen. (S.-A. Neues Jahrbuch f. Mineralogie, Geol. u. Paläontologie. Bd. 1.) Stuttgart 1922.

— Glaciální a postglaciální fauna od Malenic nad Volyňkou v jižních Čechách. Brünn 1922.

— Anthropologicko-ethnografické reservace. Prag 1922.

— Dr. Emil Holub a jeho vědecký význam. (Příroda 1922. Heft 7.)

— Památce K. J.s Mašky a M. Kříže. Brünn 1921.

Mendizabal, Miguel O. de, El Movimiento de la Tierra conosido por los Nahoas. Los cuatro ciclos astronomico-cronologicos. Mexiko 1922.

— La Cronologia Nahoa. Significacion astronomica del Numero 13. Mexiko 1922.

Doering, Adolfo, Iberos y Euskaros y la Mision civilizadora de la Iberia en Tiempos prehistoricos. (Academia Nac. de Ciencias, Miscelanea Nr. 4, Reminiscencias historico-etnograficas I.) Córdoba 1921.

Glasenapp, Helmuth v., Der Hinduismus, Religion u. Gesellschaft im heutigen Indien. München 1922.

Wirz, Dr. P., Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea I. (Hamb. Univ. Abhdlg. a. d. Gebiet d. Auslandskunde, Bd. 10, Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte u. Sprachen, Bd. 6.) Hamburg 1922.

Sarasin, Dr. Fritz, Anthropologie d. Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner. Mit einem Atlas von 61 Tafeln sowie 55 Kurvenzeichnungen und Abbildungen i. Text. Berlin 1916—1922.

Berliner, Rudolf und Borchardt, Paul, Silberschmiede-Arbeiten aus Kurdistan. Berlin 1922.

Lehmann, Walther, Festschrift Eduard Seler, dargebracht zum 70. Geburtstag von Freunden, Schülern u. Verehrern. Stuttgart 1922.

Koch-Grünberg, Th., Vom Roroima zum Orinoco, Bd. V. Stuttgart 1923.

Lorentzatos, P., Symbole eis ten ermeneian ton par' Omero psychologikon oron. Athen 1922.

Lehmann, Walther, Mexikanische Kunst. (Orbis Pictus, Bd. 8.) Berlin 1922.

Gräbner, Fritz, Ethnologie. (Die Kultur d. Gegenwart.) Berlin-Leipzig.

Gusinde, Martin, Estado actual de la cueva del Mylodon. (Ultima Esperanza-Patagonia austral.) (Rev. Chile de Hist. Nat., XXV, 1921.)

Boas, Franz, The Measurement of Differences between variable Quantities. (Amer. Statistical Association 1922.)

Posnansky, Arthur, Bosquejo biografico de Don Manuel Vicente Ballivian. La Paz 1922.

Lehmann, Walther, Zentral-Amerika. I. Teil: Die Sprachen Zentral-Amerikas in ihren Beziehungen zueinander sowie zu Süd-Amerika und Mexiko. Berlin 1920.

(Abgeschlossen Ende September 1923.)

Herr Dr. Robert Bleichsteiner übersendet folgende Mitteilung:

Alabi, ein georgisches Längenmaß.[1])

Das Wort *alabi* bezeichnet bei den westlichen Stämmen der Georgier, den Guriern und Imeriern, ein Längenmaß, über dessen genauen Wert die Angaben auseinandergehen; nach der Aussage der einen soll seine Länge etwa einem Meter entsprechen, andere erklären es für etwas länger als den russischen Arschin, dessen Länge im Metermaße 0,711 m

[1]) In georgischen Wörtern sind k', t', p' Laute mit Kehlkopfverschluß, k, t, p aspiriert zu sprechen; c = z, z = s mit Stimmton, dz = z mit Stimmton; ǯ, š, j haben den bekannten Wert, x = ch, ǧ = spirantisches g, q ist ultravelarer Reibelaut.

beträgt. In Ostgeorgien scheint der Ausdruck *alabi* nicht gebräuchlich zu sein. Dagegen kennen ihn die westlichen Nachbarn der Imerier, die Mingrelier, und im Wörterbuche von J. Kipšidzes Mingrelischer Grammatik (St. Petersburg 1914) wird Seite 193 *alabi* (= *ajabi* in der Mundart der Gemeinden Bandzi und Martwili des mingrelischen Dialektes von Senaki) mit Arschin übersetzt, bedeutet also dasselbe wie georgisch *adli*. Damit stimmt die Angabe meines mingrelischen Gewährsmannes, des Studenten Pridon Topuridze, überein, der *alabi* ebenfalls dem russischen Arschin gleichsetzt und seine Länge mit der sechzehnfachen Entfernung der Daumenspitze vom ersten Gelenke des Daumens angibt. Bei den Swanen gilt *alab* ebenfalls einen Arschin. Das Wort ist in David Tschubinows *Dictionnaire Georgien-Russe-Français* nicht enthalten, es wurde mir zum ersten Male durch den gurischen Studenten Datiko Lomadze bekannt, mit dem ich ein Wörterverzeichnis des gurischen Dialektes der georgischen Sprache aufnehme; unter den Wörtern, die mir jener mit georgischer Erklärung aufschrieb, findet sich auch unser Wort mit folgender Erläuterung: *alabi = sazomi, romeli udris erts met'rs. Amis šesaxeb akwt Gurulebs „titebis leksi", romlis dros titebs amodzraweben sigrdzit da datawebis dros erti alabi gamodis.* D. h. „*alabi* ist ein Maß, das gleich einem Meter ist. In Bezug auf ihn haben die Gurier das Gedicht der Finger. wobei sie die Finger der Länge nach bewegen und zum Schlusse kommt ein *Alabi* heraus." Der Ausdruck titebis leksi „Gedicht der Finger" fiel mir auf und ich fragte meinen Gewährsmann, ob ihm die Verse bekannt seien und auf welche Weise man den *alabi* herstelle. Darauf erhielt ich nachstehende interessante Auskunft: Wenn der gurische Bauer einen *alabi* machen will, so geht er in den Wald, schneidet sich einen langen dünnen Stab ab und mißt auf ihn mit den Fäusten und Fingern die erforderliche Länge ab, wobei er den genannten Spruch hersagt, welcher ihm als Richtschnur zur Herstellung des Maßes dient:

Ǯigo, ǯigo, ǯgmanao,
xuto tito, xuto tito,
otxo tito, otxo tito,
samo tito, samo tito
oro tito, oro tito;
tito, tito, titmanao,
čemo dzmao čitanao!
Sad mixwal? — t'qeši –
raiza[1])? — xejza —
ra xejza? — alabiza!

„Faust, Faust, bei der Faust! Fünf Finger, fünf Finger! Vier Finger, vier Finger! Drei Finger, drei Finger! Zwei Finger, zwei Finger! Finger, Finger, beim Finger! O mein Bruder čitana, wohin gehst du?— In den Wald! — Um was? — Um einen Baum! — Um was für einen Baum? Um einen *alabi!*

Dabei wird beim Hersagen der ersten Zeile die Faust dreimal um den Ast gelegt, dann bei den weiteren Zeilen 2×5, 2×4, 2×3 und 2×2 Finger, bei der sechsten und siebenten Zeile viermal je ein Finger, bei der achten dreimal je ein Finger, bei der neunten und zehnten Zeile zweimal je ein Finger quer an den Ast gelegt; man nimmt abwechselnd Faust oder Finger der linken und der rechten Hand. Als mir mein Gewährsmann an einem Stock den Hergang zeigte, betrug die abgemessene Länge etwas über einen Meter. Die Länge muß natürlich je nach den Körperverhältnissen der Person, die den Maßstab herstellt, schwanken. Der merkwürdige Brauch scheint in alte Zeit zurückzugehen, wie ja überhaupt bei den kaukasischen Völkern in Brauch und Glauben sich vieles Uralte bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Wort *alabi* ist im Sprachgebrauch der Gurier noch sehr lebendig; man kann häufig Sätze hören wie: *ramdeni alabia simaglit?* „Wieviele *Alabi* ist es hoch (von einem Hause)? u. ä. Da mir der Brauch, einen Maßstab unter oder besser durch Hersagen eines bestimmten Spruches herzustellen, bei keinem anderen Volke untergekommen ist, wende ich mich an die Fachkollegen mit der Anfrage, ob ihnen irgendwelches Vergleichsmaterial hiezu bekannt ist.

[1]) Das gurische Suffix *-za* entspricht dem schriftgeorgischen *-twis* „für, um—willen".

Außerordentliche Hauptversammlung am 13. Dezember 1923.

1. Die Versammlung setzt auf Vorschlag des Ausschusses den Mitgliedsbeitrag für 1924 einhellig mit K 50.000 fest.

2. An Stelle des verstorbenen Ausschußrates und früheren langjährigen Vizepräsidenten Hofrat Prof. Dr. Vatroslav Jagić wird Herr Hofrat Prof. Dr. Leopold Adametz als Ausschußrat gewählt.

3. Herr Dr. Siegfried Weiß macht eine vorläufige Mitteilung

Über angeborene Assymmetrie beim Säugling.

Wenn ich als Kinderarzt vor der verehrlichen Anthropologischen Gesellschaft mit einer Arbeit aus ihrem Gebiete vorzutreten wage, so ermutigt mich dazu der freundliche Geist unseres verewigten Professors Pöch. Er war es, der mich vor mehr als zehn Jahren aufforderte, in seinem wissenschaftlichen Fachkreise aus der Fülle meiner 25jährigen Beobachtungen das Bildlich-Darstellbare zur Anschauung zu bringen. Pöch war es, dem ich mein Tatsachenmaterial zur Prüfung vorlegte. Einen Akt der Dankbarkeit dem Andenken meinem Freunde gegenüber erfülle ich, wenn ich die erste vorläufige Veröffentlichung hier vorzubringen mir erlaube.

Jeder praktische Arzt kam schon oft in die Lage, bei Müttern, die um die Schönheit ihrer Kinder besorgt sind, wegen abstehender Ohren Abhilfe anraten zu sollen. Diese anfänglich rein kosmetische Angelegenheit hat mich dazu geführt, Beobachtungen an Säuglingsschädeln in systematischer Weise anzustellen und zu sammeln.

In erster Linie kam es darauf an, zu bestimmen, in welchem Zeitpunkte zuerst das auffallende Abstehen der Ohren festgestellt wurde. Nach meiner genauen Ausfrage der Mütter sollen die Neugeborenen schon bald nach der Geburt diejenige Seitenlage bevorzugt haben, wo die Ohrmuschel umgelegt ist. Betrachtet man in der Folge die Schädel solcher Kinder genauer, so sieht man, daß die Scheitel- und Hinterhauptsgegend auf der Seite der abstehenden Ohren abgeflacht ist. Eine ebensolche Abflachung ist an der gegenüberliegenden Stirngegend vorhanden.

An der Seite der abstehenden Ohrmuschel ist dagegen eine sichtliche Vorwölbung des Stirnbeines nachweisbar.

Die abstehende Ohrmuschel ist ferner etwas nach vorn gerückt. Die anliegende, fest angedrückte Ohrmuschel ist in gleichem Maße nach hinten verlagert. Nasenrücken, Nasenspitze sind ebenfalls von der Mittellinie abweichend. Sie sind fast immer nach der Gegenseite der abstehenden Ohren gerichtet. Auch am Stamme kann die gleichsinnige Assymmetrie beobachtet werden. Der Brustkorb, manchmal sogar das Becken, sind in derselben Richtung schräg-oval verbogen. Die Abflachung und Vorwölbung der Schädelgegend ist von einer ebensolchen Veränderung der gleichen Seite am Brustkorb und Becken begleitet. Aus dem regelmäßigen Vorkommen dieser Assymmetrie können Gesetzmäßigkeiten in Ursache und Erscheinung solcher Schädel- und Körperformen abgeleitet werden. Die häufig wiederkehrende Assymmetrie muß auf eine fast regulär vorkommende Ursache schließen lassen. Es kann nicht ein bloßer Zufall sein, daß die

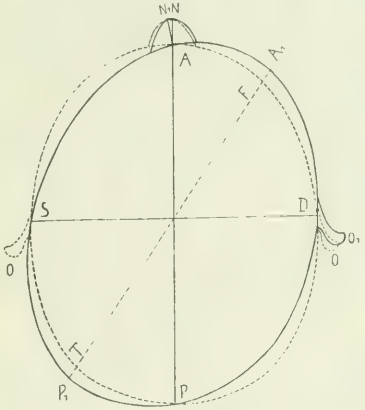


Abb. 1.

AP = Langsdurchmesser, N, N_1 Nase.
DS = Querdurchmesser, O, O_1 = Ohr,
FT = Diameter.
A, N, O, P, O normal ---- -------
N_1, A_1, O_1, P_1 assymmetrisch ———

Merkmale der Assymmetrie immer und immer wieder in gleichmäßiger Anordnung vorhanden sind.

Die Hauptmerkmale sind:

1. Der Schiefschädel. Das Rhombokephaloid.
2. Das Abstehen und Vorrücken der Ohrmuschel.
3. Die Abweichung der Nasenscheidewand.

Man kann diese Trias als Stirn-Scheitel-Hinterhaupts-, als Nasen- und als Ohrensymptom kurzweg bezeichnen.

Die Methode der Untersuchung war möglichst einfach. Es wurde hauptsächlich die Besichtigung in den drei Ebenen vorgenommen und die Beschreibung nach dem Augenmaß gemacht. Wohl war ich im Anfange bestrebt, die verschiedenen Messungsmethoden in die Untersuchung einzuführen. So wurde mittels eines dünnen Bleidrahtes der Schädelumfang durch enges Anpressen abgenommen und als horizontaler Schädelschnitt gezeichnet. Auch Messungen mit dem Tasterzirkel habe ich versucht. Sie brachten jedoch kein besser verwertbares Ergebnis als die Beschreibung durch die einfache Besichtigung des Kindes in Rücken- und Bauchlage und im Schoß der Mutter sitzend. Als technisches Hilfsmittel hat sich allerjüngster Zeit das von Wimberger angegebene Sitzbänkchen für Säuglinge erwiesen. Dasselbe wurde zur Röntgenaufnahme für Säuglinge an der Universitäts-Kinderklinik eingeführt. Die Verwendung für die Betrachtungsweise hat sich als äußerst vorteilhaft erwiesen.

Beim Besuche jeder Säuglingsfürsorgestelle, wohin ein großes Material an Kindern zusammenströmt, kann man schon bei einer einmaligen Besichtigung die Häufigkeit der Assymmetrie feststellen. Es sind unter den im ersten Lebenshalbjahr befindlichen Kindern ungefähr 40% durch einen mehr oder weniger vollständigen Merkmalkomplex gekennzeichnet. Es kommen naturgemäß zahlreiche sogenannte Formes frustes vor. Mitunter ist nur das Hinterhauptsscheitelsymptom oder nur das Stirnsymptom bzw. das Nasen- oder Ohrenmerkmal vorhanden. Vollständig ausgebildete Fälle sind in einer geringeren Zahl von Häufigkeit nachzuweisen.

Man muß unterscheiden zwischen der Assymmetrie, die unmittelbar nach der Geburt in Erscheinung tritt und eine direkte Folge des mechanischen Geburtsaktes ist. Diese Assymmetrie kann als vorübergehend bezeichnet werden. Sie kann aber auch sich erhalten und schon die Grundlinien der bleibenden und dauernden Assymmetrie zeigen. Die letztere allein ist es, die das Interesse für die Bearbeitung des Stoffes beansprucht.

Das Ohrenmerkmal ist nur eines der drei Hauptsymptome und konnte nicht mehr im Mittelpunkt der Frage bleiben. Aus dem Ohrenbefund konnte man nunmehr auf die Assymmetrie des Schädels zurückschließen. Die Hauptbedeutung liegt in der Gesamtassymmetrie des Schädels und des kindlichen Körpers.

Der Gegenstand interessiert nicht nur subjektiv die Mutter und den praktischen Kinderarzt vom Standpunkt der äußeren Schönheitslinie, sondern vielmehr den Anatomen und den Anthropologen. Vornehmlich lenkt die Assymmetrie der Schädelformen das Interesse in die Bahnen der modernen Familienforschung und Vererbungswissenschaft. Wurde vorerst versucht, die ganz bestimmte Gesetzmäßigkeit aus den physikalisch-mechanischen Raumverhältnissen heraus zu erklären, dann mußte später auch die Lehre von Erbmaße und Keimanlage zur Erforschung herangezogen werden. Von diesen neuzeitlichen Gesichtspunkten aus soll eine vollständige Betrachtung des großen Gebietes der Säuglingsassymmetrien in einer ausführlichen Darstellung demnächst herausgegeben werden.

Verzeichnis der Lichtbilder.

I. Ansicht von vorn und unten (innen).

1. P. E. ♀ 3 Monate, rechte Ohrmuschel abstehend, vorgerückt, rechte Stirnhälfte vorgewölbt, rechte Wange vorgewölbt, linke Stirnhälfte flach, Nase ein wenig nach links abweichend. 2. T. R. ♀ 5 Monate, rechtes Ohr abstehend, vorgerückt, rechte Stirne, rechte Wangenhälfte vorgewölbt, linke Stirne abgeflacht, Nase deutlich nach links abweichend. 3. D. E. ♂ 5 Monate, rechtes Ohr sehr wenig abstehend, im Helix leicht geknickt, rechte Stirne vorgewölbt, linke Stirne abgeflacht, Nase sehr wenig nach links abweichend. 4. F. H. ♂ 5 Monate, rechtes Ohr ohne Abweichung, rechte Stirne stark vorgewölbt, linke Stirne abgeflacht, Nase keine Abweichung.

II. Ansicht von hinten.

5. P. E. ♀ 3 Monate, rechtes Ohr abstehend, rechte Scheitelhinterhauptsgegend abgeflacht. Linkes Ohr anliegend, linke Hinterhauptsscheitelgegend vorgewölbt. 6. T. R. ♂ 5 Monate, rechte Ohrmuschel abstehend, verbildet, geknickt, rechte Scheitelhinterhauptsgegend abgeflacht. 7. L. K. ♂ 4 Monate, rechte Ohrmuschel abstehend, rechte Warzenabteilung stark abgeflacht.

III. Ansicht von oben.

8. D. H. ♂ 9 Monate, rechtes Ohr leicht abstehend, linke Stirn abgeflacht, rechte Stirngegend vorgewölbt, rechte Scheitelhinterhauptsgegend abgeflacht, linke Scheitelhinterhauptsgegend vorgewölbt. 9. O. V. ♂ 9 Monate, linkes Ohr abstehend, verlängert, verbildet,

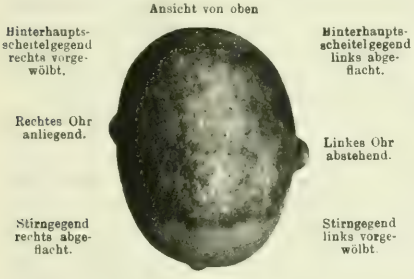


Abb. 2.

nach vorn gerückt, linke Scheitelhinterhauptsgegend abgeflacht, linke Stirngegend vorgewölbt, rechtes Ohr anliegend, klein, rechte Scheitelhinterhauptsgegend vorgewölbt, rechte Stirngegend abgeflacht.

IV. Ansicht von der Seite.

10. O. V. ♂ 9 Monate, linke Ohrmuschel abstehend, vergrößert, geknickt.

V. Ansicht von vorn.

11. O. V. ♂ 9 Monate, linke Ohrmuschel abstehend, vergrößert, verbildet, Nase nach rechts abweichend.

VI. Ansicht von außen.

12. Z. J. ♂ 11 Monate, Schädeldeckeskelett, rechtes Stirnbein abgeflacht, rechte Scheitelhinterhauptsgegend vorgewölbt, linkes Stirnbein vorgewölbt, linke Scheitelhinterhauptsgegend abgeflacht (Abb. 2).

VII. Ansicht von innen.

13. Z. J. ♂ 11 Monate, rechtes Stirnbein abgeflacht, linke Scheitelhinterhauptsgegend desgleichen, linke Stirn- und rechte Scheitelhinterhauptsgegend vorgewölbt.

4. Frau Dr. Hella Pöch hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Anthropologische Untersuchungen an westwolhynischen Flüchtlingen.

Der Vortrag wird in den „Mitteilungen" erscheinen.

5. Herr Prof. Dr. Georg Kyrle übersendet folgende Erwiderung:

Höhensiedelungen der Hallstattzeit am Westrande des inneralpinen Beckens.

Zu den auf Seite [5] des Bandes LIII dieser Mitteilungen veröffentlichten Diskussionsbemerkungen des Herrn Hofrates J. Szombathy sei eine kurze Erwiderung gegeben, da sie nicht eine wortgetreue Wiedergabe der Diskussion, sondern vielmehr eine spätere schriftliche Ausarbeitung darstellen, die stellenweise über den Rahmen des gesprochenen Wortes hinausgehen und auf den vorangegangenen Vortrag nicht oder ungenügend Bezug nehmen.

1. Was die Zeitstellung der Siedelungsfunde vom Kalenderberg, Rauhenegg und Malleiten anbetrifft, so erübrigt sich hier eine weitere Ausführung, weil sich jeder Fachmann aus den von mir monographisch publizierten Material selbst ein Bild darüber machen kann. Ich meine, daß auch Herr Hofrat J. Szombathy beim Studium dieser Literatur zu keinem anderen Schlusse als ich kommen könnte; wenn aber dennoch, so wäre es seine Sache, meine Zeitzuteilungen mit sachlichen Argumenten zu bestreiten.

2. Was die Zeitzuteilung der Malleitner Tumuli anbetrifft, so habe ich im Vortrage bemerkt, daß die Datierung Szombathys bezüglich der von ihm zuerst geöffneten Hügel Nr. IV und Nr. V (flüchtige Veröffentlichungen in diesen Mitteilungen, 1894, S. [201, 202] sowie 1895, S. [69]) „ältere Stufe der sogenannten Hallstattperiode" augenscheinlich auf einem Druckfehler beruhe, da ich nicht annehmen konnte, daß „rote, mit schwarzen geometrischen Ornamenten gemalte Vasen, schwarz glänzende konische Vasen von der Gestalt der Bronzesitulen, jede mit einem Deckel" „zwei große flachkonische Schüsseln, deren Innenseite mit Leistchenornamentmuster verziert ist", „Halbmondfibula mit Kettchenanhängsel, deren Enden von gelblichen Glasperlen gebildet waren", „eine Anzahl von Emailperlen, meist blau mit gelben Ringen oder Augen" auch heute noch von ihm für althallstättisch gehalten werden.

3. In meinem Vortrage habe ich weiters kritisiert, daß bis heute die immerhin wichtigen Tumuli keine entsprechende Veröffentlichung gefunden haben, obwohl seit den 90iger Jahren des verflossenen Jahrhunderts bis jetzt sowohl genügend Zeit als auch publizistische Möglichkeiten gewesen wären. Die teilweise Ausstellung der Funde in der Schausammlung der prähistorischen Abteilung des Staatsmuseums erscheint hiefür als kein genügender Ersatz, weil aus der Schaustellung z. B. über die Lage der Funde zueinander, über die Lage im Grabe selbst und über die Anlage der Hügel usw. keine Aufschlüsse gegeben werden und weil die Funde nicht nur musealmäßige Schauobjekte, sondern der ganze Fundkomplex einen wissenschaftlichen Wert darstellt, von dem eine gut begründete Gepflogenheit, auf welcher der ganze Fortschritt in einer Wissenschaft beruht, in Form von erschöpfenden Veröffentlichungen der gesamten Fachwelt Kunde gibt. Wollen wir hoffen, daß dies trotz der Schaustellung im Staatsmuseum vielleicht doch in absehbarer Zeit geschieht.[1])

4. Durch dieses jahrelange publizistische Schweigen kommt Hofrat J. Szombathy auch in die Lage, jetzt erst die Feststellung zu machen, daß er schon längst den künstlichen Charakter des Riesentumulus erkannt hätte, obgleich sein Exkursionsbericht vom 4. Juni 1893, wie er selbst andeutet, eine Auffassung im gegenteiligen Sinne nahelegt und der von den beiden angeführten Zeugen noch lebende, überaus verdienstvolle Forscher Ignaz Hofmann wiederholt erklärte, daß der Riesentumulus als natürliche Bildung angesprochen wurde.

5. Bezüglich der Frage, wie weit der Raubgräberschacht in den Tumulus hineinreichte, verweise ich auf die ausführliche Veröffentlichung der Grabung durch F. Mühlhofer, die im 6. Hefte der Mitteilungen des Bundesdenkmalamtes 1923 erscheint. Nur so viel sei hier vorweg genommen, daß an eine Ausbringung der überaus mächtigen Felsblöcke des Steinsatzes durch einen engen, senkrechten Schacht aus technischen Gründen nicht zu denken ist und an Ort und Stelle ein „auffallender Unterschied zwischen den alten Randteilen des Steinsatzes und dem aufgelockerten Innenteil desselben“ weder von mir noch von den Ausgräbern festgestellt werden konnte.

6. Damit erledigt sich auch die Annahme Szombathys, daß die einzelnen Holzüberreste an der Basis des Tumulus von einer Schachtverzimmerung stammen. Eine Altersbestimmung der Holzreste aus ihrem Erhaltungszustande zu versuchen („es kann kaum über ein Jahrhundert im Boden gelegen sein, eher weniger“), halte ich für unwissenschaftlich, es sei denn, daß Herr Hofrat Szombathy bisher der Fachwelt vorenthaltene Methoden gefunden hätte, die aus dem Erhaltungszustande des Holzes auf ein Jahrhundert genau bestimmen ließen, wann sie in die Erde gelegt wurden.

7. Die einzelnen Portionen verschiedenen Materials in der Erdaufschüttung ist keine nebensächliche, sondern bisher leider eine noch viel zu wenig beachtete Erscheinung. Gerade auf die Bauart der Hügel wurde bei uns bisher fast gar nicht geachtet, obwohl diesbezügliche genaue Untersuchungen, wie z. B. die Grabungsergebnisse am Kung Björns hög zeigen, nicht unwesentliche Details ergeben können,

8. Die sehr verspäteten Rekriminationen an den Ausgrabungen des Kalenderberges bei Mödling muten recht sonderbar an, da Hofrat Szombathy erst 10 Jahre nach der monographischen Veröffentlichung der Kalenderbergfunde Anlaß zu einer öffentlichen Kritik findet und weil die jetzt kritisierten Arbeiten und die Gewinnung des Fundmaterials mit Wissen und gewissermaßen unter Aufsicht des dortmaligen Ausgrabungsinspizierenden der Zentralkommission, der Hofrat Szombathy war, vorgenommen wurden.

Auch vor der gesetzlichen Regelung des Ausgrabungsdienstes ist es den Beamten der ehemaligen Zentralkommission, wenn auch nicht immer, so doch in den weitaus meisten Fällen gelungen, zweckwidrige Ausgrabungen auf gütlichem Wege entweder einzustellen oder in solche Bahnen zu lenken, daß dadurch den wissenschaftlichen Ergebnissen kein Abbruch getan wurde. Wenn Hofrat Szombathy schon im Jahre 1892 den Eindruck gehabt hätte, daß die Funde vom Kalenderberg „leider ganz unsystematisch zusammengebracht sind“, so ist nur zu bedauern, daß er nicht dortmals durch seine einflußreiche amtliche Stellung entweder die Grabungen einstellen ließ oder sie in Bahnen lenkte, die auch ein Bild über den „Bauplan der einzelnen Hütten“ ergeben hätte.

[1]) Die Veröffentlichung liegt bereits seit mehr als einem Jahre druckreif vor und die Drucklegung wird hoffentlich in nächster Zeit möglich sein. (Anm. d. Schriftleitung.)

6. Herr Hofrat Dr. Franz Heger übersendet einen Bericht des Herrn Karl Schuel über:

Ausgrabungen in der Quebrada von Humahuaca nördlich von Jujuy (Argentinien).

(Mit 1 Abbildung im Text.)

Während meiner vierjährigen Tätigkeit in der Quebrada von Tilcara habe ich fast in allen Antiyualen von Jujuy bis Aucara Ausgrabungen ausgeführt und fasse meine Beobachtungen im folgenden zusammen:

Die Ruinen der Ansiedlungen sind verschieden. Bei Jujuy sind Fundamente nur oberflächlich angelegt; es scheinen hier Tolderies gewesen zu sein. Gräber habe ich hier keine gefunden, doch dürften die alten Bewohner eine Begräbnisstätte gehabt haben, aber, da beinahe das ganze Terrain unter Kultur ist, konnte ich keine weiteren Ausgrabungen ausführen.

Weiter nach Norden in Hornillos scheinen die Häuser aus Holz und Binsen oder aus Schilf verfertigt, und scheint die ganze Ansiedlung durch Feuer vernichtet worden zu sein. Gräber fand ich nur wenige, dagegen die Objekte in den Häusern, in einer Schichte von Kohle und Asche, wie sie gebraucht wurden, das meiste aber zerbrochen. Auch verbrannte menschliche Knochen fanden sich in den Häusern.

In den übrigen Ruinen waren nur Steinhäuser, mit Schilf oder Kaktusbrettern gedeckt, vorhanden. Viele derselben liegen auf ziemlich steilen Hügeln und sind diese oft mit Steinmauern umgeben; andere liegen dagegen ganz bis an den Flußrand und ohne jede Verteidigungsanlage. Die Häuser standen dicht aneinander gedrängt; sie waren meist rechteckig, manchmal mit abgerundeten Ecken, seltener kreisrund. Die Fundamente sind oft bis 1,20 m tief, bis 0,80 m dick und sehr sorgfältig ausgeführt. Es wurden die Steine dazu je nach der Lage aus dem Flusse gebracht oder aus dem umgebenden Felsen gebrochen. Dazwischen führen Wege, die bis 1,5 m breit sind und manchmal an besonders steilen Stellen Stiegen besitzen.

Die Häuser selbst waren verschieden groß, von 3 m² bis 20 m². Es sind jedoch auch große Reste von Fundamenten vorhanden, die bis 100 m² erreichten. Dies waren jedenfalls Corale (Hürden) für Llamas und Alpacas.

In einigen Ruinen stehen noch vereinzelte Häuser; dieselben sind bis 2,5 m hoch und nur teilweise eingefallen.

Die Türen waren durch aufrechtstehende große Steine bezeichnet; über die Höhe derselben läßt sich nichts sagen.

Im allgemeinen sehen sich die Ruinen alle ähnlich.

Fast alle sind mit Gruppen von Armleuchter-Kaktus (Cereus) bewachsen und scheinen dieselben gepflanzt worden zu sein. Die Früchte sind genießbar und das Holz diente zur Beheizung der Häuser und zu anderen Zwecken; die Stacheln fanden verschiedene Verwendung: in Bündeln zum Kämmen, als Tätowierwerkzeuge und dann zum Stricken von Jäckchen.

Es finden sich ferner die sogenannten Rastrojos, d. h. die Felder der alten Bewohner. Es sind die Reihen von Mauern, die sich kilometerlang den Lehnen entlang ziehen. Dieselben sind meist aus sehr großen Steinblöcken gebaut und 1,5—2 m voneinander entfernt. Öfter findet man bis zehn solcher Mauern. Sie dienten jedenfalls gegen das Abrutschen der Erde und wurden mit Spaten aus Holz und Stein bearbeitet.

Gebaut wurden: Mais, Kürbis, Bohnen, Kartoffeln und Quinoa.

Die eigentlichen Fundstätten, die irgend einen Aufschluß geben, sind die Gräber. Von solchen habe ich bis jetzt zehn verschiedene Arten gefunden (s. Abb. 3; die Ziffern in der Abbildung entsprechen den nachfolgenden Ziffern).

1. Hieher gehören die ältesten Gräber; sie sind nur in der Erde ausgeführt ohne Steine.

2. So wie die vorigen, doch befinden sich eine Menge Steine über dem Leichnam.

3. Desgleichen jedoch 30—40 cm unter der Oberfläche, mit Steinplatten gedeckt.

4. Die sogenannten Rondelle, kreisrund gemauerte Gräber, bis 80 cm tief und 60 cm Durchmesser. Die Mauern sind aus mittelgroßen Steinen sehr sorgfältig ausgeführt und besitzen öfter einen als Stütze des Fußes hervorspringenden Stein, der beim Auf- und Absteigen von den Reittieren diente. Dieselben sind ohne Decke.

5. Rondelle in Reihen, mit Steinplatten gedeckt.

6. Sotanos. Ein Rondell ist oft bis 1,20 m tief, mit Steinplatten gedeckt, ohne Erde; darin befinden sich das Skelett und die verschiedenen Objekte (Beigaben).

7. Wie die vorigen, doch ist noch eine zweite Decke aus Steinplatten im Rondell, auf aufrechtstehenden Steinen ruhend, vorhanden. Dann kommt das Skelett ohne Erde.

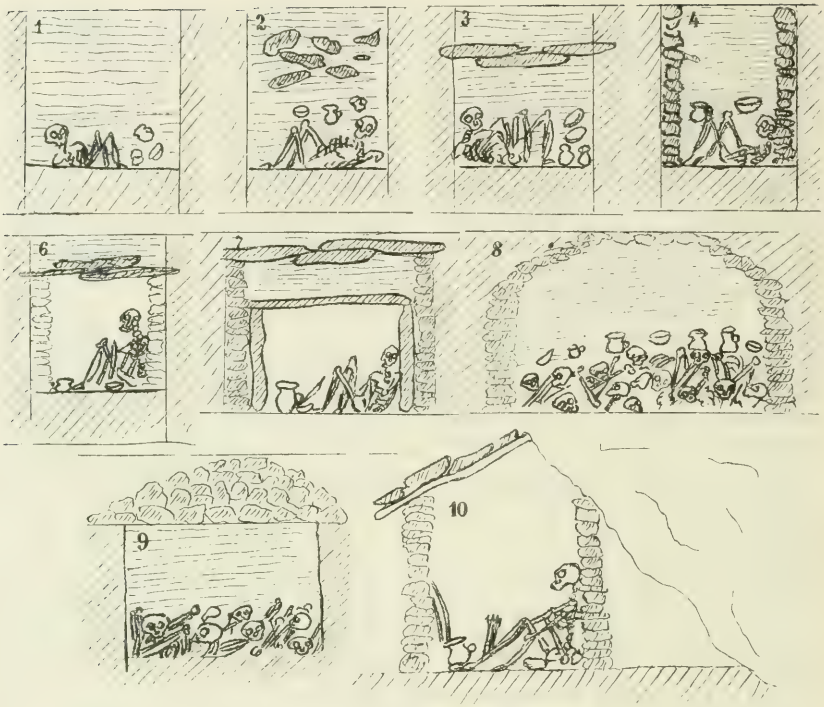


Abb. 3.

8. In Pucara de Tilcara fand ich ein Massengrab. Dasselbe war auf zirka 2 m² groß, aus Steinen gemauert und mit Steinen eingewölbt; es enthielt mehr als 30 Skelette.

9. Eine andere Art von Massengrab, nur in der Erde ausgeführt und an der Oberfläche mit einer 2 m langen und 80 cm hohen Steinpyramide gedeckt. Es enthielt 14 Skelette ohne jede Beigabe.

10. Die Gräber finden sich an der bolivianischen Grenze in einer Höhe von 4000 bis 4500 m. Die Leichen wurden nur selten in den Ansiedlungen bestattet; sie wurden meist auf fast unzugänglichen Stellen im Gebirge unter Felsvorsprüngen in kleinen Steinhütten beigesetzt. Diese Hütten haben an der Oberfläche meist 1,30 m im Quadrat, sind 1,40 m hoch; sie sind mit Baumästen und Steinplatten gedeckt. Darin befindet sich die Leiche meist mumifiziert in sitzender Stellung.

An einigen Orten finden sich keine Gräber in den Ansiedlungen und wurden die Leichen in den Schluchten unter Felsvorsprüngen verbrannt wie im Calchaqui-Tale.

In den meisten Ruinen lassen sich zwei verschiedene Perioden unterscheiden, die ältere reich, die jüngere arm; oft ist nur die jüngere Art vorhanden.

Meiner Ansicht nach ist die ältere Art von den Ureinwohnern angelegt. Hier findet man ziemlich reiche Beigaben an Gold, Silber sowie von schön geformten und bemalten Tongegenständen. Hier fand ich auch zwei Goldmasken über dem Schädel, dann ein 2,40 m langes Halsband aus Türkis- und Goldperlen.

Als die Ureinwohner von den Kriegern der Incas unterworfen wurden, wurden alle besseren Objekte und auch die Künstler an den Hof des Inca gebracht und blieb in den Ansiedlungen nur die Bevölkerung zurück, die Feldarbeit verrichten mußte. Dieselben besaßen keine schönen Gegenstände, sondern nur Kochgeschirre sowie Spaten und Hacken. Dies war in der zweiten Periode der Fall.

Zumeist sind die Gräber in den Häusern selbst angelegt; manchesmal jedoch auch außerhalb. In einigen Ruinen sind förmliche Friedhöfe, aus lauter Rondellen bestehend, angelegt.

Ein ganz merkwürdiger Umstand ist das Zerstückeln der Leichen.

So fand ich in einem Topfe in feine Gewebe eingehüllt einen Schädel und unter diesem das eigentliche Grab mit dem Reste des Skelettes und mit schönen Beigaben. Wahrscheinlich war hier ein Edler bestattet worden. An anderer Stelle fand ich Skelette, bei denen der Unterkiefer fehlte, und solche, wo dieser vorhanden war, aber der Schädel fehlte. Es dürften dies Gräber von im Kampfe gefallenen Feinden gewesen sein.

Auch bei der Bestattung in Urnen mußte der Körper zerstückelt werden. Kinder wurden meist in kleineren Urnen bestattet.

7. Herr Hofrat Dr. R. Lasch übermittelt einen Brief des Officiers van Gezondheit, Oost-Indisch Leger, Dr. Alfred Kalthofen (eines Wieners) aus Long Nawang in Zentral-Borneo vom 20. August 1923, dem wir folgendes entnehmen:

Anfangs Jänner (1923) kamen wir nach Tarakan, der bekannten Petroleuminsel an der Nordostküste, von wo ich nach einer zweitägigen Fahrt den Sesejap aufwärts

Abb. 4. Abwehrgeister vor dem Eingang eines Hauses. Die Manner tragen hier, um die sehr anspruchsvollen Weiber zu befriedigen ein Stück Bambus durch die glans penis. Man sieht es hier bei der Figur auch.

Abb. 5. Hausbau in Long Nawang.

— Tarakan ist seiner Mündung vorgelagert — meine Garnison Kabiran, ein buginesisches Dorf, mitten im Urwald erreichte. Es ist die höchstgelegene Malaiensiedlung, ein paar Stunden stromaufwärts beginnen die ersten Ansiedlungen der Dajak. In der Kabirangegend sind sie sehr stark degeneriert, schwächlich, kinderarm und von der Malaria schwer heimgesucht — ich fand in einigen Dörfern durchschnittlich 60% Milztumoren und viel Framboesie. Männer und Frauen tragen weit ausgedehnte Ohrläppchen, die mit einer Unzahl Ringen beschwert sind, die Männer, wenigstens die schon einen Kopf erbeutet haben, tragen außerdem noch einen

Tigerzahn im oberen Teil der Ohrmuschel; sie sind Animisten und beleben alles mit Geistern, vor denen sie viel Angst haben und die

spielt bei ihren vielen religiösen Gebräuchen und in jeder Phase des Lebens des Mannes eine große Rolle. Jetzt wird dagegen durch die

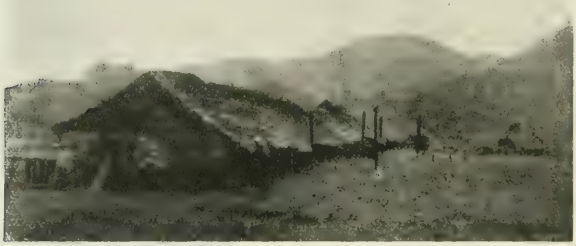


Abb. 6. Ma Djalan, ein Dorf stromaufwärts. Es besteht aus 14 150—200 *m* langen Häusern. An den durchlaufenden Gang (links) schließen sich (rechts, in etwa 6 m Breite) hintereinander die einzelnen Familienwohnräume an, jede mit einer Feuerstelle; in diesen Wohnräumen sind wieder einzelne Schlafstätten abgegrenzt.

sie mit vielen Opfern besänftigen müssen; die Boten der Geister sind verschiedene Vögel, die sie bei allem, was sie beginnen, um Rat

holländische Regierung streng vorgegangen, aber sie finden doch noch manchmal ein „kansje", um einen frischen Kopf zu erbeuten.

Abb. 7. Leiche eines Häuptlings in einem bemalten ausgehöhlten Baumstamm. Darüber ein aus Holz geschnitzter Drache Ta Baijo und Streithüte, Schwerter, Perlgürtel der Frauen und vieles, was er im 6. Jenseits nötig hat. Diese Dinge werden auch zum Teil ins Grab mitgegeben.

fragen. Früher (diese Strecke ist erst vor 3—4 Jahren unter holländischer Verwaltung) waren sie eifrige Koppensneller, denn der Kopf

Sie leben in Dörfern, die aus einem einzigen Haus bestehen und sind eigentlich wirkliche Kommunisten; alles gehört allen, auch die

unverheirateten Mädchen machen keine Ausnahme; diese toben sich daher auch in der unbeschränktesten Weise aus; ist sie jedoch verheiratet, ist sie für jeden anderen unantastbar.

Nach drei Monaten wurde ich hieher nach Zentral-Borneo versetzt, in die Apokajan. Es ist ein Gebiet an der britischen Grenze und wird durch zirka 15.000—20.000 Kenjadajak bewohnt, die in 16 großen Dörfern wohnen. Es ist von der Außenwelt ganz abgeschlossen und von unermeßlichen, vollkommen unbewohnten Urwäldern umgeben. Die Reise hieher dauerte 37 Tage von der Küste, zwei Monate von Kabiran, alles zu Fuß oder im Ruderboot. Wir leben hier sehr primitiv und einsam, denn das ganze Gebiet bis zur Küste ist menschenlos, unsere einzige Abwechslung ist der Transport von der Küste alle sechs Wochen mit der Post. Alles muß von da angeführt werden, hier ist nichts zu kriegen, denn die Bevölkerung erntet selbst nur mit Mühe und Not ihren armseligen Bergreis. Auch mit der Jagd sieht es im Gegensatz zum immens wild- und fischreichen Nordost-Borneo traurig aus, denn die Bevölkerung hat hier bereits alles ausgerottet. Die Bevölkerung ist dieselbe wie in Nordost-Borneo, wenigstens in großen Zügen, nur noch viel weiter zurück, dabei nicht so aufrichtig und vertrauensvoll gegen uns wie dort. Die Kenjas roden alle halbe Jahr ein neues Stück Urwald und bebauen es; es wird also zweimal im Jahre geerntet. Jede Familie hat eine eigene Reisscheuer. Im Hause jedes bedeutenderen Häuptlings ist über dem Feuerplatz im Vorraum eine ganze Reihe abgeschlagener Köpfe aufgehängt.

Wir geben hier einige von Dr. Kalthofen gemachte Aufnahmen wieder: Abb. 4—7.

Monatsversammlung am 10. Jänner 1924.

Herr Dr. Viktor Lebzelter hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Rassengeschichte Südosteuropas.

An der Diskussion nahmen teil Dr. Weninger und Prof. Dr. Kraitschek.

Außerordentliche Versammlung am 14. Februar 1924.

1. Der Vorsitzende Prof. Dr. Rudolf Much gedenkt des vor wenigen Tagen in Berlin verschiedenen Ehrenmitgliedes der Gesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Felix von Luschan.

2. Univ.-Prof. Dr. Walter Lehmann (Berlin) spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

Beziehungen der alten Kulturen Mittelamerikas zu denen Südamerikas.

LITERATURBERICHTE.

I. **Günther, Dr. Hans F. K.:** *Deutsche Rassenbilder.* Eine Tafel mit 32 Bildern und einer vergleichenden Übersicht körperlicher Merkmale der vier in Deutschland vorkommenden europäischen Rassen nach der Rassenkunde des deutschen Volkes. 8° bzw. 48×64 cm. J. F. Lehmann, München 1924. Preis 1·10.

Für Aufklärungs- und Propagandazwecke (in Schulen, Kasernen usw.) hat der bekannte Münchener Verlag jetzt dieses Werbeplakat herausgebracht, dessen Bilder aus Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" entnommen sind.

Die Rassentafel stellt also einen für Werbezwecke besonders sinnfällig gestalteten Auszug des Wesentlichen aus diesem erfolgreichen Buche dar.

M.

II. **Grobba, Dr. Fritz:** *Die Getreidewirtschaft Syriens und Palästinas seit Beginn des Weltkrieges.* Orientbuchhandlung Heinz Lafaire, Hannover 1923.

Verfasser, der den Weltkrieg am syrisch-palästinensischen Kriegsschauplatz mitmachte, legt in diesem Buche ein wertvolles Dokument zur Geschichte und Politik Syriens und Palästinas seit 1914 vor. Seine Darlegungen fußen teils auf eigenen Beobachtungen, teils auf denen berufener Kenner oder auf amtlichen Quellen. Vom anthropogeographischen Standpunkte beachtenswert sind die Kriegsfolgen für die besprochenen Gebiete. In gewissen Landstrichen verursachten sie eine Verminderung, in anderen, wie z. B. Ostjordan und Hauran, eher eine Vermehrung der Bevölkerung. Vom ethnographischen Standpunkte bemerkenswert ist auch die Verpflanzung einer Schifferbevölkerung von Jaffa an das Tote Meer, die während des Krieges erfolgt, als Jaffa geräumt werden mußte. Es entstand so an diesem Binnensee eine nicht unbedeutende Ansiedlung mit Bootswerfte und die Leute besorgten einen Segelbootverkehr, der für die Getreideversorgung Jerusalems aus den Ostjordangebieten eingerichtet wurde und wohl auch für die Zukunft von Bedeutung bleiben wird.

Erwähnt sei noch die Feststellung des Verfassers, daß Syrien-Palästina in der Vorkriegszeit bei normaler Ernte ihren Eigenbedarf decken konnten. Trotzdem sind die gegenwärtigen Verhältnisse und die Aussichten für die Zukunft nicht rosig zu nennen, da die politische Zerreissung des Landes die Verbraucher von den Erzeugern abtrennte. Ein Aufblühen der Getreidewirtschaft verspricht sich Verfasser nur von einem politisch geeinten oder doch zur Ruhe gekommenen Syrien und Palästina, das unter Heranziehung aller moderner Hilfsmittel, wie landwirtschaftlicher Maschinen und Bewässerung, arbeitet. Unter diesen Voraussetzungen allerdings könnten die genannten Gebiete sogar wesentliche Überschüsse erzielen, die für den europäischen Markt ernstlich in Frage kämen.

V. Christian.

Ordentliche Hauptversammlung am 13. März 1924.

1. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Rudolf Much, erstattet den

Jahresbericht über das Jahr 1923.

Hochansehnliche Versammlung!

Meiner Aufgabe, Ihnen über die Verhältnisse und die Wirksamkeit der Anthropologischen Gesellschaft im letzten Jahre zu berichten, entspringt zunächst die schmerzliche Pflicht, von den Lücken zu sprechen, die der Tod in die Reihe ihrer Mitglieder gerissen hat.

Am 5. August 1923 starb Hofrat Prof. Dr. Vatroslav Jagić. Er hatte der Gesellschaft seit 1892 angehört, seit 1900 als Ausschußmitglied. Von 1903 bis 1921 war er erster Vizepräsident, trat als solcher nach Toldts Tode wegen hohen Alters zurück, verblieb aber auch weiter noch als tätiger Mitarbeiter im Ausschuß. Jagić galt nach Franz v. Miklosichs Tod unbestritten als der bedeutendste Vertreter der slawischen Philologie, in deren Dienst er nacheinander an den Universitäten Odessa, Berlin, Petersburg und — seit 1886 — Wien als Lehrer und daneben durch höchst fruchtbare schriftstellerische und organisatorische Arbeit tätig war. Sein eigenes Forschungsgebiet hatte mit dem Arbeitsfeld unserer Gesellschaft nur geringe unmittelbare Beziehung. Umsomehr mußten wir einem Gelehrten von seinem Range Dank wissen für das tiefe und opferwillige Verständnis, das er ihren Bestrebungen entgegenbrachte, ein Interesse, das er wohl von seinem großen Vorgänger und Lehrer Miklosich übernommen hatte, der ja auch Mitglied unserer Gesellschaft gewesen war. Zu dem Bilde von Jagić, das sich uns dauernd eingeprägt hat, gehört neben gewinnender Liebenswürdigkeit eine wunderbare, wahrhaft jugendliche Geistesfrische, die er sich bis zuletzt bewahrte; ist doch seine letzte Arbeit 1922 erschienen. Ein ehrenvolles Andenken auch in unserem Kreise ist ihm sicher.

Schon vor Jagić, am 4. Juni 1923, war im 80. Lebensjahr ein anderer hervorragender slawischer Gelehrter, der Russe Dimitry Nikolajewitsch Anutschin, Professor der Geographie und Anthropologie an der Universität Moskau, gestorben, unser Ehrenmitglied seit 1908. Anutschin war ein überaus reger Geist, der sich durch gelehrte Arbeiten auf verschiedenen Wissensgebieten, auch als Journalist und als wissenschaftlicher Organisator betätigte. Von der Zoologie ausgehend, hat er auf Geographie, Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte übergegriffen und außer seiner ersten großen Arbeit über den Volksstamm der Aino, die seinen Ruf begründete, über 200 Publikationen hinterlassen. Eine eingehende Würdigung seiner Persönlichkeit, die im Mittelpunkte der anthropologischen Forschung in Rußland stand, ist hier selbstverständlich nicht möglich.

Unserem, am 7. Februar d. J., verstorbenem Ehrenmitgliede, Geheimrat Prof. Dr. Felix v. Luschan, habe ich schon in unserer letzten Monatsversammlung Worte der Erinnerung gewidmet, denen ich heute nur weniges beifügen will. Im Gegensatz zu Jagić fiel Luschans eigener wissenschaftlicher Interessenkreis ganz mit dem unserer Gesellschaft, der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte des Menschen umfaßt, zusammen und in seltener Vielseitigkeit, die ihn von sämtlichen Fachgenossen unterschied, hat er sich in allen diesen drei Gebieten als Forscher betätigt. Schon als achtzehnjähriger Hörer der Medizin trat er der Anthropologischen Gesellschaft bei, schon im selben Jahre, 1872, brachten die „Mitteilungen" vier Veröffentlichungen aus seiner Feder. Mit 19 Jahren (1873) wurde er Ausschußmitglied und Rechnungsführer, ein Amt, das er ein Jahr später mit dem des Kustos der Sammlung, die damals im Besitz unserer Gesellschaft war, vertauschte. Auch seine spätere Betätigung als Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin hat also schon in seiner Wiener Studienzeit ein Vorspiel. Es verdient wohl besonders bemerkt zu werden, daß er sich in Wien 1882 für Anthropologie habilitierte, als erster also dieses Fach hier an unserer Universität vertreten hat. Die von ihm als Militärarzt beim bosnischen Okkupationsfeldzuge gewonnenen Eindrücke und seine Beteiligung an der großen von Benndorf vorbereiteten und geführten archäologischen Expedition nach Kleinasien gaben ihm Anregungen, die vielfach für seine Arbeitsrichtung bestimmend blieben und nachwirkten, auch nachdem er in der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine einflußreiche und ehrenvolle Berufsstellung gefunden hatte. Er blieb selbst immer Österreicher im Herzen, durch vielfache Bande mit der alten Heimat verknüpft, und auch wir betrachteten ihn immer als zu uns gehörig, selbst dann, wenn sein Standpunkt — wie z. B. in der amerikanischen Negerfrage —

nicht unser aller Zustimmung fand. Daß dieses Leben, das noch reiche Früchte hätte bringen können, nun abgeschnitten ist, empfinden wir als einen ganz persönlichen Verlust. Felix v. Luschan war, wie schon bemerkt, seit 1872 Mitglied der Gesellschaft. Im Jahre 1903 war er durch die Wahl zum korrespondierenden, 1910 durch die zum Ehrenmitglied ausgezeichnet worden.

Auch den Tod Hofrat Prof. Dr. Franz Wiesers Vorstandes des Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck, haben wir zu beklagen. Er war seit 1903 unser korrespondierendes, seit 1920 unser Ehrenmitglied. Lag auch sein Hauptarbeitsfeld auf dem Gebiete der historischen Geographie, das ihm vielfache Förderung verdankt, so hat er sich doch auch auf dem der Urgeschichte verdient gemacht. Besonders diejenige Tirols betrachtete er als seine eigenste Domäne und durfte — er war 1848 in Kufstein geboren — auf den Namen des Nestors der österreichischen Prähistoriker Anspruch erheben.

Der älteste unter den reichsdeutschen Urgeschichtsforschern Dr. Otto Olshausen, der seit 1895 unser korrespondierendes Mitglied gewesen ist, gehört gleichfalls unter die Toten des vergangenen Jahres.

Von unseren wirklichen Mitgliedern starben im Jahre 1923 Oberstleutnant Georg Guttenbrunner und Fabrikant Josef Salzer, letzterer als verständnisvoller Sammler und Förderer volkskundlicher Bestrebungen in weiteren Kreisen bekannt. Auch hier möchte ich aber noch eines Verlustes gedenken, der uns erst im Jahre 1924, und zwar in allerletzter Zeit, getroffen hat durch den Tod des bekannten Abessynienforschers Friedrich J. Bieber, ohne daß es mir möglich wäre, dem Ausdruck der Trauer über sein Hinscheiden eine volle Würdigung seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit beizufügen.

Der Mitgliederstand der Gesellschaft Ende 1923 war folgender:

Ehrenmitglieder	17	gegen	20	Ende	1922
Korrespondierende Mitglieder	82	„	79	„	„
Stifter	6	„	7	„	„
Unterstützende Mitglieder	8	„	12	„	„
Wirkliche Mitglieder	313	„	338	„	„
Zusammen	426	gegen	456	Ende	1922

Es ist also ein Rückgang der Mitgliederzahl zu verzeichnen. Doch ist dieser eigentlich nur ein scheinbarer, bzw. weiter zurück zu datieren; denn er ist hauptsächlich durch Streichung derer veranlaßt, die mit den Beiträgen über zwei Jahre im Rückstande geblieben sind.

Als Subvention hat die Gesellschaft seitens des Bundesministeriums für Unterricht den Betrag von 1,400.000 K erhalten, ferner an Spenden: von der Emergency Society in aid of German and Austrian Science and Art 75 Dollar, durch Prof. Dr. O. Tschumi (Spende des Berner Hilfskomitees zur Unterstützung geistiger Arbeit in Österreich) 2.710.663 K, von Prof. O. Schlaginhaufen, Zürich, 122.460 K, von Kommerzialrat R. Boehmker 100.000 K, außerdem noch einige kleinere Beträge. Für alle diese Zuwendungen sei hier herzlichst Dank gesagt.

Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 63.570.695 K. Davon war auch heuer wieder das meiste, nämlich 42.502.424 K durch Erlös aus den Druckschriften eingegangen.

Monatsversammlungen wurden 9 ordentliche und 8 außerordentliche (darunter 2 zusammen mit der Geographischen Gesellschaft) abgehalten. Außerdem fand eine Führung im Museum (Sammlung Handel-Mazzetti, Südwest-China) statt. Dazu kommt eine ordentliche und eine außerordentliche Hauptversammlung. Zusammen waren es 20 Veranstaltungen mit Vorträgen. Von den Vortragenden seien hier die auswärtigen genannt, nämlich W. Andrae-Berlin, van Bemmelen-Groningen, Consten-Blankenburg, Detzner-Berlin, Fawcett, vormals Polizeipräsident von Madras, Koch-Bonn, Martin-München, Preuß-Berlin, Schrieke-Batavia, Uhle-Quito.

Im Vergleich mit zurückliegenden Jahrzehnten gibt es über unsere Veranstaltungen allerdings in mancher Hinsicht weniger zu sagen, als uns lieb ist. Wir würden ganz gern auch über Grabungen, Wanderversammlungen und Ausflüge etwas berichten, Dinge, an die sich, von ihrem unmittelbaren Wert und Zweck abgesehen, oft dauernde freundliche Erinnerungen mehr persönlicher Art knüpfen. Die Ungunst der Zeitverhältnisse hat uns einen solchen Luxus seit langem verwehrt; ja es gab Tage, wo wir uns wie die Orientalen mit dem Gedanken trösten mußten: Wer das Leben hat, der hat noch viel. Aber jetzt haben wir doch auch in unserer Gesellschaft schon das Gefühl, über das Schlimmste hinweggekommen zu sein. Wir konnten im vergangenen Jahr einen

Band, den 53. unserer Mitteilungen, herausbringen, dessen wir uns nicht zu schämen haben, mit 326 Seiten + Sitzungsberichte [31] Seiten und 72 Textbildern. Ich habe schon bemerkt, daß die wichtigste Einnahmsquelle, aus der wir unsere Zeitschrift bestreiten, der Erlös für unsere Mitteilungen ist; und daß diese Quelle so reichlich fließt, das danken wir zum großen Teil der Mühewaltung und — ich darf wohl auch sagen — der geschäftlichen Begabung unseres Sekretärs Professors Dr. Christian, der sich damit unseren wärmsten Dank verdient hat. Aber auch der uneigennützigen Mitarbeit unseres Mitgliedes Fräulein Lilly Pernt bei den Sekretariatsarbeiten muß heuer wieder dankbar Erwähnung geschehen.

2. Der Rechnungsführer Hofrat Dr. Richard Lasch verliest den Rechnungsabschluß für 1923, dem folgendes entnommen ist:

Einnahmen:	K
Kassarest . . Mark 8918 und	976.186
Zinsen	3.565
Subvention des Bundesministeriums für Unterricht . . .	1,400.000
Mitgliederbeiträge	10,900.183
Spenden: Emergency Society .	5,231.850
Hilfskomitee zur Unterstützung geistiger Arbeit in Bern . . .	2,710.663
Sonstige	483.460
Einnahmen aus Druckschriften	42,502.424
„ „ Vorträgen .	338.550
Druckkosten-Restschuld . . .	4,861.100
Zusammen . . .	69,407.981

Ausgaben:	K
Kosten der Publikation . . .	64,767.541
Kanzleiauslagen	3,491.601
Ausgaben für Vorträge . . .	522.000
Kassarest . . . Mark (Papier) 151.155 und	626.839
Zusammen . . .	69,407.981

Die Versammlung genehmigt den Rechnungsabschluß.

3. Wiedergewählt werden der Präsident Much, die Vizepräsidenten Oberhummer und M. Haberlandt, der Schatzmeister Boehmker, die Ausschußräte Adametz, Geyer, Frau Pöch und Weninger, der Rechnungsprüfer Kulka. An Stelle des langjährigen Rechnungsprüfers Hofrat Wasserburger der seine Wiederwahl nicht anstrebt, wird Dr. Heine-Geldern als zweiter Rechnungsprüfer gewählt.

Zu korrespondierenden Mitgliedern werden gewählt Herr Prof. William K. Gregory in New-York, American Museum of Natural History, und Herr E. Torday in London, Präsident der Royal Anthropological Society.

I. P. Stegmiller S.D.S. hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über den

Volksstamm der Khasi in den Bergen Assams.

Der Vortrag ist in den „Mitteilungen" abgedruckt.

Monatsversammlung am 27. März 1924.

Herr Dr. J. Weninger hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag

Zur Anthropologie der Neger.

An der Diskussion nehmen teil die Herren Stigler, Eickstedt, A. Haberlandt und der Vortragende.

Monatsversammlung am 10. April 1924.

Herr Univ.-Prof. Dr. R. Lach spricht

Über einige ethnographische Probleme der vergleichenden Musikwissenschaft.

An der Diskussion nehmen teil die Herren Röck, Christian und der Vortragende.

Monatsversammlung am 8. Mai 1924.

Herr Dr. Robert Heine-Geldern hält unter Vorführung von Lichtbildern und Demonstrationen einen Vortrag

Vorgeschichte und Völkerschichten Südost-Asiens.

Der Vortrag wird in erweiterter Form in den „Mitteilungen" erscheinen.

Fachsitzung am 22. Mai 1924.

1. Herr Paul Borchardt (Berlin) spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

Ostwestwege in Nordafrika und ihre Zufahrtsstraßen

auf Grund eigener Forschungen in Vorderasien und Nordafrika. Eine Reihe von Karten zeigte diese großen „Naturbedingten Kulturwege" von Zentral- und Südasien aus. Feuchtigkeit, Isothermen, Bevölkerungsdichte usw. bestimmen Wege und Kulturen. Die außerordentlich instruktive Zusammenstellung erscheint als Blatt einer neuen Kartensammlung, die aus der Strzygowski-Schule hervorgeht.

Für das Osthorn Afrikas brachte der Vortragende bisher unbekannte oder falsch erklärte Reisende des 9. bis 17. Jahrhunderts zur Vorlage. Die Oromo werden hienach schon im 9. Jahrhundert im Osthorn genannt und die Annahmen Paulitschkes dadurch bewiesen. Wir erhalten durch diese Feststellungen zum ersten Male für das Osthorn eine genaue Datierung. Die Abhandlung über diese Reisenden (Eldad ha-Dani, R. Benjamin v. Tudela, Gerson b. Elieser) erscheint unter „Die Falaschajuden in Abessinien im Mittelalter" in Anthropos, Wien 1924, XVIII. bis XIX., pp. 258—266.

Die Ostwestwege durch die Sahara gehen auf Forschungen in den Jahren 1913/1914 zurück (siehe Mitt. a. d. deutsch. Schutzgeb., Berlin 1916, und Peterm. Mitt., Gotha 1914). Sie beweisen bisher unbekannte Verbindungswege von Theben—Oase Dachle über Kufara nach Mursuk—Rhat—Hoggarmassiv und dem Niger, Wege, die Herodot und Benjamin v. Tudela beschreiben. Bisher waren sie aber noch nicht richtig erkannt worden. Die Ataranten und Atalanten Herodots und Ptolemäus werden hier zum ersten Male lokalisiert. Es sind die At oder Kel (Söhne) Tarat, die Gründer Rhats und die At Thala, die Bewohner des Hoggarmassives und der Oase Djanut. Die Lösung des Atlantisproblems wird durch diese Feststellungen nähergerückt.

Ein zweiter unbekannter Weg von Abessinien über Dongola—Lagia—Merga—Uwenat nach Kufara und von diesem Schnittpunkt in 30 Tagen nach Tripolis, der uralte Garamantenweg Herodots, wurde ebenfalls beschrieben.

Diese beiden Verbindungswege lassen einen ganzen Teil ethnologischer Fragen in einem neuen Lichte erscheinen. Die Arbeit erscheint unter „Die großen Ostwestkarawanenstraßen durch die lybische Wüste" mit Karte in Petermanns Mitt., Gotha. Zum Schluß teilte der Vortragende noch mit, daß es ihm gelungen ist, das „Buch der Jubiläen" (die sogenannte kleine Genesis) und die vielumstrittene Völkertafel der Bibel (I. Gen. 10) als ein Wander- und Handelsstraßenproblem zu beweisen. Die Verfasser beider Werke kannten und beschrieben in derselben genauen Weise wie Herodot, Edrisi und Benjamin die damals bekannten Wege und die anliegenden Völkerschaften.

2. Herr Hofrat J. Szombathy übersendet folgende Ausführungen:

Zur Abwehr.

Mit innerstem Widerstreben setze ich die Feder an, um mich gegen die in Gestalt einer verspäteten „Erwiderung" auftretenden neuerlichen Angriffe des Herrn Prof. Dr. Georg Kyrle (diese Sitzungsberichte, S. [13]) zu verteidigen und zunächst festzustellen, daß meine in den Sitzungsberichten 1922—1923, S. [5]—[7] abgedruckten Diskussionsbemerkungen bloß auf den vorangegangenen Vortrag Prof. Kyrles und die in ihm enthaltenen Angriffe bezugnehmen und keineswegs über den Rahmen des gesprochenen Wortes hinausgehen, sondern im Gegenteil von demselben nur insoweit abweichen, als einige meinem Munde tatsächlich entschlüpfte heftigere Redewendungen, die mir nicht verewigungswürdig schienen, unterdrückten.

Als Phalanx seiner Angriffe benützt Herr Prof. Kyrle die unserem Sitzungsberichte 1895, S. [69] entnommene Zeile: „ältere Stufe der Hallstattperiode". Sie findet sich in dem kurzen, nicht von mir verfaßten Berichte über eine zur Begrüßung der gelehrten Prinzessin Therese von Bayern am 28. Mai 1895 veranstaltete Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft, in der ich nebenher ausführte, daß die vorgelegten Funde von Fischau älter sind, als die damals durch die epochemachenden Ausgrabungen von Bologna und Este in den Brennpunkt des Interesses gerückte Certosastufe, welche bekanntlich die jüngere Stufe der Hallstattperiode bildet. Der auf das Alter unserer Funde bezügliche Satz, um den es sich hier dreht, lautet: „Der Vortragende verbreitet sich ausführlich über die archäologische Stellung der Funde, fixiert ihr Alter auf das 6. bis 7. Jahrhundert v. Chr., d. i. die ältere Stufe der sogenannten Hallstattperiode . . ." Dieses „ältere" bezog sich auf den Vergleich mit der Certosastufe und gilt in diesem Sinne heute noch. Wenn man an diesem Satze etwas bemängeln wollte, so wäre es etwa, daß vor dreißig Jahren die Unterteilung der Hallstattperiode in vier Stufen noch nicht existierte und daß man damals die absolute Chronologie der prähistorischen Perioden um wenige Jahrhunderte näher an die Jetztzeit heraufrückte, als gegenwärtig. Immerhin wäre es kleinlich, an dem damaligen Stande unserer jungen Wissenschaft derart zu nörgeln. Ich hatte damals für die Fischauer Tumuli die Stufe, welche jetzt als „Hallstatt C" bezeichnet wird, im Auge. Heute bin ich geneigt, für einen Teil der fraglichen Funde auch „Hallstatt B" in Anspruch zu nehmen. Die seitherige Literatur über die benachbarten gleichaltrigen Fundstellen, auf die mich Herr Prof. Kyrle verweisen zu müssen glaubt, die aber dem vorhandenen reichen Fundmaterial nicht vollkommen gerecht wird (trotz der Ausführlichkeit, mit der z. B. nahezu 1000 Einzelmessungen an 18 Dutzend zusammenhangsloser Spinnwirtel mitgeteilt werden, u. dgl.), kann mich keines anderen belehren.

Wenn aber Herr Prof. Kyrle den Hauptteil des oben angeführten Satzes („6. bis 7. Jahrhundert") unterdrückt und nur den Nebensatz aus dem Zusammenhange reißt, um damit beim Leser die (unrichtige) Ansicht zu erwecken, daß ich im Sinne der heutigen Chronologie vielleicht die Zeit vor dem 10. Jahrhunderte für die fraglichen Höhensiedlungen in Anspruch nehme, wenn er mir also einen nicht bestehenden Fehler unterschiebt, um ihn dann bemängeln zu können, so muß er es sich gefallen lassen, daß ich Erörterungen auf der Basis dieser in unserer Wissenschaft Gott sei Dank ganz ungewöhnlichen Methode ablehne.

Ebenso sollte ich eine Erörterung der Unterstellung ablehnen, welche in dem folgenden Satze halb versteckt enthalten ist: „Durch dieses jahrelange publizistische Schweigen kommt Hofrat J. Szombathy auch in die Lage, jetzt erst die Feststellung zu machen, daß er schon längst den künstlichen Charakter des Riesentumulus erkannt hätte, obgleich . . ." Man merke: „Jetzt erst". Die Frage der Priorität ist ja hier von geringstem Belang. Jedenfalls bin nicht ich der Entdecker. Meine in der Debatte am 26. Oktober 1922 gegebene Darstellung und die Begründung, warum ich von einer Durchgrabung dieses Tumulus Abstand nahm, bleibt aufrecht. Herr Prof. Kyrle, der zuerst in seinem Vortrage den Tumulus als intakt hingestellt hatte, mußte ja später im Laufe der Debatte zugeben, daß derselbe bereits verletzt war. Und die Tatsache, daß die Herren Hofmann und Pichler ihn im Jahre 1893 als Grabhügel in Betracht zogen und ihn deshalb (nur deshalb) mir und den Teilnehmern an der Exkursion der Anthropologischen Gesellschaft besonders zeigten,[1]) kann nicht aus der Welt geschafft werden, selbst wenn sich Herr Hofmann heuer, nach 31 Jahren, nicht mehr daran erinnern will, wie Prof. Kyrle sagt. Übrigens haben ja schon die lang vorher tätig gewesenen Plünderer des Hügels seinen Charakter richtig erkannt. Das Bild, welches der vom Gipfel her angegriffene Tumulus kurz vor der jetzigen Ausgrabung darbot, und meine Darstellung des Ergebnisses dieser Ausgrabung beruhen auf der wiederholten Autopsie durch meine erfahrenen Augen und auf den unbeeinflußten, frischen Berichten der beteiligten Lokalforscher. Es wird sich daran nichts ändern lassen.

Zur Beurteilung des Alters der im großen Tumulus gefundenen Holzreste bedarf es keiner „bisher der Fachwelt vorenthaltener Methoden", wie sie Prof. Kyrle in Anspruch nimmt, sondern nur einer entsprechenden Erfahrung. Prähistorische Holzreste sind in der porösen, feuchten Erde der Fischauer Tumuli nur so weit in erkennbarer Form

[1]) Sitzber. d. A. G. 1893, S. 80.

konserviert, als sie mit Metallsalzen (Eisen- oder Kupfersalzen) imprägniert sind.[1]) Sonst sind in diesem Milieu selbst widerstandsfähige Holzarten, wie Eiche und Lärche, entweder bis in den Kern vermorscht oder nahezu gänzlich vergangen. Die fraglichen, im großen Tumulus vereinzelt vorgekommenen vierkantigen Balken aus leichter vergänglichem, weichem Holz sind aber so gut erhalten, daß man sie ohne weiteres in langen Stücken herausziehen konnte. Sie sind ganz gewiß nicht prähistorisch.

Von anderer Bedeutung als diese mehr oder weniger wissenschaftlichen Fragen ist es, daß Herr Prof. Kyrle seine Angriffe nunmehr dahin erweitert, mir eine Mitschuld an der Mangelhaftigkeit der von anderen Personen selbständig ausgeführten Aufsammlungen beizumessen und mir nachträglich die Vernachlässigung einer Aufsichtspflicht anzudichten, die in der von ihm angedeuteten Art niemals existiert hat, abgesehen davon, daß man zu irgendeinem Eingriff in fremde Ausgrabungen nicht das geringste gesetzliche Recht gehabt hätte. Auch nicht für die Ausgrabungen auf dem Kalenderberg bei Mödling, obwohl gerade an dieser Stätte der Leiter der Ausgrabungen, Herr Skribany, im freundlichen Einvernehmen mit mir alles geleistet hat, was außerhalb des Rahmens seiner sonstigen, anders gearteten Obliegenheiten und unter den obwaltenden äußeren Verhältnissen möglich war.[2])

Mit seinen Angriffen hat Herr Professor Kyrle unvorsichtigerweise eine Frage des inneren Betriebes berührt, die ich lieber mit allen zu ihr gehörigen Belegen in unseren Archiven ruhen gelassen hätte. Die bisherige Machtlosigkeit unserer Denkmalschutzorgane und verschiedene offenkundige Einseitigkeiten des Amtsbetriebes sind ein unerquickliches Kapitel für sich. Sollte aber das Bundesdenkmalamt, dessen Beamter der Herr Angreifer ist, den hier veröffentlichten Angriffen gegen meine Person näher stehen und eine genauere Auseinandersetzung wünschen, so kann ich mit meinem Material dienen und brauche mich nicht zu scheuen, den alten Staub aufzuwirbeln.

Einstweilen nur einige Sätze zur Abwehr: Ich persönlich war immer gern bereit, einer jeden wissenschaftlichen Ausgrabung auch außerhalb meines Konservatorenbezirkes mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Herr Prof. Kyrle kann selbst Beispiele dafür anführen. Und in dem Bemühen um die Verbesserung von Ausgrabungsarbeiten und um die Sicherung gefährdeter prähistorischer Funde bin ich so weit gegangen als möglich. So weit, daß ich z. B. einmal im Kampfe gegen fremdländische Raubgrabungen in Krain, von der k. k. Zentralkommission während der Amtshandlungen im Stiche gelassen, sogar meine Anstellung am Museum gefährdet sah.

Ein Beispiel für die Verkehrtheit der Angriffe des Herrn Prof. Kyrle liefert die in Diskussion stehende Ausgrabung des großen Tumulus bei Fischau. An dieser beteiligten sich zwei Beamte des Bundesdenkmalamtes und hielten die ganze Unternehmung mir und dem Staatsmuseum gegenüber geheim, obwohl (oder weil) man wußte, daß ich als der Erforscher der unmittelbar benachbarten Tumulusgruppe und als der für den Bezirk bestellt gewesene Konservator des Denkmalamtes ein zweifaches Interesse an der Untersuchung haben mußte. Einer dieser Beamten war Herr Prof. Kyrle. Wird er es mir auch als mein Verschulden anrechnen, daß bei dieser Grabung jene sehr erwünschten Erfahrungen und Ratschläge mangelten, die ich hätte beisteuern können?

Meine volle Zustimmung hat jedoch Herr Prof. Kyrle mit der tadelnden Bemerkung, daß von den reichen Schätzen, die durch meine Tätigkeit in die prähistorische Sammlung des Staatsmuseums gelangten, bisher nur wenig veröffentlicht ist. Diese Rückständigkeit der Publikationen ist vom Übel. Sie kann aber niemandem so peinlich sein, als mir selbst. Und wenn mir meine vielen amtlichen und sonstigen Obliegenheiten die Muße gelassen hätten, recht fleißig zu publizieren, dann würde ich vielleicht auch persönlich jenes Ansehen gewonnen haben, welches selbst einen außerordentlichen Universitätsprofessor abhalten könnte, mich mit den bedauerlichen Angriffen zu überfallen, deren ich mich hier zu erwehren habe.

Wien, im Mai 1924.

[1]) Z. B. Teile des Lappenbeilstieles aus dem Tumulus X im Feichtenboden. Siehe meinen Fundbericht in diesem Bande Tafel 10.

[2]) Trotz dieser aufrichtigen Anerkennung des selbstlosen Eifers Skribany's kann man aber nicht die dem Endresultate anhaftenden, in der Diskussion erwähnten Mängel beseitigen, die ja Herrn Prof. Kyrle selbst vor Augen stehen. Siehe z. B. Jahrb. f. Altertumskunde VI, 1912, S. 224.

Monatsversammlung am 12. Juni 1924.

1. Frau Dr. Hella Pöch spricht unter Vorführung von Lichtbildern

Über Handlinien.

Der Vortrag wird in den „Mitteilungen" erscheinen.

2. Herr Univ.-Prof. V. Christian spricht über

Den Pariastamm der Slêb.

Unter diesem Titel hat Werner Pieper in der Zeitschrift „Le Monde Oriental", XVII/1—75, äußerst wertvolles Material veröffentlicht, das er aus der zerstreuten Literatur zusammentrug, um die Frage nach der Herkunft dieses merkwürdigen Jäger- und Handwerkervolkes zu klären. Leider scheint der Verfasser weder über ethnologische noch anthropologische Schulung zu verfügen, wie deutlich aus dem Nachworte hervorgeht, wo er zu Foy's Ansichten über das vorgelegte Material Stellung nimmt. Verfasser hält die Slêb für echte Semiten körperlich wie kulturell.

Gehen wir zuerst vom Anthropologischen aus: Im großen und ganzen unbrauchbar sind, wie S. 3f. schon Verfasser ausführt, die Angaben von St. Elie bezüglich des Aussehens der Slêb; er schildert sie wohl als zierlich, jedoch als blond, blauäugig, hellhäutig. Da er den Slêb auch kulturelle Eigenschaften zuschreibt, die wir bei den Drusen wiederfinden, so müssen auch diese Körpermerkmale, die gelegentlich als Merkmale eines Großteiles der Drusen erwähnt werden (s. Mülinen, Beiträge zur Kenntnis des Karmels, S. 33; Butler, H. C. The Geogr. Rev., IX, 107), als drusische gelten, scheiden also als Slêb-Merkmale aus. Denn wie Pieper (S. 21) selbst betont, schließen sich viele Stammesfremde den Slêb an, was im Laufe der Jahrhunderte zu einer starken Abwandlung des Urtypus geführt haben muß. Freilich, wenn Pieper aus diesem Grunde glaubt, daß eine genaue Körpermessung der Slêb kaum etwas Wesentliches für die Herkunft dieses Volkes erbringen würde, so unterschätzt er die Möglichkeiten der modernen Anthropologie und Vererbungslehre doch allzusehr. Im Gegenteil, wir können wohl mit Gewißheit sagen, daß die Verarbeitung derartiger Messungen fast mit mathematischer Sicherheit uns die Aufbauelemente und wohl auch deren relatives Alter zueinander bloßlegen müßte. Ziehen wir nun von den gegebenen Beispielen der Körpermerkmale ab, was sich bei Drusen und Beduinen findet, so bleibt ein Komplex, der eigenartig ist, und unbedingt auf Zugehörigkeit zur mediterranen Rasse hinzuweisen scheint: kleine, zierliche Gestalt, hübsche Gesichter[1]), dunkle Augen und Haare. Ich befinde mich vollständig mit Littmann in Übereinstimmung, der nach Pieper (S. 75) der Ansicht ist, daß es zwei Typen der semitischen Rasse gibt — einen mediterranen und einen Wüstenzweig. Die Slêb gehörten dem ersteren an, der in der Hauptsache in Syrien und Palästina verbreitet ist, semitisiert ist und nicht wie die Wüstenbewohner echte Semiten umfaßt. Mit anderen Worten: als echte Semiten darf man nur die großwüchsigen Beduinen ansehen — eine Ansicht, zu der auch sehr gut das Ergebnis paßt, zu dem Pöch (Hamit.-semit. Rassenmerkmale, Ber. d. FJOO., II, 17—24) hinsichtlich des semitischen Typus gelangte. Körperlich sind also die Slêb wohl keine Semiten, sondern Mediterrane, die vermutlich dem protohamitischen Sprachstamme angehörten.

Kulturell springt sofort als unsemitisch ihr Jägerberuf in die Augen, da ja der echte Semite als Nomade seinen Lebensunterhalt gewinnt. Sehr primitiv ist auch die Art, wie sie das Wild durch Anschleichen jagen; verhältnismäßig jung dürfte wohl das Hetzen mit dem Esel sein und und es erschiene mir nicht unmöglich, daß gerade die Verwendung des Esels bei der Jagd den Ausgangspunkt seiner Zähmung und Züchtung für die Slêb bildete. Die übrige Viehzucht (etwas Kleinvieh, selten Kamele) ist so unbedeutend, daß sie sich deutlich als von der Umgebung erborgt kenntlich macht. Weitere primitive Merkmale sind das Kleid und Zelt aus Gazellenfell, Bogen und Pfeil, Keule und Stockschild. Wenn hie und da gewebte Zeltbahnen erwähnt werden, so ist das Angleichung an die Beduinenkultur, gerade so, wie ja gelegentlich auch Beduinenkleidung erwähnt wird. Bemerkenswert ist allerdings, daß auch das mit gewebten Zeltbahnen hergestellte Zelt nach der Beschreibung bei Pieper (S. 25) vom richtigen Beduinenzelt sich unterscheidet, indem es anscheinend nur einen Sonnen- und Windschirm darstellt. Daß Bogen und Pfeil wirklich die charakteristischen Slêbwaffen sind, wird durch den Umstand nicht berührt, daß beide Waffen auch sonst in Arabien in Gebrauch waren; das Wesentliche ist, daß ihnen die typischen Beduinenwaffen, die verschiedenen Speere, Schwert usw., so gut wie ganz

[1]) Vgl. z. B. Man, 1921, 70: A note on a little known Type in the Mosul Area; diese kurze Notiz scheint Pieper entgangen zu sein.

fehlten.[1]) Geradezu beweisend für die primitive Abkunft der Slêb sind aber Keule und Stockschild. Pieper allerdings (S. 23) weiß letzteres Gerät nicht zu deuten, das als Stab mit Henkel beschrieben wird; er will in dieser Waffe ein Wurfholz oder einen Schleuderstock sehen. Es kann sich aber, wie ein Vergleich mit ähnlichen Geräten aus Australien oder vom oberen Nil (Dinka und Verwandte) zeigt, doch um nichts anderes als um den Stockschild handeln, der zum Parieren der Keulenschläge dient.[2])

Die Slêb verdienen ihren Lebensunterhalt außer durch die Jagd und das Züchten von Eseln besonders auch als Schmiede und Zimmerleute, Ärzte, Sänger und Tänzer. Inwieweit es sich dabei um ursprüngliche oder später angenommene Berufe handelt, wird noch genau zu untersuchen sein. Sicher ist die Ausübung des Schmiedehandwerkes (und wohl auch die des Zimmermannhandwerkes) kein typisches Merkmal der Kultur eines Jägervolkes, das, in der Steppe herumschweifend, aus sich selbst wohl nie über Holz- und Steingeräte hinausgekommen wäre. Das Schmiedehandwerk mit seinen Erzfundstätten, Schmelzplätzen usw. ist an feste Orte gebunden, muß also bei seßhaften Völkern entstanden sein und bei dem wandernden Jägervolk der Slêb einen Import darstellen. Ähnlich liegt es vielleicht auch bei ihrer Betätigung als Sänger und Tänzer, lauter Gewerbe, bei denen Zigeunereinfluß vermutet werden könnte; die mesopotamischen Zigeuner sind ja als Musikanten bekannt (vgl. Pieper, S. 72) und das Schmiedehandwerk treffen wir fast überall als Zigeunerberuf an. Dagegen könnte die ärztliche Tätigkeit auf sehr altem Kulturgut fußen; die Heilmittel bestehen im wesentlichen im Brennen oder im Auflegen einer Salbe. Dabei sind jedoch bezüglich Ort und Gestalt des Brandmales mit Rücksicht auf die verschiedenen Krankheiten bestimmte Vorschriften zu beachten, die nur der Heilkundige kennt und auf diesen Geheimnissen beruht seine ganze Kunst (Pieper, S. 38). Es liegen also Zauberwirkungen vor und es wäre sehr interessant, die ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen im einzelnen zu kennen und zu wissen, wie diese Weisheit weiter vererbt wird. Auch die von den Slêb geübte Wahrsagerei gehört wohl gleichfalls in das Kapitel von der Wirksamkeit magischer Kräfte. Was sonst Pieper von der Gedankenwelt der Slêb, ihren religiösen Vorstellungen usw. berichtet, macht sehr den Eindruck einer Beeinflussung durch die umwohnenden Völker, besonders christliche Einwirkungen scheinen, wie auch Pieper betont, nicht geleugnet werden zu können. Daß im äußeren Verkehr der beiden Geschlechter miteinander ziemliche Freiheit herrscht, darf bei der Lebensweise eines Jägervolkes nicht wundernehmen; ob aber das, was die Forscher über die lockeren Sitten im Geschlechtsleben der Slêb berichten, mehr als Tratsch ihrer arabischen Gewährsmänner ist, bedürfte wohl noch der Untersuchung an Ort und Stelle. Denn der Orient liebt es, den Bevölkerungsgruppen, die von ihrer Umgebung abweichen und sich abschließen, Schauermärchen von geschlechtlichen Orgien anzudichten (vgl. z. B. die Erzählungen über die Tachtadschi.)

Die Ehe wird durch Kauf geschlossen; sichere Reste von Matriachat fehlen. Denn den haigala-Brauch, wonach die Weiber den auf einem Esel vorbeireitenden und von seinen Genossen begleiteten Bräutigam vom Reittier zu stürzen suchen, als Überlebsel von altem Mutterrecht zu fassen, wie dies Pieper (S. 46) tut, geht nicht an; es liegen hier offenkundig nur Überreste des Brautraubes, also einer durchaus vaterrechtlichen Einrichtung, vor.

Eine eigene Sprache scheinen die Slêb nicht zu besitzen, was bei derartig alten Volkstrümmern, die in steter Berührung mit ihren anders sprachigen Wirtsvölkern standen, nicht verwunderlich sein kann; allerdings wäre bei eingehender Forschung an Ort und Stelle auf diesen Punkt ein besonderes Augenmerk zu richten, ob sich nicht doch noch Reste einer eigenen Slêbsprache auffinden lassen, die wohl nicht semitisch wäre.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich entgegen Pieper, in Übereinstimmung mit Foy und Littmann (zitiert bei Pieper, S. 74 f.) der Schluß, daß die Slêb mit großer Wahrscheinlichkeit in ihrem Kerne die Reste einer alten, vorsemitischen, vermutlich mediterranen Bevölkerung darstellen, die auf der Kulturstufe der Jäger stand, Bogen und Pfeil, Keule und Stockschild gebrauchte. Sie waren vaterrechtlich organisiert; hinsichtlich der

[1]) Man, a. a. O., werden zwar lange Speere erwähnt, aber hier handelt es sich sicher auch nur um Kulturangleichung. Auch die Feuerwaffen sind natürlich junger Kulturbesitz.

[2]) Auch der Name des Gerätes (mesbâ') kann wohl nur im Sinne von „Schild" (eigentlich „das Gerät des Hin- und Herbewegens") gefaßt werden, da die Grundbedeutung des Stammes sb' „hin- und herbewegen" ist; vgl. arab. sabaha (sich hin- und herbewegen>) „schimmern". Vom selben Stamme wird auch isba' usw. (der sich Bewegende>) „Finger" abgeleitet.

Religion dürfte als ursprünglich der Zauberglaube anzusetzen sein. Das Fortleben eines Restes dieser Jägerschichte zeigt, daß die Steppen Syriens, Palästinas, Mesopotamiens und Nordarabiens in vorsemitischer Zeit anscheinend in der Hauptsache von Vertretern der mediterranen Rasse bewohnt waren, die in ihrer Hauptmasse in Nordafrika und Westeuropa saßen wo wir noch heute ihre Nachkommen kennen. Da wir anderseits vorgeschichtliche Reste einer mediterranen Jäger(?)bevölkerung auch aus Turkestan kennen (s. MAGW., LIV, 43), gewinnt die Möglichkeit an Wahrscheinlichkeit, daß auch Kleinasien einst von Mediterranen bevölkert war, was für die Erklärung gewisser Eigenheiten in einigen kleinasiatischen Sprachen von besonderer Bedeutung wäre.

An der Diskussion nahmen teil die Herren Stigler und A. Haberlandt.

Monatsversammlung am 26. Juni 1924.

Herr Dr. Friedrich Röck spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

„Altamerikanische Kulturbeziehungen".

In der Diskussion spricht Herr R. Much.

Eingänge für die Bibliothek.

Lehmann-Nitsche, Robert, Zur Volkskunde Argentiniens. (S.-A. aus Zeitschrift des Vereines f. Volkskunde in Berlin, 1914/3.)

Dashian, Vard. Jacobus, La population arménienne de la région comprise entre la mer Noire et Karin (Erzeroum). Traduit de l'arménien par F. Macler. Wien 1922.

Batikwerk, Tentoonstelling door het Java Instituut. Inleiding en Catalogus.

Smith, G. E., The Influence of Ancient Egyptian Civilization in the East and in America. Manchester 1916.

Beyer, Hermann, El llamado „Calendario Azteca". Descripcion e interpretacion del Cuauhxicalli de la „Casa de las Aguilas". Mexico 1921.

Boman, Eric y Gresslebin, Hector, Alfareria de Estilo Draconiano de la Region Diaguita (Republica Argentina). Buenos Aires 1923.

Pohlig, Hans, Völkerkunde und Palethnologie. Berlin 1923.

Rivers, W. H. R., Dreams and Primitive Culture. Manchester 1917/1918.

Perry, W. J., War and Civilisation. Manchester 1917 1918.

Klotz, Petrus, Fünf Äquatorlängen um die Erde vom Nil zum Kap. Freiburg i. Br. 1923.

Hettner, Alfred, Der Gang der Kultur über die Erde. Leipzig-Berlin. (Geogr. Schriften, Bd. I.)

Schmitt, Erich, Die Grundlagen der chinesischen Kultur. Berlin 1922.

Ross, Colin, Der Weg nach Osten. Reise durch Rußland, Ukraine, Transkaukasien, Persien, Buchara und Turkestan. Leipzig 1923.

Teichman, Eric, Travels of a consular officer in Eastern Tibet together with a history of the relations between China, Tibet and India. Cambridge, Univ. Press, 1922.

Strauss, D. Fr., Der alte und der neue Glaube. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 25.) Leipzig 1923.

Feuerbach, Ludwig, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 26.) Leipzig 1923.

— Das Wesen der Religion. 30 Vorlesungen. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 27.) Leipzig 1923.

Schmidt, Dr. Heinr., Philosophisches Wörterbuch. 7. verb Aufl. (Kröners Taschenausgabe.) Leipzig 1922.

Lenz, Dr. Fritz, Menschliche Auslese und Rassenhygiene. 2. verm. u. verb. Aufl. München 1923.

Hartman, C. V., Etnografiska Avdelningen. (Naturhistoriska Riksmuseet.)

Ratzel, Friedrich, Über Naturschilderung. 4. Aufl. Volksausgabe. München und Berlin 1923.

Schmidt, P. W., S. V. D., Die geheime Jugendweihe eines australischen Urstammes Paderborn 1923.

Stefansson, Vilhjalmur, Länder der Zukunft. Fünf Jahre Reisen im höchsten Norden. 2 Bde. Leipzig 1923.

Frobenius, Leo, Märchen aus Kordofan. (Atlantis, Nr. 4.) Leipzig 1923.

– Erzählungen aus dem Westsudan. (Atlantis, Nr. 8.) Leipzig 1923.

Biasutti, R., Osservazioni su alcuni crani di una grotta del mar di Lapponia e sull' etnologia dell' Europa settentrionale. (Estr. dall' Arch. per l'Antrop. e la Etn., LI, 1 4.) Firenze 1921.

— Osservazioni antropologiche su Prigonieri di Guerra (Croati, Sloveni, Ungheresi e Romeni). (Estr. dall' Arch. per l'Antrop. e la Etn., LI, 1/4.) Firenze 1921.

Boman, Eric, Los Ensayos para Establecer una Cronologia prehispanica en la Region Diaguita (Republica Argentina). (Bol. de la Acad. Nac. de Hist., Tomo VI.) Quito 1923.

Becker, C., Im Stromtal des Brahmaputra. München 1923.

Jacob, Georg. Schattenschnitte aus Nordchina. Hannover 1923.

Scheidt, Walter, Die eiszeitlichen Schädelfunde aus der Großen Ofnet-Höhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen. München 1923.

Ratzel, Friedrich, Politische Geographie. München und Berlin 1923.

Pe Maung Tin and Luce, G. H., The Glass Palace Chronicle of the Kings of Burma. Translated by—. Oxford 1923.

Völlick, Dr. B., Aufbau biologischer Ahnentafeln. Pester Buchdruckerei A. G.

Dublin, Louis I., A Preliminary Report of the Committee on Dreyer Measurements in Relation to Life Insurance Underwriting Practice. I. Anthropometric Data. New York 1923.

Imbelloni, J., Nota sobre los supuestos descubrimientos del Doctor J. G. Wolff, en Patagonia. Buenos Aires 1923.

Mendizabal, Miguel O., La Etica indigena. Mexico 1923.

Sapir, E., A Type of Athabaskan Relative and the Phonetics of Haida. New York 1923. (Internat. Journal of American Linguistics.)

Brandstetter, Renward, Wir Menschen der indonesischen Erde. III. Der Intellekt der indonesischen Rasse. Mit indogermanischen Parallelen aus Philosophie und Sprachwissenschaft. Luzern 1923.

Grobba, Fritz, Die Getreidewirtschaft Syriens und Palästinas seit Beginn des Weltkrieges. Hannover 1923.

Fessenden, Reginald Aubrey, The Deluged Civilization of the Caucasus Isthmus. Boston 1923.

Abderhalden, Emil, Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. IX. Methoden zur Erforschung der Leistungen des tierischen Organismus, Teil 3, Heft 1. Vererbungsforschung. Berlin und Wien 1923.

Oetteking, Bruno, On the Morphological Significance of Certain Cranio-Vertebral Variations. (Repr. from the Anatomical Record, XXV/6, 1923.)

Arsandaux, H. et Rivet, P., Nouvelle Note sur la Métallurgie méxicaine. (L'Anthropologie, T. XXXIII). Paris 1923.

— L'Orfèvrerie du Chiriquí et de Colombie. (Journal de la Société des Américanistes, T. XV.) Paris 1923.

Crequi-Montfort, G. de et Rivet, P., La Famille linguistique Takana. (Journal de la Société des Américanistes, T. XIII, XIV, XV.) Paris 1923.

Francke, A. H. u. Paalzow, Anna, Tibetische Hochzeitslieder. Kulturen der Erde. Textwerke. Hagen i. W. 1923.

Wintemberg, W. J., Certain Eye Designs on Archaeological Artifacts from North America. (Trans. Roy. Soc. of Canada.) Ottawa 1923.

Żelizko, J. V., Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner. (Mitt. Geogr. Ges., 1923, Heft 1 3.) Wien.

Malinovski, Dr. Bronislaw, Argonauts of the Western Pacific. London 1922.

Transactions of the Oriental Ceramic Society. London 1923.

Schlaginhaufen, Otto, Die anthropologischen Funde aus den Pfahlbauten der Schweiz. (S.-A. aus Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. zu Zürich, XXIX, 4, 1924.)

Menghin, Oswald u. Wanschura, Viktor, Urgeschichte Wiens. (Urgeschichtliche Volksbücher, i. A. der Wr. Prähist. Ges. herausgeg. von Univ.-Prof. Dr. Oswald Menghin.) 1924.

Deutsche Rassenbilder, eine Tafel mit 32 Bildern und einer vergleichenden Übersicht körperlicher Merkmale der vier in Deutschland vorkommenden europäischen Rassen nach der Rassenkunde des deutschen Volkes von Dr. Hans F. K. Günther. München 1924.

Roscoe, John, The Bakitara or Banyoro. The First Part of the Report of the Mackie Ethnological Expedition to Central Africa. Cambridge 1923.

Evans, Ivor H. N., Studies in Religion, Folk-Lore and Custom in British North Borneo and the Malay Peninsula. Cambridge 1923.

Bittremieux, Leo, Mayombsch Idioticon. (Bibliothèque Congo, X, XI.) Bruxelles 1922.

Hurel, Eugène, La Poésie chez les Primitifs ou Contes, Fables, Récits et Proverbes du Rwanda (Lac Kivu). (Bibliothèque Congo, IX.) Bruxelles 1922.

Samain, A., La Langue Kisonge. Grammaire, Vocabulaire — Proverbes (Bibliothèque Congo, XVI.) Bruxelles.

Vedder, H., Die Bergdama. 2. Teil. (Hamburgische Universität, Abhandlungen a. d. Gebiet d. Auslandkunde, Bd. XIV.) Hamburg 1923.

Philby, H. St. J. B., The Heart of Arabia. A Record of Travel and Exploration. In two Volumes. London 1922.

Lecca, A. G., Les Anciennes Races Européennes et le Substratum des Nations Modernes (à l'âge néolithique). Bruxelles 1924.

Krämer, Augustin, Salamasina. Bilder aus altsamoanischer Kultur und Geschichte. Stuttgart 1923.

Duhn, Friedrich v., Italische Gräberkunde. 1. Teil. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaft.) Heidelberg 1924.

Quellen zur ethnologischen Rechtsforschung von Nordafrika, Asien und Australien 1. Band. Sitte und Recht in Nordafrika, gesammelt von Dr. E. Ubach u. E. Rackow. Stuttgart 1923.

Haberlandt, Michael, Einführung in die Volkskunde. (Volkskundliche Bücherei, Bd. 1.) Wien 1924.

Hercules Read, Charles, A Tribute on his Retirement from the British Museum and a Record of the Chief Additions to the Department of British and Mediaeval Antiquities and Ethnography during his Keepership 1896–1921. London 1921.

Martin, R., Körpermessungen und Wägungen an deutschen Schulkindern. 3. Teil. (Sonderbeilage zu den Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamtes. 1924, Nr. 11.)

— Anthropometrische und ärztliche Untersuchungen an Münchner Studierenden. (Münchner medizinische Wochenschrift, 1924, Nr. 11.)

Teutsch, Julius, Hakenkreuz, Sonnenkult und Arier. (Bulletin de la Section Scientifique de l'Academie de Roumanie, VIII 9.) Bukarest 1921.

Gerhart, Dieter, Kurzer Abriß der Rassenkunde in Anlehnung an die „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Dr. Hans F. K. Günther. München 1924.

Ossendowski, Ferdinand, Tiere, Menschen und Götter. Frankfurt a. M. 1923.

Frobenius, Leo, Das sterbende Afrika. München 1923.

Herzog, Theodor, Vom Urwald zu den Gletschern der Kordillere. Stuttgart 1923.

Nordenskiöld, Erland, Traumsagen aus den Anden. Stuttgart 1922.

Reinhardt, Dr. Ludwig, Helvetien unter den Römern. Geschichte der römischen Provinzial-Kultur. Berlin-Wien 1924.

Hrdlička, Aleš, Catalogue of Human Crania in the U. St. National Museum Collections. The Eskimo Alaska and related Indians North Eastern Asiatics. (Proc. U. St. Nat. Mus., Vol. 63, pp. 1—51.) Washington 1924.

Mendizabal, Miguel, O., The Nahuan Chronology: Astronomical Significance of the Number thirteen (Americ. Anthr., Vol. 25/3.) Lancaster 1923.

Lehmann-Nitsche, R. Mitologia sudamericana. VI. La Astronomia de los Tobas. Buenos Aires 1923.

— Mitologia sudamericana. V. La Astronomia de los Matacos. Buenos Aires 1923.

Koppers, Wilhelm, Unter Feuerland-Indianern. Stuttgart 1924.

Schachtzabel, Dr. Alfred, Im Hochland von Angola Studienreise durch den Süden Portugiesisch-West-Afrikas. Dresden 1923.

Boas, Franz, Modern Populations of America. Washington 1917.

— The Hair Color of the Italians. (Americ. Journ. of Phys. Anthropology, II/1, 1919.)

— New Evidence in Regard to the Instability of Human Types. (Proc. Nat. Acad. of Scie., II, 1916.)

— Eugenetics. (The Scientific Monthly, 1916.)

— Notes on the Anthropology of Sweden. (Americ. Journ. of Phys. Anthropology, Vol. I/4, 1918.)

— The Journal of Sociologic Medicine, Vol. XVIII, Nr. 6. Pittsburg 1917.

Boas, Franz, The Influence of Environment upon Development. (Proc. Nat. Acad. of Scie., Vol. VI, 1920.)

— On the Variety of Lines of Descent Represented in a Population. (Americ. Anthrop., Vol. XVIII/1, 1916.)

— Representative Art of Primitive People. (Extract from the Holmes Anniversary Volume.) Washington 1916.

— Kinship Terms of the Kutenai Indians. (Americ. Anthrop., Vol. XXI/1, 1919.)

— Cuentos en Mexicano de Milpa Alta D. F. (Journ. of Americ. Folk-Lore, Vol. XXXIII, 1920.)

— The Development of Folk-Tales and Myths. (The Scientific Monthly, 1916.)

— Free dom for the School. (School and Society, Vol. VIII, 1918.)

— The Origin of Death. (Journal of Americ. Folk-Lore, Vol. XXX, 1917.)

— The Classification of American Languages. (Americ. Anthropologist, Vol. XXII/4, 1920.)

— The Methods of Ethnology. (Americ. Anthropologist, Vol. XXII/4, 1920.)

— Endowed Institutions of Learning. (School and Society, Vol. XII, 1920.)

— The Social Organization of the Kwakiutl. (Americ. Anthropologist, Vol. XXII, 2, 1920.)

— Frederic Ward Putnam. (Science, Vol. XLII, Nr. 1080, 1915.)

— Nationalism in Europe. (Published under the Auspices of the Germanistic Society of Chicago.)

— Mythology and Folk-Tales of the North American Indians. (Journal of Americ. Folk-Lore, XXVII, Nr. CVI, 1914.)

— The Origin of Totemism. (Americ. Anthropology, Vol. 18, Nr. 3, 1916.)

Parsons, B. C. and Boas, Franz, Spanish Tales from Lagua and Zuni, N. Mexico. (Journal Americ. Folk-Lore, Vol. XXXIII, Nr. 127, 1920.)

Haeberlin, H. K., Types of Ceramic Art in the Valley of Mexico. (Americ. Anthropologist, Vol. XXI, Nr. 1, 1919.)

— Principles of Esthetic Form in the Art of the North Pacific Coast. (Americ. Anthropologist, Vol. XX/3, 1918.)

Teit, James, Traditions of the Lillooet Indians of British Columbia. (Journal of American Folk-Lore, Vol. XXV, Nr. 98, 1912.)

Haeberlin, H. K., Types of Reduplication in the Salish Dialects. (Intern. Journal of Americ. Linguistic, New York 1918, Vol. I.)

Reallexikon der Vorgeschichte. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter. Herausgegeben von Max Ebert, I. Bd., 1 Lief. A — Altkleinasiatische Sprachen Berlin 1924.

Tessmann, Günter, Die Bubi auf Fernando Po. Völkerkundliche Einzelbeschreibung eines westafrikanischen Negerstammes. Hagen i. W. 1923.

de Kat, Angelino, P., Mudras auf Bali. Handhaltungen der Priester. Hagen i. W. 1923

Ray, A. C., Bengalisches Leben. Aufzeichnungen eines jungen Bengalen. Herausgegeben von Kuno Graf Hardenberg. Hagen i. W. 1923.

Much, Hans. Boro Budur, ein Buch der Offenbarung Hagen i. W. 1920.

Döhring, Karl. Siam. Hagen i. W. 1923. Bd. I. Land und Volk, Bd. II. Die bildende Kunst (mit Ausnahme der Plastik).

Weule, Karl, Die deutsche Völkerkunde vor, während und nach der Kriegszeit. Weltevreden 1924.

Schilling, Ernst, Die Faserstoffe des Pflanzenreiches (Bücherei der Forschung, II. Bd.) Leipzig 1924.

Sapir, E., The Algonkin Affinity of Yurok and Wiyot Kinship Terms. Paris 1923.

Zeller, Moritz. Die Knabenweihen. Eine psychologisch-ethnologische Studie. Bern 1923.

Reischek, Andreas, Sterbende Welt. Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland. Herausgegeben von seinem Sohn. Leipzig 1924.

Bauer, Julius, Die konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten. 3. verb. u. verm Aufl. Berlin 1924

Martin, Rudolf, Die Körperentwicklung der Münchener Volksschulkinder in den Jahren 1921, 1922 und 1923. Stuttgart 1924.

Materialien zur Urgeschichte Österreichs. Herausgegeben von der Wiener Prähistorischen Gesellschaft. Heft 2. Wien 1924.

Schmidt, Hubert, Vorgeschichte Europas, Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung. Bd. I. Stein- und Bronzezeit. Leipzig-Berlin 1924.

Outes, Felix F., Nomina de sus Publicaciones 1897–1922. Buenos Aires 1922.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1920. Herausgegeben von E. Hoffmann Krayer. Berlin-Leipzig 1924

Rattray, R. S., Ashanti. Oxford 1923.

Heine-Geldern, Robert, Altjavanische Bronzen. (Aus dem Besitze der Ethnographischen Sammlung des Naturhistorischen Museums, Wien.) (Artis Thesaurus, Bd. I.) Wien, C. W. Stern, 1925.

(Abgeschlossen Ende September 1924.)

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Außerordentliche Versammlung am 25. September 1923:
Posen: Gentilorganisation in der Bibel . . . . . [3]
Außerordentliche Versammlung am 4. Oktober 1923 . . . . . [6]
Monatsversammlung am 11. Oktober 1923 . . . . . [6]
Monatsversammlung am 8. November 1923 . . . . . [6]
Außerordentliche Versammlung am 17. November 1923 . . . . . [6]
Außerordentliche Versammlung am 27. November 1923:
Eingänge für die Bibliothek . . . . . [7]
Bleichsteiner: Alabi, ein georgisches Längenmaß . . . . . [9]
Außerordentliche Hauptversammlung am 13. Dezember 1923:
Weiß: Über angeborene Asymmetrie beim Säugling (mit 2 Textabbildungen) . . . . . [11]
Kyrle: Höhensiedlungen der Hallstattzeit am Westrande des inneralpinen Beckens . . . [13]
Schuel: Ausgrabungen in der Quebrada von Humahuaca nördlich von Jujuy (Argentinien) (mit 1 Textabbildung) . . . . . [15]
Kalthofen: Brief aus Long Nawang in Zentral-Borneo (mit 4 Textabbildungen) . . . . [17]
Monatsversammlung am 10. Jänner 1924 . . . . . [19]
Monatsversammlung am 14 Februar 1924 . . . . . [19]
Ordentliche Hauptversammlung am 13. März 1924:
Much: Jahresbericht über das Jahr 1923 . . . . . [21]
Rechnungsabschluß, Wahlen . . . . . [23]
Monatsversammlung am 27. März 1924 . . . . . [23]
Monatsversammlung am 10. April 1924 . . . . . [23]
Monatsversammlung am 8. Mai 1924 . . . . . [24]
Fachsitzung am 22. Mai 1924:
Borchardt: Ostwestwege in Nordafrika und ihre Zufahrtsstraßen . . . . . [24]
Szombathy: Zur Abwehr . . . . . [24]
Monatsversammlung am 12. Juni 1924:
Christian: Der Pariastamm der Sléb . . . . . [27]
Monatsversammlung am 26. Juni 1924:
Eingänge für die Bibliothek . . . . . [29]

* *

Literaturberichte:
Günther, Dr. Hans F. K.: *Deutsche Rassenbilder.* (M.) . . . . . [20]
Grobba, Dr. Fritz: *Die Getreidewirtschaft Syriens und Palästinas seit Beginn des Weltkrieges.* (V. Christian) . . . . . [20]

GN
2
A83
Bd.53-54

Anthropologische Gesellschaft in Wien
Mitteilungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY